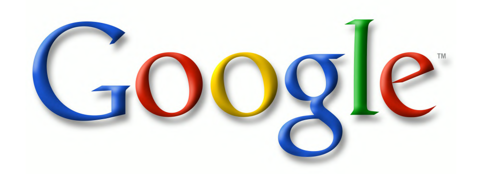



Stanford University Libraries
3 6105 026 465 281



ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

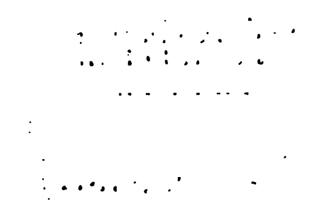
GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

K. SCHENKL, J. HUEMER, F. MARX.

ACHTUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1897.



WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

Inhalt des achtundvierzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1897.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.



bereits als ausgezeichneter Kenner der britischen Geschichte durch die im 46. Ergänzungshefte erschienene Studie 'Die Universitäten Englands zur Zeit der Reformation' bewährt. Alle Recensenten erkannten die tiefe Gelehrsamkeit des Autors an und lobten die Gründlichkeit der Arbeit, doch stießen sich einige an ihrer Richtung. Im Gegensatze zu Wiese sieht nämlich Zimmermann vielfach zu schwarz, und das kommt daher, dass er in erster Linie das Unterrichtswesen ins Auge fasst. Es ist weniger der selbstverständlich exclusiv katholische Standpunkt des Verfassers, der hier zum Ausdruck kommt, als vielmehr die bei einem Jesuiten immerhin auffällige Anschauung von der relativen Vortrefflichkeit des deutschen Schulwesens. Und dieses Moment scheint mir in den ungünstigen Besprechungen zu wenig hervorgehoben worden zu sein. Englands öffentliche Meinung dürfte wenigstens gegenwärtig mehr auf Zimmermanns Seite stehen, wie Äußerungen einiger Lords im Oberhause, unter denen sich selbst ein Rosebery und Playfair befinden, darthun. Denselben Geist athmet Henry Holmans Aufsatz 'Der gegenwärtige Stand des Erziehungswesens in England' in Wychgrams Zeitschr. I, S. 36 ff.[1]) Dennoch möchten auch wir uns mit der Gesammtauffassung des ganzen Werkes nicht völlig einverstanden erklären, wenn wir auch in der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung von ihm vielfach abhängig sein werden. Eine Mittelstellung zwischen Wiese und Zimmermann nimmt Jacques Parmentier ein, der 1896 in Paris eine 'Histoire de l'éducation en Angleterre. Les doctrines et les écoles depuis les origines jusqu' au commencement du XIX. siècle' erscheinen ließ. Mehr als die Hälfte des Buches beschäftigt sich mit einzelnen englischen Pädagogen — dieser Begriff ist sehr weitherzig aufgefasst —, nämlich mit Vives, Sir Thomas Elyot, Roger Asham, Richard Mulcaster, John Brinsley, Milton, Locke, Lord Chesterfield. Die Schulgeschichte selbst wird in vier Zeitabschnitte eingetheilt, deren Marksteine die Eroberung durch die Normannen, die Renaissance, die Reformation und das 18. Jahrhundert bilden. Die zwei letzten Capitel sind der Erziehung des Adels und der anziehenden Biographie des pädagogischen Schriftstellers Robert Herbert Quick (1831—1891) gewidmet. Als merkwürdig für unsere Verhältnisse mag hervorgehoben werden, dass dieses Buch eigentlich nur Vorlesungen enthält, die Parmentier an der Facultät zu Poitiers hielt. Verwunderung dürfte auch die Bemerkung (S. 23) hervorrufen, dass die Vorliebe englischer Pädagogen für körperliche Übungen auf Vives zurückzuführen sei.

Inzwischen war man auch in England nicht unthätig; es erschienen neben allgemeineren Darstellungen, wie Bisson F. S., Our Schools and Colleges. London, Simpkin 1884; Booth Ch.,

[1]) Deutsche Zeitschrift für Ausländisches Unterrichtswesen. Leipzig 1895–1896.

Röhren gefroren waren, erst mit einer Kerze zum Schmelzen bringen. Doch waren die Freischüler braver als die Pensionäre. Das religiöse Leben wurde im Jahrhunderte des Rationalismus nicht besonders gepflegt, worüber man sich nicht sonderlich wundern kann; dennoch sind Äußerungen, wie sie Zimmermann S. 71 anführt, auffällig. Ein früherer Schüler und späterer Lehrer des Eton-College, Paul Kegan, erzählt, dass ihn vom 13.—18. Lebensjahre kein Mensch außer seiner Mutter nach seinem religiösen Leben fragte. Die Überfüllung der Anstalten war so groß, dass z. B. in Eton 570 Schüler auf neun Lehrer kamen. Oberlehrer Keate hatte oft 170 Knaben in seiner Classe, seine Vorgänger sogar 190. Ferner wurden alle Classen in einem einzigen Zimmer unterrichtet. Wordsworth, ein späterer berühmter Lehrer von Winchester, schildert (Zimmermann S. 75) den Zustand also: „Ober- und Unterlehrer ließen an entgegengesetzten Enden des Schulzimmers ihre Schüler ihre Lectionen aufsagen, andere Schüler hatten ihre Lectionen zu lernen, die Scholaren saßen an ihren Pulten, die Pensionäre auf Bänken, wo immer sich ein Platz zum Sitzen fand. Das Gemurmel und Gesumme griff die Nerven gewaltig an. Da überdies noch zwei Hilfslehrer in demselben Zimmer die Schüler abhörten, so ließ sich das Geräusch auch beim besten Willen nicht vermeiden." Milder urtheilt Dr. Gallert (S. 12), der in Highgate School einem derartigen Unterrichte von drei Classen beiwohnte und zu seiner großen Verwunderung nichts von einer derartigen gegenseitigen Störung bemerkte. Heute ist man im allgemeinen von diesem System abgegangen und es wird nur noch in den unteren Classen höherer Schulen angewendet. In Eton ist es zwar aufgegeben, dennoch zieren aber den Saal noch die fünf Katheder der seinerzeit gemeinsam unterrichtenden Lehrer. Von Eton hatte sich auch das System der Privatlehrer (Tutor, Repetitor) an die anderen Anstalten verpflanzt, das dem englischen Schulwesen einen specifischen Charakter verliehen hat und dem Unterrichte in der Schule nicht jene Bedeutung zukommen lässt, die er auf dem Continent hat. Den Wert dieser Einrichtung hat die Unmasse der in England üblichen Prüfungen nicht unerheblich gesteigert (vgl. Dr. Gallert S. 2—11).

Nun wollen wir auf zwei Eigenthümlichkeiten zu sprechen kommen, deren Vertheidigung Wiese im 3. und 4. Briefe übernahm, während ihnen Zimmermann (S. 83—92) nicht freundlich gegenübersteht, wie schon die Capitelüberschrift 'Pädagogische Merkwürdigkeiten' beweist. Wer in die sixth form (Octava) aufsteigt, bekommt nicht nur die Pflichten, sondern auch die Rechte eines Seniors (prepostor); nur die fifth form (Septima) untersteht nicht deren Aufsicht. Jeder Senior wählt sich aus den jüngeren Schülern einen fag (Diener, Fuchs), weshalb diese Einrichtung Fagging-System genannt wird. Nach Adams S. 57 führte diese Gewohnheit Bischof Wykeham, der Gründer des Winchester Colleges,

einmaligem Gebrauche bei einer Züchtigung (birching) verbrannt. Doch ist in University-College-School in London nach Wallichs S. 20 körperliche Züchtigung nicht mehr üblich.

Bis in dieses Jahrhundert war in den Schulen ein nennenswerter Fortschritt nicht bemerkbar. Mathematik, Naturwissenschaft und die neueren Sprachen waren vernachlässigt. Die Kenntnis des Griechischen war selbst bei einem der anerkanntesten Pädagogen des vorigen Jahrhunderts, Dr. Thomas James, dem Oberlehrer zu Rugby, so gering, dass er bei der Interpretation des Euripides zunächst die lateinische Übersetzung und dann erst den griechischen Text erklärte. Für die allgemeine Wertschätzung, deren sich die Anstalten erfreuten, sind Parmentiers Worte (S. 240) charakteristisch: 'Ce qui, dans l'histoire des écoles d'Angleterre au XVIIe et au XVIIIe siècle frappe plus encore que les invectives contre leur enseignement, c'est le discrédit qui ne cesse de peser sur elles et sur leurs maîtres.' Unter solchen Umständen kann man es wohl begreifen, wenn in diesem Jahrhunderte zwei Männer sich ernstlich an eine Reform des nationalen Erziehungswesens machten. Zunächst ist Arnold zu nennen, der von 1828—1842 zu Rugby Oberlehrer war. Bis zu einem gewissen Grade Dr. Andreas Bell, den Vorsteher einer Knabenschule zu Madras in Ostindien, nachahmend, suchte er die Schüler der obersten Classe zwar nicht zum Unterrichte, wohl aber zur Erziehung der jüngeren heranzuziehen. Es gelang ihm, diese für seine Ideen zu begeistern. Er war gleichzeitig ein frommer Christ (vgl. Wiese, 14. Brief, Schluss) und wollte in jeder Schule 1. religiöse und sittliche Grundsätze, 2. das Benehmen eines Gentleman, 3. geistige Regsamkeit finden. Laien wurden vom Unterrichte nicht ausgeschlossen, doch wurde ihnen wie den Geistlichen eingeschärft, dass der Unterricht die herrlichste Seelsorge sei. Trotz seiner Begeisterung für die classischen Sprachen musste er doch dem Zeitgeiste nachgebend neueren Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften wenigstens ein bescheidenes Plätzchen einräumen. Durch Stanleys musterhafte Biographie sind Arnolds Ansichten in weite Kreise gedrungen. Den zweiten Rang nimmt Dr. Eduard Thring, der Gründer von Uppingham-School, ein. Arnolds Grundsätze verallgemeinernd, suchte er alle Schüler zur gegenseitigen Erziehung und Bewachung heranzuziehen. Bei jedem Vergehen lautete seine erste Frage: 'Wer war dabei?' Auch ihm war Religion eine Herzenssache, die körperliche Züchtigung, die er selbst täglich um 12 Uhr vollzog, zog er jeder andern Strafe vor. Eines erreichte er durch seine Methode und seine Strenge, nämlich dass es seinen Schülern nicht leicht war zu fehlen, da ihnen vor allem Liebe zur Tugend eingeflößt werden sollte. Im Gegensatze zu allen anderen Lehrern Englands legte er kein Gewicht auf zahlreiche Preise, Auszeichnungen und gute Universitätsprüfungen seiner Zöglinge. Die Mittelmäßigen waren es, die sich seiner besonderen Gunst erfreuten, nicht die Begabteren, die deshalb

gieng. Von diesen letzten sagt Holman S. 38: „Viele, wenn nicht die meisten von ihnen, waren in jedem Betracht ungenügend für Unterrichtszwecke, und sie verdienten wahrscheinlich keinen besseren Titel als „betrügerische Kosthäuser für Knaben und Mädchen“; denn Kost und Unterkunft waren oft ebenso mager und ärmlich in Quantität und Qualität.“ Für jene aber sind nach demselben Gewährsmanne nach Beseitigung des geistlichen Monopols des Directors herrliche Gebäude errichtet und treffliche Lehrer mit Universitätsbildung und guten Zeugnissen gewonnen worden; die Concurrenz hat ihnen große Verbesserungen abgerungen und viele von ihnen sind in Bezug auf Gebäude, Lehrmittel und die wissenschaftliche Bildung ihres Lehrercollegiums tadellos. Ebenso werden die trefflichen Gebäude mit den großen Sälen und herrlichen Gärten und Spielplätzen von Dr. Gallert S. 12 f. in Eton und von Dr. Wallichs an den anderen Great Public Schools in geradezu enthusiastischer Weise hervorgehoben. Einen guten Einfluss übten auch in neuester Zeit die Vereinigungen der Lehrer. Den Anfang machte 1870 die National Union of Teachers, die jetzt 28.000 Mitglieder zählt und sich auf Lehrer aller Art erstreckt. Ihr schlossen sich viele ähnliche Innungen an, die im Report S. 14 aufgezählt werden.

Gegenwärtiger Zustand.

Der Report theilt S. 41 (Existing Secondary Schools) die höheren Anstalten darnach, ob die Jünglinge dort bis 18 und 19 Jahren oder bis 16 und 17 oder bis 14 und 15 bleiben, in drei Gruppen ein.

A. Schulen ersten Grades (First Grade Schools):

1. Die höheren Endowed Schools (öffentliche Schulen, die aus alten Fonds eine ständige Unterstützung haben) und die 7 Great Public Schools zu Eton, Winchester, Westminster, Charterhouse, Harrow, Rugby, Shrewsbury (First grade endowed schools, including the seven great public schools).

2. Höhere Proprietary Schools (ihre Entstehung und Erklärung wurde oben auseinandergesetzt), die zur Universität vorbereiten (First grade proprietary schools sending pupils to the universities or university colleges).

3. Privatschulen (Private Schools) mit gleichem Ziele (Private schools of the more advanced type).

B. Schulen zweiten Grades (Second Grade Schools):

1. Mittlere Endowed Schools (Second grade endowed schools).

2. Mittlere Proprietary und Private Schools, die für höhere Classen einer Lehrerbildungsanstalt (College of Preceptors) und zu den Localprüfungen in Oxford und Cambridge vorbereiten (Proprietary or private schools, wich send in pupils for the higher classe of the College of Preceptors' examinations, or for the Oxford and Cambridge local examinations).

3. Einzelne Externatschulen an technischen Instituten (Some day schools at technical institutes).

4. Die höheren Classen einiger höherer Elementarschulen (The highest departements of some higher grade elementary schools).

C. Schulen dritten Grades (Third Grade Schools):

1. Niedere Endowed Schools (Third grade endowed schools).

2. Privatschulen, in denen ein Zeugnis für Lehrerprüfungen 3. Classe ertheilt wird (Private schools in which the ordinary standard is that of the third-class certificates in the College of Preceptors' examinations).

3. Höhere Elementarschulen, d. h. untere Bürgerschulen (Higher grade elementary schools).

Wie sieht es nun mit dem Verwaltungsapparate dieser Anstalten aus? Das Education Department gieng aus dem Bedürfnisse der Volksschulen hervor. Nominell untersteht es dem Lord President, dem Vorsteher des Privy Council, des Staatsrathes der Königin. Doch hat die thatsächliche Leitung ein anderes Mitglied des Staatsrathes als Vice-President of the Committee of the Council on Education mit 40.000 Mk. Gehalt, dem ein Staatssecretär mit 36.000 Mk., mehrere Assistant Secretaries mit 24.000 Mk., zahlreiche Senior Examiners mit 13.000—16.000 Mk. und Junior Examiners mit 6000—12.000 Mk. Gehalt sammt mehreren hundert Inspectoren zur Seite stehen. (Nach Brandis Vorgange wurde 1 Sh. = 1 Mk. gesetzt.) Diesem ist eine Anzahl der Endowed Schools untergeordnet, die Lehrerbildungsanstalten, die 12 Externat-Seminare an den Hochschulen, zahlreiche Fortbildungs- und Abendschulen, die gleichfalls von dieser Behörde Unterstützungen (Grants) beziehen.

Ferner haben alle Endowed Schools ihre Schemes, d. h. die zur Erwirkung der weiteren Stiftungsbezüge, Endowments, aufgestellten Statuten dem Education Department zur Prüfung vorzulegen. Der kgl. Inspector hat zu untersuchen, ob die zur Ertheilung der Grants nöthigen Bedingungen vorhanden sind, wobei ihn die Ortsbehörden naturgemäß unterstützen. Landesschulinspectoren, die bei uns und in Deutschland (Provinzialschulräthe) eine so wichtige Rolle spielen, sind nicht vorhanden. Immerhin kann man nicht leugnen, dass das Education Department auf dem besten Wege ist, sich in das fehlende Unterrichtsministerium zu verwandeln, was vielen nach dem Report nicht recht ist, die dessen Wirksamkeit nur auf die Volksschulen erstreckt wissen wollen. Hinsichtlich der staatlichen Unterstützungen muss noch hervorgehoben werden, dass eigentlich auch die Proprietary Schools und rein confessionelle Anstalten als öffentliche angesehen und mit Grants bedacht werden, obwohl eigentlich nur die Great Public Schools darauf Anspruch haben. Unter solchen Umständen haben die Privatschulen, deren Zahl sich in England auf 10.000—15.000 belaufen soll, einen schweren Stand, was nur freudig begrüßt werden kann.

Die aus 1 Vorsitzenden, 1 Secretär und 5 Mitgliedern, von denen eines dem Unterhause angehören muss, bestehenden Charity Commissioners verwalten die Endowments für höhere Schulen im

Betrage von 13,000.000 Mk., sind aber vielfach vom Education Department abhängig. (Report I, S. 19—26).

Das Department of Science and Art gewährt höheren Schulen, die fast durchwegs städtisch sind, Abendschulen, technischen Fachschulen usw. Unterstützungen im Betrage von 3,400.000 Mk. (Report I, S. 26—29.)

Der Board of Agriculture, hervorgegangen 1889 aus dem Agricultural Department des Council, unterstützt alle Schulen mit Ausnahme der Volksschulen, die zum Ackerbau in Beziehung stehen, mit einem Betrage von 1,600.000 Mk. (Report S. 31), doch kommt dieses Geld jetzt vorwiegend Hochschulen zustatten.

Die County Councils und County-borough Councils verfügen nach dem früher erwähnten Taxation Act über 10,000.000 Mk. (Report S. 32—39). Das Urtheil über diese Einrichtung ist sehr verschieden. Während sich noch Brandi S. 267 f. reserviert äußert, fällt der Engländer Holman S. 42 ein äußerst scharfes Verdammungsurtheil. Er spricht den Grafschaftsräthen jegliche Eignung für diesen Beruf ab, sagt ihnen nach, dass sie 'ein gut Theil Geld verputzen', dass sie 'Leute, die nicht unterrichten konnten, an Orte und zu Leuten sandten, die ihren Unterricht nicht brauchten'. Aber auch er muss zugeben, dass 'nicht wenige volle Körner unter dem unerträglichen Haufen von Spreu' waren.

Schließlich erhalten die höheren Schulen noch 1,800.000 Mk. aus dem Education Department und aus Stiftungen im Anschlusse an das Elementarschulwesen 2,000.000 Mk. Die Gesammtsumme der Zuschüsse, an denen auch Wales theilnimmt, beträgt also 32,000.000 Mk.

Nochmals muss betont werden, dass diese Behörden auf den Unterricht selbst so gut wie keinen Einfluss haben. Da nun England nach Holmans Geständnis (S. 41) 'kein wirkliches Erziehungssystem, sondern nur ein mehr oder weniger unvollständiges und unwirksames System von Schulen besitzt und unter den Schulen im allgemeinen eine unbeschreibliche Verwirrung herrscht, weil keine Schule einer anderen verantwortlich ist', so sah sich der Staat genöthigt nach einem Auskunftsmittel zu greifen, indem er Prüfungen zum Eintritte in die verschiedenen Staatslaufbahnen mit genauer Angabe der geforderten allgemeinen und sachlichen Bildung einführte. Seit 1853 wurden solche zunächst für India Civil Service, dann für Home Civil Service und 1853 für Military Service, aber nur mit Ausnahme der neueren Sprachen schriftlich abgehalten; am schwersten sind die von Militärschulen verlangten. Hierbei wird der Staat von den Universitäten Cambridge und Oxford, der University of London, dem College of Preceptors und dem Art and Science Department unterstützt. Die Universitäten entsenden ihre Vertreter nach allen Theilen des Landes; doch sind die von ihnen abgehaltenen Prüfungen, Local Examinations, unabhängig und ganz verschieden von den Aufnahmsprüfungen in

die einzelnen Colleges und den sog. Rigorosen; sie haben den Charakter unserer Staatsprüfungen (Rep. S. 57 f.). Diese Prüfungscommission unterscheidet zweierlei Zeugnisse: 1. Lower Certificates für Knaben bis zum 16. Jahre (Juniors), 2. Higher Certificates für Candidaten bis zum 19. Jahre (Seniors). Etwas tiefer stehen die Prüfungen des College of Preceptors, die in solche für Lehrer und Schüler mit je drei Abstufungen zerfallen. Da zu dem festgesetzten Prüfungstage die gedruckten Fragen (Examination Papers) nach allen Seiten versendet werden und gleichzeitig jährlich die Regulations of the Oxford and Cambridge Schools Examination Board erscheinen und auch die Schulprogramme z. B. von St. Paul die jährlich gestellten Fragen enthalten, so werden auch die meisten Lehrbücher nach diesen Forderungen und nach den bei den Prüfungen gemachten Erfahrungen verfertigt. Eine ausführliche Schilderung des ganzen Prüfungswesens und eine genaue Angabe der einzelnen Forderungen gibt Gallert S. 2—11.

Zur Schule gehört auch der Lehrer. Wie ist es nun mit diesem in England bestellt? Holman sagt S. 43: 'Ohne Frage ist die größte Schwäche der höheren Schulen die gewesen — und ist es noch — dass man ihre Lehrer ohne alle besondere Vorbereitung und Anleitung gelassen hat. In den besten Schulen wird ein hoher oder sogar ein ausgezeichneter akademischer Grad erfordert, und in allen guten Schulen wenigstens ein Grad. Das ist ungefähr die einzige thatsächliche Qualification, auf der man besteht, wenn wir absehen von denjenigen Schulen, die einen Bewerber lediglich wegen eines hervorragenden Geschicks im Cricket- oder Fußballspiel als Lehrer nehmen. In Privatschulen braucht der Eigenthümer von einem Lehrgegenstande nicht einmal so viel zu verstehen, als er zu lehren vorgibt, und weiß in der That wirklich oft auch nicht einmal so viel davon; ein jämmerlich bezahlter und überlasteter Hilfslehrer rettet ihn vor der eigenen Verantwortlichkeit. . . . . Die große Mehrheit bringt es weder fertig ihre Sache gut zu machen, noch gibt sie sich Mühe darum. . . . Die Arbeit der Lehrerinnen . . . ist jedoch eine besondere und glänzende Ausnahme. Lehrerinnenseminare leisten hier vortreffliches.' Die vorstehenden Bemerkungen bedürfen einiger Erklärung. Man promoviert an englischen Universitäten nur zum B. A. (Baccalaureus artium oder Bachelor of Arts), was unserer Maturitätsprüfung entspricht, und wird nach dreijährigen Zahlungen an die Casse des College M. A. (Magister artium oder Master of Arts). Mit Ausnahme der Mediciner kann man nur Doctor honoris causa werden. Wer den B. A. mit Honours (Auszeichnung) machen will, muss sich einem speciellen Examen (Tripos) unterwerfen, bei dem tieferes Wissen in einem bestimmten Fache verlangt wird. Der Schwerpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit beruht nicht in der Vorbereitung aufs Examen, den undergraduate study, sondern in der Arbeit nach diesem, den postgraduate study. Ein ausgezeichneter B. A.

bleibt noch auf der Universität und arbeitet weiter. Leistet er etwas, so ist ihm ein Stipendium (fellowship), das sich oft auf 100—200 Lstr. beläuft, zunächst für fünf Jahre und dann oft in seinem oder in einem anderen College auf Lebenszeit sicher. Mit dieser Unterstüszung kann er ins Ausland gehen oder zu Hause studieren. Nicht nur Bedürftige, sondern selbst Söhne hochgestellter und wohlhabender Persönlichkeiten bewerben sich um diese Stipendien. — Der Oberlehrer (Head-Master) hat die Anstellung oder Entlassung der Lehrer fast ausschließlich in seiner Hand, selten hat auch das Curatorium ein Wort mitzusprechen; er wird sich also nur mit Männern umgeben, die Unterricht und Erziehung ganz nach seinem Sinne leiten. Die Wahl der Mittel zur Erzielung einer guten Disciplin hängt ganz von dem Ermessen des Directors ab. Das Schulgeld wird unter die Lehrer vertheilt, wie schon früher erwähnt wurde; ferner ziehen sie von den Pensionären einen bedeutenden Gewinn. Der Director hat noch ein festes Gehalt, das z. B. in Schottland 700 Lstrl. (14.000 Mark) beträgt, und doch sagt Wallichs S. 21, es sei nach englischen Gewohnheiten noch wenig (Rep. I, S. 189 ff. u. Gallert S. 32). Damit man sich eine Vorstellung von der Zusammensetzung eines größeren Lehrkörpers machen könne, so soll hier nach Wallichs S. 10 f. der von St. Pauls School angeführt werden: 1 Director, Walker M. A. (weltlich), 3 Master (geistlich), das sind auf den Vorsteher unmittelbar folgende Unterlehrer, 16 Lehrer der classischen Sprachen (Assistant Masters), von denen einer noch ein Fellowship von Cambridge besitzt, 6 mathematische, 2 naturwissenschaftliche, 2 französische und 1 technischer Lehrer. Hinsichtlich der Einkünfte soll nur erwähnt werden, dass die Anstalt von mindestens 600 Schülern besucht wird, von denen jeder 489 Mk. Schulgeld zahlt. Pensionäre zahlen zwischen 1260 bis 1680 Mk.

Jetzt soll über die gegenwärtige wissenschaftliche Thätigkeit der Public Schools im Anschlusse an Gallert und Wallichs, die in dieser Hinsicht gründliche Studien angestellt haben, in aller Kürze berichtet werden. Manches bietet auch der 7., 8. und 9. Brief Wieses, die natürlich wieder des Lobes voll sind. Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass im Gegensatze zu unseren Verhältnissen die wenigsten Schüler die Schule ganz durchlaufen, da die meisten Colleges der Universitäten die Zöglinge ohne vorhergehende Prüfung und bestimmte Vorkenntnise bei entsprechender moralischer Qualification aufnehmen. Nur wenige halten eine leichte Aufnahmsprüfung ab.

Die classischen Sprachen, die früheren unbedingten Alleinherrscher, mussten sich zu manchen Concessionen herbeilassen. Doch ist auch heute noch wie zu Wieses Zeit der Kanon der gelesenen Classiker ein größerer als bei uns. Lateinische Aufsätze und Übersetzungen in lateinischer und griechischer Prosa sind

Seltenheiten, aber auf das lateinische und griechische Versificieren wird auch heute noch große Mühe verwendet. Die grammatische Schulung ist geringer als bei uns. Hinsichtlich der fleißig geübten Übersetzung ins Englische gilt heute noch Arnolds Ansicht, dass jede lateinische und griechische Stunde vor allen Dingen eine englische sein müsse. Auf Anregung der Universität Oxford spricht man heute die classischen Sprachen fast überall wie bei uns aus. Nach Wallichs S. 14 war die Lectüre der obersten Classe der St. Paulsschule folgende: Latein: Cicero: in Verrem I, II, pro Murena, Divinatio; Vergil: Eclogen, Aen. IV, 1—400, V, 1—407, VI, 1—547: Ovid: Auswahl; Horaz Od. I; Livius XXIII. — Griechisch: Äschylos: Agamemnon (ohne Chöre); Aristophanes: Frösche; Euripides: Hecuba, Hercules furens, Medea; Plato: Apologie 1—20; Plutarch: Them. 1—16; Thukydides: II, VI, VII. Doch darf hierbei nicht vergessen werden, dass diese Classe in sechs Unterabtheilungen zerfällt.

Neuere Sprachen sind jetzt fast überall eingeführt, doch ist Deutsch nur facultativ, während Französisch obligat ist. Allerdings sucht der Director der University-College-School Eve H. W. das Verhältnis umzukehren. Forderungen und Leistungen sind gering. Gelesen wurde in der obersten Classe: Erckmann Chatrian: Le Conscrit; Molière: Les Précieuses Ridicules, Les Fourberies de Scapin.

In der Religion wird der Hauptnachdruk auf die Morgen- und Abendandachten gelegt, bei denen Abschnitte aus dem Alten und Neuen Testamente vorgelesen, einige Hymnen gesungen und Gebete nach dem Common Prayer Book gesprochen werden. Wallichs bespricht eine solche Andacht ausführlich S. 9. Ferner finden Sonntags Exhorten statt. Man wird hierbei wohl nicht umhin können in Wieses begeistertes Lob dieses Vorganges einzustimmen. Nach dem gedruckten Programm wurde in St. Paul (VIII. Cl.) im Urtext: Lucas 1—10, Matthäus 1—10, Apostelgeschichte 1—20, die Epistel an die Philipper gelesen.

Aus Geschichte wurde lange gar kein eigentlicher Unterricht ertheilt, weil man fürchtete, den Schülern Ansichten vorzutragen, die im Gegensatze zur politischen Meinung des Elternhauses stünden. Viele Schulen gaben den Schülern auf, einen bestimmten Zeitabschnitt nach berühmten und anerkannten Werken zu studieren und ließen meist nach den Ferien eine entsprechende Clausurarbeit machen, was Demogeot sehr gefiel. Jetzt wird aber in den meisten Public Schools in einem 2—3stündigen Curs griechische, römische und englische Geschichte gelehrt.

Die Geographie nimmt einen sehr bescheidenen Platz ein; es wird nur die alte Geographie und England mit den Colonien berücksichtigt.

Auffällig muss uns bei einem Volke, das einen Newton usw. aufzuweisen hat, die noch heute übliche Geringschätzung der

Mathematik erscheinen. Es wird erstaunlich wenig verlangt; in Eton wurde gar der Gegenstand erst 1836 facultativ und 1851 obligat. Die Übung des Gedächtnisses tritt in den Vordergrund. Man gibt dem Schüler eine systematisch geordnete Aufgabensammlung (Class book) in die Hand, in der Schule sucht jeder für sich die Aufgaben zu lösen, der Lehrer hilft nur auf Bitte über Schwierigkeiten hinweg. In ganz England wird die Geometrie noch immer nach der von dem Glasgower Mathematikprofessor Robert Simson im Jahre 1711 edierten Übersetzung des Euklid gelehrt.

Für die Naturwissenschaften (Naturgeschichte, Physik, Chemie) bieten die Public Schools keinen systematischen Unterricht; wohl gibt es aber auf Wunsch an diesen Specialcurse und überall gut eingerichtete chemische Laboratorien. Doch sind sie nach Gallert nicht stark besucht. Wir sehen also, dass Huxleys Erfolge trotz der Versicherung seiner Lobredner nicht eben groß sind.

Die eifrige Pflege der Jugendspiele darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, auf das Turnen als solches wird (Wallichs S. 7 f.) wenig oder gar keine Mühe verwendet. — Der bei uns so heftig wogende Streit zwischen Gymnasien und Realschulen kann an und für sich jene Verschärfung nicht erreichen, die er bei uns angenommen hat, da der Besuch bestimmter Schulen dort keinerlei Berechtigung gewährt; dennoch ist er auch in England nicht unbekannt. Auch dort sucht man die classischen Sprachen zurückzudrängen, doch richtet sich der Kampf mehr gegen das Griechische als gegen das Latein, das ja mit der englischen Sprache mannigfache Anknüpfungspunkte besitzt. Interessant ist in dieser Hinsicht Mahaffys Aufsatz 'The Future of Education' im Augusthefte der Nineteenth Century 1893, S. 212—230. Zahlreiche Grammar Schools und andere Proprietary und Private Schools haben sogenannte Modern Departments. Als Muster in dieser Hinsicht stellt Gallert S. 23—28 Highgate School in London und Wellington College in Berkshire auf. Beide besitzen ein Classical Department, welches vollkommen so gut durchgebildet ist wie in den Public Schools und ein Modern Department; dieses greift bald ergänzend in den classischen Unterricht ein, bald geht es selbständig neben ihm her. In den ersten beiden Classen (Form) wird in Highgate School gemeinsam unterrichtet, die Spaltung in die Classical und Modern Side tritt erst in der 3. Classe ein und währt bis zum Schlusse der Studien. Die Lehrfächer der Classical Side sind: Divinity, Latin, Greek, Mathematics, Arithmetic, French, German (if required), English History and Literature, Physical Science, Drawing (Zeichnen). Die Lehrfächer der Modern Side sind: Divinity, French, German, Latin, Arithmetic, Book keeping (Buchhaltung), Mathematics, English, History, Geography, Precise Driling and Dictation, Physical Science, Short-hand (Stenographie), Drawing. — In Wellington College ist die Theilung durch sämmtliche Classen durchgeführt. Was die nähere Vertheilung der Lehrfächer betrifft,

so muss auf Gallert verwiesen werden, dem als Director eines Realgymnasiums diese Schulen sehr sympathisch sind; er nennt sie wahre Bildungsstätten des Geistes, während ihm die Public Schools nur als Erziehungsstätten zur Fortpflanzung der englischen Denkart, zur Ausbildung des Charakters und der guten Sitten gelten.

Charakteristisch für die englischen Schulen sind die jährlichen Preisvertheilungen am Ende des Jahres. Erklärte doch ein Director Gallert, dass englische Schulen eher ohne Lehrer als ohne Preise bestehen könnten. Die Schlussfeier ist stets sehr feierlich. Zunächst werden Gesänge und Vorträge abgehalten, dann nimmt der Chairman, der Vorsitzende der Verwaltungscommission der Schule, auf dem Podium platz, der Head-Master nennt den Namen des Preisgekrönten, dem der Chairman die ihm von einem Assistant-Master dargereichte Auszeichnung übergibt. Stürmischer Applaus begleitet stets diesen Vorgang. Ein und derselbe Schüler kann mehrfach ausgezeichnet werden. Eine Aufzählung der Preise der St. Paulsschule, die sich auf 1600 Mk. belaufen, gibt Wallichs S. 13. Da die meisten Schulen von den Zahlungen der Schüler erhalten werden, so ist es wohl nicht zu vermeiden, dass sich dabei oft eine vorlaute Reclame äußert. Selbst auf den Universitäten gibt es noch ähnliche Preise. Leider hat diese Eigenheit, die man bei den Deutschen seit Wiese unnöthigerweise fortwährend zu entschuldigen sucht, eine Unzahl von Prüfungen im Gefolge, gegen die als wahres Übel für den Studenten Mahaffy a. a. O. mit vielen anderen anzukämpfen sucht. Doch scheint der Kern dieser Gepflogenheit dem Schreiber dieser Zeilen gesund zu sein.[1])

Schließlich darf man nicht vergessen, dass wir es in England fast nur mit Internaten zu thun haben. Hier entstehen zahlreiche Freundschaften, besonders berühmt sind die Amicitiae Etonenses; so saßen im Ministerium Derby sechs Etonianer. Sie sind aber auch die Pflanzstätte jenes echt englischen Conservativismus, der so viel Gutes und Schlechtes gleichzeitig gezeitigt hat, wie Wiese gegen das Ende des fünften Briefes so schön ausführt. Man legt dort großen Wert darauf, die Continuität der Gegenwart mit der Vergangenheit fortwährend den Schülern vor Augen zu führen. So enthält z.B. der Jahresbericht (Apposition) der St. Paulsschule neben den auch bei uns üblichen Angaben das Bild des Stifters John Colet, die Namen der in den letzten Jahren mit Stipendien und Preisen ausgestatteten Schüler und die lange Liste aller Auszeichnungen und Würden, die frühere Schüler bis ins vergangene Jahrhundert zurück erhalten haben. Kein Schulmann wird den hohen Wert dieser Sitte in Abrede stellen. In dieser Hinsicht

---

[1]) Ganz einseitig und ungerecht sind F. Brunetières heftige Angriffe in 'Education et Instruction' (Paris 1895), der in der Bekämpfung des Individualismus beim Unterrichte viel zu weit geht.

geschieht bei uns leider viel zu wenig; wenigstens ist jetzt ein kleiner Anfang gemacht worden, indem man einigen Gymnasien historische Namen gab. Die von Wiese im 5. Briefe aufgeworfene Frage, ob nicht auch bei den Deutschen die Zahl der Convicte vermehrt werden solle, da 'für die Erziehung die deutsche Familie mehr und mehr die Kraft und die Liebe verloren hat', kann hier natürlich nur gestreift werden. Doch scheint man sich, wenigstens in Niederösterreich, wie zahlreiche entsprechende Gründungen beweisen, jetzt diese Anschauung ziemlich zuzuneigen.

Die Vorschläge der Commission.
(Report I. Recommendations S. 256—324.)

Da die Rufe nach einer Reform des höheren Unterrichtswesens nicht verstummen wollten, so wurde mit kgl. Erlass vom 2. März 1894 eine Commission, aus 27 Personen bestehend, berufen, die über den gegenwärtigen Stand der Schulen berichten und Verbesserungsvorschläge machen sollte. Dieser Körperschaft, die unter dem Vorsitze des Ministers James Bryce tagte, gehörten auch drei Damen[1]) an, die anderen 24 Glieder waren Gelehrte, Schulmänner, hohe Beamte usw. Ihre Vollmachten gingen im Gegensatze zur School Inquiry Commission von 1864 so weit als möglich. Ferner durfte sie auch andere geeignete Sachverständige heranziehen; nach guter alter englischer Sitte konnte sie davon auch ausgiebigen Gebrauch machen: 85 Personen, Herren und Frauen, stellten sich zur Verfügung. Ferner wurden Hilfscommissionen (Assistant-Commissioners) gebildet, die sich zum Theil unentgeltlich der größten Mühe unterzogen. Im ganzen wurden in 27 Monaten 105 Sitzungen abgehalten und am 23. August 1895 ein neunbändiger Bericht dem Parlamente übergeben. Der erste Band enthält den zusammenfassenden Bericht der Commission, der fast ausschließlich unser Interesse in Anspruch nimmt, und zerfällt in vier Abschnitte: *a*) einen geschichtlichen Überblick (Historical Sketch), *b*) die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Secondary Education in England (The present condition of Secondary Education in England); *c*) das Wichtigste aus den Gutachten der vernommenen Sachverständigen (Review of Evidence, With Discussion of Suggestions Made by Certain Witnesses); *d*) Reformvorschläge. Die Bände 2—4 enthalten die Zeugenaussagen (Minutes of Evidence vom 24. IV. — 19. VI. 1894; 2. X. 1894 — 26. III. 1895.) Band 6 und 7 enthalten die Berichte der Aushilfscommissionen (Reports of Assistant Commissioners). Band 8 und 9 Indices und statistische Tabellen. Wichtig ist der 5. Band: 'Memoranda and Answers to Commissioners questions'; in ihm sind eine Anzahl

---

[1]) Es sind dies: Lady Frederick Cavendish, Mrs. Henry Sidgwick, Vorsteherin des Newnham College in Cambridge und Mrs. Bryant, Vorsteherin der Nordlondoner höheren Mädchenschule.

Denkschriften einzelner Personen und Behörden, dann Antworten auf die von der Commission ausgesandten Fragebogen, die folgende Staaten beisteuerten: die englischen Colonialländer, Nordamerika, Österreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, die Niederlande, Spanien, Schweden und Norwegen, die Schweiz, die deutschen Staaten: Bayern, Hessen, Preußen, Sachsen, Sachsen-Weimar, Würtemberg. — Das beste deutsche Referat stammt von Brandi S. 270—280 her;[1]) er schloss sich, wie es auch hier geschehen soll, eng an den Commissionsbericht an. Wiese that einst den Ausspruch: 'Ein englischer Radicaler wäre bei uns auf dem Continente ein Conservativer'. Die Richtigkeit dessen stellt sich uns fortwährend bei der Lectüre der Reformvorschläge vor Augen. Wiese hat dies zu Beginn des 10. und gegen Ende des 12. Briefes ausgeführt. Woran die Engländer vor allem festhalten, das ist das Selfgovernment, worauf ja auch Gneist Englands Größe zurückführt. Sie wollen dem Staate keinen zu großen Einfluss auf das Schulwesen einräumen, denn sie fürchten: 'if the education is in the hands of the government, opportunifies will be had for making it a political engine.' Dass diese Nationaltugend einem preußischen Ministerialbeamten knapp nach 1848 im Jahre 1851 besonders imponierte, kann uns nicht wunderbar vorkommen. Derselbe Geist durchweht die Reformvorschläge der Commission; oft werden wir uns an ihrer Ängstlichkeit stoßen und ihre Inconsequenz wird oft recht verwunderlich erscheinen. Mit Recht hebt aber Brandi hervor, dass der Engländer bei jeder geplanten Reform nicht im Auge habe, was er wolle, sondern was er könne. Deshalb ist Englands Entwicklung eine langsame, aber stetige. Oft erstaunen selbst Engländer darüber, wie alle Einrichtungen allmählich etwas ganz anderes geworden seien, als sie es durch Jahrhunderte waren. So gieng es z. B. auch G. Lowes Dickinson, der während seiner Arbeit an dem Buche 'The development of Parliaments during the nineteenth Century', London 1895, plötzlich zu seinem Schrecken bemerkte, dass die alte aristokratische Einrichtung, das Parlament, sich zu einem rein demokratischen Institute umwandelte. Bange Sorge für die Zukunft erfüllt ihn. Gerade dieses Beispiel wurde gewählt, weil wir schon gesehen haben und es durch die Reformvorschläge noch deutlicher werden wird, dass auch die Schule ganz denselben Weg gewandelt ist. Dieselbe Anschauung spricht aus dem Schlussworte (Conclusion) S. 324—328, in dem die Commission die Halbheit vieler ihrer Maßregeln zu entschuldigen und zu rechtfertigen sucht.

A. Die obersten Schulbehörden. The Central Authority. (Rep. S. 256—266.) Zu allererst soll das gesammte Unterichtswesen einem dem Parlamente verantwortlichen Unterrichtsminister unter-

---

[1]) Jetzt kommt auch noch der Bericht des Criticus und Wychgram II. S. 84 ff. hinzu.

stellt werden, dem ein ständiger Secretär zur Seite stehen wird. Auf dieses Ministerium [1]) soll von der Charity-Commission die Verwaltung der Endowments und von dem Science and Art Department die der entsprechenden Summen übergehen; in dieser Hinsicht wird also eine vollständige Centralisation angestrebt. Ferner werden die Neugründung oder Umgestaltung der höheren Anstalten und die Ernennung von Commissarien, die über solche Dinge berichten sollen, ihm unterstehen, und es wird ihm auch ein Einfluss bei der Wahl und Ernennung der später zu nennenden Schulbehörden zustehen.

Damit aber der Staat nicht allmächtig werde, wird dem Minister ein aus 12 Personen bestehender Unterrichtsrath, Educational Council (Rep. S. 258—260) an die Seite gestellt, von denen vier von der Königin, vier von den Universitäten Cambridge, Oxford, London, Victoria (in Manchester), vier von diesen acht durch Cooptation gewählt werden. Während seiner sechsjährigen Amtsdauer tagt er jährlich viermal und bekommt während dieser Zeit nebst Vergütung der Reisekosten Tagegelder; doch scheiden nicht alle Mitglieder gleichzeitig aus. Während der Minister bei Ernennungen von Mitgliedern communaler Schulbehörden, bei allgemeinen Vorschriften über innere Schulangelegenheiten, bei Bestimmungen über abzuhaltende Inspectionen, bei Recursen an seinen Rath appellieren muss, hat er auch einen selbständigen Wirkungskreis. Er führt die noch später zu erwähnenden Verzeichnisse geeigneter Lehrer und nimmt darin Streichungen ungeeigneter vor. Doch werden noch S. 266 beide Körperschaften, Ministerium und Unterrichtsrath, davor gewarnt, ja nicht das Education Department im Verfassen allzu vieler Erlässe nachzuahmen.

B. Die Ortsschulbehörde. Local Authorities. (Rep. S. 266 bis 282.) Bei der Schaffung dieser Behörde kommt die Vorliebe für das Selfgovernment am deutlichsten zum Ausdruck. Ihre Bezirke sollen mit den im Jahre 1888 unter dem Ministerium Salisbury geschaffenen ländlichen (County Councils) und städtischen (County Borough C.) Grafschaften zusammenfallen; eine Stadt muss mindestens 50.000 Einwohner zählen. Eine solche Grafschaft kann nun in die Ortsschulbehörde 14—42 Mitglieder entsenden. Nehmen wir nun mit Rep. S. 269 als Mittel 28, so hat 16 der Grafschaftsrath, County Council, 4 das Ministerium und den Rest diese 20 durch Cooptation zu wählen, von denen 12 schulkundige Männer sein sollen. Wenn in einer Stadt 22—24 Mitglieder zu ernennen sind, so hat das Wahlrecht von zwei Drittel der Stadtausschuss, County Borough Council, und der School Board, der Vorstand der Elementarschulen, ein Sechstel bestimmt der Minister im Einverständnisse mit einer benachbarten Universität, ein Sechstel kommt durch Cooptation hinein. Auch Frauen sind

[1]) Education Office.

wählbar.[1]) Diese Behörden müssen sich stets vor Augen halten, dass an den vorhandenen Schuleinrichtungen im ganzen nicht viel oder gar nichts geändert werden soll. Deshalb haben sie nur ein unbeschränktes Aufsichtsrecht nach der hygienischen Seite, sonst müssen sie auf Schritt und Tritt die statutenmäßigen Rechte der Endowments- und Proprietaryschulen respectieren; es bleiben ja auch die gesetzlich vorhandenen Curatorien (Governing Bodies) weiter bestehen. Selbst private und Vereinsschulen sind zu schonen, wo sie ihre Pflicht thun. Wohl aber verwalten sie die für die Förderung des höheren Schulwesens verfügbaren Geldmittel und müssen sich um die Erhaltung der erforderlichen Schuleinrichtungen kümmern. Damit sie ihrer Aufgabe besser obliegen können, steht ihnen das Recht zu, Inspectoren zu ernennen, die dann ihren Sitzungen ohne Stimmrecht beiwohnen. Eine Liste passender Persönlichkeiten stellt ihnen das Ministerium zur Verfügung. Da bei dieser höchst unbestimmten Umschreibung der einzelnen Machtbefugnisse die Gefahr einer eventuellen Collision nicht unwahrscheinlich ist, so wird dieser Behörde fortwährend gepredigt tactvoll vorzugehen. Ebenso spielen der Director und der Inspector eine merkwürdige Rolle. Jener hat Sitz im Curatorium ohne Stimme, weil er Mitglied und nicht Vorgesetzter des Lehrkörpers ist; dieser wohnt dem Unterrichte bei, darf aber nicht hineinsprechen, darf dem Lehrer keinerlei Rathschläge geben; seine Macht besteht nur darin, dass er einen Bericht an die Ortsschulbehörde machen kann (Rep. Inspection of Schools, S. 305—307).

Die früher erwähnte demokratische Tendenz zeigt sich in doppelter Hinsicht. Zunächst sollen bei der Vertheilung der Stipendien nur ärmere Schüler mit hervorragender Begabung bedacht werden, damit die Zahl der Studierenden möglichst groß sei. Die einen bekommen nur die Reise- und Studienkosten vergütet, bei anderen werden außerdem noch die Auslagen für Kost und Wohnung bestritten; an diese schließen sich als die glücklichsten jene an, für die nicht nur in jedem Betracht vorgesorgt, sondern auch eine jährliche Unterstützung in klingender Münze ausgelegt wird.

Ferner sollen die bisherigen Einnahmsquellen in gleicher Weise allen Schulen zugute kommen (Rep. Financial Arrangements, S. 307—316). Besonders ungleichmäßig (S. 308 und Appendix S. 438—441) waren bisher die Endowments vertheilt. Der Bericht zählt fünf Quellen auf, es sind: 1. die Endowments (S. 307—309), 2. die Bier- und Branntweinsteuer, The Grant under the Customs and Excise Act 1890 (S. 309 f.), 3. die Schul-

[1]) In London sollen 18 Mitglieder vom Grafschaftsrath, 7 vom Schulausschuss, je 2 von der Schule der City, von der Verwaltung der milden Stiftungen der City, von den Univ. Oxford und Cambridge, von der Univ. London und 9 von den bereits angeführten gewählt werden. Unter den letzten sollen Mitglieder der Lehrerschaft und Kenner der Londoner Industrie sein.

steuern, Local Rates (S. 310 f.), die bedeutend erhöht (2 d vom Lstr.) werden sollen, 4. das Schulgeld, Fees Paid by Scholars (S. 311—313), mit dem man auch bedeutend hinaufgehen kann, 5. Parliamentary Grants, das sind die dem höheren Schulwesen bisher zufließenden Gelder aus dem Science and Art Department und dem Education-Department. Man hofft so bei 40,000.000 Mk. zu erhalten, die unter Oberaufsicht des Ministeriums den Schulbehörden zur Verwaltung und Verwendung übergeben werden, ohne dass genauere Bestimmungen gegeben werden. Es ist das eine ziemlich große Summe.

C. Die Stellung der Lehrer. Questions Specially Affecting Teachers. Auch hier verräth sich der neue Geist, wenngleich die Vorschläge ziemlich unbestimmter Natur sind. Durch das Zurücktreten des geistlichen Elementes, durch Zunahme der Day-schools, deren Schüler sämmtlich Externe sind, auf Kosten der Internate, durch das Hervortreten der öffentlichen Schulen ist erst ein Lehrerstand in unserem Sinne in Bildung begriffen. Die Berichterstatter erkennen dessen sociale Bedeutung an und suchen ihn in materieller und wissenschaftlicher Hinsicht zu heben und für junge Leute erstrebenswert zu machen. Zunächst soll der Director der Schulen der beiden ersten Grade zwar noch das Ernennungs- und Entlassungsrecht behalten, jedoch dabei an das Votum des Curatoriums gebunden sein, von dem es bei Schulen dritten Grades allein abhängt, ob es einen Lehrer anstellen oder entlassen will. Während die Einkünfte des Directors sich aus einem Grundgehalte und einem Kopfgeld nach der Zahl der Schüler zusammensetzen, werden die des Lehrers vom Curatorium oder mit dessen Einwilligung vom Director festgesetzt. Allen Lehrern steht ein Berufungsrecht zu. Was nun die wissenschaftliche Seite betrifft, so muss sich jeder, der in die früher erwähnte vom Ministerium geführte Liste aufgenommen werden will, durch Unversitätszeugnisse über seine wissenschaftliche und pädagogisch-akademische Bildung ausweisen (S. 319: 1. a degree, or a certificate of general attainments, granted by some university or body recognised for that purpose by the registration authority, and accepted as satisfactory by that authority; and 2. a certificate or diploma of adequate knowledge of the theory and practice of education, granted by a university or body recognised as above). Wie die Universitäten diesem doppelten Zwecke genügen sollen, wird leider in dem Abschnitte 'Professional Education of Teachers' (S. 321—323) nicht deutlich gesagt. Man wird Brandi S. 379 zustimmen können, dass dieser Theil uns am wenigsten vom ganzen Berichte befriedigt. [1])

---

[1]) Im November 1896 erfolgte zu Oxford ein Senatsbeschluss, dass vom Herbste 1897 an ein Lehrcurs über Geschichte und Theorie des Erziehungs- und Unterrichtswesens abgehalten werde, der den Lehramtscandidaten nach Absolvierung der Facultätsstudien Gelegenheit geben

schulen aufgebürdeten Lasten abzuwälzen, waren aber mit der Erweiterung ihrer Machtbefugnis hinsichtlich der höheren Schulen einverstanden. Den größten Fehler begieng wohl die Regierung, als sie dem Ansturme der Städte von weniger als 50.000 Einwohnern nachgebend, die nicht unter die ländlichen Grafschaftsräthe gestellt werden wollten, durch Balfour erklären ließ, dass jeder Ort von 20.000 Einwohnern eine eigene Schulbehörde haben solle. Jetzt wurde die Vorlage von Conservativen und Liberalen in gleicher Weise angegriffen und endlich auch zu Falle gebracht.

Die Regierung versprach, in der nächsten Session eine neue Vorlage einzubringen. Man erwartet in England allgemein, dass sie hinsichtlich des höheren Schulwesens keine nennenswerten Änderungen enthalten werde, wozu sie der oben angeführte Beschluss der Universität Oxford ermuntern dürfte. Am 22. December 1896 fand in Rugby unter dem Vorsitze von Rev. Dr. James, dem Leiter der dortigen Schule, die jährliche Versammlung der Head-Masters Englands statt. Rev. W. H. Keeling brachte eine Resolution ein, in der die Regierung zu schleuniger Wiederaufnahme der versuchten Regelung der Schulverhältnisse und Einbringung eines entsprechenden Gesetzentwurfes bereits in der nächsten Parlamentssession aufgefordert wurde. Der Antrag lautet: 'That the organization of secondary education is a matter of pressing necessity, and the Government should be urged to deal with the question in the next Session of Parliament.' (Abgedruckt in The Times vom 23. Dec. 1896). Nach The Standard vom 23. December 1896 wurde dieser Antrag trotz der Opposition des Nottinghamer Head-Master Dr. Gow, der die vom Criticus angeführten Einwände verfocht, mit 33 gegen 9 Stimmen angenommen. Gleichzeitig wurde aber auch auf die wenig beneidenswerte Lage aufmerksam gemacht, in der sich nach der im vorigen Jahre eingebrachten Bill die Assistant-Master befinden würden. Hoffentlich bekommen folgende Worte des Criticus Unrecht: 'Inzwischen sind die Aussichten auf eine Vorlage über das höhere Schulwesen düster, die Schulausschüsse sind in ihrer Stellung gestärkt und die Regierung hat einen großen Theil ihres Nimbus verloren.' Auf keinen Fall wird aber das neue Gesetz ein abschließendes sein, sondern nach altenglischer Gewohnheit nur den Anfang einer segensreichen Weiterentwicklung des höheren Schulwesens in England bilden.

Wien, December. Dr. Karl Wotke.

L. Campbell über Platons Sprachgebrauch im Sophistes und Politicus.[1])

In der allgemeinen Einleitung (general introduction) zu seiner im Jahre 1867 erschienenen Ausgabe von Platons Sophistes und Politicus[2]) publicierte Campbell eine Reihe von Untersuchungen, in welchen zuerst sprachliche Indicien zur Zeitbestimmung platonischer Dialoge verwertet sind. Merkwürdigerweise blieb Campbells Name in Deutschland bisher unbekannt, bis erst kürzlich W. Lutosławski im Archiv f. Geschichte der Philosophie N. F. II (1895), S. 90 f.[3]) der Leistung des hervorragenden Platonikers ihr Recht

[1]) Nachstehende Übersetzung wurde durch Herrn Hofrath Prof. Dr. Th. Gomperz angeregt, der in der Sitzung des Eranos vom 5. December 1895 auf die grundlegende Bedeutung der Campbell'schen Untersuchungen und die betreffende Notiz Lutosławskis hinwies.

[2]) The Sophistes and Politicus of Plato with a revised text and English notes by the Rev. Lewis Campbell. Oxford 1867. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die von Campbell und Jowett besorgte Ausgabe der Republik (Plato's Republic. The Greek text edited, with notes and essays by the late B. Jowett, M. A. and Lewis Campbell, M. A., LL. D. In three volumes) verwiesen, in deren 2. Bande (Oxford 1894) S. 165 bis 340 Campbell 'On Plato's use of language' handelt und dabei vornehmlich den Sprachgebrauch der Republik berücksichtigt.

[3]) Lutosławski sagt: „Campbell war der erste Forscher, der schon 1867 die Sprache Platos als Mittel für die Zeitbestimmung der platonischen Dialoge benutzte und den Nachweis führte, dass der Sophist, Politicus, Philebus, Timaeus, Critias, Leges die letzte Gruppe von Platos Werken bilden. Dies vor 28 Jahren gewonnene Ergebnis wurde durch alle sprachstatistischen Forschungen, die in Deutschland 18 Jahre später begannen, bestätigt, obgleich das von den deutschen Gelehrten Roeper, Dittenberger, Frederking, Jecht, Höfer, Schanz, Kugler, Gomperz, Walbe, Siebeck, Lina, Tiemann, van Cleef benutzte Material die am häufigsten gebrauchten Partikeln sind, während Campbell seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den seltensten Ausdrücken, die nur einem oder mehreren Dialogen eigen sind, zuwandte. Das Campbell'sche Material war ein undankbares, und doch wusste er dank der Schärfe seiner Methode die Wahrheit zu ermitteln, über die hinaus man später selbst mit feineren Werkzeugen nicht hat kommen können. Campbell fand, dass der Sophist, obgleich sein Gegenstand von dem der Gesetze und des Timaeus grundverschieden ist, mit diesen Dialogen mehr gemeinsame seltene Wörter zählt, als der Staat, der denselben Gegenstand wie die Gesetze behandelt. Er zählt uns 156 Wörter auf, die außer den Gesetzen, Timaeus, Critias, Philebus nur im Sophist und Politicus vorkommen. Wenn man bedenkt, dass unter den von Constantin Ritter so fleißig gesammelten Berechnungen über das Vorkommen von Partikeln wir häufig solchen Sprachmerkmalen begegnen, die nur einmal in einem Dialog vorkommen und die also nicht größere Beweiskraft als die Campbell'schen seltenen Ausdrücke haben, so zeigt sich, dass Campbell mit seiner Methode 156 der spätesten Gruppe von Platos Werken eigenthümliche Sprachmerkmale angegeben hat, während Constantin Ritter nur 40 solche Merkmale fand. Andererseits freilich ist die Gelegenheit für das Vorkommen der C. Ritter'schen Merkmale in den meisten Fällen größer, obgleich ihr Vorkommen minder charakteristisch ist." — Über die einschlägigen Publicationen der hier genannten Forscher findet man zumeist Aufschluss bei K. Sittl, Gesch. d. griech. Literatur, II. Theil, München 1886, S. 308, und bei W. Christ, Gesch. d. griech. Lit., 2. Aufl., München 1890, S. 375.

hinzu, „dass mit Ausnahme zweier oder dreier Termini
ς oder *ἰδέα* und *διαλεκτική* und der eigenartigen An-
von *διάνοια* und *θυμοειδές* in der Republik und viel-
ch des einen oder anderen Ausdrucks Platons Philosophie
eine technische Phraseologie verschmäht."

ese Bemerkung passt vollkommen auf den Gorgias, Prota-
haedon und die meisten anderen Dialoge. Die technischen
welche im Phaedrus begegnen, werden (ausgenommen
κός, *συναγωγή*, *διαίρεσις*) mit Verachtung citiert. Aber
etet enthält schon die Anzeichen der entgegengesetzten
die im Philebus, Sophistes und Politicus noch deutlicher
tt. Im Theaetet wird jede neu aufgestellte Theorie ein-
lurch eine Terminologie charakterisiert, welche, gleich den
selbst, nicht mehr völlig aufgegeben wird. So bewegt
Lehre von der Wahrnehmung in den Worten: *κίνησις*,
πάσχον, *αἴσθησις*, *αἰσθητόν*, *φορά*, *ποῖ' ἄττα*, *αἰσθα-*
αἰσθητής, *κριτήριον*, *τὸ αἰσθανόμενον*, *ποιότης*, wobei
rt seine durch die Theorie geforderte, bestimmte Bedeutung
ei davon, nämlich *αἰσθητής* und *ποιότης*, sind offenbar
ngen. Andere Ausdrücke derselben Natur, die in späteren
ler Erörterung vorgeführt werden, sind *ἐκμαγεῖον*, *μνη-*
πιστήμην ἔχειν, *κεκτῆσθαι*, *ἐπιστητά*, *στοιχεῖον*, *συλ-*
αφορότης. Wörter wiederum mehr gewöhnlicher Art, |
λαβεῖν 'wiederaufnehmen', *διορίζεσθαι* 'unterscheiden', p. XXV
n eine vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichende,
Bedeutung. Platons Termini kommen frisch vom Präge-
e tragen den Glanz der Neuheit und den Schimmer frischen
n sich. Niemand, der sich mit unseren Dialogen [Soph.,
fasst, kann zweifeln, dass Platon der Gedanke einer auf
begründeten, wissenschaftlichen Sprache vorschwebte,
enauer, als es dem ersten Namengeber möglich war, die
nderung und Combination der Dinge ausdrücken sollte.

(δοξομιμητική) sagt der Fremde gegen den Schluss des Sophisten im Ernste, dass bei dem Mangel an Vermögen, die Gattungen in ihre Arten zu sondern, der Sprachschatz der Alten sehr lückenhaft war (vgl. Cratylus p. 436—439). Dabei ist er darauf bedacht, seine Neubildungen zu variieren, sowie auch die Zuhörer zu hindern, sich sclavisch an dieselben zu halten, und er empfiehlt der Jugend, mit der er sich unterredet, die Wahl eines Wortes nicht zu hoch zu bewerten (Καλῶς γε, ὦ Σώκρατες· κἂν διαφυλάξῃς τὸ μὴ σπουδάζειν ἐπὶ τοῖς ὀνόμασι, πλουσιώτερος εἰς τὸ γῆρας ἀναφανήσει φρονήσεως. Polit. p. 261ᵉ). So ist denn einleuchtend, dass die Erfindung neuer Termini die Sprache bereichern, nicht das Denken einschränken sollte.

Von den in unseren Dialogen vorkommenden Wörtern, welche entweder neu sind oder welche eine neue bestimmte Bedeutung erhalten, gebraucht Platon viele nicht wieder; andere hingegen kehren wieder, besonders in den Gesetzen. Folgende gebraucht Platon nicht wieder:

Soph. — * ἀγόρασις, ἀδιανόητος, * ἁμιλλητικός, * ἀνδραποδιστικός, † ἀνθρωπικός, * ἀνθρωποθηρία, † ἀπατητικός (Xen.), * ἀσπαλιευτικός, * αὐτοπωλικός, αὐτουργικός (M. Anton.), * βαλανευτικὸς, * δημολογικός (Philo.), δωροφορικός (Ael.), * εἰδωλοποιϊκός, * εἰδωλοποιός, * εἰδωλουργικός, * ἐναντιοποιολογικός, † ἐπιδεικτικός, * ἑρκοθηρικός, * ζῳοθηρία, * ζῳοθηρικός, * ἡδυντικός, * ἡμεροθηρικός, | * θαυμα(σ?)τοποιϊκός, * ἰδιοθηρευτικός,
p. XXVI
* ἰδιοθηρία, † ἱστορικός, † κολαστικός, † κτητικός, * μαθηματοπωλικός, † μεταβλητικός, † νευστικός, * νομισματοπωλικός, οἰκειωτικός, οἰκετικός, * ὀρθολογία, * πεζοθηρία, * πεζοθηρικός, πιθανουργικός, † πληκτικός, * προσομιλητικός, * πυρευτική, πωλητικός, * σπογγιστικός, † συνεχεία, τριοδοντία, φανταστικός, * φθειριστικός, * χειρωτικός, * χρηματὸφθορικός, * ψευδουργός, * ψυχεμπορικός.

Polit. — * ἀγελαιοκομικός, * ἀγελαιοτροφία, * ἀγελαιοτροφικός, † ἀκέραστος, † ἀκέρατος, † ἀκέρως, ἀκεστική, * ἀνθρωπονομικός, † ἀρχιτεκτονικός, ἄστροφος (= ohne Drehen), † ἄτρητος, * αὐτεπιτακτής, * αὐτεπιτακτικός, γνωστικός, * γομφωτικός, * δερματουργικός, † διακωλυτικός, * ἐπιθηματουργία, † ἐπιμελητικός (Xen.), ἐπιστατικός, † ἐπιτακτικός, † ἐργαστικός, * εὐθυπλοκία, * ζῳογενής, ζῳοτροφία, ζῳοτροφικός (Clem. Alex.), † θρεπτικός. ἰδιογενής, * ἰδιογονία, ἰδιότης, * ἰδιοτρόφος (Ar. gebraucht ἰδιότροφος), * ἱματιουργικός, * ἱπποφορβία, † ἱπποφορβός, κελευστικός (Plut.), * κερκιστικός, κηρυκικός (Clem. Alex.), * κοινογενής, * κοινογονία, * κοινοτροφικός, † κριτικός, * κροκονητικός, * μαγευτικός, * μονοτροφία, * νηστικός, νομευτικός, νυμφευτής (einer, der zur Ehe vereinigt), * ξαντικός, † ξηροβατικός, * ξηροτροφικός, * πεζονομικός, περίβλημα, περικάλυμνα, † πιλητικός, † πλυντικός, * προβληματουργικός, πρωτο-

---

* ἅπαξ λεγόμενα. † von Aristoteles gebraucht. Alles übrige findet er Platon hauptsächlich in der späteren Gräcität.

γενής, * *πτεροφυής*, *ῥυθμικός* (Plut.), *σιτουργός*, *στεκτικός*, *στημονονητικός*, * *στημονοφυής*, * *στρεπτικός*, *συγκριτικός*, *συμπλεκτικός*, *συνθετικός*, **συνύφανσις*, *συστροφή* (Abstraction), *ταλασιουργικός*, *τιθασεία*, * *τρῆσις*, *τρητός*, *τρίχινος*, * *ὑγροτροφικός*, * *φλοιστικός*, *φράγμα*, *χαλκοτυπική*.

Soph., Pol. — * *ἀμφισβητητικός*, *αὐτοπωλής*, * *γ(κ)ναφευτικός*.

Folgende Wörter finden sich auch in anderen Dialogen:

* *ἀγκιστρευτικός* (Soph., * *ἀγκιστρεία* Legg.), *ἀγράμματος* (Polit. Tim. Critias), *ἀγωνιστική* (Soph. Legg.), *ἀμυντήριος* (Polit. Legg.), *βιαστικός* (Soph. Legg.), *διαλυτικός* (Polit. Tim.), *δοξοσοφία* (Soph. Phil.), *εἰκαστική* (Soph. Legg.), *εἰρωνικός* (Soph. Legg.), * *ἐνυγροθηρικός* (Soph., * *ἐνυγροθηρευτής* Legg.), † *ἔνυδρος* (Soph. Polit. Tim. Legg.), † *καθαρτικός* (Soph. Tim.), **νουθετητικός* (Soph. Legg.), *ὀρνιθευτικός* (Soph., *ὀρνιθευτής* Legg.), *παίγνιον* (Polit. Legg.), *πλεκτικός* (Polit. Legg.), † *σκέπασμα* (Polit. Legg.), *στασιαστικός* (Polit., *στασιωτεία* Legg.), *στέγασμα* (Polit. Tim. Critias), † *σύγκρισις* (Soph. Phil. Tim. Legg.), *φαρμακοποσία* (Soph. Legg.).

Neben dieser Classe von Wörtern, deren Gebrauch, wie gezeigt wurde, | nicht völlig auf unsere zwei Dialoge beschränkt ist, wird man in denselben noch zwei einander nahe verwandte Arten finden, die so ziemlich der technischen Sprache angehören: Wörter, welche die Operationen der Dialektik ausdrücken, und Wörter, die mit dem mathematischen und physikalischen Wissensgebiete zusammenhängen. p. XXVII

α) Wörter der ersten Art sind: Soph. — *ἀντίθεσις*, *ἀντίκειμαι*, *ἀποτελεύτησις*, **ἀσύννους*, *διπλόη*, *ἐναντιολογία*, *μακρόλογος*, *προμελετῶ*, † *φάσις*. Polit. — *βεβαίωσις*, *διαζητῶ*, † *διονομάζω*, *διχάζω*, † *διχοτομῶ*, *ἐκτροπή* (τοῦ λόγου), *ἐνάργεια* (Metapher von der Malerei), *λεπτουργῶ*, * *μεσοτομῶ*, *ὀνομασία*, *παχέως*, † *προσαποφαίνω*, *συνάμφω*. Soph., Polit. — *συντέμνω* (mit eintheilen). Auch anderwärts bei Plato begegnen: *ἀπομερίζω* (Polit. Legg.), *ἀποσχίζω* (Polit. Legg.), *ἄσχιστος* (Soph. Tim.), *ἄτομος* (Soph., cf. *ἄτμητος* Phaedr.), *γένος* (als metaphysischer Terminus, Parm. Soph. Pol. Phil. Tim. Legg. und einmal im Phaedrus), * *γνώρισις* (Polit. Legg.), *δεσμός* (das einigende Band der Vorstellungen, Soph. Polit. Phil. Parm. Tim. Legg.), *διάγνωσις* (Soph. Legg.), *διαλογίζομαι* (Soph. Phil. Tim.), *διαμερίζω* (Pol. Phil. Legg.), * *διανόησις* (Polit. Tim. Legg.), **διαπορῶ* (eine Schwierigkeit constatieren, Soph. Tim. Legg.), *διακριβολογοῦμαι* (Soph. Tim.), *διαχωρίζω* (Polit. Phil. Tim.), † *διορισμός* (Polit. Tim.), *ἐκκρίνω* (Polit. Legg.), *ἐπινέμω* (Polit. Legg.), † *μέθεξις* (Soph. Parm.), *μερίζω* (Soph. Polit. Parm. Tim.), *μερίς* (Soph. Legg.), *παρωνύμιον* (Soph. Legg.), *προομολογοῦμαι* (Soph. Tim.), *προσκοινωνῶ* (Soph. Legg.), *συγκεφαλαιοῦμαι* (Soph. Phil.), † *σύνολος* (Soph. Polit. Legg.), **συνομολογία* (Soph. Legg.), *σχίζω* (Soph. Polit. Phil. Legg.), *τομή* (metaphorisch, Soph. Polit. Tim. Legg.).

β) Wörter, welche physikalische und mathematische Begriffe ausdrücken: Soph. — *βράττω*, *διακινῶ* (? p. 226[b]), *πόρκος*, †*πλαστός*. Polit. — **ἀφαιρετός*, *γνάψις*, *εὐήτριος*, *ἕψησις*, *κολλητός*, **κροκωδής*, †*μεταλλεύω*, *νέω*, *νήθω*, *νῆμα*, **ξαντής*, *πλέξις*, *σπάρτον*, **συγκερκίζω*. Anderwärts kehren wieder: *ἄμετρος* (Soph. Phil. Tim. Legg.), *ἀνακύκλησις* (Polit., *ἀνακυκλοῦμαι* Tim.), *ἀνατολή* (Polit. Legg.), *ἀνειλίττω* (Phileb., *ἀνείλιξις* Polit.), *ἀπλανής* (Polit. Tim. Legg.), *ἄφεσις* (Polit. Legg.), *βρόχος* (Soph. Critias), †*γένεσις* (vom Hervorbringen im allgemeinen, Soph. Polit. Phil. Tim. Legg.), *γυμναστής* (Polit. Legg., *παιδοτριβής* ist das gewöhnliche Wort bei Platon), † *διάθεσις* (Soph. Phil. Tim. Legg.), *διαθραύω* (Soph. Tim.), *διάκρισις* (Soph. Phil. Tim. Legg.), †*διηθεῖν* (Soph. Tim.), * *δρυοτομική* (Polit., **δρυοτομία* Legg.), *ἐπισκευάζομαι* (Polit. | Legg.), *ἐπισπεύδω* (Polit. Legg.), *εὔκυκλος* (Soph., Citat aus Parmenides, Tim.), *ἰσοπαλές* (Soph., Citat aus Parmenides, Tim.), *κατακόσμησις* (Polit. Tim.), *καταθραύω* (Polit. Tim.), **κύκλησις* (Polit. Tim.), *κύρτος* (Soph. Tim. Legg.), *ξαίνω* (Soph. Polit. Legg.), *μέτρησις* (Polit. Legg.), *μετρητός* (Polit. Legg.), *παράλλαξις* (Polit. Tim.), *παράφορος* (Soph. Legg., *παραφορότης* Tim.), *πῆξις* (Polit. Phil.), *πλάτος* (Ausdehnung in die Breite, Soph. Polit. Critias, Legg.), *πλέγμα* (Soph. Polit. Tim. Legg.), *προβολή* (Polit. Tim. Legg.), **ῥαφή* (Polit. Tim.), *σύγκρασις* (Polit. Phil.), *σύγκρισις* (Soph. Phil. Tim. Legg.), *σύμμιξις* (Soph. Polit. Phil. Tim. Legg.), *συμπιλῶ* (Polit. Tim.), **συμποδηγοῦμαι* (Polit., *ποδηγεῖν* Legg.), *συμφυής* (Soph. Tim. Legg.), *συνυφαίνω* (Polit. Tim.), *σῶμα* Körper im allgemeinen = *τὸ σωματοειδές* (Soph. Phil. Tim. Legg. p. 896), *τηκτός* (Soph. Critias), *τροπή* als astronomischer Terminus (Polit. Tim. Legg.), *ὕλη*[1]) (Polit. Phil. Tim. Critias, Legg.), *ὑπεροχή* (Polit. Legg.), *ὑφή* (Polit. Legg.).

p. XXVIII

γ) Sowie die eben aufgezählten Termini Platons Vorliebe für diejenige physikalische Gedankenrichtung, welche von Socrates abgewiesen wurde, beweisen, so deutet das neue Wort *ἀθεότης*, welches in der ganzen griechischen Literatur vor Platons Tode (wenn wir nicht die 7. Epistel Platons heranzuziehen haben) nur im Politicus und in den Gesetzen begegnet, auf seine Neigung zur religiösen Betrachtung. Es ist eine in diesem Zusammenhange bemerkenswerte Thatsache, dass das Wort *ἅγιος* bei Platon auf Sophistes, Critias und die Gesetze beschränkt ist, wie *οἱ κρείττονες* als Euphemismus für *οἱ θεοί* auf Sophistes p. 216[b], Epist. 7, p. 326[e].

Möglich, dass man die Ausdehnung des Begriffes der technischen Sprache auf einige Wörter der beiden letztgenannten Classen unzulässig findet. Wie immer man sie nun classificieren

---

[1]) Die Einführung dieses Wortes ist interessant in Beziehung auf Aristoteles' 'materielle Ursache', wovon *πρωτογενὲς εἶδος* im Politicus [e]ne der wenigen Anticipationen bei Platon ist.

mag, jedenfalls sind sie an unserer Stelle richtig untergebracht, wo es sich darum handelt, Besonderheiten der Diction zu erklären und zu beleuchten. Es erübrigt noch Wörter anzuführen, die der Dichtersprache und zwar speciell den Tragikern entlehnt sind. In dieser Beziehung ist zu beachten, dass das Streben nach ungewöhnlichen Verbindungen, welches im Phaedrus als das Ergebnis einer halb spielenden dithyrambischen und epischen Wärme erscheint, worüber sich Socrates selbst | mit Bewunderung äußert, hier mit p. XXIX ernster und leidenschaftsloser Sprache durchwoben ist, die dem Stil einen Anstrich von gemessener Würde verleiht. Zu dieser Classe gehören:

δ) Soph. — ἀντίσταθμος, ἄξενος, ἀπραξία, ἀρχαιοπρεπής, ἄφθεγκτος, δυσειδής, εἶα δή, εἰσύστερον, † καθιδρύω, μαλθακῶς, νεῖκος (citiert aus Emped.), ὀλισθηρός, ῥυμή, ὑψόθεν.

Polit. — ἀλεξητήριος (Xen.), ἅλις (Xen.), ἀπαγριῶ (Theophr.), ἀπολέμως ἔχειν, ἄπτην, * ἀργυραμοιβός (cf. χρυσαμοιβός), βοηλάτης, βουφορβός, γενειῶ, δίωγμα, ἐξανθῶ, εὔγνωστος, εὔκριτος, ἔφεδρος, θίασος, κάταγμα, κερασφόρος, μελαίνεσθαι, νομεύω, ὅπλισμα, παρεία, περιωπή, πολυπλανής, προσφθέγγομαι, συντρέχω. Zu dieser Classe mögen auch ἄστροφος und νυμφευτής gerechnet werden.

Soph. Pol. — ἀπερημόω.

Ἀγήρως (Pol. Phil. Tim. Legg.), ἀθῷος (Soph. Legg.), ἀντάξιος (Polit. Legg., in dem ersteren Dialog mit stillschweigender Beziehung auf die im Symp. p. 214^b citierte Stelle Homers), ἄπλετος (Soph. Legg.), γειτονῶ (Polit. Legg.), δεσποτίς (Polit. Tim. Legg.), διαλαγχάνω (Polit. Critias), διαπεράω (Soph. Tim.), ἐπεύχομαι (Soph. Critias, Legg.), εὐώνυμος mit Glück verheißendem Namen (Pind.), (Polit. Legg.), ἡσυχαῖος (Polit. Legg.), κρηπίς (Polit. Legg.), κρυφαῖος (Soph. Tim.), * μέχριπερ (Soph. Polit. Phileb.), ξένιος (Ζεῦς) (Soph. Legg.), ὅπῃπερ (Soph. Tim. Legg.), † πάμπαν (Polit. Tim. Legg.), παραφροσύνη (Soph. Phileb.?, παράφρων Legg.), (μή) πλαστῶς (Soph. Legg.), πολιός (Polit. Parm. Tim.), στέλλομαι (Soph. Phileb. Legg.), † σύνδρομος (Polit. Legg.), † σύννομος (Polit., Tim. Critias, Legg.), σύντροφος (Polit. Legg.), τριπλοῦς (Polit. Tim. Legg.), χερσαῖος (Soph. Tim. Legg.). Von ähnlichem rhetorischen Effect sind einige ungewöhnliche Composita und Derivata, die demnach hier passend Platz finden.

ε) Soph. — * ἀπομαρτύρομαι, ἀπορρήσις, * δυσθήρευτος, † ἐπάλλαξις, εὐηνίως (Adv.), καθό, κυλίνδησις, κώλυσις, προτάττομαι, * σκοτεινότης.

Polit. — † ἀπόρρημα, * γερανοβωτία, διαβουλεύομαι, δυσκαταμάθητος, ἐγκαιρία, εἰστελῶ, ἔντευξις, ἐξαφανίζω, * ἑρμηνευτής, ἐφέδρα, ἰδιότης, * κοινώνησις, * μετασκευωροῦμαι, * ὀλόσχιστος, ὁμηρεία, πάμφυλος, πρόκρισις, † ῥητορεία, † συγκαταμίγνυμι (Eur. H. Fur.), * συμμιμοῦμαι, † συμπαρακολουθῶ, συναγυρμός, συναποτελῶ, * συνδιακυβερνῶ, σωφρονικός, † χηνοβωτία, * χιλίανδρος.

p. XXX | *Ἀγράμματος* (Polit. Tim. Critias), *ἀκρατής* (Soph. Legg.), *ἀνάστατος* (Soph. Legg.), *ἀπιδεῖν* (Soph. Phileb. Legg.), *ἀφερμηνεύω* (Soph. Legg.), *ἀφύλακτος* (Polit. Legg.), *ἔγκαιρος* (Polit. Legg.), *ἔκδοσις* (Polit. Legg.), *ἐμπορευτικός* (Polit., *ἐμπορεύομαι* Legg.), *ἐνάριθμος* (Soph. Phileb.), *ἐπίκλην* (Soph. Phileb. Tim.), *εὐλαβής* (Polit. Legg.), *εὐπρεπής* (Soph. Polit. Legg.), † *ἠρεμαῖος* (Polit. Legg.), *θυραυλεῖν* (Polit. Legg.), *ἰταμότης* (Polit., *ἰταμῶς* Legg.), *καταπαύω* (Polit. Phileb.), *μεθημερινός* (Soph. Tim.), *μηνυτής* (Polit. Legg.), † *μίσθωσις* (Soph. Legg.), *μοναρχία* (Polit. Legg.), † *νομοθέτημα* (Polit. Legg.), *περιλείπω* (Polit. Tim. Critias, Legg.), *προσμίγνυμι* (Polit. Legg.), *προστυχής* (*γίγνεσθαί τινι*; Polit. Legg.), *σκοτοδινία* (Soph. Legg.), *συγγυμναστής* (Soph. Legg.), *συγκατασκευάζω* (Polit. Legg.), *συλλαγχάνω* (Polit. Tim.), † *συναπεργάζεσθαι* (Polit. Tim.), * *συνδιαπονῶ* (Soph. Legg.), *συνεφέπομαι* (Soph. Tim. Critias, Legg.), *τολμηρός* (Soph. Legg.), *τὰ φωνηθέντα* (Soph. Tim.), *χαλεπότης* (Soph. Critias, Legg.).

Vorstehende Verzeichnisse ergeben als Charakteristikon der Sprache unserer Dialoge 1) eine peinlich genaue Sonderung der Begriffe, die zur Bildung neuer Composita und Derivata sowie zur Anwendung alter Wörter mit neuen Bedeutungsschattierungen Anlass gibt. 2) Eine Neigung zur Abwechslung, welche zu verschiedenen Ausdrucksweisen für ein- und denselben Begriff führt. 3) Im Zusammenhang hiemit eine gelehrte Fülle der Diction, welche die Quellen sowohl der Schrift- als auch der Umgangssprache beherrscht und alte Wörter umprägt zum Ausdrucke neuer Vorstellungen, z. B. *νυμφευτής* 'einer, der zur Ehe vereinigt'; *ἀγράμματος* 'ungeschrieben'; *ἄστροφος* 'ohne Drehen'. 4) Den häufigen, ungebundenen Gebrauch von Wörtern, welche physikalische, mathematische und ethische Begriffe bezeichnen. Hiezu sei 5) noch die Neigung erwähnt, einige der wichtigsten allgemeinen Begriffe der Philosophie sprachlich zu fixieren. In letzterer Beziehung ergibt sich eine theilweise Annäherung an die Terminologie des Aristoteles, der einige der hier gebrauchten Termini adoptiert hat. Die Wiederaufnahme von Wörtern aus Dichtern und älteren Schriftstellern sowie die Bildung neuer Composita ist auch für Isocrates und Xenophon charakteristisch; und viele von den so eingeführten Wörtern wurden ein Theil des Wortschatzes der späteren Prosaiker. Aber wenn man die fünf Punkte zusammenfasst, so ergibt sich, dass die Sprache unserer Dialoge die Platons ist, nur dass ihre Eigenthümlichkeiten etwas stark hervortreten: | p. XXXI die markantesten Züge sind die Erfindung technischer Ausdrücke und die Vorliebe für Wörter, welche der Periode der griechischen Tragiker angehören.

Dass unsere Dialoge einen gesteigerten Hang zum Gebrauch einer besonderen Diction zeigen, ist dadurch genügend erwiesen, dass auf 108 Seiten (ed. St.) sich 270 Wörter finden, die sonst gends bei Plato vorkommen, und über 90 Wörter, die auch bei

anderen griechischen Schriftstellern nicht begegnen. Allerdings können 60 von diesen 90 und ungefähr 90 von den 270 auf Rechnung der Methode der Dichotomie[1]) gesetzt werden, aber es bleibt immerhin die stattliche Anzahl von ungefähr 180 Wörtern, welche unter allen platonischen Dialogen nur den vorliegenden eigen sind, und wenigstens 30 *ἅπαξ εἰρημένα*, eine Zahl, die noch vergrößert werden könnte, wenn es angienge, jene Wörter hinzuzufügen, die vorher nicht vorkommen, aber von späteren Platonikern, von Plutarch und Clemens Alexandrinus offenbar dieser Quelle entnommen sind.

Nun gibt es freilich Dialoge, in denen man gleichfalls Singularitäten des Stils beobachtet. Diese sind: Phaedrus, Republik, Timaeus (eingeschlossen das Fragment des Critias) und die Gesetze. Der erstgenannte Dialog zeigt einen Überfluss an poetischen Wörtern, und es gibt wahrscheinlich keine Schrift von gleichem Umfange, aus welcher ein solcher Vocabelreichthum aufgebracht werden könnte. Aber dies kann theilweise dem ungewöhnlichen Enthusiasmus zugeschrieben werden, den Socrates in seiner Brust fühlt, wie er selbst gesteht. Das Prachtgewand glänzender Ausdrucksweise wird eingestandenermaßen für diese Gelegenheit getragen; obgleich in gewisser Beziehung zur Sprache unserer Dialoge gehörig, macht dergleichen doch den Eindruck des Ungezügelten, des Überraschenden und blendet durch den Schimmer frei sich äußernder Kraftfülle, die hier nicht am Platze ist. Der Fall mit dem Phaedrus kann also für jetzt als Ausnahme behandelt werden. Dasselbe kann man von der Republik behaupten, die einen Überfluss an eigenthümlichen Ausdrucksweisen zeigt und zwar nicht infolge Haschens nach an sich seltenen Wörtern, sondern infolge des Strebens nach Reichhaltigkeit und Abwechslung.

Timaeus, Critias und die Gesetze enthalten auf 436 Seiten 1492 Wörter, die sonst nirgends bei Platon vorkommen. Von diesen gehört beinahe ein Drittel Timaeus und Critias an, die auf 91 Seiten 427 Wörter enthalten, die in keinem anderen platonischen Dialoge begegnen. Dieses auffallende Verhältnis rührt ohne Zweifel zum Theil von der Eigenartigkeit des Gegenstandes her; aber in den Gesetzen allein, welche sich als politische und ethische Betrachtung von der Mehrzahl der platonischen Schriften nicht wesentlich unterscheiden, finden sich auf 345 Seiten nahezu 1000 Wörter, die Platon sonst nirgends gebraucht.

Wien. J. Golling.

---

[1]) [Die vielfach barocken Wortbildungen, durch Dichotomie veranlasst, finden sich zusammengestellt bei Fr. Lucas, Die Methode der Eintheilung bei Platon. Halle a. S. 1888, S. 151, 160, 177, 235, 243, 247.]

(Schluss folgt.)

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Philonis Alexandrini opera quae supersunt ediderunt Leopoldus Cohn et Paulus Wendland. Vol. I edidit L. Cohn. Adiecta est tabula phototypica codicis Vindobonensis. Berolini. Typis et impensis Georgii Reimeri 1896. gr. 8°, CXIV u. 298 SS. Preis 9 Mk.

„Philonis Alexandrini memoria a Judaeis non minus quam a paganis fere neglecta tota pendet ab ecclesia Christiana". Dies die Eingangsworte des Herausgebers in seinen Prolegomena. Und in der That, christliche Schriftsteller sind es vor allem, welche Philo und seine Lehre vor Vergessenheit geschützt haben. Die allegorische Erklärungsweise der Heiligen Schrift, wie sie von Philo geübt wurde, war es, welche die Kirchenväter besonders anzog. Im 3. Jahrhundert wird er von dem alexandrinischen Kirchenschriftsteller Clemens an vier Stellen ausdrücklich genannt, an anderen liegt stillschweigende Benützung vor (vgl. Wendland, Philo und Clemens Alexandrinus, Hermes Bd. XXXI, 1896, S. 435 ff.). Dessen Schüler Origenes citiert Schriften Philos und zeigt sich überhaupt von ihm abhängig. Im 4. Jahrhundert haben Eusebius von Caesarea und Ambrosius den Philo benützt, Ambrosius in seinen exegetischen Schriften zum Pentateuch ihn geradezu übersetzt. Hieronymus knüpft in seinem Buche „De nominibus Hebraicis" an Philos *Ἑβραικῶν ὀνομάτων ἑρμηνεῖαι* an. Kurz gesagt, der Jude Philo erfreute sich bei den Vätern der heiligen Kirche der gleichen Wertschätzung wie ein christlicher Schriftsteller. So kam es, dass seine Werke im 6. und 7. Jahrhundert vielfach ausgezogen wurden, so die Quaestiones et solutiones in Genesim et Exodum von Procopius von Gaza (vgl. Wendland, Neu entdeckte Fragmente, 3. Abhandlung), und viele Excerpte aus Philo in den Sacra Parallela des Joannes Damascenus Aufnahme fanden. Und wenn heutzutage die Übersetzung eines Schriftstellers in fremde Sprachen für seine weite Verbreitung zeugt, so wird dieses Kri- [illegible] inder für die damalige Zeit gelten dürfen. Schon

im 4. Jahrhundert wurden einige Philoschriften ins Lateinische, gleichzeitig oder etwas später andere ins Armenische übertragen. Gerade die letzteren, die erst in diesem Jahrhundert aus dem Dunkel der Vergessenheit ans Licht gezogen wurden, haben umso höheren Wert, als sie unter anderm auch fünf im griechischen Originale verlorene Schriften enthalten.

Für die weite Verbreitung des Schriftstellers sprechen auch laut genug die zahlreichen Handschriften, die sich in fast allen größeren Bibliotheken Italiens, Frankreichs, Englands, Österreichs, Deutschlands, Spaniens usw. finden. Ein halbes Hundert ist es ungefähr, das von den Herausgebern herangezogen wurde. Auf eine ältere Zeit als das 10. Jahrhundert reicht freilich keine der vorhandenen Philohandschriften zurück. Die älteste ist der der Oxforder Bodleiana angehörige codex Seldenianus 12 saec. X (vgl. Cohn, Philol. LI, S. 267), dem sich zunächst Parisinus bibl. nat. 435 und Vindobonensis theol. gr. 29 (V), beide aus dem 11. Jahrhundert, anschließen. Aber eine kurze, von Cohn scharfsinnig ausgedeutete Notiz in der Handschrift der Wiener Hofbibliothek gibt die Möglichkeit, den gemeinsamen Archetypus unserer gesammten handschriftlichen Überlieferung bis ins 3. oder 4. Jahrhundert zurückzudatieren. Auf das der caesariensischen Bibliothek angehörige philonische Corpus geht die Wiener Handschrift und die beste Überlieferung überhaupt zurück. Nach den Papyrusrollen der Bibliothek von Cäsarea ist auch jedenfalls der πίναξ philonischer Schriften bei Eusebius in der Hist. eccl. II 18 gefertigt, welcher auch die im Original verlorenen Schriften Quaestionum et solutionum in Genesim (sechs Bücher), in Exodum (fünf Bücher), De ebrietate (das 2. Buch), De providentia, Pro Iudaeis, Quod omnis insipiens servus sit, De somniis und De legatione ad Gaium sive de virtutibus, wovon jetzt nur Bruchstücke vorliegen, enthält. Auch die Textübereinstimmung zwischen den Philoexcerpten bei Eusebius und V, der leider nur die Hälfte der Weltschöpfung bringt, während die Vorlage von V weit mehr enthielt, spricht dafür, dass der Vindobonensis auf dieselbe Quelle wie Eusebius zurückgeht, d. i. auf das Philocorpus der Bibliothek in Cäsarea.

Die schlechtere Überlieferung gliedert sich ganz deutlich in zwei Classen. Repräsentant der einen ist der in der Münchner Staatsbibliothek aufbewahrte codex 459 saec. XIII (A), welcher 38 Schriften Philos enthält. Schon nach deren Reihenfolge lassen sich die zu dieser Classe gehörigen Handschriften einordnen, von denen neben A nur noch cod. Ven. gr. 41 saec. XIV (B), der, wenngleich derselben Familie zugehörig, aus fehlerhafterer Quelle als A geflossen ist, im Apparate figuriert. Die zweite Classe vertritt cod. Ven. gr. 40 saec. XIV (H), der 46 Philoschriften überliefert. Die anderen 11 zu derselben Classe gehörigen Handschriften durften ohne Schaden für den Apparat über Bord geworfen werden. Eine aus beiden Classen contaminierte Überlieferung zeigt der Petro-

politanus saec. XIII—XIV (P), 29 Schriften enthaltend; im ersten Theile ein Zwillingsbruder von A, nähert er sich in der zweiten Hälfte H.

Zur dritten Familie gehören cod. Vat. gr. 381 saec. XIII (U), besonders bemerkenswert, weil er unter den 11 in ihm überlieferten Schriften allein das Buch De posteritate Caini aufbewahrt hat, und Laur. plut. 85, cod. 10 saec. XV et XVI (F). Der ältere Theil der Handschrift — 36 Werke Philos enthaltend, deren Titel von den sonst überlieferten abweichen — ist für jene Bücher, welche in U fehlen, von besonderem Werte. In dieser Handschrift hat Wendland ein Stück aufgefunden, welches eine auffällige, doch von niemand vorher bemerkte Lücke der Schrift über die Opfer auf das beste ausfüllt (vgl. Neu entdeckte Fragmente cap. I). Der zweite Theil des Codex ist, wie Cohn sehr hübsch nachweist, von Diassorinos aus der editio princeps des Turnebus abgeschrieben, daher völlig wertlos.

In keine dieser drei Familien, repräsentiert durch A, H, UF, gehören außer der bereits erwähnten Wiener Handschrift der in Florenz aufbewahrte Laur. plut. X cod. 20 saec. XIII (M) und der jetzt der Vaticana gehörige Pal. 248 saec. XIV (G). Der erstere nimmt mit seinen 28 Schriften gleich V eine Stellung für sich ein. Für den Wert dieser mit zu den besten gehörigen Philohandschrift spricht die Thatsache, dass sie das Werk De specialibus legibus libr. II, wovon in der sonstigen Überlieferung nur dürftige Bruchstücke vorliegen, allein vollständig bringt. Der Palatinus enthält 29 Werke Philos in eigenartiger Anordnung und theilweise auch mit eigenartigen Titeln. Über den Wert dieses Codex abschließend zu urtheilen, wird erst dann erlaubt sein, wenn eine größere Zahl von Schriften in kritischer Bearbeitung vorliegen wird. In der Legatio ad Gaium geht er auf dieselbe vorzügliche Quelle wie der alte Parisinus 435 saec. XI zurück, wie ich nach einer Collation beider Handschriften bezeugen kann. Er wird für die im Parisinus nicht erhaltenen Werke von besonderem Werte sein.

Sämmtliche Philocodices stehen jedoch an Alter einem 1889 in Oberägypten gefundenen Papyrus nach, der jetzt in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt wird. Von diesem seit dem Jahre 1893 in einer französischen Publication vorliegenden Funde erfahren weitere Kreise erst aus Cohns gründlicher Untersuchung Genaueres. Es soll seinem Schriftcharakter nach auf das 6. Jahrhundert oder auf eine noch ältere Zeit zurückreichen und enthält die beiden Schriften De sacrificiis Abelis et Caini und Quis rerum divinarum heres sit. Die wichtige und interessante Frage nach dem Werte des Papyrus gegenüber den Handschriften beantwortet Cohn nach einer genauen Vergleichung der beiderseitigen Überlieferung dahin, dass der Papyrus und der Archetypus der Familie UF auf eine gemeinsame Quelle, das Philoexemplar der Bibliothek von Cäsarea, zurückgehen.

Eine treffliche Ergänzung und Controle der directen Überlieferung Philos in den Handschriften bildet die indirecte Überlieferung, wie sie in Excerpten bei alten Schriftstellern, in den Kettencommentaren zur Bibel, den sogenannten Catenae, in Gnomologien und Übersetzungen vorliegt. Trotz ihrer Weitschichtigkeit ist auch diese Literatur von Cohn und Wendland musterhaft ausgenützt worden, und der Leser merkt kaum die Mühe, die es gekostet hat, sich durch dieses Gestrüppe hindurchzuwinden.

Kürzer dürfen wir uns über die Philoausgaben fassen. Die editio princeps wurde von Adrianus Turnebus in Paris 1552 veranstaltet. Wie die Erstausgaben der meisten antiken Schriftsteller geht auch diese auf eine junge Handschrift zurück, während andere Handschriften nur gelegentlich eingesehen wurden. Die Textgrundlage bildet der Parisinus 433 saec. XVI (L). Turnebus, welcher indessen nicht alle, sondern nur jene Werke Philos edierte, die in den Pariser Handschriften enthalten waren, eröffnet so die Reihe der Editoren und Emendatoren Philos. Einige Jahrzehnte später (1587) gab David Höschel drei Schriften heraus, die in der ed. princeps fehlen, und 1614 die Schrift De septenario. Die drei oder vier folgenden Ausgaben haben keinen selbständigen Wert, sie hängen ganz von Turnebus und Höschel ab. Fast zwei Jahrhunderte mussten vergehen, bis Philo wiederum auf Grund neuer subsidia critica ediert wurde (London 1742). Dem Engländer Thomas Mangey gebürt dieses hohe Verdienst. Er hat zuerst die Codices seines Heimatlandes, überdies einige aus der vaticanischen und mediceischen Bibliothek herangezogen, bloß zuerst einige Excerpte und Fragmente in den Catenen und Florilegien berücksichtigt. Auch der Text erfuhr durch Mangey eine Bereicherung, indem er die Schrift De posteritate Caini aus U und das 4. Buch De specialibus legibus aus dem Seldenianus zum erstenmale herausgab. Während schließlich die früheren Herausgeber ihre Texte auf die Familie H gründeten, hat Mangey auch die A-Classe herangezogen. Als genauer Kenner des philonischen Sprachgebrauches und der philonischen Lehre gelang es ihm, einerseits viele Corruptelen oder Lücken aufzudecken, andererseits den Text durch Conjectur herzustellen. Die ehrenvollen Worte Cohns über jene Ausgabe: „Itaque omnium, qui hucusque Philoni studium impenderunt, optime Mangeium de hoc scriptore meritum esse negari nequit" (S. LXXV) wird jeder, der die beiden mächtigen Bände der Ausgabe kennt, aus Überzeugung unterschreiben. Eine für ihre Zeit bedeutsame Leistung, entspricht sie den Anforderungen, die wir nunmehr an eine editio critica zu stellen berechtigt sind, seit lange nicht mehr. Dennoch ist sie bis zum Erscheinen der vorliegenden Ausgabe wie die erste so die einzige kritische geblieben. Denn Friedrich Pfeiffer lieferte fast nur einen verbesserten Abdruck nach Mangey (Erlangen 1785—1792), und Richter (Leipzig 1828 bis 1830) fügte nur die von Aucher aus dem Armenischen ins

Lateinische übertragenen, sowie die von Angelo Mai zuerst edierten Stücke De festo cophini und De parentibus colendis hinzu. Nichts als ein Abdruck früherer Ausgaben sind auch die bei Tauchnitz 1851—1853 erschienenen handlichen Bändchen.

Die neue Ausgabe, aus deren grundlegenden Prolegomena wir die wichtigsten Punkte im Vorstehenden skizziert haben, wird mit der *Κοσμοποιΐα* eröffnet, welche Cohn schon vor sechs Jahren vorzüglich herausgegeben hatte (vgl. meine Anzeige in dieser Zeitschrift 1891, S. 982—985). Ihr schließen sich in derselben Reihenfolge wie bei Mangey die Schriften Legum allegoriarum lib. I —III, De Cherubim, De sacrificiis Abelis et Caini, Quod deterius potiori insidiari soleat an. Die vorletzte Schrift erscheint zum erstenmal in ihrer echten ursprünglichen Gestalt, nachdem Wendland (Neu entdeckte Fragmente S. 125 ff.) in einer scharfsinnigen Untersuchung zu dem unanfechtbaren Resultate gelangt ist, dass die bei Mangey (II p. 265—269) auf Grund der Überlieferung in der H-Classe gesondert herausgegebene Schrift *Περὶ τοῦ μίσθωμα πόρνης εἰς τὸ ἱερὸν μὴ προσδέχεσθαι* (De mercede meretricis) weder nach der besten Überlieferung, noch nach ihrem Inhalte ein eigenes Buch im philonischen Schriftencorpus zu bilden habe, sondern einen integrierenden Bestandtheil des Werkes *Περὶ γενέσεως Ἄβελ καὶ ὧν αὐτός τε καὶ ὁ ἀδελφὸς αὐτοῦ Κάϊν ἱερουργοῦσιν* ausmache, welches in dieser Gestalt von Ambrosius in seiner Schrift De Cain gelesen und benutzt worden ist. Trotzdem bereits Mangey das letztere erkannt hatte, hielt er sich dennoch an die seit Turnebus üblich gewordene Anordnung.

Was das kritische Verfahren der Herausgeber betrifft, so ergab sich, da keine Handschrift oder Handschriftenclasse von solcher Vorzüglichkeit ist, dass sie allein die Grundlage des Textes hätte bilden können, ein eklektisches Verfahren als einzig richtiges von selbst. Nicht zu groß ist die Zahl der Männer, die sich mit Philo textkritisch beschäftigt haben. Neben Turnebus, Mangey und dem scharfsinnigen Jeremias Markland sind hier Diels, Cohn und vor allem Wendland zu nennen. Den Bemühungen der Letztgenannten ist es vor allem zu danken, dass der so schwierige Schriftsteller „saepe obscurus et contortae orationis cupidissimus“ (S. LIII) durch Textverderbnisse nicht noch mehr verdunkelt erscheint. Für textkritische, sprachliche und sachliche Studien — erwähnt sei nur die Frage nach dem Bibeltexte Philos, ungenügend behandelt von H. E. Ryle, Philo and holy scripture or the quotations of Philo from the books of the Old Testament. London and New-York 1895 (vgl. Wendland, Berl. Philol. Wochenschr. 1895, Nr. 41) — eröffnet die Ausgabe ein weites Feld. Mir selbst seien nur noch wenige Bemerkungen gestattet. Jenes Florilegium mit 25 Philosentenzen, das ich in einem Laurentianus und Vaticanus gefunden und [illegible] usgebern zur Verfügung gestellt habe (S. LXIX), ist a[illegible] codex 611 A saec. XVI der Bibliothèque Mazarine

in Paris begegnet. [1]) Sogar zweimal ist das Stück in jener Handschrift niedergeschrieben: f. 149ᵛ und zum Schluss f. 189ʳ. Die Varianten sind unbedeutend. — Zu den Addenda und Corrigenda (S. LXXXX) sei noch hinzugefügt, dass S. III *cst* und S. CI *ecclesiasticos* beidemal *c* für *e* verdruckt ist; S. CVIII steht *ἐρρέθη* für *ἐρρήθη*. Die Aufschrift des Vorsetzblattes im Laur. plut. X 20 lautet: *ἡ βίβλος αὕτη τοῦ φραγκίσκου τοῦ φιλέλφου ἐστίν* (bei Cohn fehlt das zweite *τοῦ*). — Die lateinische Übersetzung, welche Lilius Aegidius Liberius Tifernas im Ausgange des 15. Jahrhunderts von verschiedenen Schriften Philos angefertigt hat, liegt außer den sieben Bänden der Vaticana handschriftlich auch noch in zwei Volumina aus dem Jahre 1508 vor, die jetzt in der königlichen Bibliothek zu Brüssel (Nr. 1117 und 1118) aufbewahrt sind. Die Handschrift, welche ich vor längerer Zeit in der Wiener Hofbibliothek, wohin sie von Brüssel gesandt wurde, einsehen konnte, enthält im ganzen die Übersetzung von neun Philoschriften. Die Wertlosigkeit dieser Übersetzerarbeit hat der Cardinal Pitra nicht zu scharf charakterisiert, wenn er (Analecta sacra spicilegio Solesmensi parata. Typis Tusculanis 1884, S. 333) sagt: „Interpres graeco scriptore saepe obscurior est, neque obscuritas ab elegantia oritur. Haud ego fallor, aut bonus Tifernas tam latine quam graece imperitus erat. Neque illi multam laudem addunt insulsa poemata, quibus graias latinasque Musas aegre sollicitavit."

Möge die Ausgabe, zu welcher sich zwei so intime Philokenner wie Cohn und Wendland vereinigt haben, nach so vielversprechendem Anfange, wie er mit dem ersten Bande gemacht ist, mit gleich glücklichem Gelingen zu Ende geführt werden! Den beiden trefflichen viri Philonei ein *Ἀγαθῇ τύχῃ* zum Fortgang und Abschluss ihres Unternehmens!

Prag. Siegfried Reiter.

---

1. Schülercommentar zu Ciceros Reden gegen L. Catilina und seine Genossen. Von Hermann Nohl. Mit einem Titelbilde (Cicerobüste aus Madrid.) Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. 8°, 70 SS. Preis geh. 30 kr., geb. 50 kr.
2. Schülercommentar zu Ciceros Reden für den Oberbefehl des Cn. Pompeius, für T. Ligarius und für den König Deiotarus. Von H. Nohl. Mit 4 Abbildungen und einer Karte. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Preis geh. 25 kr., geb. 45 kr.

Der Zweck, den die in neuester Zeit so stark in Schwang gekommenen Schülercommentare verfolgen, ist hinreichend bekannt:

---

[1]) Vgl. Henri Omont, Inventaire sommaire des manuscrits Grecs conservés dans les bibliothèques publiques de Paris outre que la bibliothèque nationale. Paris 1883, und Auguste Molinier, Catalogue de la bibliothèque Mazarine. Tome troisième. Paris 1890, p. 353 sq.

sollen in noch weiterem Umfange, als dies bislang in den erschienenen Ausgaben der Fall war, alle Schwierigkeiten für den Schüler aus dem Wege räumen und trotz der knapp bemessenen Unterrichtszeit ein rasches Fortschreiten der Lectüre ermöglichen. Eine ganze Fülle derartiger Unterrichtsbehelfe ist insbesondere seit dem Inslebentreten der neuen preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892 erschienen, so zu Nepos, Cäsar, Homer, Xenophon u. a., und diesen reiht sich dann der vorliegende, von Nohl besorgte Schülercommentar zu Ciceros Reden gegen Catilina an.

Nohls Verdienste um die Kritik und neuestens auch um die Erklärung Ciceros sind allgemein bekannt und wurden auch schon vom Ref. in diesen Blättern wiederholt nach Gebür gewürdigt. Es braucht darum auch nicht erst weiter hervorgehoben zu werden, dass auch diese erklärenden Anmerkungen zu den Catilinarischen Reden eine ganze Fülle von Bemerkungen enthalten, die den feinsinnigen Erklärer ebensosehr wie den gewiegten Schulmann verrathen. Dessenungeachtet kann [illegible] bezüglich des Maßes der hier dem Schüler [illegible] der Übersetzung, [illegible] zu enthalten zu betonen [illegible] Rücksicht auf die Unterricht [illegible] beträchtlich [illegible] zu sein scheint. [illegible] welche an die Lectüre des Nepos [illegible] im allgemeinen [illegible] vorausgesetzt wird, [illegible] Phrasen als auch [illegible] Mühe des [illegible]

erkannt werden, dass Nohls Commentar in sehr sachgemäßer und zielbewusster Weise auf ein allseitiges und tieferes Verständnis der bearbeiteten Reden seitens des Schülers hinzuarbeiten sucht, und man merkt es den einzelnen Anmerkungen vielfach sehr wohl an, dass sie aus dem wirklichen Bedürfnisse der Schule, aus der lebendigen Praxis des Unterrichtes hervorgegangen sind. — Bündig und treffend ist die Erklärung des *immo vero* I §. 2, desgleichen des Plurals '*illa nimis antiqua*' §. 3 u. v. a. — Bei *mediocriter labefactare* §. 3 wäre doch wohl auch, wie es §. 4 zu *propter quasdam seditionum suspiciones* mit Recht geschieht, darauf hinzuweisen gewesen, dass der Redner hier im Gegensatze zu seiner sonstigen Auffassung der Gracchischen Unruhen diese absichtlich in ihrer Bedeutung herabzudrücken sucht, um einen wirksameren Gegensatz zu Catilina zu erzielen. — Die §. 4 für *patres conscripti* auch empfohlene Übersetzung 'versammelte Väter' ist doch wohl zu missbilligen. — In *lectulus* §. 9 liegt nach meiner Empfindung ganz bestimmt noch etwas mehr als in dem einfachen *lectus*. Jenes enthält sicherlich den Begriff des Behaglichen, Traulichen, den wir freilich nur nachzufühlen, nicht aber in der Übersetzung nachzubilden vermögen. Man muss eben nicht alles bei der Übersetzung in eine fremde Sprache nachbilden wollen. Das ist einfach unmöglich. So scheint es mir ein vergebliches Beginnen zu sein, §. 27 die Paronomasie in dem lateinischen Wortspiel *exsul* — *consul* im deutschen Ausdrucke nachahmen zu wollen. Die hiefür von Eberhard, wenn ich nicht irre, empfohlene und auch von Nohl angeführte Übersetzung: 'verbannt — im Amte' ist weit entfernt von der Prägnanz und Schönheit des lateinischen Ausdrucks und nichts als eine öde Spielerei. Doch ich will mich nicht weiter in Details verlieren. Das Gesammturtheil über das vorliegende Büchlein kann nur dahin lauten, dass es, von jenem Zuviel in der Angabe der Vocabeln abgesehen, als ein sehr brauchbares und verlässliches Hilfsmittel bei der Lectüre dieser Reden Ciceros bezeichnet werden muss. Die äußere Ausstattung zeigt, sowohl was das Papier, als auch was splendiden Druck betrifft, die bekannte Sorgfalt des Tempsky'schen Verlages.

Über die Anlage des zweiten Bändchens ist nichts Neues zu sagen. Es bietet eine vortreffliche Unterstützung der Vorbereitung des Schülers, die ihn vor dem bekannten verderblichen Hilfsmittel der gedruckten Übersetzung zu bewahren geeignet sein dürfte. Die Angabe der Bedeutungen sollte auch hier eingeschränkt werden. Treffliche Bemerkungen enthält ein Vorwort H. Nohls zu diesen Schulcommentaren zu Ciceros Reden. Es ist ganz richtig, dass die Hauptschwierigkeit bei Cicero für den Schüler selten in der Construction, sondern fast immer im Ausdruck liegt. 'Nach dem einfachen, gegenständlichen Stile des Historikers erscheint ihm die blühende, an abstracten Substantiven reiche Schreibart des Redners fremdartig, und die Lexika können ihm nur geringe Unter-

[illegible] — aber mit Maß — den Schüler [illegible]. Ebenso unterschreibe ich [illegible], dass die Übersetzung zwar zur [illegible], aber doch nicht das [illegible] eine Erleichterung hierin also [illegible] für eine Rückübersetzung [illegible] insbesondere für wichtige [illegible] Anschauungs- [illegible] des Bändchens. [illegible] des dritten [illegible] der Hauptpersonen: [illegible] Julius Cäsar [illegible] Cicero

[illegible]

[illegible] Eschenbach. [illegible] XI

[illegible] Parz. 459. [illegible] 30 (Planeten, Saturns [illegible] ferner [illegible] S. [illegible]: Wh. 216. [illegible] Eigenschaften der [illegible] S. 7. Anm. 2: Wh. 406. [illegible] (ursprüngliche Form des Kreuzes) S. 33: Wh. 307. [illegible] S. 64 f.: Wh. 68, 4—16 (Spendung der [illegible] Laien) S. 82: Parz. 76, 1—20 (der Kaplan [illegible] Parz. 485, 23 f. (mittelalterliche Fastenord- [illegible] 2 u. 5. (Reinigungseid auf die Capsa) [illegible] S. 107, 1—10, Wh. 451, 20 ff. (Be-

gräbnis) S. 102 ff. Für Parz. 464, 26—29 (Jungfräulichkeit der Erde als Mutter Adams) S. 29 f. fehlt der Hinweis auf R. Köhler, Germ. VII 477—480. Dort wird das von S. Vorgebrachte mit zum Theil reicherem Material belegt und uns auch die Erklärung von Parz. 463, 24—26 (s. Sattler S. 62) gegeben. Auch an anderen Stellen zeigt der Verf. der eigentlichen Wolframliteratur gegenüber eine allzu große Sorglosigkeit; so vermisse ich z. B. zu den Ausführungen über die neutralen Engel S. 49 den Hinweis auf Heinzel, Parzival S. 16 f. und S. Singer, Zs. d. Ver. f. Volksk. 1892, S. 297. Auch die ziemlich reiche Literatur zu V 463, 16 des Parz. (Bech, Germ. VII 298. XXIV 297; Sprenger, Beitr. z. K. d. idg. Spr. III 175; Lucae, Zs. f. d. Ph. XII 383; Schade, Altd. Wb.[2] 780[a]) lässt S. S. 44 sehr zum Nachtheile seiner Ausführungen unbeachtet. Wie kommt es, dass er an der bezeichneten Stelle *(mit schâr ein mensche nâch im wart)* zwar *schâr* mit langem *â* liest, sowie Lachmann; aber nach *schâr* interpungiert, sowie Bartsch (bezw. Bech), der sich für *schar* = *turba* entscheidet? Lucae hat Lachmanns Auffassung, wie mir scheint, sichergestellt. Dazu kommen einige ärgerliche Versehen: z. B. heißt es S. 15: „Der *gotes hant* schreibt daher der Dichter auch geistige Fähigkeiten zu", dafür wird lediglich angeführt Parz. 494, 8: *erkennt si dâ die gotes hant*. Aber in diesem Verse ist *die gotes hant* Object, und Subject ist *si*, welches das *diu diet* der folgenden Zeile vorausnimmt! Ebenso bös ist es, wenn zu Parz. 462, 11 *doch ich ein leie wære* gesagt wird: „d o c h hat in erster Linie die Bedeutung w e n n a u c h und steht hier im Beginne eines irrealen Bedingungssatzes." Wenn als Bedeutung zu d o c h, Conjunction, bei Lexer I 435 z. B. „wenn auch" vor „obgleich" angegeben wird, so ist doch nur concessives, niemals ein hypothetisches „wenn auch" gemeint. Der Vers kann nur übersetzt werden: obgleich ich ein Laie bin, oder: obgleich ich ein Laie war. Und dass Trevregent vor seiner Einsiedlerzeit ein ritterliches Leben geführt hat, steht doch fest. Dagegen brauchte sich S. a. a. O. mit *kund* V. 462, 13 nicht herumzuschlagen, die Form wäre ebenso gut Conj. als Indic. Als Indic. in dem Nachsatze einer irrealen Hypothese, wie sie Sattler will, könnte hingegen hier nur der Indic. Präs. erscheinen: *kan* nicht *kunde*.

Eine gewisse Lehrhaftigkeit (vgl. z. B. S. 12: „man wollte die Handlungsweise des Menschen, sein Lebensschicksal, das sich doch aus dem Zusammenwirken unzähliger freier Handlungen ergibt, aus dem Einfluss der Gestirne ableiten" oder vgl. Transsubstantiation S. 85, Erbsünde S. 60 u. dgl. m.) macht sich in den Auseinandersetzungen dieses Buches gar oft bemerkbar. Hie und da erhalten wir den Eindruck, als ob der Verf. nicht nur für Wolframs Übereinstimmung mit der katholisch-christlichen Anschauung plaidieren würde, sondern auch uns zu ihr bekehren wollte: und das muss, bei aller Achtung vor des Verf.s Standpunkt,

kreise gezogen, bietet aber der gelehrten Forschung stofflich und formal doch mannigfach Interessantes. Die *vrône botschaft ze der christenheit* wurde zuerst von Haupt, Altd. Blätt. II 241—264 vollständig veröffentlicht. P.s Text (S. 40—71 des Buches) beruht auf einer neuen Collation der einzigen Handschrift. Diese Collation gab dem Gedichte, die Berichtigung kleinerer Versehen abgerechnet, vor allem vier von Haupt übergangene Verse (drei nach 394, einen nach 433) zurück.

Nach den Angaben über Inhalt und Einrichtung der Hs. handelt §. 2 der Einleitung über die Heimat der Dichtung. Dialect des Dichters und des Schreibers lassen sich nicht genau trennen, und so werden hier die in der Hs. überlieferten Laut- und Flexionsformen des Gedichtes zusammengestellt, wobei die durch den Reim für den Dichter gesicherten Verhältnisse stets gebürend hervorgehoben werden. P. kommt zu dem Schlusse (S. 10), dass das Gedicht an der Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts in Bayern entstanden sei. Gegen die Localisierung wird sich kaum etwas einwenden lassen; aber für die Zeitbestimmung, glaube ich, bleibt auch heute das Alter der Hs. (erste Hälfte des 13. Jhdts.) der einzige Anhaltspunkt, denn gerade P.s Zusammenstellungen ergeben, dass in Bezug auf Apocope (s. S. 7, 3) und Lautgebung der Dialect oder besser die Orthographie des Schreibers ein alterthümlicheres Gepräge trägt als die Sprache des Dichters selbst: dieser reimt *-ere* auf *chêre*, die Hs. aber bezeichnet den Umlaut des langen *â* noch nirgends. Wenn P. nun meint, dass „das der Dichtung eigenthümliche Metrum stark auf die Begrenzung" (Ausgang des 12. Jhdts.) hinweise, so möchte ich dagegen geltend machen, dass Haupts einschlägige Bemerkung in Bezug auf das Alter dieses Gedichtes (a. a. O. S. 462, s. auch Priebsch, Vorr. S. IX) „dass in Poesien der Geistlichen die Verwilderung des Versbaues dauerte, während die Metrik der Laien sich auf dem Grunde der alten Volkspoesie ausgebildet hatte" erst stricte als falsch erwiesen werden muss, sollen wir sie nicht für sehr wahrscheinlich halten. Nun heißt es bei P. (S. 10) weiter: über das Ende des 12. Jhdts. dürfte sicher nicht hinausgegangen werden, „wenn sich die in §. 3, S. 18 [soll heißen 11] gegebene Erklärung der Reimpaare 563 f., 573 f. aufrechterhalten lasst". Das Reimpaar 563 f. ist überliefert: *diu iuch solten wîsen ze dem êwigen leben*. Haupt schlägt als Besserung vor: *wîsunge geben : leben*, P. liest *wîsen : lîbe* und plaidiert für diesen consonantisch ungenauen, alterthümlichen und, wie er selbst sagt, in dem Denkmale ganz vereinzelten Reim. Nun ist aber eine Besserung des verderbten Reims, die mir viel wahrcheinlicher, ja fast zweifellos scheint, leicht gefunden: *wîsen ze dem êwigen paradîse*, s. Roediger zu Milst. Skl. 236. Überschüssiges *-n* findet sich auch sonst, s. S. 11. Das Reimpaar 573 f. *êwarte : vorhten* wird von P. selbst nur in der Anm. zur Stütze seiner eben mitgetheilten Conjectur auch zur zeitlichen, nicht wie richtiger auf S. 6 bloß zur dialec-

... Bewe ...
... and ...
... ters ...
... wanke ...
... samm ...
... sen. ...
... anes ...
... unter ...
... aerel. ...
... ndusse. ...
... dass der ...
... gesprochen ...
... oder ...
... gegnet. ...
Wenn ... unter ...
... S. 24 ...
... von seinem ...
... ander ...
... *macht* f. ...
... Hs. 93; ... 318, 49 ;
gnist 554, ... 179;

arme f. *arm* 283, 407, 595; [1]) *alsô* f. *als* 835; *selbe* f. *selb* 857; *deheiniu* f. *dehein* 792; *behieltet* f. *behielt* 565 (s. S. 8, e 1)? Denn wenn nicht nur der Schreiber, sondern, habe ich P. recht verstanden, auch der Dichter z. B. V. 74 *ungeloubich* schrieb und *unglôubich* gelesen haben wollte, warum sollen wir in unserm Conservatismus dort Halt machen, wo ein in der Schrift gesetzter Vocal nicht gesprochen werden darf und die Divergenz zwischen Niederschrift und Vortrag nicht auch auf die Fälle ausdehnen, wo ein aus Schreibgewohnheit unterdrückter Vocal beim Lesen zu sprechen ist, ein *gloubet* des Verses 233 also einmal umgekehrt als *geloubet*, ein *gnist* 554 als *genist* aufzulösen ist. Es wird dies ganz entschieden vorsichtiger sein; denn wir wissen doch heute absolut nicht mehr, ob in allen diesen Versen die wenn auch noch so leicht zu ergänzende Senkung vom Dichter der *Vrône botschaft* wirklich beabsichtigt war, da ja doch in hundert anderen ganz gleichen Fällen auch in P.s Texte die Senkung fehlt.

Nach einem sehr übersichtlichen Paragraphen über Inhalt und Composition des Werkes wird in §. 6 des Dichters Verhältnis zur Quelle festgestellt und im Anschlusse daran seine geringe Selbstständigkeit und dichterische Fähigkeit gebürend abgegrenzt. Die Quelle der ersten größeren Hälfte der *Vrône botschaft* (V. 42—776) wird in dem lateinischen Texte eines angeblich vom Himmel gefallenen Briefes 'De die dominica' constatiert, wie ihn ein Weihenstephaner Codex des 12. Jahrhunderts (Clm. 21.518) überliefert. Andere P. bekannte Handschriften und Recensionen desselben Textes konnten als dem deutschen Gedichte viel ferner stehend nachgewiesen werden. In §. 7 endlich wird Fritsche Closeners *Der geischeler bredie* (Zs. f. d. A. IV 580), die Haupt für eine Prosaauflösung unseres Gedichtes hielt, besprochen und endgiltig festgesetzt, dass dieselbe nicht auf unser Gedicht, sondern auf einen latein. Text zurückgeht, der dem Texte einer Wiener und einer Erlanger Hs. des genannten Himmelsbriefes weit näher stand, als dem der Weihenstephaner Hs., die ihrerseits nun wieder fast überall, wo sie von der Wien-Erlanger-Überlieferung abweicht, mit der *Vrône botschaft* zusammengeht. Auch die Quelle für den Schluss des Gedichtes (V. 777—890) hat P. in einem Codex der Annales Weihensteph. ausfindig gemacht (S. 25 f.). Alle Ausführungen in diesen beiden letzten Paragraphen der Einleitung scheinen mir durchaus überzeugend und wohlerwogen, und wenn P. dann den Verfasser der Vr. botsch. als Mönch im Kloster Weihenstephan localisiert, wo er zu Anfang des 13. Jahrhunderts seine Quellen beisammen finden konnte, so müssen wir auch diese Hypothese mit der Vorsicht, wie sie auch aufgestellt wird, wohl gelten lassen.

---

[1]) Jedesmal Dat. *arm mîn* in der Hs., also vor *m*, dagegen *arme gereit* 207.

Verse. P. hat [illegible]
[illegible] nicht [illegible]
[illegible]strum cum toto corde [illegible] [illegible] —
[illegible]04 lies *[illegible]* [illegible] —
[illegible]36. Das vom Heran[illegible]
[illegible] *mihi* der Quelle A [illegible]
[illegible]paradiso, s. oben. — [illegible]
— 785 *alle für drietunt* [illegible]
S. 33 für eine bea[illegible] [illegible]
[illegible]angabe. Aber *alle [illegible]* [illegible]
[illegible] sagen: das erste *Jahr* (17[illegible]4, [illegible]
[illegible]mal . . . das zweite *Jahr* (17[illegible] [illegible]
[illegible] unbedenkl[illegible] [illegible] *alle* [illegible]
[illegible] sch 789 [illegible] *[illegible]* [illegible]schmuggelte

sich aus der vorhergehenden Zeile ein, wobei das überlieferte *alle* nicht einmal in *alliu* geändert wurde, wenn auch diese Änderung sprachlich natürlich nicht durchaus nothwendig war. — 791 wird *brucus* durch *milven*, 99 durch *chever* gegeben, s. Priebsch, S. 26, Anm. 2. — 794 gibt die Hs. *muos*, P. *muoste*, aber *muos* (oder *muose*) kann bleiben, nur steht dann freilich *s* hier nicht für *z*, wie P. in der Einleitung S. 5 meint.[1]) — Nicht nach dem V. 794 fehlt eine Zeile, sondern vor demselben. Auf 794 *daz loup muos verswinden* reimte im vorhergehenden, ausgefallenen Verse: .... *rinden*; die Quelle (a 6): *et omnes cortices arborum* (darnach erst:) *et folia usque in radices eorum* (s. auch P. Einl. S. 30).

Graz. K. Zwierzina.

Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. I. Band: Das Alterthum. 313 SS. mit 94 Abbildungen. 9. verb. Aufl. Preis geh. 1 fl. 25 kr., geb. 1 fl. 50 kr. — III. Band: Die Neuzeit. 296 SS. mit 24 Abbildungen. 9. umg. u. verb. Aufl. Preis geh. 1 fl. 35 kr., geb. 1 fl. 60 kr. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag 1896.

Die große Verbreitung, deren sich die Gindely'schen Lehrbücher der Geschichte an unseren Gymnasien erfreuen, ist für die Hände, deren Obhut dieselben nunmehr anvertraut sind, ein Ansporn und zugleich eine ernste Mahnung, nicht bloß vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, sondern insbesondere auch in methodischer Hinsicht alles aufzubieten, um diese beliebten Lehrtexte auf der Höhe der Zeit zu erhalten und sie einer immer größeren Vervollkommnung entgegenzuführen. Die Proff. Doublier und Schmidt, die die neuesten Auflagen für die Unterstufe besorgt haben, haben es unverkennbar mit ihrer Aufgabe genau und gewissenhaft genommen; sie haben sich nicht mit einzelnen sachlichen und formellen Änderungen begnügt, sondern sie haben das ganze Werk einer vollständigen Umarbeitung unterzogen und demselben ein neues, und zwar empfehlendes Aussehen gegeben. Mit einer gewissen Spannung konnte man auch dem Erscheinen einer neuen Auflage der für die Oberstufe des Gymnasiums bestimmten Theile entgegensehen — ist ja seit der letzten Auflage derselben eine Reihe von Jahren verstrichen. Ich will gerne anerkennen, dass Dr. F. M. Mayer, dem wir nun die jüngst erschienene neueste Auflage verdanken, an manchen Stellen Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen, dass er manches Minderwichtige aus-

---

[1]) Im grammatischen Theile der Einleitung stören auch noch andere Flüchtigkeiten. So wird auf S. 9 unter 3. Einzelne Verba, neben den Infinitiven *haben gân stân tuon* ein *emphangen* aufgeführt und fortgefahren: »neben der vollen erscheint auch die contrahierte Form *emphâhen* (inf.) 343 *emphâhent : gâhent* 394«. Hält P. *emphangen* wirklich für die volle, *emphâhen* für die contrahierte Form des Infinitivs?

an Feldzug, Schlacht an Schlacht sich reihen? Leider nehmen thatsächlich auch hier wieder die kriegerischen Ereignisse einen recht breiten Raum ein, während andere hochwichtige und hochinteressante Materien nur stiefmütterlich bedacht sind. Bei einer derartigen stofflichen Einseitigkeit darf man sich nicht wundern, wenn das Interesse an dem Gegenstande bei zahlreichen Schülern mit der Zeit erlahmt, worüber Hochschullehrer nicht selten — und ich glaube mit Recht — Klage führen. Wie ganz anders würde sich die Sache gestalten, wenn auf der Oberstufe die Cultur- und insbesondere die Kunstgeschichte mehr in den Vordergrund gerückt würde, wenn dem Schüler z. B. halbwegs die reizenden Kunstblüten, die auf dem Boden von Hellas heranreiften, wenn ihm die vielfach noch unerreichten Verkörperungen des griechischen Schönheitsideals, das noch nach Jahrtausenden seine wiederbelebende Kraft glänzend bewährt hat, vorgeführt würden. Seinem Geiste würde sich ein neues, herrliches Reich erschließen, das ihm eine Fülle bildender Elemente zuzuführen und sein Interesse in der vielseitigsten Weise anzuregen geeignet wäre, er würde wenigstens eine Ahnung von der Mannigfaltigkeit und dem Reichthume griechischen Geisteslebens erhalten und würde von der Geschichte des Alterthums mit dem unauslöschlichen Eindrucke scheiden, von dem Geiste der Antike „einen Hauch verspürt zu haben“. — Und was hier vom Alterthume gesagt wurde, gilt in ähnlicher Weise von dem Mittelalter mit seinen himmelragenden Domen und von der Neuzeit mit ihrem staunenswerten Aufschwunge der Künste und Wissenschaften. Allein ein solcher Unterricht erfordert Zeit, der Lehrer muss bei dem Gegenstande mit Muße verweilen können, mit einigen allgemeinen Bemerkungen und einem flüchtigen Vorweisen selbst der besten Anschauungsbehelfe ist nichts oder wenigstens nicht viel gethan. Und die hiefür erforderliche Zeit ließe sich gewinnen, wenn die politische Geschichte mehr zurückgedrängt würde; gar mancher Krieg, der im Buche einen beträchtlichen Raum ausfüllt, ließe sich mit einigen Zeilen abthun. Gindely hat es wohl gefühlt, dass seine Bücher zu wenig Culturgeschichte enthalten; er hat diesem Mangel dadurch abzuhelfen gesucht, dass er den einzelnen Bänden am Schlusse einen Anhang „Erläuterungen zur Kunst- und Culturgeschichte“, die von anderer Hand herrühren, angefügt hat. Diese Erläuterungen haben im I. Bande einen Umfang von 54, im II. von 42 und im III. von 41 Seiten. Für den Anfang mochte ein solcher Nothbehelf am Platze sein, allein bei den späteren Umarbeitungen hätten diese Erläuterungen in stellenweise verkürzter Form dem Texte des Buches selbst einverleibt und mit demselben zu einem organischen Ganzen verschmolzen werden sollen. Ich zweifle, ob an dem Orte, wo sie sich gegenwärtig befinden — sie sind, wie schon erwähnt, den einzelnen Bänden als loser Anhang angefügt — bei dem Unterrichte die gebürende Beachtung finden, theilweise schon deswegen, weil es bei der Ausführlichkeit der politischen Geschichte an der nöthigen Zeit dazu fehlt.

[illegible] Bande [illegible] Geographie von [illegible] das Gleichartige gleich hier hinzu- [illegible] von Italien be- [illegible] eine gründliche Um- [illegible] erfahren sollen. [illegible] den Hauptgegenstand der [illegible] Wirken und Schaffen auf [illegible] Schüler vertraut ge- [illegible] sie auch die Wohn- [illegible] und betrachten auf [illegible] kennen lernen. Allein [illegible] Hauptsache zu beschränken, [illegible] was nicht die [illegible] des Einflusses desselben [illegible] vermeiden. Das [illegible] Behandlung nicht nur [illegible] den Fehler, [illegible] der Schüler erst später [illegible] kennen und verstehen lernt. [illegible] Stelle anführt. Geographie und [illegible] wobei der Ge- [illegible] oder Schaden leidet. [illegible] Beispielen näher erläutern. [illegible] Landschaften be- [illegible] Thessaler. [illegible] in die Land- [illegible] Namen." Was hat denn [illegible] bei der Geo- [illegible] Seiten später [illegible] Stämme und ihre [illegible] Epirus [illegible] das nach ihnen [illegible] erzählt wird? [illegible] schon [illegible] Tempelgut [illegible] Auch dieser [illegible] bei der [illegible] be- [illegible] die Bewohner [illegible] Folger be- [illegible] muss ich es [illegible] gleich ein [illegible] Menge [illegible] auch [illegible] — [illegible] etwas [illegible] „Städte:

Mantinea (Schlachten 418 und 362), Tegea und Megalopolis (gegründet gegen Sparta 371)." Wer kämpfte im Jahre 418 bei Mantinea und gegen wen? Von wem und warum wurde Megalopolis gegen Sparta gegründet? Derartige Fragen tauchen von selbst auf; soll nun der Lehrer auch in den Fehler des Buches verfallen und der Geschichte schon an dieser Stelle vorgreifen? Besonders reich an solchen chronologischen Daten ist die „Geographie von Italien". S. 131: „Allia (Schlacht im J. 390)", „Lacus Trasimenus (See von Perugia, Schlacht im J. 217)", „L. Regillus (Schlacht 496 v. Chr.)", S. 135: „Sentinum (Schlacht 295 v. Chr.)", S. 136: „Asculum (Schlacht 279 v. Chr.)", „Cannä (Schlacht 216 v. Chr.)", „Mylä (Milazzo; Seesieg der Römer 260 v. Chr.)." — Auch muss ich mich gegen die Häufung von Namen in solchen geographischen Übersichten aussprechen. Bei der Landschaft Böotien (S. 48) werden nicht weniger als 11, in Etrurien (S. 132) 10, darunter 8 auch mit ihren gegenwärtigen Bezeichnungen, in Latium (S. 134) außer Rom 18 (7 auch mit ihren jetzigen Namen), in Umbrien (S. 135) 7 (5 mit ihren jetzigen Namen), in Samnium (S. 135 f.) 8 und auf Sicilien (S. 136) 14 Städte, darunter 10 mit ihren jetzigen Namen genannt. Einzelne Orte werden nur deswegen angeführt, weil aus ihnen eine berühmte Persönlichkeit hervorgegangen ist, so S. 132 „das Dorf Andes, der Geburtsort des Vergilius", S. 135 „Arpinum (Arpino, Geburtsort des Marius und Cicero)", „Amiternum, die Vaterstadt des Sallustius", „Sulmo (der Geburtsort des Ovidius)" u. dgl. Ich will damit nicht etwa sagen, als ob der Schüler solche Orte nicht kennen zu lernen brauchte, — aber man biete ihm nur nicht alles auf einmal, sondern warte ruhig die richtige Zeit und Gelegenheit ab, um sein Wissen nach dieser Richtung auch später zu erweitern. — In dem Abschnitte, der von der Geographie Griechenlands handelt, ist (S. 49) bei der Landschaft Attica ein Bild von der Stadt Athen entworfen. Hier wird von der berühmten Marmortreppe, die zur Akropolis hinaufführte, von den Propyläen, von dem Erechtheum, von dem Parthenon, von Pheidias und seinen berühmten Statuen der Pallas Athene und der Athene Promachus, von dem Areopag, der Pnyx, der Agora, dem Theseum, dem Prytaneum, dem Odeum des Perikles und dem Theater des Dionysos gesprochen. Auch wird die Akademie und ihr berühmtester Lehrer Platon genannt. Wahrlich nicht wenig, was hier alles in einen geographischen Rahmen hineingezwängt wird. Gewiss sollen die Schüler eine genauere Vorstellung von „Theseus' Stadt" erhalten, allein ist denn hier der richtige Ort dafür? Bei dem kunstsinnigen Wirken des Perikles ergibt sich ungesucht die günstige Gelegenheit, ein Bild von der geistigen Leuchte von Hellas und ihren Prachtbauten zu entwerfen; an dieser Stelle würden die oben angeführten Namen Gestalt und Leben gewinnen, während sie dort nur leerer Schall bleiben. Thatsächlich wird denn auch S. 95 f. in dem Abschnitte „2. Einfluss des

Perikles auf die Entwicklung der Kunst" einiges von dem hier Angeführten wieder erwähnt. — Noch weit ausführlicher ist S. 133 f. das die allmähliche Entwicklung Roms darstellende Bild gehalten, das schon äußerlich in die drei Abschnitte: „*a*) Rom zur Zeit der Könige", „*b*) Rom zur Zeit der Republik", „*c*) Rom zur Zeit der Kaiser" zerfällt. Es müsste als ein methodischer Fehler bezeichnet werden, wenn der Lehrer sich von dem Vorgange des Buches verleiten und dieses umfangreiche Material, das die Kenntnis der inneren und äußeren Geschichte Roms voraussetzt, bereits an dieser Stelle den Schülern darbieten wollte. Die großen Phasen, die die Siebenhügelstadt in ihrer Entwicklung durchgemacht hat, lassen sich recht gut den betreffenden Geschichtsabschnitten, die ihre Spuren der Stadt besonders kräftig aufgedrückt haben, eingliedern. Ich lege dem geographischen Momente bei dem Geschichtsunterrichte eine hervorragende Bedeutung bei, und besonders von der Geographie von Hellas und Altitalien sollen die Schüler, wie schon oben betont wurde, eine genaue Kenntnis besitzen, aber eine Kenntnis, die sich auf die Hauptsachen erstreckt und nicht in einer Fülle nebensächlichen und vielfach nur verwirrenden Details ihr Ziel ersieht: non multa, sed multum.

Nach diesen etwas weiteren Excursen will ich mich im Folgenden kürzer fassen und bei meinen Bemerkungen dem Gange der vorliegenden Bücher folgen.

In dem I. Bande wird S. 2—5 von den Quellen und Hilfswissenschaften der Geschichte gehandelt. Die Quellen werden in nachstehender Aufeinanderfolge angeführt: „1. Die Überreste von Geräthschaften, Kunstwerken und Bauten." „2. Wappen, Münzen, Inschriften auf Gebäuden ... und Urkunden." „3. Sitten, Gebräuche und Sprachen der Völker." „4. Sagen und historische Lieder." „5. Berichte, die über die Ereignisse einer Zeit niedergeschrieben wurden." Mir erschiene es vom historischen Standpunkte aus sachgemäßer, die Quellen etwa in dieser Weise aneinanderzureihen: „1. Sagen und historische Lieder." „2. Sitten, Gebräuche und Sprachen der Völker." „3. Die Überreste von Geräthschaften, Kunstwerken und Bauten." „4. Wappen, Münzen, Inschriften ..." „5. Berichte ..." Bei den einzelnen Kategorien von Quellen hätten auch gleich die Hilfswissenschaften genannt werden sollen, die sich mit der Verarbeitung des betreffenden Materials beschäftigen (Linguistik, Archäologie, Diplomatik, Paläographie, Epigraphik); in dem Buche werden dieselben aber erst zwei Seiten später nach den Ären besprochen. Die Chronologie ist S. 3—5 zum Theil zu ausführlich behandelt; die Bemerkung, dass man bei der gregorianischen Zeitrechnung in 10.000 Jahren um drei Tage hinter der wahren Zeitrechnung zurückgeblieben sein werde, ferner die Angaben, dass die Athener das Jahr mit dem ersten Neumonde nach dem Sommersolstitium, die alten Juden mit der Phase nach der Frühlingsnachtgleiche, die Franzosen in der

Revolutionsära mit dem 22. September begannen, hätten ebenso gut wegbleiben können, wie bei den Ären die Ära der Juden, die Ära Seleucidarum und die ephemere republikanische Ära der Franzosen. — S. 2 werden zu den Anforderungen, die man an „Culturvölker“ stellt, auch „edle religiöse Anschauungen“ gerechnet. Nach dieser Forderung dürften nur wenige Völker des Alterthums zu den Culturvölkern zu zählen sein; der Verf. spricht S. 76 selbst „von den (religiösen) Greueln der Babylonier, Phönizier und Carthager“, und doch rechnet er diese Völker zu den Culturvölkern. — S. 8—11 hätte in dem geographischen Überblicke der alten Welt mancher Name (besonders von Städten) wegbleiben können. Bei den griechischen geographischen Eigennamen werden die entsprechenden lateinischen Wortformen gebraucht — nur erscheint dieses Princip nicht consequent durchgeführt: so z. B. begegnen S. 8 die Namen „Rhodos und Kypros“, S. 51 dagegen „Rhodus und Cypern“; in ähnlicher Weise S. 49 „Delium“ und S. 101 „Delion“. — S. 10 f. werden die den Alten bekannten Flüsse Europas aufgezählt, und zwar geht die Betrachtung vom suevischen Meere aus; warum da der Viadus und nicht die Vistula zum Ausgangspunkte genommen wurde, ist nicht einzusehen. — Der Spiegel des todten Meeres liegt nicht 420 (S. 24), sondern 400 m unter der Meeresoberfläche. — S. 29 wird die Geschichte der Juden über die Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar (586) hinaus bis zum J. 6 n. Chr. in Kürze skizziert. Die Geschichte eines Volkes schließt naturgemäß mit dem Untergange seines Reiches ab; wenn es sich später noch einmal zu einer Bedeutung erhebt, so ist dies an geeigneter Stelle hervorzuheben. Was z. B. an der erwähnten Stelle von der Herrschaft der Ptolemäer und der Seleuciden über die Juden und von dem Auftreten der Maccabäer gesagt ist, wird ohnehin nochmals in der römischen Geschichte bei den Anordnungen, die Pompeius in Asien getroffen hat (S. 208 f.), erwähnt, und hier ist der richtige Ort dafür. — Der Zug des Königs Darius I. gegen die Scythen wird (S. 43) in das Jahr 515, seine Unternehmung gegen Indien aber in das Jahr 510 v. Chr. (S. 35) gesetzt; gleichwohl heißt es S. 43: „Nachdem er (Darius I.) seine Herrschaft befestigt hatte, unterwarf er einige Volksstämme Indiens, worauf er seinen Blick auf Europa richtete .... Er beschloss zuerst die Unterwerfung der Scythen.“ Nach den chronologischen Daten fand somit der Zug gegen die Scythen (515) vor der Expedition nach Indien (510) statt, während aus dem citierten Satze das Umgekehrte hervorgeht. Solche Widersprüche sollten sich in einem Geschichtsbuche nicht finden. — S. 45 soll die Größe Griechenlands den Schülern dadurch veranschaulicht werden, dass es mit dem „heutigen Portugal“ verglichen wird. Welche didaktischen Gründe maßgebend waren, gerade das im äußersten Westen von Europa gelegene Land, dessen Größe gewiss den wenigsten Schülern der V. Classe bekannt ist, zum

Vergleiche heranzuziehen, ist mir nicht klar. Für derartige Vergleiche ist es doch aus mancherlei Gründen das Zweckmäßigste, von dem eigenen Vaterlande auszugehen und eine Gruppe von Kronländern desselben dem fremden Lande gegenüberzustellen. — Die Ansicht, dass man die Statue der Athene auf der Akropolis schon von Sunium aus gesehen habe (S. 49), wird von neueren Reisenden bestritten. — S. 53 wird gesagt, dass Cadmus aus Phönizien in Böotien eingewandert sei; es ist klar, dass hier ein Versehen vorliegt, allein solche Versehen sollten in einem Schulbuche nicht vorkommen.[1]) — S. 74 f. werden in dem §. 37 „Die Colonien der Griechen“ besprochen. In der colonisatorischen Thätigkeit der Griechen kommt die bewunderungswürdige Thatkraft und der kühne Unternehmungsgeist dieses kleinen Volkes in großartiger Weise zum Ausdrucke, und es empfiehlt sich, dass die Schüler die bedeutendsten Schöpfungen der Hellenen auf diesem Gebiete kennen lernen, und dies umsomehr, als nicht wenige derselben heute noch als blühende Gemeinwesen bestehen und den Scharfblick ihrer Gründer rühmen. Vom methodischen Standpunkte aus muss ich aber gegen die Behandlung dieser Materie in unserem Buche einzelne Einwendungen erheben. Die Colonien, die an den Küsten der Propontis und des Pontus Euxinus gegründet wurden, werden nach ihrer „ungefähren Entstehung“ in folgender Reihenfolge aufgezählt: „Sinope, Trapezus, Cyzicus, Abydus, Lampsacus, Tomi, Odessus, Tyras (Akkerman), Olbia, Panticapäum (Kertsch), Tanais (am Don) und Phasis (in Colchis).“ Ist denn die Zeitfrage hier thatsächlich so wichtig, dass diese zwölf Städte in einem so bunten Durcheinander angeführt werden? Das Einfachste und Natürlichste ist doch, dem Verlaufe der Küsten zu folgen und die genannten Colonien etwa in dieser Weise aneinanderzureihen: Abydus, Lampsacus, Cyzicus, Sinope, Trapezus, Phasis, Tanais, Panticapäum, Olbia, Tyras, Tomi, Odessus.“ Wenn der Schüler die genannten Städte in dieser Aufeinanderfolge auf der Karte aufsucht, wird er dieselben mit Leichtigkeit seinem Gedächtnisse einprägen. Der Verf. hat es für nöthig erachtet, den Städten Tyras und Panticapäum die heutigen Bezeichnungen (Akkerman und Kertsch) beizusetzen; warum geschah nicht das Gleiche bei Odessus? Gerade hier wäre auch der jetzige Name (Varna) am Platze, da sonst der Schüler leicht auf die Vermuthung verfällt, dass das alte Odessus etwa das heutige Odessa sei. Die Jahre der Gründung von Syracus (734), Sybaris (720) und Croton (710) hätten wegbleiben können. — Pausanias, der Anführer der Spartaner bei Platää, war nicht König (S. 91), sondern Vormund des Pleistarchos, des unmündigen Sohnes des Königs Leonidas. — S. 96 wird die Entwicklung des griechischen Dramas, des reifsten und edelsten Gewächses der griechischen Dichtung, besprochen. Bei dem Ein-

[1]) In der approbierten Ausgabe des Lehrbuches ist unter auch dieser Fehler verbessert. Die Red.

flusse, den das antike Drama auf das moderne geübt hat, hätte bei den großen Tragödiendichtern doch ein oder das andere Werk genannt werden können, so bei Äschylos seine Orestie (Agamemnon, die Choephoren und die Eumeniden), die einzige uns erhaltene Trilogie, bei Sophokles etwa König Ödipus, Ödipus auf Kolonos, Antigone — letzteres Drama kommt bei gegebenen Anlässen jetzt noch zur Aufführung — und bei Euripides Iphigenie in Tauris, Iphigenie in Aulis und Medea, auf die ja unsere classischen Dramatiker Goethe, Schiller und Grillparzer wieder zurückgegriffen haben. Ebenso hätten auch bei Aristophanes (S. 98) einzelne seiner Lustspielsatiren genannt werden können, und dies umsomehr, als dieselben ja Zeitverhältnisse zum Gegenstande haben, auf deren scharfe Beleuchtung durch den Dichter im Buche selbst am Schlusse des peloponnesischen Krieges (S. 105) hingewiesen wird. — S. 113 wird der berühmte Bildhauer Praxiteles genannt; da hätte nun seine herrliche Hermesstatue, die 1877 zu Olympia aufgefunden wurde, umso eher erwähnt werden sollen, als sie eines der wenigen erhaltenen Originalwerke der griechischen Plastik ist. Ebendaselbst wäre auch bei Scopas Gelegenheit gewesen, des Mausoleums, eines der sieben Weltwunder des Alterthums, Erwähnung zu thun. — S. 127 wird mit einigen Worten des Kunstlebens gedacht, das sich unter der Herrschaft der Attaliden in Pergamum entwickelt hat, namentlich wird „die hohe technische Vollendung der Malerei" hervorgehoben. Über die Malerei ist uns wenig bekannt, wohl aber wissen wir, dass die Plastik in Pergamum blühte; es sei nur auf „den sterbenden Gallier" und auf den berühmten Zeusaltar mit seinem großartigen, den Kampf der Götter gegen die Giganten darstellenden plastischen Schmucke, von dem sich Bruchstücke gegenwärtig in Berlin befinden, hingewiesen. — Der See von Bolsena hieß im Alterthum nicht „L. Bolsiniensis" (S. 131), sondern L. Volsiniensis. — S. 160 hätte bei Besprechung der Zulassung der Plebejer zu den Collegien der Augures und Pontifices (im J. 300) die „lex Ogulnia" genannt werden sollen. — Die sibyllinischen Bücher enthielten nicht „Weisungen (sondern Weissagungen) für die Zukunft" (S. 191). — Die Begründung der röm. Provinz „Gallia Narbonensis" ist mit dem Jahre 118 (S. 196) etwas zu spät angesetzt. — Die Herminonen wohnten nicht östlich (S. 226), sondern südlich von den Ingävonen. Bei den Kämpfen, welche Augustus mit den Deutschen führte, werden S. 226—230 auch die germanischen Stämme, die Eintheilung Deutschlands, die Religion, Verfassung, das Heerwesen, die Sitten und die Lebensweise der alten Deutschen besprochen. Ich finde den Ort hiefür nicht gut gewählt. Die Germanen kommen allerdings schon in den letzten Jahrhunderten des Alterthums aus dem Dunkel ihrer Wälder hervor und führen einige wuchtige Vorstöße gegen das alternde römische Reich, allein ihre welthistorische Rolle beginnt denn doch erst mit dem Mittelalter, und hier wäre — auch schon des Zusammen-

hanges wegen — der geeignete Platz, von ihren frühesten staatlichen und privaten Verhältnissen ein Bild zu entwerfen. — Kaiser Augustus war nicht „viermal“ (S. 231), sondern dreimal verheiratet, und so war Livia nicht seine „vierte“ (ebenda), sondern dritte Gemahlin. Diese Berichtigung wäre auch auf der Stammtafel S. 253 vorzunehmen. — S. 245 hätte bei dem Kaiser Antoninus Caracalla die „constitutio Antoniniana“, durch welche den Provinzialen das Bürgerrecht verliehen wurde, erwähnt werden können. — S. 258 findet sich in der „chronologischen Geschichtstafel“ die Angabe: „88—84 der erste Mithradatische Krieg. Mithradates bei Chäronea (86) und Orchomenus (85) von Sulla geschlagen.“ Mithradates war in Asien zurückgeblieben, aber sein Feldherr Archelaus wurde bei Ch. und O. geschlagen. — S. 285 findet sich wieder ein unliebsames Versehen; hier ist nämlich der Abbildung des Zeus von Otricoli, die jeder Schüler auf den ersten Blick erkennen soll, die Unterschrift beigesetzt: „Iuppiter Verospi im Vatican.“

In dem III. Bande sind den drei großen Abschnitten, in welche die Geschichte der Neuzeit zerfällt (1492—1648, 1648—1789 und 1789 bis auf die Gegenwart) Übersichten (S. 1 f., 76 und 144 f.) vorangestellt, in denen die mächtigsten Regenten, die epochalen Ereignisse und die leitenden Ideen, die den betreffenden Zeiträumen ihr Gepräge aufgedrückt haben, in Kürze zusammengefasst werden. Ich würde es allerdings lieber sehen, wenn das, was den Schülern hier einfach dargeboten wird, durch die gemeinsame Thätigkeit des Lehrers und der Schüler auf inductivem Wege gewonnen würde, — doch möchte ich darob dem Buche keinen Vorwurf machen, nur hätten diese Geschichtsbetrachtungen, die ja die Kenntnis des Geschichtsdetails voraussetzen, nicht an den Anfang, sondern an den Schluss der betreffenden Abschnitte gestellt werden sollen. — S. 3 ist bei der zweiten Fahrt Columbus' nach Amerika die Entdeckung Portoricos nicht erwähnt. — Cortez hat Californien nicht 1536 (S. 5), sondern 1535 entdeckt. — S. 25 wird erzählt: „Der Herzog von Bourbon zog ... mit Frundsberg gegen Rom und eroberte es. Da er dabei seinen Tod fand und Frundsberg schwer erkrankt war, so ergossen sich die zuchtlosen deutschen und spanischen Söldner wie eine Räuberrotte in die Straßen ...“ Nach dieser Darstellung wäre Frundsberg auch bis Rom gekommen, was jedoch unrichtig ist. Dieser Kriegsheld wurde, als seine Landsknechte in dem Lager bei Bologna gegen ihn meuterten, vom Schlage gerührt und konnte an dem weiteren Zuge nicht mehr theilnehmen. — S. 26 wird bei dem Zuge Karls V. gegen Tunis wohl die Eroberung von Goletta und Tunis erwähnt, sein glänzendster Erfolg aber, die Befreiung von 20.000 christlichen Gefangenen aus harter Sclaverei, wird verschwiegen. — S. 31 (und ebenso in der Inhaltsangabe S. III) sollte es statt „Begründung der österreichischen Monarchie unter Ferdinand I. († 1564)“ heißen: „Begründung der österreichisch-ungarischen

Monarchie (oder der österreichischen Großmacht) unter Ferd. I." In gleicher Weise wäre auch S. 238 in der Zeittafel die Angabe: „1526 .... Begründung des österreichischen Staates" entsprechend abzuändern. — S. 107 findet sich die unrichtige Schreibweise „Joh. Lucas von Hillebrand" (dagegen S. 262: „Lucas von Hildebrandt"). — Das Museum in Linz heißt Franz Karls-Museum (Francisco-Carolinum), nicht Karl Franzensmuseum (S. 190). — Nicht Dom Pedro I. (S. 224), sondern Dom Pedro II. wurde 1889 durch eine Revolution aus Brasilien vertrieben. — Die Angabe (S. 224): „Griechenland erhielt 1880 Thessalien und Epirus" ist unrichtig; von Epirus kam nur ein kleiner Theil an Griechenland.

Nun muss ich bei dem III. Bande nochmals auf die Culturgeschichte zurückkommen. Der „§. 6. Leo X. und die Blütezeit der Kunst und Poesie in Italien" (S. 14—16), das S. 17 bei den „entfernteren Ursachen" der Kirchenspaltung über die Humanisten und die politische Literatur gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts Gesagte, der Abschnitt (S. 48) „Die Entwicklung der Literatur und Kunst in Spanien und Portugal", der „§. 30. Deutschlands Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Poesie im Reformationszeitalter" (S. 73—75), der Abschnitt (S. 79 f.) „Einfluss des Königs (Ludwig XIV.) auf Poesie, Wissenschaft und Kunst", der „§. 40. Die Literatur der Aufklärung" (S. 110—113) bilden immerhin erfrischende Oasen künstlerischen und wissenschaftlichen Strebens inmitten der endlosen Kriegswirren und entsprechen — ich will dies gerne anerkennen — zum Theil den Forderungen, die ich eingangs betreffs der Berücksichtigung der Cultur- und Kunstgeschichte gestellt habe. Dagegen kann ich mich mit der Art und Weise, wie im §. 45 (S. 126—128) und noch mehr im §. 92 (S. 224—226) die deutsche Dichtkunst des 18. und 19. Jahrhunderts behandelt wird, durchaus nicht einverstanden erklären. Der glänzende Aufschwung, den die deutsche Poesie in der neueren Zeit genommen hat, kann in einem Lehrbuche der Geschichte in einer kurzen, das Charakteristische betonenden Erörterung immerhin seine Berücksichtigung finden; aber man lasse sich nicht in Detailsachen ein, die einer andern Disciplin zukommen, nämlich der deutschen Literaturgeschichte. Das Geschichtsbuch kann ja, wenn es selbst in letzterer Beziehung, wie dies bei dem vorliegenden Buche der Fall ist, des Guten zuviel thut, doch nur wenig Befriedigendes leisten: wir müssen von unseren Schülern schon verlangen, dass sie ihre Kenntnisse über die Koryphäen der deutschen Literatur anderswoher holen als aus einem Lehrbuche der allgemeinen Geschichte, denn diese Quelle wäre wahrlich wenig geeignet, sie mit Interesse für den herrlichen Gegenstand zu erfüllen. Ich will zur Illustration, wie diese literarhistorischen Capitel mitunter aussehen, auf S. 226 verweisen. In dem 3. Abschnitte wird daselbst in Kürze die romantische Schule besprochen; im Anschlusse daran werden dann in 16 Zeilen 35 Namen von Dichtern und

[illegible] wünsche nur, dass der [illegible] überschlägt und den Sch[illegible] [illegible] die Lust an der Liter[illegible] [illegible] der Skizzierung der rei[illegible] [illegible] besonders die Naturwi[illegible] [illegible] hätte mancher [illegible] [illegible] sorgen schon [illegible] [illegible] und Pfadfinder [illegible] [illegible] aber die Kunstgeschi[illegible] [illegible] wieder der 2. Absch[illegible] [illegible] kann eine Seite füllen [illegible] [illegible] die Sculptur und [illegible] [illegible]: auf diesem engen [illegible] und 27 Jahreszahlen [illegible] glaubt das Buch [illegible] zu haben.

[illegible] das [illegible] Reich des Schönen [illegible] haben. so möchte ich [illegible] und den Forderungen [illegible] gegenüberstehe. [illegible] das volkswirtschaft- [illegible] öffentliches Leben [illegible] hervorgehoben worden [illegible] Geschichte des Alter- thums [illegible] wo die Verhältnisse [illegible] bereits manche [illegible] Zeit [illegible].

[illegible] der vorliegenden Auflage [illegible] dem Gebiete der [illegible] I. Bande, mancherlei Änderungen [illegible] allerdings nur darin bestehen, dass [illegible] durch andere ebenso unsichere ersetzt wurden [illegible] „Euripides geb. 484“ — gegen 480 der älteren [illegible] Was ich aber bemängeln muss, das sind die Wider- [illegible] die Bücher in dieser Beziehung an verschiedenen [illegible] S. 14 wird der Einfall der Hyksos „um das [illegible] 1900“ angesetzt; S. 254 heißt es aber: „1850 - 1550 [illegible] in Ägypten.“ — Über die Zeit der Königsherrschaft [illegible] Republik in Rom finden sich folgende Angaben: S. IV, [illegible] und S. 146: „Rom unter der Herrschaft der Könige [illegible] Chr.). Rom als Republik (509—30 v. Chr.).“ [illegible] 509 Rom unter Königen.“ — S. 166 ist bei der [illegible] das J. 339, S. 256 aber 338 angegeben. — [illegible] Buonarrotti lebte (nach S. 14) 1475— [illegible] nach S. 276: 1474—1564. Murillo starb im J. 1680, dagegen nach S. 281: 1682. — [illegible] S. 51 im J. 1540, dagegen nach [illegible] — Overbeck starb nach S. 227 [illegible] im J. 1868.

Betreffs der Orthographie möchte ich auf folgende Schreibweisen aufmerksam machen. I. Band. S. 8, 24, 44 u. a. a. O.: „von einander“ (st. voneinander). — S. 20, 52: „zu Tage fördern“ (st. zutage f.). — S. 65: „neben einander“ (st. nebeneinander). — S. 92: „zu Gebote stehen“ (st. zugebote st.). — S. 99: „mit einander“ (st. miteinander). — S. 102: „zu Hilfe eilen“ (st. zuhilfe e.). — S. 117: „zu Hilfe kommen“ (st. zuhilfe k.). — S. 154: „zu einander“ (st. zueinander). — S. 167: „außer Stande sein“ (st. außerstande s.). — S. 171: „sich außer Stande sehen“ (st. sich außerstande s.). — III. Band. S. 84: „zu Tage treten“ (st. zutage tr.). — S. 85: „zu Hilfe schicken“ (st. zuhilfe sch.). — S. 192: „um so weniger“ (st. umsoweniger).

Ich schließe mit dem gerade nicht sehr dürftigen Capitel der Druckfehler. I. Band. S. 7: „Mä otis“ (st. Mäotis). — S. 8: „Comāna Pontica“ (st. Comāna P.). — S. 21: „Tiglath-Pilesar III. (745–727)“ (st. Tiglath-Pilesar II.). — S. 29, 3. Abs., 1. Z.: „Daris I.“ (st. Darius I.). — S. 42: „anf dem Wege“ (st. auf d. W.). — S. 43, 4. Abs., 3. Z.: „ü er“ (st. über). — S. 96: „... worauf der Chor sein Lied (st. sein Leid) und seine Freude über das Gehörte ... kundthat.“ — S. 152, 2. Abs., 2. Z.: „Der Sache nach“ (st. der Sage nach). — S. 156, 3. Abs., 2. Z.: „Wirrene“ (st. Wirren). — S. 156, 6. Z. v. u.: „kegann“ (st. begann). — S. 174: „70.000 Mann fielen und (st. oder) geriethen in die Hände des Feindes.“ — S. 176: „aus aufgegangenen (st. aufgefangenen) Briefen.“ — S. 220: „Rupublik“ (st. Republik). — S. 224, 1. Z.: „Beament“ (st. Beamten). — III. Band. S. 5: „Stadt Mexico zählte bei Dei dem Einbruche der Spanier“ (st. die Stadt Mexico zählte bei dem E. d. Sp.). — S. 14: „architektur“ (st. Architektur). — S. 16: „Während in Italien trotz der polnischen (st. politischen) Zerrüttung Kunst und Poesie sich glänzend entwickelten ...“ — S. 42, 2. Z.: „Papst Paul I. V“ (st. P. Paul IV.). — S. 56: „Der Zwiespalt zwischen ihr (Maria Stuart) und herschsüchtigen Adel“ (st. und dem herschsüchtigen A.). — S. 68, 2. Abs., 4. u. 5. Z.: „der der Kaiser“ (st. der Kaiser). — S. 74, 2. Abs., 3. Z.: „Begrün der“ (st. Begründer). — S. 92: „die Toriestraten“ (st. d. Tories traten). — S. 111, 5. Z. v. u.: „trten“ (st. traten). — S. 128: „Winkelmann“ (st. Winckelmann). — S. 175: „Tolepo“ (st. Toledo). — S. 231: „die Erfindung des (st. der) Daguerrotypie“. — S. 245: „Engbert“ (st. Egbert). — S. 253: „Um 894 Festsetznng (st. Festsetzung) der Magyaren.“ Die approbierten Ausgaben sind glücklicherweise correcter.

Das Ziel, das dem Geschichtsunterrichte auf der Oberstufe gesetzt ist, ist ein hohes und wichtiges, und zur Erreichung desselben soll das Lehrbuch kräftigst beitragen. Ich verkenne nicht, dass es ein schwieriges und mühsames Unternehmen ist, ein gutes Lehrbuch zu schreiben; ich glaube aber, dass Dr. F. M. Mayer, dessen Name auf dem Gebiete der Schulbücherliteratur nicht unbekannt ist, die richtige Persönlichkeit für diese Aufgabe wäre, —

nur müsste er seine Thätigkeit, die sich bisher allzusehr in die Breite ergeht, mehr in die Tiefe richten: eine solche Ablenkung des Curses würde seinen Büchern und dem Geschichtsunterrichte, den dieselben ja fördern wollen, nur zum Vortheile gereichen.

Linz. Chr. Würfl.

Elektricität und Licht. Einführung in die messende Elektricitätslehre und Photometrie. Von Dr. O. Lehmann, großherzogl. bad. Hofrath und Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe. Mit 220 Holzstichen und 3 Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1895.

Zum Theile kann das vorliegende Buch als ein Sonderabdruck aus der von demselben Verf. bearbeiteten sechsten Auflage von Fricks physikalischer Technik betrachtet werden. Der Verf. dieser „Einführung" beabsichtigte bei der Herausgabe des Buches eine allgemeine oder wenigstens leicht verständliche kurze Übersicht über die Grundgesetze der Elektricität zu geben und insbesondere auch mit den neuesten Errungenschaften der Theorie und des Experimentes auf dem Gebiete der Elektricität und auf dem Grenzgebiete zwischen Elektricitätslehre und Optik einerseits und Chemie andererseits den Leser des Buches vertraut zu machen. Der Verf. hat es für den elementaren Unterricht nicht für erforderlich gehalten, auf das Centimeter-Gramm-Secunden-System, welches in der Wissenschaft vollständig anerkannt ist, einzugehen, und er glaubt, dass durch Weglassung der verschiedenen Maße, welche als technische Maße aus dem erwähnten Systeme abgeleitet werden, eine große Vereinfachung in der Darstellung eintreten würde. Dies kann allerdings nicht in Abrede gestellt werden, anderseits muss aber gerade deshalb, weil das Centimeter-Gramm-Secundensystem in der Wissenschaft eingebürgert ist, schon beim elementaren Unterrichte auf dasselbe Rücksicht genommen werden, da dann beim Studium wissenschaftlicher Abhandlungen und Bücher zeitraubende ablenkende Betrachtungen und eventuelle Umrechnungen entfallen würden. Darin muss wohl dem Verf. beigepflichtet werden, dass für den ersten Unterricht das Kilogrammgewicht, welches als Krafteinheit angenommen wird, den unleugbaren Vorzug hat, ein aus der alltäglichen Erfahrung bekannter und geläufiger Begriff zu sein.

Sehr anerkennenswert ist der Umstand, dass der Verf. die mathematischen Entwicklungen in kaum zu erreichender Klarheit dem Leser seines Buches vorführt, dass ferner auf die einschlägige Fachliteratur an vielen Stellen verwiesen wird, wodurch dem Leser die Gelegenheit geboten wird, seine Studien zu ergänzen und abzurunden.

Zu den einzelnen Abschnitten hätte der Ref. Nachstehendes zu bemerken: Entsprechend einem Vorschlage von Clausius wird

als Einheit der Polstärke eines Magneten ein „Weber“ gewählt, d. i. jene Menge Magnetismus, welche eine gleich große im Abstande von 1 Meter mit der Kraft $\frac{10^7}{g}$ Kilogramm abstößt. Die vorgenommene Messung der Polstärke und der Feldintensität (Bestimmung der horizontalen Componente des Erdmagnetismus) ist eine sehr instructive, wenn sie auch weniger genau als die exacten Gauß'schen Methoden ist. Für den Unterricht würden wir die Methode des Verf.s empfehlen. — Die angenommene Einheit der Stromstärke 1 Ampère wird auf Grund der vorigen Entwickelungen definiert als die Stärke eines Stromes, der durch einen unendlich langen, geraden Draht fließend, auf einen Magnetpol von 1 Weber Stärke in der Entfernung von 1 Meter die Kraft $\frac{2}{g}$ Kilogramm ausübt. — Sehr lehrreich sind die nachfolgenden Betrachtungen über Blattmagnete und die potentielle Energie eines Magnetpoles im Felde eines Stromes. — Die dielektrische Verschiebung wird sehr klar durch die Fig. 59 veranschaulicht, ebenso die potentiellen Energieverhältnisse geladener Conductoren durch Vergleichung der potentiellen Energie einer Flüssigkeit. — Von technisch gut verwendbaren Elektrometern finden wir das Braun'sche Elektrometer erwähnt. — Instructiv sind auch die Erörterungen über Stromverzweigungen und deren graphische Darstellung. Die Theorie der elektrischen Kraftlinien ist mit großer Ausführlichkeit und Klarheit gegeben worden. — Zum Nachweise der Gesetze der Induction von Strömen wurde der bekannte und sehr brauchbare Apparat von Pfaundler herangezogen. Auf die Theorie im allgemeinen, die Theorie der Gleichstrom- und Wechselstrommaschinen wurde die gebürende Rücksicht genommen. Besonders anziehend ist der Abschnitt über die Fortpflanzung der elektrischen Energie, ferner jener über elektrische Schwingungen und über elektrische Strahlung bearbeitet. Nach Hertz wird gezeigt, wie man sich die Bildung der elektrischen Wellen im freien Raume zu denken hat. In dem Abschnitte über Maxwells Theorie erläutert der Verf. in anschaulicher Weise den eigenthümlichen Zwangszustand, in dem man sich das Medium, das die magnetischen und elektrischen Körper und Ströme umgibt, zu denken hat. — In dem über Elektrolyse handelnden Abschnitte wird die Clausius-Arrhenius'sche Dissociationstheorie dargelegt, ferner von der Wanderungsgeschwindigkeit der Jonen, von der molekularen Leitfähigkeit gesprochen und nach den Anschauungen neuerer Forscher (J. J. Thomson, Nernst) erörtert, dass das Auftreten elektromotorischer Kräfte zwischen Metallen und Flüssigkeiten durch das Austreten von Jonen aus dem Metalle infolge des elektrolytischen Lösungsdruckes, dem der osmotische Druck der bereits in die Lösung aufgenommenen Jonen entgegenwirkt, zu erklären sei. — Den neuesten Forschungen gemäß finden wir auch

den Abschnitt über elektrische Entladungen bearbeitet; in demselben kommen unter anderen auch die Versuche von Tesla, die Erscheinungen des elektrischen Windes, und andere zur Sprache.

Die Grundbegriffe der Photometrie, vorzugsweise die theoretischen Grundlagen dieser Wissenschaft sind mit entsprechender Klarheit im Folgenden dargelegt.

Der Anhang enthält mehrere Hilfssätze aus der Mechanik, der theoretischen Elektricitätslehre, insbesondere der Elektrostatik und wird jenen willkommen sein, welche das Buch ohne eingehende Vorkenntnisse über diese Gegenstände gebrauchen wollen.

Ref. fühlte sich bei dem Studium dieser „Einführung in die messende Elektricitätslehre und Photometrie" aufs angenehmste angeregt und vielfach belehrt, bietet ja dieses Buch sowohl der Form als auch dem Inhalte nach viel Neues.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Eugen Steinhart, Kurzes Lehrbuch der Chemie. Zum Gebrauche an Schulen und zur Selbstbelehrung. 1. Theil. Anorganische Chemie. Stuttgart, Ferdinand Encke 1895. 418 SS. mit einer Spectraltafel.

Gleich am Beginne der Anzeige soll erwähnt werden, dass das Buch dem Titel vollkommen gerecht wird, dass es also auch zum Selbstunterrichte recht geeignet erscheint.

Beim Vorkommen wichtiger Mineralien werden die Gebiete meist ziemlich genau angegeben. Die Einleitung umfasst nur 9 Seiten; nach der Meinung des Ref. könnte sie übrigens noch weiter eingeschränkt werden. Die allgemeinen Lehren werden gut vorgetragen. Neuere Darstellungsweisen der Körper finden geziemende Erwähnung; die Eigenschaften der Stoffe werden nach Besprechung der Versuche übersichtlich zusammengefasst. Schwierige Processe — Phosphorgewinnung — werden gut erklärt und die Arten ihrer Ausführung klar begründet. Sehr instructiv ist der Zusammenhang zwischen den technisch dargestellten Kohlensorten und den in der Natur gebildeten zum Ausdruck gebracht. Recht hübsch werden die Vor- und Nachtheile der beiden Sodagewinnungsarten auseinandergesetzt. Der Geist thut wohl in einem Lehrbuche! Die Gewinnung des Kupfers, des Silbers, das nette Bild von der Photographie, von der Spectralanalyse und dem periodischen System der Elemente und viele andere Capitel können nur gelobt werden und zwar sowohl in Ansehung der logischen Anordnung des Stoffes, als auch in Betreff der Berücksichtigung des historischen und technischen Momentes. In letzterer Beziehung wird sehr maßgehalten. Die neuesten Errungenschaften sind überall gewissenhaft mitgetheilt. Niemals wird vergessen, auf die etwaigen schädlichen Wirkungen einer Verbindung hinzuweisen.

In analytischer Hinsicht wird nicht nur auf die Erkennung eines Körpers, sondern auch auf die Unterscheidung desselben von ähnlich reagierenden Rücksicht genommen; Formelgleichungen werden dabei nicht gegeben, wohl aber wird auf die Orte genau verwiesen, wo dieselben nachzulesen sind. Der qualitativen chemischen Analyse ist übrigens noch separat ein 16 Seiten langer Abschnitt gewidmet, der im ganzen recht zweckentsprechend gearbeitet ist; sein schwächster Theil handelt von der Aufsuchung der Säuren. Die Anwendungen, besonders auch die medicinischen, sind gut skizziert. Die Menge der Abbildungen (73) ist im Verhältnis zur Seitenzahl gering zu nennen, umsomehr, als davon etwa ein Drittel auf Darstellungen von Krystallgestalten entfällt; die meisten beziehen sich auf Versinnbildlichungen technischer Einrichtungen, wenige sind Illustrationen zu Versuchen. Der Namengebung sollte auch bei den Oxyden und Säuren des Stickstoffes und an anderen Orten mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden! SO_2, P_2O_5, CO_2 werden fast durchwegs als „Säuren“ angesprochen; auf S. 81 aber findet sich folgende Bemerkung: „Trotzdem die schwefelige Säure gewöhnlich als Säure bezeichnet wird, kann sie als solche nicht betrachtet werden, weil sie keinen Wasserstoff enthält“. Der Stil ist nicht nur klar, sondern außerdem auch hübsch zu nennen. In dieser Hinsicht ist fast nichts zu bemängeln. Die Versuche, die separat und sehr gut beschrieben sind, betreffen meist höchst interessante Dinge, sind leicht anzustellen und erleichtern das Verständnis wesentlich; durch den Umstand, dass bei vielen auf Gefahren aufmerksam gemacht wird und entsprechende Vorsichtsmaßregeln angegeben werden, ist ihre Ausführung beim Selbstunterrichte viel leichter möglich! Es ist angenehm, dass die Versuche von der Anführung der Eigenschaften eines Körpers nicht räumlich getrennt sind. Auch über technisch verwertete Processe sind Versuche angegeben, aber frei von jedem Detail, bloß das Wesen, dieses aber klar, vor Augen führend.

Die Krystallographie ist nur skizzenhaft behandelt. Fig. 64 (S. 403), Fig. 67 (S. 404) und Fig. 69 (S. 405) zeigen in falscher Stellung befindliche Gestalten.

S. 66 und S. 69 wird gesagt, dass Schwefelkohlenstoff leichter ist, als eine wässerige Lösung von KBr. Für „Sublimation“ (S. 223) und für „basische Salze“ (S. 193) wären die Definitionen zu verbessern. Die Farbe der Füllung eines Chromoxydsalzes mit Ammoniak wird als blau bezeichnet (S. 291, Absatz 2). S. 313 bis 315 wird der Ausdruck Stannisalze für Zinnoxydul- und Stannosalze für Zinnoxydverbindungen gebraucht.

Von Druckfehlern ist das Buch fast ganz frei.

Ref. sieht mit froher Erwartung dem organischen Theile entgegen und möchte nur wünschen, dass derselbe dem vorliegenden an Gediegenheit gleichkäme.

Wien. Joh. A. Kail.

Junker Karl, Ein allgemeines bibliographisches Repertorium und die Erste internationale bibliographische Conferenz in Brüssel 1895 (Publication de l'Institut International de Bibliographie). Wien, A. Hölder 1896. 8°, 34 SS. Preis 56 kr.

In klarer und für einen größeren Leserkreis berechneten, übersichtlichen Form gibt der Verf. Kunde von einem in Brüssel geplanten und über die ersten Anfänge hinaus gediehenen Unternehmen, von dessen Verwirklichung, wie nicht geleugnet werden kann, die Bibliographie und damit die Benutzbarkeit der Bibliotheken einen ungeahnten Aufschwung erhoffen dürfen. Es handelt sich, wie schon der Titel besagt, um die Schaffung eines allgemeinen bibliographischen Repertoriums. Zwei Advocaten des Brüsseler Appellationsgerichts, die Herren Henri La Fontaine und Paul Otlet, haben die Anregung zu diesem Werke gegeben, das in der Ausführung, wie die Anreger sie sich denken, als ein gewaltiges, für diejenigen, welche die Schwierigkeiten und die Mängel der vorhandenen, in einem engeren Rahmen gehaltenen Repertorien und Bibliographien im Auge haben und von diesen Denkfesseln sich nicht befreien können, als ein geradezu unfassbares erscheint. Es soll nämlich ein Repertorium geschaffen werden, das die bisher in Handschriften und Druckwerken vorhandene Literatur umfasst, und zwar unter den Druckwerken nicht nur die selbständigen Schriften, sondern auch die in Zeitschriften und Sammelbänden vorhandenen Aufsätze verzeichnen und so eingerichtet sein soll, dass auch die künftig erscheinende Literatur jeweilig aufgenommen wird und somit das Repertorium immer vollständig ist; da zudem nicht etwa nur die Literatur einer Nation, sondern ausnahmslos jene aller Culturvölker in dem Repertorium Aufnahme finden soll, so lässt sich ebensosehr der Umfang, wie die umfassende Bedeutung des geplanten Werkes ermessen. Es ist hier nicht der Ort und es würde auch den zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, wollte Ref. eingehender die Vortheile darlegen, die das geschilderte Repertorium für die Wissenschaft, sowie für alle Interessenten, vor allem aber für die Bibliothekare selbst haben müsste; es scheint dessen auch nicht zu bedürfen, denn jeder, der mit dem Buchwesen und der Literatur zu thun hat — und der Kreis der „Literaturbedürftigen" wächst ins Ungemessene — ist in der Lage, sich das aus dem in seinen Endzielen entworfenen allgemeinen Repertorium entstehende Zukunftsbild selbst ausmalen. Es eröffnen sich Ausblicke, von denen man nur ungern den Blick in die Wirklichkeit der zumal bei uns in Österreich auch in den größeren Bibliotheken annoch bestehenden Katalogsverhältnisse (denn nicht nur in England, Frankreich und Italien, sondern auch in Deutschland ist man weit besser daran) zurückwendet. Geplant ist, wie sich nach der Natur der Sache von selbst ergibt, ein Katalog in Zettelform, und die Begründer der Idee haben selbst, zum Theil unter-

Arbeitsgenossen, fürs erste einen im Verhältnisse zum allerdings unerheblichen Grundstock in der Sammlung von 000 Zetteln, die sich auf das eine Fachgebiet der Sociologie beziehen, zusammengebracht. Auf ihre Anregung fand erstmal im Vorjahre (vom 2.—4. September) eine internationale Conferenz unter dem Patronat der belgischen Regierung statt — d. h. international war jene Conferenz eigentlich nicht, denn durch verschiedene Mängel in der Organisation, sondere eine gewisse Überhastung in der Vorbereitung einer weitausgreifenden Unternehmung, zumal die zu späte Übersendung der Einladungen kam es, dass die Conferenz überhaupt schwach und meist nur von Belgiern besucht war. Der Verf. ist Mitglied des Instituts und war einer der wenigen deutschen Besucher und der einzige aus Österreich — seine Schrift geht auch vom Institute aus und will es versuchen, dem deutschen Publicum von den Absichten des Instituts und den Beschlüssen der Conferenz Mittheilung und damit für die Sache Stimmung zu machen. Auf der Conferenz wurden eine Reihe wichtiger Beschlüsse gefasst, so die Gründung eines wissenschaftlichen *„Institut international de bibliographie"*, das ein *„Bulletin"* herausgibt; — das wichtigste Ergebnis war, dass über Vortrag des Unterrichtsministers F. Schollaert der König der Belgier am 12. September 1895 einen Erlass unterzeichnete, wodurch das durch private Initiative bereits bestehende *„Office international de bibliographie"* zu einem Staatsamte erhoben wurde. Das Amt hat die Herstellung und die Veröffentlichung eines allgemeinen bibliographischen Repertoriums, den Dienst dieses Repertoriums und das Studium aller Fragen, welche sich auf bibliographische Arbeiten beziehen, zum Zwecke; es besteht aus fünf ordentlichen Mitgliedern, die vom Könige ernannt, und einer unbegrenzten Zahl von außerordentlichen Mitgliedern, die über Vorschlag der ordentlichen vom König bestätigt werden; dem Amte werden ein geeignetes Local und ein Beitrag zu den durch die Arbeiten verursachten Kosten zur Verfügung gestellt. Das Amt wurde seither errichtet und in der Person des zum Mitglied des Office ernannten hervorragenden belgischen Bibliographen van der Haeghen ist auch für die Männer vom Fache die Gewähr gegeben, dass für das internationale Amt die Voraussetzung realer Wirksamkeit geschaffen worden ist.

Die Anreger des ganzen Werkes haben aber auch schon einen festen Plan der Durchführung ins Auge gefasst: das sogenannte Decimal-Classificationssystem des amerikanischen Bibliographen Melvil Dewey (jetzt Bibliothekar der New York-State Library und Director der Library-school). Schon im Jahre 1876 veröffentlichte derselbe sein System; es ist seither, immer verbessert und ver-, in fünf Auflagen erschienen. Die letzte, 1894, 593 Seiten, enthält außer einer bis ins kleinste gehenden Gliederung Wissenschaften und technischen Fächer einen alphabetichen

Index, der auf 374 Spalten alle denkbaren Schlagworte verzeichnet, mit Angabe der Zahlen, unter denen die einschlägigen Werke im Kataloge sich finden. Denn das Wesentliche des Dewey'schen Systems besteht darin, dass an die Stelle von Worten und Sätzen Ziffern und Zahlen treten, darin drückt sich sein amerikanisch-praktischer Geist aus, darin liegt aber auch das internationale Moment, dass nämlich die Ziffernsprache allgemein verständlich ist und jeder sie leicht mit Hilfe der aus dem englischen Original in die Haupt Cultursprachen (deutsch, französisch und italienisch) übersetzten Dewey'schen Tafeln sich verständlich machen kann. Der Erfinder nannte sein System „Decimal-System", weil die Zehnzahl das Eintheilungsprincip ist und die tausend obersten Abtheilungen (000 bis 999) als Ganze, die weiteren Unterabtheilungen als Brüche gelten. Dewey stellt nämlich zunächst 10 Classen auf: alle Gebiete des menschlichen Wissens werden in die Classen 1 bis 9 getheilt, während die allgemeinen Werke in die mit einer Null bezeichnete Classe eingereiht werden. Durch Hinzufügung der Ziffern 0—9 werden diese Classen in 10 Abtheilungen getheilt. Durch stete Hinzufügung der entsprechenden Ziffer erhält man die Zahlen, die auch für weitergehende Specialisierungen ausreichen. Auf die Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden: wer sich für die Sache interessiert, findet in der vorliegenden Schrift passende Beispiele und wird insbesondere durch das Studium des Dewey'schen Werkes (*Decimal Classification and Relativ Index for libraries, clippings, notes* usw. *5th edition 1894. Library Bureau Boston.* 8⁰, 593 SS.) sich überzeugen, welche Summe von Geist und Arbeit in dem Werke steckt, wie genial das System erdacht und wie einfach, trotz auf den ersten Blick erscheinender Complicierthheit, der Gedanke bei näherer Beschäftigung mit dem System sich erweist.

Das Dewey'sche System ist nicht der erste und nicht der einzige in Amerika erdachte Versuch, ein Repertorium der gesammten Literatur zu schaffen, aber es ist entschieden das praktischeste und in seinem einfachen Mechanismus genialste, und dies ist wohl der Grund, warum es in Amerika, dem Lande, wo auch auf geistigem Gebiete der Gedanke praktischer Verwirklichung höher steht, als der Wunsch allseitig befriedigender Wissenschaftlichkeit, officielle Geltung gewann und in mehr als 200 Bibliotheken für die Kataloge und in etwa 100 Bibliotheken sogar für die Bücheraufstellung zugrunde gelegt wurde. Sein Hauptvorzug ist die grenzenlose Erweiterungsfähigkeit auch beim Fortschritt der Wissenschaften, sein Hauptfehler die im System selbst, das, streng genommen, durchaus unwissenschaftlich ist, begründete Willkürlichkeit und Unnatürlichkeit. Dass das Ganze zu sehr auf amerikanische Verhältnisse zugeschnitten ist, erklärt sich durch seinen Geburtsort und diesen Fehler möchten wir nicht so hoch anschlagen, weil er das Wesen der Sache weniger berührt. Es war

aber entschieden übereilt, dass schon auf der ersten Conferenz in meritorische Berathung über das Dewey'sche System eingetreten wurde, und es war jedenfalls verfrüht, dass Beschluss 1 und 2 lauteten: „Die Conferenz erachtet die Decimal-Classification als vom praktischen und internationalen Standpunkte völlig zufriedenstellende Resultate ergebend“ und „die Conferenz verweist auf die bereits gemachten erheblichen Anwendungen der Dewey'schen Classification und empfiehlt ihre einheitliche Annahme, um in kurzer Zeit ein Einverständnis zwischen allen Ländern zu erleichtern“. Einer endgiltigen Beschlussfassung sollte allerdings damit nicht präjudiciert werden. Seither hat die von Brüssel ausgehende Bewegung weitere Kreise erfasst. Im Monate Juli v. J. fand in London ein diesmal durch die Betheiligung Englands, Amerikas, Frankreichs, Deutschlands, Österreichs (das durch die Professoren Weiss und Mach vertreten war), Belgiens, Italiens und der Schweiz wirklich internationaler Congress statt, den die *Royal Society* einberufen hatte. Die Aufgabe des Londoner Congresses war enger begrenzt als jene der Brüsseler Conferenz: sie führte daher auch leichter zu einem positiven Ergebnisse. Die Berathung beschränkte sich auf die Schaffung eines vollständigen Kataloges der exacten Wissenschaften. Diese wurde nicht nur im Principe beschlossen, sondern es wurden auch für die Art der Durchführung die leitenden Grundsätze aufgestellt. Für die Herstellung und Veröffentlichung dieses Kataloges wurde unter der Leitung eines internationalen Gelehrtenausschusses die Errichtung eines internationalen Centralbureaus in London in Aussicht genommen. Auch die Frage des für den Materienkatalog zu wählenden Systems bildete den Gegenstand eingehender Erörterung; im Vordergrunde der Discussion stand natürlich das vom Brüsseler „Office“ empfohlene Dewey'sche System. Aber das Für und Wider war so lebhaft, dass die Frage eine offene blieb, indem der Congress sich außerstande (*unable*) erklärte, die Frage zu entscheiden: sie wurde einem Comité überlasssn, welches mit dem Auftrage gebildet worden war, „alle Fragen, welche ihm vom Congress vorgelegt würden, und alle, welche noch nicht definitiv festgesetzt wären, auszuarbeiten und darüber an die betheiligten Regierungen zu berichten.“ Eine eingehende Erörterung fand das Dewey'sche Decimalsystem im September v. J. auch auf der Conferenz italienischer Bibliographen in Florenz; auch hier fehlte es weder an Vertheidigern noch an Bekämpfern. Und ohne etwa Vollständigkeit erzielen zu wollen, sei noch kurz bemerkt, dass auch in dem seit Beginn 1896 bestehenden „Österreichischen Verein für Bibliothekswesen“ durch den Verf. angeregt eine lebhafte Discussion darüber stattgefunden hat. Freilich haben weder diese Erörterungen noch die zahlreichen, zum Theile schroff ablehnenden Beurtheilungen, welche das Werk des amerikanischen Bibliothekars infolge der Brüsseler Anregung neuerdings in den Fachzeitschriften erfahren hat, zu einer Entscheidung

geführt. Es ist dies auch nach dem oben Gesagten nicht zu verwundern. Auch Ref. will der Überschätzung des Decimalsystems durchaus nicht das Wort reden, doch kann er auch denen nicht beipflichten, welche vor lauter Fehlern, die zum Theile unwesentlich sind, zum Theile gar nicht erst mühsam aufgesucht werden müssen, weil sie sich auf den ersten Blick zeigen, seinen wesentlichen, praktischen Nutzen nicht sehen wollen. Jedenfalls sollte aber über dem Streite über die Vorzüge und Mängel des Dewey'schen Systems nicht die Hauptsache, die Schaffung des allgemeinen Repertoriums, übersehen werden. Darüber kann allerdings kein Zweifel sein: wird das Dewey'sche System für das allgemeine Repertorium angenommen, so wird es vor seiner Einführung erst von einer internationalen Vereinigung von Gelehrten der verschiedenen Gebiete einer gründlichen Revision unterzogen werden müssen. Freilich alle Wünsche, die man an eine Systematik der Wissenschaften stellen muss, kann ein künstliches Eintheilungsprincip, das vornehmlich praktischen Zwecken dienen will, nicht befriedigen; es darf aber auch dieser vornehmlich praktische Gesichtspunkt nicht einem kaum erreichbaren idealen Ziele zuliebe gering geachtet werden. Nicht nur in Amerika, sondern auch hierzulande kann es nur im Interesse der Gelehrten und der Bibliotheken liegen, endlich einmal Repertorien zu haben, die rasch und sicher über die vorhandene und erschienene Literatur Aufschlüsse geben. Die durch das Brüsseler Unternehmen angebahnte internationale Vereinigung ist daher in jedem Falle im Interesse aller Bibliotheken auf das herzlichste zu begrüßen.

Wien. S. Frankfurter.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Sevér Josef, Beiträge zur österreichischen Gymnasial-Pädagogik mit besonderer Berücksichtigung der Pflege moderner Sprachen. Klagenfurt, im Verlage des Verf.s 1895.

Im Vorworte spricht Sevér davon, dass er durch die Schrift zur umfangreichen Literatur über Reform des österreichischen Gymnasialwesens einen kleinen Beitrag liefern wolle: dafür kann man dem Verf. um so dankbarer sein, als er wirklich eine Reihe wertvoller Gedanken ausgesprochen und einige ganz bemerkenswerte Anregungen gegeben hat. Im IV. Abschnitt spitzt sich die Schrift aber zu einer Reformschrift zu, indem darin deutlich die Tendenz des Verf.s sichtbar wird, an Stelle einzelner gymnasialer Einrichtungen im Lehrplane neue zu setzen, und darum muss wohl zu den Ausführungen des Verf.s in dieser Zeitschrift irgendwie Stellung genommen werden. Sevér verlangt nicht mehr und nicht weniger als 1. die Einrichtung von obligaten Lehrcursen für die Landessprachen in den zwei- oder mehrsprachigen Kronländern; 2. eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Berücksichtigung der französischen Sprache, und zwar zunächst nur an denjenigen Lehranstalten, welche wegen ihres durchgängig deutschen Charakters eine zweite Landessprache nicht zu betreiben haben. Diese Neuerungen ließen sich nach der Ansicht des Verf.s ohne Umwälzung der bestehenden Studieneinrichtung durchführen. Wenn dies richtig ist, dann muss man ohneweiters seinen Vorschlägen beitreten, denn die Pflege moderner Sprachen, insbesondere auch des Französischen, ist längst von verschiedenen Seiten gefordert worden, so dass bisher der Einführung des modernen Sprachunterrichtes an Gymnasien unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege gestanden sein müssen. Sind diese nun auf einmal von Sevér beseitigt worden, und wie hat er auf einmal für diese Disciplinen Platz geschafft? Oder fügt er sie einfach in den bestehenden Lehrplan ein, ohne Sorge darum, ob die Überbürdung, die er doch gewiss nicht will, auf der einen Seite vertrieben, auf der andern wieder erscheine? An eine Überbürdung unserer Gymnasialjugend glaubt der Verf. übrigens gar nicht; er meint, diese hätte eher zu wenig als zu viel Beschäftigung.

Das ist der erste Punkt, in welchem wir dem Verf. nicht beipflichten können. Wie es scheint, kennt S. genauer nur die Anstalten in der Provinz mit geringerer Schülerzahl und viel einfacheren Verhältnissen; hätte er z. B. bei dem Elternpublicum in großen Städten Umfrage gehalten, ob wirklich auch dort die Ansicht bestehe, die Kinder seien zu wenig beschäftigt, so hätte er wohl kaum eine bejahende Antwort erhalten. Im übrigen meint der Verf. etwaigen Überbürdungsklagen einfach dadurch entgegentreten zu können, dass er an dem bestehenden Lehrplane folgende Abänderung vornimmt: 1. Die beiden bisher üblichen, auf die III. und V. Gymnasialclasse fallenden Lehrcurse für Mineralogie reducieren sich fortan in einen einzigen Curs, welcher in das I. Semester der IV. Classe verlegt wird und bezüglich des zu bearbeitenden Stoffes, sowie der an die Schüler zu stellenden Anforderungen einen Mittelweg zwischen den zwei genannten Lehrcursen einzuschlagen hat. Dieser Lehrcurs legt krystallographische Studien zugrunde, soweit es sich um Formen handelt, die in der Natur wirklich häufig vertreten sind. Nun ist die Frage über die Zweistufigkeit des mineralogischen Unterrichtes allerdings discutierbar, aber nur in Verbindung mit der Zweistufigkeit des Gymnasiums überhaupt. Aber aus den zweistufigen Unterrichtsgegenständen (Geschichte, Arithmetik, Geometrie, Zoologie, Botanik, Mineralogie usw.) einen herauszugreifen und für diesen den Antrag auf Aufhebung der Zweistufigkeit zu stellen, ist ein gewagtes Unternehmen und müsste ganz anders begründet werden, als es durch den Verf. geschieht. Vor allem zeigt sich der Verf. mit den Anforderungen unseres Lehrplanes und Lehrganges an den mineralogischen Unterricht viel zu wenig vertraut. So behauptet er auf S. 48: Der mineralogische Unterricht lasse sich im krystallographischen Theile unter Anwendung der Naumann'schen Symbolik in die Behandlung complicierter Combinationsgestalten ein, die in der Natur nur selten einen Vertreter finden, während doch nach den Instructionen mit Recht nur die einfachen und combinierten Gestalten, soweit sie an Mineralformen selbst zur Anschauung gelangen, genommen werden, wobei jedoch jede compliciertere geometrische Deduction streng zu vermeiden ist.

Der Verf. meint ferner, dass im geologischen Theile verschiedene Pflanzen- und Thierformen der prähistorischen Epoche besprochen werden, was für die Schuljugend nicht unumgänglich nothwendig sei; er weiß also nicht, dass beim mineralogischen Unterrichte auch im Obergymnasium von der Paläontologie ganz abgesehen und die Besprechung einiger vorweltlicher Pflanzen und Thiere dem zoologischen und botanischen Unterrichte vorbehalten wird. Der Verf. meint ferner, der Elementarcurs des mineralogischen Unterrichtes sei überflüssig, weil gewisse Elemente dieses Gegenstandes schon in der Volksschule besprochen würden. Er bedenkt aber nicht, dass der ins Gymnasium eintretende Knabe in der Regel mit 10 Jahren die Volksschule verlässt, also den Elementarcurs noch nicht vollständig absolviert hat. — Es ist ferner nicht richtig, dass sich auf den verschiedenen Unterrichtsstufen (Volks-

schule, Untergymnasium, Obergymnasium, Universität) immer dieselben Grundbegriffe wiederholen. Das gilt höchstens bezüglich der Volksschule und des Untergymnasiums, und auch da nur zum Theile, denn in der Volksschule werden die Beschreibungen, respective Besprechungen einzelner Mineralien mit Rücksicht auf das praktische Leben genommen, im Untergymnasium jedoch haben die viel vollständigeren und genaueren Beschreibungen außer dem praktischen noch einen rein formalen Zweck, nämlich, wie der Verf. S. 14 selbst ganz richtig bemerkt: Übung des Anschauungs- und Begriffsvermögens. Im Obergymnasium und vollends auf der Universität ist die Behandlung des Gegenstandes eine ganz andere als im Untergymnasium, es kommen zu den rein morphologischen Begriffen des Untergymnasiums noch eine ganze Reihe anderer hinzu, die Systematik, Genesis, Geologie usw. betreffend, so dass von einer Wiederholung »immer derselben Grundbegriffe und einem unausgesetzten Wiederkauen schon dagewesener Dinge« gar keine Rede sein kann. — Was der Verf. von den vielen griechischen termini technici (Oktaeder, monoklinisches System, Allotropie, Isomorphismus u. dgl.) sagt, verräth wiederum, dass der Verf. unseren Lehrvorgang in der Mineralogie nicht hinreichend kennt. Von den vier angeführten Namen kommen die zwei letzten im Untergymnasium überhaupt nicht vor, und die zwei ersten lassen sich durch »Achtflächen« und »schiefrhombisches System« ersetzen; übrigens sind Namen wie Hexaeder, Oktaeder usw. so leicht zu erklären, dass es absurd wäre, ihretwegen zu fordern, Griechisch solle vor der Mineralogie gelehrt werden. Müsste diese Forderung nicht dann auch bezüglich anderer Gegenstände (Arithmetik, Geometrie, alte Geschichte usw.), die griechische Namen genug enthalten, gestellt werden? — Was endlich der Verf. S. 51 sagt, dass zwar für die Mineralogie, nicht aber für Botanik und Zoologie eine Reduction der zwei Lehrcurse denkbar sei, ist gleichfalls unbegründet: was der Verf. für die Zweistufigkeit der Botanik und Zoologie sagt (und das ist sehr wenig und zum Theil unrichtig), das ließe sich ebenso gut für die Mineralogie sagen, auch hier interessiert der descriptiv gehaltene Unterricht den Tertianer und setzt die Erfassung des Lehrstoffes der V. Classe eine ziemliche geistige Reife voraus. — So lässt sich thatsächlich Schritt für Schritt widerlegen, was der Verf. im einzelnen zur Begründung seiner Aufstellung beigebracht hat. Aber auch nach seinen allgemeinen Erörterungen über den Zweck des Gymnasiums hätte man nicht erwartet, dass er einen derartigen Vorschlag machen werde. S. 11 sagt er, das Gymnasium müsse dem jeweiligen Stande der Wissenschaften und den Bedürfnissen der Universität parallellaufend von Zeit zu Zeit modificiert werden. Und nun bedenke man die Erfolge der Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten! Man bedenke, welche Bedeutung den Naturwissenschaften heutzutage auf der Universität zukommt; man bedenke endlich, welcher Wert den Naturwissenschaften auch nach der Ansicht des Verf.s S. 14 für die geistige Entwicklung des Schülers zukommt! So hätte doch der Verf. gewiss viel eher für eine Erweiterung als für eine Einschränkung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am Gymnasium sprechen müssen.

Zweitens macht der Verf. bezüglich der **Geographie** den Vorschlag, in der VIII. Classe den Unterricht aus der Vaterlandskunde zu streichen und ihn in die I. und IV. Classe zu verlegen. Wenn nun auch der Gedanke, die Zahl der Geographiestunden am Gymnasium in irgendeiner Weise einzuschränken, nicht ernst genommen werden kann, so könnte man trotzdem nach der Richtung dem Verf. zustimmen, dass dem Unterrichte in der Geographie Österreich-Ungarns ein reichliches, dem der übrigen Länder dagegen ein ziemlich armseliges Stundenausmaß zugewiesen ist. Man bedenke nur: Für die III. Classe sind bei $1^1/_2$ Wochenstunden Frankreich, die Schweiz, Belgien, Holland, das Deutsche Reich, Rumänien, Dänemark, Skandinavien, Russland, Amerika und Australien, für die IV. Classe bei zwei Wochenstunden Österreich-Ungarn und in der VIII. Classe bei zwei Wochenstunden im 2. Semester wieder Österreich-Ungarn angesetzt. Dass trotzdem vielfach abgehende Gymnasiasten nicht ausreichende Kenntnisse in der Geographie ihres Vaterlandes aufweisen, dürfte ganz anderen Umständen als dem Lehrplane zugeschrieben werden müssen. Wer möchte aber angesichts dieses Umstandes behaupten wollen, es sei eine Wiederholung des in der IV. Classe gründlich Gelernten in der VIII. Classe, also nach Verlauf von vollen vier Jahren nicht mehr nothwendig? Nicht richtig ist es, wenn der Verf. behauptet, dass die Schüler bis zur IV. Classe von den Verhältnissen ihres Vaterlandes gar nichts erfahren, denn sie erhalten thatsächlich in der I. Classe neben anderem auch eine gedrängte Übersicht über Österreich-Ungarn. Es ist weiter nicht richtig, dass hier der Unterricht an das in der Volksschule Gelernte nicht anknüpfe, somit die Früchte des Volksschulunterrichtes verloren gebe; denn die gewissen unentbehrlichen Grundbegriffe werden ja eben zum Theil an dem, was der Schüler aus der Heimatkunde mitgebracht hat, veranschaulicht. Im übrigen gilt hier dasselbe, was früher bezüglich der Naturgeschichte gesagt wurde: eben groß werden die heimatkundlichen Vorstellungen nicht sein, die der zehnjährige Knabe ins Gymnasium mitbringt, auch hier wird vielfach ab ovo begonnen werden müssen. Eine **systematische** Vaterlandskunde aber wird, wie der Verf. in vollständiger Verkennung der Verhältnisse meint, dem Schüler in der I. Classe unmöglich geboten werden können, wohl aber wird er angehalten werden müssen, seine Augen offenzuhalten, seine nächste Umgebung, seine engere Heimat betrachten zu lernen und so gewisse Grundvorstellungen in sich aufzunehmen, ohne die ein gedeihlicher Unterricht in der Erdkunde überhaupt, dann insbesondere in der Vaterlandskunde unmöglich ist. Wovon dem Schüler in der I. Classe nur verschwommene Bilder geboten werden könnten, das erfasst er dann in der IV. Classe ohne Schwierigkeit, und wir wollen ja, dass er von seinem Vaterlande eine richtige, nicht eine verschwommene Vorstellung erhalte.

An diesen zwei Gegenständen wird also wohl der Hebel nicht angesetzt werden können, um Hindernisse, welche der Einführung der modernen Sprachen in den Lehrplan des Gymnasiums im Wege stehen, zu beseitigen. Wenn doch auch einmal für deren Pflege Raum geschafft

werden sollte, wird ein viel tieferer Schnitt nothwendig sein. Man wird trachten müssen, die einzelnen Lehrstoffe, die vielfach nur als ein Aggregat von Wissensgebieten im Lehrplane erscheinen, ihrem Inhalte nach zusammenzuführen und Classe für Classe Organismen herzustellen, in denen durch gegenseitige Berührung der Stoffe inhaltlich und methodisch alles lebendig gemacht wird. Nur so kann auch für den Betrieb einer weiteren Sprache noch Raum und Zeit gewonnen werden, nicht aber durch bloßes Streichen und willkürliches Verschieben einzelner Disciplinen; denn schließlich wüchsen so doch nur neue Gegenstände zu, der Lehrplan würde immer buntscheckiger, die Unterrichtsarbeit encyklopädisch und an die Stelle der Bildung träte — Vielwisserei.

Wien. Dr. Jos. Loos.

Deutsche Grammatik in der V. Classe.

In dem Lehrplane vom Jahre 1884 war für den deutschen Unterricht in der V. Classe vorgeschrieben: »Grammatik: Jede zweite Woche 1 Stunde. Lautlehre: Umlaut, Brechung, Ablaut. Wortbildung.« Für die VI. Classe: »Alle 14 Tage 1 Stunde. Genealogie der germanischen Sprachen. Einführung in einige wichtigere Principien der Sprachbildung.« Die Instruction zu diesem Theile des Unterrichtes führte aus (S. 90 ff.): In der V. Classe werden die Laute »in Kürze phonetisch beschrieben und geordnet; ihre Nachweisung im Wortmateriale geschieht mit Berücksichtigung der zwischen neuhochdeutscher Orthographie und Aussprache bestehenden Verschiedenheiten«. Der VI. Classe ist eine »rein theoretische« Vorführung der Lautverschiebung aufgetragen und dann »eine empirische Einführung in psychologische Elemente der lebendigen Sprachthätigkeit«. Dabei war auch zu achten »auf das verschiedene Verfahren der Sprache im Gebrauche fremder Wörter: Lehnwörter, Fremdwörter; Volksetymologie, Rückentlehnung«. Überall ist »die Herbeiziehung älterer Sprachformen ausgeschlossen«. Ausdrücklich stand aber geschrieben, dass diese grammatischen Unterweisungen (oder die Dinge, über die da gehandelt wird) »einen Ersatz für das früher besonders durch das Mittelhochdeutsche vermittelte historische Verständnis des Neuhochdeutschen bieten können«.

Unter welchen erschwerenden Umständen dieser Unterricht aufgenommen werden musste, hat schon Kummer in dieser Zeitschrift 36 (1885), 709 ff. ausgeführt. Die Lehrer waren mit dem neuen Stoffe, der gelehrt werden musste, nicht hinlänglich vertraut und das einzige Buch, in dem sie sich nach der Instruction genauer unterrichten sollten, war im Buchhandel gerade vergriffen; freilich boten sich die Hefte von Seemüller als Nothhelfer, aber lange noch hatten die Schüler kein Buch zur Einprägung und Wiederholung des vom Lehrer Gebotenen — und es war nur alle 14 Tage eine Stunde! Dieser Unterricht musste daher Lehrern und Schülern verleidet und unfruchtbar werden. Er hatte auch in einigen Punkten

wirklich zu weit gegriffen. Von allen Seiten wurden Stimmen laut und schon im Jahre 1890 erfolgte die Änderung des Lehrplanes. Nun wird verlangt (Verordnungsblatt 1890, S. 36 u. 60): V. Classe: »Grammatik: Wortbildung. Lehnwörter, Fremdwörter, Volksetymologie.« VI. Classe: »Grammatik: Genealogie der germanischen Sprachen. An Gymnasien, an welchen mittelhochdeutsche Lectüre betrieben wird, außerdem: Lautverschiebung. Vocalwandel (Umlaut, Brechung, Ablaut).«

So viel ich weiß, sind seither keine Wünsche bezüglich weiterer Beschränkung des grammatischen Unterrichtes im Obergymnasium geäußert worden, und vielleicht darf man daraus schließen, dass ein Unterricht in solchem Ausmaße allen als unerlässlich erscheint. In dieser Meinung bestärkt mich der Aufsatz von Koranda in dieser Zeitschrift 47 (1896), S. 830. Ich stimme auch darin mit ihm überein, dass auch in grammatischen Dingen die VI. Classe nach Möglichkeit zu entlasten sei, meine aber, dass eine neuerliche Änderung des Lehrplanes (soweit es die Grammatik betrifft) deshalb nicht nöthig erscheint; der Lehrplan bedarf nur einer sinngemäßen Auslegung und Durchführung.

In der V. Classe ist der Hauptgegenstand des grammatischen Unterrichtes die Wortbildung. Wenn diese Lehre schon dieser Stufe vorbehalten ist, so muss sie doch wohl in etwas gründlicher Weise behandelt werden, und dazu scheint mir unumgänglich nothwendig, zuerst die Laute und deren Veränderung zu betrachten, also Consonantenwechsel und Lautveränderung. Umlaut, Ablaut, Brechung sind ja auch von der I. Classe her bekannt; sie sind in der III. Classe bei der Conjugation und Declination wieder zur Sprache gekommen und seither nicht vergessen worden. Der Wechsel der Consonanten kann jetzt besser verstanden werden, weil die griechische Grammatik zur Vergleichung herangezogen werden kann, in der die Reihen der Mutae eingeprägt und ihr Wechsel vielfach zur Anschauung gekommen und eingeübt ist (z. B. beim Perfectum passivi, aber auch sonst). Nur müssen dabei auch die Unterschiede zwischen den griechischen und deutschen Lauten klargelegt werden. Ich möchte also festhalten an der Beschreibung und Ordnung der Laute, ohne damit etwas zu verlangen, was Lehrer oder Schüler überlastet. »Hochgelehrte Lautphysiologie« ist dazu gar nicht erforderlich. Wohl aber muss man in Erinnerung bringen, dass das h bei dem t nur Dehnungszeichen ist — die Schüler haben das schon in der I. Classe bei Einübung der Orthographie gelernt —, dass also das deutsche th kein ϑ, keine Aspirata ist. Ebenso sind unser f und w nicht Aspiratae — die Römer haben nicht aus irgendeinem Eigensinn die griechischen φ durch ph (nicht f) wiedergegeben. Es ist also ein wichtiger Unterschied in den Reihen der Mutae im Griechischen und im Deutschen! Ebenso muss erinnert werden, dass unsere Umlaute (ä, ö) nicht wie die lateinischen ae, oe Diphthonge sind u. a. — alles Lehrstoff, ohne zugleich Lernstoff zu sein.

In der Auffassung, dass nothwendig eine Betrachtung des Lautwandels der Lehre von der Wortbildung vorausgehen müsse, bestärkt ˎ die Anordnung unserer Lehrbücher, so bei Kummer, Deutsche

Grammatik, 3. Auflage, §. 310 ff. Wird dann in der VI. Classe Mittelhochdeutsch betrieben — ich bin nicht der Meinung, dass dieser Unterricht schon in die V. Classe verlegt werden soll —, so wird mit der Erlernung dieser älteren Sprachform, die namentlich den Vocalwandel in größerer Reinheit zeigt, das historische Verständnis dieser Gesetze erzielt und gesichert. Aber auch dazu ist es gut, wenn schon vorher an der lebenden Sprache das Walten dieser Gesetze erkannt wurde.

Ähnliches gilt aber auch von der Lautverschiebung, und hier scheint mir eine Lücke im Lehrverfahren vorzuliegen, auf die ich aufmerksam machen möchte. Ich benütze dabei, was wir in den Übungen des pädagogischen Seminars der Universität in Prag auch praktisch erprobt haben.

Bei Kummer a. a. O. §. 313 heißt es: „Wechsel in Doppelformen desselben Wortes oder etymologisch verwandter Wörter, von denen das vorausgehende durch den Einfluss der niederdeutschen Mundart im Nhd. erhalten ist (folgen Beispiele von Wechsel zwischen Media und Tenuis wie Aldermann — alter Mann; Tenuis und Spirans oder Affricata wie Stapel — Staffel, Riege — Reihe; Spirans und Media wie Hufe — Hube). Wie ist den Schülern verständlich zu machen, dass da ein niederdeutscher Einfluss irgendwie wirksam sich zeigt, wenn man ihnen nicht sagt und erklärt, dass und wie das Niederdeutsche regelmäßig eine andere Stufe in der Reihe der Mutae hat als das Hochdeutsche, wenn man also nicht einen Theil der Lautverschiebungsgesetze erörtert? Diesem ist ja auch schon vorgearbeitet, wenn man den Wechsel der Mutae in der Schriftsprache verfolgt, und es ist weder nothwendig noch der Sache heilsam, erst in der späteren Classe das Gesetz „mit dem Nimbus der Gelehrsamkeit“ als etwas unerhört Neues und Besonderes „rein theoretisch“ vorzutragen.[1])

Den Stoff, aus dem sich am besten der Unterschied im Lautstande des Niederdeutschen und Hochdeutschen aufzeigen lässt, bilden die geographischen Namen. Da die Karte dabei benützt wird, so prägt sich zugleich unveräußerlich ein, wo das Gebiet des Niederdeutschen und Oberdeutschen ist; die Grenze zwischen beiden Gebieten lässt sich dadurch freilich nur ganz ungefähr bestimmen. Folgende Namen bieten sich leicht der Betrachtung: Oldenburg — Altenburg.[2]) Tüschenreut, Kastenreit, Bernreit, Rütli — Wernigerode, Harzgerode, Elbingerode u. a. Joachimsthal — Stendal (= Steinthal); Mühlteich — Mordiek; Heimesfurt, Frankfurt, Fürth u. a. — Eckernförde, Hasselförde, Verden.

---

[1]) Vgl. die Behandlung des Lautwechsels im Deutschen als Lehrprobe für die analytische Entwicklung eines empirischen Stoffes in Willmanns Didaktik II² 414 ff.

[2]) Die dativische Form muss erklärt werden; es hieß „in (zu) der alten Burg“; leicht finden die Schüler andere Beispiele: Schwarzenberg, Rothenstein, Hohenfels, Neunkirchen = zur neuen Kirchen, trotz des jetzigen Stadtwappens mit 9 Kirchen, Saalfelden, Hohenelbe u. a. Im Gegensatze dazu stehen die neuen Namen, wie Weinberge, das man dafür als Femininum singulare auffasst und sagt: er wohnt in der Weinberge.

Diese und andere Namen ergeben also, dass in Namen in niederdeutschem Gebiete ein d steht, wo die Namen mit gleicher Bedeutung in oberdeutschen Gegenden ein t zeigen; nebenbei ist auch das Verbum roden als nd. neben dem hd. reuten festgestellt.

Eine Menge Namen bieten sich, um zu zeigen, dass nd. t hd. z oder s (ss) entspricht. Hertogenbosch und Zabern (taberna) oder Straßburg sind leicht erklärt: der Landstrasse oder Strasskirchen kann man etwa Hoogstraten gegenüberstellen; Oberzaun — Papentuhn (englisch -town in Georgetown u. a.); Holzhausen — Holtkamp, Holtland = Holland; Westerholz — Borgholt; Weissenburg, Weissenberg, Weisswasser — Wittenberg, Wittenweiler, Wittenwater, Waterloo (loo = lucus). Bringt ein Schüler auch Harz neben Haardt, so muss erklärt werden, dass schon dieses hochdeutsch ist, hart = Wald; Spessart = Spehtes-hart; das z in Harz muss also anders erklärt werden. (Aus dem oft gebrauchten Genetiv, Hartesburc = Harzburg, oder wie Zwerg aus twerc?)

In der Dentalreihe steht also niederdeutsche Media hochdeutscher Tenuis, niederdeutsche Tenuis hochdeutscher Spirans entgegen. Dasselbe gilt in der Gutturalreihe. Besonders reich lässt sich belegen, wie niederdeutsches k hochdeutschem ch entspricht. Den hd. Zusammensetzungen mit -bach entsprechen nd. -beck, -beke, so Gaisbach, Adersbach — Lübeck, Wandsbeck, Steinbeck, Hornbeck u. a. Traunkirchen, Neunkirchen — Aldekerk, Nieukerk; Brachfeld, Brachland — Brabant aus Bracbant; Buchholz, Buchberg — Bokholt; Michelbach — Mecklenburg; Drachenloch — Drakenburg, Drakenstein; das im hd. Weichbild enthaltene Wort entspricht nd. wik in Osterwick, Ryswijk, Wieckhorst (Braunschweig = Brunonis vicus ist durch Umdeutschung, Volksetymologie, entstanden). Selten sind die Belege für nd. g — hd. k. Etwa Brügge neben Zweibrücken u. a. Dass das Niederländische mit zum niederdeutschen Sprachgebiet gezogen wird, bedarf hier wohl keiner Rechtfertigung; den Schülern wird man aber doch sagen, dass jenes diesem sehr nahe steht.

Auch in der Labialreihe kann man belegen, wie niederdeutschem b zuweilen hochdeutsches p entspricht; reicher sind die Beispiele, wo an der Stelle von niederdeutschem p hochdeutsches f oder pf erscheint; zuweilen findet sich niederdeutsches v oder f für hochdeutsches b. Man findet Puchberg neben Buchberg, Peierbach neben Beierbach; Persenpeug neben Namen auf -beug oder -bogen: das b ist also auch in unserem Hochdeutsch an seiner Stelle. Aber Gottorp neben Oberdorf u. a, Seligenporten, Portenhusen und Schulpforta; Wülpensant, Wülpenwert (von wülpe, Wölfin); Steinhübel, Giesshübel — Burghövel, Hessenerbe — Ingerserf u. a.

Ist in solchen Erklärungen der Unterschied von Niederdeutsch und Hochdeutsch festgestellt, dann kann man auch Doppelformen desselben Wortes oder etymologisch verwandte Worte mit verschiedenen Stufen der Mutae aufsuchen, und bei manchen wird sich ergeben, dass sie aus dem Niederdeutschen aufgenommen sind.

Interesse werden jene Namenerklärungen bei den Schülern in höchstem Maße finden; es steht zu erwarten, dass die Schüler von selbst dergleichen weiter verfolgen, es bietet sich auch in der Schule hie und da Gelegenheit, darauf zurückzukommen und Ergänzungen zu geben. Man möge dabei auch aufmerksam machen, dass sich in der sonstigen Sprache der Niederdeutschen dieselben Unterschiede finden in den Consonanten und Vocalen, die sich aus jener Vergleichung der Namen ergeben, dass sie also in jenen unscheinbaren Ergebnissen einen Schlüssel zum Verständnis des Plattdeutschen haben; sie mögen es nur einmal erproben und die Geschichte vom Hasen und Swinegel oder die von dem Fischer und siner Fru in Grimms Märchen nachlesen oder ein Stückchen aus Fritz Reuter. Solche Sprachproben sind in der Neuhochdeutschen Grammatik von L. Frauer S. 40 ff. abgedruckt; ich würde es nicht übel finden, wenn auch unsere Grammatiken zwei Blätter einer solchen Probe widmen wollten.

Sicher ist mit Hilfe der geographischen Namen leicht festzustellen, dass sich entsprechen:

niederdeutsch:	d	t	(g)	k	b	p	(v f)
oberdeutsch:	t	z, ss	(k)	ch	(p) b	pf, f	(b)

Als Merkworte bieten sich für die häufigsten Fälle: Oldenburg — Altenburg; Wittenberg — Weissenburg; Mecklenburg — Michelbach. Ob man die B e z e i c h n u n g Lautverschiebung hier schon gebraucht oder nicht, halte ich für gleichgiltig. Dass wirklich das Hochdeutsche v e r s c h o b e n hat, also von dem früheren Bestande der Consonanten sich entfernt hat, kann erst klar gemacht werden, wenn »die Genealogie der germanischen Sprachen« erörtert worden ist. Aber dann kann man anknüpfen an das b e k a n n t e Verhältnis des Niederdeutschen zum Oberdeutschen, und wieder bieten sich jetzt zunächst N a m e n, freilich Personennamen, dar, um zum Verständnis zu bringen, dass und wie verschoben wurde. Die gothischen Namen Thiudareiks und Attila lauten hochdeutsch Dietrich und Etzel. In thiuda ist der erste Laut wirklich eine Aspirata, daraus ist d geworden; aus d — t; aus t (in Attila) z — es hat sich also die Aspirata zur Media, die Media zur Tenuis, die Tenuis zur Spirans verschoben; dem letzteren entspricht auch die Verwandlung des k in ch (rik — rich). Wenn dieses Verhältnis erkannt ist, dann ist es möglich, auch die erste (vollständiger durchgeführte) Lautverschiebung vom Arischen zum Germanischen verständlich zu machen und durch Beispiele aus den bekannten Sprachen (Deutsch, Latein und Griechisch) zu belegen, ohne fort und fort über die fehlende Zwischenstufe (bekannte Worte einer germanischen Sprache der niederdeutschen Stufe) zu stolpern.

P r a g. W. T o i s c h e r.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Nils Flensburg, Über Ursprung und Bildung des Pronomens αὐτός. Lund. Ohne Jahreszahl. 8°, 69 SS.

Die kleine Schrift behandelt ihr Thema mit Sachkenntnis und Kritik in geschmackvoller, klarer Darstellung; sie gipfelt in einem neuen Erklärungsversuche des seltsamen Wortes, indem der Versuch gemacht wird, αὐτός mit ab. añhu, ai. ásu, lat. erus nach Form und Grundbedeutung (»Herr«) zu verbinden. Dass dem Verf. dieser Versuch in überzeugender Weise gelungen sei, wird man allerdings nicht sagen können, aber damit soll der Wert des Büchleins nicht in Abrede gestellt werden.

Chronologie und Topographie der griechischen Aussprache. Nach dem Zeugnisse der Inschriften. Von Dr. Iwán Télfy, Universitätsprofessor. Leipzig, Verlag von W. Friedrich. 86 SS.

»Das Ergebnis meiner Forschung ist für die Erasmianer sehr ungünstig; die heutigen Griechen können aber mit ihrer Aussprache, welche nach inschriftlichen Urkunden ein ehrwürdig hohes Alter von 1500 bis 2488 Jahren hat, höchst zufrieden sein. Saxa loquuntur.«

So der Verf. in der Einleitung. Es ist nun gewiss jede Art von ehrlicher Überzeugung zu schätzen, aber eine fruchtbare Auseinandersetzung verschiedener Meinungen ist nicht unter allen Umständen möglich. So wenig Télfy sich von der Richtigkeit der Anschauungen der Anderen hat überzeugen lassen, so wenig wird er sie überzeugen. Auch die Germanistik wird ihm für die gewiss schöne, aber eben leider ganz unmögliche Gleichung θήρ = 'Thier' wenig Dank wissen.

Henri Lichtenberger, Histoire de la langue allemande. Paris, 1895. XIV u. 478 SS.

Ein brauchbares Buch, das man vielleicht auch auf deutschem Boden, wo es allerdings an Compendien nicht fehlt, mit Erfolg benützen könnte. Das beste an L.s Arbeit ist die äußere Form, welche inbezug auf Eintheilung des Stoffes und gewandte, leicht lesbare Darstellung angenehm auffällt. Dagegen kann man Aussprüche wie 'les lois phonétiques sont constantes comme les lois physiques' (S. 167) nur mit Betrübnis lesen, weil sie eine geradezu lächerliche Übertreibung enthalten und beweisen, dass der Verf. sich für die allgemeinen Fragen der Wissenschaft nicht genügend interessiert.

Franz Lukas, Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker. Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich. VIII u. 277 SS.

Ein gut lesbar und anregend geschriebenes Buch, das die Kosmogonien der Babylonier, Juden, Ägypter, Inder, Eranier, Phönizier, Griechen, Römer, Etrusker, Kelten und Germanen mit auf so weitem Gebiete genügender Sachkenntnis behandelt, so dass es zu allgemeiner Orientierung verwendet werden kann. Auch den Ausführungen allgemeinerer Art des Verf.s, z. B. S. 260, wird man zustimmen können.

Wien. Rudolf Meringer.

Puls, Dr. A., Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Anhang: Heimatskunde (auch unter d. bes. Titel: Heimatskunde der Provinz Schleswig-Holstein). Gotha, Thienemann 1895. gr. 8°, VIII u. 102 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Der Verf. hat seinem Lesebuche diesen Anhang beigefügt, weil er, wie das Vorwort besagt, es für eine Pflicht erachtet, der heranwachsenden Jugend eine ausreichende Kenntnis des Heimatlichen und Angestammten zu vermitteln und dadurch zugleich die Liebe zu der engeren Heimat und dem großen Vaterlande zu vermitteln. Zugleich sei dies die beste Grundlage für den Unterricht in der Geschichte, da ja auch für diese der allgemein geltende pädagogische Grundsatz „Vom Nahen zum Fernen“ maßgebend sein müsse. Das Buch bietet nun eine Schilderung des Landes und seiner Geschichte von der ältesten Zeit bis auf die neueste aus Werken verschiedener Art zusammengestellt. Auch die Sage, das Culturleben usw. sind reichlich bedacht. Dazu kommen noch die mehrfach eingewebten Gedichte, die sich besonders zum Auswendiglernen eignen. Dass einige Stücke im niederdeutschen Dialect aufgenommen sind, kann nur gebilligt werden. Nach allem muss dieser Anhang als musterhaft bezeichnet und zur Nachahmung empfohlen werden.

Frommes Österreichischer Professoren- und Lehrer-Kalender für das Schuljahr 1896/7. 29. Jahrgang. Redigiert von Joh. E. Dassenbacher. Wien, Fromme 1896.

Dieses treffliche Handbuch ist allgemein bekannt und bedarf wohl keiner besonderen Empfehlung mehr. Das Repertorium steht auf der Höhe der Zeit. Das wichtigste Novum bildet das neue Pensionsgesetz (S. 65 bis 69). Hoffentlich bringt der künftige Jahrgang die vom Parlamente bereits beschlossenen Bestimmungen hinsichtlich des Gehaltes, wenn sie auch bis dahin die Allerh. Sanction noch nicht erlangt haben, beziehungsweise noch nicht publiciert sind.

Nur ganz schüchtern tritt eine andere Neuerung auf, die aufs freudigste begrüßt werden muss. Bei einer kleinen Anzahl nichtdeutscher Städte wird in der Klammer auch die fremdsprachliche Bezeichnung angeführt. Diese Einrichtung soll, ja muss auf sämmtliche nichtdeutsche Orte ausgedehnt werden. Welche Mühe hat z. B. der Custos einer Programmensammlung mit dem Enträthseln dieser Ortsbezeichnungen! Selbst Ref., der doch die in Österreich geläufigen slavischen Sprachen ziemlich versteht, hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Wie geht es erst Jemandem, der diese Kenntnisse nicht besitzt! Hier ist ein Zuviel besser als ein Zuwenig. In Wien sollte auch der Postbestellbezirk angegeben werden.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Hölzels Geographische Charakter-Bilder für Schule und Haus.

Zu diesem vortheilhaft bekannten und weit verbreiteten Werke sind vor kurzem drei weitere Bilder als III. Supplement erschienen, und zwar Nr. 35. Der Fischsee und die Meeraugspitze; Nr. 36. Massai-Steppe mit Kilima-Ndjaro; Nr. 37. Der Rhein bei St. Goar. Dazu als Textbeilage: Die hohe Tatra von Prof. Franz Dénes; Aus Deutsch-Ostafrika von Prof. Dr. Oskar Lenz; Der Rhein bei St. Goar von Prof. Fr. A. Penck. Preis der Bilder unaufgespannt à 2 fl. 40 kr., auf starkem Deckel aufgespannt à 3 fl., Textheft zu allen drei Bildern 60 kr. Wir können diese Supplement-Serie gleich den übrigen Bildern aufs beste empfehlen.

Scherer Hermann, Die österreichischen Pensionsgesetze für k. k. Staatsbeamte. Wien 1896. Im Selbstverlage des Verfassers (Wien, IX., Rothen Löwengasse 12). Preis 30 kr.

Die Sammlung enthält sämmtliche derzeit in Geltung stehenden Pensionsbestimmungen, ferner die Normen für die Diensttaxen und die Einkommensteuer, endlich das Executionsgesetz vom Jahre 1882. Sie gibt demnach Aufschluss über bedingt anrechenbare und günstigere Berechnung der Dienstzeit, über Ausnahmen, über die Bemessung von Ruhe- und Versorgungsgenüssen, über Abfertigung, über Beginn und Verlust der Ruhegenüsse, über Begriff der Versorgung bei Söhnen und Töchtern, über Geltendmachung des Anspruches, über die nöthigen Nachweisungen hiezu usw. Auf diese praktisch eingerichtete und darum recht brauchbare Schrift sei hiemit aufmerksam gemacht.

Programmenschau.

1. **Peroutka, Dr. Emanuel, Übersetzung des XVIII. Cap. aus Howard Collins' Auszuge aus der synthetischen Philosophie von H. Spencer.** Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Raudnitz 1895, 8°, 30 SS.

Die Übersetzung ist als recht gelungen zu bezeichnen. Vielleicht wäre es angemessen gewesen, hie und da den äußerst knappen Ausdruck des Collin'schen Auszuges durch gelegentliche Anmerkungen zu verdeutlichen.

2. **Šílený Thomas, O vzdělání aesthetickém na středních školách (Über die ästhetische Ausbildung an Mittelschulen).** Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Brünn 1895, 8°, 40 SS.

Der Verf. tritt für eine mehr systematische ästhetische Erziehung an Mittelschulen ein. Zuerst sucht er die Nothwendigkeit einer ästhetischen Erziehung aus dem Begriffe der allgemeinen Bildung und durch Hinweis auf diesbezügliche Anregungen des Organisationsentwurfes und der Instructionen zu begründen; dann constatiert er aus der einschlägigen Literatur die mehr und mehr empfundene Nothwendigkeit einer intensiveren ästhetischen Ausbildung und glaubt diesem Bedürfnisse durch systematische, natürlich dem organischen Entwicklungsgange der Mittelschulerziehung angepasste Darstellung der ästhetischen Theorie entsprechen zu können. Nachdem er eine kurze Skizze einer solchen Theorie nach Durdíks Ästhetik vorausgeschickt hat, theilt der Verf. mit, wie er theoretische Anweisung in der Ästhetik behandelt wissen will.

Ernst. Gewissenhaftigkeit und eine gewisse Wärme des Ausdruckes zeichnen diese Abhandlung aus; doch was die Hauptsache betrifft, glaubt der Ref., das Beste sei, wenn es beim Alten bleibt. Es ist sehr fraglich, ob ein systematischeres Theoretisieren zur Hebung der ästhetischen Bildung beitragen würde, insoferne dieselbe in den Rahmen der allgemeinen Bildung, welche die Mittelschule zu bieten hat, fällt. Es kann sich dabei nur um die Veredlung und Verfeinerung des ästhetischen Geschmackes handeln, unter welchem alle die subjectiven und objectiven Bedingungen verstanden werden, welche die ästhetische Wertschätzung, den Gefallen an gewissen Wahrnehmungsobjecten, den Genuss von Kunstwerken, kurz das ästhetische Gefühl bestimmen. Wir können keine Kunstrichter und keine Künstler heranbilden, wir müssen uns begnügen, unsere Schüler mit solchem Wissen auszustatten, dass sie das Schöne, wo sie es antreffen, herauszufühlen und die Kunstwerke zu verstehen vermögen. Dazu ist die ästhetische Theorie von geringem Nutzen. Es verhält sich etwa so wie bei dem ethischen Gefühl. Wie viele Menschen gibt es, welche wissen, was gut ist, und dasselbe dennoch nicht thun; sie besitzen Theorie, welche ihre Handlungen nicht beeinflusst. Ähnlich könnte der theoretisch Geschulte, aber nicht ästhetisch Fühlende in die Lage kommen, sagen zu müssen: Ja, das soll schön sein, aber es gefällt mir nicht. Die Kenntnis der Theorie verbürgt eben nicht die Fähigkeit zum ästhetischen Genuss und deswegen ist sie ein schlechtes Erziehungsmittel zur Veredlung des Geschmacks, und so wie das Moralisieren, so wird man auch das Ästhetisieren, d. h. ästhetisches Theoretisieren, von der Schule fernhalten und zur Erreichung des in Rede stehenden Zweckes andere Mittel anwenden müssen.

Der Verf. hat vor allem die Wertschätzung der Kunstwerke im Sinn. Nun ist jedes Kunstwerk die Verkörperung eines Ideals entweder direct, wenn der Künstler das Schöne darbietet, oder indirect, wenn er den Gegensatz schildert. Um es zu verstehen, muss man vorerst das kennen, was idealisiert wird, also das Geschehen in der Natur, im Leben und sein eigenes Herz. Darin muss demgemäß die Ausbildung des Geschmacks bestehen, dass durch nöthiges Wissen das Gemüth der Wirkung des Schönen, der Sprache des Künstlers zugänglich gemacht wird. Die Wertschätzung stellt sich dann von selbst durch Vergleichung ein und dieses Vergleichen zu ermöglichen ist die wichtigste Aufgabe des ästhetisch erziehenden Unterrichtes. Es ist hier nicht der Ort, des Näheren auf die Sache einzugehen. In Hinblick auf die Ausführungen des Verf.s erlauben wir uns bloß die Mittel anzugeben, welche zu dem angeführten Zwecke ohne jede Theorie führen und welche dem Mittelschulunterrichte zugebote stehen. Erstens: möglichst viele Gelegenheit zur Wahrnehmung des Schönen in der dem Bildungsgrade des Schülers entsprechenden Weise zu bieten, indem man mit solchen Erscheinungen den Anfang macht, für deren Eindruck die menschliche Seele von Natur aus offen steht. Zweitens: Einsicht in die Kunstpraxis, z. B. durch Gesang-, Musik-, Zeichnenunterricht und durch Stilistik und Metrik. Drittens: Gelegentliche Belehrung über die Entwicklungsgeschichte der Künste, was der historische Unterricht zu besorgen hat. Und schließlich: psychologische Analyse des Werturtheils, welche Aufgabe dem propädeutischen Unterrichte und zum Theile auch der Exegese dichterischer Producte im Sprachunterrichte zusteht. Wenn der Verf. diese Punkte mit den Anregungen eines Lange und anderer von ihm angeführten Autoren vergleicht, wird er sehen, dass keiner von ihnen darüber hinausgeht.

Ich bemerke noch, dass man unter den als Hilfsmittel angeführten böhmischen Schriften Durdíks »Kritika«, Masaryks »O studiu děl básnických« und Sullys »Psychologie« (übersetzt von Škola) ungern vermisst. Die summarische Verweisung auf Krecars »Übersicht der ästhetischen Literatur« genügt nicht.

3. Sallač Josef, O tělesné výchově na středních školách v Rakousku (Über die körperliche Erziehung an österreichischen Mittelschulen). II. Theil. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Reichenau a. d. K. 1895, 8°, 41 SS.

In diesem zweiten Theile der von uns bereits [1]) angezeigten Schrift handelt der Verf. über Ausflüge und Ferialreisen und spricht sich entschieden zu ihren Gunsten aus. Er findet jedoch, dass zur Förderung der Ferialreisen von seiten unserer Gymnasien im Vergleiche zum Auslande zu wenig geschieht. Die Directionen beschränken sich meist auf Erwirkung von erniedrigten Preisen für die Touristen, von staatswegen geschieht fast nichts, und von den übrigen in Betracht kommenden Factoren haben einzelne Vereine in einigen Gegenden billigere Nachtherberge zur Verfügung gestellt. Das einzige Reichenauer Gymnasium kann eine Reihe von systematischen, planmäßigen Ferialreisen aufweisen, welche unter Führung des Prof. Sallač selbst in den letzten Jahren unternommen wurden und über welche eine instructive Tabelle Aufschluss gibt. Wir fürchten, dass der lobenswerte Eifer des Verf.s nicht so leicht ausgiebige Nachahmung finden wird, denn es ist entschieden ein großer Mangel an solchen Lehrern, welche die nöthige Gesundheit, das nöthige Geld, die nöthige Muße und andere Bedingungen besitzen, um neben literarischer Thätigkeit, trotz Sorgen für eigene Familie, trotz Bedürfnisses eigener Erholung die wenigen freien Tage der verantwortlichen und ermüdenden Arangierung von Ferialreisen widmen können, deren Zweck auch auf andere Weise erreicht werden kann. In erster Reihe sind wohl die Familienväter selbst berufen, um ihren Söhnen auf diese Weise Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Kenntnisse zu verschaffen; der erziehenden Thätigkeit der Mittelschulen gebürt billigermaßen bloß die Anregung und Aufmunterung in dieser Hinsicht, das übrige entzieht sich meines Erachtens ihrem Wirkungskreise und fällt der Öffentlichkeit, welche auch ein erziehender Factor ist, zur Aufgabe. Hoffen wir, dass es mit der Zeit besser werden wird.

Vollkommen stimmen wir mit dem Verf. überein in Betreff der Diäten für Professoren anlässlich der Ausflüge, insoferne dieselben wenigstens einen ganzen Tag in Anspruch nehmen. Die Analogie mit anderen Staatsbeamten ist nicht der einzige Grund dafür.

Auch sonst enthält die Schrift viele gute Gedanken und praktische Anweisungen.

4. Steinhauser Jos., Jak pečovati jest o zdraví a tělesný vývoj mládeže studující na středních školách (Wie ist um Gesundheit und leibliche Entwicklung der Schuljugend an Mittelschulen zu sorgen). Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Wal.-Meseritsch 1895, 8°, 45 SS.

Eine lesenswerte Zusammenstellung von hygienischen Maßregeln. Auf Vollständigkeit kann natürlich diese kurze Skizze wegen Zusammenhanges der Schulhygiene mit der Hygiene überhaupt einen Anspruch nicht erheben; aber von dem, was für die tägliche Praxis wichtig erscheint, ist wohl nichts übergangen worden. Unnützerweise sucht der Verf. an manchen Stellen die Beweiskraft seiner Ausführungen durch überaus schwunghaften Ausdruck zu heben. Z. B. S. 35 heißt es: „Jahrhunderte sind seitdem verflossen, den griechischen Ruhm kennt nur die Geschichte, aber der Geist des Classicismus schwebt unsichtbar über aller Welt und wird der Jugend die erwünschte Lebensfrische und Körperkraft hervor-

[1]) Siehe Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1896, S. 859.

zaubern, so dass sie jenen Söhnen der schönen Hellas ähnlich sein werden, deren unsterbliche Heldenthaten sich für immer der Geschichte der Menschheit eingeprägt haben zum Muster der künftigen Zeiten und Generationen.- Dagegen scheint uns ganz zweckmäßig, dass der Verf. zur Bekräftigung seiner Weisungen Data aus der medicinischen Theorie heranzieht.

Neubydžow. Dr. Fr. Krejčí.

---

5. Sýkora Ant., O maximech a minimech (Maxima und Minima). Progr. der k. k. Oberrealschule in Rakonitz 1895, 8°, 18 SS.

Da dem Verf. nur der beschränkte Raum von einem Druckbogen zur Verfügung stand, so begnügt er sich damit, das gewählte Thema mittelst der Methode der Inversion (Methode der quadratischen Gleichungen) zu behandeln. Die Beispiele sind geschickt gewählt, einzelne von ihnen ließen sich jedoch durch Einführung von trigonometrischen Functionen oder durch Benützung anderer Methoden wesentlich kürzer gestalten; da der Verf. eine Fortsetzung seiner Arbeit in Aussicht stellt, so könnten dann diese Aufgaben vergleichshalber wieder aufgenommen werden. Die schwierige Correctur der Arbeit ist sorgfältig durchgeführt; ein Versehen wurde S. 12 im 25. Beispiel bemerkt.

6. Fabinger Fr., Geometrové starého a středního věku až do stol. XVI. (Die Geometer des Alterthums und des Mittelalters bis zum XVI. Jahrhundert). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Schlan 1895, 8°, 34 SS.

Die Abhandlung, deren Inhalt aus dem Titel ersichtlich ist, beruht im wesentlichen auf Chasles' Geschichte der Geometrie; Cantors Werk ist leider nicht benützt worden. S. 9 ist Archimedes' Geburtsjahr unrichtig angegeben; dasselbe gilt von Brahmeguptas Formel für die Berechnung der Kreisfläche S. 21. In den Eigennamen finden sich ziemlich zahlreiche Versehen und Druckfehler vor, was bei einer geschichtlichen Skizze sehr unangenehm auffällt.

7. Mach Adolf, Sférická astronomie v VII. třídě realní (Die sphärische Astronomie in der VII. Realschulclasse). Progr. der k. k. Oberrealschule in Kuttenberg 1895, 8°, 41 SS.

Nach einer kurzen Erklärung der verschiedenen Coordinatensysteme und Zeiten, die in Betracht kommen, bestimmt der Verf. den Tag- und Nachtbogen der Gestirne, den Tag, wo die Sonne an zwei verschiedenen Orten gleichzeitig auf- oder untergeht, die Morgen- und Abendweite der Gestirne und die Zeit des Sonnendurchganges durch den ersten Verticalkreis; im Anhange wird nebst anderen schwierigeren Aufgaben die horizontale und verticale Sonnenuhr behandelt. Der Verf. empfiehlt, die Aufgaben zugleich auch experimental zu lösen, was im Interesse der Entlastung des physikalischen Unterrichtes zu billigen ist; bei der Fülle des gebotenen Lehrstoffes wird aber dessen vollständige Absolvierung selbst an Realschulen nur unter besonders günstigen Verhältnissen möglich sein. Für die Gymnasien gibt zwar der Verf. eine Anleitung, wie man die wichtigsten Formeln ohne Kenntnis der sphärischen Trigonometrie entwickeln kann, doch wird man hier wohl von der numerischen Behandlung absehen müssen. Immerhin bietet die mit Lust und Liebe geschriebene Abhandlung auch für den Gymnasialunterricht manche schätzenswerte Anregungen. Zu wünschen wäre bloß eine einheitliche und consequent durchgeführte Schreibweise der fremden Eigennamen.

Unterrichte Gutachten abzugeben. Der Vorsitzende legt eine Collection, bestehend aus 187 Photographien, hergestellt von der Firma Barth & v. Hirt in Athen, vor. Die Sammlung enthält Ansichten aus Alt- und Neu-Athen, vom Piräus, Olympia, dem Akropolis-Museum usw. Die Commission erklärt die größere Zahl der Bilder für sehr gelungen und darum auch für empfehlenswert, das Format sollte allerdings für die speciellen Schulzwecke größer und der Preis niedriger sein. Die Collection kostet 80 fl., jedes Blatt 50 kr.; Prospecte stellt die Buchhandlung Gerold & Comp. in Wien (Stephansplatz) auf Verlangen gratis zur Verfügung.

Mit Freude begrüßt der Vorsitzende die lebhafte Nachfrage nach dem Münzkästchen, das auch, wie überhaupt die Thätigkeit der Commission für die schulmäßige Auswertung der Münzkunde, im Auslande rühmend erwähnt wird, so in der lesenswerten Programmarbeit von Gerh. Schaper (Magdeburg 1896): »Antike Münzen als Anschauungsmittel im altsprachlichen und geschichtlichen Unterricht auf den Gymnasien«. — Von Hoppes Bildwerk ist das 5. Heft erschienen, womit das Werk vorläufig seinen Abschluss gefunden hat. Auch der Text ist beinahe druckreif. Von vielen Seiten wurde bereits der Wunsch nach einer Fortsetzung dieser Hefte gestellt. Auf eine Anfrage des Prof. Dr. Swoboda aus Karlsbad, ob Niemanns Parthenon-Modell nicht durch Diapositive für Mittelschulen nutzbar gemacht werden könnte, macht sich Prof. Primožić erbötig, das Nöthige zu veranlassen. Zur Ansicht gelangt ein Modell der Gallischen Mauer nach Cäsar (VII. Buch), angefertigt von Prof. Mužik, das im Vergleiche zu bildlichen Darstellungen um vieles instructiver wirkt. Die treffliche Arbeit verdient Nachahmung.

Hierauf legt der Vorsitzende folgende Monographien und Programmaufsätze vor: Kubik J., Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lectüre Ciceros. Wien. Hölder 1896. — Jüthner J., Antike Turngeräthe. Wien, Hölder 1896. — Steuding H., Denkmäler antiker Kunst, für das Gymnasium ausgewählt und in geschichtlicher Folge erläutert. Leipzig, Seemann 1896. Geb. 2 Mk. (Nach Baumeister.) — Luckenbach H., Die Akropolis von Athen. München und Leipzig, Oldenbourg 1896. 38 SS. (Letztes Capitel »Die Akropolis in der Schule.«) — Kornitzer A., Eine Studienreise nach Italien und Griechenland. (Progr. des Comm.-Real-Obergymn. II. Bez. Wien 1896.) — Eymer W., Reiseerinnerungen aus Italien und Griechenland. (Progr. des Gymn. in Budweis 1896.) — Litynski M., Von Elis nach Arkadien. Eine Reisebeschreibung. I. Th. (Progr. der Realschule in Lemberg 1896 [polnisch].) — Frank A., Eine Studienreise nach Italien und Griechenland. (Österr.-Ungar. Revue 1896, Heft 4 u. 5.) — Koch, Beiträge zur Förderung des Kunstunterrichtes auf den höheren Schulen. (Progr. von Bremerhaven 1896.) — Engelbrecht A., Mykenisch-homerische Anschauungsmittel für den Gymnasialunterricht. — Kukutsch J., Bemerkungen zum archäologischen Anschauungsunterricht mit besonderer Beziehung auf die Vergil-Lectüre. (Beide im Progr. des Theresianischen Gymn. in Wien 1896.) — Gutscher H., Zur Behandlung der Realien beim lateinischen Unterrichte. (Progr. des Gymn. in Leoben 1896.) Der Vorsitzende begrüßt diese Arbeiten mit aufrichtiger Freude und wünscht nur, es möge auf diesem Wege der Untersuchung der einzelnen Autoren nach der realen Richtung fortgefahren werden.

Prof. Gutscher empfiehlt in seinem sehr beachtenswerten Aufsatze die Verleihung von Stipendien für kleinere Reisen, so nach Dalmatien, Istrien, Aquileia, regt den Gedanken an, die Provinzmuseen für den Gymnasialunterricht nutzbarer zu machen, insbesondere die Schüler in die Museen der Landeshauptstädte zu führen, damit sie die Schätze der Alterthümer kennen lernen, welche das Vaterland besitzt, und spricht sich in wärmster Weise dafür aus, die in den österreichischen Museen vorhandenen Alterthümer zu sammeln und für Schulzwecke herauszugeben. Zum ersten Gedanken gibt der Vorsitzende die Erklärung ab, dass zum

Zwecke kleinerer Reisen in die obgenannten Gegenden es ja freistehe, an das h. Ministerium bittweise um eine Unterstützung heranzutreten. Was den letzten Punkt anbelangt, so wird nach lebhafter Debatte die Idee mit Freude begrüßt, deren Verwirklichung hoffentlich in absehbarer Zeit möglich sein wird.

Prof. Bormann macht zu diesem Punkte noch die Mittheilung, dass eine große Publication im Werden sei, die alle auf österreichischem Boden gemachten Funde nach großen Gesichtspunkten zusammenfassen wird: daraus könne dann für Schulzwecke ein Auszug gemacht werden.

Über die Verwertung des Skioptikons im Anschauungsunterrichte und über die Herstellung von guten Diapositiven entspinnt sich eine lebhafte Debatte. Mit Bezugnahme auf einen im Julihefte 1896 der Lehrproben erschienenen Aufsatz Menges, worin auch in Deutschland über den Mangel an guten und billigen Diapositiven geklagt wird, beschäftigt sich die Commission vor allem mit der Frage, wie diesem Übelstande zu begegnen sei. Prof. Lederer in Radautz, der mit größter Bereitwilligkeit in dieser Hinsicht der Schule seine Dienste zur Verfügung stellt, hat auf seiner Reise nach Griechenland und Italien 1400 Aufnahmen gemacht, hievon bereits 1200 Negative angefertigt und ist bereit, an die einzelnen Anstalten Diapositive um den Preis von etwa 15 kr. per Stück herzustellen. Eine Collection dieser Positive, welche Prof. Lederer der Commission einschickte mit der speciellen Widmung für das Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie, hat sich bei der vorgenommenen Probe als brauchbar herausgestellt, insbesonders die Aufnahmen von Landschaften und Gegenständen der Architektur. Prof. Lederer wird für seine Bemühungen der Dank und die volle Anerkennung der Commission ausgesprochen. Prof. Primožić, der sich nur mit der Anschaffung vorzüglicher Diapositive einverstanden erklärt, hat sich diesbezüglich mit der Firma Lechner in Wien ins Einvernehmen gesetzt. Diese erklärte sich bereit, ein Diapositiv vorzüglicher Qualität um den Preis von 50 kr. herzustellen, wenn eine größere Anzahl abgenommen wird. Es würde sich daher empfehlen, eine Auswahl, einen Grundstock solcher Objecte aufzustellen, die voraussichtlich von jeder Anstalt genommen werden, die im Besitze eines Skioptikons ist. Die Anschaffung des letzteren ist allerdings mit bedeutenden Kosten verbunden, doch werden die einzelnen Anstalten sich leichter dazu entschließen, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Wichtigkeit dieses Apparates nicht etwa auf den altsprachlichen Unterricht beschränkt sei, sondern dass alle Lehrgegenstände daran participieren. Die Debatte lief schließlich auf folgende Anträge hinaus: Es ist ein Circular an sämmtliche Anstalten zu verschicken; dieses Rundschreiben hat eine Auswahl, einen Kanon jener Bilder zu enthalten, nach denen Diapositive herzustellen wären. Ferner ist an jede Anstalt die Anfrage zu richten, ob sie im Besitze eines Skioptikons ist, widrigenfalls seine Anschaffung wärmstens zu empfehlen ist. Der zweite Antrag, event. an das h. Ministerium für C. u. U. die Bitte wegen Heranziehung der k. k. Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren in Wien zu richten, soll in einer späteren Sitzung berathen werden, wenn der erste Antrag Positives gebracht hat. Das Anerbieten des Prof. Primožić, in der Zeitschrift für österr. Gymnasien einen die Bedeutung des Skioptikons für die Mittelschule beleuchtenden Artikel erscheinen zu lassen, der auch die oben erwähnte Auswahl der anzuschaffenden Objecte enthalten solle, wird von der Commission mit Dank zur Kenntnis genommen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Unser drittes Seminarjahr.

Si bis faciunt idem, non est idem, könnte man mit einer leichten Variante des bekannten Satzes angesichts unserer Arbeit im verflossenen Schuljahre ausrufen. Die Einführung der Lehramtscandidaten in die Praxis des Unterrichtes, wie wir sie im vorigen Jahre bewerkstelligten, bewegte sich nämlich zwar äußerlich in demselben Rahmen wie in den vorausgegangenen zwei Schuljahren, weist aber innerlich doch eine größere Reihe von Abweichungen von unserem früheren Verfahren auf. Waren doch die einführenden Lehrer nicht ganz dieselben, die Candidaten haben natürlich gewechselt und die Zuweisungstermine waren gleichfalls verschieden. So hatten wir im ersten Jahre nur Candidaten, die gleich zu Beginn des 1. Semesters an die Anstalt kamen und bis zum Schlusse des 2. Semesters daselbst verblieben; im zweiten Jahre beschäftigten wir uns nur mit Probanden das 2. Semester hindurch, und heuer waren gar Candidaten beider Kategorien ins Lehramt einzuführen: vier derselben, welche das ganze Schuljahr der Anstalt angehörten, und zwei, welche erst im 2. Semester hinzugekommen waren. Ich sah mich daher auch heuer wieder vor ein neues Problem gestellt: galt es doch, die theoretische und praktische Einweisung diesmal so zu gestalten, dass die früher Eingetretenen in Lehre und Übung nicht zurückgehalten würden, die später Hinzugekommenen aber, weil in medias res gestellt, nicht ohne die nöthigen Voraussetzungen an die ihnen gestellten praktischen Aufgaben herantreten könnten. Wie es nun gelungen ist, zwei verschiedene Kategorien von Probanden, wenn man so sagen darf, ohne gegenseitige Beeinträchtigung zu lehren und zu üben, soll der folgende Bericht im einzelnen erweisen.

Zuvor will ich jedoch hier verzeichnen, in welchen Punkten wir heuer theils mit Rücksicht auf die geänderten Verhältnisse, theils in Verwertung der bisher gemachten Erfahrungen Neuerungen eintreten ließen. Zunächst schien es gerathen, die Zeit des anfänglichen reinen Hospitierens abzukürzen. Wir begnügten uns heuer damit, dass die Candidaten nur 14 Tage bis vier Wochen lediglich als Zuhörer an dem Unterrichte ihrer Fachprofessoren

theilnahmen. Es zeigte sich nämlich schon in den beiden früheren Jahren, dass die jungen Leute zum großen Theile mit Ungeduld auf den Zeitpunkt warteten, wo sie selbst ihren ersten Lehrversuch machen dürften. — Statt der Stundenbilder ließen wir heuer von allem Anfange an nur Wochenbilder anfertigen, in welchen die Candidaten ihre im Verlaufe einer ganzen Woche beim Unterrichte ihres Fachprofessors gemachten Beobachtungen in einer geordneten Überschau zur Darstellung zu bringen hatten. Sie konnten so ganze Capitel, wie über die äußere Scenerie des Lehrzimmers, Haltung von Lehrer und Schüler während des Unterrichtes, Frage und Antwort, Wiederholung und Mitbeschäftigung auf einmal behandeln, indem sie die hieher gehörigen theoretischen Anweisungen (mit Benützung von Schillers und Matthias' Praktischer Pädagogik) in die im wirklichen Schulleben gemachten Beobachtungen hineinzuarbeiten in die Lage kamen. Abgerundete Stundenbilder über diese Materien zu verfassen ist namentlich für Anfänger schwieriger, die doch noch weniger darin geübt sind, die in einer und derselben Stunde sich vielfach kreuzenden und vermischenden Erscheinungen zu sondern. — In den Lehrversuchen ist weder nach Zeit, noch nach Inhalt gegenüber dem Vorjahre eine Änderung eingetreten, ebensowenig in der Gestaltung der Lehrauftritte, nur haben die Candidaten solche Lehrproben öfter als früher auch in fremden Classen, in welchen sie zunächst nichts mit ihren Fachprofessoren zu thun hatten, allerdings nach sorgfältiger Vorbereitung und mehrmaligem Hospitieren, abgeben müssen. Die Candidaten waren dadurch genöthigt, sich recht fleißig auch in anderen Classen umzusehen und daselbst den Betrieb des Unterrichtes, namentlich in ihren Fächern kennen zu lernen. — In den allgemeinen Conferenzen trat insofern eine Neuerung ein, als heuer, wo es nur angieng, die pädagogischen Werke selbst, die im ganzen oder capitelweise zur Besprechung kamen, den Candidaten vorgelegt wurden. Die Bibliotheken der Universität und des Schottenstiftes stellten uns in dankenswerter Liberalität vielfach selten gewordene Exemplare, wie die Originalausgaben des Orbis pictus von Comenius, von Basedows Elementarwerk u. v. a. zur Verfügung. Überhaupt war heuer die Einführung in die Pädagogik vielfach dem Geschichtlichen zugewendet, wobei es sich zeigte, dass die Erfassung irgend eines Problems, wie das des Humanismus, Philanthropinismus, des einseitigen Realismus usw. leichter wurde, wenn wir auf den Hauptvertreter der Richtung und da wieder auf dessen Hauptwerk, also bis zur Quelle zurückgiengen. So sind wir heuer vielfach auf die Geschichte der Pädagogik gestoßen, ohne dass wir diese selbst in den theoretischen Theil unseres Programmes aufgenommen hätten. Auch bei rein didaktischen Fragen, wie beim Anschauungsunterricht, bei den Formalstufen u. dgl. sind wir diesmal zunächst historisch verfahren. Selbstredend ist für das Verständnis der Entwicklung des öster-

reichischen Mittelschulwesens die Geschichte der Entstehung des Org.-Entwurfes und der Instructionen in ihrer älteren und neueren Fassung nicht unberücksichtigt geblieben. Dem Capitel vom Unterrichte haben wir heuer in unseren Gesammtsitzungen durch Erstattung von Referaten und durch Discussionen bei weitem mehr Zeit gewidmet als dem Capitel von der Zucht; letzterem haben wir überhaupt diesmal keine besondere systematische Behandlung angedeihen lassen, einmal weil es sich in den früheren Jahren als nothwendig erwiesen hat, möglichst bald an die Behandlung der grundlegenden didaktischen Sätze zu schreiten, um für die Lehrversuche und Lehrauftritte der Candidaten festen Boden zu schaffen, dann aber auch, weil sich die Maßnahmen der Regierung und Zucht am besten im Anschlusse an die Ereignisse des Schullebens selbst, also gelegentlich behandeln lassen. Es kamen daher derartige Punkte vielfach auch in den Fachconferenzen zur Sprache, wo der einführende Lehrer Gelegenheit nahm, Vorkommnisse disciplinaren Charakters in seiner Classe unter Hinweis auf die bestehenden Vorschriften und wohl auch auf die Ausführungen in Schillers und Matthias' „Prakt. Pädagogik" zu beleuchten. Außerdem hörten ja die Candidaten bei jeder Lehrerconferenz, wie derartige Ereignisse aufzufassen und zu behandeln seien. — Neu trat in den Kreis der Lehrmittel des Seminars neben die grundlegenden Werke von Willmann, Kern, Frick, Schiller usw. das „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen" von Dr. A. Baumeister und das „Encyklopäd. Handbuch der Pädagogik" von W. Rein. Die bisher erschienenen Abtheilungen dieser Werke stellen neben den „Lehrproben und Lehrgängen", die von Fricks Nachfolger, dem Director der Franke'schen Stiftungen in Halle Dr. W. Fries, weiter redigiert werden, den trefflichsten Zuwachs zu unserer Seminarbibliothek dar, und wir haben heuer fleißig davon Gebrauch gemacht.

Die Candidaten nahmen ferner an einem Vortragsabend des Vereines „Mittelschule" theil, an welchem Professor Anton Frank über seine Reiseeindrücke in Italien und Griechenland berichtete, ferner folgten sie der Einladung seitens des Vereines „Eranos", welcher Professor Niemann ersucht hatte, sein schönes Parthenonmodell zu erklären.

Schließlich möge hier noch des Versuches gedacht werden, den wir machten, um die Candidaten auch einigermaßen für Individualpädagogik zu interessieren. Es wurde nämlich gleich zu Beginn des Schuljahres jedem Candidaten ein Schüler aus der Classe seines einführenden Lehrers, in der er naturgemäß am öftesten verkehrte, zu besonderer Obsorge empfohlen. Diesem meist schwächer begabten und auch sonstwie hilfsbedürftigen Knaben sollte der Candidat seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, ihn während des Unterrichtes schärfer ins Auge fassen, um feststellen zu können, ob mangelnder Fleiß, geringe Aufmerk-

samkeit oder schweres Fassungsvermögen die Ursache des Zurückbleibens sei. Nach dem Unterrichte sollte dann der Candidat, so oft es nur thunlich wäre, mit dem Schüler in einen belehrenden Verkehr treten. Es war das Ganze wie eine Art von seelsorgerischer Thätigkeit gedacht, hat aber leider bei den Candidaten nicht den Anklang und die Beachtung gefunden, die der Director erwartet hatte. Entweder war die Zuweisung von Schülern gleich zu Anfang nicht besonders glücklich, oder haben äußere Verhältnisse dem Candidaten eine recht fruchtbringende Einwirkung auf die betreffenden Schüler unmöglich gemacht, kurz, so willig sie sonst in der Ausführung der ihnen zugedachten Aufgaben waren, so wenig sagte ihnen dieses allerdings eigenartige Tutorenamt zu. Trotzdem bin ich nicht gesonnen, schon wegen der Tragweite des Problems, den Gedanken völlig aufzugeben, dass den Candidaten doch irgendwie Gelegenheit geboten werden müsse, „Knabenseelen zu ergründen in ihrem Verhältnisse zu den mannigfaltigen beabsichtigten und unbeabsichtigten Einwirkungen auf ihre Entwicklung" (G. Richter), neben ihrer Beschäftigung mit Schülermassen doch auch das Schülerindividuum zu studieren, weil nur so eine wirklich bewusste und darum verständige Classenarbeit zustande kommen kann.

Während ich diesmal leicht darauf verzichten kann, im einzelnen über den Inhalt der Fachbesprechungen zu berichten, schon deshalb, weil sie in der Hauptsache nichts bringen, was nicht schon in den ersten beiden Seminarberichten enthalten wäre, so möchte ich doch die Materien bekanntgeben, die wir in den 28 Gesammtsitzungen des Jahres behandelt haben, weil daraus am leichtesten ersichtlich werden dürfte, in welcher Richtung und mit welchem Rechte wir von der früheren Ordnung abgegangen sind.

1. Sitzung: Kurze Übersicht über die Lehrerbildungsfrage. — Einrichtung des erweiterten Probejahres. — Die nächsten Schritte: Lehrbesuche, Wochenbilder.

2. Sitzung: Entstehung des Org.-Entwurfes und seine Redactoren. — Die allgemeinen, auf Erziehung und Unterricht bezugnehmenden Gedanken aus den Vorbemerkungen des Org.-Entw. S. 1—13 herausgehoben und zusammengeordnet (Ref.). — Ergänzungen hiezu aus den Instructionen des Org.-Entw. S. 99—101 und S. 121 (Ref.). — Vorlage von Comenius' Orbis pictus und dessen Didactica magna, von Basedows Elementarwerk und von Salzmanns Ameisenbüchlein.

3. Sitzung: Wertschätzung des Lateinunterrichtes in der Zeit der Rennaisance und des Philanthropinismus (Ref.). — Niethammers Buch „Der Streit des Humanismus und Philanthropinismus", nach seinen Ergebnissen verglichen mit den betreffenden Zielstellungen des Org.-Entw. (Ref.). — Anlass und Entstehung des Niethammer'schen Werkes. — Magers „Genetische Methode" und Münchs neueste Schrift „Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen" (Vorlage). — Die modernen Bestrebungen auf dem Gebiete des philologischen Unterrichtes.

4. Sitzung: Die Begriffe „Regierung, Zucht, Unterricht, Vertiefung und Besinnung“ (nach Herbarts Umriss päd. Vorl. §§. 57—67 und Willmanns Einleitung zu seiner Didaktik S. 77 (Referat). — Münchs Abhandlung „An der Schwelle des Lehramtes“ S. 1—45 über die Persönlichkeit des Lehrers: dazu der betreffende Abschnitt aus den „Weisungen“ und aus Matthias' Prakt. Päd. S. 1—29 (Ref.).

5. Sitzung: Überprüfung und Bewertung der Formalstufenreihe in Willmanns Didaktik II, §. 70 (Ref.). — Aus Langes Buch „Über Apperception“ S. 203—238: Die zweckmäßige Verknüpfung der Apperceptionsfactoren im Lernvorgange mit Hilfe der Formalstufen (Ref.). — Vorlage der Formalstufenliteratur.

6. Sitzung: Fortsetzung der Discussion über die Momente der psychischen Aneignung (Willmann, Didaktik II, S. 244).

7. Sitzung: Als Vorbereitung für die Verwertung der Formalstufentheorie im Unterrichte Besprechung von Heußners Erklärung des Gedichtes „Der Storch“ (15. Heft der Lehrproben) und der Einleitung zu dem Werke „Aus deutschen Lesebüchern“ 1. Bd. — Die Formalstufen in der Praxis des Unterrichtes nach Matthias' Prakt. Päd. S. 92—105 (Ref.).

8. Sitzung: Bericht eines Candidaten über eine Musterstunde des Lehrers der Naturgeschichte: Der Maikäfer und Hirschkäfer (nach den Formalstufen behandelt). — Discussion über die Frage: Inwieweit lassen sich auch im lateinischen und griechischen Unterrichte die Formalstufen anwenden? (Dazu der Canon in Wilhelms Gymnasial-Pädagogik, bei Willmann, Jäger und Dettweiler.). — Eine Demosthenesstunde aus dem 12. Hefte der Lehrproben (Ref.).

9. Sitzung: Eingehende Besprechung einer lateinischen Correcturstunde in der IV. Classe, bei der die Candidaten anwesend waren. — Eine Neposstunde aus dem 12. Hefte der Lehrproben (Ref.).

10. Sitzung: Bewertung einer Cicerostunde in der VII. Classe, bei der die Candidaten anwesend waren, nach den Formalstufen. — Willmanns dreigliedrige Reihe als Schlussergebnis. — Der Geschichtsunterricht als darstellender Unterricht nach Willmanns Didaktik II, §. 81 und Jägers Einleitung zur „Methodik des Geschichtsunterrichtes“ (Ref.).

11. Sitzung: Der erklärende Unterricht nach Willmanns Didaktik II, §. 83 (Ref.). — Eine Tacitusstunde (Germania c. 2—4) nach den „Lehrproben“. — Candidatenbericht über eine vom Director gehaltene Logikstunde als Beispiel für den entwickelnden Unterricht.

12. Sitzung: Der entwickelnde Unterricht nach Willmanns Didaktik II, S. 409. — Lehrprobe über den Genetiv. possess. und autoris aus einer Programmabhandlung zu Kreuzburg 1883. — Behandlung eines deutschen Prosastückes auf der Unterstufe.

13. Sitzung: Anschaulichkeit des Unterrichtes am Gymnasium nach Menges betreffender Abhandlung in den „Lehrproben“ (Ref.). — Inwiefern kann der Zeichenunterricht am Gymnasium zur Belebung des classischen Unterrichtes dienen? (Discussion).

14. Sitzung: Verwertung der Anschauungsmittel für Caesars Bellum Gallicum nach Weigels Abhandlung im Jahresberichte der Anstalt 1894/5 (Ref.). — Vorführung und Erklärung aller archäologischen Anschauungsmittel, welche die Anstalt besitzt. — Die Anschauungsmittel der Anstalt für den geogr.-historischen Unterricht (Ref.).

15. Sitzung: Die Concentration im Unterrichte, zunächst nach ihrer geschichtlichen Seite erörtert (Ref. u. Discussion).

16. Sitzung: Der Organisations-Entwurf, die Instructionen und die „Weisungen" in ihrer Beziehung zur Concentration (Ref.). — Der Min.-Erlass vom 24. Mai 1892, Z. 11.373, mit Rücksicht auf concentrierenden Unterricht. — Die Decemberconferenz des Jahres 1890 in Berlin und die Frage der Concentration. — Hospitierungsberichte zweier Candidaten über eine Lateinstunde in der III. Classe nach dem Gesichtspunkte der Concentration.

17. Sitzung: Besprechung des Classenbildes der III. Classe vom Standpunkte der Concentration nach Loos' „Der österreichische Lehrplan im Lichte der Concentration". — Vorlage der Literatur über die Concentrationsfrage. — Candidatenbericht über die Lehrbesuche in der VIII. Classe in Sachen der Concentration.

18. Sitzung: Vorlage der die Concentrationsfrage betreffenden Literatur (Forts.), namentlich Finsterwaldner: Auswahl der Lectüre für die Untersecunda nach den Grundsätzen der Concentration.

19. Sitzung: Welche Concentrationsmittelpunkte und typische Ergebnisse stellen sich aus dem Nebeneinander unserer Vergil- und Odysseelectüre und dem Deutschen im 2. Semester der VII. Classe heraus? (2 Referate). — Welche Hilfen erfährt der Geschichtsunterricht durch verwandte Fächer in der IV. Classe? (Referat nach Jägers „Methodik des Geschichtsunterrichtes").

20. Sitzung: Die formale und materiale Seite der Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums. — Lichtenheld: Die formale Bildung — eine Inhaltsbestimmung (Ref.). — Der subjective und objective Factor der Bildung nach Willmanns Didaktik II. §. 40 (Ref.).

21. Sitzung: Pestalozzi und sein formaler Standpunkt. — Deinhards Buch: Der Gymnasialunterricht nach den Forderungen des wissenschaftlichen Unterrichtes der jetzigen Zeit. — Die folgende Literatur über diese Frage. — Der formale Wert des Lateinunterrichtes (Ref.). — Der formale Wert des Mathematikunterrichtes (Ref.).

22. Sitzung: Felbiger und die Sagan'sche Methode. — Die [illegible] Momente im Unterrichtsverfahren nach Willmanns Didaktik II. §. 79.

23. Sitzung: Fortsetzung dieses Gegenstandes, insbesondere [illegible] auf das Lehrverfahren in der Grammatik; letzteres nach [illegible] „Praktischer Anleitung ...". — Die logischen Momente [illegible] und physikalischen Unterrichte. — Die Anlage [illegible]mentarbuches von R. Barth auf inductiver [illegible]

24. Sitzung: Die Anlage der im Sinne des erziehenden Unterrichtes verfassten geschichtlichen Lesebücher aus Homer, Herodot und Livius. — Discussion des Versuches, den griechischen Unterricht mit der Odysseelectüre zu beginnen. — Der inductive Grammatikunterricht nach dem lateinischen Elementarbuche von Herz für die Quarta und Untertertia der Gymnasien (Ref.) — Anlage unserer griechischen und lateinischen Elementarbücher. — Neuere Literatur.

25. Sitzung: „Schule und Haus“, Referat nach dem betreffenden Artikel in Schillers Prakt. Pädagogik. — „Das Verhältnis der Eltern zur Schule“ (Discussion im Anschlusse an Matthias' Prakt. Pädagogik).

26. Sitzung: Fortsetzung der Discussion zur Beantwortung der Frage: „Welche Mittel können den Verkehr der Eltern mit den Lehrern ihrer Kinder freundlicher gestalten?“

27. Sitzung: Der Gast Dr. Bergman, Oberlehrer aus Norköping, äußert sich auf Ersuchen des Directors über schwedische Schulverhältnisse, insbesondere über die sog. Elternabende, Notensetzung, Schulschluss und schulorganisatorische Fragen Schwedens.

28. Sitzung: Die schulhygienischen Bestrebungen in Österreich. — Discussion des schulhygienischen Min.-Erlasses vom 12. März 1895. — Schulhygienische Schriften. — Stellungnahme zu Kräpelins Schrift: „Unterricht und geistige Ermüdung“, sowie Richters Entgegnung im 45. Hefte der Lehrproben. — Reins Encyklopädisches Handbuch (23. und 24. Lieferung). Austriaheft des Vereines für deutsche Schulgeschichte. — Referat der Fachprofessoren über Inhalt und Wert der didaktischen Schlussarbeiten der Candidaten. —

Bezüglich der Fachbesprechungen (wöchentlich 1 Stunde) habe ich bereits früher bemerkt, dass ich nach den bisherigen Erfahrungen keine Ursache hatte, etwas an ihrer Einrichtung zu ändern. Die Gesammtconferenz, an der alle Fachprofessoren und Candidaten regelmäßig theilzunehmen hatten, stellte auch heuer wieder den natürlichen Mittelpunkt der ganzen Einrichtung dar; von da aus gehen radial die Bahnen für die fachmethodischen Arbeiten und Belehrungen, und umgekehrt concentrieren sich hier die Wirkungen aller dieser Einzelarbeiten: auf diese durch Centralisierung erreichte Einheitlichkeit der Arbeit ist eigentlich der ganze Erfolg gestellt.

Über die Verkürzung der Hospitierzeit ist oben gleichfalls berichtet worden; zur Ergänzung möchte ich hier nur anführen, dass wir heuer vollends darüber ins klare gekommen sind, dass sich ein Termin für die reinen Lehrbesuche im allgemeinen nicht fixieren lässt: bei einigen genügten heuer 14 Tage, andere warteten vier Wochen, bevor sie zu unterrichten begannen. Die Anstelligen, welche sich etwa auch schon durch Privatunterricht eine gewisse Unterrichtsübung erworben hatten,

wollten nicht mehr als zwei Wochen auf bloßes Sehen und Hören angewiesen sein; die ängstlichen Naturen hingegen konnten sich das Auf und Ab des Unterrichtes nicht lang genug ansehen und baten, wenn man sie zum ersten Versuche drängte, noch immer um Verzug und Aufschub.

Ebensowenig wie über die Lehrbesuche möchte ich diesmal über alle unsere heurigen Erfahrungen betreffs der Lehrversuche, Lehrauftritte und des selbständigen Unterrichtes der Candidaten berichten: im ganzen bewegten sich alle diese Übungen im gewohnten Geleise und unterschieden sich von den Übungen der früheren Jahre eben nur nach dem Anlasse und der Formgebung seitens des betreffenden Fachprofessors.

Als Themen für die didaktischen Schlussarbeiten hatten sich die Candidaten gewählt: 1. Die vitae des C. Nepos in der III. Classe des Gymnasiums innerhalb der Concentration. 2. Die ars poetica des Horatius vom Standpunkte der Concentration. 3. Des Tacitus Germania c. 1—27 im Lichte der Concentration und 4. Die logischen Elemente des formalen Bildungsgehaltes im Geschichtsunterrichte. Die Elaborate wurden von den Candidaten (die zwei Candidaten, welche erst im 2. Semester eingetreten waren, waren zur Abfassung von Schlussarbeiten nicht verhalten worden) Mitte Juni eingeliefert, hierauf von den Fachprofessoren durchgesehen und, mit einem Urtheile versehen, dem Director übergeben. In der Schlussconferenz wurde den Candidaten mitgetheilt, wie ihre einführenden Lehrer und der Director die Arbeiten befunden hatten.

Wie sehr wir berechtigt sind, auch unsere Institution nicht als einen bloßen Anbau an die Schule, sondern als einen Einbau, ein organisches Bestandstück derselben anzusehen, kann wohl daraus ersehen werden, dass diesmal beinahe der ganze Lehrkörper, die Religions-, Zeichen- und Turnlehrer nicht ausgenommen, bei der Einführungsarbeit thätig war. Da auf die Erhärtung der im Theoreticum entwickelten Unterrichtsforderungen durch die Praxis heuer womöglich ein noch größeres Gewicht gelegt wurde, als in den zwei vorangegangenen Jahren, und da die Candidaten andererseits selbst vielfach die Gelegenheit aufsuchen mussten, um aus den Beobachtungen während des Unterrichtes die nothwendigsten praktischen Voraussetzungen für das Verständnis der methodischen Belehrungen in die allgemeinen Sitzungen mitzubringen, haben die Lehrbesuche während des Jahres von selbst einen großen Umfang erreicht. Es wurden daher auch diejenigen Mitglieder des Lehrkörpers, denen Candidaten nicht zugetheilt waren, nicht unerheblich ins Interesse gezogen. Übrigens hat ja die Zahl der Candidaten selbst, sechs gegen vier und drei in den früheren Jahren, die Zahl der Lehrbesuche gesteigert. Bei dieser Gelegenheit möge noch einmal der Befürchtung gedacht werden, dass ein so häufiger Besuch fremder Personen in den Lehrzimmern [illegible]g des Unterrichtes störe. Ich kann nun allerdings

nicht verschweigen, dass die Probeauftritte, bei welchen einigemal im Schuljahre 8—10 Personen ins Lehrzimmer eintraten, auf die normale Verfassung des Unterrichtes dieser Classen, zumal im Anfange, einigermaßen alterierend wirkten. Die Schüler sind anfänglich doch in gewissem Maße befangen und geben sich in dieser Stunde nicht ganz so wie gewöhnlich — ein Umstand, der auch bei der Beurtheilung der Leistungen der auftretenden Probanden jedesmal mit berücksichtigt werden muss. Ich habe daher angeordnet, dass die zuhörenden Fachprofessoren und Candidaten h i n t e r den Schülern in den letzten zwei Bänken platznehmen. Wir haben aber auch erfahren, dass im Laufe des Schuljahres die Befangenheit der Schüler in einem solchen Falle nach und nach verschwand, wie sie sich denn überhaupt von Jahr zu Jahr immermehr an die Anwesenheit mehrerer Lehrpersonen im Schulzimmer zu gewöhnen scheinen und unsere Einrichtung offenbar als eine selbstverständliche Ergänzung des Schulorganismus ansehen. Dass der Fortgang des Unterrichtes in der Classe selbst durch die etwa alle vier Wochen einmal eintretende Lehrprobe keinerlei Einbuße erleiden kann, geht schon daraus hervor, dass die Lehrprobe nicht vom Zaune gebrochen ist, sondern stofflich dem laufenden Lehr- und Lernstoff angehört, und dass der betreffende Candidat in der Regel entweder schon früher den Unterricht in der Classe selbständig leitete oder doch zuvor unter Aufsicht seines einführenden Lehrers schon einige Stunden denselben Gegenstand in der Classe lehrte. Die wenigen Fälle, wo der Candidat in einer fremden Classe seine Probe abzugeben hat, kommen hier kaum in Betracht, und auch in diesem Falle wird die Unterrichtsstunde schon deshalb nicht zu den verlorenen gerechnet werden dürfen, weil der Candidat ohne vorheriges Hospitieren und ohne gründliche Präparation überhaupt an eine solche Aufgabe nicht herantreten darf. Es sind in diesem Falle sogar zwei Lehrer bei der Vorbereitung behilflich, der einführende und derjenige Lehrer, welcher den Gegenstand ständig in der Classe vertritt. Ein Beweis dafür, wie sich die Institution an der Anstalt eingelebt hat, mag vielleicht auch in dem Umstande erblickt werden, dass es im verflossenen Schuljahre möglich war, zwei Candidaten hintereinander mit dem selbständigen Unterrichte in der obersten Classe und einen von ihnen auch in der VII. Classe durch mehrere Wochen zu betrauen, ohne dass ein Rückgang in den Leistungen der Schüler oder gar ein Fall von Unbotmäßigkeit zu verzeichnen gewesen wäre.

Man wird es mir nicht verargen, dass ich zum Schlusse des Berichtes noch dieses Bedenken zu zerstreuen suchte, welches auch von Freunden unserer Einrichtung vorgebracht worden ist. Im ganzen scheint die Zahl derer, welche unserer Anstalt den übrigens gar nicht üblen Namen „Zuchtgymnasium“ verliehen und unsere Thätigkeit eine „Dressur“ nannten, eher im Abnehmen als Zunehmen begriffen zu sein. Es sind anfangs die abenteuerlichsten Gerüchte über unser Verfahren in den hiesigen Lehrerkreisen in Umlauf

gesetzt worden. Wie es so gewöhnlich geht, wurden sie gerade von denjenigen ausgesprengt, welche sich am allerwenigsten um die liebe Pädagogik bekümmern oder sie schon mit der Muttermilch eingesogen zu haben glauben; es gab auch einige unter ihnen, die aus lauter Angst, es möchte ihnen selbst einmal eine derartige Aufgabe zugemuthet werden, sich mit einer Dornhecke von Bedenken und Einwänden gegen die Einrichtung umzäunten, damit man ihnen ja nicht zu Leibe rücken könne. Einige andere Collegen fanden den Muth, zu uns zu kommen und uns offen und ehrlich zu sagen: Wir möchten die Dinge doch gern einmal in der Nähe ansehen; es wird draußen gar so Fabelhaftes über die Arbeiten, welche die Candidaten während des Probejahres zu verrichten haben, verbreitet. Wieder andere nahmen als Gäste an unseren Sitzungen theil, um aus reinem Interesse für die Sache unsere Discussionen anzuhören und Erfolg und Nichterfolg der Candidaten, wie er jeweilig in den Lehrversuchen hervorgetreten war, mitzubeobachten. Es waren dies meist Lehrer mit zum Theile langjähriger Schulerfahrung, die es nicht unter ihrer Würde fanden zu gestehen, sie hätten noch immer etwas zuzulernen und fänden unsere gemeinsame Arbeit anregend genug, um wiederzukommen. Und sie kamen wieder, und manche unserer Wiener Collegen haben fast den ganzen Cursus der Candidaten mitgemacht. Ihren Berichten nach außen hin und nicht minder denen unserer Lehramtscandidaten, die im folgenden Jahre in Wien und in der Provinz als Supplenten eine selbständige Lehraufgabe übernahmen, haben wir es wohl zu danken, dass mancher nun mit seiner Ansicht und seinem Urtheile über unsere Seminararbeit zurückhält, die er, ohne sie näher zu kennen, bemängelte und bekrittelte. Einer unserer Candidaten, die wir im letzten Jahre entlassen haben, und der nunmehr an einen ziemlich schwierigen Posten ins Lehramt gestellt ist, schreibt mir zum Neujahrsgruß wörtlich Folgendes: „Ich kann es mit größter Freude aussprechen, dass ich diesen Segen (er meint des erweiterten Probejahres) erst so recht empfunden habe, da ich in die selbstständige Praxis eintrat, und zwar mit jedem Tage und jeder Unterrichtsstunde mehr. Es gibt keine Frage der Erziehungswissenschaft, die mir nun ganz unbekannt wäre, und was immer hier in unseren Conferenzen erörtert wird, dazu habe ich bereits im Seminarjahre die wirksamsten Anregungen erfahren. Mein Unterricht ist eine lebendige Erinnerung an mein erstes wirklich fruchtbares Lehrjahr, und meine Wanderjahre sollen stets ein thatkräftiges Andenken an dasselbe sein und bleiben."

Ich freue mich dieser dankbaren Rückerinnerung unseres Candidaten umsomehr, als ich ihn nun mit einem gewissen Frohmuthe in seiner jetzigen Arbeit stehen sehe. Wir wollen es mit unserem Candidaten ja nur soweit bringen, dass er — um mit [illegible] u reden — „schon auf eine Reihe simpler Regeln der

[illegible] rage der pädagogischen Vorbildung für das höhere Lehr-[illegible] b. II. Abth. 1896, Heft 5, S. 209—224).

allgemeinen Didaktik und der besonderen seiner Lehrfächer aufmerksam gemacht worden ist und auf gewisse handwerksmäßige Kunstgriffe und Kniffe, die der kleinste Dorfschulmeister in seinem engen Bereiche anzuwenden versteht; dass er eine Summe elementarer pädagogischer Grundsätze kennen gelernt und namentlich einen starken und nachhaltigen Antrieb erhalten hat zu fortgesetzter Selbstbeobachtung und Selbstüberwachung, zum aufmerksamen und gelehrigen Anschauen guter Vorbilder und zu dem ernsten Streben, die im Anfange naturgemäß fehlende Sicherheit in der Anwendung der wohlverstandenen Regeln durch fleißige Präparation und bewusste Übung bald zu gewinnen und das mitgebrachte geringe pädagogische Wissen aus der Literatur durch eigenes Nachdenken, Suchen und Probieren zu ergänzen.“ Und das ist für ein Jahr, wenn auch alles rein Wissenschaftliche von philosophischer und pädagogischer Seite her weggelassen wird, keine kleine Aufgabe. Unter ein Jahr mit der Ausbildungszeit herabzugehen, ist sehr bedenklich, sosehr es den Anschein gewinnen könnte, als halte ich selbst es für möglich, da wir ja schon zweimal Candidaten nach einem halben Jahre aus der Probepraxis entließen. Ja, wir mussten sie eben entlassen, weil sie da und dort nothwendig gebraucht wurden, aber weder wir noch die Entlassenen selbst haben es als einen Vortheil angesehen, da uns doch sonst ein ganzes Schuljahr zu knapp wird, um das Wichtigste, was Richter, der Leiter des prakt.-pädagogischen Seminars an der Universität Leipzig, in so trefflicher Weise zusammengefasst hat, zu erledigen. Richters Zielsetzung ist auch die unsrige und, richtig verstanden, auch die des preußischen Gymnasialseminars; umso bedauerlicher ist es, wie so arge Missverständnisse zunächst zwischen Richter und Fries treten konnten, dass letzterer sich genöthigt sah, die Speere, welche Richter ins Preußische geworfen hatte, ins Sächsische zurückzuschleudern.[1] Wer will sich vermessen, wie die Dinge jetzt stehen, zu sagen, in seiner Form sei das Problem der Lehrerbildungsfrage vollständig gelöst: ich habe Fries an der Arbeit gesehen und Richter, beide als tüchtige Werkmeister kennen gelernt, jeden in seiner Art und mit Erfolg um die gute Sache bemüht, und trotzdem mache ich es selbst ganz weder wie Fries, noch wie Richter; denn unsere Institution des erweiterten Probejahres weicht doch in manchen wesentlichen Dingen von dem Statut des preußischen Gymnasialseminars wie von dem des Leipziger Universitätsseminars ab. Prof. F. Gebhard, der mit seiner Abhandlung „Zur Frage der Gymnasialseminare mit besonderer Beziehung auf das philologische Lehramt in Bayern“ (in den Blättern f. d. bayer. Gymnasien 1896, 7/8, S. 529—560) wie Richter gegen das preußische Seminar Stellung nimmt, hat über unsere Einrichtung mit der größten Anerkennung

---

[1] In der Abhandlung: »Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt« (Lehrproben und Lehrgänge, 49. Heft, S. 1—28).

gesprochen, ja sogar in meinem Vorgange eine fast völlige Lösung des Problems erblickt. Sosehr ich dem Herrn Collegen aus dem Nachbarlande, der übrigens eine Reihe weiterführender Gesichtspunkte in der Seminarfrage geltend gemacht hat, für die mir zutheil gewordene Anerkennung dankbar bin, muss ich doch gestehen, dass es, wie der heurige Bericht deutlich zeigt, noch recht viel Nachdenken kosten wird und wohl auch mancher Irrpfad wird betreten werden, bevor wir uns völlig zum Lichte durchschlagen. Einstweilen nehmen wir das Gute überall da, wo wir es finden — Grenzpfähle sollen uns nicht davon abhalten — und verarbeiten es nach unseren Bedingungen, immer die Aufmerksamkeit auf die jeweiligen Ergebnisse gerichtet, die uns am besten zeigen, nach welcher Richtung hin wir uns verbessern müssen. Rückwärts ist unser Blick auch auf die Universität gerichtet, die schließlich doch unser erster Helfer ist; denn je besser vorgebildete Candidaten bei uns ins Probejahr eintreten, desto leichter vollzieht sich unsere Einführungsarbeit und desto sicherer können wir auf Erfolge rechnen. Ich meine aber damit nicht bloß, dass die wissenschaftliche Ausbildung der Candidaten an der Universität, soweit sie deren besonderes Fach betrifft, sondern namentlich auch die philosophische und pädagogische Schulung soweit vollzogen sein soll, dass wir auf dieser Grundlage einfach ins Praktische hinein weiterbauen und weiterüben können. Glücklicherweise haben wir noch immer diesen Rückhalt an der Universität gefunden, und es ist bei uns wohl ziemlich lange her, dass die Universitäten diese Art von Bildungsarbeit als außerhalb ihrer Aufgabe liegend gänzlich von sich abgewiesen haben, wenn auch noch hie und da der Fall eintreten mag, wie ihn Schrader für Deutschland beklagt, dass Philosophen mit mehr Neigung als Beruf und Ausrüstung die Pädagogik in den Kreis ihrer Vorlesungen gezogen haben.

Da ich mich in der Anzeige des Fries'schen Buches „Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt" (in dieser Zeitschr., 7. Heft, 1896) und in der über G. Richters Abhandlung „Zur Frage der Gymnasialseminare" (a. a. O. 5. Heft, 1896) seit meinem zweiten Seminarberichte noch weiters über unsere Einrichtung und ihr Verhältnis zu den analogen Einrichtungen im Auslande ausgesprochen habe, darf ich mit diesem Referate die Reihe der Seminarberichte überhaupt abschließen, die nicht den Zweck hatten, „Reclame für unser Geschäft zu machen", sondern Verständnis und Interesse für eine Einrichtung auch in weiteren Collegenkreisen wachzurufen, denen „ein Seminar im Zustand des still im Verborgenen blühenden Veilchens" gewiss noch mehr Anlass zu Verdächtigungen und Angriffen geboten hätte.

Wien. J. Loos.

L. Campbell über Platons Sprachgebrauch im Sophistes und Politicus.

(Schluss.)

| Es erübrigt noch die Frage, ob in denjenigen Dialogen, welche einen eigenartigen Wortschatz enthalten, die Eigenthümlichkeiten von derselben Art sind. Diese Frage kann theilweise durch einen Blick auf die oben gegebenen Wörterverzeichnisse beantwortet werden, wenn man in jeder Kategorie diejenigen Wörter zählt, die im Sophistes oder Politicus einerseits und im Timaeus, Critias oder den Gesetzen andererseits, aber in keinem andern Dialoge vorkommen. Die Fälle des Zusammentreffens, die im ersten Abschnitte angemerkt wurden, werden besonders schlagend erscheinen. Man wird desgleichen ersehen, dass das Zusammentreffen mit Philebus wenn auch nicht häufig, so doch charakteristisch ist, hauptsächlich unter *β*. Man beachte vor allem *γένος*, *γένεσις*, *πῆξις*, *σῶμα*, *ὕλη*. In dieser Hinsicht könnte die Prüfung ins unbestimmte ausgedehnt werden, wenn man Wörter aufführte, welche letzteren Dialogen eignen, aber in ihrer Art jenen gleichen, die den ersteren eigenthümlich sind,[1]) und Wörter beibrächte, die mit gesteigerter Frequenz in beiden Arten von Dialogen vorkommen, obgleich sie ihnen nicht eigenthümlich sind.[2]) Es mag den Gelehrten überlassen werden, diese Analogien für sich selbst zu prüfen. Aber um diesen 'begleitenden Veränderungen' zwingende Kraft zu geben, ist es nothwendig, die negative Seite der Frage vorzuführen. Es ist gezeigt worden, dass Sophistes und Politicus einerseits und Timaeus, Critias und die Gesetze andererseits gewisse Eigenthümlichkeiten der Diction enthalten, und ferner, dass diese Eigenthümlichkeiten in gewissem Grade dieselben oder ähnliche sind. Es muss nun ferner geprüft werden, ob noch irgendwelche andere Dialoge in gleicher Weise mit Sophistes und Politicus die Eigenthümlichkeiten des Timaeus, des Critias und der Gesetze theilen. Wenn man in Betracht zieht, was ich technische Ausdrücke zu nennen versucht habe, so ist die Antwort klar: es gibt keinen Dialog, der gleich den fünfen die verschiedenen Elemente der oben erwähnten Diction in sich vereinigte. An poetischen und rhetorischen Wörtern kann der Phaedrus kaum übertroffen werden; aber die Zahl der Wörter, welche nur im Phaedrus, Timaeus, Critias und den Gesetzen begegnen, ist ver-

p. XXXII

---

[1]) Solche sind: *ἄβιος*, Legg. (*δ*.); *ἀβίαστος*, Tim. (*δ*.); *ἀβούλητος*, Legg. (*α*.); *ἀγενές*, Tim. (*α*.); *ἀγέννητος*, Tim. (*α*.): *ἁγνεύω*, *ἁγνεία*, Legg. (*γ*.); *ἀγχιστεία*, Legg. (*δ*.); *ἀγώνισμα*, Legg. (*δ*.); *ἀδιερεύνητος*, Tim. (*ε*.); *ἀειφυγία*, Legg. (*ε*.); *ἆθλημα*, Legg. (*δ*.); *ἀθλῶ*, Tim. Legg. (*δ*.); *ἀθύρω*, Legg. (*δ*.); *ἄθυτος*, Legg. (*δ*.).

[2]) Solche sind: *φράζω*, *περιέχω*, *περιλαμβάνω*, *μετρητικός*, *ἀπεργάζομαι*, *μέτοχος*, *προαιρεῖσθαι*, *ἐμφανίζω*, *φῦλον*, *φαντάζεσθαι*, *ἀπόφασις*, *ῥηθέν*, *πρόσρημα*, das indefinite *πότερος*.

hältnismäßig geringer als die Zahl derjenigen, welche nur in Sophistes, Politicus, Timaeus, Critias und den Gesetzen vorkommen, und beträchtlich geringer als die Zahl derjenigen, welche auf Politicus, Timaeus, Critias und die Gesetze beschränkt sind, obgleich sie um ein geringes diejenige übersteigt, welche nur im | p. XXXIII Sophistes, Timaeus, Critias und den Gesetzen sich findet. Aber wenn man den Phaedrus als Ausnahme behandelt, gibt es keinen Dialog, der gleich den unseren sich der Sprache der letzteren Dialoge näherte, was man aus der Zahl der Wörter (im Verhältnis zur Seitenzahl) beurtheilen kann, welche die in Rede stehenden Dialoge mit Timaeus, Critias oder den Gesetzen und mit keinem anderen Dialoge theilen. Der Sophist, welcher weder naturphilosophischen noch ethischen, sondern logischen Inhaltes ist und aus diesem Grunde von vornherein nicht überflüssig viel Abwechslung in den Wörtern enthalten kann, steht, wenn man ihn nach dieser Richtung hin prüft, dem Timaeus, Critias und den Gesetzen näher als die Republik, welche Überfluss an eigenartigen Wörtern hat, vom Verfasser mit dem Timaeus vereinigt und dem Hauptgegenstande nach mit den Gesetzen enge verwandt ist, während das Verhältnis des Politicus zum Gorgias 5 : 1 und zum Menon ungefähr 10 : 1 ist. Folgende Tabelle weist annähernd die numerischen Verhältnisse der verschiedenen Dialoge auf entsprechend der Zahl derjenigen Wörter, welche jedem einzelnen Dialoge nur mit Timaeus, Critias und den Gesetzen gemein sind.

Polit. $1\,^3/_{11}$	Phaedo $^7/_{10}$	Gorg. $^1/_4$
Soph. + Polit. $1\,^2/_9$ [1]	Symp. $^{11}/_{17}$	Euthyd. $^1/_5$
	Phileb. $^5/_8$	Criton [2] $^1/_6$
Phaedr. $1\,^1/_6$	Ion $^3/_5$	Parm. Hipp. Min. $^1/_7$
Soph. $1\,^1/_{53}$	Theaet. $^2/_5$	Men. $^2/_{15}$
Rep. $^5/_6$	Prot. Lach. Lys. $^1/_3$	Alc. I. $^1/_8$
Menex. $^4/_5$	Crat. Apol. Euthyphr.	Charmid. $^1/_{12}$

Die Stellung des Parmenides [3] in dieser Liste, sowie die des Phaedrus erklärt sich theilweise durch außergewöhnliche Umstände.

§. 8. Was die Grammatik, den Satzbau und den Rhythmus anlangt, so zeigen unsere Dialoge dieselben verwandtschaftlichen Züge, welche wir bei Prüfung ihres Vocabelschatzes und ihres allgemeinen Stilcharakters fanden. Während sie im allgemeinen eine gewisse Ähnlichkeit mit Platons übrigen Schriften haben, kommen sie dem Philebus, Timaeus, Critias und den Gesetzen am nächsten.

---

[1]) Als ein zusammenhängender Dialog betrachtet. Behufs Bestätigung dieser Behauptung siehe Arts Lexicon Platonicum.

[2]) [Das Original enthält hier infolge eines Druckversehens Critias.]

[3]) [Über diesen Dialog handelt Campbell neuestens in dem Aufsatze 'On the Place of the *Parmenides* in the chronological order of the Platonic Dialogues' in The Classical Review 1896, April, S. 129—136. Vgl. W. W. Waddel, ebd. Juli, S. 287—291.]

1. Rücksichtlich der Grammatik wird vorstehende Bemerkung durch zahlreiche Parallelstellen gerechtfertigt erscheinen, welche in den Noten vorliegender Ausgabe gesammelt sind. Von den folgenden Eigenthümlichkeiten mögen einige ihresgleichen in anderen Dialogen, etliche sich bei anderen Schriftstellern finden; aber fasst man sie zusammen, so sieht man, dass sie für die genannte Gruppe höchst charakteristisch sind.

| I. Der ionische Dativus plur. der 2. Declination auf *σι* begegnet zweimal im Politicus: p. 262ª *διπλασίοισι* (die Hss. mit einer Ausnahme *-οισῇ*); p. 304ᵉ *ἑπομένοισιν*. Einige Beispiele dieser Form ließen sich jedoch aus dem Timaeus und den Gesetzen beibringen. Sonst kommt sie bei Platon nicht vor. p. XXXIV

II. Perfecta mit der Bedeutung des Präsens (vielleicht im Sinne eines Frequentativums): *ἐσπούδακα* Soph. p. 216ᵇ, 251ᶜ, 259ᶜ; *κέχρημαι*, ib. p. 223ᵉ; *τεθαύμακα*, ib. p. 251ᶜ. Cf. *τετεύτακα* Rep. 7, p. 521ᵉ, Tim. p. 90ᵇ. Der sog. gnomische Aorist und das passive Perfect mit medialer Bedeutung sind zu gewöhnlich, um hier besonders erwähnt zu werden.

III. Das Particip mit dem Hilfszeitwort wird an Stelle irgendeiner anderen Verbalform gebraucht: Soph. p. 217ᶜ *ἀπαρνηθεὶς γένῃ*; ibd. p. 229ᵈ *ἐστὶν ἔχον*; ibd. p. 235ª *ἔχων τυγχάνει*; ibd. p. 244ᶜ *λόγον οὐκ ἂν ἔχον (ἐστίν)*; ibd. p. 245ᶜ *γενέσθαι — ὄν*; ibd. d. *εἰληφὸς φανεῖται*; ibd. p. 260ᵈ *ἔξαρνον γεγονέναι*. Polit. p. 257ª *ἀκηκοότες εἶναι*; ibd. p. 268ᶜ *λέγοντες — τυγχάνοιμεν*; ibd. p. 306ᵇ *ἔστον ἔχοντε.*[1])

IV. Der innere Accusativ des Activs wird zum Subject des passiven Ausdruckes. Diese Erweiterung einer allgemein verbreiteten Ausdrucksweise begegnet zuweilen in der Tragödie, z. B. Sophocles Trach. 169 f. *τοιαῦτ᾽ ἔφραζε πρὸς θεῶν εἱμαρμένα τῶν Ἡρακλείων ἐκτελευτᾶσθαι πόνων* (= *τὸν Ἡρακλῆ τελευτᾶν τοὺς πόνους τοιαῦτα*, inn. Accus.). Im Sophistes, wo vielfach complicierte Processe zu besprechen sind, findet sich diese Ausdrucksweise oft passend angewendet; z. B. p. 221ª *τὸ τῆς — πληγῆς — ἀνασπώμενον* 'der Streich, der durch Aufwärtsschnellen ausgeführt wird'; cf. Polit. p. 271ª *τὸ ἐξ ἀλλήλων — γεννώμενον*. Infolge einer anderen Erweiterung desselben Sprachgebrauches bezeichnet das Verbalnomen auf *-μα* oft nicht das Ergebnis einer Handlung, sondern die Handlung oder den Process selbst; so *δήλωμα* Soph. p. 262ª; *γέννημα* ibd. p. 266ᵉ; *μίμημα* Polit. p. 274ª; und wie ich glauben möchte, *σπέρμα* ibd. p. 272ᵉ. Der Fall mit *θρέμμα* ibd. p. 289ᵇ ist noch eigenthümlicher. Hier ist ein Übergang von der Handlung zu den Mitteln geschaffen, mit welchen die Handlung ausgeführt wird, wie dies oft bei den englischen Verbalsubstantiven auf *-ing* der Fall ist, z. B. furnishings, trappings, dressing etc.

---

[1]) Umschreibungen sind jedenfalls häufiger, z. B. *τέλος ἔχειν*.

V. Wenigstens ein Beispiel des Infinitivs für den
begegnet im Sophistes, nämlich p. 262ᵉ *σύ μοι φράζ*

p. XXXV VI. und eines für den Imperativ in der Frage | Po
μὴ ἐξέστω δή —; Cf. Aeschin. III 21 *ὅτι ἠρξάμην*
δημήσω;

VII. Partitive Genetive sind häufig; z. B. Soph. p
κτητικῆς. Polit. p. 281ᵉ *τῶν αἰτιῶν.* Cf. Phileb. p
ξύμπασα αὐτῆς αὐλητική.

VIII. Attraction des Adverbs findet sich Polit. p.
= *ἐντεῦθεν, οὗ;* Attr. des Verbs Soph. p. 263ᵈ *ὡς*
γίγνεσθαι = γίγνεται, ὡς ἔοικεν. Cf. Phileb. p. 61

IX. Bezüglich der Apposition merke man a) die V
von Singular und Plural *ἓν πάντα,* häufig in unseren
und im Philebus. Polit. p. 306ᵈᵉ *τάχος καὶ σφοδρότ*
ὀξύτητα — αὐτό. b) die Verbindung von Femininum und
Soph. p. 228ᵈ *τὸ μὲν πονηρία καλούμενον.* c) die Ve
von Masculinum und Femininum oder Neutrum (Concre
Abstractum): Polit. p. 259ᵈ *πολιτικὴν καὶ πολιτικὸν κ*
λικὴν καὶ βασιλικὸν — ἓν πάντα ταῦτα. d) das appo
Verhältnis eines Satzes I. zu einem anderen: Polit. p. 257
— ποιητέον· οὐκ ἀποστατέοι. II. zu einem Demonst
häufig erscheint hier *τὸ δέ* oder *τὸ δέ γε.* Soph. p.
δὲ τούτου γίγνηται πᾶν τοὐναντίον. Polit. p. 263ᵈ *τ*
— τάχ' ἂν — διονομάζοι. Ibd. p. 308ᵉ *ταὐτὸν δή μο*
ἡ βασιλικὴ φαίνεται κτλ. III. zu einem Relativum: Soph.
ὅπερ ᾖρου, κτλ. Ibd. p. 236ᵈ *ὃ δὲ καὶ τότ' ἠμφεγνόου*

X. Der Gebrauch des neutralen Artikels mit dem G
um den abstracten Begriff eines Dinges auszudrücken, ist
im Politicus und in den Gesetzen häufig. Polit. p. 263ᵉ
ἀποπλανήσεως. Ibd. p. 274ᵈ *τὸ τοῦ μύθου.*

XI. Die Ellipse kommt häufig im Sophistes vor. a)
p. 225ᵉ *τῷ δὲ λόγους πρὸς λόγους (γιγνομένῳ).* Ibd. p.
μήτ' ἐφαίνοντο (ὀρθῶς ἀντιλέγειν). Ibd. p. 235ᵇ *δέδ*
τοίνυν (δεῖν). Ibd. p. 238ᶜ *μὴ ὂν δέ (ἐπειδὰν λέγω*
Ibd. p. 248ᵉ *τὸ δέ (ἂν φαῖεν).* Polit. p. 276ᶜ *τί μήν (ἔδει*
ἐλέγομεν (δεῖν). Ibd. p. 301ᵇ *προσποιῆσαι δὲ ὡς ὁ ἐπιστ*
(ἄρχειν). | b) Ellipse von *τὸ μέν* bei folgendem *τὸ δέ:*
p. 221ᵉ *νευστικοῦ μέρους, τὸ δὲ πεζοῦ.* Ibd. p. 267ᵇ
... *τὸ δὲ μεθείσθω.* Polit. p. 291ᵉ *τυραννίδι, τ*
... Phileb. p. 36ᵉ *ψευδεῖς, αἱ δ' ἀληθεῖς — ἡδ*
... p. 66ᶜ *ἐπιστήμας, ταῖς δ' αἰσθήσεσιν*
... *ις* mit corr. Σ zu schreiben. In den Ges
... Ellipse häufig vor. c) Ellipse der Apodosis
... *ὸς μέν.* Polit. p. 311ᵇ *τὸ δ' ἐν τ*
... *ντως ἴσχει.* Cf. Rep. p. 455ᵉ; Sy
Pl...
Vgl. ... Apol. p. 18ᵈ. Cf. Hom. Il. 22, 1

V. Wenigstens ein Beispiel des Infinitivs für den Imperativ begegnet im Sophistes, nämlich p. 262e *σύ μοι φράζειν,*

p. XXXV VI. und eines für den Imperativ in der Frage | Polit. p. 295e *μὴ ἐξέστω δή —;* Cf. Aeschin. III 21 *ὅτι ἠρξάμην μὴ ἀποδημήσω;*

VII. Partitive Genetive sind häufig; z. B. Soph. p. 265a *τῆς κτητικῆς.* Polit. p. 281e *τῶν αἰτιῶν.* Cf. Phileb. p. 56a *καὶ ξύμπασα αὐτῆς αὐλητική.*

VIII. Attraction des Adverbs findet sich Polit. p. 263c *ὅθεν = ἐντεῦθεν, οὗ;* Attr. des Verbs Soph. p. 263d *ὡς ἔοικε — γίγνεσθαι = γίγνεται, ὡς ἔοικεν.* Cf. Phileb. p. 61e.

IX. Bezüglich der Apposition merke man a) die Verbindung von Singular und Plural *ἓν πάντα,* häufig in unseren Dialogen und im Philebus. Polit. p. 306de *τάχος καὶ σφοδρότητα καὶ ὀξύτητα — αὐτό.* b) die Verbindung von Femininum und Neutrum: Soph. p. 228d *τὸ μὲν πονηρία καλούμενον.* c) die Verbindung von Masculinum und Femininum oder Neutrum (Concretum und Abstractum): Polit. p. 259d *πολιτικὴν καὶ πολιτικὸν καὶ βασιλικὴν καὶ βασιλικὸν — ἓν πάντα ταῦτα.* d) das appositionelle Verhältnis eines Satzes I. zu einem anderen: Polit. p. 257d *ταῦτα — ποιητέον· οὐκ ἀποστατέοι.* II. zu einem Demonstrativum: häufig erscheint hier *τὸ δέ* oder *τὸ δέ γε.* Soph. p. 244a *τὸ δὲ τούτου γίγνηται πᾶν τοὐναντίον.* Polit. p. 263d *τὸ δέ γε — τάχ' ἂν — διονομάζοι.* Ibd. p. 308e *ταὐτὸν δή μοι τοῦθ' ἡ βασιλικὴ φαίνεται κτλ.* III. zu einem Relativum: Soph. p. 227c *ὅπερ ἤρου, κτλ.* Ibd. p. 236d *ὃ δὲ καὶ τότ' ἠμφεγνόουν, κτλ.*

X. Der Gebrauch des neutralen Artikels mit dem Genetiv, um den abstracten Begriff eines Dinges auszudrücken, ist speciell im Politicus und in den Gesetzen häufig. Polit. p. 263e *τὸ τῆς ἀποπλανήσεως.* Ibd. p. 274d *τὸ τοῦ μύθου.*

XI. Die Ellipse kommt häufig im Sophistes vor. a) Soph. p. 225a *τῷ δὲ λόγους πρὸς λόγους (γιγνομένῳ).* Ibd. p. 233b *μήτ' ἐφαίνοντο (ὀρθῶς ἀντιλέγειν).* Ibd. p. 235b *δέδεικται τοίνυν (δεῖν).* Ibd. p. 238c *μὴ ὂν δέ (ἐπειδὰν λέγωμεν).* Ibd. p. 248e *τὸ δέ (ἂν φαῖεν).* Polit. p. 276e *τί μήν (ἔδει); — ἐλέγομεν (δεῖν).* Ibd. p. 301b *προσποιῆσαι δὲ ὡς ὁ ἐπιστήμων* p. XXXVI *(ἄρχειν).* | b) Ellipse von *τὸ μέν* bei folgendem *τὸ δέ:* Soph. p. 221e *νευστικοῦ μέρους, τὸ δὲ πεζοῦ.* Ibd. p. 267b *νενεμήσθω, τὸ δὲ μεθείσθω.* Polit. p. 291e *τυραννίδι, τὸ δὲ βασιλικῇ.* Cf. Phileb. p. 36e *ψευδεῖς, αἱ δ' ἀληθεῖς — ἡδοναί.* Darnach ist Phileb. p. 66c *ἐπιστήμας, ταῖς δ' αἰσθήσεσιν* wahrscheinlich *ἐπιστήμαις* mit corr. Σ zu schreiben. In den Gesetzen kommt diese Art Ellipse häufig vor. c) Ellipse der Apodosis nach *μέν:* Soph. p. 240b *ἐοικὸς μέν.* Polit. p. 311b *τὸ δ' ἐν ταῖς πράξεσιν τὸ μὲν διαφερόντως ἴσχει.* Cf. Rep. p. 455e; Symp. p. 207d; Theaet. p. 191c; Apol. p. 18d. Cf. Hom. Il. 22, 157.

XII. Der Pleonasmus besteht a) in schlechthin entbehrlichen Worten: pleonastisch erscheint *δεῖν* Soph. p. 221ᵃ *ὅπερ προὐθέμεθα δεῖν ἐξευρεῖν.* Wiederholung von *αὐτός* Polit. p. 268ᵃ (cf. das Fragm. des Aeschylus in der Rep. 2, p. 383ᵇ), von *εἶναι* ibd. 300ᶜ *εἰς δύναμιν εἶναι. Μᾶλλον* beim Comparativ ibd. p. 288ᵇᶜ *μᾶλλον — ὀρθότερον.* b) Pleonastischer oder verdeutlichender Gebrauch des Particips: Soph. p. 225ᵃ *ὄνομα λέγειν — τιθεμένους.* Ibd. p. 229ᵉ *ᾧ χρῶνται, τὰ μὲν χαλεπαίνοντες, τὰ δὲ μαλθακωτέρως παραμυθούμενοι.* Ibd. p. 234ᶜ *εἴδωλα λεγόμενα.* Ibd. p. 240ᵃ *ἑνὶ προσειπεῖν ὀνόματι φθεγξάμενος.* Ibd. p. 243ᵇ *φθέγξηται λέγων.* Ibd. p. 252ᵇ *διαιροῦσιν — διαιρούμενοι.* Polit. p. 274ᵉ *ἡμάρτομεν ἀποφηνάμενοι.* Ibd. p. 280ᵉ *τέλεον λελεγμένον.* Cf. Legg. 9, p. 879ᵈ *εἴτε πάλαι ἐνοικοῦντος, εἴτε νεήλυδος ἀφιγμένου.* (NB. Es ist eine starke Neigung zum Gebrauch von Participial-Constructionen im allgemeinen vorhanden.) c) Dieselbe Vorliebe für Deutlichkeit zeigt sich in der reinen oder modificierten Wiederholung eines verbalen Begriffes, der bereits ausdrücklich oder implicite gegeben ist. Dabei ergibt sich häufig Rückkehr von einer abhängigen Construction zu einer loseren, so vom Particip zum Infinitiv, vom Infinitiv zum Conjunctiv, vom Infinitiv oder Conjunctiv zum Indicativ. Soph. p. 216ᵉ *τότε δὲ σοφισταί, τότε δὲ δόξαν παράσχοιντ' ἄν.* Ibd. p. 225ᶜ *ἀμφισβητεῖται μέν, ἀτέχνως δὲ — περὶ αὐτὸ πράττεται.* Ibd. p. 243ᵃ *χαλεπόν, καὶ πλημμελὲς ἐπιτιμᾶν.* Ibd. p. 246ᵈ *ποιεῖν — ποιῶμεν.* Ibd. p. 248ᶜ *λέγουσιν ὅτι — μέν — δὲ — φασίν.* Polit. p. 263ᵈ | *προσείποι.* Ibd. p. 293ᵉ p. XXXVII *μεμιμῆσθαι.* Ibd. p. 299ᵈ *θεασαίμεθα.* Ibd. p. 302ᶜ *ἔφαμεν.* Cf. Symp. p. 177ᶜ; Apol. p. 19ᵉ.

XIII. Die Construction *πρὸς τὸ σημαινόμενον.* Der Gedanke wird bisweilen fortgeführt, wie wenn ein gewisses Wort im Zusammenhange ausdrücklich gesetzt wäre. Soph. p. 219ᵃ *ἄτεχνον, ἄλλην δὲ δύναμιν ἔχον.* Ibd. p. 249ᵈ *τῷ — φιλοσόφῳ καὶ ταῦτα μάλιστα τιμῶντι.* Cf. Legg. 7, p. 810ᵃ *φιλομαθοῦντι μηδὲ μισοῦντι.*

XIV. Freie Constructionen. Absoluter Nominativ Soph. p. 247ᶜ *πᾶν ὃ μὴ δυνατοὶ — εἰσίν, ὡς ἄρα τοῦτο —.* Polit. p. 303ᶜ *τοῦτο μὲν ἀτεχνῶς ὥσπερ δρᾶμα κτλ.* Genetiv mit *περί* Soph. p. 258ᵉ *περὶ ἐναντίου τινὸς — χαίρειν λέγομεν.* Dat. Polit. p. 295ᵉ *τῷ δὲ τὰ δίκαια — κτλ.* Acc. Polit. p. 295ᵈ *πᾶν τὸ τοιοῦτον ξυμβαῖνον — γέλως ἂν ὁ μέγιστος γίγνοιτο τῶν τοιούτων νομοθετημάτων.* Ibd. p. 282ᵉ *τὸ μὲν ἀτράκτῳ — ὅσα δέ γε αὖ —.* Ibd. p. 283ᵃ *τό γε τῆς ὑφαντικῆς μέρος —.* Ibd. p. 306ᶜ *Ὀξύτητα καὶ τάχος —.* Mit *παρά* ibd. p. 300ᵇ *παρὰ γὰρ οἶμαι τοὺς νόμους —.*

XV. Die Construction sowie auch die Ausdrucksweise wird oft in nachfolgenden Sätzen verändert. Soph. p. 248ᵇ *γενέσει — πρὸς οὐσίαν.* Ibd. p. 244ᵈ *ἢ μηδενὸς — εἰ δέ τινος.* Ibd. p. 245ᵉ *τε — καὶ μὴν — γε.*

XVI. Die Behandlung der invertierten Wortstellung gehört eher in die Lehre vom Satzbau als in die Grammatik. Aber es dürfte hier am Platze sein, auf die Häufigkeit des Hyperbatons aufmerksam zu machen, speciell im Gebrauch der Partikeln, z. B. Soph. p. 263[c] *ἔφαμεν — που.* Ibd.[d] *μέντοι.* Ibd. p. 264[a] *ὅταν — αὖ.*

Mehrere dieser Ausdrucksweisen, so das abundierende Particip, der Gebrauch des Hilfsverbs und die Erweiterung des Gebrauches des inneren Accusativs, um nicht zu erwähnen den ionischen Dativus plur. und die eigenartigen Äußerungen der Attraction, gehören auch der Sprache der Tragiker an, und wir brauchen darnach durchaus nicht überrascht zu sein von folgenden Wendungen, die direct der Sprache der Tragiker entlehnt sind: Soph. p. 238[a] *μήπω μέγ' εἴπῃς.* Ibd. p. 235[a] *νῦν ἡμέτερον ἔργον ἤδη τὸν θῆρα μηκέτ' ἀνεῖναι.* Ibd. p. 229[e] *ἀρχαιοπρεπές τι πάτριον.* Ibd. p. 235[d] *οὐ μή ποτε ἐκφυγὸν ἐπεύξηται.* Hieher gehören auch prägnante Constructionen wie Polit. p. 271[a] *ἄδηλον — διεφθείρετο.* Cf. Legg. p. 926[b] *μαινόμενα κηδεύματα.*

p. XXXVIII | 2. Es mag mit Rücksicht auf den Satzbau in unseren Dialogen im allgemeinen bemerkt werden, dass er mit mehr Fleiß behandelt ist, aber auch mehr von der Regel abweicht als dies in der Mehrzahl der platonischen Gespräche der Fall ist. Die Sätze haben weniger von der freien Bewegung der Umgangssprache, und besonders im Politicus sind sie oft weitschweifiger und complicierter. Während das Ohr des Lesers mit einem eigenartigen, prächtigen Rhythmus erfüllt wird, wird seine Aufmerksamkeit durch eine kunstvolle oder poetische Wortstellung angeregt. Diese Züge treten in den vorliegenden Dialogen klar zutage. Man kann sie aber auch im Philebus und in einigen Partien des Phaedrus verfolgen, und sie sind geradezu charakteristisch für die Gesetze.

Man beachte beispielsweise die abgezirkelte und abgemessene Förmlichkeit folgender Repliken: Soph. p. 217[a] *τί δὲ μάλιστα καὶ τὸ ποῖον περὶ αὐτῶν διαπορηθεὶς ἐρέσθαι διενοήθης;* — p. 224[c] *καὶ τί τις ἂν ἄλλο εἰπὼν οὐκ ἂν πλημμελοίη πλὴν τὸ νῦν ζητούμενον αὐτὸ εἶναι τὸ σοφιστικὸν γένος;* — p. 226[b] *τὸ ποῖον περὶ αὐτῶν βουληθεὶς δηλῶσαι, παραδείγματα προθεὶς ταῦτα κατὰ πάντων ἤρου;* — p. 234[b] *οὐδαμῶς· πάμπολυ γὰρ εἴρηκας εἶδος εἰς ἓν πάντα συλλαβὼν καὶ σχεδὸν ποικιλώτατον.* — Polit. p. 262[e] *ποῖον οὖν δὴ φράζεις διαιρουμένους ἡμᾶς οὐκ ὀρθῶς ἄρτι δρᾶν;* — p. 270[b] *φαίνεταί γ' οὖν δὴ καὶ μάλα εἰκότως εἰρῆσθαι πάντα ὅσα διελήλυθας.* — p. 277[a] *καὶ κινδυνεύει γ', ὦ ξένε, τελέως ἂν ἡμῖν οὕτως ἔχειν ἡ περὶ τὸν πολιτικὸν ἀπόδειξις.* — p. 284[e] *καὶ μέγα γ' ἑκάτερον τμῆμα εἶπες, καὶ πολὺ διαφέρον ἀλλήλοιν.* Vgl. hiemit Phil. p. 29[d] *τίς γὰρ ἀποκρινόμενος ἄλλως ὑγιαίνων ἄν ποτε φανείη;* — p. 32[d] *Ὀρθότατα λέγεις, ὅτι ταύτῃ πῃ δεῖ διαπορευθῆναι τὸ νῦν μεταδιωκόμενον.* — p. 47[c] *Πάντα, ὦ Σώκρατες, τὰ συμ-*

βαίνοντα πρὸς τῶν πολλῶν ἀνθρώπων εἰς δόξαν διεπέρανας. Tim. p. 29[d] *Ἄριστα, ὦ Τίμαιε, παντάπασί τε ὡς κελεύεις ἀποδεκτέον· τὸ μὲν οὖν προοίμιόν σου θαυμασίως ἀπεδεξάμεθά σου, τὸν δὲ δὴ λόγον ἡμῖν ἐφεξῆς πέραινε.* Legg. I p. 627[e] *Καὶ μάλα ἄτοπον, ὦ ξένε, τὸ νῦν λεγόμενον, ὅμως δ' ὁμολογεῖν οὕτως ἀναγκαιότατον.* — p. 628[c] *Οὕτω πᾶς ἂν ἐθέλοι πρότερον ἢ κείνως περὶ τὴν αὑτοῦ γίγνεσθαι πόλιν.* — p. 639[c] *παντάπασί τινα πονηρὸν λέγεις, καὶ οὐδαμῶς ἀνδρῶν ἄρχοντα, ἀλλά τινων σφόδρα γυναικῶν.*

| In diesen und zahllosen anderen Stellen ist das Vorhandensein eines gemeinsamen Typus leicht zu erkennen. Dieselbe ängstliche Genauigkeit lässt sich an der Deutlichkeit beobachten, mit der häufig eine Frage gestellt wird. So Soph. p. 218[c]; p. 230[b, c, d]; p. 248[d, e]; p. 265[c]; Polit. p. 262[c, d, e]; p. 293[a, b]; vgl. Phileb. p. 12[c, d]; 15[b, c]; p. 18[b, c, d]; Legg. p. 637. p. XXXIX

Beispiele von Weitschweifigkeit, von complicierten Structuren, Fälle von Unebenheit, wie wir sie im Phaedrus, im Gorgias oder in der Republik nicht finden, mehr eine Folge von Breite denn Fülle, werden sich bald genug demjenigen, der unsere Dialoge studiert, bemerklich machen. Indes nehme man folgende Stellen als Belege: Soph. p. 230[c, d]; Polit. p. 288[d], p. 293[b], p. 298[c, d], p. 309[b]. Vgl. Phil. p. 17[d, e]; Legg. p. 716[b], p. 740[d], p. 779[d]. Solche Abweichungen von der Regel sind besonders im Politicus und in den Gesetzen häufig.

In Bezug auf Rhythmus und Wortstellung halten diese Dialoge zusammen mit dem Philebus die Mitte zwischen dem Phaedrus (zu welchem hier noch der Theaetet und die Republik hinzugefügt werden mögen) einerseits und dem Timaeus, Critias und den Gesetzen andererseits.

Jeder Leser Platons kennt den poetischen Tonfall, welchen dieser gelegentlich an besonders sorgfältig gearbeiteten Stellen anbringt, nicht ohne ein Lächeln über sein eigenes Pathos. Besonders in seinen Mythen spricht er, um seine Worte zu gebrauchen, 'mit tragischem Pathos, wie wenn er Kindern recht eindringlich eine Geschichte erzählen wollte'. (Rep. 8, p, 545[e] *εὐχώμεθα ταῖς Μούσαις εἰπεῖν ἡμῖν „Ὅπ(π)ως δὴ πρῶτον στάσις ἔμπεσε“, καὶ φῶμεν αὐτὰς τραγικῶς, ὡς πρὸς παῖδας ἡμᾶς παιζούσας καὶ ἐρεσχηλούσας, ὡς δὴ σπουδῇ λεγούσας ὑψηλολογουμένας λέγειν*;) Beispiele finden sich ohneweiters im Protagoras, Symposion, Theaetet (p. 172—177) und am Schlusse der Republik (wo besonders die Rede der Lachesis zu beachten ist). Es erhellt aus dem Phaedrus, dass solche Harmonien nicht unbewusst erfolgten. Der Socrates dieses Dialoges ist überrascht, sich in einem so ungewöhnlich erhabenen Stile sprechen zu hören. Sobald die Begeisterung zu höherem rhetorischen Schwung über ihn kommt, ruft er: 'Ich spreche fast in Dithyramben', und späterhin, wo er mit einem Verse im epischem Maße hervortritt, äußert er sich hierüber,

wie wenn sich seine Begeisterung noch vermehrt hätte. Die ironische Schüchternheit, womit er zuerst von seiner plötzlich erworbenen Geistesgabe Gebrauch macht, entschwindet, indem er fortfährt, und in seiner zweiten längeren Rede, in der Palinodie vergisst er p. XL offenbar den Scherz. Beide Reden sind abgesehen | von einigen ironisch-poetischen Wendungen wie *ξύμ μοι λαβέσθε τοῦ μύθου, — πάριτε δή, θρέμματα γενναῖα, καλλίπαιδά τε Φαῖδρον πείθετε* voll von sententiöser Feierlichkeit und reicher Musik, wozu die Wahl und Anordnung der Worte bedeutend beiträgt. Einzelne Stellen mögen im Folgenden theilweise die Sache beleuchten: p. 246[d] *ὁ μὲν δὴ μέγας ἡγεμὼν ἐν οὐρανῷ Ζεύς, ἐλαύνων πτηνὸν ἅρμα, πρῶτος πορεύεται*; p. 247[a] *τῶν δ' ἄλλων ὅσοι ἐν τῷ τῶν δώδεκα ἀριθμῷ τεταγμένοι θεοὶ ἄρχοντες*; ibd.[b] *ἄκραν ὑπὸ τὴν ὑπουράνιον ἀψῖδα πορεύονται πρὸς ἄναντες ἤδη*; ibd. *βρίθει γὰρ ἡ τῆς κάκης ἵππος μετέχων*; ibd. p. 248[b] *πολλαὶ μὲν χωλεύονται, πολλοὶ δὲ πολλὰ πτερὰ θραύονται, πᾶσαι δὲ πολὺν ἔχουσαι πόνον ἀτελεῖς τῆς τοῦ ὄντος θέας ἀπέρχονται,* wo noch die Alliteration zur Wirkung beiträgt.

In dieser Weise halb und halb humoristisch angebracht, scheint die Musik der Sprache wachsenden Zauber für Platon gehabt zu haben, und sie klingt in seinen spätesten Werken ohne Beschränkung fort. Im Timaeus und den Gesetzen kommt derlei tragischer und dithyrambischer Wohlklang nicht mehr bloß gelegentlich, sondern beständig vor, und der Sprecher verhüllt nun dabei nicht mehr mit socratischer Ironie sein Antlitz. Da zeigt sich eine wachsende Vorliebe für das Gleichgewicht der Satzfügung und die Fülle des Ausdruckes. Der Rhythmus ist indessen zwar sorgfältiger behandelt, aber weniger mannigfaltig und nicht sosehr von Leben und Bewegung durchdrungen. Im Folgenden sind die nächstbesten Beispiele herausgegriffen.

Tim. p. 41[e] *δέοι δὲ σπαρείσας αὐτὰς εἰς τὰ προσήκοντα ἑκάσταις ἕκαστα ὄργανα χρόνου φῦναι ζῴων τὸ θεοσεβέστατον.* Ibd. p. 47[b] *τἆλλα, ὅσα ἐλάττω, τί ἂν ὑμνοῖμεν; ὧν ὁ μὴ φιλόσοφος τυφλωθεὶς ὀδῡρŏμĕνŏς ἂν θρῆνοῖ μἄτῆν.* Legg. 1, p. 644[b] *δεῖ δὴ τὴν παιδείαν μηδαμοῦ ἀτιμάζειν, ὡς πρῶτον τῶν καλλίστων τοῖς ἀρίστοις ἀνδράσι παραγιγνόμενον.* Ibd. 2, p. 653[d] *θεοὶ δὲ οἰκτείραντες τὸ τῶν ἀνθρώπων ἐπίπονον πεφυκὸς γένος.* Ibd. p. 654[e] *μάταιος ὁ μετὰ ταῦθ' ἡμῖν περὶ παιδείας ὀρθῆς εἴθ' Ἑλληνικῆς εἴτε βαρβαρικῆς λόγος ἂν εἴη.* Ibd. p. 661[b] *τὸ δὴ τέλος ἁπάσης μακαριότητος εἶναι τὸ ταῦτα κεκτημένον ἀθάνατον εἶναι γενόμενον ὅ τι τάχιστα.* Ibd. 3, p. 677[e] *μυρίαν μέν τινα φοβερὰν ἐρημίαν, γῆς δὲ ἀφθόνου πλῆθος πάμπολυ, ζῴων δὲ τῶν ἄλλων ἐρρόντων βουκόλι' ἄττα, καὶ εἴ τί που αἰγῶν περιλειφθὲν γένος.* Ibd. 7, p. 824[a] *ἡ διὰ τῶν διαπαύματα πόνων ἔχουσα.* Ibd. 8, p. 831[e] *τοῦ φαγεῖν παντοδαπὰ καὶ πιεῖν ὡσαύτως καὶ ἀφροδισίων πᾶσαν*

πάντως παρασχεῖν πλησμονήν. Ibd. p. 842[e] *ἀναγκαῖον νομοθετοῦντά ἐστι τρέπεσθαι,* Ibd. 4, p. 716[a, b]; 9, p. 854[a]; p. 878[b]; 11, p. 919[a, b].

| Wenn wir jetzt zum Philebus, Sophistes und Politicus zurückkehren, werden wir einen Rhythmus finden, der weniger schwülstig und monoton ist als in den Gesetzen, weniger frei und mannigfaltig als im Phaedrus, aber im wesentlichen beiden ähnlich. Wenn die rhythmischen Klänge im Phaedrus dithyrambische Regellosigkeit zeigen, so sind die in den Gesetzen eher rhetorisch als poetisch und ließen sich am passendsten mit der geläuterten Mäßigung und ruhigen Hoheit der attischen Tragödie vergleichen. Soweit derartige Erscheinungen sich auf Regeln zurückführen lassen, sind der Momente, durch die hiebei die Wirkung gesichert wird, vornehmlich zwei: 1) Um das Ermüdende einer ausgedehnten Periode zu mildern, werden die Worte sorgfältig ins Gleichgewicht gebracht, wobei dem Nomen ein Adjectiv, dem Verb ein Particip, dem Subject ein Object gegenübertritt und betonte und unbetonte Worte miteinander wechseln. 2) Um die Bewegung der Periode zu beschleunigen oder zu verzögern, wird die Abfolge von langen und kurzen Silben entsprechend geregelt. (Dass wir hiemit keinem müßigen Einfall Raum geben, kann man aus der Wiedereinführung des ionischen Dat. plur. auf *σι* ersehen.) Bisweilen sind kurze Silben wie in chorischen Metren gehäuft; noch öfter wird eine Periode mit einem iambischen oder einem dochmischen Hemistich geschlossen, indem in beiden Fällen regelmäßig ein zweisilbiges Wort den Schluss bildet, das oft vom unmittelbaren Zusammenhange getrennt ist. Aber neben diesen Kunstmitteln, deren sich der Schriftsteller nicht bewusst wird, gibt es etwas, was nur für das Ohr fühlbar ist. Einige wenige Beispiele aus vielen heraus sind alles, was hier angeführt werden kann. p. XLI

Soph. p. 218[d] *εἰ μή σύ ποθεν εὐπετεστέραν ἔχεις εἰπεῖν ἄλλην ὁδόν.* p. 234[d] *καὶ πάντα πάντῃ ἀνατετράφθαι τὰ ἐν τοῖς λόγοις φαντάσματα ὑπὸ τῶν ἐν ταῖς πράξεσιν ἔργων παραγενομένων.* p. 242[a] *ἢ τὸ παράπαν ἐατέον, εἰ τοῦτό τις εἴργει δρᾶν ὄκνος.* p. 259[d] *οὔτι τις ἔλεγχος οὗτος ἀληθινός, ἄρτι τε τῶν ὄντων τινὸς ἐφαπτομένου δῆλος νεογενὴς ὤν.*

Polit. p. 261[e] *πλουσιώτερος εἰς τὸ γῆρας ἀναφανήσει φρονήσεως.* Ibd. *τὴν δὲ ἀγελαιοτροφικὴν ἆρ᾽ ἐννοεῖς πῇ τις δίδυμον ἀποφήνας τὸ ζητούμενον ἐν διπλασίοισι τανῦν ἐν τοῖς ἡμίσεσιν εἰς τότε ποιήσει ζητεῖσθαι.* p. 268[b] *οὐκ ἄλλος κρείττων παραμυθεῖσθαι καὶ κηλῶν πραΰνειν μετά τε ὀργάνων καὶ ψιλῷ τῷ στόματι τὴν τῆς αὑτοῦ ποίμνης ἄριστα μεταχειριζόμενος μουσικήν.* p. 269[d] *τοῖς πάντων θειοτάτοις προσήκει μόνοις.* p. 270[a] *τότε δ᾽ ὅταν ἀνεθῇ, δι᾽ ἑαυτοῦ αὐτὸν ἰέναι, κατὰ καιρὸν ἀφεθέντα τοιοῦτον, ὥστε ἀνάπαλιν πορεύεσθαι πολλὰς περιόδων μυριάδας διὰ τὸ μέγιστον ὂν καὶ ἰσορροπώτατον ἐπὶ μεγίστου βαῖνον ποδὸς ἰέναι.* p. 273[d] *διὸ* |

p. XLII *δὴ τότ' ἤδη θεὸς ὁ κοσμήσας αὐτόν, καθορῶν ἐν ἀπορίαις ὄντα, κηδόμενος ἵνα μὴ χειμασθεὶς εἰς τὸν τῆς ὁμοιότητος ἄπειρον ὄντα τόπον δύῃ, πάλιν ἔφεδρος αὐτοῦ τῶν πηδαλίων γιγνόμενος, τὰ νοσήσαντα καὶ λυθέντα ἐν τῇ καθ' ἑαυτὸν προτέρᾳ περιόδῳ στρέψας, κοσμεῖ τε καὶ ἐπανορθῶν ἀθάνατον αὐτὸν καὶ ἀγήρων ἀπεργάζεται.* (Das ist so ziemlich in der Manier des Timaeus und der Gesetze.) p. 301d *ἐπεὶ γενόμενόν γ' ἂν οἷον λέγομεν ἀγαπᾶσθαί τε ἂν καὶ οἰκεῖν διακυβερνῶντα εὐδαιμόνως ὀρθὴν ἀκριβῶς μόνον πολιτείαν.* p. 309c *θείαν ἐν δαιμονίῳ γίγνεσθαι γένει.*

Das Folgende ist eine Auswahl aus zahlreichen gleichartigen Beispielen des Philebus: p. 18d *τοῦτον τὸν δεσμὸν αὖ λογισάμενος ὡς ὄντα ἕνα καὶ πάντα ταῦτα ἕν πως ποιοῦντα, μίαν ἐπ' αὐτοῖς ὡς οὖσαν γραμματικὴν τέχνην ἐφθέγξατο προσειπών.* p. 45d *τὸ δὲ τῶν ἀφρόνων τε καὶ ὑβριστῶν μέχρι μανίας ἡ σφόδρα ἡδονὴ κατέχουσα περιβοήτους ἀπεργάζεται.* p. 46b *σύμμικτον τοῦτό γ' ἆρ' ὦ Σώκρατες, ἔοικε γίγνεσθαί τι κακόν* (offenbar eine Annäherung an den Bau eines iambischen Verses: *σύμμικτον ἆρ' ἔοικε γίγνεσθαι κακόν* [1])).

Wie immer man über eine Sache denken mag, welche sosehr wie der Rhythmus von individuellen Eindrücken abhängt, das kann nicht fraglich sein, dass die Verschiebung von Worten aus ihrer natürlichen Abfolge, sei es nun um des Tonfalles oder der Emphase willen (was gelegentlich im Theaetet, Appendix A, p. 218 [2]) bemerkt wurde), in unseren Dialogen häufiger wird. Man sehe z. B. das Hyperbaton von *νῦν* p. 218b nebst zwei anderen Stellen des Sophistes [p. 221c; 231b]; außerdem Polit. p. 268e (*πολλὰ — ἔτη*), p. 276c (*ἐπιμέλεια — καὶ — τέχνη*), p. 280d (*ὅσαι δὲ περὶ τὰς κλοπὰς καὶ τὰς βίᾳ πράξεις διακωλυτικὰ ἔργα παρέχονται τέχναι φραγμάτων* [3])).

An mehr als einer Stelle ist derlei die Hauptschwierigkeit für die Erklärer gewesen. Auch wird man nicht leugnen, dass dasselbe Sympton wohlberechneter und kunstvoller Wortstellung mit zunehmender Häufigkeit in den Gesetzen wieder erscheint.

* * *

---

[1]) Cf. Politicus p. 300a *τοῦ κακοῦ τοῦ πρόσθεν μεῖζον ἔτι τοῦτο γίγνοιτο κακόν,* wodurch man auf den Vers geführt wird: *τοῦ πρόσθε μεῖζον τοῦτο γίγνεται κακόν.*

[2]) [Campbell bezieht sich hiemit auf seine Ausgabe des Theaetet, Oxford 1861. 2. Aufl. 1883. Bemerkenswert ist, dass Campbell in der Einleitung zur letzteren an Stelle des oben p. XXVII zu Soph. 226b proponierten *διακινῶ : δίνω* vorschlägt.]

[3]) Soph. p. 253c *διὰ πάντων εἰ* (für *εἰ διὰ πάντων*). Ibd.e *ἰδεῖν μὲν χαλεπὸν ἐναργῶς καὶ τοῦτον.* Polit. p. 260c *τῆς ἐπιτακτικῆς ὡς ὄντα αὐτὸν τέχνης.* Ibd. p. 270c *τοῖς ἐντὸς ἡμῖν οἰκοῦσιν αὐτοῦ.*

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Tacitus' historische Schriften in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Andreas Weidner. I. Theil: Text. Mit 5 Karten und 26 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. XVIII u. 282 SS.

Wer die jetzt zur Mode gewordenen Auswahl-Ausgaben griechischer und römischer Classiker, mit denen allzeit bereite Buchhandlungen den Büchermarkt überschwemmen, verfolgt, der wird sich gewisser Besorgnisse nicht entschlagen können, wohin wir denn mit diesen Ausgaben noch kommen werden. Ich will hier nicht die Gründe wiederholen, welche gegen solche für die Schule zugestutzte Ausgaben von berufenen Schulmännern überhaupt erhoben worden sind. Sind sie so hergestellt, dass durch die vorgenommenen Kürzungen die Einheitlichkeit eines Schriftwerkes nicht gestört wird und der Schüler, wenn es nicht ganz gelesen werden kann, es doch als Ganzes würdigen lernt, so mag man mit solchen Ausgaben einverstanden sein, obwohl jede Auswahl subjectiv ist und der einzelne Lehrer sie für seine Classe ebenso gut oder vielmehr besser machen kann, da er am richtigsten das Maß der seinen Schülern zuzumuthenden Leistungen zu beurtheilen imstande ist. Die vorliegende Auswahl aber geht noch einen bedenklichen Schritt weiter, indem sie sich über den ursprünglichen Zusammenhang eines Schriftwerkes gänzlich hinwegsetzt und aus verschiedenen Büchern desselben Werkes oder verschiedener Werke mehr oder minder abgeschlossene Partien unter einem gewissen Gesichtspunkt vereinigt. Mit Ausnahme der Germania nämlich und des ersten Buches der Annalen, das nahezu vollständig geboten wird, sehen wir das übrige aus dem Zusammenhange gerissen und in zerstückter Form an verschiedenen Orten untergebracht. Gar nicht berücksichtigt wurde der Dialogus, den Weidner für unecht erklärt, und der Agricola, obwohl W. im Vorwort zur Ausgabe für Deutsch-

land (S. VI) erklärt „mit dem Agricola hat die Lectüre des Tacitus anzufangen und zu enden". Eine so zugestutzte und verstümmelte Tacitus-Ausgabe betrachten wir als eine Versündigung an dem Schriftsteller und an den Interessen der Schule.

Weidner bildet vier größere Abschnitte: I. Germania; II. Römer und Germanen, enthaltend: 1. Ann. II 44—46. 62—63. 88, 2. III 40—47, 3. IV 72—74, 4. XI 16—21, 5. XII 27—30, 6. XIII 53—57, 7. Hist. IV 12—37. 54—79. 85—86. V 14—26; III. P. Taciti Annales (Ann. I 1—72. II 5—26. 41—43, 53—55, 69—83, III 1—7. IV 1—9, 37—42, 57—59. IV 34—35. XVI 21—35. XIV 60—65. 38—45); IV. P. Taciti Historiae (I 1—50. III 1—37). Eigenthümlich sind die Bezeichnungen für die letzten drei Abschnitte; denn unter II. finden wir doch sechs Nummern aus den Annales, darunter den Aufstand des Florus und Sacrovir in G a l l i e n, und eine aus den Historiae, und unter III. wieder die Feldzüge des Germanicus in Deutschland. Auch einzelne Nummern tragen sonderbare Überschriften: II 4 Kriegslust des Corbulo, 6 Canalbauten; III 4 Überfall der Marsen, 5 Germanicus' Triumph und Tod, 8 Senecas Sturz und Tod; IV 1 Galbas Ermordung durch Otho. Wenn W. das Schwergewicht auf die 'germanischen' Partien legt, so lässt sich gegen diesen Standpunkt nichts einwenden, und es bleibt dem Lehrer, welcher die Lectüre des Historikers bloß nach dieser Richtung verfolgt, noch ein Spielraum zu einer engeren Auswahl. Dagegen ist das, was außerdem noch aufgenommen ist, durchaus nicht hinreichend, um die Lectüre erfolgreich betreiben zu können. Weder lässt sich darnach das psychologische Problem des Tiberius befriedigend lösen, noch kann der Charakter und die Herrscherthätigkeit Neros, von Claudius ganz zu schweigen, richtig gewürdigt werden. Wir finden es auch unbillig, dass die weiteren Lebensschicksale der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, denen der Schüler gewiss ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, ihm vorenthalten werden. Gerade solche Partien wird man passend der Privatlectüre zuweisen können, auf welche aber in dem Buche gar keine Rücksicht genommen ist. Auch die veränderten gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse jener Zeit erhalten nur eine kümmerliche Beleuchtung. Wer ferner des Tacitus' Welt- und Lebensanschauung näher kennen lernen wollte, wird sich auf ganz vereinzelte, dürftige Äußerungen beschränkt sehen. Aus den Historien wird gewiss mancher Lehrer den Excurs über die Juden vermissen. Kurz, von einer Auswahl der Schriften des Tacitus kann man wohl mit Recht verlangen, dass sie allen bei der Lectüre in Betracht kommenden Gesichtspunkten ausreichend Rechnung trage und dass auch die Privatlectüre zu dem ihr gebürenden Theile komme. In dieser Hinsicht hätte W. aus den in den österreichischen 'Instructionen' gegebenen Winken manche Belehrung schöpfen können. Wir finden es aber überhaupt sonderbar, dass eine einheimische Buchhandlung einen auswärtigen Schulmann, der in unsere Unterrichts-

bedürfnisse zu wenig eingeweiht ist, mit der Herausgabe eines für österreichische Anstalten bestimmten Buches betraut. [1])

Die Eintheilung des Buches ist die übliche: Auf eine Einleitung folgt der mit Überschriften der einzelnen Abschnitte und mit Randbemerkungen versehene Text; den Schluss bildet ein Verzeichnis der Eigennamen, sowie mehrere Karten und Pläne.

In der Einleitung beleuchtet der Herausgeber zunächst Tacitus als Menschen und Schriftsteller, streift kurz dessen sprachliche Darstellung, bespricht sodann das Leben und die Werke desselben und schließt mit einer Würdigung seiner historischen Glaubwürdigkeit. Auffällig ist, dass die Quellen, die Tacitus für seine Geschichtswerke benützt hat, gar nicht erwähnt werden. Nach S. XV könnte man meinen, der Historiker habe seine Kenntnisse über Germanien, als er in den Jahren 90—94 am Niederrhein oder in der Provinz Belgica beschäftigt war (?), bloß aus mündlichen Berichten von Galliern und Germanen gewonnen. Den Dialogus erklärt W. für unecht und zwar wegen der schroffen Verschiedenheit des Urtheils, die in dieser Schrift und in den Historien über bekannte geschichtliche Personen bemerkbar sei. Neu ist die Annahme (S. XIV), es sei in der bekannten Angabe des Kirchenvaters Hieronymus über die Bücherzahl der beiden Geschichtswerke des Tacitus (vitas Caesarum XXX voluminibus exaravit) ein X oder wenigstens V weggefallen, so dass die Historien 24 oder doch 19 Bücher umfasst haben müssten. Es sei nämlich undenkbar, dass der Verf. einer Zeitgeschichte, der die Ereignisse von kaum zwei Jahren (69/70) in fünf Büchern behandelt habe, die Geschichte der Jahre 71—96 so gedrängt darstellte, wie es in den Annalen II—VI geschehen sei, die die Jahre 16—37 umfassen. W. vergisst, dass verschiedene Zeiten nicht mit dem gleichen Maßstabe gemessen werden dürfen.

Der Text, auf dessen Herstellung W. die größte Mühe verwendet zu haben versichert, schließt sich an die vierte Ausgabe Halms an, doch glaubte der Herausgeber im Interesse einer größeren Verständlichkeit für die Schüler an zahlreichen Stellen davon abweichen zu müssen. Die wichtigeren Fälle sind in der Ausgabe für Deutschland verzeichnet. Einer Besprechung aller dieser Änderungen, die zum größten Theile unnöthig, theilweise ungerechtfertigt oder unrichtig sind, glaube ich nach der Beurtheilung, die Weidners Verfahren durch Andresen (im Jahresberichte über Tacitus) erfahren hat, überhoben zu sein. Ich will hier nur ein paar Fälle herausgreifen, welche zeigen, wie willkürlich W. sich über den Taciteischen Sprachgebrauch hinwegsetzt. Dahin gehört die Verdrängung der activen Form von partio durch die passive: Ann.

---

[1]) Treffliche Bemerkungen über die Auswahl aus den ersten sechs Büchern der Annalen bietet jetzt A. Strobl im Programm des deutschen Obergymnasiums der Kleinseite in Prag 1896.

XII 30 regnum V. et S. inter se part*iti fu*ere st. partiere, von Verba simplicia durch composita: A. II 42 *e*versa Caesarum subole st. versa, IV 3 *a*ssumitur in conscientiam Eudemus st. sumitur, von substantivierten Adjectiven: A II 24 *gurgite* vasto et profundo st. ita vasto et p., die Einschiebung des ut im verkürzten Comparativsatz: A. I 50 *ut* inter temulentos, des in beim ablat. loci: Hist. III 19 coloniam in plano sitam st. plano, der Copula esse: Hist. IV 74 nihil separatum clausumve est. laudatorum.. st. clausumve. et laudatorum.. u. a. Welche Nöthigung vorliegt, das A. I 23 überlieferte incendebat (incendebat haec fletu) in intendebat und II 82 incendit (hos vulgi sermones audita mors adeo incendit) in intendit zu ändern, ist mir nicht klar; beide Verba haben doch die Bedeutung augere. Vgl. A. I 69 accendebat haec onerabatque Seianus. Auch proferebant: Hist. III 37 ceteri — suum dolorem proferebant (W. praeferebant) ist ganz am Platze; vgl. A. II 12 cum spem aut metum proferrent. Desgleichen hätte formidulosus c. gen. (= furchtsam vor jemand) A. I 62 nicht beanstandet werden sollen; W. schreibt: sive exercitum.. tardatum ad proelia et formidulosiorem hostium *vim* credebat. Eine solche Verwischung des sprachlichen Charakters eines Schriftwerkes darf sich auch eine Schulausgabe nicht erlauben. Tacitus ist kein Nepos!

Wie die Fassung des Textes ein Maßhalten vermissen lässt, so gehen auch die ihn begleitenden Randnoten nicht selten über das Maß des auf einer vorgeschrittenen Unterrichtsstufe Zulässigen hinaus. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich mit der in demselben Verlage erschienenen Schulausgabe des Tacitus von A. Th. Christ, die überhaupt die Weidner'sche Leistung weit hinter sich lässt. Zu A. I 56 bemerkt W.: Zwei Armeen. Überfall der Chatten. Zerstörung von Mattium. Diversion Caecinas, Christ: Zerstörung von Mattium; zu A. II 87 jener: Klagen und Kritteleien in Rom. Spontane Trauer. Hoffnung und Schmerz der Enttäuschung, dieser: Trauer in Rom; zu A. I 9 f. jener: Urtheile der Eitlen (plerisque vana mirantibus!), der Verständigen, der Missgünstigen, dieser: Günstige und ungünstige Urtheile über seine Regierung usw. Man sehe noch W. zu A. XV 63 und 64, 38 bis 43, II 69, an welch letzterer Stelle die Note geradezu eine störende Länge hat. Wir finden eine so umständliche Darlegung des Inhaltes, wie sie W. selbst bei kurzen, leicht übersehbaren Abschnitten darbietet, um so entbehrlicher, als die für den Inhalt und Gedankenfortschritt in Betracht kommenden Worte meist ohnedies schon durch den Sperrdruck ersichtlich gemacht werden. Gegen dieses Hilfsmittel einer leichteren Übersicht lässt sich vom pädagogisch-didaktischen Standpunkte nichts einwenden, insofern davon ein verständiger Gebrauch gemacht wird. Der Herausgeber hat aber innerhalb eines Abschnittes so viele, zum Theil ganz geringfügige Details durch Sperrdruck hervorgehoben, dass es oft geradezu unmöglich ist, aus dem bunten Chaos ein übersehbares, klares Bild zu ge-

winnen. Wir sehen aber darin auch zugleich eine schwere Versündigung gegen die Anforderungen der Schulgesundheitslehre. Man vgl. S. 83 ff., 160 f., 182—195, 209 ff., 212!

Weidner beschränkt sich aber nicht auf Stichwörter und Sätze, die den Inhalt markieren, auch Wort- und Sacherklärungen sind in buntem Gemische rechts und links am Rande verstreut, so dass man öfter den Eindruck gewinnt, als habe man das Buch eines Schülers vor sich, der die beim Unterricht gemachten Bemerkungen statt in ein Sammelheft, gleich in sein Handexemplar einträgt. Wir treffen also am äußeren Rande geographische und topographische Erklärungen S. 19, 20, 21, 111, 129, nähere Bezeichnungen von Persönlichkeiten S. 35, 116, 156, von Legionen S. 111, von Schriftwerken S. 37, am Innenrande Angaben der Zeit, in welche die vorgeführten Ereignisse fallen nach Tag, Monat, Jahr S. 31, 36 (sechs!), 83, 84 (acht!), 90 (sieben!), 176, 189, 193, 206, 226 u. ö., der Anzahl der Consulate S. 89, Verweise auf Stellen aus dem Autor selbst S. 31, 40, 41, 136, 149, 171, aus anderen Schriftstellern, wie Horaz S. 157, Juvenal (!) S. 174, römisches Datum wird durch das unsere wiedergegeben S. 176, 189, 193 u. dgl. S. 90 wird dem Schüler nicht klar, auf welche von den drei genannten Personen (Varrones, Egnatios, Jullos) die zwei Zeitangaben 23. 19 zu beziehen sind. Das meiste von diesen Randnoten gehört in den Commentar oder in das Verzeichnis der Eigennamen, einiges davon hat überhaupt ein Abiturient zu wissen.

Die sprachliche Fassung der Randnoten ist in vielen Fällen zu wenig bezeichnend und auch unklar, wie S. 40 Weigerung und Gewalt der Römer, 50 Mangel und Furcht, 61 Unternehmungen, 74 Abfall und Gefahr von Cöln, 91 Ärger über Asinius Gallus, 114 Zwei Armeen, 118 Bestattung der Reste, 128 Stimmung und Stolz der Soldaten, 129 Reden (?) des Arminius, 133 Germanicus' Rettung und Hilfe, 134 Des Kaisers Einsicht, 154 Ermüdung des Kaisers, 164 Überraschung Galbas usw.

Das V e r z e i c h n i s d e r E i g e n n a m e n darf durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen. So fehlen unter anderen die Namen Afranius, Commagene, Judaea, Colophon, Cous, Fundani montes, Hiberi, Lugudunum, Lycia, Nola, Palatium, Pamphylia, Parthi, Saturni aedes, Vespasianus. Dafür wieder kommt ein und dieselbe Person zweimal vor, einmal unter Agrippa Paconius, dann unter Paconius Agrippa. Dort stirbt derselbe maiestatis reus, hier wird er von Tiberius wegen seiner petulantia linguae getödtet, dort wird er von den Stoikern, hier von den Philosophen als Mann fester Gesinnung gerühmt. Vgl. Nipperdey zu An. XVI 28 und III 67.

In der Anführung der Eigennamen herrscht regellose Willkür. Bald finden wir den vollen römischen Namen und zwar entweder in der gewöhnlichen Reihenfolge, wie P. Cornelius Scipio, oder mit Voranstellung des Cognomen, wie Cinna, L. Cornelius, bald das

Nomen gentile mit Praenomen, bald das Praenomen und Cognomen, bald letzteres allein. Hiedurch wird das Aufsuchen eines Namens unnöthig erschwert. Auch der Fettdruck hätte im Interesse einer leichteren Orientierung bloß beim Schlagwort angewendet werden sollen. Die Artikel Julius, Seianus, Seneca, Soranus u. a. wird der Schüler schwerlich unter Antonius, Aelius, Annaeus, Barea aufsuchen. Hier waren also Verweise sehr am Platze. Diese werden zwar öfter gegeben, aber ohne dass man einen Gewinn davon hätte. So wird unter Pompeius Collega auf Collega verwiesen, aber das Wort findet sich gar nicht im Verzeichnisse. Unter Magnus heißt es: M., Bruder des Piso, s. Calpurnius. Dort liest man: C., Adlerträger im germanischen Heere I 44, während doch Cn. Calpurnius Piso in Betracht kommt. Zu Piso wird bemerkt: s. Licinianus. Daselbst werden wir wieder auf Calpurnius gewiesen. Nach diesem Licinianus Piso also wird der Schüler in dem Verzeichnisse vergeblich Jagd machen, er müsste denn zufällig auf den Artikel M. Crassus Licinianus Frugi stoßen. Den Namen werden in der Regel auch die Fundorte beigefügt, doch fehlen sie zu Cremutius Cordus, Curtius Atticus, Gabinum saxum, Magnus, Messala Corvinus. Auch die Quantitätsbezeichnungen hätten ausgiebiger angebracht werden sollen, so bei Eudoses, Manimi, Nuitones, Senones u. a. Falsch ist Arsacīdae.

Die gegebenen Erklärungen scheinen mir nicht immer ausreichend zu sein. So sollte Nero S. 267 genauer als ältester Sohn des Germanicus und der Agrippina, Segestes wenigstens als Vater der Thusnelda bezeichnet werden wegen des S. 239 gebrachten Bildnisses dieser (?), die Ausdehnung der provincia Asia und des Teutoburgiensis saltus angegeben werden. Dagegen begegnen uns wieder ab und zu Notizen von recht zweifelhaftem Werte. Abgesehen von unnützen Verweisungen auf Autoren, die dem Schüler nicht zur Hand sind, wie unter Cilicia auf Juvenal, unter Vedius auf Seneca, erfahren wir unter Gabinum saxum, dass die Steinbrüche von Gabii auch Strabo erwähne, unter Cremutius, dass dessen Tochter Marcia eine neue Ausgabe seines Werkes besorgt habe, in der vieles Anstößige entfernt worden sei, unter Epponina, dass Plutarch ihren zweiten Sohn in Delphi kennen gelernt habe! Einen Beleg, wie flüchtig W. einzelne Bemerkungen aus Nipperdeys Commentar herübergenommen hat, bietet der Artikel Celenderis: C., heißt es, jetzt Kilindria oder Gülnar, lag im Gebiete des Königs Archelaus. Diese Worte Nipperdeys zu A. II 80 genügen hier nicht; W. hätte noch dessen Anmerkung zu c. 78 heranziehen sollen, dann würde die Erklärung so gelautet haben: C., ein Castell in Cilicien, dessen westliche Hälfte (Cilicia Trachea) damals dem jüngeren Archelaus von Kappadocien gehörte. Über Archelaus aber findet der Schüler im Verzeichnis keine Auskunft.

Der sprachliche Ausdruck weist auch hier einige Flüchtigkeiten auf: M. Furius Bibaculus ist ein Jambendichter wie Horaz,

Vannius Suebenkönig im Jahre 18, Verania Gattin des Piso im Jahre 69, die Boii sind eine keltische Völkerschaft in Böhmen, dann in den Alpenländern, der Circus maximus, auf dem täglich Jahrmarkt stattfand, befand sich zwischen dem Aventin einerseits und dem Palatinus und Cälius auf der andern Seite.

Von anderen Kleinigkeiten, die bei einer Schulausgabe wohl zu beachten sind, sei noch auf die Orthographie hingewiesen, die nicht immer consequent durchgeführt ist. So lesen wir S. 191 in demselben Capitel exilii und exsilio, S. 39 Ampsivarii, 63 Treviri, 75 Lugudunum, auf den Karten dagegen Amsivarii, Treveri, Lugdunum, S. 96 Laybach, im Verzeichnisse unter Nauportus: Laibach. Auch die Schreibung Republikaner S. 245 und Kult S. 265 stimmt mit unserer Orthographie nicht überein.

Was die dem Buche einverleibten Bildnisse betrifft, so sind einige von ihnen, wie der vexillarius S. 228, Arminius (?) und Thusnelda (?) S. 238 und 239, Claudius S. 247, Germanicus S. 257 so unansehnlich oder übel gelungen, dass sie besser weggeblieben wären. Vor allem aber gilt dies von dem Titelblatte 'Germanisches Gehöft'. Ein derartiges Phantasiebild, auf dem man alles und nichts sieht, mag wohl in Büchern für Volks- und Bürgerschulen, wie wir es z. B. in 'Bilder aus der Geschichte für Mädchenschulen, I. Theil, für die 1. Classe herausgegeben von Th. Tupetz, Wien, Tempsky 1893' finden, am Platze sein, für die Octava eines Gymnasiums erachte ich es als zu kindisch.

Der Druck ist sorgfältig überwacht. Von Versehen sind mir folgende aufgefallen: S. XI ist als Consulatsjahr des Tacitus 98 statt 89, im Texte S. 197 res docuit st. re-docuit, 211 defensioni st. defension-, 212 quidem st. quiden zu lesen, S. 198 fer in Eifer, S. 241, Z. 8 v. u. 9 in b und S. 271, Z. 7 v. o. 84 in 54 zu verbessern. S. VIII lesen wir: 'S. 2 am Rande ist die Zahl 77 in 97 zu ändern; der Fehler ist durch ein unbegreifliches Versehen stehen geblieben.' Durch ein gleich unbegreifliches Versehen ist diese Entschuldigung auch hier abgedruckt worden, während sie doch nur für die Ausgabe für Deutschland einen Sinn hat.

Nach dem oben Dargelegten haften dem Buche in allen seinen Theilen verschiedene nicht geringe Mängel an; ich halte aber überhaupt die Art der Classikerbehandlung, wie sie hier vorliegt, für eine verfehlte und bedenkliche und glaube kaum, dass ein wisenschaftlich denkender und fühlender Lehrer es über sich bringen wird, den größten Historiker der Römer seinen Schülern in so willkürlich veränderter und zerstückter Form vorzuführen. Nicht durch Extracte, sondern durch kräftige Fleischkost soll unsere Jugend genährt und gekräftigt werden.

Wien. F. Hanna.

Das griechische Theater. Beiträge zur Geschichte des Dionysostheaters in Athen und anderer griechischer Theater von Wilhelm Dörpfeld und Emil Reisch. Mit XII Tafeln und 99 Abbildungen im Text. Athen, Verlag Barth und von Hirt, Leipzig, Carl Fr. Fleischer 1896. Preis 16 Mk.

Kein Buch ist in der letzten Zeit mit größerer Spannung erwartet worden als dieses, obgleich die neuen Lehren, die Dörpfeld verkündigt, zahlreichen Fachgenossen schon durch die Vorträge dieses Gelehrten vor den Monumenten selbst bekannt geworden sind, ja in einzelnen Monographien noch vor ihrer Publication theils zustimmend theils polemisch behandelt wurden. Betrifft das Thema des Buches doch eine Frage, die jeden Philologen berührt, und ist doch die Schar der Alterthumsforscher in zwei Heerlager getheilt, von denen das eine ebenso eifrig die neue Lehre vertheidigt, wie das andere sie hartnäckig bekämpft. In der That darf man sagen, dass das Gesetz Solons, welches die Parteilosigkeit verbietet, so wenig es sonst auf wissenschaftliche Streitfragen anwendbar ist, hier Geltung beanspruchen darf; denn es muss sich aus einer speciell auf die Theater gerichteten zehnjährigen Ausgrabungsthätigkeit, wenn sie wie hier durch die philologische Exegese Emil Reischs unterstützt wird, eine Entscheidung über eine einfache Thatfrage treffen lassen.

Was die Ausgrabungen zunächst Neues gelehrt haben und was von niemandem bestritten werden kann, ist, dass sämmtliche griechische Theater bis in die römische Zeit eine kreisrunde Orchestra und nicht, wie man bisher annahm, eine halbkreisförmige gehabt haben. Diese halbkreisförmige Orchestra ist vollkommen mit Einschluss der sie begrenzenden Steinschwelle im Theater von Epidauros erhalten, sie lässt sich aber überall reconstruieren, weil das hinter der Orchestra befindliche Skenengebäude so weit vom Mittelpunkte absteht, dass der Kreis überall gezogen werden kann. In Athen kann die Existenz dieser kreisrunden Orchestra in demjenigen Theater, welches durch den Redner Lykurg im 4. Jahrhundert erbaut wurde, nicht bezweifelt werden und ebensowenig, dass sie bis über die sullanische Zeit hinaus bestand. Ja für die Zeit des 5. Jahrhunderts, dessen Theater sich in Bauresten fast gar nicht erhalten hat, vermochte doch an einem von ihrem späteren Platze etwas östlich gelegenen eine kreisrunde Orchestra als einziger Überrest nachgewiesen zu werden.

Schon diese Thatsache warf ein bedenkliches Licht auf die herrschende Theatertheorie. Denn wenn man bei einer halbkreisförmigen Orchestra als deren Abschluss eine besondere Bühne annehmen konnte, so musste man sich fragen, welchen Zweck eine Bühne hinter einer kreisförmigen Orchestra haben und wo sie angebracht sein sollte, zumal wenn sie nach den Bauresten der römischen Zeit erhöht war. Einen Zweck konnte eine erhöhte Bühne nicht haben; in der kreisrunden Orchestra erkannte man

ja sofort die primitive Form des alten Tanzbodens, um welchen ursprünglich wahrscheinlich allseitig die Zuschauer saßen oder standen. Bald brachte man, wie wir wissen, aufsteigende Reihen von Zuschauerbänken an, und wenn eine erhöhte Bühne noch einen Sinn hat dort, wo die Zuschauer in einer Ebene sitzen, damit auch den rückwärts Sitzenden das Spiel sichtbar werde, so ist sie zweckwidrig und sinnlos, wenn die Zuschauer in ansteigender Linie sitzen. Für die Zeit des 5. Jahrhunderts ist nun durch die Funde nichts weiter als die Existenz einer kreisrunden Orchestra und ansteigender Holzbänke im Dionysostheater in Athen bekannt geworden, für die spätere Zeit liegen die ansteigenden Steinbänke und desgleichen die kreisrunde Orchestra in allen Theatern vor.

Die Orchestra wird sicher vom 4. Jahrhundert ab auf der von den Zuschauern abgekehrten Seite durch ein Gebäude begrenzt, das Skene hieß und in den verschiedensten Formen auftritt. Wir finden einen rings von Säulen umgebenen Tempel als Skenengebäude in Delos, einen großen von Säulen getragenen Saal, dessen Fassungsraum dem Zuschauerraume nicht nachstand, in Megalopolis, kleinere Gebäude mit nach vorne gerichteter Säulenstellung anderwärts, und wir dürfen daher wohl sagen, dass dieses Skenengebäude entweder zugleich als Hintergrund für die Orchestra und als Ankleideraum für die Schauspieler, vielleicht auch als Aufbewahrungsort für Decorationen, oder für einen dieser Zwecke gedient, mit einer Bühne in unserem Sinne aber nichts zu thun hat. Für die ältere Zeit, für welche Skenengebäude nicht nachweisbar sind, wird man entsprechend der Etymologie des Wortes ein bewegliches Zelt mit denselben Functionen und an derselben Stelle annehmen dürfen. Schon im 4. Jahrhundert sind an den beiden Enden des Skenengebäudes kleine rechtwinklig stehende Vorbauten angebracht, deren Benennung als Paraskenien sichersteht. Sie sind verschieden ausgeführt, für das Dionysostheater in Athen, wo sie später noch einmal umgebaut wurden, sind sie in der Form von Säulenhallen gesichert. Zwischen diesen Paraskenien, also der ganzen Front des Skenengebäudes entlang, ist eine als Proskenion zu bezeichnende Decorationswand angebracht, die etwa 2—3 m von der Skene entfernt war, sich aber als wirklich gebaute Wand mit Säulenstellung und in den Intercolumnien angebrachten Pinakes weder in der ältesten Form des Theaters nachweisen lässt, noch auch z. B. in Athen im lykurgischen Theater vorhanden war, sondern erst in einem späteren Umbau desselben. In anderen Theatern früherer Zeit, wie z. B. dem von Epidauros, ist die Steinwand bereits vorhanden. Man hat also für die frühere Entwicklungsstufe des Theaters eine bewegliche hölzerne Wand als Proskenion anzunehmen, die später durch eine fixe Steinwand ersetzt wurde. Auf jeden Fall verdeckte dieses Proskenion, dessen Name inschriftlich in Oropos bezeugt ist, die Skene entweder vollständig oder wenigstens so weit, dass nur ein oberes Stockwerk hinter dem Proskenion

sichtbar blieb. Dem Zuschauer in die Augen fallend war daher zunächst das Proskenion, welches etwa 12 Fuß hoch war, und über demselben und zugleich etwa 3 m zurückstehend das obere Stockwerk der Skene, das mit dem Proskenion verbunden war. Wenn in einer Inschrift von Kalymna (Brit. Mus. II 231) einem Wohlthäter, der sich um die Herstellung der Skene und des Proskenions Verdienste erworben hatte, die Aufschreibung des ganzen langen, ihm zu Ehren gefassten Volksbeschlusses im Skenengebäude bewilligt, dagegen zugleich die Anbringung einer kurzen, offenbar in großen Buchstaben auszuführenden Inschrift, welche bloß besagt, dass „Aratokritos der Sohn des Aristias die Skene und das Proskenion während seiner Amtswirksamkeit dem Apollo geweiht" hat, auf dem Architrav des Proskenions gestattet wird, so beweist das wieder, dass das Proskenion den Zuschauern im Theater sichtbar war, die Skene aber nicht, sondern von denen, die die an ihr angebrachten Volksbeschlüsse lesen wollten, gesondert besucht werden musste.

Nach der herrschenden Theorie nahm man nun von der Existenz einer erhöhten Bühne ausgehend an, dass auf jenem 2—3 m breiten Verbindungsgange zwischen dem oberen Theile des Proskenions und dem Fußboden des zweiten Stockwerkes der Skene gespielt wurde. Man erhielt damit eine 12 Fuß hohe Bühne, die für die unteren Reihen der Zuschauer, also gerade für die Proëdrie, nicht besonders gut angebracht war, eine Bühne von außerordentlich geringer Tiefe, von der die Schauspieler sogar bei bewegterem Spiele leicht hätten in die Orchestra hinunterfallen können. Man sah bald ein, dass dies so gut wie unmöglich wäre, und brachte die erhöhte Bühne in geringer Höhe und in beliebiger Tiefe vor dem Proskenion an. Aber abgesehen davon, dass man sich durch eine solche Annahme in Widerspruch mit der gesammten Überlieferung setzte, musste man überdies annehmen, dass die reiche Architektur des Proskenions durch diese erhöhte Bühne völlig oder zum großen Theile verdeckt worden ist. Nach der von den Verff. vertretenen Theorie ist aber, da die Schauspieler mit dem Chore zusammen auf der Orchestra spielend gedacht werden, das Proskenion als Hintergrund zu denken, der, so lange eine hölzerne Decorationswand bestand, gewechselt werden konnte, später typisch wurde, und ist überdies für das Erscheinen von Göttern, die oberhalb der Menschen darstellenden Schauspieler sichtbar werden sollen, in eben jenem Raume ein Podium gewonnen, welcher früher als erhöhte Bühne überhaupt in Anspruch genommen worden war.

Eine Bestätigung dieser Auffassung, die an sich den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit hat, erkennt Dörpfeld in der Einrichtung des Theaters von Megalopolis. Dort befindet sich in der westlichen Parodos ein Gebäude, das inschriftlich als Skanothek bezeugt ist. An sich könnte das der Aufbewahrungsort für Decorationen sein. Da sich aber in der Entfernung von der Skene, in

welcher das Proskenion noch angesetzt werden kann, und bis zur Höhe des Fußbodens eine Längsmauer befindet, so nahm Dörpfeld in dieser das Fundament für eine scaena ductilis an, welche im Bedarfsfalle aus der Skanothek als Proskeniumswand hinter die Orchestra geschoben werden konnte. Man muss gestehen, dass kaum eine plausiblere Erklärung für diesen Fund vorgebracht werden kann und dass auf jeden Fall die Bezeichnung Skanothek einen etwas anderen Begriff für das Wort *σκηνή* voraussetzt als Bühne.

Nimmt man die neue Theorie an, so erhält man aber noch eine genetische Entwicklung des antiken Theaters von der griechischen zur römischen Form, d. h. zu derjenigen Form, welche in römischer Zeit — etwa von der Kaiserzeit an — auch auf griechischem Boden die übliche wurde. Diese Form charakterisiert sich durch ihre halbkreisförmige Orchestra und ihre mäßig erhöhte Bühne, die den rückwärtigen Theil des Orchestrakreises einnimmt. Mit dem Abkommen des Chors durfte die Orchestra verkleinert und auf den Halbkreis eingeschränkt werden. Die erhöhte Bühne des römischen Theaters ist aber genetisch gar keine erhöhte Bühne. Vielmehr wurde der Halbkreis der Orchestra vertieft, der rückwärtige Theil derselben als Bühne auf dem alten Niveau gelassen und die Sitzstufen bis zur tiefer gelegten Orchestra erweitert. Die Architektur der niedrigen Wand, welche die so gewonnene erhöhte Bühne von dem Orchestrahalbkreise scheidet, ist der Architektur des ehemaligen Proskeniums entsprechend und so eine historische Abfolge gewonnen.

Erwägt man diese Argumente und zugleich die Thatsache, dass der Fußboden der Skene im griechischen Theater, wie sich speciell in Athen nachweisen lässt, auf demselben Niveau liegt wie der Fußboden der Orchestra, ferner dass sich in griechischen Theatern nirgends auf dem Kreisrund der Orchestra Fundamentierungen für eine erhöhte Bühne gefunden haben, so wird man der neuen Theorie beipflichten müssen, dass in griechischer Zeit eine erhöhte Bühne überhaupt nicht bestanden hat, sondern Schauspieler und Chor gemeinsam auf der Orchestra spielten.

Mit dieser Erkenntnis wird ein altes Postulat der Dramatikerinterpretation erfüllt. Längst hatte man angesichts der erhaltenen Dramen das Bedürfnis gefühlt, Chor und Schauspieler gemeinsam agieren zu lassen und sie nicht durch eine 12 Fuß hohe Wand voneinander zu trennen. Die Vortheile, die die neue Theorie für eine richtige Interpretation der Dramen bietet, hat Emil Reisch in sorgsamer und vorsichtiger Weise auseinandergesetzt. Einzelne Anspielungen auf den Schauplatz werden erst verständlich, wenn man die neue Theorie annimmt; überall ist sie mit dem Scenarium der erhaltenen Stücke vereinbar, in vielen Fällen weit besser als die Annahme einer gesonderten Bühne. Man wird z. B. zugeben müssen, dass die Scene nach dem Selbstmorde des Helden im sophokleischen Aias, wo die Halbchöre und Tekmessa nach dem

Flüchtigen suchend wieder erscheinen und Tekmessa seinen Leichnam vor den Zuschauern findet, am besten ohne erhöhte Bühne bei gemeinsamem Suchen des Chores und des Schauspielers auf demselben Plane gedacht wird. Dass andere Darstellungen möglich sind, soll nicht geleugnet werden. Ebenso vereinigt sich das vielbesprochene *ἐκκύκλημα* am besten mit der neuen Theorie. Denn ist es wirklich eine Maschine, mit der das Hausinnere sammt den Personen „herausgerollt" wird, so ist auf der erhöhten Bühne von 3 m Tiefe dann wirklich für den draußen befindlichen Schauspieler kaum eine Möglichkeit zu stehen; ist aber das *ἐκκύκλημα*, wie Reisch meint, bloß eine Maschine, durch welche eine Art Vorhang aufgerollt wird, um das Innere des Hauses sichtbar werden zu lassen, so bleibt bei der Annahme einer erhöhten Bühne noch immer die Schwierigkeit eines Verkehres des so sichtbar gewordenen Schauspielers mit dem Chor, der auf Grund der erhaltenen Dramen gerade an mehreren solchen Stellen angenommen werden muss, bei denen ein *ἐκκύκλημα* in Anwendung kam.

Gegen die neue Theorie stand vor allem die Schilderung des griechischen Theaters durch Vitruv, welcher eine erhöhte Bühne von 12 Fuß annimmt und sie eben auf jenen Verbindungsgang zwischen Proskenion und oberem Stockwerk der Skene setzt, wohin wir die Erscheinung von Göttern postiert haben. In manchen Theatern, wie in Epidauros und in Oropos, ist dieser Theil mit den zu ihm von der Parodos aus führenden Rampen noch erhalten. Aber schon die Thatsache, dass Vitruv uns nur ein einheitliches griechisches Theater schildert, während wir durch die Funde wissen, dass dasselbe eine Geschichte durchgemacht hat, musste zu der Annahme führen, dass die Nachricht des Vitruv im besten Falle für das griechische Theater seiner Zeit Geltung haben könne. Erwägen wir weiter, dass Vitruv das Theater in seiner Bauart richtig schildert und von der aufgestellten Theorie nur insoferne abweicht, als er den Schauspieler auf einer andern Stelle auftreten lässt, so dürfen wir mit Rücksicht darauf, dass Vitruv das römische Theater mit der erhöhten Bühne kannte und daher leicht auf dem griechischen eine solche Bühne zu suchen geneigt sein konnte, zumal da ja nicht feststeht, dass er jemals ein griechisches Drama hat aufführen sehen, wohl annehmen, dass Vitruv in dem richtig gesehenen Aufriss des griechischen Theaters die Bühne an falscher Stelle ansetzte.

Andere Einwendungen, die gemacht worden sind, scheinen mir angesichts der Fundthatsachen ebenso wenig schwer zu wiegen. Namentlich darf der wiederholt vorkommende Ausdruck *ἐπὶ σκηνῆς* weder mit „auf der Bühne" schlechtweg übersetzt, noch aus seiner Entwicklung losgelöst werden. Über ihn hat Reisch S. 285 erschöpfend gehandelt.

Ich habe mich hier auf die Darstellung der Hauptfrage beschränkt, der das Buch dient, um der nach meiner Meinung

richtigen Anschauung auch bei dem Leserkreise d. Bl. wenigstens eine ernstliche Erwägung zu sichern. Der Inhalt des Buches ist aber damit nicht erschöpft, dasselbe enthält vielmehr eine genaue und völlig erschöpfende Beschreibung aller baulichen Überreste jener Theater, die untersucht worden sind, und eine ebenso erschöpfende und abschätzende Würdigung der literarischen Theaterüberlieferung. Der erste Abschnitt, von W. Dörpfeld bearbeitet, beschäftigt sich mit dem Dionysostheater in Athen und liefert eine Baugeschichte desselben nebst einer Beschreibung der Überreste, der zweite Abschnitt, gleichfalls von Dörpfeld, gibt die Beschreibung und Reconstruction griechischer Theater außerhalb Athens, und zwar der Theater im Piraeus, in Oropos, Thorikos, Eretria, Sikyon, Epidauros, Megalopolis, Delos, Assos, Pergamon und Magnesia am Maeander. Im dritten Abschnitt gibt Dörpfeld eine Analyse des Textes von Vitruv und klärt dessen Verhältnis zum griechischen Theater auf. Der vierte Abschnitt, von Emil Reisch bearbeitet, schildert das Theater an der Hand der erhaltenen Dramen. Er behandelt den Standort des Schauspielers und des Chores, die Ausstattung der Orchestra und Skene und die Wandlungen, die der Chor durchzumachen hatte. Im fünften Abschnitt gibt Reisch eine Zusammenstellung aller Bezeichnungen für Theile des griechischen Theaters und eine erschöpfende Erklärung derselben, während er im sechsten Abschnitt die Theaterdarstellungen auf antiken Bildwerken mit vollkommener Beherrschung der monumentalen Überlieferung erläutert. Im siebenten Abschnitt fasst Dörpfeld die Gründe gegen die Bühne noch einmal zusammen und gibt im achten Abschnitt eine Entwicklungsgeschichte des griechischen Theaters bis zu seinem Übergang in die römische Theaterform.

Möchte diese kurze Inhaltsangabe des wertvollen Buches recht viele Schulen veranlassen, dasselbe ihren Bibliotheken einzuverleiben und damit auch den Lehrern die Möglichkeit geben, die Theaterfrage anlässlich der Schullectüre zu überprüfen.

Wien. Emil Szanto.

Grundriss der romanischen Philologie, herausgegeben von G. Gröber. Straßburg, K. J. Trübner. II. 1—432, 2 a 1—416, 2 b 1—128.

Nach langer Unterbrechung hat im Jahre 1893 der zweite hauptsächlich der Literaturgeschichte gewidmete Band des großen von Gröber und Trübner ins Leben gerufenen Unternehmens zu erscheinen begonnen. Kann man die Verzögerung nur bedauern, so wird man sie auf der anderen Seite leicht erklärlich finden, wenn man das nun Gebotene sieht. Die bis jetzt vorliegenden Hefte enthalten die Metrik der romanischen Völker von E. Stengel, die lateinische Literatur im Mittelalter von

G. Gröber, die provençalische von A. Stimming, die katalanische von A. Morel-Fatio, die portugiesische von C. Michaelis de Vasconcellos und Th. Braga, die Anfänge der spanischen von G. Baist und der italienischen von T. Casini. Wie beim ersten Bande, so bringt auch hier die Verschiedenheit der Mitarbeiter eine sehr verschiedene Auffassung und Bearbeitung des Stoffes mit sich, und wer in der Wissenschaft die Schablone liebt, wird daher vielleicht nicht zufrieden sein. Wer aber auch auf diesem Felde das Recht der Individualität gelten lässt, wer anerkennt und versteht, dass man nicht alles über einen Leisten schlagen darf, der wird gerade in dieser Verschiedenheit einen großen Vorzug des Werkes erblicken und ihm eben darum auch einen höheren erzieherischen Wert beimessen.

Am meisten für Anfänger bestimmt ist wohl Stengels Metrik, die ganze Fassung, die ausführliche Darstellung setzt Leser voraus, die auch beim Studium wissenschaftlicher Werke sich nicht allzusehr anstrengen wollen, und sie wird gewiss dadurch manchen willkommen sein. Aber auch der Fachgelehrte wird die zahlreichen bibliographischen Notizen dankbar begrüßen. Vermisst habe ich Leardi, I tempi della pronunzia italiana, pubbl. p. R. Fornaciari Firenze 1884. Gröbers Geschichte der lateinischen Literatur im Mittelalter ist eine ungemein nützliche und zugleich eine entsagungsvolle Arbeit. Ein ungeheurer, oft mühsam zu beschaffender und im ganzen wenig erquicklicher Stoff ist in geschickte und übersichtliche Gruppierung gebracht, mehr in Katalogform als wirklich zur Geschichte verarbeitet (was vorläufig noch eine Unmöglichkeit wäre), aber so trefflich zum Nachschlagen, dass die immer noch nicht genügend gewürdigte Abhängigkeit der vulgären Literatur von der lateinischen nun ohne große Schwierigkeit nachgewiesen werden kann. Die große Nützlichkeit der Gröber'schen Arbeit zeigt sich denn auch schon in Baists spanischer Literatur. War der Natur der Sache nach auch für die katalanische Literatur mehr eine bibliographische Darstellung geboten, so konnte dagegen beim Provençalischen die Bibliographie vor der Geschichte zurücktreten. Am meisten Neues aber bringt wohl C. Michaelis. Die portugiesische Literaturgeschichte zeigt eine geradezu überraschende Fülle von neuen Thatsachen, von feinen und scharfsinnigen Gedanken, eine ungemein umfassende Beherrschung des Gegenstandes, und alles dargestellt in einem Stil, der gewiss namentlich den phantasiereichen südlichen Lesern gefallen wird, wogegen der kühler denkende nordische Gelehrte wohl eine größere Gedrängtheit höher geschätzt hätte.

Hoffentlich kommt das monumentale Werk bald zu glücklichem Abschluss, dann wird es erst recht zum eisernen Bestande der Bibliothek aller derer gehören, die irgendwie mit romanischer Philologie zu thun haben.

Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie. Unter Mitwirkung von über hundert Fachgenossen herausgegeben von Karl Vollmöller. II. Bd. 1891—1894. 1. und 2. Heft. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1896. 8°, 240 SS. Preis des ganzen Bandes 18 Mk.

Bei der außerordentlichen Zersplitterung der Veröffentlichungen auf dem Gebiete der romanischen Philologie hat sich schon lange das Bedürfnis nach einem Jahresberichte geltend gemacht, wie ihn andere Wissenschaften längst besitzen, und zwar das umsomehr, als selbst diejenigen Zeitschriften, die lediglich der Kritik dienen, doch nur einen geringen Theil dessen besprechen, was erscheint und bemerkt zu werden verdient. Allein die äußeren Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens sind namentlich in den ersten Jahren so große, dass selbst die Siebziger- und Achtzigerjahre, die sonst an Gründungen so reich gewesen sind, nichts derartiges brachten. Erst 1890 fasste Vollmöller den Entschluss, einen 'Jahresbericht' herauszugeben, dessen erster Band die Erscheinungen des Jahres 1890 umfassen sollte und der denn auch nach mancherlei Fährlichkeiten, Processen mit den Verlegern (Oldenbourg in München), Austritt des Mitredacteurs Otto wegen anderseitiger Verbindlichkeiten u. dgl., in den Jahren 1892—1895 erschienen ist. So nützlich schon dieser erste Versuch ist, so zeigt er doch noch allzusehr den Zwiespalt zwischen Redacteur und Verleger und den Mangel des Zusammenhanges zwischen den einzelnen Berichterstattern unter sich und mit dem Redacteur. Nur theilweise lässt sich ein Princip in der Anordnung erkennen, am deutlichsten zu Anfang und gegen Schluss; im ganzen hat man den Eindruck, als ob zum Theil die Mitarbeiter ihre Artikel nicht rechtzeitig geliefert, der Verleger aber gedrängt hätte, und dass dann eben gedruckt wurde, was gerade da war. Auch die Art und Weise, wie die verschiedenen Mitarbeiter ihre Aufgabe auffassten, ist eine sehr verschiedene. Während die einen bestrebt waren, eine Charakteristik der neuen Erscheinungen zu geben, die demjenigen, der die Sachen nicht hat, ungefähr einen Begriff von ihrem Inhalt verschafft, und daran mehr oder weniger selbständige Bemerkungen knüpften, gaben andere nur derartige Randbemerkungen oder glaubten wieder andere, das 'kritisch' des Titels in der Art auslegen zu müssen, dass sie über das, was ihre persönliche Eigenliebe verletzte, maßlos schimpften.

Trotz aller Widerwärtigkeiten hat der Redacteur den Muth nicht verloren, vielmehr bei einem neuen Verleger und zum Theil mit anderen Kräften das Unternehmen fortgesetzt. Von dem zweiten Bande, der die Jahre 1891—1894 umfasst, liegen nunmehr zwei Hefte vor, außerdem gibt eine besondere Schrift 'Über Plan und Einrichtung des romanischen Jahresberichtes' (Erlangen, Junge) willkommene Rechenschaft über die Gliederung des Ganzen. Sie schließt sich im allgemeinen der des Gröber'schen Grundrisses an, auch

darin, dass in der sprachlichen Abtheilung die einzelnen Sprachen in anderer Reihenfolge erscheinen als in der literarhistorischen, dort rumänisch, rätoromanisch, italienisch, französisch, provençalisch, katalanisch, spanisch, portugiesisch, hier französisch, provençalisch, katalanisch, spanisch, portugiesisch, italienisch, rätoromanisch, rumänisch — eine Umstellung, deren Gründe mir in dem Jahresberichte nicht ersichtlich sind. Im zweiten Bande erscheint nun aber noch wieder eine andere Anordnung, nämlich italienisch, rätoromanisch, provençalisch, französisch. Im Grunde genommen ist es natürlich ziemlich gleichgiltig, wie sich die Sprachen folgen, nur muss man wünschen, dass ein einmal angenommenes Schema späterhin streng festgehalten werde. Im ganzen finde ich die Gliederung etwas zu eingehend und praktisch kaum durchführbar. Von den drei Unterabtheilungen, in die der Abschnitt Latein zerfällt, ist mir der Unterschied zwischen 1. indogermanische, altitalische und vorhistorische lateinische Forschung und 2. vergleichende lateinische Grammatik, Wortbildung, Etymologie nicht klar geworden, wohl auch dem Bearbeiter des betreffenden Abschnittes, F. Skutsch, nicht, da er eine entsprechende Scheidung nicht vornimmt. Auch die Trennung von altitalienischen und neuitalienischen Mundarten (*D* 3 *e* und *f*), von altfranzösischen und neufranzösischen Patois usw. halte ich nicht für gut. Es wird dadurch der älteren Ansicht, dass man die mittelalterlichen Mundarten ohne Zuhilfenahme der modernen oder diese ohne jene wirklich verstehen könne, zu sehr Vorschub geleistet. Kürzlich hat Parodi im Archivio Glottologico eine Arbeit über das Genuesische angefangen, die mit den genuesischen Wörtern in lateinischen Urkunden beginnt und mit dem heutigen Genuesischen abschließt und die geradezu als ein Muster gelten darf. Wie sollen sich da die Berichterstatter des Jahresberichtes verhalten?

Mit der, wie mir scheint, zu weit getriebenen Gliederung hängt etwas anderes zusammen, die zu große Zahl der Mitarbeiter. Allerdings war es die Absicht des Herausgebers, 'für jedes möglichst eng begrenzte Fach stets einen competenten Specialforscher zum Referenten zu gewinnen. Nur mit einer bis in das Einzelne gehenden Theilung der Arbeit kann das wissenschaftliche Programm des Jahresberichtes erfüllt werden. Die Kritik wird dadurch in jedem Punkte belehrend werden' (Über Plan und Einrichtung S. 7). Aber kann man darin nicht auch zu weit gehen? Ich muss gestehen, dass ich fast erschrak, als ich im ersten Bande für das doch wahrlich nicht so ungeheure Gebiet der nordfranzösischen Grammatik und Mundartenkunde nicht weniger als zehn Berichterstatter fand, und ich erachte es als einen großen Vorzug, dass im zweiten nur noch fünf da sind. Die Berichte können dreierlei enthalten: eine einfache Inhaltsangabe, ohne dass der Berichterstatter zu dem Ganzen oder zu Einzelheiten Stellung nimmt; eine kritische Würdigung, in der dargethan wird, inwieweit eine

neue Erscheinung einen Fortschritt unserer Erkenntnis bilde, welchen Platz sie in der Gesammtdisciplin einnehme; eine Correctur einzelner Fehler und Mängel. Von diesen drei Punkten sind, wenn ich nicht irre, die zwei ersten die wesentlichen, auf die allein es ankommt, der dritte so weit ganz wünschenswert, aber doch nur nebensächlich. Nun liegt es auf der Hand, dass bei einer Beschränkung auf ein möglichst enges Gebiet umgekehrt der dritte Punkt am meisten betont werden wird. Wenn ein einzelner sämmtliche Arbeiten über altfranzösische Mundarten übersieht, wird er viel eher in der Lage sein, ein Urtheil über den Wert jeder einzelnen zu fällen, als wenn der eine das Burgundische, der andere das Lothringische, ein dritter das Wallonische usw. ohne Rücksicht auf die anderen behandelt, und die kritischen Bemerkungen werden vermöge des weiteren Horizontes entsprechend wertvoller werden. Auf dem Umschlage des zweiten Bandes ist ein Ausspruch von G. Paris abgedruckt, wonach der Jahresbericht der Gröber'sche Grundriss sei 'indéfiniment continué et mis au courant'. Der große Vortheil des Gröber'schen Grundrisses aber besteht gerade darin, dass die Pensen der einzelnen möglichst groß sind, dass der die Einzelheiten voranstellenden Detailforschung wieder einmal das Ganze als das Höhere gegenübergestellt wird.

Wenn ich also eine stärkere Zusammenfassung für unbedingt nöthig halte, wenn anders der Jahresbericht weiter gedeihen und sich vervollkommnen soll, so ist dagegen nur zu loben, dass seine Grenzen sehr weit gesteckt sind, dass z. B. die Einflüsse der romanischen Literaturen auf andere und die Beeinflussungen, die sie von anderen erfahren haben, mit in Betracht gezogen sind. Ob freilich dafür besondere Abschnitte nöthig sind, ob also z. B. das Buch von Betz H. Heine in Frankreich nicht einfach bei der neufranzösischen Literaturgeschichte untergebracht wäre, mag vorläufig dahingestellt bleiben. Man kann sagen, es sei unter Umständen angenehm, alles beisammen zu haben, was z. B. über germanische Einflüsse auf romanische Literaturen zu sagen oder gesagt ist. Zweifellos. Das lässt sich aber auch durch ein Verzeichnis am Schlusse des Bandes erreichen. Ebenso würde ich D II 11 Einwirkungen fremder Sprachen auf die romanischen und umgekehrt einfach in das Sachverzeichnis verweisen, da die betreffenden Arbeiten schon anderweitig besprochen sind. Wenn der Jahresbericht dadurch an Umfang etwas einbüßt, so werden Verleger, Käufer und Bibliothekare kaum etwas dagegen einzuwenden haben. — Sehr zu loben ist die Herbeiziehung auch des 'Unterrichtes in den romanischen Sprachen'. In einer Zeit, wo die Praxis und die Wissenschaft weit auseinanderzugehen drohen, mehr zum Schaden der ersteren als der letzteren, ist die Vereinigung beider in einem den jedesmaligen Stand der wissenschaftlichen Forschung darstellenden Organe von großer Wichtigkeit.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die zwei ersten Hefte des zweiten Bandes. Sie enthalten die Berichte über allgemeine und indogermanische Sprachwissenschaft, lateinische Grammatik, Volkslatein, Juristenlatein, mittelalterliches Latein, vergleichende romanische Grammatik, italienische Grammatik, mittel- und süditalienische, sardinische Mundarten, Rätoromanisch, altprovençalische Sprache und Texte, französische Grammatik, Volksetymologie, Syntax, Lexikographie, altfranzösische Texte, galloromanische Mundarten. Verglichen mit dem Grundplane fehlt also Encyklopädie und Methodologie, Geschichte der romanischen Sprachen, die vorromanischen[1]) Sprachen, Kirchenlatein, Ortsnamenkunde, Rumänisch, italienische Textausgaben, wissenschaftliche Grammatik des Neufranzösischen, neufranzösische Textausgaben, Geschichte der französischen Grammatik, neuprovençalische Texte, sei es dass Berichterstatter nicht zu haben waren, sei es dass die Berichte nicht eingeliefert wurden oder dass nichts Neues von Belang erschienen war. Man wird zugeben müssen, dass das Fehlende in keinem Verhältnisse zu dem Gelieferten steht, am meisten vermissen dürfte man die Referate über italienische und neufranzösische Textausgaben, vielleicht auch das über die Ortsnamenkunde, da die in neuerer Zeit hierüber veröffentlichten Arbeiten ziemlich zahlreich und weit zersplittert sind. Auch dass beim Französischen Lautlehre, Formenlehre und Syntax behandelt sind, die Etymologie aber weggeblieben ist, scheint mir bedauerlich. Eher wäre die Seite über Volksetymologie entbehrlich gewesen und dies umsomehr, als O. Kellers Buch über lateinische Volksetymologie kaum hieher gehört, und auch Redensarten wie *Cela est de saint Prix* u. dgl. doch nicht eigentlich Volksetymologien sind, so dass schließlich nur zehn Zeilen übrig bleiben. Zieht man aber die oben angeführte Ausdrucksweise heran, so hätte auch A. Toblers schöner Artikel 'Verblümter Ausdruck und Wortspiel in altfranzösischer Rede' genannt werden müssen.

Vergleicht man den neuen Band mit dem ersten, so wird man einen großen Fortschritt bemerken. Der Ton ist durchwegs ein würdiger, die Berichte sind meist so gehalten, dass man sich eine Vorstellung von den Arbeiten machen kann; die eigenen Zuthaten und Weiterführungen der Berichterstatter sind natürlich von sehr verschiedenem Umfang und Interesse, gehen aber nicht über die Grenzen des an diesem Orte Statthaften hinaus. Zu dem Gehaltvollsten gehören wohl A. Risops Bemerkungen zur französischen Conjugation. Dass E. Stengel die altfranzösischen Textausgaben nach dem Heimatslande der Herausgeber ordnet, dürfte bei wenigen Lesern Anklang finden, die meisten werden E. Levys Eintheilung

---

[1]) Sind Baskisch, Arabisch, Slavisch 'vorromanische' Sprachen? Ich würde eher sagen 'nichtromanische'. Dass darunter nicht Chinesisch oder sonst was, sondern diejenigen Sprachen verstanden werden, die zu den romanischen Beziehungen haben, ist selbstverständlich.

der altprovençalischen nach Literaturgattungen vorziehen. Sehr ungleich verhalten sich die verschiedenen Mitarbeiter zu den Recensionen. Ganz ablehnend ist E. Levy, während A. Risop alles zuzieht. Ich halte das letztere für richtiger. Allerdings werden bloße Referate nicht verzeichnet werden müssen, aber wie viele Anzeigen gibt es, die oft ebensoviel Wert haben, wie das neue Buch selber. Wieviel wird z. B. zur Textkritik, beim Provençalischen gerade von E. Levy selber, in den Kritiken beigetragen und wie leicht werden diese Beiträge später übersehen. Auch D. Behrens, der doch ein so sorgfältiger und gewissenhafter Sammler ist, scheint die Besprechungen nicht heranziehen zu wollen, sonst hätte er aus Anlass von Durets Grammaire savoyarde den Versuch, die darin angeführten Perfectformen zu erklären (Literaturblatt für germ. u. rom. Phil. 1894, S. 189), erwähnen müssen. Am unverständlichsten ist mir E. Stengels Princip. Er erwähnt zwar G. Paris' und A. Toblers Anzeige des Aeneas, W. Foersters Kritik von Reinsch' Ausgabe des Bestiaire von Guillaume le Clerc, aber die zur Erklärung schwieriger Stellen sehr viel beitragenden Artikel von A. Mussafia und A. Tobler über Foersters Ille und Galeron (Litbl. 1893, 129 ff., bezw. Archiv f. neuere Sprachen 91, 1) und manche andere nicht weniger wichtige, namentlich A. Toblers, verschweigt er aus schwer zu erkennenden Gründen.

Der Jahresbericht wird vor allem denen große Hilfe leisten, die fern von literarischen Centren wohnen, ist also namentlich Bibliotheken in Provinzstädten sehr zu empfehlen. Für eine günstige Weiterentwicklung aber wird in erster Linie nöthig sein, dass die Berichterstatter den Redacteur nicht imstiche lassen, dass, wenn in dem einen Jahre der Bericht über irgendeinen Stoff ausbleibt (was ja nicht so schlimm wäre), er um so pünktlicher im folgenden geliefert werde, damit die Continuität nicht gestört wird und auch die Ordnung aufrecht erhalten bleibt. Nur dann ist von dem Unternehmen eine weitgehende Verbreitung, Förderung und Erleichterung unserer Studien zu erwarten.[1])

Reinerz, August 1896. W. Meyer-Lübke.

---

[1]) Anmerkungsweise sei mir noch ein Wort in eigener Sache gestattet. E. Stengel schreibt S. 124 f. anlässlich des zweiten Bandes meiner romanischen Grammatik, dass ich die Fundorte für meine Angaben vielfach verschweige. Er vermisst die Erwähnung von C. F. Wolff, Futur und Conditional II im Altprovençalischen, 'zumal da Meyer offenbar seine Angaben für das Altprovençalische aus ihr geschöpft hat' ... 'Die von Meyer nach Wolff angeführten Formen' .. 'Gerade dieser Zusatz ist entschieden unrichtig, denn Wolff hat S. 31 f. dargethan, dass' usw. Es dürfte Stengel schwer fallen, den Beweis dafür zu erbringen, dass ich meine Kenntnis der altprovençalischen Futurformen 'offenbar' aus Wolff geschöpft habe. Logischerweise hätte er aus der Thatsache, dass ich eine Angabe mache, die nach Wolff auf unsicherer Überlieferung beruht, schließen müssen, dass ich Wolffs Arbeit nicht kenne, und dieser Schluss wäre richtig gewesen. Meine Angaben beruhen thatsächlich auf

v. Spruner-Sieglin, Handatlas zur Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. I. Abtheil.: Atlas antiquus usw., entworfen und bearbeitet von Dr. W. Sieglin. 1. bis 5. Lieferung. Gotha, Justus Perthes 1893—1895. Preis der Lieferung 2 Mk. 50 Pf.

Diese Neuausgabe des Spruner-Menke'schen Atlas wird nach dem Erscheinen dreier weiterer Lieferungen vollständig sein und 34 Karten in Doppelfolio umfassen, darunter 19 Übersichtsblätter mit Terraindarstellung und Flussnetz, sowie möglichst ausführlicher Legende, ferner 94 historische Karten, die bloß die wichtigsten Flüsse und Orte bieten, sowie 73 Nebenkärtchen. Sämmtliche Karten sind in Kupferstich ausgeführt und coloriert. Nach Abschluss des Ganzen soll noch ein vollständiges Namensverzeichnis mit Quellenangabe für jeden einzelnen Namen separat ausgegeben werden.

Unter den Klagen, die H. Kiepert in dem Vorwort zu seinen Formae orbis antiqui gegen die Ausbeutung seiner Detailarbeiten für buchhändlerische und Schulzwecke erhoben hat, trifft die vielleicht schwerste den alten v. Spruner'schen Atlas, von dem Kiepert sagt, dass er erst durch die Mitarbeit Dr. Menkes in den späteren Auflagen den Charakter eines wissenschaftlichen Werkes erhalten habe. In der Ankündigung der vorliegenden Ausgabe durch die Verlagshandlung wird der neue Atlas antiquus nach Anlage und Durchführung, im ganzen wie im einzelnen, als völlige Neuschöpfung Sieglins bezeichnet. Wenn also gleichwohl v. Spruners Name noch auf dem Titel geführt wird, so richtet sich dies an die Adresse des kaufenden Publicums, dem dadurch deutlich gemacht werden soll, dass Sieglins Werk als Ersatz für den ersten Theil des großen Spruner'schen Historischen Atlas zu betrachten sei.

In der That lehrt ein Vergleich der vorliegenden Karten mit denen der mir allein zugebote stehenden dritten Ausgabe des Spruner-Menke'schen Atlas, dass die Verlagshandlung mit dem Ausdrucke „völlige Neuschöpfung" nicht zu viel gesagt hat.

Soweit ein Vergleich der Sieglin'schen Karten mit der vorliegenden ersten Lieferung von Kieperts Formae möglich ist — auf die Karte von Britannien hatte Kiepert selbst in dem beigegebenen Texte bereits mehrfach polemisierend Bezug genommen —, gewinnt man die Gewissheit, dass Sieglin sowohl in der Angabe der Grenzen, als auch in der Anbringung antiker Namen zwischen

---

den Abrissen von Bartsch und Mahn und auf eigener Lectüre, die Wolff'sche Untersuchung hat mir nicht vorgelegen. Wer sich die Mühe nimmt, meine Literaturangaben zu prüfen, wird sehen, dass ich bestrebt war, alles zu nennen, woraus ich Belehrung geschöpft habe oder was mir anderen Belehrung geben zu können schien, sofern ich es selbst gesehen habe. Stengels Vorwurf der Freibeuterei muss ich als ganz unberechtigt zurückweisen.

Sicherem, Wahrscheinlichem und ganz Unsicherem minder scharf unterschieden hat, als Kiepert. Es ist also bei der Benutzung des Atlas antiquus für Forschungszwecke geboten, sich stets über den Grad der Zuverlässigkeit seiner Angaben zu unterrichten, ehe man diese zum Ausgangspunkte weiterer Schlüsse nimmt. Diesem Übelstande ließe sich am leichtesten abhelfen, wenn der Verf. sich entschließen würde, in dem versprochenen Namensverzeichnisse, sei es durch verschiedenen Druck, sei es sonst durch kurze Bemerkungen oder Zeichen, den Grad der Sicherheit, der seinen Ansetzungen zukommt, ersichtlich zu machen. So würde sich die schwierige Aufgabe, einerseits das Kartenbild, besonders bei kleinerem Maßstabe, durch Fragezeichen, verschiedene Schrift und dergleichen Hilfsmittel nicht unübersichtlich zu machen, und andererseits doch der Gefahr von Missverständnissen bei ungeschulten Benutzern zu begegnen, gewiss am leichtesten lösen lassen. Es ist ja bei der vielfachen Unsicherheit der Ergebnisse topographischer Forschungen mit der bloßen Karte ohne begleitenden Text ohnedies kaum ein Auslangen zu finden.

Mit Bezug auf die sehr zahlreichen historischen Karten bei Sieglin scheint mir auch ein Hinweis darauf nöthig, dass die Reichs- und Provinzialgrenzen, sowie die Gebiete, die zahlreichen Völkerschaften zugewiesen sind, in den allermeisten Fällen rein hypothetisch, ja nicht selten nahezu willkürlich angegeben sind. Damit soll nicht ein Vorwurf gegen Sieglin ausgesprochen sein, sondern gegenüber den Kartenbildern, die den Eindruck voller Sicherheit aller Angaben erwecken, auf die Unsicherheit unserer Kenntnis von diesen Dingen aufmerksam gemacht werden.

S. ist überall bemüht gewesen, das wie bekannt sehr zerstreute und schwer zu beschaffende, in Zeitschriften, Reisewerken usw. enthaltene Material zur antiken Topographie möglichst vollständig heranzuziehen. Wo dasselbe, wie z. B. durch die beiden Karten von Spanien im CJL. II und in der Karte zu den iberischen Inschriften in vorläufig abschließender Weise schon verarbeitet vorlag, war diese Arbeit verhältnismäßig erleichtert und werden nur geringfügige Nachträge zu machen sein. So ist z. B. auf der Hauptkarte von Spanien (Taf. 28) der Inschriftfund nicht berücksichtigt, der die Ansetzung von Segobriga an der Stelle des bisher für Ercavica gehaltenen Ortes verlangt, bei S. ist vielmehr Segobriga, wie bisher üblich, an der Stätte des modernen Segorbe eingetragen; auf den historischen Übersichtskarten (Taf. 29, V—IX) dagegen ist dem Inschriftenfunde bereits ebenso wie auf Kieperts Karte in den Formae Rechnung getragen. Es scheint mir nöthig, dass in dem in Aussicht gestellten Namensverzeichnisse die Benutzer des Atlas antiquus auch auf derartiges aufmerksam gemacht werden, um ihnen mühsames Nachforschen zur Aufklärung solcher Differenzen zu ersparen. Die Transcription Asiy für das üblichere Asebi (ägyptische Bezeichnung für Kypros), die W. Max Müller

in seinem für die Nebenkarte I auf Taf. 3 wichtigen Werke vertreten hat, erweckt die Meinung, als ob dieses Buch von S. bereits benutzt sei, dagegen erscheint aber Kaft nach der bisher geltenden, jedoch von W. M. Müller m. E. erfolgreich bestrittenen Deutung noch mit Phönicien identificiert usw.

Die Neubearbeitung erstreckt sich nicht nur auf die antike Topographie, sondern die Fortschritte der modernen Aufnahmen und Kartentechnik sind auch dem Terrainbilde zustatten gekommen, wie besonders ein Vergleich der früheren Karten von Spanien, England und Asien lehrt. Auch die beigegebenen kleinen Kärtchen zeigen durchweg die Rücksichtnahme auf die neueste Literatur; so sind jetzt die Ruinen von Persepolis nach Stolze, die von Babylon nach Oppert und die der Burg von Susa nach dem Werke des Ehepaars Dieulafoy gegeben worden. Im allgemeinen ist eine zu billigende Neuerung und Verbesserung darin gelegen, dass an Stelle der Blätter, die aus einem ziemlich bunten Gemisch von Detailkarten kleiner Gebietstheile und Übersichtskarten ohne Detail bestanden, nunmehr größere Gebiete sowohl auf den Detailkarten mit Terrainzeichnung, als auch auf den historischen Übersichtskarten geboten werden.

Die Reconstructionen der Kartenbilder nach antiken Autoren sind in der neuen Auflage um das ganz uncontrolierbare Homerische und um den orbis terrarum ad mentem Hebraeorum verringert, dagegen um einige andere (Eratosthenes, Pomponius Mela) vermehrt. Die Ptolemäische Karte ist in einer besseren Projection wiedergegeben und desgleichen von der Tabula Peutingeriana eine treuere Wiedergabe, natürlich in kleinem Format, beigefügt u. a. m.

An der Stelle der Karte des assyrischen Reiches, die nur nebenbei eine solche von Ägypten enthielt, nimmt nunmehr Ägypten mit den Stadtplänen und Kärtchen, sowie sieben historischen Übersichtskarten ein besonderes Blatt ein und ebenso werden auf einem bisher noch nicht erschienenen Blatte die wichtigsten Entwicklungsstadien des assyrischen und neubabylonischen Reiches veranschaulicht werden. Für Palästina sind jetzt zwei Blätter aufgewendet worden, während früher nur eines geboten war, das zweite enthält durchweg historische Übersichtsbilder ohne Terrainzeichnung. Der Plan von Jerusalem ist jetzt nach Guthe verbessert worden. An eine Detailkarte von Asia superior schließen sich eine ganze Anzahl von Übersichtskarten zur Geschichte des persischen Reiches, Alexanders und der Diadochen. Die Kartengruppe, die Kleinasien betrifft, steht noch aus, sowie auch einige der auf die griechischen Länder und das ägäische Meer bezüglichen, auf denen mit Recht der Anfang mit dem Jahre 600 v. Chr. gemacht und auf den Versuch Griechenland zur Zeit der dorischen Wanderung kartographisch darzustellen verzichtet ist. Die Bereicherung unserer Kenntnis des römischen Afrika ist auf einer Specialkarte der nordwestafrikanischen Küstengebiete zur Darstellung gelangt.

Diesen starken Erweiterungen steht eine Vereinfachung der die Geschichte des römischen Reiches in seiner Gesammtausdehnung betreffenden Blätter, die füglich früher als zu raumverzehrend bezeichnet werden konnten, gegenüber; durch das neue Verfahren, mehrere Übersichtskarten auf ein Blatt zusammenzufassen, ist an Anschaulichkeit nichts verloren gegangen. Der kleinere Maßstab dieser Karten scheint mir sogar für die rasche Übersicht und die Einprägung des Bildes geeigneter und er bietet zugleich den Vortheil, der Willkür in der Einzeichnung unsicherer Grenzen geringeren Anlass zu bieten. So konnte in der neuen Auflage nicht nur Alles, was die frühere enthalten hatte, wieder geboten werden, sondern sogar noch sehr beträchtlich mehr; die Zahl der Blätter ist gleichwohl nur um drei erhöht worden.

Ich darf mein Urtheil schließlich dahin aussprechen, dass gegenwärtig der Sieglin'sche Atlas für viele Gebiete der alten Welt das einzige übersichtliche kartographische Hilfsmittel ist, in dem auf den neuesten Stand der Forschung allseitig Rücksicht genommen ist; es ist daher nicht nur für Gymnasialbibliotheken ein vortrefflicher Behelf, nicht nur für die Lehrerbibliothek oder auch für reifere Schüler der Oberclassen zu empfehlen, sondern auch dem Forscher willkommen. Hoffentlich erscheinen die fehlenden Lieferungen so rasch nacheinander wie die bisher ausgegebenen, so dass bald von der Vollendung dieser verdienstlichen Arbeit wird berichtet werden können.

Graz. Adolf Bauer.

Die Erde. Eine allgemeine Erd- und Länderkunde von Dr. Franz Heiderich. Mit 215 Illustrationen, 143 Textkärtchen und 6 Karten in Farbendruck. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag 1896. gr. 8°, 854 SS.

Unseren geographischen Handbüchern reiht sich nun auch „Die Erde“ von Dr. Fr. Heiderich, dem Herausgeber der neuen Auflage von Balbis Allgemeiner Erdbeschreibung an. Das Werk ist für einen weiteren Leserkreis bestimmt und sollte nach der Absicht des Verf.s „ein lesbares Buch werden, das in Schule und Haus heimisch und dem Leser ein reicher und gern aufgesuchter Born der Belehrung werde“. Deshalb trachtete der Verf. „die Darstellung einfach, klar und verständlich, populär im besten Sinne des Wortes zu gestalten“. Diese Absicht wurde erreicht, so dass selbst schwierigere Abschnitte, wie die mathematische Geographie und der Aufbau der Erdrinde auch dem Laien verständlich werden können. Freilich hat der Verf. in dem Bestreben, recht anschaulich zu sein, mitunter des Guten etwas zu viel gethan, wie z. B. gleich auf der ersten Seite, wo er die Entfernung der Fixsterne von der Erde veranschaulichen will, „deren Lichtstrahl tausende von Jahren braucht, um zu uns zu gelangen“. Er sagt: „Seit

Jahrtausenden werden diese Gestirne von den Erdenkindern ehrfurchtsvoll angestaunt; die Sterne aber wissen nichts von dem Verlaufe der Geschichte, denn noch nicht hat zu ihnen der Lichtstrahl die Kunde gebracht von den Pharaonen im Nillande, den Freiheitskämpfen der Griechen, den Zügen Alexanders des Großen, dem Weltreiche der Römer, der Geburt des Heilandes, von den Völkerwanderungen und den Kreuzzügen! Was für uns Vergangenheit und graue Vorzeit, wird für sie erst Gegenwart und Zukunft." Entsprechend diesem an sich gewiss löblichen Bestreben hätten aber auch schwer verständliche oder noch nicht erklärte und unschöne Ausdrücke vermieden werden können, wie z. B. Synklinale (S. 108), permeabl (S. 221), median (S. 294), cenoman (S. 637), serpentinisierend (S. 198) usw.

Mit Recht darf sich wohl der Verf. dagegen verwahren, dass man dem Worte „populäre Darstellung" in Fachkreisen eine üble Bedeutung unterschiebe. Denn trotz der angedeuteten Bestimmung ist das Buch auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, namentlich bezüglich der naturwissenschaftlichen Seite, der das Hauptaugenmerk zugewendet ist. Die Ergebnisse der Untersuchungen über den Bau der Erdrinde von Sueß und Penck finden überall Verwertung. Gegenüber dieser Seite tritt das rein Beschreibende in den Erscheinungen der Erdoberfläche, wie auch die politische Geographie mehr zurück, was auch schon äußerlich zumeist durch kleineren Druck angedeutet erscheint. Wenn man auch im allgemeinen damit einverstanden sein kann, dass Verfassung, Verwaltung u. dgl. unberücksichtigt bleiben, so wäre doch bezüglich der wirtschaftlichen Verhältnisse mancher Länder eine etwas größere Genauigkeit und Ausführlichkeit erwünscht gewesen. Sonderbar berührt es z. B. wenn bei der Erwähnung des großen Aufschwunges der Stadt Baku der Petroleumquellen gar nicht gedacht wird, wenn bei den Erzeugnissen der Insel Ceylon der Thee erst hinter dem Kaffee erwähnt wird, wenn in Brasilien ohne nähere Angaben der Kaffee einfach nur als wichtigstes Erzeugnis hingestellt wird.

Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile: in die allgemeine Erdkunde (S. 1—150) und in die allgemeine Länderkunde (S. 151 bis Schluss). Der erste Haupttheil gliedert sich in die mathematische und physische Geographie mit einem Anhange über den Menschen; die allgemeine Länderkunde behandelt die Erdtheile in folgender Reihe: Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien mit Oceanien und die Polargebiete. An Seitenzahl ist unserem Erdtheile gerade soviel wie allen anderen zusammen, also die Hälfte der allgemeinen Länderkunde zugewiesen. Die physischen Verhältnisse der einzelnen Erdtheile, auch die Europas, werden in ihrer Gesammtheit dargestellt, darauf die einzelnen Staaten bezüglich ihrer Größe, Städte und Bewohner besprochen, also der Grundsatz der Bildung kleinerer geographischer Einheiten, wie ihn unter anderen Kirchhoff in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und

Unterrichtslehre mit großer Entschiedenheit betont, nicht beachtet. Dass im politischen Theile Österreich-Ungarns an die Alpenländer nicht gleich die Karstländer angeschlossen, sondern erst nach den Sudeten- und Karpatenländern behandelt werden, so dass Krain, das Küstenland und Dalmatien von der österreichischen Reichshälfte ganz abgetrennt werden und erst nach der Besprechung Ungarns an die Reihe kommen, dürfte kaum irgendwo Billigung finden.

Im einzelnen sind wohl manche bedenkliche Versehen mit unterlaufen. S. 182, Z. 15 v. u. muss es statt Rhätikon Prätigau heißen. Auf S. 187 wird gesagt, dass die Adda den Lago maggiore durchströme, wie denn auch in der folgenden Übersichtstafel der Comersee ganz unerwähnt bleibt. S. 189 wird von dem fruchtbaren Wienerbecken gesprochen, obwohl gleich darauf erwähnt wird, dass es von alluvialen und diluvialen Schottermassen erfüllt ist. S. 190 wird unter anderem auch das karpatische Waldgebirge als vulcanisches Gebilde erklärt. S. 199 erscheint die Theiß als „Ungarns größter Strom". Auf S. 242, Z. 5 v. o. sollte es statt Uralrücken Uvalyrücken heißen. S. 266 wird von der pyrenäischen Halbinsel gesagt, sie habe die Gestalt eines „einem Quadrate sich nähernden Rechteckes oder genauer eines Fünfeckes". S. 322 hat Speyer einen prächtigen gothischen Dom. S. 324 heißt es: Die Bevölkerung Badens gehört im Oberlande dem alemanischen, im Unterlande dem fränkischen, im Südosten dem schwäbischen Volksstamme an. S. 338 wird Gleichenberg etwas übertrieben ein weltberühmter Kurort genannt. Hüttenberg liegt nicht im Gurkthale (S. 340), Tomsk nicht am Jenissei (S. 610), Palanka und Neusatz nicht an der Drau, sondern an der Donau (S. 363), Chotin, Bendery und Akkerman nicht am Pruth, sondern am Dnjestr (S. 441), Balassa Gyarmath nicht an der Weichsel, sondern an der Eipel (S. 355), der Canton Schaffhausen nicht zu beiden, sondern nur auf der rechten Seite des Rheines (S. 380), der Canton Appenzell ist nicht von Thurgau und St. Gallen, sondern nur von St. Gallen umschlossen (S. 380). — S. 385 heißt es vom Weinbau Frankreichs: „Leider ist durch die Verheerung der Reblaus die Production außerordentlich zurückgegangen." Das gilt heute nicht mehr; denn heute erzeugt Frankreich wieder mehr Wein als je. Auf S. 390 hätte bei Epernay statt der keramischen Industrie besser der Champagner-Erzeugung und der großartigen Kellereien gedacht werden können. Auf S. 453 wird zwar die Bahnlinie Saloniki-Mitrowitz dreimal genannt, die Hauptlinie Saloniki-Belgrad dagegen nicht. Von Beirut nach Damaskus führt nicht nur eine „wohlgebaute Fahrstraße", sondern auch eine Eisenbahn (S. 591). Die Festung an der Etsch heißt Legnago, nicht Legnano (S. 470). Auf S. 512 wird das chinesische Tiefland mit 1,100.000 km², auf S. 550 mit 450.000 km² angegeben. Peking liegt nicht am 30., sondern am 40.° n. Br. Auf S. 578 fehlt unter den Thieren Vorderasiens der Löwe.

Auch die Zahlen sind nicht immer verlässlich. Die pyrenäische Halbinsel ist (S. 157) mit 538.000 km² zu klein, der Mont Iséran (S. 167) mit 2769 m, der Gyimespass (S. 194) mit 270 m, die Zahl der Slaven in Europa mit 102 Mill. (S. 283) zu niedrig angesetzt, wie es auch unrichtig ist, dass die Slaven an Zahl die schwächste unter den drei Hauptgruppen Europas sind. Die Bevölkerung des ungarischen Tieflandes beträgt, wenn man von den Berglandschaften Oberungarns und Siebenbürgens, sowie von Kroatien und Slavonien absieht, wie es hier geschieht, bedeutend weniger als 15 Mill. (S. 358). Beim Herzogthume Luxemburg fehlt die Einwohnerzahl ganz; Athen ist nicht 10 km vom Meere entfernt, sondern nur etwa halb soviel (S. 461), Bilbao von seinem Außenhafen nicht 1, sondern etwa 10 km (S. 497). Auch die Größe der Inseln Ägina und Leukas (S. 463), sowie die Bevölkerungsdichte der Metropolitangrafschaften Englands (S. 413) sind je um das Zehnfache zu gering oder zu hoch. Die Zahl der Vereinigten Staaten Nordamerikas beträgt gegenwärtig bereits 45 (S. 776). Die Weltgegenden w e s t l i c h und ö s t l i c h werden häufig vertauscht, wie z. B. S. 118, Z. 7 v. o., S. 170, Z. 21 v. u., S. 172, Z. 3 v. o., S. 449, Z. 16 v. o., S. 461, Z. 17 v. u., S. 510, Z. 14 v. o., S. 554, Z. 23 v. u. usw. S. 272 wird von einer Richtung „Westnordost" gesprochen. S. 289 heißt es, dass die Pferdezucht, namentlich in den w e s t l i c h e n Provinzen Preußens getrieben werde, statt in den ö s t l i c h e n. Gablonz liegt nicht südwestlich von Reichenberg (S. 346), sondern südöstlich. Auf S. 82 und 83 wird wiederholt m (Meter) oder selbst ⁰ (Grade) statt mm (Millimeter) geschrieben; der Schreibung „Lybien" begegnet man an vielen Stellen.

Bilder und Karten sind dem Buche reichlich beigegeben, namentlich muss man für die vielen Stadtpläne dankbar sein. Freilich lassen manche der Abbildungen, besonders die auf photographischem Wege entstandenen, viel zu wünschen übrig und können sich an Schönheit mit den prächtigen Holzschnitten in den von Kirchhoff und Sievers herausgegebenen Werken nicht messen.

O p p e r m a n n Edmund. Geographisches Namenbuch. Erklärung geographischer Namen nebst Aussprachebezeichnung. Hannover, Karl Meyr 1896. 8⁰, 176 SS. Preis br. Mk. 2, cart. Mk. 2·25.

Ein Name, den wir das erstemal hören, erweckt unwillkürlich das Verlangen in uns, seine lautliche Bedeutung zu erkennen, und wir empfinden ein gewisses Unbehagen darüber, wenn wir es nicht vermögen. Je geläufiger uns dagegen ein Name ist, desto weniger fällt es uns in der Regel ein, über seine Bedeutung nachzudenken. Kommen wir zufällig darauf, dass er mehr als ein leerer Klang sei, so sind wir förmlich überrascht und empfinden ein sichtliches Vergnügen über unsere Entdeckung. Was von den Namen im allgemeinen gilt, das gilt ganz besonders von den geogra-

phischen Namen. Eglis 'Nomina geographica' wirkten bahnbrechend in dieser Richtung, und wenn uns auch einzelne seiner Erklärungsversuche nicht ganz zu überzeugen vermögen, so liest man sie doch mit Vergnügen, und wir verwundern uns bei gar manchen, dass uns ihre Bedeutung noch nicht aufgefallen. Diese Namenerklärungen für die Schule leichter nutzbar zu machen, ist der Zweck des Geographischen Namenbuches von Oppermann. Der Verf. glaubt dieses Ziel dadurch zu erreichen, dass er zunächst aus der großen Fülle eine Auslese trifft, die Namen aber nicht alphabetisch ordnet, sondern nach Ländern gruppiert, an denen sie haften, „damit dem Geographielehrer bei seiner Vorbereitung das mühsame Aufsuchen der Stichworte erspart bleibe." Es werden zuerst alle in der Schule möglicherweise zur Sprache kommenden Namen des Deutschen Reiches, darauf die der übrigen europäischen Staaten und endlich die der anderen Erdtheile zusammengestellt, ja sogar innerhalb jedes Abschnittes in bestimmte Gruppen gegliedert, wie Gebirge, Flüsse, Städte usw. Wie sehr der Verf. die Bequemlichkeit des Lehrers im Auge hat, zeigt der Umstand, dass er die Erklärung der unter einer bestimmten Überschrift eingereihten Namen mit allen Einzelnheiten immer wieder bringt, auch wenn sie schon unter zwei oder drei anderen Überschriften gegeben worden ist. So findet sich die Erklärung des Wortes „Sachsen" an fünf verschiedenen Stellen: bei der preußischen Provinz dieses Namens, dem Königreiche Sachsen, bei Sachsen-Weimar, Meiningen und Altenburg. Gebirgs- und Flussnamen werden nicht nur bei der allgemeinen Übersicht eines Landes oder Erdtheiles, sondern regelmäßig wieder bei den einzelnen Theilen desselben gebracht. Merkwürdigerweise kehrt das Schwarze Meer selbst bei Sibirien und Annobom auch bei den westindischen Inseln wieder.

Dass zutreffende Namenserklärungen für die Schule einen großen Wert haben müssen, „insoferne der Name nicht mehr als taube Nuss, sondern als Hülle für einen bedeutungsvollen Kern erscheint und das Behalten desselben dem Schüler erleichtert", unterliegt keinem Zweifel. Wenn der Gymnasialschüler hört, dass „Selvas" mit silva zusammenhängt, wird er am Marañon gewiss nicht mehr Grassteppen gleich den Llanos oder Pampas vermuthen, wenn er hört, dass in „Buenos Aires" die Worte „bonus" und „aër" enthalten sind, wird er sich merken, dass bis in diese Breiten das ungesunde Klima Brasiliens nicht mehr reicht, oder dergl. Erklärungen dieser oder ähnlicher Art sind ohne Frage höchst zweckdienlich. Allein bei einer großen Zahl von Namen des ausdrücklich für die Schule bestimmten Büchleins ist der Gewinn sehr gering, und der Geographielehrer, der es unternehmen wollte, die Deutung aller seinen Schülern zu vermitteln, würde sich eines großen Fehlers schuldig machen. Übrigens warnt der Verf. selbst am Schlusse seiner Vorrede davor. An einer anderen Stelle sagt er: „bei manchen Namen ist man noch nicht zu befriedigenden

Erklärungen gelangt; aus diesem Grunde und nur aus diesem Grunde fehlen sie im Buche". Das klingt fast wie eine Entschuldigung; in Wirklichkeit aber hätte der Verf. noch ganz gut eine Reihe solcher unsicherer Erklärungen, die er oft selbst mit einem Fragezeichen versehen zu müssen glaubte, weglassen können. Welchen Wert haben beispielsweise für den Schüler Erklärungen folgender Art: Vogelsberg, Name eines kahlen Berges (S. 3). Eichsfeld, Eichenfeld oder Feld des Eiko? (S. 3). Siegen, hängt es zusammen mit Sigambri, oder kommt es von seg = Fluss? (S. 20). Lüneburg, ob Hügelburg? ob Lüne von glina = Lehm, Thon? (S. 20). Amberg = Ammenberg; eigentlich ein Personenname (S. 23). Bordeaux, Meierei oder Fischerei? (S. 44). Lyon, früher Lugdunum, Festung des Gottes Lugus (S. 44). Capo d'Istria, Istrien ist das Umland der Donau, die früher Ister hieß (S. 78). Salamanka = großer Ort am Berge (S. 53). Ferrol = große Burg am Wasser (S. 53). Uruguay = Hahnenschwanz oder Wasserfall? Kuban = Name eines fränkischen Königs (?) (S. 122). Vergebens wird man sich hier fragen, was denn das für ein fränkischer König sein mag. Der Verf. hat nämlich den Zusatz Eglis anzuführen vergessen: „nach der Annahme der Tscherkessen". Ähnliche unsichere oder nichtssagende Deutungen finden sich noch in Menge. Daneben stoßen wir auch auf widersinnige Erklärungen, die, selbst wenn sie richtig sein sollten, an dieser Stelle ihre Berechtigung verlieren. So z. B. steht S. 114 bei Aden = „Üppigkeit, große Fruchtbarkeit", während es doch auf einer öden, wasserlosen Landzunge liegt; S. 117 bei den Andamanen = „Inseln des guten Glückes", während sie doch ein sehr ungesundes Klima haben und als Verbrechercolonie dienen; S. 75 bei der Theiß = „der rasche Fluss", während sie doch ihres trägen Laufes wegen bekannt ist. Aus einem ähnlichen Grunde erklärt auch der Verf. ganz entsprechend auf S. 122 bei Chiwa die Ableitung von chavak = dürr, leer für unzutreffend, „weil Chiwa im Gegentheil eine Culturoase bildet".[1])

Auch auf entschieden unrichtige Behauptungen stoßen wir, wie denn überhaupt mitunter eine große Flüchtigkeit an dem Buche unangenehm auffällt. Holland ist nicht „nächst Dänemark", sondern nächst England und Dänemark das holzärmste Land Europas (S. 33). St. Gallen wird (S. 49) „die höchstgelegene Stadt Europas" genannt. Salamanka, Burgos usw. liegen doch weit höher! S. 51 wird der Guadalquivir mit Unrecht der „kleinste" unter den fünf Hauptflüssen Spaniens genannt. Ein

---

[1]) Bezüglich Adens hat übrigens der Verf. die betreffende Stelle Eglis unrichtig wiedergegeben, denn Egli sagt ausdrücklich: „Aden ist wohl ein semitischer Name, aber kaum identisch mit dem cilicischen Adāna = Anmuth, Üppigkeit".

paar Zeilen später ist von sechs Hauptflüssen die Rede. Muley Hassan, nach dem der Mulahacen benannt ist, war nicht der letzte, sondern der vorletzte König von Granada (S. 52). Den Beinamen „la bella“ führt nicht Venedig (S. 59), sondern Florenz. Auf S. 65 wird behauptet, dass der Pindus früher „kambunische Berge“ hieß. Bei Skutari in Albanien, das nach dem Helden Skanderbeg benannt sein soll (S. 67), hätte das alte Skodra, dem der moderne Name angepasst wurde, jedenfalls genannt werden sollen. Der Name Tauern wäre entschieden besser mit dem keltischen Volksstamme der Taurisker in Verbindung zu bringen gewesen, als mit dem Worte taur = Berg (S. 73), das für den Schüler gar keinen Anhaltspunkt bietet. Von dem Worte Ache wird auf S. 75 bei der Bregenzer-Ache behauptet, dass es nur noch in der Schweiz gebräuchlich sei. Bei Theresienstadt lässt es der Verf. ungewiss, ob der Name von der Kaiserin Maria Theresia, der Gründerin stamme, oder auf den Pflegevater Jesu (!!) zurückgehe (S. 80). Die zweite Annahme hätte natürlich zu Josefstadt gehört. Die von Potemkin im Jahre 1789 gegründete Stadt heißt Nikolajew, nicht Nikolajewsk; auch kann sie der Gründer nicht nach „dem Kaiser Nikolaus“ genannt haben, da es doch vor unserem Jahrhundert keinen Kaiser dieses Namens gegeben hat (S. 88). Der weiße Nil führt so wenig von seiner „Kalkmilchfarbe“, wie der blaue Nil von seinem „bläulichgrünen“ Wasser den Namen (S. 126); „weiß“ heißt hier nach Kirchhoff so viel wie hell, klar im Gegensatze zum „Trübstrom“, dem irrthümlich sogenannten „blauen Nil“. Auf S. 131 findet sich die merkwürdige Behauptung, dass Alexander der Große die Stadt Karta in Numidien, die nachmals Constantine benannt wurde, im Jahre 311(!) zerstört habe. Auf S. 45 wird Pytheas in das 6. Jahrhundert versetzt. Die Republik Liberia wurde nicht 1828 (S. 133), sondern 1821 gegründet, Californien nicht 1533 entdeckt (S. 151), sondern 1536, Karlsruhe nicht 1315 (S. 26), sondern 1715 erbaut; auch Cetinje ist doch schon vor 1883 erbaut worden (S. 68).

Auch an anderen lästigen Versehen und Druckfehlern mangelt es nicht. S. 33 heißt es von den Niederlanden: „Sehr niedrig gelegen, zum Theile um 8—10 m“. S. 74 steht Baskiden statt Beskiden. S. 89 der Name „Tegethof“, S. 73 Adamella statt Adamello, S. 166 Solfotaren statt Solfataren, S. 58 Riviera di Levanto statt Levante, S. 104 Athanas statt Athamas. Falsch ist die Aussprachebezeichnung in Monte Gárgano S. 56, in Bérесina (S. 85); S. 60 wird die Aussprache der Stadt Reggio mit „redsoch“, S. 98 die Aussprache von Southwark mit „stößerk“ gegeben. S. 103 steht als Aussprachebezeichnung von Akaba „akabâ“, S. 114 ákaba. Auf S. 106 ist Armenien = „Berg der Minni“, auf S. 110 = „Berg des Minei, einer armenischen Völkerschaft“. Auch die Formen „vor Christi“ und

„nach Christ'i“ finden sich. Auf S. 103, Z. 3 v. o. steht „Japan“ statt Java. Neben „Chalkidike“ und „Kolonie“ stehen „Carl“, „Phocaea“ usw. Griechische Worte werden einmal mit griechischen Buchstaben geschrieben, wie *μέσος* und *ποταμός* (S. 110), dann wieder mit lateinischen, wie polys, mikros usw. (S. 160).

Aus den angeführten Proben erhellt wohl zur Genüge, dass der Vorwurf der Flüchtigkeit nicht ungerecht ist und dass das Buch noch einer gründlichen Durchsicht bedürfte, bevor es „dem Geographielehrer zur Vorbereitung“ empfohlen werden könnte.

Wien. L. Weingartner.

Die Focaleigenschaften der Flächen zweiter Ordnung von Dr. Staude. Leipzig, Teubner 1896. Mit 102 Figuren. Preis 6 Mk.

Die Versuche, die Focaleigenschaften der Kegelschnitte auf die Flächen zweiter Ordnung zu übertragen, blieben lange Zeit hindurch ohne den gewünschten Erfolg. Chasles gesteht,[1]) er habe sich lange vergeblich bemüht, zu dem Satze, dass die Summe oder Differenz der Leitstrahlen von einem Punkte eines Kegelschnittes zu den Brennpunkten constant sei, eine Analogie bei den Flächen zweiter Ordnung nachzuweisen. Er wünsche aber lebhaft, es möge dieser Gegenstand Interesse genug darbieten, um auch andere Geometer zu Untersuchungen anzuregen.

Diesem Wunsche sind seither Jacobi, Mac-Cullagh, Heilermann, Staude u. a. nachgekommen. Eingehendere Nachweise namentlich über die ältere Literatur dieser Frage findet man in Salmon-Fiedler[2]) und in der Einleitung zu dem Aufsatze: „Über die Fadenconstruction des Ellipsoides“ von Staude.[3]) Unter den wesentlich verschiedenen Analogien, zu denen die genannten Autoren gelangt sind, verdient nun die von Staude zunächst in wissenschaftlichen Zeitschriften und schließlich im vorliegenden Werke mitgetheilte als besonders einfach und treffend bezeichnet zu werden, und Ref. muss die vom Verf. ausgesprochene Überzeugung, dass in den von ihm entwickelten Sätzen die lange gesuchten Focaleigenschaften der Flächen zweiter Ordnung gefunden sind, als wohlbegründet anerkennen.

In dem ersten der beiden Abschnitte, in welche das vorliegende Buch zerfällt, bespricht der Verf. die Focaleigenschaften der Mittelpunktsflächen und führt vor allem den Begriff der Hauptbrennpunkte und der Focalkegelschnitte ein. Unter den vier Hauptbrennpunkten einer Mittelpunktsfläche sind die Brennpunkte

---

[1]) Aperçu historique etc., Bruxelles 1837, Note XXXI.
[2]) Analytische Geometrie des Raumes, I. Theil, Cap. VIII.
[3]) Mathem. Annalen, Band XX, p. 447.

zweier Hauptschnitte und zwar jene zu verstehen, welche in einer und derselben Achse liegen. Die Focalellipse hat die inneren Hauptbrennpunkte der Fläche als Brennpunkte, die äußeren als Scheitelpunkte und liegt in der Ebene jenes Hauptschnittes, mit dem sie confocal ist. Die Focalhyperbel hat die äußeren Hauptbrennpunkte der Fläche als Brennpunkte, die inneren als Scheitelpunkte und liegt in der Ebene des mit ihr confocalen Hauptschnittes. Jedem confocalen System von Mittelpunktsflächen zweiter Ordnung sind die vier Hauptbrennpunkte und die beiden Focalkegelschnitte gemeinsam.

Von den Focalkegelschnitten sind einige interessante Eigenschaften schon seit längerer Zeit bekannt. Dupin[1]) nennt sie „lieu des ombilics des tous les hyperboloides elliptiques et des tous les ellipsoides“, da sie in einem confocalen System von Mittelpunktsflächen zweiter Ordnung den Ort der Nabelpunkte aller zweischaligen Hyperboloide, bezw. aller Ellipsoide bilden, und beweist die folgenden, im vorliegenden Werke als die „Dupin'schen Focaleigenschaften der Focalkegelschnitte“ bezeichneten Sätze: „Die Entfernungen eines beliebigen Punktes der Focalellipse von zwei festen Punkten der Focalhyperbel haben eine constante Summe, bezw. Differenz, je nachdem die festen Punkte demselben Hyperbelzweige angehören oder nicht. Die Differenz der Entfernungen eines beliebigen Punktes der Focalhyperbel von zwei festen Punkten der Focalellipse hat einen constanten absoluten Wert.“

Durch diese Sätze ist in der Verallgemeinerung der Focaleigenschaften der Kegelschnitte der erste Schritt aus der Ebene in den Raum gemacht worden. Nun erörtert der Verf. in eingehender Weise die confocalen Systeme von Mittelpunktsflächen zweiter Ordnung, ferner die elliptischen Coordinaten eines Punktes im Raume und leitet mit Benützung der letzteren einige für das Nachfolgende wichtige Eigenschaften der Focallinien und Focalkegel ab. Als Focallinie wird jede Gerade bezeichnet, welche einen Punkt des einen Focalkegelschnittes mit einem Punkte des anderen verbindet, und als Focalkegel jeder Kegel über einem der beiden Focalkegelschnitte. Hierauf führt der Verf. einen in geometrischen Untersuchungen neuen Begriff ein, welcher die Hauptergebnisse dieses Buches in einfachster Weise auszusprechen gestattet, d. i. den Begriff „der gebrochenen Distanz zweier Punkte im Raume, gemessen über eine Curve“. Bezeichnet man nämlich irgend zwei Punkte im Raume mit A und B, mit M einen beliebigen Punkt einer Raumcurve c und verbindet A und B geradlinig mit M, so heißt die gebrochene Linie AMB für jene Lage des Punktes M, in welcher ihre Länge ein Minimum ist, die gebrochene Distanz der Punkte A und B, gemessen über die Curve c.

---

[1]) Développements de géométrie, Paris 1813, p. 278 etc. Siehe ferner Chasles a. a. O. und Salmon-Fiedler a. a. O.

Diese Lage ist zugleich eine Gleichgewichtslage eines unausdehnsamen, vollkommen biegsamen Fadens, welcher mit dem einen Ende in A befestigt, durch einen längs der Curve c ohne Reibung gleitenden Ring M, hierauf durch einen in B befestigten Ring gezogen und am anderen Ende durch ein Gewicht gespannt ist.

Ist c der eine Focalkegelschnitt und A ein beliebiger Punkt des anderen, so heißt AMB für den Fall des Minimums eine gebrochene Focaldistanz des Punktes B und in dem speciellen Falle, wenn A ein Scheitelpunkt des zweiten Focalkegelschnittes, somit ein Hauptbrennpunkt ist, eine gebrochene Hauptfocaldistanz des Punktes B. Mit Hilfe dieser Begriffe gelangt der Verf. zu folgenden merkwürdigen Sätzen:

„Für jeden Punkt eines Ellipsoides ist die Summe der beiden gebrochenen Hauptfocaldistanzen vom 1. und 3. oder 2. und 4. Hauptbrennpunkte constant und wird der Winkel der beiden Distanzen von der Normale des Ellipsoides halbiert."

„Für jeden Punkt eines Hyperboloides ist die Differenz der beiden gebrochenen Hauptfocaldistanzen und zwar beim einschaligen vom 1. und 2. oder 3. und 4., beim zweischaligen vom 1. und 4. oder 2. und 3. Hauptbrennpunkte constant und wird der Nebenwinkel der beiden Distanzen von der Normale des Hyperboloides halbiert."

Hieraus und aus den Dupin'schen Sätzen über die Focalkegelschnitte ergeben sich noch allgemeinere Sätze, nach welchen für jeden Punkt einer Mittelpunktsfläche die Summe oder Differenz der gebrochenen Focaldistanzen von zwei in gewissen Intervallen willkürlich gewählten festen Punkten der Focalkegelschnitte constant ist.

Der oben citierte Satz über die Focaleigenschaften des Ellipsoides führt zu einer einfachen Fadenconstruction dieser Fläche. Das erforderliche Modell [1]) besteht aus den beiden aus dünnem Draht hergestellten Focalkegelschnitten und einem Verbindungsstück, welches jene in der richtigen Lage festhält. Im vorliegenden Werke fehlt die naheliegende Bemerkung, dass dasselbe Modell auch zur Fadenconstruction der beiden Hyperboloide benützt werden kann. Man hat zu diesem Zwecke die von Finsterwalder im Aufsatze: „Über die Fadenconstruction des Ellipsoides" [2]) beschriebene und durch eine Zeichnung illustrierte Anordnung der Fäden mutatis mutandis zu verwenden.

---

[1]) Nr. 110 des Modellkatalogs von L. Brill in Darmstadt.

[2]) Mathem. Annalen, Band XXVI, 1886, p. 555. Vgl. auch die vom Ref. im »Lehr- und Übungsbuche der Geometrie für Untergymnasien«, 1. oder 2. Aufl. 1885, bezw. 1886, Verlag von F. Tempsky, angegebene Fadenconstruction der Hyperbel.

Im zweiten Abschnitte werden in analoger Weise die Focaleigenschaften der Paraboloide behandelt. Jedem Paraboloide und überhaupt jedem System confocaler Paraboloide entsprechen zwei Hauptbrennpunkte, das sind die Brennpunkte der beiden in endlicher Entfernung liegenden Hauptschnitte, und zwei Focalparabeln, denen jeder der beiden Hauptbrennpunkte und zwar der einen als Brennpunkt und der andern als Scheitelpunkt entspricht, und deren jede mit dem ihr confocalen Hauptschnitte in derselben Ebene liegt.

Als Analogon zu den oben citierten Dupin'schen Sätzen ergibt sich in diesem Falle der folgende: „Für alle Punkte der einen Focalparabel ist die Differenz der Abstände von zwei festen Punkten der andern constant."

Nach einer eingehenden Besprechung der confocalen Systeme von Paraboloiden und der parabolischen Coordinaten eines Punktes im Raume gelangt der Verf. zu folgenden Sätzen:

„Für jeden Punkt eines elliptischen Paraboloides ist die eine gebrochene Hauptfocaldistanz gleich der Distanz von der Hauptdirectrixebene und wird der Winkel der beiden Distanzen von der Normale der Fläche halbiert." Die gebrochene Hauptfocaldistanz bezieht sich auf den vom Scheitel der Fläche entfernteren Hauptbrennpunkt A und ist über jene Focalparabel zu nehmen, zu welcher A als Brennpunkt gehört. Die Hauptdirectrixebene ist jene zur Achse des Paraboloides senkrechte Ebene, welche die Directrix des parabolischen Hauptschnittes mit dem Brennpunkte A enthält.

„Für jeden Punkt eines hyperbolischen Paraboloides ist die Differenz der beiden gebrochenen Hauptfocaldistanzen constant und wird der Nebenwinkel der beiden Distanzen von der Normale der Fläche halbiert."

In einem Anhange werden des Vergleiches halber die Focaleigenschaften der Kegelschnitte mittelst elliptischer, bezw. parabolischer Coordinaten abgeleitet und einige im Haupttexte benützte Begriffe und Sätze aus der analytischen Geometrie des Raumes erläutert.

Das vorliegende Werk setzt beim Leser verhältnismäßig wenige Vorkenntnisse aus der analytischen Geometrie und der Differentialrechnung voraus und zeichnet sich durch eine klare, in alle Specialfälle eingehende Darstellung aus. Die zahlreichen, den Text begleitenden Figuren machen die Ableitungen und Ergebnisse recht anschaulich und erleichtern dadurch das Studium des Werkes. Es ist zu erwarten, dass die von Staude gefundenen Focaleigenschaften der Flächen zweiter Ordnung im Kreise der Fachcollegen die verdiente Beachtung finden werden.

Graz. Dr. Franz Hočevar.

Die Grundgebilde der ebenen Geometrie von Dr. V. Eberhard, Professor an der Universität zu Königsberg i. Pr. 1. Band. Mit 5 Figurentafeln. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

Ausgehend von dem Grundgedanken, dass die Natur der gesetzmäßigen Raumgebilde aus der Eigenart der sie bestimmenden elementar abhängigen Punktsysteme sich entwickeln lässt, und von der Doppelaufgabe, die einfachsten unabhängigen Bestimmungsstücke eines beliebig gegebenen räumlichen, beziehungsweise ebenen Punktsystemes festzustellen und dessen vollständige Beschreibung aus diesen Grundbedingungen zu veranlassen, hat der Verf. in einer früheren Abhandlung die allgemeinen räumlichen Punktsysteme und deren Netze untersucht, wobei er zur Überzeugung kam, dass einer allgemeinen Theorie der planaren und linealen Netze eine Theorie ihrer räumlichen und ebenen Stammsysteme vorangehen müsse.

Das vorliegende Buch wird sich nach seiner Vollendung in drei Abschnitte gliedern, von denen der erste nun dem Leser vorgeführt wird: in die Ermittlung der unabhängigen Grundbedingungen einer endlichen ebenen Punktgruppe und in ihre vollständige Beschreibung aus denselben; in die systematische Entwicklung der verschiedenen Classen solcher Gebilde; in die Darstellung des Zusammenhanges zwischen den typischen Punktsystemen einer gegebenen Singularität und den positiven und ganzzahligen Lösungen einer bestimmten diophantischen Gleichung vom ersten Grade.

Die Entwicklungen der vorliegenden Schrift sind eigenartig und die auftretenden Fragen sowie auch die Methoden, welche deren Lösung anbahnen, sind neu, und aus diesen Gründen bietet das Studium des Buches erhebliche Schwierigkeiten. Dem Verf. muss Dank dafür gezollt werden, dass er die vorhandenen Schwierigkeiten einigermaßen dadurch reducierte, dass er in der umfangreichen Vorrede eine genetische Schilderung des Gedankenganges seiner Ausführungen und eine übersichtliche Zusammenstellung der hauptsächlichsten Resultate gegeben hat.

Lehrbuch der magnetischen und elektrischen Maßeinheiten, Messmethoden und Messaparate von Dr. Leo Grunmach, Professor an der kgl. techn. Hochschule zu Berlin. Mit 342 in den Text gedruckten Holzschnitten und vielen Tabellen. Stuttgart, F. Enke 1895.

Wir erblicken in dem vorliegenden Werke ein großartiges, in jeder Richtung gelungenes und dankenswertes Unternehmen, das — wie der Verf. richtig bemerkt — geeignet ist, eine theils vermittelnde, theils ergänzende Stellung zwischen den vorhandenen physikalischen und elektrotechnischen Lehrbüchern zu beanspruchen. Nachdem die elektrischen Messmethoden dank der vielen Arbeiten auf diesem Gebiete im letzten Decennium außerordentlich vermehrt und verfeinert wurden, nachdem wir nunmehr feststehende theoretische und praktische (technische) magne-

tische und elektrische Maßeinheiten besitzen, war es wünschenswert, eine Zusammenstellung der betreffenden Leistungen zu veranstalten und so ein orientierendes Buch für den Physiker und Elektrotechniker zu schaffen, das sich an die anerkannt besten Originalarbeiten in diesem Wissensgebiete anlehnt. Um alle wesentlichen Forschungen aufzunehmen, musste maßgehalten werden; die Theorie der Messmethoden wurde deshalb nicht in allen Fällen ausführlich gegeben, sondern nur zuweilen auf die Ergebnisse Rücksicht genommen; dasselbe gilt in gleicher Weise von der Theorie der Messinstrumente. Mit Dank und Anerkennung ist hervorzuheben, dass die große und umfangreiche Literatur des behandelten Gegenstandes in den Rahmen des Buches einbezogen wurde, dass ferner die angegebenen Tabellen den Eindruck von großer Vertrauenswürdigkeit machen, weil sie den besten Quellen entlehnt sind, dass endlich mit Figuren nicht gekargt wurde, welche, entweder schematisch, geeignet sind, eine Rechnung zu unterstützen oder eine Methode zu erläutern, oder ein klares Bild des Messinstrumentes liefern.

Der Verf. greift weit zurück: er gibt eine Darstellung der historischen Entwicklung und Begründung eines elektrischen Maßsystems, die als durchwegs gelungen zu betrachten ist, bespricht die drei Fundamentaleinheiten der Länge, Masse und Zeit und die Dimensionen der abgeleiteten Einheiten, erläutert in präciser Weise die Einheiten der mechanischen Wissenschaft. In umfassender Form werden die magnetischen und elektrostatischen Maßgrößen und deren Einheiten und die sich daranschließenden und auf dieselben basierten Messmethoden erläutert, nach Darstellung der Grundzüge der Elektrokinematik die elektromagnetischen Maßeinheiten, die elektrischen Normalmessgeräthe und die elektromagnetischen Messmethoden im allgemeinen abgehandelt. Unter den Widerstandsmessungen finden wir auch die nicht überall beschriebene Methode mittelst des Bolometers dargestellt; in dem Abschnitte über die Messungen der elektromotorischen Kräfte finden wir eine gelungene und für den Praktiker belangreiche Zusammenstellung der elektromotorischen Kräfte der galvanischen Elemente (Normalelemente im allgemeinen, Hydroelemente), der Accumulatoren und Thermoelemente. — Für die Theorie wertvoll sind die ausführlichen Bemerkungen über die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen elektrischen Maßsysteme mit besonderer Berücksichtigung der Methoden zur Bestimmung der sogenannten kritischen Geschwindigkeit, welche in vier Gruppen getheilt werden, je nachdem eine Vergleichung der Einheiten für Elektricitätsmengen, für die elektromotorische Kraft, für die Capacität, für den Widerstand vorgenommen wurde. Die Bedeutung der kritischen Geschwindigkeit in physikalischer Beziehung hat der Verf. im engsten Anschlusse an die Forschungen von Maxwell dargestellt und

dabei der berühmten Rowland'schen Versuche gedacht. — In dem Abschnitte über die Messung von Capacitäten und Inductionscoefficienten wird der Leser manche in den sonstigen Lehrbüchern wenig berührte Methoden finden, so z. B. die Messungen und Vergleichungen mittelst des optischen Telephons von Wien, das eingehend beschrieben wird.

Der Anhang enthält eine sachgemäße Darstellung der Grundgesetze der Photometrie, der Lichteinheiten und der älteren und heutzutage vielfach verwendeten Photometer, sowie eine lehrreiche vergleichende Zusammenstellung einiger Lichtstärken nach Violle.

Wir empfehlen das auch vorzüglich ausgestattete Buch, das geradezu als Lehrbuch zu betrachten ist, auf das beste den Physikern und Elektrotechnikern und zweifeln nicht, dass dasselbe sehr bald als nicht leicht zu missender Behelf bei den Arbeiten messender Art im physikalischen Laboratorium allgemein gewürdigt werden wird. Als Nachschlagebuch wird es dem messenden Physiker große Dienste leisten und demselben auch bei Anlage von Messinstrumenten, bei Aufstellung derselben von Vortheil sein.

Populär-wissenschaftliche Vorlesungen von Dr. E. Mach, Professor an der Universität Wien. Mit 46 Abbildungen. Leipzig, J. A. Barth 1896.

Vor kurzer Zeit wurden die populär-wissenschaftlichen Vorlesungen des berühmten Physikers und Philosophen Prof. Dr. E. Mach, welche derselbe seit einer Reihe von Jahren bei verschiedenen Anlässen gehalten hat, von der „Open Court Publishing Company“ gesammelt und eine treffliche Übersetzung derselben ins Englische veranstaltet. Dieselbe Sammlung, vermehrt um einige Abhandlungen, finden wir nun in deutscher Sprache veröffentlicht; in derselben treffen wir alte Bekannte, denen wir schon bei ihrem ersten Erscheinen volles Interesse entgegenbrachten und deren Wert über allen Zweifel erhaben ist. Der Verf. dieser Abhandlungen hat die große Gabe, in schlichten und bescheidenen Worten das anziehende und spannende Moment eines Problemes darzulegen, dabei aber auf die Anfänge desselben zurückzugehen und zu zeigen, wie die Aufgabe im Laufe der Zeiten mannigfache Wandlungen und Behandlungen erfuhr; allen seinen Arbeiten ist der Stempel der wahren inductiven Forschung aufgedrückt. Man kann behaupten, dass der Verf. in seinen populär-wissenschaftlichen Vorlesungen bestrebt war, dem Auditorium die Scheu vor wissenschaftlichen Fragen zu benehmen und demselben Interesse an der betreffenden Untersuchung einzuflößen, ferner dass vermöge der gelungenen, dem Verf. eigenartigen Darstellung ihm die Erreichung dieses Zweckes in vollstem Maße gelungen ist.

In dem ersten der vorliegenden Vorträge („Die Gestalten der Flüssigkeiten“) ist es dem Verf. darum zu thun, den Kern des Principes der kleinsten Oberfläche darzulegen. Problemen der

Akustik sind die folgenden drei Abhandlungen „Über die Cortischen Fasern des Ohres“, über „Die Erklärung der Harmonie“ und „Zur Geschichte der Akustik“ gewidmet, in welch letzterem Vortrage vorzüglich die grundlegenden Untersuchungen von Sauveur über Akustik besprochen sind. Von besonderem Interesse werden die Darlegungen der Unterschiede der Sauveur'schen Auffassung und jener von Helmholtz bezüglich mehrerer akustisch-physiologischer Probleme, z. B. der Consonanz, sein. In dem Aufsatze „Über die Geschwindigkeit des Lichtes“ finden wir in geistreicher und humorvoller Weise die Idee ausgesprochen, dass die von Olaf Römer, Fizeau durchgeführten Methoden zur Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit einer von Galilei gegebenenen Anregung entsprechen. Der physiologischen Optik angehörend sind die nun folgenden in der Sammlung enthaltenen Aufsätze „Wozu hat der Mensch zwei Augen?“, über „Die Symmetrie“ und die „Bemerkungen zur Lehre vom räumlichen Sehen“. In dem erstgenannten wird in klarer Weise der bekannte Satz durch Erfahrungen und Experimente dargethan, dass durch die vereinigte Wirkung beider Augen wir zur Kenntnis der Entfernungen und demnach auch der Körperformen gelangen, dass nicht nur im Leben des einzelnen, sondern auch in jenem der Menschheit, in der Culturgeschichte manche Erscheinungen sich aus der Thatsache erklären, dass der Mensch zwei Augen hat. In dem zweiten der erwähnten Aufsätze „Über Symmetrie“ zeigt der Verf., wie man von den Erscheinungen der physischen Welt ausgehend in das psychologische Gebiet der Sinneswahrnehmungen gelangen kann. Die folgende Abhandlung „Bemerkungen zur Lehre vom räumlichen Sehen“ dient zur historischen Erläuterung der früheren „über Symmetrie“. Sehr bemerkenswert ist der nachstehende Vortrag „Über die Grundbegriffe der Elektrostatik“, welchen der Verf. auf der internationalen Elektricitätsausstellung in Wien hielt. Bemerkenswert deshalb, weil mit Umgehung rechnerischer Details die genannten Begriffe mit seltener Schärfe gegeben sind und durch eine Reihe von gelungenen Beispielen erläutert werden. Der Aufsatz „Über das Princip der Erhaltung der Energie“ erschien zuerst in der englischen Zeitschrift „The Monist“ und stellt eine lichtvolle Darstellung und Erläuterung dieses Principes dar, wobei auf die Geschichte und die Wurzel dieses Principes besondere Rücksicht genommen wird. Die einzelnen Abtheilungen dieses Vortrages sind: der Satz vom ausgeschlossenen perpetuum mobile, die mechanische Physik, das Energieprincip in der Physik, die Vorstellungen über die Wärme (wobei der Verf. durch seine Schlüsse zu dem Ausspruche veranlasst wird, dass „es vollständig gleichgiltig ist und nicht den geringsten wissenschaftlichen Wert hat, ob wir uns die Wärme als einen Stoff denken oder nicht“), ferner die Conformität im Verhalten der Energien, die Unterschiede der Energien

und die Grenzen des Energieprincipes, endlich die Quellen desselben (Nachweis, dass das Princip des ausgeschlossenen perpetuum mobile dem modernen Energieprincipe zwar sehr nahe steht, mit demselben aber nicht identisch ist, da sich das letztere aus dem ersteren nur durch eine besondere formale Auffassung ergibt.) Noch allgemeinerer Natur sind die nun folgenden Vorträge über „die ökonomische Natur der physikalischen Forschung" und über den Wert der Erkenntnis der ökonomischen Natur der Wissenschaft bei der Würdigung einiger physikalischen Begriffe, ferner jener sehr gehaltvolle „Über Umbildung und Anpassung im naturwissenschaftlichen Denken", welchen der Verf. 1883 bei Antritt des Rectorates der deutschen Universität Prag gehalten hat und in dem die Darwin'schen Gedanken über Entwicklung und Umbildung auf den Denkprocess in Anwendung gebracht werden. Die Gedankenumwandlung erscheint dem Leser dieses Vortrages auf Grund der vorgeführten Schlüsse als ein Theil der allgemeinen Lebensentwicklung, der Anpassung an einen wachsenden Wirkungskreis. Der auf der Naturforscherversammlung zu Wien gehaltene Vortrag „Über das Princip der Vergleichung in der Physik" knüpft an die Bemerkung Kirchhoffs an, derzufolge es die Aufgabe der Mechanik sei, die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben. Der Verf. zeigt auf Grund der Betrachtungen der verschiedenen Errungenschaften der Physik, dass die Vergleichung bei den mannigfaltigsten Problemen dieser Wissenschaft die besten Dienste geleistet hat, dass den Worten Kirchhoffs ein „rein logisch-ästhetischer Sinn" beizumessen ist, und dass die Methode der Forschung fortschreiten wird, wenn die innere Verwandtschaft aller Forschung von den Förderern derselben berücksichtigt wird.

In der Abhandlung und dem Vortrage, welchen der Verf. bei Übernahme der Professur für Geschichte und Theorie der inductiven Wissenschaft an der Universität Wien im Herbste 1895 hielt, und der den Titel „Über den Einfluss zufälliger Umstände auf die Entwicklung von Erfindungen und Entdeckungen" führt, wird an der Geschichte der physikalischen Entdeckungen gezeigt, dass „die Erschließung neuer bislang unbekannter Thatsachengebiete nur durch zufällige Umstände herbeigeführt werden kann, unter welchen eben die gewöhnlich unbemerkten Thatsachen merklich werden" und dass „die Leistung des Entdeckers in der scharfen Aufmerksamkeit liegt, welche das Ungewöhnliche des Vorkommnisses und der bedingenden Umstände schon in den Spuren wahrnimmt". Sehr richtige didaktische Ansichten entwickelt Prof. Mach in dem Aufsatze „Über den relativen Bildungswert der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen". In demselben wird sine ira et studio der Wert der einen Richtung gegen die andere abgewogen; die

mitunter scharfen Bemerkungen des Autors von seinem Standpunkte als Naturforscher aus sind keineswegs gegen die philologische Forschung, sondern nur gegen die Auswüchse der Gymnasialpädagogik und Gymnasialdidaktik gerichtet. Vorzugsweise sind es auch wieder Gedanken über naturwissenschaftliche Forschung und Bemerkungen, welche der Verf. über das naturwissenschaftliche Denken seinem Leser vorführt und mit der Art der Forschung auf humanistischem Gebiete vergleicht. Er zeigt, dass die Naturwissenschaften und die Mathematik berechtigte Bildungselemente sind und dass „diese Fächer als Unterrichtsfächer für sich allein eine ausgiebigere materielle und formale Bildung, eine mehr zeitgemäße, eine allgemeinere Bildung erzeugen, als die philologischen Fächer für sich allein". Der Verf. spricht auch der selbständigen Schülerentwicklung, die selbstverständlich unter der Aufsicht und Förderung des Lehrers vor sich geht, das Wort und erklärt sich als entschiedener Gegner der Viellernerei. „Gedanken lassen sich nicht durch Häufung von Stoff und Unterrichtsstunden, überhaupt nicht nach Recepten herausbetzen und herausdressieren; sie wollen freiwillig wachsen." „Ich kenne nichts Schrecklicheres als die armen Menschen, die zu viel gelernt haben." Das sind zwei beherzigenswerte Sätze für jeden Schulmann. Das Aufgeben des systematischen Unterrichtes scheint dem Verf. eines jener Mittel zu sein, die diesen Übeln abhelfen könnten. Die Belastung der Schüler mit Einzelheiten soll vermieden werden. Nicht um Anhäufung von positivem Wissen, sondern um geistige Übung, um Erlangung jener Fähigkeit der selbständigen Anfassung und Durchdringung von Aufgaben handelt es sich in diesem Falle. Alle Unterrichtsfächer sollen dem Bedürfnisse einer allgemeinen Bildung entsprechen. Diese Ansichten, welche von den einsichtsvollen Schulmännern wohl allgemein ausgesprochen werden, sind heute in den meisten Culturländern auch jene der Unterrichtsbehörden, welche die Verordnungen für den Unterricht zu bestimmen haben. Man kann sagen, dass seit der Zeit des Entstehens dieses Vortrages oder dieser Abhandlung „Über den relativen Bildungswert der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen", also seit dem Jahre 1881, [illegible] dem Gebiete der Didaktik vielfache gesammelte Erfahrungen [illegible] Bahn gebrochen haben und Verwertung fanden, dass nament-[illegible] in methodischer Beziehung billigen Forderungen in entsprechender [illegible] Rechnung getragen wurde. Gerade in der classischen Philo-[illegible] sind in dem letzten Decennium die Unterrichtsmethoden so [illegible]ssert worden, dass man wohl mit gutem Rechte behaupten [illegible], es werde durch sachkundiges Festhalten an denselben der [illegible]einen Bildung unserer studierenden Jugend, dem Erwecken [illegible] idealen Sinnes derselben mächtig Vorschub geleistet.

Ref. kann zum Schlusse nur dem innigen Wunsche Ausdruck [illegible]e die vorliegende Schrift eines unserer bedeutendsten

Gelehrten recht viele Leser finden. An Anregungen wird es nicht fehlen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Prof. Dr. Karl Exner in Innsbruck schreibt uns über dasselbe Buch: Das Erscheinen dieses Werkes, reich an Gedanken und vollendet in der Darstellung, gleich interessant für den Fachmann wie den Laien, kann nur freudigst begrüßt werden. Von besonderem Interesse für den Leserkreis dieser Zeitschrift ist die Vorlesung „Über den relativen Bildungswert der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen", in welcher wichtige, die Organisation der Gymnasien betreffenden Fragen erörtert werden.

Die Redaction.

John Tyndall, Fragmente (neue Folge). Übersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn 1895. Preis 8 Mk.

In den vorliegenden „Fragmenten", dem letzten Werke Tyndalls, finden wir einige Abhandlungen populärwissenschaftlichen und autobiographischen Inhaltes. Wenn wir auch Gelegenheit hatten, an mehreren Stellen seiner bekannten Schriften Tyndall als Menschen von hohem Gefühle und von liebenswürdiger Persönlichkeit kennen zu lernen, so tritt er uns von diesem Standpunkte aus in der vorliegenden letzten Gabe näher. Neben seiner feinen Naturbeobachtungsgabe zeigt er sich in diesen „Fragmenten" auch als Gelehrter, dem inmitten seiner Studien das Interesse für andere Wissenschaften, für die Schöpfungen der Literatur, ja auch für unbedeutend erscheinende Tagesfragen nicht abhanden gekommen ist, so dass der Schluss wohl gerechtfertigt erscheint, dass Tyndall, dessen Bildnis das vorliegende Buch ziert, ein ganzer Mann gewesen ist, dessen umfassendem Blicke nichts entgieng.

Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit der Sonntagsheiligung in England und ist mit „Der Sabbath" betitelt. Er tritt in derselben dafür ein, die Ausnützung der Sonntage durch anregende Beschäftigung in mannigfacher Weise vorzunehmen; er zeigt sich auch in diesem Aufsatze als wahrer Apostel des Naturgenusses, der denselben in idealster Weise erfasst.

In der zweiten Abhandlung bespricht er nach einem Vortrage, den er in der Royal Institution gehalten hat, die Farbenlehre von Goethe, den er vielfach — was diesen Theil der Naturforschung betrifft — mit Newton in Vergleich zieht. Unter anderem spricht Tyndall den Satz aus, dem Ref. nicht vollends beipflichten könnte: „Newton enthielt sich dessen, wofür ihm die Begabung fehlte, während Goethe sich durch seine überreiche Natur verleiten ließ, eine Aufgabe zu übernehmen, zu der er weder

Anlage noch Beruf besaß und bei deren angestrebter Lösung seine Mängel offen zutage traten."

Die nun folgende Abhandlung über Atome, Molecüle und Ätherwellen liefert einen schätzenswerten Beitrag zur populären Darstellung der heute ausschließlich angenommenen Atomtheorie und eröffnet einige neue Gesichtspunkte.

Eine ausführliche Skizze über das Leben und Wirken des Grafen Rumford, des einstigen Benjamin Thompson, bringt die folgende Abhandlung, die nach einer kurzen Reihe von Vorträgen in der Royal Institution zusammengestellt ist. Diese bedeutende Persönlichkeit hätte kaum licht- und wirkungsvoller als Soldat, als Staatsmann, als Gelehrter geschildert werden können. Tyndall hat in dieser Abhandlung auch manches weniger wesentliche Detail vorgeführt. — Mit großer Pietät ist im Folgenden „Das Leben und Wirken von Louis Pasteur" dargestellt; diese Abhandlung ist eine Einleitung zu der englischen Übersetzung von Radots „Pasteur, Histoire d'un Savant par un Ignorant". In dieser Abhandlung wird uns eine mit feinem Verständnisse geschriebene und übersichtliche Darlegung der Arbeiten des französischen Gelehrten auf den Gebieten der Krystallographie und Bakteriologie vorgeführt.

In dem nun folgenden Aufsatze über den „Regenbogen und verwandte Erscheinungen" wird die Geschichte dieses Problemes gegeben und auf die Theorie des Regensbogens von Descartes und die Interferenztheorie dieser und ähnlicher Erscheinungen, besonders der überzähligen Regenbogen — allerdings nur in weiten Umrissen — eingegangen. — In der nun folgenden „Ansprache, gehalten in der Birkbeck Institution am 22. October 1884" schildert Tyndall in ansprechender, humorvoller Weise seine eigene Jugend und seine Studienjahre an den Universitäten Marburg und Berlin. Tyndall legt in dieser Abhandlung seinen Werdeprocess in beredter Weise dar.

Eine vielseitige, allgemein interessierende Studie ist die Abhandlung über Thomas Young; dieselbe enthält viele neue Gesichtspunkte, namentlich in Bezug auf den Antheil Youngs an der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen und seine Beziehungen zu Champollion. Die sehr lesenswerte Arbeit wird in die folgenden Abschnitte gegliedert: „Jugendjahre und erste Studien von Thomas Young", „Die Wellenlehre", „Über Energie", „Youngs Untersuchungen über Hieroglyphen". Die Hauptquelle für diese Arbeit ist Peacock „Youngs Leben". — Über seinen Aufenthalt in den Alpen, über die von ihm unternommenen Touren, über die mit scharfem Auge, richtiger [illegible] vorgenommenen Beobachtungen berichtet Tyndall auch in dem vorliegenden Buche in mehreren Aufsätzen: „Leben in den Alpen", „Allerlei Aufzeichnungen aus den Alpen", und [illegible] auch als gefühlvoller Dichter in dem kleinen Gedichte

„Ein Morgen auf der Lüsgen-Alp. — Von großer Pietät zeugen die „Persönlichen Erinnerungen an Thomas Carlyle“ und die kleine Abhandlung „Zur Enthüllung der Statue von Thomas Carlyle“. Diese Aufsätze können als willkommene Beiträge zur Carlyle-Literatur betrachtet werden. — Ein sehr ernstes Thema behandelt Tyndall in dem Aufsatze „Über Ursprung, Verbreitung und Verhütung der Tuberkulose“. In dieser Abhandlung wird in allgemein verständlicher Form auf die Arbeiten von Prof. Koch und besonders auf jene von Dr. Georg Cornet des Näheren eingegangen und es werden aus den experimentell erhaltenen Ergebnissen dieser Forscher die entsprechenden Nutzanwendungen gewonnen.

So sehen wir den berühmten englischen Physiker in seiner letzten, in trefflicher deutscher Übersetzung vorliegenden Schrift in Probleme vertieft, die an und für sich seinen speciellen Studien ferne liegen: die Universalität dieses leider so früh der Erde entrückten Geistes tritt uns in dieser Sammlung von Aufsätzen und Abhandlungen so recht vor Augen. Das vorliegende Buch verdient die weiteste Verbreitung, da es sich würdig den früheren Publicationen Tyndalls zur Seite stellt.

Die Projections-Einrichtung und besondere Versuchsanordnungen für physikalische, chemische, mikroskopische und physiologische Demonstrationen am Grazer physiologischen Institute. Als Leitfaden bei Anlagen und Versuchen beschrieben von Dr. Oskar Zoth, Assistenten des Instituts. Mit 25 Abbildungen im Texte und 6 Tafeln. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1895.

Dem schon oft gefühlten Bedürfnisse, die modernsten Projectionseinrichtungen kennen zu lernen, ist der Verf. dieser kleinen Schrift nachgekommen. Das Projicieren von Versuchen ist eine Kunst, die wie jede andere gelernt werden muss, und dies fühlt jeder, der zum erstenmale mit Projectionsapparaten zu thun hat. Dass die Projectionstechnik für den naturwissenschaftlichen Anschauungsunterricht den größten Wert besitzt, braucht nicht erst weitläufig auseinandergesetzt zu werden. Wenn auch die in der vorliegenden Schrift angegebenen Weisungen und Winke sich auf größere Verhältnisse beziehen, auf solche, denen das physiologische Institut in Graz, eines der besteingerichteten dieser Art, Rechnung tragen kann, so werden sich dieselben doch auch zum Theil auf kleinere und bescheidenere Verhältnisse übertragen lassen, und es wird so z. B. auch dem Lehrer der Naturwissenschaften durch die Veröffentlichung der in dem Buche enthaltenen Rathschläge ein Dienst erwiesen. In dem Buche wird zuerst die Anlage einer elektrischen Einrichtung mit Dynamo- und Accumulatorenbetrieb mit den für die Projection erforderlichen Einzelnheiten in ausführlicher Weise beschrieben, dann werden in mehreren Abschnitten die verschiedensten Methoden und besonderen Einrich-

tungen zur Projection erörtert, wobei die Projection von Laternbildern, die Versuche über subjective Farben, die Projection von Eprouvetten, die Projection der Angaben des Capillar-Elektrometers, des Projections-Myographions und der Projections-Sphygmograph, die stereoskopischen Projectionen, die Spectralversuche und die episkopischen Projectionen mit Klarheit und Ausführlichkeit beschrieben werden. Bemerkenswert sind auch die Erläuterungen über die Projections-Galvanometer und Projections-Mikroskope. Dankbar werden auch diejenigen, die das Schriftchen verwenden, dem Verf. deshalb sein, dass er ein genaues Verzeichnis der Bezugsquellen und Kosten hinzufügt, welches zur Orientierung nur gute Dienste leisten wird. Wir empfehlen das Buch jedem, der — wie es der Lehrer der Naturwissenschaften am meisten nöthig hat — in die Lage kommt, Pläne fertigzustellen, in welchen auf die objectiven Darstellungen von Naturerscheinungen Rücksicht genommen werden muss. Die vom Verf. gegebenen sachgemäßen Erläuterungen werden durch gut ausgeführte Figuren und Tafeln sicherlich nur gefördert erscheinen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. P. Volkmann, Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften und ihre Beziehungen zum Geistesleben der Gegenwart. Allgemein wissenschaftliche Vorträge. Leipzig, Teubner 1896. XII u. 181 SS.

Immer häufiger zeigt sich bei den namhaften Naturforschern der Gegenwart das Bedürfnis, das alte Band zwischen Naturwissenschaft und Philosophie von neuem zu knüpfen. Und mit Freuden kann bemerkt werden, dass dies nicht in der Form grundloser Speculationen geschieht, wie sie zu Schellings Zeiten jeden Fortschritt der Forschung zu hemmen drohten, sondern es sind ernste, tiefgehende Untersuchungen vorwaltend erkenntnistheoretischer Natur, wie sie uns in den Arbeiten von Helmholtz, Hertz, Paul und Emil Du Bois-Reymond, Mach, Boltzmann u. a. entgegentreten und die nicht bloß für die Philosophie, sondern rückwirkend auch für die Naturwissenschaften reiche Früchte tragen. Das zeigt sich auch in der vorliegenden Arbeit. Wenn der Verf. von dem Standpunkte seiner physikalischen Fachbildung den Versuch unternimmt, „an der Hand zweckmäßig gewählter Beispiele naturwissenschaftliches Material darzubieten, um an ihm die allgemeinen Formen zur Anschauung zu bringen, in denen sich das naturwissenschaftliche Denken bewegt und in denen überhaupt naturwissenschaftliche Erkenntnis zustande kommt“ (S. IV), und wenn er ferner zeigt, welchen bedeutenden Wert die Formen des naturwissenschaftlichen Denkens für das Geistesleben im allgemeinen haben (S. 115 ff.), so sind solche Untersuchungen sicher

geeignet, einerseits das Vertrauen in die Resultate der Naturforschung zu kräftigen, anderseits höchst wertvolle Beiträge für specielle Zweige der Philosophie, insbesondere für die Erkenntnistheorie und die Methodenlehre zu liefern. Je mehr Beziehungen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie aufgedeckt werden, desto mehr wird sich auch der scheinbare und doch die gegenseitige Befruchtung störende Gegensatz zwischen beiden Wissenschaften heben und desto mehr eröffnet sich der Philosophie die glänzende Aussicht, zu neuem Ansehen zu gelangen und ihre dominierende Stellung als das einigende Band aller Wissenschaften wieder zu erreichen.

Von diesem allgemeinen Standpunkte aus begrüßt der Ref. das Buch des Verf.s auf das freudigste. Es ist für den weiteren Kreis eines gebildeten und wissenschaftlich interessierten Publicums bestimmt und dieser Bestimmung entspricht auch die Form der Darstellung, nämlich die des allgemein verständlichen und doch auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Vortrages. Aus dem reichen Inhalte des Buches kann nur einiges hervorgehoben werden.

Der 1. Vortrag enthält einleitende Bemerkungen über den Standpunkt des Verf.s, das Geistesleben der Gegenwart und insbesondere über die Bedeutung der Naturwissenschaften für das letztere. Sie liegt nach dem Verf. in den denkbar allgemeinsten Beiträgen, die die Naturwissenschaften den Fragen menschlicher Bildung und menschlicher Erkenntnis zuzuführen imstande sind.

Der 2. Vortrag stellt vergleichende Betrachtungen über den erkenntnistheoretischen Wert der einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen an und kommt zu dem Resultate, dass gegenwärtig die Physik erkenntnistheoretisch von größerer Wichtigkeit ist als die Chemie und die Biologie (Zoologie, Botanik und die gesammte Medicin).

Der 3. Vortrag handelt über Induction und Deduction, und gibt als ein instructives Beispiel für den befruchtenden Charakter der gegenseitigen Durchdringung beider Methoden die Geschichte des Newton'schen Gravitationsgesetzes, des Satzes von der Erhaltung der Kraft und der Vorstellungen über Natur und Wesen des Lichtes. Daran reihen sich Betrachtungen über Voraussetzung und Folge, Gesetz und Hypothese, Analogie und Sprache.

Der Schwerpunkt des Buches liegt nach der Ansicht des Ref. in den höchst interessanten und lehrreichen Ausführungen des 5. und 6. Vortrages über Isolation und Superposition. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sind die in der Natur auftretenden Erscheinungen nicht einfache, sondern zusammengesetzte Vorgänge. Um nun die letzteren zu verstehen, muss es gelingen, einzelne Elemente aus dem zusammengesetzten Erscheinungscomplex in ihrer Reinheit zu isolieren und für sich zu studieren. Wenn wir wissen, welchen Antheil jeder einzelne Umstand

an der Gesammterscheinung trägt, dann erst beherrschen wir das Ganze. Es handelt sich also in erkenntnistheoretischer Beziehung um die Fähigkeit, „zusammengesetzte Erscheinungen richtig und logisch erlaubt zerlegt zu denken, bezw. zu zerlegen und die Fähigkeit, einfache Wirkungen richtig und logisch erlaubt zusammengesetzt zu denken, bezw. zusammenzusetzen", also um die Fähigkeit zu isolieren und zu superponieren, die Fähigkeit der Isolation und Superposition (S. 70). Die Erkenntnis, dass eine gegebene Bewegung, z. B. der Wurf oder die Planetenbewegung nicht ein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Vorgang ist, obwohl er uns als ein einfacher erscheint, und die Zerlegung dieser Bewegung in ihre einfachen Componenten ist ein Isolationsprocess. Umgekehrt ist das Zusammenwirken von Kräften, die auf denselben Punkt einwirken, zu einer Resultanten nach dem Gesetze vom Parallelogramm der Kräfte ein Beispiel für den Vorgang der Superposition. An einer Reihe weiterer Beispiele zeigt der Verf. die Bedeutung dieser Erkenntnisprincipien für die Physik und untersucht noch, sich von dem Gebiete der Physik auf einen allgemeinen Standpunkt erhebend, ihre Beziehung zu dem Verhältnis zwischen Abstractem und Concretem, Theorie und Praxis, Schule und Leben, Wahrheit und Irrthum, Denken und Sein, um zu zeigen, dass die Erkenntnisprincipien der Isolation und Superposition nicht nur für das Gebiet der Naturwissenschaft, sondern auch für die Erfassung des Geisteslebens überhaupt von fundamentaler Bedeutung sind.

Der 7. Vortrag steht in naher Beziehung zu den beiden vorhergehenden. Er betrifft die Einführung des Begriffes der Größenordnung in das Gebiet der Erkenntnistheorie. Vergleichen wir die Isolationselemente eines zusammengesetzten Erscheinungscomplexes nach ihrer Größenordnung, so kann es sich in gewissen Fällen zeigen, dass die einzelnen Elemente Größen von erheblich verschiedenem Werte darstellen. In solchen Fällen kann es unter Umständen von Vortheil sein, die ganze Aufmerksamkeit der Rolle des bedeutendsten Isolationselementes zuzuwenden und die Rolle der anderen erst in zweiter Linie zu studieren, ja sogar kleinere Werte größeren gegenüber zu vernachlässigen, damit eben die Bedeutung des größeren, für den Verlauf der Erscheinung wesentlichen Elementes desto klarer hervortrete. Der Begriff des Wesentlichen hat in diesem Falle eine größere Bedeutung als der des Vollständigen. Das zeigt sich beim ersten Kepler'schen Gesetz, demzufolge sich die Planeten in Ellipsen bewegen, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt. Dieses Gesetz ist nur im wesentlichen richtig; es ist nicht vollständig richtig, weil es die Abweichungen der Bahn von der reinen Form der Ellipse, wie sie durch die Einwirkungen anderer Himmelskörper verursacht werden, nicht zum Ausdruck bringt. Aber es wäre gänzlich verkehrt, das Gesetz deshalb als unrichtig verwerfen zu wollen; denn

es enthält eine Aussage, die für die Anschauung unentbehrlich ist und für viele Zwecke (besonders Unterrichtszwecke) ausreicht, und selbst in jenen Fällen, in denen sie nicht ausreicht, den Ausgangspunkt für weitere, genauere Aussagen bildet und bilden muss (S. 112).

Der 8. und 9. Vortrag stellt sich die Aufgabe, Anknüpfungspunkte für die bisher behandelten erkenntnistheoretischen Grundzüge der Naturwissenschaften mit dem Geistesleben der Gegenwart zu finden. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über den Wert der Formen des naturwissenschaftlichen Denkens für die allgemeine Bildung.

Der letzte Abschnitt endlich gibt Ergänzungen und Zusätze zu dem bisher gewonnenen erkenntnistheoretischen Materiale.

Ref. hat das Buch mit großem Interesse gelesen und kann es mit gutem Gewissen dem weiteren Leserkreise, für den es bestimmt ist, auf das wärmste empfehlen. Nicht bloß der auf dem strengen Standpunkte der Wissenschaft stehende Naturforscher und Erkenntnistheoretiker von Fach, sondern jeder wissenschaftlich Gebildete wird vielfach Belehrung und Anregung finden. Der Leserkreis der Zeitschrift f. d. ö. Gymn. sei noch im besonderen darauf aufmerksam gemacht, dass der Verf. da, wo er die auf dem Gebiete der Physik gewonnenen Resultate auf das Gebiet des Geisteslebens im allgemeinen überträgt, auch für die Methode des Unterrichtes manches Treffende und Beherzigenswerte sagt, wie z. B. in den Bemerkungen über den Wert der gegenseitigen Durchdringung der Induction und Deduction beim Unterrichte (S. 53 f.) und über das Verhältnis von Schule und Leben (S. 93 f.). Und welche Bedeutung kommt denn nicht den Principien der Isolation und Superposition für den praktischen Unterricht überhaupt zu? Die psychischen Vorgänge im Schüler während des Unterrichtes sind nicht minder zusammengesetzte Erscheinungscomplexe wie die physischen Vorgänge in der Natur. Empfindung, Anschauung, Wahrnehmung, Association, Reproduction, Einbildungskraft, sinnliche und höhere Gefühle usw. sind psychische Componenten, die der Lehrer mit bewusster Absicht im Schüler erregen muss, um eine einheitliche Resultante zu erzielen. Um aber gerade die gewünschte Resultante zu erhalten, muss er vor allem den Bildungswert der einzelnen Componenten durch gesondertes Studium derselben erkannt haben, um sodann bei ihrer Superposition zu einer Gesammtwirkung nach dem Principe der Größenordnung gerade jene Componenten besonders stark zu erregen, die eben für den gewünschten Erfolg wesentlich sind.

Wien. Franz Lukas.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die deutschen Personennamen in der Schule.

Die Fülle und Schönheit der deutschen Personennamen ist so groß, so oft bewundert und gepriesen worden, dass es nicht ausbleiben konnte, dass man wiederholt versucht oder doch die Schule aufgefordert hat, auch ihren Schülern einen Einblick in diese reichen Schätze, dieses wichtige Erbgut der Ahnen, zu gewähren und das Verständnis dieser Erbschaft zu erschließen.[1] Wenn wir die Fremdlinge, die in unsere Sprache Aufnahme gefunden haben, in ihrer Umwandlung verfolgt haben, wenn wir die Gesetze der Wortbildung gelehrt haben und das Walten der Lautgesetze klar gemacht ist, wenn endlich die älteren Formen in der Lectüre mittelhochdeutscher Texte Verständnis gefunden haben und dadurch eine Einsicht in das historische Entstehen der heutigen Sprachformen angebahnt ist, dann ist es in der That nicht mehr zu schwierig, auch den deutschen Namen etwas näher auf den Grund zu schauen, und es ist nicht zu rechtfertigen, wenn man an ihnen wie an etwas Unver-

---

[1]) Vgl. Engelien, Grammatik der nhd. Sprache für höhere Bildungsanstalten und Lehrerseminare, S. 270 ff. M. Geistbeck, Grammatik d. deutschen Sprache f. höh. Lehranstalten, S. 40 ff. Rudolf Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht (4. Aufl.), S. 117 ff. Besonders möchte ich verweisen auf den Aufsatz von W. Münch »Ein Blick in das Leben der Muttersprache als Bedürfnis des deutschen Unterrichtes« (im I. Bande der Zeitschr. f. d. Unterr. S. 412 ff.; wieder abgedruckt in Münchs Vermischten Aufsätzen über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen, 2. Aufl., S. 39 ff.). Hier heißt es (S. 67 d. Aufsätze, 437 d. Zeitschr.): »Das ganze Gebiet möchte ich nicht verlassen sehen ohne ein besonderes Feld zu berühren: nämlich die deutschen Namen, Personen- wie Ortsnamen, aus Vergangenheit und Gegenwart. Denn Namen, die einen Sinn in sich tragen, dumpf hinnehmen, wie bloße Chiffern, das schien mir von je eine bedauerlich ungünstige Gewöhnung. Es steckt ein schönes Stück innerer deutscher Geschichte in den Namen, und Interesse dafür zu wecken ist nicht schwer, es ist gewissermaßen »latent« vorhanden. Zur rechten Stunde etwa 50 Ortsnamen oder 100 Personennamen aufzuhellen, ist gut thunlich, und es ist keine Spielerei.« — In der Ministerial-Verordnung vom 14. Januar 1890 sind die Lehrer des Deutschen in den oberen Classen ausdrücklich an ihre Verpflichtung erinnert, die Schüler bei sich bietender Gelegenheit auf die sprachbildenden Elemente hinzuweisen und »die bereits gewonnenen Kenntnisse in der deutschen Sprache zu erweitern und zu vertiefen«.

ständlich-Willkürlichem vorbeigeht und sie ganz unbeachtet lässt. Es werden die griechischen Namen in ihrer Schönheit gewürdigt: es sollte doch auch irgendeinmal in der Schule darauf verwiesen werden, dass die alten deutschen Namen nicht weniger schön, nicht weniger zahlreich und mannigfaltig sind; dass in ihnen ein Sinn liegt, der einmal auch voll verstanden worden ist, der uns über die Eigenart der alten Germanen Aufschluss gibt. Andererseits lässt sich die Triebkraft und der Reichthum der deutschen Sprache gar nicht anschaulicher machen, als wenn man einmal verfolgt, welche Massen von Namen aus einem oder ein paar Stämmen erwachsen sind.

Das Interesse der Schüler kommt solchen Erklärungen entgegen, und wenn sie nur in der rechten Weise gegeben werden, dauert es über die Schulzeit fort. Nur will im deutschen Unterrichte die Zeit nicht recht langen, auch noch diesen Gegenstand als Last zu anderen Lasten zu legen — aber als Last soll es doch auch nicht empfunden werden, es müsste die Lust vorwiegen, und viel Zeit würde es nicht beanspruchen. Zuerst würde es genügen, wenn das Lesebuch der VI. Classe eine halbe Seite den germanischen Eigennamen widmen wollte und etwa im Anschlusse an Scherer (Geschichte der deutschen Literatur, S. 10) Folgendes brächte

Wir besitzen viele Hunderte von Personennamen bei allen germanischen Völkern und sie reichen ins höchste Alterthum hinauf. Sie bezeichnen Musterbilder des Lebens, Ideale, denen die, welchen diese Namen gegeben wurden, nachstreben sollten. So geben uns die altgermanischen Personennamen Kunde von allem, was unsere Vorfahren für wünschenswert hielten. Die Namen der Männer drücken aus: Klugheit, Stärke, Unverzagtheit, wagenden Muth, kriegerische Geschicklichkeit. Die Frauennamen reden wohl auch zuweilen von Liebe, Schönheit, öfter von dem trauten Walten im umfriedeten häuslichen Kreise, dem weisen Rath, den die Frauen zu geben hatten; die weitaus meisten Namen der Frauen zeigen auch diese des Kampfes froh, Waffen führend, zum Siege stürmend — wie die Walküren der germanischen Mythologie.

Wie die griechischen sind auch die germanischen Personennamen mit wenigen Ausnahmen (Ernst, Karl) Zusammensetzungen zweier Worte. Die am häufigsten verwendeten Wortstämme lassen sich nach der Bedeutung leicht in Gruppen ordnen. Eine solche bilden gleich die Bezeichnungen der göttlichen Wesen: got, ans (Asen), alp (Elben, Elfen) und der den Göttern heiligen Thiere: hraban (Rabe), wulf (als zweites Wort in der Form -olf) und eber. Außer diesen begegnet nur noch der (Bär) und ar, aran (Aar) häufiger in Namen. Am zahlreichsten sind da die Ausdrücke für Kampf und Streit. Kampf bedeuten die Worte: hilt, gund (gûd), hadu (Hader), wîg oder wîk (weigern), wozu der Sieg und der Friede gehört, sowie die Waffen, mit denen der Sieg erfochten wird: gêr, brünne, îsen, brand (Brand; ital. brando Schwert), ort (Spitze), ecke (Schneide), sahs (Messer), helm, barte (Barte, Axt), rant (Schild). Schutz bezeichnen: munt, burg, berg (bergen), gard (Garten, Umfriedung) u. a., sie werden besonders gern zur Bildung von weiblichen Namen verwendet. Oft erscheint walt an zweiter Stelle des Wortes als -ualt, -olt

(Gewalt, vgl. lat. valere), mag-, magan, megin oder mein- (Macht, vermögen), und Macht verleihen nicht nur körperliche Kräfte, sondern vor allem geistige: ragin oder rein- (Rath), rat (rad), dank (Gedanke), hugu, hug (Gedanke). Die Zugehörigkeit zum Volke bezeichnet volk, liut, diet, kuni und adal (Geschlecht), hari (Heer), rīch (Herrscher), und daran schließt sich land, ōt (od, aud, ead, ed) und uodal (Erbe, Besitz); win Freund. Erwünschte Eigenschaften bezeichnen hard (*κρατ-ος*), beraht, bert (glänzend), brūn (dunkel glänzend), dag (leuchtend), hlud, lud oder chlod (*κλυτ-ος*), hruod (Ruhm), mār (mære, berühmt), bald, nand (kräftig, schnell), kuon (kühn) und endlich muot (Wage-Muth). — Dieselben Namen, die die alten Germanen mit diesen und anderen Worten gebildet haben, leben auch bei uns noch fort, nur meist so abgeschliffen und entstellt, dass sie nicht leicht erkennbar sind. —

Dem Lehrer wird es nicht schwer werden, ein solches Wörterverzeichnis zu beleben, wenn er die Namen, die in der Geschichte vorkommen oder die Namen der Heldensage mit seiner Hilfe deutet; sehr leicht ergibt sich z. B. die Deutung von Liutbrand, Rôderich, Chlodwich, Theodorich, Theodobert, Dagobert, Sigibert, Alboin (alb-win), Geiserich (goth. gais-, gr. *γαῖσον* = gēr), dann Siegmund, Siegfried usw. — Für die Deutung jetzt noch gebräuchlicher Vornamen wählt man am besten die gerade in der Classe vertretenen. Kann man dem Unterrichte selber nicht eine halbe Stunde entziehen zu solchem Zwecke, so findet sich vielleicht im Laufe des Jahres einmal eine Stunde, wo der Lehrer des Deutschen in Vertretung eines plötzlich verhinderten Collegen in die Classe kommt und da auf die Namen zurückgreift — eine solche Stunde ist dann gewiss nicht verloren.

Ausschließlich zum Zwecke einer solchen gelegentlichen Verwendung will die folgende Tabelle dienen. Sie will begreifen lehren, dass auch unsere Familiennamen nicht sinnlose Lauthäufungen sind, die dem Spiele der Willkür ihre Entstehung danken, sondern auch historisch geworden sind und zwar so geworden sind infolge des Waltens derselben Gesetze, die für die Umbildung unserer Sprache im Laufe der Jahrhunderte überhaupt wirksam waren. Der größte Theil unserer deutschen Familiennamen geht auf Personennamen („Vornamen“) zurück, und diese sind gerade fast die unverständlichsten. Jeden solchen Namen nach seinem Herkommen zu deuten und zu erklären, ist sehr schwer und geht weit über die Kräfte der Schüler, das braucht nicht erst versichert zu werden; aber um die Principien, die die Umformung dieser Namen verursacht haben, den Gang der Umgestaltung zu begreifen, dazu bedarf es nicht mehr, als die Schüler, die mittelhochdeutsch gelesen und die Gesetze der Wortbildung kennen gelernt haben, ohnehin schon wissen. Der didaktische Wert beruht gerade darauf, dass die Erklärung dieser Namen einmal zeigt, wozu jene Dinge gut sind, eine Anwendung des Gelernten ermöglicht und dadurch seine Einprägung, Befestigung im Geiste fördert (vgl. Willmanns Didaktik II[2] 332).

Wie aus Attila Etzel, aus Thiudareiks Dietrich wird, haben wir Heft 1, S. 87 dieser Zeitschrift nach den Consonanten verglichen. Von

den Vocalen wird a durch folgendes i umgelautet (das zeigt ja auch das nhd. gut — gütlich, roth — röthlich usw.); nachfolgendes a wirkt angleichend auf das vorhergehende u (oder i); in Silben, die keinen Ton haben, werden die Vocale zu e oder sie fallen ganz aus oder ab (Umlaut, Brechung, Schwächung, Synkope und Apokope). Von Consonanten zeigt sich ein Wechsel in den Reihen der Mutae, indem sich auch da in manchen Fällen Eindringen der niederdeutschen Sprachformen zeigt und öfter auch eine Angleichung (Assimilation) der benachbarten Consonanten. — Wenn wir längere Namen führen, werden diese in der Familie gewöhnlich gekürzt und ein Wilhelm wird Willi, ein Rudolf Rudi geheißen. So war es schon in uralter Zeit; aus einem mit hug- gebildeten Namen (z. B. Hugbalt, Hugwin) ist Hugo geworden, aus einem mit kuon- gebildeten (Kuonrad etwa) Kuno, aus Gerhard, Gerbert u. dgl. Gero usw. Man nennt dergleichen einstämmige Kürzung. Es kann aber auch ein oder der andere Laut aus dem zweiten Theile des Namens dazu genommen werden und so eine zweistämmige Kürzung entstehen: Kurt aus Kuonrad (Kunrat) ist eine solche, oder Gert aus Gerhard (Gerhart), Rolf oder Rulf aus Rudolf.

Im traulichen Verkehr gebrauchen wir besonders Kindern gegenüber gern Verkleinerungsformen; kein Wunder, wenn auch die Personennamen allerhand Deminutivbildungen erfahren haben. Die bekannten Suffixe zur Bildung von Deminutivformen sind -lein oder auch bloß -el (Büchel, Brettel) und -chen, nd. -ken oder -ke (Männeken statt Männchen); sie bewirken meist Umlaut, denn in den ältesten Zeiten stand vor dem l noch ein i. Die gothischen Namen Attila und Wulfila sind Deminutiva, und diesem -ila entspricht hd. -ilo, es ist nur dann auch bei diesen Vocalen Schwächung und Abfall oder Ausfall (Apokope oder Synkope) eingetreten. Aus Hugo wird Hugilo, das müsste heute Hügel heißen; aus Udo (Udalrich, Ulrich) kann Udilo gebildet werden, das gibt die heutige Form Udel, Udl oder auch Uhl; aus Hartmut (oder einer andern Zusammensetzung mit hart-) entsteht Hartilo, daraus Härtel, Hartel, Hartl. Solche Formen werden sofort als Familiennamen erkannt. Ähnlich ist es bei dem Suffix -ke; aus Dietiko entstand Tiedge und Tieck. Nun kommt aber bei den Namen noch ein anderes Suffix zur Bildung von Deminutiven zur Anwendung: z; es wird an den ersten Theil des Namens angehängt, auch dieser oft noch verstümmelt (Fritz aus Friedrich), dafür kann aber dann noch ein anderes, zweites Suffix angehängt werden (-l, -k), denn einen Fritz kann man auch Fritzchen oder Fritzerl nennen. — Natürlich können auch zweistämmige Kürzungen Verkleinerungsformen bilden, z. B. aus Landberaht, Lamprecht, Lampo oder Lambo (Lampe) werden, und daraus Lampel oder Lambel.

Damit sind die Umbildungen der Namen noch nicht zu Ende. Es können nämlich auch Patronymika gebildet werden durch Anfügung des Genetiv -s oder -in (-en) oder des Suffixes -ing oder durch Zusammensetzung mit Sohn (-son, -sen) oder Mann. Die Namen sind zum Theil auch latinisiert worden (Nominativ- oder Genetiv-Ausgang) und es sind endlich auch manche umgedeutet worden in der Weise der Volksetymo-

logie. Welche große Zahl von Namen so aus einem oder zwei Stämmen entstehen konnte, mag die folgende Übersicht zeigen. 1. Gibt eine alte Form des Namens, 2. eine spätere Form, 3. eine einstämmige Kürzung, 4. die Deminutivform auf -ilo, 5. auf -zo, 6. auf -zilo, 7. auf -ko (-iko), 8. auf -ziko, 9. eine zweistämmige Kürzung, 10. Patronymika, 11. Latinisierungsformen, 12. Umdeutungen. — Die thematischen, alten Formen sind durch den Druck von den heute noch gebräuchlichen (meist bekannten) Namen geschieden.

1.	*Kuonrad,*	*Thiudmar,*	*Godoberaht,*	*Haganrich,*	*Hruodolf,*	*Raginhard.*
2.	Konrad,	Dietmar,	Gottbert,	Heinrich,	Rudolf,	Reinhart,
		Diemer,	Göppert,	Hinrich,	Rodolf,	Reinert,
					Rodlof,	Rennert,
						Renard.
3.	Kuno,	*Dieto,*	*Godo* (*Goto*),	*Heino,*	*Ruodo,*	*Reino,*
	Kühne,		Gude, Guthe,	Heine,	Rothe,	Rein.
	Kühn,		Goethe,			
	Kuhn,					
4.	*Kunilo,*	*Dietilo,*	*Godilo,*	*Heinilo,*	*Ruodilo,*	*Reinilo.*
	Kühnel,	Dietel, Dittel,	(*Godlo*),	Heinel,	Rudl,	Reinel.
		Thiel, Till,	Gollo, Golo,	Heinl,	Rüdl,	
			Göttl,		Rödl,	
					Riedl,	
5.	*Kunzo,*	*Diezo,*	*Godizo,*	*Heinzo,*	*Ruzo,*	*Reinzo,*
	Kunz,	Dietz, Tietze,	Götz, Götze,	Heinze,	Ruß,	Renz.
	Conz,			Heinz, Hinz,		
	Conze,					
6.	*Kunzilo,*	*Diezilo,*	*Gozilo,*	*Heinzilo,*		
	Künzel,	Dietzel,	Götzl,	Heinzl,		
		Tietzl, Dießl,				
7.	*Kuniko,*	*Dietiko,*	*Godiko,*	*Heiniko,*	*Rudiko,*	*Reiniko,*
	Könnecke,	Tiedge,	Goedeke,	Heinecke,	Rudig,	Reineke,
		Tieck,		Henke,	Rotteck,	Ranke.
8.				Hanke,		
	Kunziko,	*Dieziko,*				
9.	Kunzek,	Tietzke,				
	Kurt,	*Dimo,*	*Gobo,*		Rolf,	
	Korte,	(*Dimiko*)	(*Gobilo*)		Rulf,	
	Körte,	Diemke,	Göppel,			
10.	Kühns,	Tiedemann,	Goding,	Heinzen,		Reinerts.
	Köns,	Tittmann,	Gutmann,	Heinichen,		
	Konegen,	Tillmann,	Göttling,			
			Götzen,			
11.	Curtius,			Henrici,	Rolfus,	Reinardus.
	Conrady,			Heinsius,		
				Heineccius,		
12.	Kurz,			Hähnel,	Rollfuß,	Reinerz,
					Rothlauf	Reinherz,
					(aus Rodlof),	Reinharz.

Den Schluss einer solchen Betrachtung der Namen mag der Hinweis auf die Schwierigkeit bilden, alle die verschiedenen Namen zu deuten, oder auch darauf, dass es außer solchen Namen noch so viele andere Gattungen von Familiennamen gibt (von fremden Namen abgeleitet, vom Gewerbe, von Ortsnamen u. a.) — womöglich soll auf ein Buch verwiesen werden, das in der Schülerbibliothek zu haben ist[1]) und weitere Auskünfte über die Namen gibt.

Prag. W. Toischer.

Aus meiner Compositionsmappe.

(Ein Wort über latein. und griech. Schularbeiten im Anschlusse an Fr. Novotnýs Aufsatz in dieser Zeitschr. 1896, Heft 4, S. 360—362.)

Der Verf. der folgenden Zeilen bekennt von vornherein offen, dass er nicht der Ansicht Novotnýs bezüglich der Quelle für die lateinischen Schularbeiten im Obergymnasium ist. Auch er hat schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen der »Instructionen« den Inhalt der lateinischen und griechischen Schularbeiten dem gerade behandelten Autor, und zwar womöglich der jeweiligen jüngsten Lectüre aus demselben, entnommen und es natürlich seitdem erst recht immer so gehalten. Übrigens lässt sich nicht bloß der Phrasenschatz der jeweiligen Lectüre verwerten, sondern auch der Inhalt — denn dieser ist ja doch eigentlich identisch mit dem »vermittelten Stoffe« —, wenn man, wie der Verf. dieser Zeilen gewöhnlich vorgeht, ein Summarium des den Schülern zur häuslichen Bearbeitung aufgegebenen Stoffes zum Gegenstande der Schularbeit macht. An Übungsbüchern, »die nach diesen Grundsätzen gearbeitet sind«, fehlt es gerade nicht, wohl aber an der nöthigen Fülle des einschlägigen Stoffes in denselben, wie sofort gezeigt werden wird. Deshalb sind wir mit anderen Schulmännern der Meinung, der Lehrer solle die Texte zu den lateinischen, wenn möglich auch zu den griechischen Schularbeiten nach wie vor wirklich selbst bearbeiten. Die Bemerkungen Novotnýs über lateinische Schularbeiten im Untergymnasium übergeht der Unterzeichnete vorderhand, da er im zweiten Theile seiner Arbeit in Kürze darüber handeln will. Dass die lateinische Grammatik im Obergymnasium in ihren wichtigen Partien abgeschlossen ist, gibt jeder

---

[1]) Eine gute Einführung und Übersicht über das ganze Gebiet der Namen bieten die zwei Vorträge von A. Hruschka »Die deutschen Personen- und Familiennamen« und »Über deutsche Ortsnamen« (Prag, Vorträge d. d. Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, in Commission bei Härpfer). Außerdem wüsste ich nur über Personennamen Schriften zu nennen, die auch für die Schülerbibliothek geeignet sind, so das Namenbüchlein von Vilmar und das deutsche Namenbüchlein von Khull, wohl auch O. Abel, Die deutschen Personennamen. Das treffliche Buch von Heintze, Die deutschen Familiennamen (Halle 1882) ist für österreichische Schülerbibliotheken nicht geeignet, wird aber dem Lehrer die besten Dienste leisten. Etwas über die Eigennamen findet sich auch bei Behaghel, Die deutsche Sprache, S. 214 ff.

philologische Lehrer zu und wird auch im Lehrplane strenge gefordert; aber einigermaßen wird denn der Text dieser Schularbeiten doch noch „präpariert“ sein dürfen, insofern nämlich als etwa hie und da ein wichtiges Capitel der Grammatik, wie besonders die oratio obliqua usw., zur weiteren Einübung gelangen soll. Nun zur Hauptsache!

Es ist richtig, dass die Übungsbücher (besonders auch das Haulersche) „mehrere Absätze, die sich an die Lectüre der letzten vier Wochen inhaltlich oder stilistisch anlehnen“, enthalten, aber ebenso richtig dürfte es sein, dass viele Lehrer, und zwar ganz im Sinne der Vorschrift, gerade diese Stücke für die grammatisch-stilistischen Stunden verwenden, und was dann? Dann haben wir wohl kurz bewiesen, dass die Schularbeiten wegen Mangels an dem nöthigen einschlägigen Stoffe nicht leicht dem Übungsbuche entnommen werden können. Oder setzen wir noch den Fall, dass der Lehrer in einem Cyklus von Übungsstücken gerade nur eines, das ihm für die Schularbeit am besten zu passen scheint, in den grammatisch-stilistischen Lehrstunden unübersetzt lässt, so wird der Schüler den Stoff für die nächste Schularbeit nicht bloß „errathen“, sondern geradezu mit beiden Händen greifen können, was denn doch nicht zu billigen wäre. Nicht ganz widersprechen kann man Novotný allerdings bezüglich der beiden „Klippen“ des möglicherweise verfehlten Leichtigkeits- oder Schwierigkeitsgrades der Schularbeiten, wenn diese vom Lehrer selbst angefertigt werden. Doch macht auch hier, wie überall, Übung den Meister, und wer sich die nöthige Kraft nicht zutraut, hat ja laut „Instructionen“ das Recht oder, wenn man will, auch die Pflicht, zu einem passenden Übungsbuche zu greifen; solche Aufgabensammlungen gibt es aber heutzutage genug. Übrigens meint Novotný fast in e i n e m Athemzuge, „der gedruckte Text ist ja kein Evangelium“, man könne ja auch Änderungen vornehmen lassen. Wieweit, frage ich, sollen aber diese Änderungen gehen? Dreht es sich nur um das eine oder andere Wort, so gienge das noch an; sollte aber die eine oder andere Zeile geändert werden, so werde ich neuerdings Recht behalten: man dictiere dann lieber einen zu diesem Zwecke fabricierten oder einem Übungsbuche entlehnten Übersetzungsstoff.

Was den zweiten Punkt, den Novotný gegen das Dictieren ins Feld führt, betrifft, nämlich „dass durch das Dictieren vielzuviel Zeit unnöthig vergeudet wird“, so lässt sich auch dagegen mancherlei einwenden. Denn abgesehen davon, dass vier Stunden kein großer Zeitverlust sind, werde ich im zweiten Theile meines Aufsatzes zeigen, dass sogar nur zwei Stunden durch das Dictieren verloren gehen. Am Schlusse seines Aufsatzes gibt Novotný doch zu, „dass es sogar wünschenswert ist, dass ein- oder zweimal im Jahre in den beiden letzten Classen .... eine deutsch-lateinische Arbeit auch dictiert werde“. Die Geschichte vom „entsprechenden Umfange“ wollen wir gut sein lassen; es heißt auch da- Non multa, sed multum. Bewältigt übrigens der Octavaner in einer Stunde etwa zwei Quartseiten, so wird dann auch der Abiturient in zwei Stunden etwa vier Quartseiten treffen. Statt des hinfälligen Grundes mit dem „Zeitverluste“ könnte der Unterzeichnete einen ganz anderen, gewich-

tigeren für die Beibehaltung des Dictierens anführen, nämlich den, dass es nicht überflüssig ist, selbst Schüler der mittleren Classen noch im fehlerfreien Nachschreiben eines Dictates zu üben.

Somit sind wir mit Novotnýs Aufsatz zuende, und ich will dem werten Leser auch gleich verrathen, dass ich bald nach der Bekanntschaft mit N.s Abhandlung schon aus Neugierde einen Versuch mit der Septima unseres Gymnasiums nach dieser Richtung gemacht habe. Da jedoch gerade »Laelius« in Haulers Übungsbuch fehlt, war ich auf ein anderes Stück angewiesen, und ich wählte »Pro Q. Ligario« VII. bis »..... Hofmannes vereinigen«. Selbstverständlich erlaubte ich den Schülern die Benützung der sogenannten »Vorübungen«. Die Arbeit fiel nicht schlecht aus, doch erklärten mir die Schüler rundweg, dass ihnen meine eigenen Arbeiten lieber seien. Ja noch mehr! Dieselben Schüler sprachen sich mir gegenüber auch für dictierte Arbeiten aus dem Griechischen (Demosthenes) aus, als ich den mir zugewiesenen Probecandidaten veranlasste, die Schularbeiten aus Hintners Übungsbuch übersetzen zu lassen. Und doch war auch dieser Stoff anfänglich der Lectüre entlehnt, und den Schülern die Benützung des im Anhange befindlichen Wörterverzeichnisses gestattet. Darüber hätte sich Novotný überhaupt noch zu äußern gehabt, ob die Ausarbeitung der aus einem Übungsbuche vorgelegten Schularbeit mit oder ohne Vorübungen, mit oder ohne Fußnoten, mit oder ohne Wörterverzeichnis stattfinden soll. Doch jetzt genug hievon!

Da ich mir schon einmal vorgenommen hatte, zu Novotnýs Vorschlag Stellung zu nehmen, so erachtete ich es unter einem für angezeigt, ähnlich wie in meinen »Extemporalien« (Gymn.-Progr. Freistadt, Ob.-Ö., 1884), kurz darzulegen, wie ich mir die lateinischen und griechischen Schularbeiten für die einzelnen Classen einrichte. Hiefür schicke ich zwei allgemeine Punkte voraus. Seit vielen Jahren schon pflege ich den Schülern den jeweiligen Stoff der Schularbeit etwa acht Tage vor dem Termin der Arbeit selbst zur häuslichen Vorbereitung anzugeben, dann aber erlaube ich zur Schularbeit nichts anderes mitzubringen als Theke und Schreibzeug, alles andere müssen die Schüler ja doch im Kopfe haben. Damit aber eben kein Unfug vorkommen kann, darf z. B. weder der Primaner seinen Hauler, noch der Septimaner seinen Cicero mitnehmen. — Für die I. Classe wähle ich regelmäßig sechs nicht allzulange Sätze aus dem Übungsstoffe der abgelaufenen Woche, die ich durch Vertauschung der Numeri, später auch der Genera verbi und der Tempora usw. verändere. Vor lauter wörtlich dem Übungsbuche (z. B. Hauler) entnommenen Sätzen möchte ich warnen. Da wäre es freilich sehr leicht, eine äußerst günstige Statistik zu erreichen, wie meine lateinische Schularbeit der I. vom 13. April v. J. beweist: »vorzüglich« 12, 1. Classe 24, »nicht genügend« nur 1. — Was das Tempo beim Dictieren betrifft, so versteht sich von selbst, dass man überall, in allen Classen und Fächern, einen langsam schreibenden Schüler im Auge behalten muss, damit störende Fragen nach dem Dictat ein für allemal abgeschnitten werden. Die Einrichtung der lateinischen Schularbeiten für die II. ist in der Regel dieselbe wie in I. In der III. steht die Sache schon anders. Auf dieser Stufe haben

an Stelle der bisherigen Einzelsätze zusammenhängende Stücke zu treten. Ich wähle einige Capitel aus der jüngsten Nepos-Lectüre und benütze sie, meistens in der Form eines Summariums, zur Schularbeit. Zur Anwendung kommen darin selbstverständlich auch die wichtigsten Regeln aus dem mittlerweile in der Grammatik behandelten Stoffe. Der Umfang der Arbeit kann schon etwas größer sein als die sechs Sätze in I. oder die 7—8 in II., da ja auch eine etwas längere Zeit, nämlich eine volle Stunde, zur Verfügung steht. Ich ermittle den Umfang der Arbeit seit vielen Jahren so, dass ich den betreffenden Stoff (dies gilt für Latein in III.—VIII. und Griechisch in V.—VIII.) auf ein liniertes Quartblatt schreibe und bei mäßig eingebogenem Rande 15 Zeilen, etwas klein geschrieben, ausfülle. Das macht in den Schülertheken bei gewöhnlicher Schrift höchstens 1½ Seiten deutschen Text, und dies ist gewiss der richtige Umfang einer Arbeit für eine Stunde, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig. Das lässt sich nun in einer Viertelstunde ganz bequem dictieren, dazu braucht man keine halbe Stunde, wie Novotný meint. Entweder gab also Novotný die Arbeiten zu lang, was sehr bedauerlich wäre, oder er dictierte zu langsam. Die Arbeiten der IV., der Cäsarlectüre entnommen, schließen sich noch immer an gewisse Partien der Grammatik an; besonders geeignet erscheint gerade dieser Schriftsteller zur Einübung der schon in dieser Classe nöthigen oratio obliqua. Wieviele passende Capitel gibt es da, die vice versa bearbeitet werden können! Was die Arbeiten des Obergymnasiums anlangt, so ist nur zu erwähnen, dass einerseits die Dichterlectüre für Schularbeiten in der Regel nicht ausgenützt bleiben soll, andererseits aber manche Dinge vom Lehrer in dieselben aufgenommen werden können, „auf die er auf Grund etwaiger Observationen bei der Schullectüre Gewicht legen will“. Nicht bloß Livius, Sallust und Cicero können in den Kreis dieser Arbeiten gezogen werden, sondern auch ganz unbedenklich Tacitus in VIII., da ja der Schüler die „Eigenthümlichkeiten“ des taciteischen Sprachgebrauches kennen gelernt hat und sich vor ihnen bei der Schularbeit wohl zu hüten wissen wird. Was die Form dieser Arbeiten für V.—VIII. betrifft, gebe ich wenigstens jede zweite Arbeit in indirecter Darstellung, um die Schüler in der oratio obliqua tüchtig zu üben. Bezüglich der griechischen Arbeiten für III. und IV. gilt das über die lateinischen im Untergymnasium Gesagte. An dieser Stelle mag bemerkt werden, dass im ganzen und großen genommen der Grundsatz gelten soll, den nackten deutschen Text zu dictieren ohne Angabe eines lateinischen oder griechischen Wortes. Selbst die richtigen Tempora — Unterschied zwischen Imperfectum und Perfectum usw. — soll sogar der Primaner im 2. Semester mehr oder weniger schon ohne Hilfe finden. Wir sind ja nur allzusehr gewohnt, bei mündlichen Prüfungen dem Schüler entgegenzukommen: bei Schularbeit aber soll er ohneweiters zeigen, was er aus eigenen Kräften vermag. Diese Arbeiten dürfen für die Bestimmung der Semestralnote nicht allein ausschlaggebend sein, doch soll ihnen ganz entschieden ein großes Gewicht beigelegt werden. Ich für meinen Theil z. B. verlange zwei befriedigende Leistungen im Mündlichen, damit eine nicht

genügende Schularbeit aufgehoben werde. Auch die Arbeiten für das Obergymnasium können — wieder mit Ausschluss der Dichter — so eingerichtet werden, wie die lateinischen für diese Stufe. Nur wird man gut thun, sie etwas kürzer zu halten als die lateinischen, weil sie etwas schwieriger sind und den Schülern erfahrungsgemäß auch wirklich größere Schwierigkeiten bereiten.

Schließlich noch ein Wort über die Versetzarbeiten aus beiden classischen Sprachen. Die lateinischen in I. und II. und die griechischen in III. und IV. pflege ich so einzurichten, dass ich aus den gesammten Sätzen der Schularbeiten des 2. Semesters 8—9 Sätze herausgreife und sie etwas abändere. Auf diese Weise ist selbst den schwächeren Schülern Gelegenheit geboten — besonders bei etwas milderer Classification — doch noch ein »genügend« zu erlangen. Für die lateinischen Arbeiten der III. und IV. aus Nepos, resp. Caesar wähle ich etwas längere Abschnitte aus als es sonst der Fall ist. Die Übersetzungsaufgaben aus dem Autor im Sinne des Min.-Erlasses vom 1. September 1891 sollen aus mittelmäßig schwierigen Stücken herausgegriffen werden; doch möchte ich nicht den Anfang, vielmehr den Schluss eines Buches oder Gesanges wählen, da ja neugierige oder schlaue Schüler leicht bei der häuslichen Vorbereitung auf solche Stellen gerathen können. Ich wähle sie meistens mitten aus einem längeren Abschnitte und gebe den Schülern, wenn es nöthig ist, in kurzen Worten den Zusammenhang an. Was den Umfang dieser Arbeiten betrifft, soll man nach meiner Meinung jedenfalls über 25 Zeilen, resp. Verse nicht hinausgehen.

Freistadt (Ob.-Österr.). Josef Knöpfler.

Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen von Dr. W. Münch, königl. geh. Regierungs- und Provinzialschulrath. 2. verm. Aufl. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung 1896. 8°, IV und 350 SS.

Die im Jahre 1888 erschienene erste Auflage enthielt neun Aufsätze über folgende Themen: »Erziehung zur Vaterlandsliebe«, »Ein Blick in das Leben der Muttersprache als Bedürfnis des deutschen Unterrichts«, »Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule«, »Vom deutschen Unterricht an Realgymnasien«, »Zur Würdigung der Declamation«, »Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen«, »Englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand«, »Shakespeares Macbeth im Unterrichte der Prima«, »Einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts«. Alle diese Aufsätze sind ohne tiefgehende Änderungen in die zweite Auflage übergegangen, die außerdem folgende drei Abhandlungen bringt: »Die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks an unseren höheren Schulen«, »Sprachgefühl und Sprachunterricht«, »Das Verhältnis der alten und der neueren Sprachen im Unterricht«.

Zu einem Ganzen verbindet die Abhandlungen schon die allen gemeinsame, bald mehr bald minder deutlich hervortretende Beziehung auf

den Unterricht im Deutschen als centrales Lehrfach, aber mehr noch das eine gleichartige Ziel, dem überall zugestrebt wird, »über den unmittelbaren Aufgaben der Unterrichtsthätigkeit der höheren und höchsten sich bewusst zu bleiben, unter diesem Gesichtspunkte auch das Kleine und Geringe zu gestalten und das Überkommene und Gewohnte mit selbständigem Blick zu prüfen«.

Wer den schweren Schaden kennt, den »öde Routine« und »kühl nebeneinander her docierendes Fachlehrerthum« der Schule zufügen, wird es dem Verf. Dank wissen, dass er in beharrlichem Kampfe gegen diese Erbfeinde erziehenden Unterrichts mit Klarheit, Kraft und Wärme auf die höheren Aufgaben hinweist, denen sich jeder Lehrer unterziehen, die jeder Schulmann nicht bloß kennen und verstehen, sondern ins Gemüth fassen soll, damit das Streben nach ihrer Lösung seine ganze Thätigkeit durchdringe.

Welches sind aber diese höheren Aufgaben? Münch nennt im Vorwort zur ersten Auflage als besonders wichtig: Belebung des Stoffes, Verbindung der Bildungsstoffe, Beobachtung und Berücksichtigung der gesetzlichen Seelenvorgänge, Anregung zur Bethätigung, Hinausstreben über die Verstandesschulung zur Pflege der Empfindung.

Sollen diese Forderungen nicht unfruchtbare Schlagworte bleiben, so muss gezeigt werden, wie der Unterricht diesen Aufgaben gemäß im einzelnen zu gestalten ist. Es gilt also, »die Gesammtaufgabe in klare Einzelaufgaben zu scheiden«. Und dies thut Münch mit vorbildlicher Sorgfalt und mit einer Sicherheit, die nur reiche Erfahrung im Verein mit feinsinniger Beobachtung verleiht. Indem er diese Scheidung in Theilaufgaben so lange fortsetzt, bis er zu den einfachsten, tagtäglich zu stellenden Forderungen gelangt, weist er zugleich die Grundlagen nach, auf die gebaut, den Stufengang, der eingehalten werden muss, wenn die höheren Ziele erreicht werden sollen. Dabei kommt manche unscheinbare und deshalb gering geschätzte oder ganz vernachlässigte Aufgabe des Unterrichts in der deutschen Sprache, wie z. B. die Pflege deutlicher, sauberer Lauterzeugung, natürlicher Betonung der Rede, Einkleidung des sachlich Richtigen in richtige, bestimmte, gefällige sprachliche Form, zu verdienter Geltung, indem sie sich als wesensverwandt mit jener »Verehrung der Muttersprache durch die That« erweist, die zu den höchsten Aufgaben des Sprachunterrichts gehört, weil er durch ihre Lösung an seinem Theile mitwirkt an der Pflege vaterländischer Gesinnung. Und während uns Münch mit kundiger Hand den Weg zur Höhe zeigt, enthüllt er uns zugleich tausendfältige Gelegenheit, das Interesse der Jugend zu erregen, ihren Blick zu öffnen, ihre Vorstellungen zu berichtigen, sie zur Beobachtung anzuleiten; er weist die zahlreichen Berührungspunkte der verschiedenen Bildungsstoffe nach, erinnert an die belebende Kraft freudigen Wetteifers, an den hohen Wert vorbildlicher Leistungen des Lehrers, an die Macht ruhiger, fester Gewöhnung, tritt mit liebenswürdigem Eifer für das Recht des Herzens in der Schule ein und entwirft so das Bild eines Unterrichts, in dem »wahrhaft organisches Leben pulsiert«, der sich über handwerksmäßigen Betrieb empor-

hebt in die Sphäre der Kunst. Gedenken wir noch der Unbefangenheit und Selbständigkeit, die der Verf. in der Prüfung der überlieferten Lehrstoffe und Lehrmethoden bekundet, sowie der gewählten Sprache, in die er seine Ausführungen kleidet, so haben wir die wichtigsten unter den Vorzügen hervorgehoben, die Münchs Buch zu einer Leistung von hohem Werte machen, zu einer Leistung, deren Geltung sich keineswegs auf den Unterricht an Realschulen und Realgymnasien beschränkt, aus dessen Beobachtung die Aufsätze zunächst hervorgegangen sind.

So sei denn das Buch, auf dessen reichen Inhalt im einzelnen einzugehen hier nicht möglich ist, der österreichischen Lehrerschaft und insbesondere den Lehrern der Sprachen an den Mittelschulen auf das wärmste empfohlen. Den jüngeren, die noch »an der Schwelle des Lehramtes« stehen, wird es ein ebenso freundlicher als zuverlässiger Führer sein, den älteren schätzenswerte Bestätigung, Ergänzung und Berichtigung ihrer Erfahrungen bieten.

Wien. L. Lampel.

Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. A. Schmid, weil. Prälat u. Gymnasialrector. Fortgeführt von Georg Schmid, Dr. phil. IV. Band, 1. Abtheilung. Stuttgart, Cotta 1896. VIII u. 612 SS. Preis geh. 18 Mk.

Von diesem groß angelegten Hauptwerke zur Geschichte der Erziehung sind bisher der Reihe nach fünf Bände (I. II, 1 u. 2, III, 1 u. 2) erschienen und auch in dieser Zeitschrift besprochen worden, der letzte, III, 2, Jahrg. 1893, S. 363. Auch die neu erschienene 1. Abth. des IV. Bandes hält sich durchaus auf der Höhe der bisherigen Bände. Konnte die vorhergehende 2. Abtheilung des III. Bandes mit Recht als »Comenius-Band« charakterisiert werden, so lässt sich in dem geistig so mannigfach bewegten Zeitraume, den dieser Band umfasst (vom 30jährigen Krieg bis zum Ausbruche der französischen Revolution) ein derartiger Schwerpunkt der Darstellung nicht wohl angeben. — Ein erster Abschnitt behandelt die Bildungsbestrebungen in Deutschland während des 30jährigen Krieges; ein zweiter die Pädagogik des Pietismus, wobei A. H. Francke die verdiente eingehende Würdigung erfährt; der dritte Abschnitt bringt eine sorgfältige Darstellung J. Lockes; der letzte und umfangreichste Abschnitt endlich ist der Bildung und dem Bildungswesen in Frankreich während des 17. und 18. Jahrhunderts gewidmet. Und gerade dieser letzte Abschnitt, aus der Feder v. Sallwürks, kann als das Gediegenste und Wertvollste des ganzen Bandes bezeichnet werden: bei gründlicher Vertiefung in das historisch Thatsächliche geht doch der freie Überblick über die Gesammtentwicklung und die Bezugnahme auf die Forderungen und Ideen unserer Zeit nie verloren. Aus den früheren Partien sei als besonders ansprechend die Schilderung Johann Albrecht Bengels und Johann Friedrich Flattichs hervorgehoben. Die Verschiedenheit der Verff. — an diesem Bande betheiligten sich

fünf Mitarbeiter — hat begreiflicherweise eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Darstellung zur Folge, doch wirkt diese nirgends störend.

Das günstige Urtheil, das allerorten den früheren Bänden zutheil geworden, kann Ref. nur rückhaltlos diesem Bande gegenüber wiederholen. Er lässt uns mit Spannung dem kommenden Bande entgegensehen, der ja gerade das Allerwichtigste bringen muss.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

Holletschek Rob., Kunstfertigkeit im Eislaufen. 5000 Figuren mit 1000 Zeichnungen: Grund- und Schulfiguren und deren Combinationen, Schritte, Tänze, Studien, Eissterne, Übersetzer, Reben, Gesellschaftsfiguren, Eisscherze usw. 5. umg. u. verm. Aufl. Troppau, Buchholz u. Diebel 1896. Preis 60 kr.

Das vorliegende Werk hat seine Stärke in der Systematik der auf dem Eise ausführbaren Figuren. Die zugehörigen Zeichnungen sind zumeist gut und die wesentlichsten Merkmale der bei der Erlernung der Übungen in Betracht kommenden Vortheile sind auch richtig angegeben. Darum erfreut sich das Werkchen bei den vorgeschrittenen Eisläufern einer bemerkenswerten Beliebtheit. Die Anfänger werden in sehr primitiver Weise abgefertigt. In dieser Beziehung ist das Eislaufbüchlein des Hrn. Gymnasialdirectors Dr. G. Hergel[1]) vorzuziehen, obgleich hier der gänzliche Mangel von erläuternden Zeichnungen unangenehm hervortritt. Ebenso sollten die höchst interessanten Erläuterungen über die Theorie des Eislaufes, wie sie in dem Werke des Wiener Eislaufvereins „Spuren auf dem Eise“ enthalten sind, auszugsweise in keinem ähnlichen Werke fehlen.

Der studierenden Jugend an den Mittelschulen können wir jedoch das vorliegende Buch, abgesehen von der vorkommenden Benennung der Figuren mit Mädchennamen, wovon mehrere zwei- und dreimal auftreten und dadurch zu Verwechslungen Anlass geben, nicht empfehlen; was soll denn die Bezeichnung „Backfisch-Polka“, „Das Kokettieren“ u. a.?

Würde Holletscheks Buch um die Hälfte vermindert, in der Methodik verbessert und in mancher Beziehung ergänzt werden, dann wäre ihm auch in den Kreisen der studierenden Jugend die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Wien. Max Guttmann.

---

[1]) „Praktische Anleitung zum Schlittschuhlaufen“ bei A. Pichlers Witwe u. Sohn in Wien.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Bakchylides gefunden. In der Sitzung des Eranos vom 14. Januar d. J. machte Herr Hofrath Gomperz nach einem Briefe F. G. Kenyons nähere Mittheilungen über den Fund der Oden des Bakchylides, von welchem bereits die Tagesblätter gesprochen haben. Die aus Ägypten stammende Papyrusrolle bietet 500 vollständig erhaltene Verse; 500—700 dürften sich noch aus Stücken derselben zusammensetzen lassen. In der längsten Ode ist der Mythos von Meleagros eingewebt, in anderen werden die Belagerung von Troia, die Thaten des Theseus u. a. geschildert. Auch moralische Reflexionen finden sich, doch sparsamer als bei Pindar. Die Veröffentlichung dürfte in einigen Monaten erfolgen.

Goethe-Gedenkbuch herausgegeben von A. v. L. Wien, K. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

Ein schmuckes, zierliches Büchlein, das sich in außerordentlich gefälligem, originellem Einbande präsentiert. Es macht uns sogleich Lust, darin zu blättern, und wir werden gewahr, dass dem hübschen Äußeren der gediegene, wahrhaft überreiche Inhalt mehr als entspricht. Und wie konnte es wohl auch anders sein? Enthält doch das interessante Buch an sechshundert ernste und heitere Dichterworte unseres Altmeisters Goethe, der ja die Bildungsfülle unserer Nation in herrlichster Weise in sich zusammenfasste und in das lautere, klare Gold der Rede umzumünzen wusste. Treffend sagt die Herausgeberin dieses Werkchens, das im besten Sinne ein Hausbuch werden und in keinem deutschen Heime fehlen sollte, in ihrem Begleitworte: „Gar manches in diesen Blättern wiedergegebene Wort des großen Meisters ließ mich der Lebensfreude volles Maß erkennen, manches andere brachte mir Gleichgewicht der Seele in ernster Stunde. — So rang sich bald der Wunsch empor, anderen durch diese Auslese aus Goethes herrlichem Gedankenschatze Gleiches zu bieten und jedem Tage des Jahres einen Hauch Goethe'schen Geistes zu sichern. Möchte es dem Büchlein vergönnt sein, seinem wohlthätigen Zwecke,[1]) aber auch durch Verbreitung unvergänglicher geistiger Werte einem allgemein sittlichen Zwecke zu dienen."

---

[1]) Der Reinertrag des Goethe-Gedenkbuches, dessen Preis 5 fl. ö. W. beträgt, wird dem Vereine vom „Goldenen Kreuze" zugeführt.

Eben dieser zuletzt ausgesprochene W
Herausgeberin (Baronin Alice Liebieg) legte es u
in diesen der Wissenschaft und der Schule g
Anzeige zu bringen und — sagen wir gleich
empfehlen. Denn wahrhaftig, Lehrer und Schü
sehr viel lernen. Vielleicht wird es gerade
Goethe'scher Sentenzen jedem noch viel deutlic
was für ein unübertroffener Pädagog der große
bloß ein Lehrer der Menschheit in dem voll
Seher, jeder Dichter ist, sondern in der gan
eines Jugenderziehers. In unserer Zeit, wo di
überhebt und alles besser wissen möchte, wo d
fühle seines Fachwissens sich meist vor der W
drücken verschließt und selten wirklich zur Jug
Studium dieser Sammlung, ein Nachdenken übe
Aussprüche, die zur Aufnahme darin bereit lieg
doppeltem Werte sein. Wir möchten daher da
Händen gereifter Jünglinge sehen; werden sie a
erfassen, so werden sie doch viel sogleich billi
liche Lebensregel anerkennen müssen. Welch
die Jugend sind z. B. Goethes Worte: »Die F
aller Tugenden« oder »Und wenn Ihr Euch nur
Euch die anderen Seelen«. Wie wohlthuend, w
nörgelnden, absprechenden, rechthaberischen Z
Satz Goethes: »Die wahre Liberalität ist An
doch alle Studierenden, das ist also in edl
folgenden Ausspruch aus den »Wahlverwandtsc
Herz aufnehmen: »Nichts ist auf der Erde oh
der innere Trieb, die Lust, die Liebe helfen un
Wege bahnen und uns aus dem engen Kreise, w
lich abängstigen, emporheben.«

Wir Lehrer und Erzieher aber werden d
kommen beipflichten, wenn wir aus seinem Mu
schrecklicher, als ein Lehrer, der nicht mehr we
falls wissen sollen. Wer andere lehren will,
verschweigen, was er weiß, aber er darf nic
Aber immer wird das Summum der Erziehungs
schönes Wort bleiben, das wir Pädagogen nie v
lernt man nur von dem, den man liebt.«

Wir haben uns aus dem Buche eine
herausgeschrieben, die sich nur auf Erziehung
des Geistes und Charakters beziehen, doch wir
mit dem wenigen, das wir oben boten. Mög
Werke greifen und es zu seinem lieben Haus
er in Stunden zweifelnden Unmuthes tröste
Zeiten aber Erquickung und neue Lebensfreu
Herausgeberin des Buches hat sich damit ge
bildeten — und sagen wir speciell den Dank d
verdient.

Wien.

Straticò Alberto, Manuale di lettera
Hoepli, Nr. 212/13). Mailand, U. Hoepli
Preis 3 Lire.

Der Verf. hat sich seiner Aufgabe mit
unterzogen und sein Büchlein wird nicht b

alt in Charlottenburg. Mit in den Text
Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

nde Auflage des bekannten Leitfadens
Kohlrausch erweist sich gegen ihre
bessert. Während das Buch in seiner
schen Übungspraktikum gewidmet war,
ten Verbesserung dem Bedürfnisse der
kommener Weise. Allerdings wurden
nausgehenden Aufgaben und Methoden
r wurden zahlreiche Literaturnachweise
Gebrauchenden es ermöglichen, über
rt sicher Orientierung zu erhalten.
ngen des Inhaltes, die wir in der
beziehen sich auf die Technik physi-
denen Richtungen, auf die moderne
uchung magnetischer Materialien, die
Drucke, auf die Aufnahme der Methoden
dere Partien. Namentlich ist es die
tlicher Beziehung Erweiterungen erfuhr.
nerkennenswerter Weise vervollständigt
zelnen dienliche Figuren aufgenommen.
narbeiteten oder ergänzten Artikeln
Anordnung des großen vorgeführten
üheren Auflagen geblieben, damit die
lteren gebraucht werden kann. Der
System sich bezieht, ist — was Klar-
druckes und Vollständigkeit betrifft —
über diesen Gegenstand anzusehen.
das vortreffliche Buch allen Arbeitern
n Messung auf das beste und glauben
haupten, dass das Buch von keinem
verbreitenden übertroffen wird. Jeden-
ur Deutschlands auf dasselbe stolz sein.

Dr. J. G. Wallentin.

---

tschlands. Eine Anleitung zu ihrer
Wünsche. Leipzig, B. G. Teubner

Eben dieser zuletzt ausgesprochene Wunsch der feinsinnigen Herausgeberin (Baronin Alice Liebieg) legte es uns nahe, das Buch auch in diesen der Wissenschaft und der Schule gewidmeten Blättern zur Anzeige zu bringen und — sagen wir gleich — auf das wärmste zu empfehlen. Denn wahrhaftig, Lehrer und Schüler können daraus viel, sehr viel lernen. Vielleicht wird es gerade durch diese Sammlung Goethe'scher Sentenzen jedem noch viel deutlicher vor die Seele treten, was für ein unübertroffener Pädagog der große Meister gewesen, nicht bloß ein Lehrer der Menschheit in dem vollsten Sinne, wie es jeder Seher, jeder Dichter ist, sondern in der ganz besonderen Bedeutung eines Jugenderziehers. In unserer Zeit, wo die Jugend schon sich gern überhebt und alles besser wissen möchte, wo das Alter im stolzen Gefühle seines Fachwissens sich meist vor der Welt mit ihren bunten Eindrücken verschließt und selten wirklich zur Jugend hinabsteigt, wird ein Studium dieser Sammlung, ein Nachdenken über die schönen und tiefen Aussprüche, die zur Aufnahme darin bereit liegen, für jung und alt von doppeltem Werte sein. Wir möchten daher das Werk sehr gern in den Händen gereifter Jünglinge sehen; werden sie auch noch nicht alles klar erfassen, so werden sie doch viel sogleich billigen und als unübertreffliche Lebensregel anerkennen müssen. Welch goldene Grundsätze für die Jugend sind z. B. Goethes Worte: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden“ oder „Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die anderen Seelen“. Wie wohlthuend, wie bedeutsam in unserem nörgelnden, absprechenden, rechthaberischen Zeitalter ist der einfache Satz Goethes: „Die wahre Liberalität ist Anerkennung.“ Möchten doch alle Studierenden, das ist also in edlem Sinne Strebenden folgenden Ausspruch aus den „Wahlverwandtschaften“ recht tief in ihr Herz aufnehmen: „Nichts ist auf der Erde ohne Beschwerlichkeit; nur der innere Trieb, die Lust, die Liebe helfen uns Hindernisse überwinden, Wege bahnen und uns aus dem engen Kreise, worin sich andere kümmerlich abängstigen, emporheben.“

Wir Lehrer und Erzieher aber werden dem großen Meister vollkommen beipflichten, wenn wir aus seinem Munde hören: „Es ist nichts schrecklicher, als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer andere lehren will, kann wohl oft das Beste verschweigen, was er weiß, aber er darf nicht halbwissend sein.“ — Aber immer wird das Summum der Erziehungskunst Goethes wunderbar schönes Wort bleiben, das wir Pädagogen nie vergessen sollten: „Überall lernt man nur von dem, den man liebt.“

Wir haben uns aus dem Buche eine Menge von Aussprüchen herausgeschrieben, die sich nur auf Erziehung und Unterricht, Bildung des Geistes und Charakters beziehen, doch wir begnügen uns absichtlich mit dem wenigen, das wir oben boten. Möge doch jeder selbst zum Werke greifen und es zu seinem lieben Hausfreunde machen, aus dem er in Stunden zweifelnden Unmuthes tröstende Belehrung, zu allen Zeiten aber Erquickung und neue Lebensfreude schöpfen wird. — Die Herausgeberin des Buches hat sich damit gewiss den Dank aller Gebildeten — und sagen wir speciell den Dank der Schule und ihrer Lehrer verdient.

Wien. Leo Smolle.

Straticò Alberto, Manuale di letteratura albanese (Manuali Hoepli, Nr. 212/13). Mailand, U. Hoepli 1896. 8°, XXIV u. 280 SS. Preis 3 Lire.

Der Verf. hat sich seiner Aufgabe mit lobenswertem Patriotismus unterzogen und sein Büchlein wird nicht bloß für den, welcher nur

allgemeine Belehrung wünscht, sondern auch für den Forscher nicht ganz ohne Frucht bleiben. Aber einen eigentlich wissenschaftlichen Wert hat es nicht. Schon der Umstand, dass der Verf. fast nur italienische Werke benützt hat, macht die Benützung des Buches bedenklich. Dass er des Deutschen nur sehr unvollkommen mächtig ist, zeigen die geradezu entsetzlichen Entstellungen, in welchen die Titel deutscher Werke erscheinen. Mit bloßen Übersetzungen albanesischer Dichtungen ist nicht gedient, wenn nicht der Originaltext die Möglichkeit gibt, die Übersetzung zu controlieren. Doch wie gesagt, für einiges, was das Buch bietet, wird man doch dem Verf. Dank wissen.

Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik für höhere Lehranstalten von Karl Schwering, Director des stiftischen Gymnasiums in Düren. 2. u. 3. Lehrgang. Freiburg i. B., Herder 1896.

Auch diese Sammlung schließt sich der im gleichen Verlage erschienenen »Arithmetik« des Verf.s nach Plan und Inhalt möglichst an; die in ihr enthaltenen Aufgaben sind wohl durchdacht und zeigen viel des Originellen. In den meisten Fällen wird an einfache Aufgaben und an numerische Beispiele angeschlossen, um die weiteren Entwicklungen zu fördern. Die Multiplicationsgesetze werden in ganz richtiger und den didaktischen Bedürfnissen entsprechender Weise in den Vordergrund gestellt. Gelegentlich der Andeutungen und Lösungen einzelner Aufgaben werden weitere Ausblicke erschlossen, so auf zahlentheoretisches Gebiet und auf Probleme der analytischen Geometrie. Sehr instructiv finden wir auch die eingekleideten Gleichungsaufgaben, deren das Buch eine große Menge enthält. Die Quadratwurzelausziehung nach abgekürzter Methode, welche in dem vorliegenden Buche an zweiter Stelle gegeben wird, ist nicht allgemein bekannt und verdient vollste Beachtung Diese Methode hängt mit der Pell'schen Gleichung innig zusammen. In den Aufgaben über Logarithmen finden wir auch solche, welche auf Planimetrie und Stereometrie bezugnehmen. Die zweite hier angegebene Methode zur Lösung der reciproken Gleichungen verdient beachtet zu werden. Die Entfernung mehrerer Wurzelzeichen aus einer gegebenen Gleichung, wobei das Verfahren auch für höhere Wurzeln Giltigkeit behält, kann als sehr zweckmäßig bezeichnet werden. Die Zerlegung eines Gleichungspolynomes vom zweiten Grade in ein Product linearer Factoren, eine Aufgabe, die in der analytischen Geometrie belangreich ist, wird im dritten Hefte gelöst und eine sehr elegante Determinantenform für die betreffende Lösung gegeben. Von den quadratischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten werden mannigfache Anwendungen gemacht; so wird unter anderem die sinnreiche Aufgabe: »Über einem gegebenen Dreiecke soll eine dreiseitige Pyramide derartig errichtet werden, dass die Seitenkanten miteinander vorgeschriebene Winkel bilden« angegeben. Die Lehre von den arithmetischen und geometrischen Reihen, wobei auch die arithmetischen Reihen höherer Ordnung Berücksichtigung finden, werden durch instructive Beispiele erläutert. In den Zinseszinsenrechnungen finden wir auch das Problem der Aufstellung eines Tilgungsplanes durchgeführt. Die Aufgaben über die Gleichungen höherer Grade (Ableitung der Cardanischen Formel, Lösungen der Gleichungen dritten Grades mittelst der Näherungsmethoden von Newton und einer anderen, der letzteren in gewissen Fällen überlegenen Methode, Lösung der Gleichung, die zur Construction des regelmäßigen Siebeneckes führt) überschreiten die dem Mittelschulunterrichte gesteckten Grenzen an manchen Stellen, werden aber nichtsdestoweniger von den Fachcollegen freudig aufgenommen werden. Wertvoll sind die beigefügten theoretischen Bemerkungen, sowie die angegebene Methode zur Lösung der Gleichungen

vierten Grades. Unter den angegebenen Gleichungen höheren Grades finden wir beachtenswert die auf die Siebzehntheilung des Kreises bezügliche Aufgabe. Die Methoden zur Bestimmung der Maxima und Minima von Functionen hätten ausführlicher angegeben werden sollen, ebenso hätte eine größere Anzahl von Übungsbeispielen diesem Abschnitte angeschlossen werden können. Den Schluss der sehr empfehlenswerten Schrift bilden Betrachtungen über Determinanten, Convergenz und Divergenz der Reihen, Summierung von unendlichen Kettenbrüchen, Lösung von transcendenten Gleichungen.

Arithmetik und Algebra von Dr. Hermann Schubert, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg.

Formelsammlung und Repetitorium der Mathematik, enthaltend die wichtigsten Formeln und Lehrsätze der verschiedenen Theile der Mathematik von O. Th. Bürklen, Professor am Reallyceum in Schw.-Gmünd. Mit 20 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen.

Die beiden vorliegenden Büchlein gehören als 47. und 51. Bändchen der bekannten und mit Recht im besten Rufe stehenden Göschenschen Sammlung an, die zur Popularisierung einzelner Wissenszweige in des Wortes bester Bedeutung schon vielfach beigetragen hat. — In der ersten Schrift werden die Grundbegriffe der Arithmetik und Algebra in lichtvoller Weise vorgeführt und deren Anwendungen dargethan. Die Ableitung der einzelnen Theoreme ist eine gelungene und den Zwecken des Buches vollkommen entsprechende; im logischen Gedankengange des Vorgetragenen dürften Lücken kaum entdeckt werden. Auch den grundlegenden ersten Theoremen der wissenschaftlichen Arithmetik hat der Verf. seine Aufmerksamkeit im vollen Maße gewidmet und den etwas spröden Stoff anziehend genug gestaltet. Die Eigenschaften der natürlichen Zahlen werden in ansprechender Weise dargestellt, doch wäre es zweckmäßig gewesen, den Zahlensystemen etwas mehr Raum zu gönnen, als dies thatsächlich geschehen ist. Wenig befriedigt wurde der Ref. durch die sehr seichte Darstellung der Lehre von den Decimalbrüchen. In der Lehre von der Quadratwurzelausziehung wurde auch den Trugschlüssen Rechnung getragen, welche auf ersterer beruhen. Die geometrische Darstellung der imaginären und der complexen Zahlen hätte schon in dem Theile des Buches, in dem zum erstenmale von denselben gesprochen wird, gewürdigt werden sollen. Desgleichen hätte der Ref. es für angemessen gehalten, wenn der Begriff einer Irrationalzahl etwas ausführlicher gegeben worden wäre. Im Anhange finden wir unter anderem auch dem Moivre'schen Binominaltheoreme einige Aufmerksamkeit geschenkt, und dasselbe wird auf binomische Gleichungen und auf das Problem der kubischen Gleichungen angewendet. Immerhin macht auch dieser Theil den Eindruck von allzusehr erzwungener Kürze und Dürftigkeit und liefert den Beweis, dass Darstellungen der Mathematik nur mit großen Schwierigkeiten die Formen von »Katechismen« annehmen können. Die Combinatorik und deren viele schöne Anwendungen fanden gar keine Berücksichtigung.

Im zweiten der vorliegenden Heftchen finden wir eine gediegene Zusammenstellung der Formeln aus dem Gebiete der Arithmetik, Algebra und niederen Analysis, ferner der ebenen Geometrie, der Stereometrie, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der mathematischen Geographie und der analytischen Geometrie, sowie der höheren Analysis mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Formeln der Differential- und Integralrechnung und der Anwendung der Infinitesimalrechnung auf Geometrie. In der analytischen Geometrie wurde auch der Lehre vom Strahlenbüschel, vom Doppelverhältnisse, vom projectivischen Strahlenbüschel, ferner jener von der homogenen Gleichung der Geraden und der

trimetrischen Punktcoordinaten, der homogenen Gleichung des Punktes und den trimetrischen Liniencoordinaten gedacht. In sehr zweckentsprechender Weise wurden die Formeln aus der analytischen Raumgeometrie zusammengestellt. In gleicher Weise können die vorgeführten Entwicklungen aus der höheren Analysis im allgemeinen, aus der höheren Geometrie im besonderen als den Zwecken und Bedürfnissen des Praktikers vollkommen entsprechend betrachtet werden.

Wir empfehlen namentlich das zweite Büchlein denjenigen, welche in die Lage kommen, von dem Formelsystem der Mathematik Gebrauch zu machen.

Leitfaden der praktischen Physik mit einem Anhange: Das absolute Maß-System von Dr. F. Kohlrausch, Präsident der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. Mit in den Text gedruckten Figuren. 8. verm. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Auch die nunmehr vorliegende Auflage des bekannten Leitfadens der praktischen Physik von Prof. Kohlrausch erweist sich gegen ihre Vorgänger sehr erweitert und verbessert. Während das Buch in seiner ursprünglichen Form dem physikalischen Übungspraktikum gewidmet war, entspricht es derzeit dank der steten Verbesserung dem Bedürfnisse der wissenschaftlichen Messung in vollkommener Weise. Allerdings wurden die über das Übungspraktikum hinausgehenden Aufgaben und Methoden im allgemeinen kürzer gefasst, dafür wurden zahlreiche Literaturnachweise gegeben, welche dem das Buch Gebrauchenden es ermöglichen, über den betreffenden Gegenstand sofort sicher Orientierung zu erhalten.

Die zahlreichen Vermehrungen des Inhaltes, die wir in der vorstehenden Auflage antreffen, beziehen sich auf die Technik physikalischer Arbeiten nach verschiedenen Richtungen, auf die moderne Elektricitätserzeugung, die Untersuchung magnetischer Materialien, die Messung hoher Temperaturen und Drucke, auf die Aufnahme der Methoden der physikalischen Chemie und andere Partien. Namentlich ist es die Elektricitätslehre, welche in wesentlicher Beziehung Erweiterungen erfuhr. Ebenso wurden die Tabellen in anerkennenswerter Weise vervollständigt und neue zum Verständnis des einzelnen dienliche Figuren aufgenommen. Den neuen oder wesentlich umgearbeiteten oder ergänzten Artikeln wurden Sternchen beigesetzt. Die Anordnung des großen vorgeführten Stoffes ist dieselbe wie in den früheren Auflagen geblieben, damit die neue Auflage auch neben den älteren gebraucht werden kann. Der Anhang, der auf das absolute Maßsystem sich bezieht, ist — was Klarheit der Diction, Präcision des Ausdruckes und Vollständigkeit betrifft — wohl als der gelungenste Abriss über diesen Gegenstand anzusehen.

Wir empfehlen neuerdings das vortreffliche Buch allen Arbeitern auf dem Gebiete der physikalischen Messung auf das beste und glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, dass das Buch von keinem anderen sich über dasselbe Gebiet verbreitenden übertroffen wird. Jedenfalls kann die physikalische Literatur Deutschlands auf dasselbe stolz sein.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die verbreitetsten Pilze Deutschlands. Eine Anleitung zu ihrer Kenntnis. Von Prof. Dr. Otto Wünsche. Leipzig, B. G. Teubner 1896. 112 SS.

Dieses sehr nett ausgestattete Büchlein ist dazu bestimmt, die am häufigsten auftretenden Großpilze Deutschlands, aber nicht etwa bloß die gewöhnlichsten essbaren und giftigen, durch Selbstbestimmen kennen zu lernen. Dies wird einerseits durch die sorgfältige und treffliche Auswahl der verbreitetsten Pilze erreicht, andererseits aber auch dadurch,

dass die Bestimmungstabellen leicht fasslich zusammengestellt sind. Zur Auffindung der Gattungen der Blätterpilze, dieser wegen ihrer großen Artenzahl so schwierigen Gruppe, sind sogar zwei Tabellen vorhanden, von denen die zweite (S. 42) besonders den Standort berücksichtigt. Das Büchlein ist nicht bloß dem Anfänger bestens zu empfehlen, es wird sich auch der Geübtere guten Rath darin holen, wenn er es nicht vorzieht, desselben Verf.s größeres Buch »Die Pilze« zu benützen. Die Bezeichnung der richtigen Aussprache der lateinischen Namen, die Beifügung der gebräuchlichsten deutschen Ausdrücke, sowie die Anführung wichtiger Synonyma erhöhen den Wert des Werkchens, das in Bezug auf Begrenzung und Anordnung der Gruppen und Gattungen auf dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkte steht.

Marburg. Dr. Anton Schwaighofer.

Programmenschau.

10. Renner, V. v., Griechische Münzen. Für Schulzwecke zusammengestellt. I. Theil: Der Osten (58 SS. und 1 Lichtdrucktafel). II. Theil: Der Westen (74 SS. mit 2 Lichtdrucktafeln und 3 Abbildungen im Text). Progr. des Communal-Real- und Obergymn. im II. Bezirke von Wien 1894 u. 1895.

Der Verf. ist als ein sehr energischer Vorkämpfer für die Einbeziehung von Münzsammlungen in das Bereich der Schulanschauungsmittel bekannt. Seit einigen Jahren hat er in Wort und Schrift und durch sein eigenes Beispiel seinen Anschauungen Freunde zu gewinnen gesucht und kann mit Genugthuung wenigstens den Erfolg verzeichnen, dass an einigen Schulen Münzsammlungen gebildet, an anderen die bereits vorhandenen wieder beachtet, durchgesehen und ergänzt worden sind. Insofern die Bestrebungen des Verf.s mit jener Richtung parallel laufen, die ein concreteres Verständnis antiker Cultur und antiker Geschichte innerhalb des Schulunterrichtes aus Originalien, Nach- oder Abbildungen gewinnen will, wird man sie mit rückhaltloser Freude begrüßen dürfen. Freilich über das Ausmaß, das diesem Anschauungsunterrichte gegeben werden darf, über die Auswahl des Stoffes und die Methode seiner Behandlung werden auch abweichende Ansichten Beachtung beanspruchen, und ich für meine Person behalte mir vor, zur Prüfung dieser Fragen an anderer Stelle einzuladen und Vorschläge zu erstatten.

Renner legt das Hauptgewicht auf die Anlage von Münzsammlungen und sieht seine vornehmste Aufgabe darin, die sammelnden Schulen und Schüler zu unterstützen. In diesem Sinne sind die beiden vorliegenden Hefte geschrieben, und soll noch ein drittes abschließendes ausgeführt werden. Der Verf. wird von der Absicht geleitet, durch einen mit orientierenden Einleitungen und erklärenden Anmerkungen ausgestatteten Katalog einer mit bewusster und consequent geübter Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule angelegten Münzsammlung den Anfängern und Interessierten einen ersten Wegweiser zu bieten und zugleich Stimmung für seine Ansichten zu machen.

Das erste Heft umfasst den Orient, das europäische Griechenland und Makedonien, das zweite reicht von Sicilien und Groß-Griechenland bis Spanien und dem punischen Handelsgebiete und schließt mit Proben des italischen Geldwesens. Ein drittes Heft soll die sogenannten nichtautonomen Prägungen des griechischen Ostens während der Kaiserzeit, die der Verf., ich weiß nicht recht warum, von den übrigen säuberlich getrennt hat, sammt 'den namentlich zum ersten Theile durch nicht unbedeutenden Zuwachs nothwendig gewordenen Nachträgen' bringen. Der erste Theil enthält 442 Münzbeschreibungen, der zweite 476. Da

der dritte Theil numerisch kaum schwächer fundiert sein dürfte, so sieht man sich einer Sammlung gegenüber, die dort, wo nicht besonders günstige Umstände, etwa die Munificenz eines vermögenden Gönners und große Sammelenergie zusammenwirken, an österreichischen Schulen nicht erreicht werden kann. Obendrein erkennt man, wenn man genauer zusieht, dass es sich auch hier nicht um eine officielle Sammlung handelt, dass auch das Leopoldstädter Communalgymnasium, das doch so wie die wenigen übrigen Mittelschulen der Gemeinde Wien über reichere Lehrmittelbeiträge als irgendeine der staatlichen Anstalten verfügt hat und noch verfügt, nicht imstande gewesen ist, eine Sammlung griechischer Münzen von auch nur ungefähr ähnlicher Ausdehnung zu bilden, und zwar obendrein, obwohl es in der besonders günstigen Lage war, im Verf. einen sehr erfahrenen und rastlosen Sammler für sich in Thätigkeit zu wissen. Denn nur 54 von den bisher beschriebenen 918 Stücke sind Eigenthum des Gymnasiums; alle übrigen, die der Verf. 'jetzt', bevor die 'Lücken' in ihr 'ausgefüllt' sind, was, wie er hofft, 'mit der Zeit' geschehen wird, 'subsidiarisch' zur Verwendung an seiner Lehranstalt heranzieht, gehören seiner Privatsammlung an, für die er, wie jeder seiner Freunde weiß, kein Opfer an Zeit und Kraft und Geld gescheut hat.

Es scheint mir übrigens, als ob der Verf. in seinem heiligen Eifer für die gute Sache viel weiter gegangen ist, als zur Förderung seines Zieles, der möglichsten Verbreitung des numismatischen Sammelns an Schulen, zweckdienlich gewesen wäre. Wenn irgendwo, wäre hier weniger mehr gewesen. Opposition und Indifferentismus überwindet man doch am besten durch genügsame Beschränkung und einleuchtende Begründung seiner Wünsche.

Den praktischen Schulmann werden bei der Durchsicht der vorliegenden Hefte alle Stücke stören, für die er im ganzen Bereiche des Unterrichtes und der Schullectüre keinen Raum weiß, z. B. Münzen von Kebren, Erythrai, Selge, Termessos, Perge, Syros, Aigeira, Itanos, Lappa, Polyrhenion, Menai, Medma, Abakainon, Azetium usw., also von Städten, die nie im Unterrichte auch nur gelegentlich gestreift werden, und die doch zusammen einen breiten Raum in der Darstellung des Verf.s einnehmen. Auch alle jene, die Städten oder Fürsten angehören, die bestenfalls ein einzigesmal in der Lectürestunde berührt werden, wären besser fortgelassen worden. Meines Erachtens wird der Lehrer, der im Periplus der italischen Südküste *Caulonis arces* bei Vergil Aen. III 553 erwähnt sieht, nicht wissen, wie er das Didrachmon von Kaulonia n. 220 (Apollo — Hirsch) zu dieser Stelle rationell verwerten kann. Das Gleiche wird ihm beispielsweise mit dem Kupferstück von Amisos (Kopf — Füllhorn zwischen den Dioskurenmützen) bei der Erwähnung dieser Stadt als der zeitweiligen Residenz des Mithradates VI Cic. de imp. Cn. Pompei 21 begegnen, mit dem Kupfer von Temnos n. 60 (Stadtgöttin — Tyche) bei dem Verzeichnisse der durch das Erdbeben 17 n. Chr. zerstörten Städte Tac. Ann. II 47 oder mit der Semuncia von Barium n. 711 (Zeuskopf — Perlkreis) zu Horaz Sat. I 5, 97 *Bari moenia piscosi*; denn sonst ergibt sich weder für Kaulonia noch für Amisos noch für Temnos oder Barium billigerweise im Unterrichte je ein Anlass zur Besprechung. Ich kann daher schon deshalb dem Verf. nicht beipflichten, wenn er von seiner Sammlung sagt, sie umfasse, 'als eine Art Mustersammlung für Schulzwecke zusammengestellt, das gesammte an der Schule in Betracht kommende Materiale und dürfte jetzt in diesem Sinne so ziemlich vollständig sein, wenn ihr auch natürlich in numismatischer Hinsicht sehr vieles fehlt', falls ich nämlich diese Worte im gesammten Zusammenhange richtig dahin verstehe, dass diese 'Mustersammlung' und seine Privatsammlung begrifflich einander so ziemlich decken und nicht etwa gemeint ist, dass jene in dieser mit eingeschlossen sei. Vielmehr scheint mir das numismatische Interesse des Verf.s öfter die Rücksichten auf das Bedürfnis der Schule überwogen zu haben.

An anderen Stellen hingegen hätte der Schulmann mehr zu sehen gewünscht. Wenn Horaz an die Unvergänglichkeit seines Dichterruhms glaubt: *nec, si quid olim lusit Anacreon, delevit aetas* (carm. IV, 9, 9[1])), so wird der Lehrer gerne einige Worte über die literarhistorische Bedeutung des Anakreon beifügen und seine Heimat nennen, sagt aber besser nichts von den beiden Bronzen von Teos n. 45 (Greif — Lyra) und n. 46 (Kopf — Greifenkopf); aber wenn der Schüler schon Münzen von Teos sehen soll, so vermisse ich Stücke mit dem Bilde des die Leier spielenden Anakreon und mit der Legende Ἀνακρέων, die zwar das Verständnis des vom Lehrer über Anakreon etwa Gesagten auch nicht fördern, aber immerhin anregend wirken können. Sowie für Anakreon fehlen auch die Memorialtypen für Lykurg, Herodot, Sappho, Bias, Alkaios, Hippokrates, den jüngeren Cicero u. a.: Homer ist n. 43 aus der Smyrnaer Münze vertreten. Auch sonst wird ein Zweifel daran erlaubt sein, ob die Auswahl der Typen eine musterhafte gewesen ist. Von Ephesos finden sich vier Stücke n. 21—24, ein Tetradrachmon und drei Drachmen, alle mit dem üblichsten Typus: Biene — Vorderhälfte eines Hirsches vor einem fruchttragenden Palmbaum, kein Stück mit dem Typus des Cultbildes der Stadtgöttin. Aus Karien fehlt das Bild des Zeus mit der Doppelaxt, aus Kreta das Labyrinth, aus Itaka ein Odysseustypus usw. Ebensowenig kommen die Hauptzüge der Geldgeschichte in dieser Auswahl, deren Beeinflussung durch die Laune des Zufalls und durch specielle Neigung unverkennbar ist, zur gebürenden Geltung. Kypros und Kyrene, Tralleis, Ilion, Priene, Tenedos, Knossos, Kydonia, Delos, Delphoi, Lemnos, Samothrake, Eretria, Sinope u. a. fehlen gänzlich. Zur Bedeutung der Geldkraft und zur Stellung im Münzwesen stimmt überhaupt die Statistik der katalogisierten Stücke öfters wenig genug: so ist Syrakus durch 117 Stücke, also fast ein Achtel des ganzen Bestandes vertreten, Akragas mit 17, Gela mit 20, Tarent mit 45 Stücken bedacht, hingegen ist Rhodos, das mächtige Emporium des Ostens, durch 4 Stücke, Kyzikos gar nur durch 1, Smyrne durch 4, Byzantion durch 2, Tyros und Tarsos durch je 1 Stück vertreten. Ich vermag in dieser Auswahl weder ein wissenschaftliches noch ein pädagogisches System wiederzuerkennen. Wie gesagt, ich glaube, dass die außerordentliche Liebe des Verf.s zu seinen Studien ihn, ohne dass er es rechtzeitig bemerkte, weit über die Grenzen geführt hat, die er sich gesteckt hatte und die er stricte beachten musste, ja dass er diese seine Aufgabe mehr als einmal ganz aus den Augen verloren hat.

Die Beschreibung der einzelnen Münzen, die in der Sammlung des Verf.s und in der des Leopoldstädter Gymnasiums sich vorfanden, ist gegenüber ähnlichen durch die möglichst vollständige Angabe der Stellung innerhalb ihres Währungssystems und durch die consequent durchgeführte Angabe des specifischen Gewichtes erweitert. Die Erhaltung der Legende, Monogramme und Gegenstempel (Nachstempel) sind sorgsam vermerkt; der Verf. hat alles gethan, was von dem Katalog einer Einzelsammlung erwartet wird. Sofern der Verf. die Rücksicht auf die Schulen in die erste Linie stellt, vermisse ich freilich öfters erklärende Zusätze, die Legende und Schriftform, Typus und Symbol für einen Kreis von nicht fachmännisch gebildeten Lesern erheischen. Eine hübsche Beigabe sind die drei Lichtdrucktafeln, die der Verf. bei Max Jaffé in Wien herstellen ließ.

Soviel glaube ich über diese Publication jetzt sagen zu dürfen, bevor das Schlussheft erschienen ist, dessen Erscheinen erst das Eingehen in die Details der Beschreibung und der Eintheilung gestatten wird. Wohl kann ich, wie ich schon längst erkannt habe, mit dem Verf. bei der Divergenz unserer Anschauungen über Art und Ausmaß der Verwendung der Münzen in der Schule nicht Hand in Hand gehen; aber ich werde

---

[1]) Epodon 14, 10 kommt für die Schule ohnehin nicht in Betracht.

mich herzlich und aufrichtig freuen, wenn ich erkenne, dass er aus einer erfolgreichen Verbreitung und Vertiefung numismatischen Sammelns oder Studiums unter den Collegen an den österreichischen Mittelschulen die verdiente Befriedigung für seine agitatorische Thätigkeit schöpft.

Graz. J. W. Kubitschek.

---

11. Sobotka Johann, Über einige Aufgaben aus der Arithmographie. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule im IV. Bezirke von Wien 1895. 8°, 23 SS.

Es werden einige Aufgaben über das Dreieck und Parallelogramm und die Construction des ganzen rationalen Polynoms übersichtlich und einheitlich dargestellt; bei seinen selbständigen Deductionen verweist der Verf. auch gelegentlich auf das instructive Werkchen Cremonas: »Elemente des graphischen Calcüls«.

12. Breuer A., Mathematische Vorschule der Astronomie in Bezug auf die scheinbare Bewegung des Fixsternhimmels. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule im III. Bezirke von Wien 1895, 8°, 22 SS.

Die Frage des elementaren astronomischen Unterrichts zeitigt namentlich in der letzten Zeit eine große Anzahl von literarischen Essays, welche sowohl dem Lehrer als auch dem Schüler wertvolle Anregungen bieten. Einen solchen Versuch, der an Sorgfalt sowohl betreffs des Textes, als auch der erläuternden Figurentafeln als mustergiltig für den Unterricht in den oberen Classen der Realschulen zu bezeichnen ist, liefert auch die vorliegende Abhandlung. Die durchaus originalen Figurentafeln enthalten auch eine Fülle von wertvollem pädagogischen Detail.

13. Oppenheim, Dr. S., Die Frage nach der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Gravitation. Progr. des k. k. akad. Gymn. in Wien 1895, 8°, 26 SS.

Das Newton'sche »Hypotheses non fingo« konnte nicht die letzte Etappe der Forschung über das Wesen der Gravitation sein. Das Energieprincip zeitigte die Frage nach dem Einklange der physikalischen Arbeitsformen und weckte die Frage nach der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Gravitation. Die speciellere Frage jedoch, numerische Werte für diese Größe zu finden, welche auch mit dem reichen Materiale der astronomischen Beobachtung zusammenstimmen, wurde erst in zwei Arbeiten, von Dr. Bock und Isenkrahe, berührt. Der Verf. würdigt nun die Zuverlässigkeit der bisherigen Arbeiten auf Grund mathematischer Exposition, welche manche interessante Consequenz, namentlich bezüglich der saecularen Perihelstörungen, ergibt. Das Resultat ist, dass die Gegenwart noch zu wenig Anhaltspunkte liefert, ziffermäßige Werte für die Gravitationsgeschwindigkeit zu bieten.

14. Hammerl, Dr. Hermann, Die elektrische Anlage im physikalischen Cabinete der k. k. Oberrealschule. Mit einer Figurentafel. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1895, 8°, 19 SS.

Der als Fachmann auf dem Gebiete der Elektrotechnik bekannte Verf. hat in der vorliegenden Arbeit auch eine bedeutende Leistung als

Lehrer aufzuweisen. In mustergiltiger und den neuesten epochalen Leistungen angepasster Art hat er in seinem engeren Gebiete als Mittelschullehrer eine elektrische Anlage ins Leben gerufen, welche in pädagogischer Beziehung als höchst wertvoll bezeichnet werden muss. Außerdem gibt er in instructiver, einfacher und ungemein anschaulicher Art den thatsächlichen Verlauf der wichtigsten Stromformen, welche an der Universaldynamo sowohl bei Gleich als Wechsel-, ebenso wie bei Drehstrom vorgewiesen werden können. Der prägnante Text ist durch sehr gewissenhaft ausgeführte Figuren illustriert.

15. Schwarz, Dr. Bernhard, Über Schwankungen der Drehungsachse im Innern des Erdkörpers und die dadurch bedingten periodischen Veränderungen der geographischen Breiten. Mit 3 Figuren im Texte. Progr. des k. k. Staats-Gymn. im XII. Bezirke von Wien 1895, 8°, 32 SS.

In einer theoretischen Einleitung wird zunächst der besonderen Verdienste Bessels um die Frage warm gedacht. Bei der genaueren Behandlung des Problems ergibt sich, dass dem Theoretiker die leitende Hand des Beobachters nicht mehr so hilfreich zur Seite steht, weil man dabei hart an der Grenze der Leistungsfähigkeit des Beobachtungsmaterials steht. Mit Benützung der besten und reichsten Daten construiert der Verf. zwei instructive Curvenzüge, welche in klarer und anschaulicher Art seine Ausführungen resumieren.

16. Schneider F., Das physikalische Cabinet unseres Untergymnasiums. (Beitrag zu einem Entwurfe eines Normalverzeichnisses der physikalischen Sammlung eines Untergymnasiums. Progr. des Communal-Untergymn. in Gaya 1895, 8°, 10 SS.

Das Experiment ist ohne Zweifel das Fundament jedes gedeihlichen Arbeitens im physikalischen Unterrichte. In der Gegenwart wird dies noch mehr betont als in früheren Jahrzehnten, wo das inductive Verfahren nicht als so bedeutungsvoll erkannt worden ist, als dies einem natürlichen Lehrgange entspricht. Die Arbeit ist auch von dem dankenswerten Entwurfe eines Normalverzeichnisses, welches von Prof. Dr. Ritter von Höpflingen im 20. Programme der Fünfhauser Oberrealschule veröffentlicht worden ist, beeinflusst. Der Verf. gibt eine gewiss nicht zu geringe Anzahl physikalischer Apparate an, die er als „dringend anzuschaffen" findet. Möge ihm hiebei die finanzielle Seite der Sache keinen Streich spielen!

17. Katzerowsky, Dr. W., Meteorologische Nachrichten aus den Archiven der Stadt Leitmeritz. Progr. des k. k. Obergymn. in Leitmeritz 1895, 8°, 30 SS.

Nach Art der römischen Chroniken ist eine sehr ausführliche Aufzeichnung meteorologischer und auch nichtmeteorologischer Details gegeben, die wohl nur localpatriotisches Interesse haben werden, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass die mitunter drollig zusammentreffenden Berichte auch geistige Anregungen geben.

Wien. J. Kessler.

18. Vávra Jos., Jakub Horčický z Tepence (Jakub Horčický von Tepenec). 6 SS.

19. Řehák Joh. J., Nástin života, působení a zásluh o říši naší Jeho c. a k. Výsosti polního maršálka nejjasnějšího pana arcivévody Albrechta (Abriss des Lebens, der Thätigkeit und Verdienste um unsere Monarchie Seiner k. u. k. Hoheit, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Feldmarschall Albrecht). Progr. der k. k. böhm. Oberrealschule in Prag 1895, 8°, 3 SS.

Die erste Abhandlung ist eine ganz kurze Biographie des namhaften böhmischen Alchymisten Jakub Horčický von Tepenec (1575—1622), welche ganz auf der Historia Societatis Iesu provinciae Bohemiae III von J. Schmiedl beruht. H., ein Mann von ganz niederer Herkunft, wurde von den Jesuiten auf Studien nach Krumau gegeben und noch daselbst mit der Pharmacie bekannt gemacht. Hernach absolvierte er in Prag die Philosophie und wurde Provisor der Verwaltung eines dem Jesuitenorden gehörigen Hofes in Neuhaus, wo er sich auch die Gunst Wilhelm Slavatas erwarb. Wie es scheint, half ihm dieser mit seiner Fürbitte bei dem Convent des Frauenklosters zu Sct. Georg am Prager Schlosse, denn wir finden ihn bald darauf als Hauptmann und Verwalter der bedeutenden Güter dieses Klosters. Die Musestunden widmete er seinem Lieblingsstudium, wurde mit einigen Hofalchymisten bekannt und durch sie fand er Zutritt zu Kaiser Rudolf II., welcher ihn 1607 zu seinem Hofalchymisten ernannte. Den Adelstand erwarb er sich durch die Rettung des Kaisers aus schwerer Krankheit. Er wurde berühmt durch seine Schrift »Konfessí katolická t. j. vyznání víry křesťanské založené na svatých písmech, spisech sv. otců a na konciliích církevních (Die katholische Confession d. i. christliches Glaubensbekenntnis begründet auf der heil. Schrift, den Schriften heil. Väter und den Kirchen-Concilien)«, welche er gegen die böhmische Confession schrieb (abgedruckt 1609, 1677, 1782). H. wurde in der ständischen Rebellion (1617—1620) von den Protestanten hart verfolgt. Nach seinem Tode (1622) beerbte ihn das Jesuitencollegium zu Sct. Klement in Prag, dem er eine große Summe Geldes und das Pfandrecht auf Mělník vermachte. Er war sehr reich geworden. — Es wäre sehr wünschenswert gewesen, der Umgebung dieses Mannes mehr Raum zu schenken, denn es kann eine Biographie, wie sie sein soll, eines solchen festen Hintergrundes nicht entbehren, sonst steht der Lebenswandel des Betreffenden unvermittelt da und die Lebensbeschreibung sinkt zu einem nackten Register von Lebensepisoden. Das Rudolfinische Zeitalter ist zwar einigermaßen bekannt, aber doch noch immer so verworren, die Charaktere der meisten Personen so unsicher und nebelhaft, dass es da nicht genügen kann, bloße Thatsachen herzuzählen.

Die zweite Abhandlung ist eine Trauerrede auf Erzherzog Albrecht.

20. Čermák Jan., Vývoj zřízení poštovního za středního věku (Die Entwicklung des Postwesens im Mittelalter). Progr. des k. k. böhm. Gymn. in Olmütz 1895, 8°, 12 SS.

Diese Abhandlung genügt dem Zwecke, die Schüler über Entstehung und Entwicklung des heutigen Postwesens zu belehren. Eine Erwähnung des landesherrlichen Verbindungswesens im Perserreiche zu Zeiten der Achaimeniden, in Alt-Ägypten und im Mongolenreiche Kubilaichans hätte nicht geschadet. Der Verf. beginnt indes mit der Völkerwanderung, befasst sich eingehender mit dem Postwesen des fränkischen Reiches und liefert dann eine Übersicht des staatlichen, kirchlichen und Privat-

Botenwesens. Seine Ausführungen concentrieren sich schließlich auf das deutsche Kaiserreich; die Länder des Nordens und Ostens, wo Versuche anderer Art gemacht worden sind, in neuerer Zeit jedoch nach dem System Taxis reformiert wurden, bleiben vom Verf. unerwähnt, so dass der Titel des Aufsatzes nicht zutrifft, denn die eigentliche Entwicklung des Postwesens fällt erst in die Neuzeit, welcher Periode jedoch bloß die Hälfte des Aufsatzes gewidmet ist; eher sollte der Titel heißen: „Die Entwicklung des Postwesens in Central-Europa".

21. Thir K., Kulturní obrázky z minulosti Táborské (Culturbilder aus Tábors Vergangenheit). Progr. des k. k. Obergymn. in Tábor 1895, 8°, 30 SS.

Diese Arbeit besteht aus einer Sammlung von Stellen, welche Actenstücken des Táborer Stadtarchives entnommen sind, wozu der Verf. bloß hie und da eine Anmerkung oder Erklärung hinzufügt. Die Stellen betreffen Feuersbrünste und Brandleger, Behexungen, Nachbarstreitigkeiten u. a. m. Es sind dies eher zufällige als zielbewusst angelegte Miscellaneen, daher liegt der Wert derselben bloß in dem Texte, nicht in der Darstellung. Von culturgeschichtlicher Bedeutung sind bloß einige derselben, dafür enthalten sie nicht wenige sprachliche Eigenthümlichkeiten, welche nicht nur für die Laut- und Formenlehre, sondern auch für die Syntax von Belang sind. Der heutige dort herrschende Dialect findet hier alte Belege für manche Eigenthümlichkeit und es ist zu wünschen, dass für diese Richtung das städtische Archiv, namentlich die Gerichtsbücher in weiteren Schulprogrammen recht eingehend ausgenützt werden.

22. Slavík F. A., Moravské Slovensko v XVII. století (Die Mährische Slovakei im XVII. Jahrhundert). Progr. der böhm. Realschule in Göding 1895, 8°, 34 SS.

Diese historisch-statistische Studie behandelt sehr gründlich die Geschichte des mährischen Südostens, welcher in den Jahren 1605, 1618 bis 1648 und 1663 von den „Ungarn und Tartaren" ungemein gelitten hat. Wilde Horden verwüsteten mit Mord und Brand einzelne Gegenden in einem Maße, dass sehr viele Orte vollständig verschwunden sind. Erst unsere Zeit bringt auf Grund gründlicher archivalischer Forschungen mehr Licht in diese traurige Periode der mährischen Geschichte. Die Daten sind vom Verf. mit ungewöhnlichem Fleiße gesammelt, die von dem Feinde zerstörten und die von ihm verschonten Bauernhöfe auf Übersichtstabellen zusammengestellt. Ebenso werden die herrschaftlichen Güter und dabei die neubebauten Felder und verwüsteten Weinberge berücksichtigt. Diese Abhandlung ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte Mährens im XVII. Jahrhundert. Am Schlusse stellt der Verf. die Aussicht, dass die Programme dieser Realschule einer gründlicheren Durchforschung der mährischen Slovakei dienen werden. Dieser Plan ist zu loben.

23. Rypáček Fr. J., Třebíčské farní kroniky Mart. Jos. Matlocia a Jak. Dvořeckého. Přeložil a poznámkami opatřil. (Die Pfarrchroniken von Trebitsch von Mart. Jos. Matlocius und Jos. Dvořecký. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen.) Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Trebitsch 1895, 8°, 33 SS.

Der Verf. hat bereits vier Trebitscher Pfarrchroniken, die in böhmischer Sprache abgefasst sind, herausgegeben; nun veröffentlicht er in böhmischer Übersetzung die lateinisch geschriebenen Chroniken des

Matlocius und seines Continuators Dvořecký. In der Einleitung werden die beiden Verff. in kurzen Worten vorgeführt und dann beiden Texten und namentlich deren Inhalte eine eingehendere Kritik gewidmet. In seinen Bemerkungen geht der Verf. besonnen vor; man erkennt, dass er in der Localgeschichte heimisch ist. Die Memoiren sind in ihren ältesten Partien märchenhaft, gewinnen allmählich festeren Boden und werden schließlich zur Quelle eines zeitgenössischen Zeugen. Für die Ortsgeschichte haben sie einen bedeutenden Wert. Der Übersetzer versah sie mit zahlreichen fleißigen Anmerkungen und fügte Inhaltsanzeigen am Rande bei, wodurch sie an Übersichtlichkeit gewinnen. Die Übersetzung ist fließend, die Sprache richtig, die Correctur tadellos.

24. Prasek V., K dějinám školství ve Slezsku (Zur Geschichte des Schulwesens in Schlesien). Progr. des böhm. Gymn. in Troppau 1895, 8°, 8 SS.

Der Verf. behandelt hier den Besuch der höheren Schulen, also die höhere Bildung der Schlesier in gewohnter gründlicher Weise.

25. Ředitel, Ctibor V., Konvalinka B., Paměti c. k. vyšší realky v Hradci Králové za prvních 25 let jejího trvání (Denkwürdigkeiten der k. k. Oberrealschule in Königgrätz in den ersten 25 Jahren ihres Bestandes). Progr. der k. k. Oberrealschule in Königgrätz 1895, 8°, 53 SS.

In dieser Abhandlung sind alle Nachrichten über Gründung und Entwicklung dieser Anstalt in synchronistischer Form zusammengetragen, so dass dieselbe als eine Art Generalprotokoll gelten kann. Man findet hier alle Verhandlungen zwischen Gemeinde und Staat, alle Personalnachrichten über den Lehrkörper, die Stiftungen für vorzügliche oder arme Studenten, eine Übersicht des Lehrpersonals und der Abiturienten seit der Gründung, die Titel der Programmabhandlungen und zum Schlusse die Statistik. Dieses Material wird dem zukünftigen Historiker des Königgrätzer Schulwesens die besten Dienste leisten.

26. Klusáček J., Stará nástěnná malba z kostela špitalního v Polné. S dvěma obrázky (Ein altes Wandgemälde aus der Hospitalkirche in Polná. Mit zwei Abbildungen). Progr. der k. k. böhm. Oberrealschule in Brünn 1895, 8°, 13 SS.

Prof. Klusáček beschreibt ein nicht mehr bestehendes Wandgemälde in seinem Geburtsorte, welches er mit seinem Verwandten K. Klusáček, einem akademischen Maler in Prag, pausiert, photographiert und in Farben skizziert hat. Aus diesem Vorgehen sowie auch aus der kritischen Beschreibung und Behandlung dieses Wandgemäldes nimmt man in dem Verf. einen tüchtigen Fachmann wahr, welcher eigenes Urtheil besitzt und auch die nöthige Literatur des Gegenstandes beherrscht. Das Gemälde stellt die heil. drei Könige dar und gehört ohne Zweifel dem XV. Jahrhundert an. Die Grenze bis an das Jahr 1588 zu schieben, scheint mir nicht nöthig zu sein, denn das Jahr 1551, in welchem die Stadt eingeäschert worden ist, bildet die nicht zu überschreitende Grenze. Nach der Gründungsurkunde des Hospitals zu schließen, dürfte das Gemälde höchst wahrscheinlich im XV. Jahrhunderte entstanden sein, denn es wurde im Jahre 1447 „der größte und fruchtbarste Teich“ zur Ausstattung und Ausschmückung der Kirche gewidmet, was einen raschen Fortschritt in den Arbeiten vermuthen lässt. Es ist zu wünschen, dass der Verf. sein Studium noch auf die anderen Kunstgegenstände dieser

Gegend erstrecke, denn es ist dringend geboten rechtzeitig einzugreifen, da man heutzutage sehr viel restauriert, ohne den k. k. Conservator zuvor befragt zu haben, welcher nicht selten entweder gar nichts oder erst nach der „Restaurierung“ erfährt, dass in seinem Bezirke wieder ein Denkmal weniger geworden ist.

Prag-Weinberge. V. J. Dušek.

---

27. Tajrych Franz und Heš Gustav, Dějiny gymnasia (Gymnasialchronik). 62 SS. und

28. Říha Johann, Festrede anlässlich des dreihundertjährigen Jubiläums der Anstalt. 13 SS. Progr. des k. k. Staatsgym. in Neuhaus 1895.

Das Neuhauser Gymnasium wurde im Jahre 1595 von Adam II. z Hradce gegründet und bestand unter der Leitung der Jesuiten bis zum Jahre 1777. Nach einer Pause von 30 Jahren wurde dasselbe als Staatsgymnasium erneuert, hauptsächlich durch das Verdienst des hochherzigen Pfarrers Franz Jandera und des Grafen Johann Rudolf Černin. Die Geschichte der Jesuitenperiode schildert Prof. F. Tajrych, die der zweiten Periode Prof. G. Heš in üblicher Weise.

Die stilgewandte Rede des Hrn. Directors J. Říha hat zum Gegenstande, die Schüler durch Darlegung des Wesens des Gymnasialstudiums von der Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit der Gymnasien zu überzeugen und zugleich die Angriffe (nájezdy) gegen das classische Studium abzuwehren, wodurch diese Rede ein allgemeineres Interesse erregt. Obgleich wir in der Hauptsache mit dem Redner übereinstimmen und obgleich man nicht Alles, wozu den Redner sein auf gute Dinge hinzielender Feuereifer verleitet, streng nehmen darf, nach der bekannten Maxime, dass der Zweck die Mittel heiligt, und obgleich die Rücksicht auf die jugendlichen Zuhörer manche Hyperbel als erklärlich erscheinen lässt, möchten wir denn doch bemerken, dass es nicht angeht, dem humanistischen Studium die ausschließliche Erziehungs- und Bildungskraft in ethischer und ästhetischer Hinsicht zuzumessen, als ob bloß aus den Gymnasien Charaktere hervorgehen könnten, und dass es nicht angeht, verschiedene bedenkliche Erscheinungen auf socialem und wissenschaftlichem Gebiete der nichthumanistischen Richtung im Schulunterrichte in die Schuhe zu schieben, als ob das Heil für solche Leiden einzig und allein im Studium der classischen Literatur zu suchen wäre. Was für einen Ton müssten dann die Festredner an Realschulen zu Gunsten ihrer Erziehungsmethode anschlagen?

Neubydžow. Dr. Fr. Krejčí.

Berichtigungen.

Zu dem Aufsatze „Über den Betrieb des stenographischen Unterrichtes an den österr. Gymnasien“ (Jahrgang 1896, S. 1115 ff.) ist berichtigend zu ergänzen, dass zu den Gymnasien, an welchen im 1. Jahrgange die vollständige Theorie der Satzkürzung gelehrt wurde, auch das k. k. Staatsgymnasium in Bielitz gehört.

Ferd. Barta.

S. 64, Z. 7 v. o. lies: Codrus st. Cadmus.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Das Skioptikon als Lehrmittel an Mittelschulen.

In meinem 1894 in der philologischen Section des österr. Mittelschultages gehaltenen Vortrage „Stereoskop und Skioptikon im Dienste des classischen Unterrichtes" verfolgte ich den Zweck, insbesondere die Philologen auf das Skioptikon als Lehrmittel aufmerksam zu machen. Die Gründe, welche ich für die Einführung des Skioptikons in unsere Schulen vorbrachte, noch mehr aber die an den Vortrag sich anschließenden Demonstrationen fanden allgemeine Billigung und Beifall, und mehrere der anwesenden Schulmänner fassten den Entschluss, von diesem Anschauungsmittel an ihrer Anstalt Gebrauch zu machen. Auch andere Collegen, die bei dieser Production nicht anwesend waren, fiengen an, sich für die Sache zu interessieren, wie ich aus den zahlreichen an mich gerichteten Schreiben ersehen kann. Es wurden und werden noch immer verschiedene Anfragen an mich gestellt betreffend den Projectionsapparat, die Diapositive, die Beschaffung derselben u. a. m. Auch in der Archäologischen Commission für die österreichischen Gymnasien wurde die Skioptikonfrage wiederholt erörtert. Von einem besonderen Erfolge waren jedoch bisher unsere Bestrebungen nicht begleitet, einerseits weil noch immer vielfach das richtige Verständnis für die Sache zu fehlen scheint, und andererseits weil die Verwendung des Skioptikons insbesondere beim philologischen Unterrichte an dem Mangel geeigneter Diapositive scheitert, und weil es jetzt noch schwer ist, solche, auch soweit sie vorhanden sind, auf leichte Weise und in kurzer Zeit zu beschaffen. Und von einer ausgedehnteren Verwendung im philologischen Unterrichte kann auch solange keine Rede sein, solange nicht die Frage gelöst wird: Was soll den Schülern aus dem Gebiete der Archäologie gezeigt werden, welche derartige Objecte müssen im Inventar jedes Gymnasiums vorhanden sein? Solange nämlich diese Frage nicht befriedigend gelöst ist, wird die Beschaffung

von Diapositiven stets mit Schwierigkeiten verbunden sein. Ähnliches gilt für die anderen Disciplinen. Ich halte daher diese Frage für wichtig genug, dass sie einmal auch in dieser Zeitschrift besprochen werde.

Heute wird wohl niemand mehr in Abrede stellen wollen, dass auf vielen Wissensgebieten, ich erwähne vor allem die Geographie, die Naturwissenschaften, aber auch die Philologie, ohne entsprechende Anschauungsmittel in den Schülern leicht irrige oder doch unklare Vorstellungen und Begriffe erzeugt werden können, selbst wenn dem Lehrer neben dem nothwendigen Wissen und bei genügender Phantasie die Kraft lebendigen Wortes zur Verfügung steht. Wie oft müssen wir mit eigenen Augen sehen, wie mangelhaft und mitunter falsch manche unserer eigenen Vorstellungen sind, die wir uns ohne die richtigen Anschauungsmittel gebildet haben. Wie viele Illusionen werden z. B. bei einem Philologen auf einer Reise nach Italien oder Griechenland zerstört, mehr vielleicht als es nothwendig wäre, wenn uns seinerzeit wirklich gute Anschauungsmittel zugebote gestanden wären. Nun ist in neuerer und gerade in der neuesten Zeit in dieser Richtung sehr viel geschehen, und es tragen zu einer lebendigeren Gestaltung des Unterrichtes manche recht instructive Anschauungsbehelfe bei, die auch bei uns in Österreich vielfach in Anwendung kommen, besonders an den reicheren Anstalten. Doch diese sind theils zu kostspielig, wie die Naturobjecte, Originale und auch Modelle derselben, letztere nämlich, wenn sie künstlerisch ausgeführt sind — das Gipsmodell des Parthenon z. B., reconstruiert von Niemann, kostet 800 fl., ein Korkmodell eines Pompejanischen Hauses, ausgeführt von Bramante, 800—1000 Frcs. — und können daher von unseren zumeist ja nicht sehr reich dotierten Anstalten schwer angeschafft werden; theils sind sie zu wenig handlich, und daher ihre Benützung beim Classenunterrichte mit manchen Unzukömmlichkeiten verbunden, so insbesondere Bilderatlanten, Albums und sonstige Bilderwerke, zumal wenn sie voluminös sind, theils sind sie zu wenig getreue Copien der Originale (nicht selten ist auch etwas Phantasie dabei): und endlich gibt es viele gewiss höchst sehenswerte und für den Unterricht wichtige Objecte, für die es bisher keine Gipsabdrücke oder sonstigen Modelle, keine Wandtafeln gibt, und die auch in umfangreichen derartigen Bilderwerken nicht zu finden sind.

Die billigsten und daher am leichtesten zu beschaffenden (zumal da man nach Bedarf die gerade gewünschten Objecte in beliebiger Zahl sich besorgen kann), wegen ihrer Handlichkeit für den Classenunterricht praktischeren als die vorgenannten und, was das wichtigste ist, naturgetreuesten Anschauungsmittel sind die Photographien. Lichtdrucke, Farbendrucke und durch sonstige Reproductionsverfahren hergestellte Bilder, insbesondere colorierte, entsprechen ihren Originalen nicht immer in gewünschter Weise.

Auch sollen die Photographien womöglich nach den Originalen und nicht nach Gipsabdrücken aufgenommen sein; zwischen ersteren und letzteren besteht oft ein bedeutender Unterschied, wovon sich jedermann überzeugen kann, wenn er zwei solche Photographien nebeneinanderstellt.

Nun hat freilich auch die beste Photographie, ebenso wie die sonstigen Abbildungen leider einen bedeutenden Mangel; denn sie bietet nur Planbilder. Unsere Gymnasiasten aber sind, wie wir wissen, zumeist nicht imstande, aus einem noch so guten Planbilde die Perspective herauszulesen, sie sehen darin nichts Körperliches, keine wirklichen Größen, keine Entfernungen. Die perspectivische Auffassung des Gegenstandes, die Beurtheilung der Größe, Entfernung und Tiefendimension setzt lange Übung des Auges und Erwerbung vieler Apperceptionsmassen voraus. Ein zweiter Mangel der Photographien, welcher einer ausgedehnteren Verwendung derselben beim Schulunterrichte im Wege steht, ist der, dass sie selbst bei größerem Formate (und Photographien von großem Format sind außerordentlich theuer) noch immer zu klein sind, um gleichzeitig von allen Schülern ordentlich gesehen zu werden; es muss jeder Schüler das betreffende Bild in die Hand nehmen und für sich anschauen, und der Lehrer ist gezwungen, zur Erklärung wiederholt dasselbe zu sagen, wodurch viel Zeit verloren geht. Freilich verursacht das Herumreichen von Atlanten und von ganzen Bilderwerken noch viel mehr Zeitverlust und Störungen. Die Photographien haben wenigstens das Gute, dass sie an der Wand aufgehängt werden können, wo sie der einzelne Schüler auch später noch wiederholt betrachten kann.

Der letztere ungünstige Umstand ist leider auch der Grund, warum man insbesondere in zahlreicheren Classen von der Benützung des Stereoskops, das ja auch nur subjective Darstellungen gestattet, leider absehen muss, wenn auch durch Vermittlung dieses einfachen und billigen Apparates den Photographien eine wunderbare Plasticität verliehen werden kann, so dass das Planbild ganz als Körperbild erfasst wird.

Doch es gibt auch ein Mittel, welches ermöglicht, dass alle Schüler der Classe ein photographisch aufgenommenes Object zu gleicher Zeit sehen, dass dieses genügend plastisch hervortritt und dass es auch in der wirklichen oder der Wirklichkeit sich nähernden Größe des Originals gesehen wird. Dieses wird dadurch erzielt, dass eine auf Glas übertragene Photographie mittels eines besonderen Projectionsapparates, des Skioptikons, auf eine allen Schülern zugleich sichtbare Wandfläche projiciert wird, wo sie in beliebig vergrößertem Maßstabe mit voller Schärfe des kleinsten Details und ziemlich plastisch zur Anschauung kommt. Also objective Darstellung bei sehr geringem Zeitaufwande, Naturtreue, Klarheit und Plasticität des projicierten Bildes, das sind die Vor-

züge, welche die Einführung des eben genannten Anschauungsmittels in unsere Schulen dringend empfehlen. Wer nur einmal einer gelungenen Demonstration mit dem Skioptikon beigewohnt hat, der ist mit einem Schlage für die Idee gewonnen, und die Effecte, welche man damit erzielen kann, sind so bestechend, dass sich das Skioptikon auch auf dem Gebiete der Schule in verhältnismäßig kurzer Zeit ein ziemlich weites Feld erobert hat. Insbesondere ist es *Nordamerika*, dann *England*, *Frankreich* und die *Schweiz*, wo es eine wichtige Rolle unter den Lehrmitteln spielt. Aber auch in *Deutschland* und sogar in *Russland* fängt man an, sich in weiteren Kreisen dafür zu interessieren. Bei uns in *Österreich* haben sich bisher höchstens ein Dutzend Mittelschulen ein Skioptikon angeschafft; noch geringer ist die Anzahl der Anstalten, welche einen ausgiebigen Gebrauch davon machen; vorzugsweise scheint neben dem Kostenpunkte die umständliche Beschaffung von Diapositiven Schuld daran zu sein. Aber das Interesse dafür wächst auch bei uns von Tag zu Tag, und hoffentlich wird es möglich sein, in nicht allzuferner Zeit diesem wichtigsten Anschauungsmittel der Zukunft in die meisten Schulen Eingang zu verschaffen.

Auf welche Weise das meiner Ansicht nach am leichtesten geschehen könnte, will ich hier auseinandersetzen. Voraus schicke ich einige *informative Bemerkungen*, zunächst für solche, welche in dieser Sache noch nicht genügend orientiert sind, und zwar über den Projectionsapparat, die Lichtquelle und die Diapositive.

Die *Projectionslaterne* oder das *Skioptikon* beruht auf demselben Principe, wie die im 17. Jahrhunderte vom Jesuitenpater Athanasius Kircher erfundene Zauberlaterne, ja es ist eigentlich nur eine verbesserte oder vervollkommnete laterna magica. Es setzt sich zusammen aus dem Gehäuse, der Lampe, den Beleuchtungslinsen und dem Objectiv. Das *Gehäuse* besteht aus einem viereckigen oder auch runden Kasten aus Stahlblech oder Holz von mäßiger Größe und verschiedener Ausstattung mit oder ohne sogenannte optische Bank (ein Gestell, auf welchem der Apparat ruht) und mit einem höheren oder ganz niedrigen Schornstein. In der Mitte des Kastens ist der Sitz der *Lichtquelle* bezw. ihr Träger, nämlich entweder eine Petroleum- oder Ligroin- oder Gasglühlicht- oder Kalklicht- oder Bogenlichtlampe; hinter dieser ist zuweilen ein versilberter oder vernickelter Hohlspiegel, *Reflector*, angebracht, vor dieser das Beleuchtungssystem, *Condensor* (zwei oder auch drei planconvexe Linsen); der Condensor hat den Zweck, die von der Lichtquelle erzeugten Lichtstrahlen auf das zu projicierende Glasbild (Object) zu concentrieren. Vorne am Kasten gegenüber dem Condensor tritt eine Röhre hervor, in welcher sich das Vergrößerungs-Linsensystem, das achromatische *Objectiv*, befindet; es sind zwei Linsen, welche mittels einer Schraube mehr

oder weniger scharf eingestellt werden können und die Vergrößerung des Bildes bewirken sollen. In dem Spalte zwischen Condensor und Objectiv wird das zu projicierende Object, ein durchsichtiges Bild, Diapositiv oder Glasphotogramm, und zwar verkehrt eingeschaltet. Das vergrößerte Bild wird auf eine der Camera gegenüberliegende Projectionswand, den sogenannten Schirm, geworfen. Zu erwähnen wäre noch die Vorrichtung zum Centrieren des Lichtes; damit nämlich das Licht die Bildfläche gleichmäßig erhelle, ist es nothwendig, dass die Lichtquelle im Brennpunkte des Condensors steht; ferner der Bilderhalter zum Wechseln der Diapositive.

Der Vorgang beim Projicieren ist ziemlich einfach. Der Apparat, welcher auf einer erhöhten Unterlage, einem Tische oder einem beweglichen Stativ ruht, wird der Projectionswand gegenüber in einer Entfernung von 2—20 m aufgestellt. Da nämlich die Größe des Bildes mit der Entfernung des Apparates von der Projectionswand und mit der Brennweite des Objectivs wächst, während die Helligkeit in demselben Verhältnisse abnimmt, so wird zwar bei starker Lichtquelle und größerer Brennweite die Entfernung größer sein können, zumal da in diesem Falle die Bilder bis an den Rand des Gesichtsfeldes gleichmäßig scharf hervortreten, bei schwächerer Beleuchtung und geringerer Brennweite dagegen muss sich der Apparat mehr dem Schirme nähern, damit die Bilder nicht lichtschwach und verschwommen erscheinen. Will man daher lichtstarke und gleichmäßig scharfe Bilder von großem Umfange, sagen wir von über 3 m Durchmesser, bekommen, so muss man einen Apparat haben mit stärkerer Lichtquelle und größerer Brennweite des Objectivs; schwache Lichtquellen und Objective mit geringer Brennweite geben nur bei geringer Distanz (2—5 m) lichtstarke, dafür freilich kleine Bilder. Je kleiner man die Bilder macht, d. h. je mehr sich Apparat und Schirm nähern, desto intensiver werden sie.

Selbstverständlich muss es im Locale, in welchem die Projection vorgenommen wird, dunkel sein; doch ist nicht absolute Finsternis nothwendig; bei starken Lichtquellen kann noch viel Licht im Zimmer übrigbleiben, ohne dass die Projection dadurch unmöglich gemacht wird oder auch nur darunter leidet. Ist also das Locale verdunkelt, die Lichtquelle in Thätigkeit gesetzt und centriert, das Objectiv scharf eingestellt, das Diapositiv eingeschaltet, so öffnet man den Verschluss des Objectivs, und gleichzeitig haben wir das Bild auf dem Schirme. Ist das Projectionsbild nicht scharf genug, so kann dies durch Regulierung des Objectivs leicht erzielt werden.

Die Bedingungen eines guten Projectionsbildes sind erstens ein gutes optisches System (Condensor und Objectiv), zweitens eine gute Lichtquelle, drittens gute Diapositive; aber auch die Projectionswand ist nicht ohne Einfluss auf die Güte desselben.

Die Linsen müssen exact und fein geschliffen sein, ferner müssen sie je nach der Stärke der Lichtquelle eine größere oder geringere Brennweite haben. Der Durchmesser der Condensierungslinsen variiert gewöhnlich zwischen 10—30 cm, der Objectivlinsen zwischen 40—80 mm, die Brennweite zwischen 10—30 cm. Von der Güte und Größe der Linsen hängt auch ihr Preis ab.

Die Lichtquellen, die vor allem in Verwendung kommen, sind: Petroleumlicht, Ligroingaslicht, event. Gasglühlicht, elektrisches Bogenlicht und Sonnenlicht. Magnesiumlicht kann trotz der großen Helligkeit und der leichten und billigen Herstellung wegen der großen Dampfentwicklung und, weil es nicht stabil ist, nicht in Betracht kommen; Acetylen-Gaslicht, welches man in der neuesten Zeit wegen seiner hohen Lichtstärke und bequemen Entwicklung für Projectionszwecke dienstbar zu machen versucht hat, scheint sich leider nicht recht bewähren zu wollen, da es bis jetzt nicht gelungen ist, eine explosionssichere Lampe zu construieren. Ja auch Kalklicht, welches in Deutschland und auch in Frankreich zu diesem Zwecke gerne verwendet wird wegen seiner constanten und großen Helligkeit (Leuchtkraft 200—300 Normalkerzenlicht), empfiehlt sich bei uns aus technischen und ökonomischen Gründen nicht. In Österreich kommt nämlich Kalklicht wegen des Zolles und Transportes mehr als doppelt so hoch zu stehen als in Deutschland. Kalklicht oder Zircon- oder Drummond'sches oder Oxycalciumlicht wird dadurch erzeugt, dass Sauerstoff und Wasserstoff (statt des letzteren Leuchtgas oder auch Petroleumäther) unter einem sehr bedeutenden Drucke auf einen Kalkcylinder oder einen Zirconleuchtkörper geleitet und entzündet wird. Nun ist die Beschaffung und Aufbewahrung des Sauerstoffes im comprimierten Zustande mit großen Kosten verbunden. Aus Deutschland bezogen kosten 1000 Liter Sauerstoff = 10 Liter Wasser Inhalt 15 fl., und diese reichen für nicht mehr als 10 etwa einstündige Demonstrationen. Dazu kommt Leihgebür für die Stahlcylinder zur Aufbewahrung des Sauerstoffes wöchentlich 50 kr., wenn man sich nicht selbst den Stahlcylinder kaufen will (40 fl.), und die Postspesen. Die Selbsterzeugung mittels des Sauerstoff-Generators und die Aufbewahrung in Gassäcken ist noch unbequemer und auch ziemlich kostspielig (Sauerstoff-Generator mit Gasometer 130 Mk.). Überdies muss man damit sehr geschickt manipulieren, damit nicht ein Unglück geschehe. Sollte sich der vor kurzem erfundene Apparat bewähren, mittels dessen man hinreichend Sauerstoff mit genügendem Drucke während des Projicierens selbst erzeugt, so wären allerdings der Verwendung des sehr ruhigen, hellweißen und concentrierten Kalklichtes für die Projection die Wege geebnet; denn dieser gegenwärtig noch sehr theuere Apparat (120 fl.) dürfte mit der Zeit ja billiger werden.

Das intensivste und zugleich billigste Licht ist das Sonnenlicht. Mittels des Heliostats, über welches wohl jedes physi-

kalische Cabinet verfügt, können die direct auffallenden Sonnenstrahlen auf das Linsensystem eines Skioptikons geleitet und weiter auf die Projectionswand geworfen werden. Wenn also das Sonnenlicht zugebote steht (das wird wohl zumeist nur in den Sommermonaten der Fall sein), so ist diese natürliche Lichtquelle allen anderen vorzuziehen, zumal da die auf diesem Wege erzeugten Projectionen die effectvollsten sind. Stehen jedoch die Sonnenstrahlen nicht zur Verfügung, so muss man zu künstlichen Lichtquellen greifen.

Am leichtesten zu beschaffen ist das Petroleumlicht. Weil es aber am wenigsten intensiv ist — ein zweidochtiger Flachbrenner hat die Leuchtkraft von höchstens 18 Normalkerzenlicht —, so kann es nur zur Erzeugung kleinerer Projectionsbilder von $1—1^1/_2$ m Durchmesser verwendet werden, für kleine Locale immerhin ausreichend. Es gibt verschiedene Systeme von speciell zu diesem Zwecke construierten Petroleumlampen, sowohl Brenner mit 2—5 hintereinander, bei den französischen Lampen nebeneinander stehenden Flachdochten von 4—5 cm Breite, als auch Rundbrenner. Wenn jemand die Idee M. Allihns, einen doppelten Rundbrenner d. h. zwei ineinander gesteckte Rundbrenner zu construieren, verwirklichen wollte, so hätten wir daran vielleicht die beste Petroleumlampe. Es sei noch bemerkt, dass das verwendete Petroleum sehr fein und rectificiert sein soll und überdies mit Kampfer gesättigt, in welchem Falle es ganz schönes, weißes Licht gibt. Der französische Schulinspector Philibert gibt für eine solche Mischung das folgende Recept: Rectificiertes Petroleum $^1/_2$ Liter, Alkohol 90° $^1/_2$ Liter, Kampfer 90 Gramm, Clorate de potasse (Kalichlorat) 10 Gramm. Ob die von S. Mittelbach (Wien, I., Hoher Markt 8) erfundenen Siriuskugeln wirklich um 50% erhöhte rauch-, geruch- und dunstfreie Leuchtkraft geben, weiß ich nicht. Nach jedesmaligem Gebrauche soll das Petroleum in die Flasche zurückgebracht werden und stets nur so viel Petroleum in die Lampe kommen, dass sie nur nahezu voll ist. Dies gilt für Petroleumlampen überhaupt. Wird die Lampe rein und sauber gehalten und ordentlich gehandhabt, sowie für genügende Luftzufuhr gesorgt, so entfällt die Klage über den unangenehmen Geruch und die starke Rauchentwicklung. Insbesondere soll die vor kurzem in den Handel gebrachte englische, vierdochtige Stocks Patentlampe keinen Geruch erzeugen und eine starke und ruhige Flamme geben.

Um ein Bedeutendes höher ist der Effect des Auer'schen Ligroin-Gasglühlichtes. Dieses wird mittels einer leicht zu handhabenden und ganz explosionssicheren Lampe erzeugt, indem das in derselben befindliche Ligroin (rectificiertes Benzin) durch Erwärmung mittels einer Spiritusflamme in Gas verwandelt wird, mit dem dann der Auer'sche Glühlichtbrenner gespeist wird. Das auf diese Weise erzeugte Licht ist glühend weiß,

die Lichtmenge auf eine verhältnismäßig kleine Fläche concentriert, so dass es großentheils auf den Focus des Condensors fällt und demnach zum größeren Theile ausgenützt wird. Noch mehr wäre das der Fall, wenn dem Auer'schen Glühlichtkörper statt der länglichen Cylinderform die Kugelform gegeben werden könnte, was nicht möglich zu sein scheint. Die Patent-Ligroinlampe von Lenoir und Förster hat eine Leuchtkraft von etwa 80, die neuconstruierte Lampe der Firma Lechner gegen 100 Normalkerzen.

Aus diesem Grunde ist diese Lampe für Schulen, welche kein elektrisches Licht haben, am meisten zu empfehlen; denn es lassen sich damit nicht bloß effectvolle, sondern auch ziemlich große Bilder (bis $2^1/_2$ m im Durchmesser) erzielen. Und dafür spricht auch der Kostenpunkt; es verbrennt jede Stunde nur um 5 kr. Ligroin; die Lampe, welche in jede Skioptikonlaterne passt, kostet 20, bezw. 25 fl. Es können also leicht auch solche Anstalten, welche ein für Petroleum eingerichtetes Skioptikon besitzen, eine Ligroinlampe nachschaffen. Statt mit Ligroingas kann der Auerbrenner auch mit Leuchtgas gespeist werden, wo solches zur Verfügung steht. Doch ist die Lichtstärke des letzteren etwas geringer als die des Ligroingases.

Unter allen künstlichen Lichtquellen ist das elektrische Bogenlicht am intensivsten und am meisten concentriert. Es kann eine Leuchtkraft von mehreren tausend Kerzen haben, womit sehr lichtklare Projectionsbilder bis 10 m Durchmesser gewonnen werden können. Für nicht sehr große Locale, beziehungsweise nicht sehr umfangreiche Wandbilder genügt vollkommen eine Stromstärke von 10—15 Ampères und mithin ein kleinerer Apparat; doch können starke Ströme durch Vorschaltung eines 'Widerstandes', des Rheostaten, beliebig reguliert werden, damit nicht die Lampe durch die allzu große Hitze zerstört werde. Die für elektrisches Bogenlicht construierten Lampen oder Bogenlichtregulatoren, welche in die Laterne so eingestellt werden müssen, dass der Lichtpunkt fortwährend in den Focus des Condensators (Condensormitte) fällt, sind gewöhnlich für Wechselstrom und Gleichstrom verwendbar; doch ist die Lampe für die Benützung von Wechselstrom gewöhnlich vertical, für die Benützung von Gleichstrom schräge gestellt (im neuesten derartigen Apparate von Plössl, dem sogen. Mittelschulskioptikon, ist die elektrische Lampe [für Wechsel- und Gleichstrom] wagrecht gestellt); im ersteren Falle sollen gleich dicke Kohlenstifte eingesetzt werden, im zweiten Falle soll der obere Stift doppelt so dick sein wie der untere. Die Dicke der Stifte richtet sich nach der Stromstärke. Die Kohlenstifte werden durch Schrauben aneinandergebracht oder voneinander entfernt, um so den Strom zu schließen oder zu öffnen; eine andere Schraube dient dazu, den Lichtpunkt zu regulieren. Es sei noch bemerkt, dass bei Gleichstrom mehr Licht auf den

Condensor geworfen wird als bei Wechselstrom, weshalb ersterer für Projectionen vorzuziehen ist.

Der empfehlenswerteste Projectionsapparat wird derjenige sein, welcher für alle Lichtquellen verwendbar ist, wo also die Lampe einer Lichtquelle auf leichte Weise durch eine solche einer anderen ersetzt werden kann. Genügt die schwache Petroleumbeleuchtung nicht mehr oder hat man kein Leuchtgas im Hause, um damit einen Auer'schen Brenner zu speisen, und sind die finanziellen Verhältnisse etwas günstiger geworden, so kann die billige Petroleum-, bezw. Auer'sche Glühlichtlampe durch die theuerere, aber dafür stärkeres Licht erzeugende Ligroingaslampe ersetzt werden, und wo der Anschluss an eine elektrische Stromanlage möglich ist, da wird man gewiss eine Bogenlichtlampe wählen, wenn auch diese allein schon fast so viel kostet, wie ein ganzes Skioptikon für Petroleumbeleuchtung. Dafür aber macht diese Lichtquelle das Mikroskop entbehrlich; will man nämlich mikroskopische Präparate oder Mikrophotographien projicieren, so vertauscht man das photographische Objectiv mit einem mikroskopischen Ansatz (von etwa 12 cm Brennweite und 42 mm Öffnung). Auch manche andere physikalische Apparate können durch das elektrisch beleuchtete Skioptikon ersetzt werden. Die Firma Lechner (Wilh. Müller, Wien, I., Graben) hat speciell für die Schulen einen solchen Apparat hergestellt, der eventuell jede Lichtquelle aufzunehmen imstande ist, bei dem also die eine oder die andere Lampe leicht eingestellt werden kann. Der ganze Apparat (Condensorlinsen mit Durchmesser von 120 mm und Brennweite von 85 mm, Objectivlinsen von E. Suter) kostet mit Petroleumlampe 70 fl., mit Ligroingaslampe 95 fl., mit elektrischer Bogenlichtlampe 170 fl. Der Apparat entspricht allen Anforderungen, und die Firma garantiert für Güte und sichere Functionierung. Insbesondere die für gewöhnliche Schulzwecke ausreichende Ligroingaslampe übertrifft an Lichtstärke und Sicherheit alle derartigen Lampen. Einfache und billige Projectionslaternen liefert das chemisch-physikalische Institut von Lenoir u. Forster (Wien, IV., Waaggasse 5). Ein kleines Skioptikon, ebenfalls für alle Lichtquellen verwendbar, auf optischer Bank (diese ist nothwendig, wenn ein Regulator für elektrisches Licht in Verwendung kommen soll) kostet 58 fl., ohne optische Bank 48 fl. inclusive Petroleum-Doppelbrennerlampe; Patentligroinlampe mit Auerglühlichtbrenner 20 fl., für Leuchtgas-Sauerstofflampe nach Linnemann 12 fl., dazu kommen noch die oben genannten Vorrichtungen; elektrischer Bogenlichtregulator bei Stromstärken von 3—12 Ampères 73 fl. Große elektrische Skioptikons liefert die Firma Plössl u. Comp. (Wagner), Wien, IV., Goldeggasse 6. Mit einigen von diesen können Glasbilder in Entfernungen bis 40 m auf einen Flächenraum bis 150 Quadratmeter vergrößert, aber auch sonstige wissenschaftliche Präparate in beliebiger Größe demonstriert werden

(mittels des Projectionsmikroskops). Ein Skioptikon mit der Lichtstärke von mehr als 1000 Normalkerzen, mit verstellbarem Linsencondensor, Ventilationsvorrichtung, Doppelobjectiv von 44 mm Öffnung kostet 350 fl.; für stärkere Ströme, 2000—3000 Normalkerzen, Condensor 160 mm, Doppelobjectiv 54 mm Öffnung 450 fl. Speciell für Schulen bestimmt ist das sogen. Trommel- oder Mittelschulskioptikon (mit cylinderförmiger Camera); es kostet 225 fl. Trotz der etwas eigenthümlichen Form wird es sehr gelobt. Als bekannte Firmen im Auslande seien hier erwähnt: Clément & Gilbert, Paris, 10 Rue de Malte; Ed. Liesegang in Düsseldorf; A. Fuhrmann, Berlin W., Kaiser Panorama. Aber es muss constatiert werden, dass unsere einheimische Production die Concurrenz auf diesem Gebiete mit dem Auslande bestehen kann.

Ferner möchte ich hier noch betonen, dass es für jede Lehranstalt zweckmäßig erscheint, wo es nur möglich ist, sich einen vollkommeneren, wenn auch theuereren Apparat anzuschaffen, vor allem mit gutem optischen System und einer guten Lampe. Skioptikons von billigem Preise können nicht von großer optischer Leistungsfähigkeit und auch nicht sehr dauerhaft sein. Ein derartiger Apparat soll mehreren Schulgenerationen gute Dienste leisten. Auch hier gilt der Grundsatz: Das Beste ist das Billigste. Wo ein elektrischer Strom zugebote steht — und es gibt doch schon heute genug Städte und auch Städtchen mit elektrischen Stromleitungen, und in nicht zu ferner Zeit wird ihre Zahl gewiss nur wachsen — wird man sich einen elektrischen Projectionsapparat anschaffen, der auch für Sonnenlicht adaptiert werden kann, aber auch für eine schwächere Lichtquelle. Anstalten, die nicht in dieser angenehmen Lage sind, werden mit einem Skioptikon mit Auer'scher Gasglühlicht- oder Ligroingasbeleuchtung ihr Auskommen finden, vielleicht auch mit einer guten Petroleumlampe; aber auch hier soll die Möglichkeit der Ersetzung durch eine elektrische Lampe geboten sein.

Doch auch der beste Apparat kann keine gelungenen Projectionsbilder hervorbringen, wenn die verwendeten Diapositive nicht gut sind. Nun hat freilich in dieser Beziehung die Technik der neuesten Zeit ganz ungeahnte Fortschritte erzielt. Es lassen sich durch verschiedene Methoden und chemische Manipulationen insbesondere bei Verwendung von Bromsilber-Ammoniak-Gelatineplatten oder Special Transparency Platten (Chloro-Bromide), aber auch durch das Albuminverfahren Diapositive von so großer Vollkommenheit erzeugen, dass sie das Original auf die Projectionswand zu zaubern scheinen und nicht bloß bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen die Illusion der Wirklichkeit zu erregen geeignet sind. Vor allem treten abgedeckte Statuen, Reliefs, besonders Basreliefs, aber auch Architekturen und dann überhaupt Objecte, die sich von einem Hintergrunde abheben, auf der Projectionswand naturgetreu und plastisch hervor. Insbesondere ver-

stehen es manche Photographen, den Bildern dadurch, dass sie je nach der Verschiedenheit des dargestellten Objectes ihnen einen verschiedenen, das dargestellte Object am meisten zur Geltung bringenden Ton geben, auch die dunklen Partien derselben beliebig lichtdurchlässig machen, gewisse Theile mehr verstärken als andere, die Objecte auf jede beliebige Größe, z. B. Statuen im Vergleiche zu den Landschaften auf ein kleineres Maß reducieren, sie „härter" oder „weicher" machen, kurz durch verschiedene Mittel zur vortheilhaftesten Wirkung zu verhelfen. Sollte es gelingen, dass man von allen Objecten ganz stereoskopische Projectionsbilder gewinnen kann, ohne dass sich die Zuschauer, wie es bei den bisherigen Versuchen zur Erzielung stereoskopischer Effecte auf der Projectionswand der Fall war, Brillen (von verschiedener Farbe) aufsetzen müssten oder Lorgnetten, die statt der Brillengläser zwei Nikol'sche Prismen enthalten (Polarisationsbrillen), so wäre das Höchste erreicht, was man auf diesem Gebiete sich nur wünschen kann.

Auf eine Beschreibung der verschiedenen Verfahren zur Anfertigung von Skioptikonbildern kann hier nicht eingegangen werden; es sei hier nur bemerkt, dass sich Bilder in Öl-, transparenten Lack- oder Aquarellfarben direct auf Glas malen lassen, dass auf eigens präparierten Glasplatten Zeichnungen entworfen werden können, dass Abziehbilder, aber auch Holzschnitte, Kupferstiche usw. auf Glasplatten übertragen werden können, Bilder, wie man sie in früherer Zeit für die laterna magica verwendet hat. Die vollkommensten und naturgetreuesten Bilder aber sind die auf photographischem Wege nach Naturobjecten erzeugten, und zwar nach den Negativen hergestellt. Soll nach einem Positiv ein Diapositiv gemacht werden, so muss zunächst davon ein Negativ hergestellt werden. Und da jede Zeichnung, jeder Stich, Holzschnitt, jedes Gemälde usw. photographisch aufgenommen werden kann, so können auch letztere zur Anfertigung von Glasphotogrammen herangezogen werden. Am gelungensten sind freilich die nach den Negativen von Originalaufnahmen gemachten Diapositive. Durch Bemalen der Diapositive mit Wasserfarben oder auch mit Steinkohlen- und Anilinfarben kann den Projectionsbildern die lebendige Naturfarbe verliehen werden. Freilich ist dieses Malen, da es bis ins kleinste Detail sorgfältig und fein durchgeführt sein muss, wenn die Projectionsbilder von künstlerischer Wirkung sein soll, verhältnismäßig kostspielig; ferner müssen die zu malenden Diapositive sehr hell gehalten sein, falls das Colorieren gut gelingen soll. Übrigens hat jedes Diapositiv, wo eine schwache Lichtquelle verwendet wird, sehr lichtdurchlässig zu sein und die Contraste sollen stark hervortreten, andererseits können die Diapositive für eine intensive Lichtquelle weniger lichtdurchlässig sein, und es sollen insbesondere auch die Mitteltöne hervortreten. Dieses Moment ist bei Bestellungen von Diapositiven im

Auge zu behalten. Hat man ein Skioptikon mit elektrischer Beleuchtung, so verlange man dichte, hat man ein Skioptikon mit Petroleum oder Ligroin, so bestelle man lichtdurchlässige und constrastreiche Diapositive. 'Abgedeckt' oder mit abgedecktem Hintergrunde heißt ein Diapositiv, bei welchem die ganze Glasfläche bis auf das eigentliche Bild undurchsichtig, schwarz ist. In diesem Falle tritt das Bild umso schärfer und plastischer hervor. Dies gilt insbesondere für Statuen. Vor Ritzen und Schmutz wird die Bildseite durch ein Deckglas geschützt; der Rand soll mit einer Maske verkleidet sein, und auf einem weißen Papierstreifen, der in einer Ecke platzfindet, kann die fortlaufende Nummer und die Bezeichnung des Objectes angebracht werden.

Es gibt zwei Formate für Diapositive, das französische (rechteckig), Umfang 8·4 : 10 cm, und das englische (quadratisch), 8·3 : 8·3 cm; die wirkliche Bildgröße ist aber in beiden nur 7 : 7 cm, den Rest nimmt der maskierte Rand ein. In Frankreich, Belgien, in der Schweiz und Deutschland gilt das französische als das Mercantilformat, welches den Vortheil hat, dass der größere Rand für Notizen mit Nutzen verwendet werden kann; in England und Amerika ist das englische Format mehr beliebt. Diese beiden Formate verdrängen ganz das Format 9 : 12 und sind schon aus dem Grunde vorzuziehen, weil bei ihnen ein kleinerer Condensor nothwendig ist und mithin weniger Licht verschluckt wird als beim großen photographischen (9 : 12) Formate. Doch da man noch hie und da Diapositive dieses großen Formates bekommt, so ist es empfehlenswert, dass die Bilderhalter eventuell auch zur Aufnahme der letzteren sich verwenden lassen (Universalbildhalter). Zum raschen Wechseln der Diapositive eignet sich am besten der Doppelbildhalter mit zwei Öffnungen und einem Schieber.

Hier seien auch ein paar Worte über den Schirm angefügt. Als Projectionswand, Schirm genannt, kann entweder die schön weiß angestrichene Zimmerwand, oder ein an der Wand aufgehängter Vorhang aus Leinwand oder Shirting oder Papier (aber ohne Naht und ohne Büge), auch ein transportabler Vorhang aus Pappendeckel, oder eine unbrauchbar gewordene, mit Shirting oder Papier überzogene, noch besser mit Zinkweiß angestrichene Landkarte (nur dürfen die Büge nicht sichtbar sein) dienen. Die erste Bedingung eines guten Schirmes ist, dass das Licht nicht durchgeht, denn durchfallendes Licht ist für die Reflexion verloren. Zweitens soll der Schirm nicht zu groß sein. Je größer die Beleuchtungsfläche, desto lichtschwächer, desto flacher und lebloser muss das Bild sein; je kleiner dieses ist, desto größer ist bei gleicher Lichtquelle die Helligkeit, Schärfe und mit diesen der optische Effect. Freilich muss sich die Größe der Projectionswand auch nach der Größe des Raumes richten, bezw. nach der Menge der Zuschauer; denn wenn es viele Reihen von Zuschauern gibt, und auch die

zuletzt Sitzenden oder Stehenden das Bild noch deutlich sehen sollen, so muss das Bild selbstverständlich größer genommen werden; es soll aber nie größer sein, als es die Lichtstärke erlaubt. Lieber kleinere, aber helle und klare, als größere, aber lichtschwache und undeutliche Bilder! In kleinen Localen und bei geringer Lichtstärke genügen Bilder von 1—1½ m im Quadrate vollkommen; Landschaftsbilder erfordern allerdings eine größere Projectionswand, eine solche von 3 m Durchmesser wird aber auch hier für Schulzwecke in den meisten Fällen ausreichen.

Doch kehren wir jetzt zu den Diapositiven zurück.

Mit der Herstellung von Diapositiven, um sie in Handel zu bringen, befassen sich heute mehrere Firmen; die bedeutendste derartige Verlagsfirma ist: Lévy et ses fils, successeurs de J. Lévy & Cie., Rue Louis le Grand 25, Paris. Der vor kurzem erschienene Katalog (jetzt in 10 Heften, nach Ländern geordnet) enthält nicht weniger als 21.055 Nummern von Landschaften, Ansichten, Architekturen, Sculpturen, Gemälden usw. aus allen Ländern und Welttheilen. Diese Glasbilder sind nach photographischen Originalaufnahmen angefertigt. Insbesondere sind die jüngst dazugekommenen Original-Glasphotogramme, von denen 355 auf Österreich allein entfallen (davon 74 auf Wien, 27 Semmering usw.), von ausgezeichneter Qualität; rein und fein, von herrlichem, warmem Tone, schöner perspectivischer Wirkung und solcher Naturtreue, dass man manche Objecte an Ort und Stelle fast nicht besser sehen kann. Noch größer ist die Zahl der Neuaufnahmen aus Italien, nämlich über 500, davon betreffen Pompeji allein 55, das Vatic. Museum 40 usw. Leider ist zu den wenigen, im ganzen nur 30 Diapositiven über Griechenland (eigentlich bloß Athen) keine erhebliche Vermehrung gekommen. Der vor einigen Wochen erschienene Katalog (11. Heft) 1897 enthält 34 neue Aufnahmen von Athen. Von den älteren, die Antike betreffenden Photogrammen sind allerdings manche nicht entsprechend. Der Preis eines Diapositivs stellt sich bei Lévy auf 1 Fr. 50 ct., mit abgedecktem Hintergrunde 2 Fr., coloriert 3 Fr. 75 ct. Die Firma hat jedoch bei größeren Abnahmen eine erhebliche Preisreduction in Aussicht gestellt. Mit der Herstellung naturwissenschaftlicher Photogramme befasst sich das optische Institut von A. Krüss in Hamburg. Unter Mitwirkung mehrerer Fachleute werden theils nach Naturobjecten, theils nach Originalzeichnungen Collectionen von Diapositiven für den Unterricht angefertigt (bisher einige tausend Stücke) aus dem Gebiete der Zoologie, Anatomie und Gewebelehre des Menschen und der Thiere, der Botanik (Systematik, Anatomie und Morphologie der Pflanzen, Entwicklung der Kryptogamen), Mineralogie, Geologie, endlich auch aus dem Gebiete der Astronomie, der Länder- und Völkerkunde. Preis eines Photogramms 1 Mk. 50 Pf. Auch eine Sammlung mikroskopischer Präparate, welche sich zur Projection eignen, und

nach diesen aufgenommener Mikrophotogramme werden hier am Lager geführt. Zahlreiche Bilder aus dem Gebiete der Physik und Chemie liefert Ed. Liesegang in Düsseldorf, z. B. Mechanik der festen, flüssigen und gasförmigen Körper 108 Bilder, Optik 300, Magnetismus und Elektricität 460 Bilder usw. Derselbe Verlag führt Bibelbilder (nach Gustav Doré), aus dem alten und neuen Testament circa 240 Stück, Stätten aus der biblischen Geschichte 200 Stück, das Leben Jesu nach Sculpturen von Habert in 24 Projectionsbildern, sowie auch Bilder aus anderen Disciplinen, wie Ethnographie, Culturgeschichte usw. In England befasst sich die Firma Archer & Sons, Liverpool, Lord Street, und Newton in London mit der Anfertigung von Diapositiven.

Neben diesen wichtigsten Verlagshandlungen führen viele Kunsthandlungen und Lehrmittelanstalten fertige Diapositive am Lager oder liefern solche auf Bestellung. Auch manche Photographen in Wien befassen sich mit der Anfertigung von Glasphotographien. Gewöhnlich verlangen sie für die Herstellung eines Diapositivs nach einem Negativ 70—80 kr., nach einem Positiv 1 fl. 30 kr. bis 1 fl. 50 kr. Ein Amateurphotograph, der Zeit und Arbeit nicht in Rechnung bringt, ist in der Lage, ein Diapositiv bedeutend billiger herzustellen. Wenn etwa zur Anfertigung der Diapositive das Schulze & Noack'sche Collodium - Gelatine-Abziehpapier verwendet wird, wie es Prof. Siegfried Lederer in Radautz in seiner Broschüre: „Das Übertragen von Photographien auf Glas, Porzellan usw.“ empfiehlt und mit schönem Erfolge selbst prakticiert, so kommt ein Stück nur auf 15—20 kr. Nur lässt sich leider nach letzterer Methode kein so schöner Ton erzielen, die Schattenabstufungen kommen zu wenig getreu zur Geltung, die Projectionsbilder fallen gewöhnlich etwas flau aus und verlangen eine starke Lichtquelle, wenn sie klar und deutlich erscheinen sollen.

Aber nicht bloß einzelne Geschäftsfirmen befassen sich mit der Herstellung, bezw. Verbreitung von Diapositiven, sondern es haben sich auch Gesellschaften und Vereine gebildet mit der Aufgabe, diesem Anschauungsmittel den Weg speciell in die Schulen zu ebnen. Ein solcher Verein hat bereits zu Anfang der Achtzigerjahre in Havre („Société d' enseignement scientifique par les Projections lumineuses“) seine Thätigkeit damit begonnen, dass er Glasbilder für Schulzwecke anschaffte und sie den Schulen der Stadt und des Departements zum Zwecke von Projectionen unentgeltlich zur Verfügung stellte. Die Gesellschaft, welche von Anfang an nur auf freiwillige Beiträge der Mitglieder angewiesen war, hat ihr anfänglich nur geringes Inventar bereits auf 17.000 Diapositive gebracht, welche jetzt an den Schulen ganz Frankreichs circulieren. Und auch sonst versteht man es in Frankreich, England und besonders in Nordamerika durch Gründung von zahlreichen Tauschvereinen die vorhandenen Diapositive

zu immer größerem Gemeingute zu machen. Es sei hervorgehoben, dass auch die Unterrichtsverwaltungen in den genannten Ländern viel für die Verbreitung der Projectionskunst in den Schulen thun. Ich erwähne beispielsweise, dass im Staate New-York durch ein Gesetz vom Jahre 1895 der Superintendent des öffentlichen Unterrichtes ermächtigt wird, für die Freischulen in jeder Stadt und in jedem Dorfe Projectionsapparate und Bilder zu beschaffen, und zu diesem Zwecke wurden für die ersten vier Jahre 100.000 Dollars bewilligt. In Frankreich stiftet die Regierung mehrere Preise für Projectionsbilder, und der Unterrichtsminister hat vor kurzem 300 Apparate und 60.000 Diapositive für Schulen, namentlich Fortbildungscurse, bestellt. Österreich ist in dieser Beziehung noch lange nicht so weit, wie die westlichen Länder, aber auch hier fängt man an, sich zu rühren, und der Verein „Skioptikon" in Wien, freilich bisher der einzige dieser Art in der ganzen Monarchie, verfügt schon heute über eine Collection von circa 1700 eigener und 600 Nummern in Depot gehaltener photographischer Projectionsbilder aus allen Schuldisciplinen, und diese werden den mit Projectionsapparaten versehenen Anstalten sowie den Volksbildungsvereinen zum Zwecke von Demonstrationen leihweise überlassen.

Der Verein, dessen Hauptzweck es ist, durch Anwendung des Skioptikons den Anschauungsunterricht in den Schulen und bei den Vorträgen zu fördern, wurde vor fünf Jahren von dem jetzigen Schriftführer des Vereines J. Poruba gegründet. Durch großes Geschick und rastlose Thätigkeit verstand es dieser, immer weitere Kreise für seine Idee zu gewinnen. Durch Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, durch Vorträge, insbesondere aber durch häufige Demonstrationen im Vereinslocale (Bürgerschule in der Zedlitzgasse 9) und anderswo in der Stadt und Provinz, dann durch seine Connexionen mit ausländischen verwandten Vereinen (er ist correspondierendes und Ehrenmitglied des franz. Projectionsvereines in Havre) und Firmen ist es ihm gelungen, schon ganz schöne Erfolge zu erzielen. Ich erwähne noch, dass an der genannten Anstalt das Skioptikon seit zehn Jahren beim Unterrichte verwendet wird; es ist dies die erste Anstalt in Wien, welche diese Einrichtung aufzuweisen hat, und der Urheber ist hier ebenfalls der genannte Schulmann. Außerdem finden daselbst jeden Samstag für Wiener Schulen, die über kein Skioptikon verfügen, unentgeltliche skioptische Vorführungen historischen, geographischen und naturhistorischen Stoffes statt, und viele Schulen ziehen davon Vortheil. Ebenso hat er den Impuls gegeben und dazu direct oder indirect beigetragen, dass schon mehrere Vereine (besonders der Volksbildungsverein) und Anstalten (Universitätscurse) Vorträge mit skioptischen Demonstrationen veranstalten. Ich will nur noch auf einen Vortheil, den die Mitgliedschaft des Vereines „Skioptikon" gewährt, aufmerksam machen, nämlich auf das Recht, die Einrichtung und Utensilien des Vereines

(Saal, Projectionsapparat, Lichtquelle, Diapositive) unter den vom Ausschusse festgesetzten Bedingungen benützen zu dürfen. Jahresbeitrag 2 fl. Anmeldungen an den Schriftführer Joh. Poruba (I., Zedlitzgasse 9, Bürgerschule).

Von diesem Rechte können in der Regel freilich nur die Anstalten Wiens Gebrauch machen und auch diese nur insoweit, als das Projectionslocale, bezw. die Diapositive nicht anderswie in Anspruch genommen sind. Es muss daher das Streben jeder größeren Anstalt, zumal außerhalb Wiens, dahin gerichtet sein, neben einem eigenen Skioptikon auch eigene Diapositive zu besitzen. Das hat aber jetzt noch seine Schwierigkeiten. Denn erstens sind die Diapositive verhältnismäßig noch immer zu theuer, zweitens ist es schwer, Diapositive von den gerade gewünschten Objecten zu bekommen, da der einzelne Interessent oft nicht weiß, wo solche zu haben sind, wenn er nicht die Kataloge der betreffenden Firmen zur Hand hat; die einen Firmen führen Diapositive aus diesem, die anderen wieder aus einem anderen Gebiete. Drittens sind Diapositive aus manchen Gebieten im Handel überhaupt nicht zu bekommen; so gibt es über Griechenland mit Ausnahme von Athen keine brauchbaren Diapositive; viertens sind manchmal, eigentlich sehr oft, Diapositive nicht mehr am Lager, wenn sie auch im Kataloge noch figurieren, und man muss daher bei Bestellungen oft wochen- und sogar monatelang darauf warten, bis sie fertiggestellt werden; ja manchmal wartet man auch umsonst, und schließlich entsprechen mitunter die bestellten und effectuierten Bilder nicht. Denn es gibt ja oft über denselben Gegenstand verschiedene Aufnahmen, z. B. über das Colosseum in Rom nur von Lévy acht Aufnahmen, von denen die einen für Schulzwecke brauchbar sind, andere dagegen nicht. Wie soll nun der Unkundige im vorhinein wissen, welche Katalogsnummer des betreffenden Objectes gerade für ihn brauchbar ist? So kann es geschehen, dass man viel Geld für Diapositive ausgibt, die man dann entweder ihres Objectes oder ihrer Qualität wegen weniger oder gar nicht verwenden kann, während Diapositive, die wirklich ausgezeichnete Dienste leisten könnten, im Inventar gar nicht vorkommen.

Auf welche Weise nun könnte man diese Hindernisse auf einmal aus dem Wege räumen? Durch welches Mittel meiner Ansicht nach dies geschehen könnte, habe ich in der Sitzung der Archäologischen Commission vom 13. December 1895 angedeutet, nämlich dadurch, dass für die einzelnen Disciplinen und dann innerhalb derselben für die einzelnen Classen eine Auswahl, eine Art Canon für die vorzuführenden Bilder aufgestellt wird. Ist dies geschehen, dann kann eine Centrale geschaffen werden, wo stets alle Bilder des Canons, u. zw. jedes in einer größeren Anzahl von Exemplaren, auf dem Lager

gehalten werden. Durch diese Einrichtung wird es erstens möglich, Diapositive, die jetzt zumeist nur auf Grund einer Bestellung seitens einzelner in einem Exemplar hergestellt werden, im großen, sagen wir in 20—30 Exemplaren auf einmal zu erzeugen. Diese mehr fabriksmäßige Herstellung wird die damit betraute Firma in den Stand setzen, die Bilder bedeutend billiger abzugeben, ohne dass deshalb dieselben etwas an Qualität verlieren. Im Gegentheil, die Unternehmung wird, da sie nur von Fachleuten genau geprüfte und approbierte Bilder entweder selbst erzeugen oder anderswoher besorgen wird, eher nur gute Ware liefern. Es wird für die Interessenten nicht mehr nothwendig sein, auf Grund verschiedener Kataloge die Auswahl zu treffen auf die Gefahr hin, doch nicht das Entsprechende zu bekommen, sondern sie brauchen nur die ganze Collection oder einen Theil derselben bei der bekannten Firma zu bestellen, und in wenigen Tagen ist das Gewünschte in ihrer Hand.

Die Bildung eines solchen Depots für eine Auswahl ganz bestimmter Diapositive hat aber zur Voraussetzung, dass sich vorher eine gewisse Anzahl von Anstalten, sagen wir mindestens ein Dutzend, bereit erklärt, die bei der betreffenden Firma auf Lager zu kommenden Serien von Diapositiven abzunehmen. Es ist zunächst für die alte Philologie ein Grundstock von 60—70 Stück in Aussicht genommen, der diejenigen Objecte umfasst, welche sich nothwendig in jedem Inventar einer archäologischen Sammlung finden müssen. Diese können entweder auf einmal oder auf mehrere Jahre vertheilt abgenommen werden. An diesen Grundstock werden sich mit der Zeit ein paar neue Serien von Diapositiven anreihen, die jedoch die Zahl der Diapositive des Grundstockes nicht überschreiten sollen.

Dieser Vorgang, der für die Philologie in Aussicht genommen ist, gilt auch für die anderen Disciplinen.

Um nun diese Idee der Verwirklichung näher zu bringen, hat der Unterzeichnete mit mehreren Firmen Rücksprache gepflogen und sich dabei überzeugt, dass die günstigsten Bedingungen bei der k. k. Hof-Manufactur für Photographie R. Lechner (Wilh. Müller), Wien, I., Graben 31, zu erzielen wären. Die Firma erklärt sich bereit, eine Collection ihr näher zu bestimmender Diapositive stets auf dem Lager zu halten oder etwa ausgegangene Exemplare bei Bestellungen in kürzester Zeit zu liefern, und zwar solche, die man schon gegenwärtig fertig bekommt und für gut befindet, als auch solche, die dermalen noch nicht in Handel sind, und diese, sei es nach Negativen oder nach Positiven, herzustellen und die ersteren wie die letzteren an Unterrichtsanstalten um den Einheitspreis von 50 kr. abzugeben. Um auch weniger bemittelten Schulen die Anschaffung von Diapositiven in größerer Anzahl zu ermöglichen, gewährt die Firma diesen die Erleichterung, den

Kaufpreis auf zwei oder auch mehrere Jahre zu vertheilen. Erwägt man, dass es heute nicht leicht möglich ist, selbst fertige, wirklich gute Diapositive unter 70 kr. zu bekommen und dass neu anzufertigende Diapositive noch um ein Bedeutendes höher kommen (zumal wenn man keine Negative besitzt), dass es aber insbesondere auf dem Gebiete der Archäologie nothwendig sein wird, viele neue Exemplare nach Photographien herzustellen, so muss man anerkennen, dass dieser Preis nicht zu hoch gegriffen ist. Es mag ja sein, dass irgendeine andere Firma die Diapositive zu noch niedrigeren Preisen in den Handel bringen könnte, doch vielleicht auf Kosten der Güte. Aber wenn irgendwo, so werden wir bei der Anschaffung von Anschauungsmitteln für die Schulen an dem Grundsatze festhalten müssen: Lieber weniger, aber mustergiltig, nicht viel, aber gut. Sollen die Bilder nicht bloß der Belehrung dienen, sondern auch den ästhetischen Geschmack der Jugend bilden, was wir ja doch anstreben, so müssen sie auch den ästhetischen Anforderungen möglichst entsprechen. Und eben auch dieser Forderung will die Firma gerecht werden. Überdies erklärt sie sich bereit, die Diapositive mit Rücksicht auf die vorhandene Lichtquelle mehr oder weniger lichtdurchlässig anzufertigen, was, wie oben ausgeführt wurde, nicht ohne Wichtigkeit ist. Es müsste demnach jede Anstalt, welche sich zur Abnahme der Collection bereit erklärt, zugleich im eigenen Interesse bekanntgeben, ob das Skioptikon mit Petroleum, bezw. Gasglühlicht, Ligroingas oder aber mit elektrischem Lichte gespeist wird.

Doch bevor die Firma diese Action in die Hand nehmen kann, will sie die Gewähr haben, dass der auf Lager zu nehmende Vorrath an Diapositiven in mindestens je 10—15 Exemplaren auch wirklich an den Mann gebracht wird, weshalb es nothwendig erscheint, dass sich mindestens ebensoviele Anstalten zur Abnahme derselben möglichst bald bereit erklären.

Es ist nunmehr die Frage zu beantworten: Welche Objecte sollen in die von mir vorgeschlagenen Collectionen aufgenommen werden?

Die Gesichtspunkte für die Auswahl werden in den verschiedenen Disciplinen verschieden sein und müssen eben erst von einem oder mehreren Fachleuten der betreffenden Disciplinen fixiert werden, um darnach die Auswahl treffen zu können. Überall aber wird man daran festhalten müssen, für den Anfang einen nicht zu großen Grundstock zu schaffen, zu dessen Ergänzung und Ausgestaltung sich dann leicht successive weitere Serien anreihen lassen. Zu groß darf dieser Grundstock schon aus dem Grunde nicht sein, damit in kurzer Zeit alle Disciplinen mit den nothwendigsten Diapositiven versehen werden können.

Ich darf hoffen, dass diese Anregung auch in den Kreisen unserer Geographen, Naturhistoriker usw. Anklang finden und dass sich der eine oder der andere Fachmann bereit erklären wird, zweckentsprechende Vorschläge zu machen. Im Gebiete der Geographie und der Naturwissenschaften ist die Sache insoferne leichter, als der Kreis der vorhandenen Diapositive ein viel größerer ist als im Gebiete der Archäologie. Die Kataloge von Lévy in Paris, Liesegang in Düsseldorf, Krüss in Hamburg u. a. werden bei der Auswahl die besten Dienste leisten.

Was nun das Gebiet der Archäologie anlangt, so will ich im Vereine mit Professor Hula folgende Vorschläge machen.

In dem zu schaffenden Grundstocke müssen zunächst enthalten sein: die berühmtesten und instructivsten Darstellungen der antiken Götter- und Heroengestalten, insoferne sie bei der Lectüre der Classiker wirklich in Betracht kommen, und womöglich solche, an denen ihre wichtigsten Attribute ersichtlich sind; daher sind ganze Statuen den bloßen Büsten vorzuziehen. Demnach wären hier aufzunehmen: Statue des Zeus, sog. Juppiter Verospi (Vatican) mit Scepter, Blitz und Adler; dazu Zeus von Otricoli, weil dieser Kopf der bedeutendste und berühmteste unter allen Zeusköpfen ist, und eventuell als Cultbild Zeus auf der Münze von Elis. Poseidonstatue aus dem Nationalmuseum in Athen. Apollon vom Belvedere und als Ergänzung dazu Apollon Musagetes im langen Gewande mit der Lyra (vgl. Hom. Il. I 603 und röm. Dichter) aus dem Vatic. Museum. Ruhender Ares mit dem kleinen Amor in der Villa Ludovisi. Hermes von Praxiteles. Ausruhender Mercur im Museo nazionale von Neapel. Dionysos als Kind dargestellt auf der Statue des Hermes von Praxiteles und der Statue des Seilenos mit dem Bakchoskinde im Arme im Museo nazion. von Neapel, als Jüngling auf der Statue im Museum des Louvre und als bärtiger oder Indischer Dion. (Sardanapallos im Vatican, Vorstellung bei Ovid, Zug des Dion. nach Osten). Herastatue sog. Barberinische Juno, Vat. Mus., kann zugleich als Illustration des griechischen weiblichen Gewandes dienen: langer Chiton, darüber ein Himation, Sandalen, Stirnband; dann die berühmte Herabüste aus der Villa Ludovisi. Pallas Athene, sog. Minerva Medica oder Pallas Giustiniani (Vat.), ferner Statue der Athene nach Pheidias (Athene vom Varvakion). Artemis als Jägerin von Versailles und zweiter Typus als Mondgöttin: Artemis mit der Fackel (Vatican). Demeter von Knidos und als Ergänzung dazu das Eleusische Relief.

Mit diesen Haupttypen wird man für den Anfang auskommen. Andere Göttergestalten oder andere Darstellungen der bereits genannten Gottheiten, insbesondere Gruppen, seien es Reliefs oder Wandgemälde, können in der Folge nachgetragen werden. Nur die Göttergruppe des Parthenonfrieses kann wohl gleich aufge-

[illegible] werden als das classischeste Beispiel solcher Vereinigungen, [illegible] auch die Deutung schwankt.

Aus der Heroensage wird man vorläufig heranziehen: Herakles in [illegible] Stellung (farnesischer Herakles); Niobe ihre jüngste [illegible] beschützend (Uffiziengallerie in Florenz) oder aber der Untergang der Niobiden nach einem der zahlreich erhaltenen Sarkophagreliefs, z. B. dem lateranensischen. Laokoongruppe (Belvedere). Orpheus und Eurydike mit Hermes in der Unterwelt, Relief in der Villa Albani.

Von Porträts werden zunächst in Betracht kommen: Die [illegible] Homers aus dem Museo nazion. in Neapel, Sokrates [illegible] Capit. Museum (Philosophenzimmer Nr. 6), die Statuen des Sophokles aus dem Lateran und Demosthenes im Vatican. [illegible] classische Porträtstatue, welche zugleich als Musterbild zur Veranschaulichung des Gewandes dienen kann, ist die Statue des Komödiendichters Menander im Vatican; das griechische Gewand, speciell das ἱμάτιον, kann man auch an der Statue des Sophokles erklären, den Chiton mit Überfall an der archaischen Gewandstatue (fälschlich Vesta Giustiniani betitelt, im Museo Ludovisi), und Kriegertracht der älteren Zeit an der Aristionstele (Kämpfer von Marathon). Eine sehr instructive römische Gewandstatue, Muster für die Toga, und zugleich Porträt ist die Statue des Tiberius im Louvre; statt oder neben dieser kann man auch die Togastatue eines opfernden Römers in der Sala della Biga im Vatican wählen. Die Statue des Augustus von Prima Porta im Panzer ist die beste Porträtstatue des Kaisers. Die römische weibliche Tracht (Stola und Palla) ist sehr gut ersichtlich aus den Statuen des Fundes von Cervetri im Lateran, ferner auch aus der Statue „Sacerdotessa" in der Galleria Uffizi, Florenz.

Die vorgeschlagenen Statuen und Porträts bringen, wie gesagt, zugleich die griechische und römische Kleidung und Tracht zur Veranschaulichung. Noch weitere Gegenstände der Privat-, bezw. Kriegsalterthümer lassen sich veranschaulichen an den reizenden Reliefs der beiden Grabdenkmäler aus dem Kerameikos: der Hegeso (Stuhl, Schmuckkästchen, Inschrift, Grabstein) und des Dexileos (Kämpfer zu Pferde), ferner eine Opferhandlung und eine Apotheose aus den Reliefdarstellungen des Conservatorenpalastes. Darstellungen einer Mahlzeit, eines Leichenbegängnisses, eines Chors, einer Theaterscene, eines Triumphzuges u. a. sollen später dazukommen.

Von den antiken Bauten und Gebäuden, die zugleich als Illustration der Hauptstilgattungen sich eignen, wird man zunächst folgende wählen: Tempel im dorischen Stile: der Parthenon von der Ost- und Westfront (Ruinen und Reconstruction), sogen. Theseustempel in Athen und Poseidontempel in Paestum (Vorder- und Seitenansicht); im ionischen

Stile: Erechtheion (Süd- und Nordseite, Ruinen und Reconstruction); zur Illustration des Capitäls im korinth. Stile: die Säule vom choragischen Monument des Lysikrates (etwa in der Reconstruction von Fergusson); römische Tempel ersichtlich aus später anzuführenden Ansichten; im besonderen das Pantheon des Agrippa in Rom. Von Theatern: Dionysostheater in Athen, Theater von Epidaurus, römisches Theater von Pompeji (teatro coperto); reconstruiertes Theater. Amphitheater von Pompeji (Innenansicht), Colosseum (Aussenansicht), Triumphbogen des Titus (ein Durchgang) und des Constantin (drei Durchgänge); letzterer instructiver als der Triumphbogen des Septimius Severus, auch besser erhalten; er enthält interessante Opfer-, Gerichts-, Jagd- und Schlachtenscenen. Der Bogen des Septimius Severus ist ohnehin ersichtlich aus der Ansicht des Forums. Ein Altar vor dem Stiegenaufgange zur cella (vom Tempel des Apollon in Pompeji); Columbarium (aus der Vigna Codini in Rom); Grabmal der Caecilia Metella auf der Via Appia. Von pompejanischen Häusern: *a*) zur Illustration der Façade: Casa di Sallustio, eventuell Casa di Pansa, *b*) des Atriums und Peristyls: Casa die Fauno, *c*) aller hintereinander liegenden Haupträume bis zur Exedra: Casa di Cornelio Rufo, *d*) des Gebälkes und der Wände: Casa degli Scavi Nuovi, *e*) eines Backhauses mit Mühlsteinen: Casa con forno e molini. Statt dieser könnten auch andere Häuser gewählt werden, die sich vielleicht besser projicieren lassen; das erfordert noch eine Probe.

Von Ansichten würde ich zunächst vorschlagen: Gesammtansicht von Athen, Akropolis (Ruinen und Reconstruction), Forum Romanum (Ruinen und Reconstruction), Forum von Pompeji, eine Straße von Pompeji, Via degli Sepolcri (Gräberstraße) von Pompeji, Via Appia mit Fernblick auf den Mons Albanus, Ansicht von Rom (Roma antiqua, Plan), Avernersee und Cumae, die phlegräischen Gefilde; Ansichten von Delphi, Marathon (Ebene und Grabhügel), Sparta, Mykene, Tempethal, Schlachtfelder von Chäronea und Plataeae, Olympia. Noch andere classische und historische Örtlichkeiten könnten in die historisch-geographische Collection aufgenommen werden.

In der vorgeschlagenen Auswahl sind, glaube ich, so ziemlich die bedeutendsten und bekanntesten Objecte der antiken classischen Welt, soweit sie zunächst für unsere Gymnasiasten in Betracht kommen, vertreten, und die meisten sind, wie man leicht nachweisen könnte, für die Lectüre der Classiker von unmittelbarem oder mittelbarem Interesse. Die Darstellungen beziehen sich auf die verschiedenen Gebiete des antiken Lebens; und nicht wenige von ihnen können in verschiedener Beziehung und wiederholt zur Belebung des Unterrichtes und zur Belehrung herangezogen werden. So bringen z. B. viele von den vorgeschlagenen Statuen nicht bloß Götter oder bestimmte Persönlich-

keiten zur Anschauung, sondern können auch als Darstellungen für Privat-, Kriegs- oder Sacralalterthümer verwendet werden. Analoges gilt für die anderen Bilder. Sollen Anschauungsmittel einen bleibenden Eindruck machen, so müssen sie nicht nur das erstemal zum vollen Bewusstsein kommen, sondern sie müssen auch oft gesehen werden, und zwar muss auf sie immer wieder aufmerksam gemacht werden, indem das einemal mehr diese, das anderemal mehr jene Seite derselben vor Augen geführt wird. Es genügt daher nicht, wenn man ein Bild den Schülern einmal zeigt, ein paar Worte über dasselbe verliert und dann auf der Schulwand oder am Gange aufhängt. Der fachkundige Lehrer wird auch mit wenig Material sein Auskommen finden und nicht alles, wozu vielleicht die Lectüre Anlass bieten mag, illustrieren wollen. Jede Überladung mit Bilderwerken, wie sie in neueren, für Schulen bestimmten Albums, Bilderatlanten usw. sich nur zu häufig findet, ist entschieden von Nachtheil, da dadurch statt klarer Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe vielmehr Verwirrung und, was ebenso schädlich ist, eine gewisse Gleichgiltigkeit und Oberflächlichkeit hervorgerufen werden kann. Werden zu viel Bilder auf einmal oder zu oft nacheinander gezeigt, so verdrängt ein Bild das andere aus dem Bewusstsein oder verdunkelt wenigstens dasselbe, und keines wird auf die Dauer dem Gedächtnisse eingeprägt.

Damit soll nicht gesagt sein, dass in der vorgeschlagenen Auswahl nicht noch manches vermisst wird; als Ergänzung und Erweiterung soll ja in der Richtung, wie ich schon angedeutet habe, das noch Fehlende in 2–3 Supplement-Collectionen nachgetragen werden, aber mehr als durchschnittlich höchstens 30 Stück für jede Classe des Obergymnasiums möchte ich nicht empfehlen. Die Frage, wie die oben angeführten und noch aufzunehmenden Bilder auf die einzelnen Classen zu vertheilen wären — selbstverständlich wird ja nicht auf jede Classe dieselbe Anzahl entfallen — ist zwar nicht gerade leicht, aber auch nicht zu schwer zu beantworten und soll gelegentlich einer Discussion unterzogen werden. Darüber sind ja schon einige brauchbare Vorarbeiten da, nur bieten die meisten meiner Ansicht nach vielzuviel des Guten.

Zum Zwecke des genauen Verständnisses der in die Sammlung aufgenommenen Darstellungen ist für jene Lehrer, welche mit dem Gegenstande nicht ganz vertraut sind, und das eine oder das andere wird ja vielen unbekannt sein, ein kurzer erläuternder Text in Aussicht genommen, geradeso wie auch für jene Collegen, welche sich mit dem Projectionsverfahren noch nicht genügend auskennen, ein Hilfsbüchlein, in dem alles Einschlägige bis ins kleinste Detail auseinandergesetzt wird, so dass mit Hilfe dieses Büchleins das Projicieren niemandem Schwierigkeiten bereiten dürfte, gute Dienste leisten soll. Eine solche Anleitung zu schreiben, hat sich Herr Joh. Poruba bereit erklärt. Den Zweck, den Laien in

die Projectionskunst einzuführen, verfolgt auch das in Ed. Liesegangs Verlag erschienene Schriftchen 'Sciopticon', Düsseldorf 1896.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen.

Man hört sehr oft sagen: Darstellungen mit dem Skioptikon sind ja ganz interessant und instructiv, aber der 'Spass' ist mit zu viel Kosten verbunden, welche von unseren Anstalten nicht leicht erschwungen werden können. Diese Meinung beruht nicht selten auf einer irrigen Anschauung, nämlich dass das Skioptikon etwa nur den Philologen dienen soll. Nun ist aber schon oben auseinandergesetzt worden, dass in den anderen Disciplinen, insbesondere in der Geographie [1]) und den Naturwissenschaften, aber auch in der Geschichte, die Vorführung von geeigneten Projectionen womöglich noch nützlicher und nothwendiger ist, und dass man für diese Fächer auch schon viel mehr fertige Diapositive im Handel bekommt. [2]) Das Skioptikon wird demnach auf Rechnung von mindestens vier Fächern angeschafft werden können und soll ja eigentlich in jedem besseren physikalischen Cabinette ohnehin vorhanden sein. Hat man wenigstens ein ordentliches Linsensystem, so lässt sich ja der Kasten und die Lampe leicht beschaffen, und das Skioptikon ist fertig. Die Ausrede mit dem Nichtvorhandensein des elektrischen Lichtes gilt nicht, da Auer'sches Gasglühlicht oder Ligroingaslicht ja auch ganz hübsche Bilder erzeugt, und dieses verursacht fast gar keine Kosten. Es kommen also eigentlich nur die Kosten für die Diapositive in Betracht. Wenn für jedes Fach jährlich 10, ja auch nur 5 fl. für Diapositive verausgabt werden, so können in wenigen Jahren alle nothwendigen Objecte im Inventar vorhanden sein, vorausgesetzt freilich, dass nicht beliebige Diapositive planlos angeschafft werden, sondern eben die für jede Disciplin genauer zu bestimmenden Collectionen. Das Vorhandensein solcher Auswahlen schließt für den einzelnen Lehrer die Möglichkeit nicht aus, etwa noch andere ihm geeignet erscheinende Diapositive zur Anschaffung vorzuschlagen. Die Kosten für die Anschaffung von Diapositiven vertheilen sich auf mehrere Jahre, wobei noch zu erwähnen ist, dass mit dieser Anschaffung der Ankauf mancher anderer, mitunter weniger instructiven und ihren Zweck nicht so gut erfüllenden Anschauungsmittel entfallen würde. Ich erwähne nur beispielsweise die Anschaffung von Mikroskopen und von mikroskopischen Präparaten in der Naturgeschichte, von Bilderwerken in der Philologie und auch mancher Apparate in der Physik. Ja es könnte

---

[1]) Vgl. R. Trampler, Der geographische Anschauungsunterricht und das geographische Schulcabinet. Progr. der II. Realschule im II. Bezirke Wiens 1896.

[2]) Über die Verwendung des Skioptikons im Dienste des Kunstunterrichtes auf den höheren Schulen handelt Dr. Koch in der Programmabhandlung des Gymnasiums und der Realschule in Bremerhafen, Ostern 1896.

sogar hie und da auf ein Bibliothekswerk, welches voraussichtlich weniger Verwendung finden dürfte, zu Gunsten dieses der Schule ausgezeichnet zustatten kommenden Anschauungsmittels verzichtet werden. Im Laufe der Jahre werden ja die Anforderungen dafür ohnehin immer geringer und hören mit der Zeit ganz auf, wenn man nämlich den Bedarf bereits gedeckt hat. Nachschaffungen unbrauchbar gewordener Diapositive sind bei sorgsamer Behandlung nicht zu befürchten, wie es bei den anderen Anschauungsmitteln vielfach der Fall ist.

Und wo einzelne Anstalten wirklich nicht in der Lage sind, zu diesem Zwecke etwas mehr zu verausgaben, da könnte irgendein Modus für den Tausch von Diapositiven, ähnlich wie es schon jetzt bei den Lehrerbibliotheken der Fall ist, in Erwägung gezogen werden. Dass die Sache leicht durchführbar ist, dafür haben wir einen Beweis an den Schulen Frankreichs.

Ich möchte hier noch der Ansicht entgegentreten, dass mit der Anschaffung von Photogrammen die anderen Anschauungsmittel, soweit sie dieselben Objecte repräsentieren, wie die Diapositive, ganz eliminiert werden sollen, bezw. dass für Objecte, welche unter den Anschauungsmitteln der Anstalt bereits irgendwie vertreten sind, keine Diapositive angeschafft werden sollen. Ganz im Gegentheile, es wird von großem Vortheil sein, wenn den Schülern wenigstens die allerwichtigsten Gegenstände, welche ihnen durch Projection zur Anschauung gebracht wurden, noch wiederholt durch ein anderes Anschauungsmittel vor Augen geführt werden, indem diese womöglich längere Zeit auf der Schulwand aufgehängt bleiben. Dazu würde ich im Gebiete der Archäologie vor allem die Bildersammlung von F. Hoppe[1]) empfehlen, welche mehrfach dieselben Objecte enthält, wie die von uns empfohlene Collection. Letztere werden die Schüler immer wieder an das der Wirklichkeit sich mehr nähernde Projectionsbild erinnern und so dieses dem Gedächtnisse fest einprägen.

Was die Zeit und den Ort der Demonstrationen anbelangt, so will ich nur kurz wiederholen, was ich in meinem anfangs citierten Vortrage vorgebracht habe. Die Wahl des Zimmers für die Projectionen wird bedingt sein durch die localen Verhältnisse und die Art der Lichtquelle. Am besten und leichtesten lässt sich das Skioptikon verwenden, wo ein eigenes Local für diesen besonderen Zweck zur Verfügung steht; wo das nicht sein kann, wird man den Apparat am besten im physikalischen Lehrzimmer aufstellen. Bei elektrischer Beleuchtung empfiehlt sich besser ein großer, bei schwächerer Beleuchtung ein kleiner Raum. Womöglich soll die Lage des Zimmers derartig sein, dass man gelegentlich auch das Sonnenlicht ausnützen kann.

---

[1]) Vgl. S. 251.

Es sind zu unterscheiden Projectionen, wo zum erstenmale ein oder einige wenige Gegenstände, zu deren Erklärung und Veranschaulichung gerade der Unterricht Veranlassung bietet und wozu das Skioptikon das beste Mittel ist, erklärt und veranschaulicht werden sollen, und solche, wo ganze Serien bereits erklärter und entweder auf dem Wege der Projection oder auf andere Weise veranschaulichter Objecte nochmals zum Zwecke der Zusammenfassung und Wiederholung vorgeführt werden. Ersteres kann, wenn es angeht, während oder gegen Ende der Schulstunde oder aber nach Schluss des Unterrichtes stattfinden; das wird ja nicht zu oft nothwendig sein und auch nicht viel Zeit in Anspruch nehmen, wenn der Lehrer schon alles für die Projection vorbereitet hat. Letztere Demonstrationen wird man in längeren Zeitintervallen, ein paarmal in jedem Semester (in jedem Gegenstande) an einem regnerischen, schulfreien Nachmittage vornehmen und zwar in der Weise, dass man die Bilder in einer gewissen systematischen Reihenfolge vorbringt und sie, soweit es angeht, durch die Schüler erklären und besprechen lässt. Zu diesen Demonstrationen können auch Schüler mehrerer Classen herangezogen werden. Der Einwand, dass die Schüler das Bild nur einmal und auf kurze Zeit sehen, ist also nicht stichhältig; denn dasselbe Bild kann und soll wiederholt und bei verschiedenen Anlässen wieder gesehen werden. Ja, die Projectionen können als ein sehr wirksames Mittel zur Concentration des Unterrichtes ausgenützt werden.

Die Schüler werden diesen Ausführungen, wie ich aus Erfahrung weiß (ich habe nämlich einigemale meinen Schülern im Projectionslocale des Vereines „Skioptikon" ganze Serien von Bildern vorgeführt und wurde immer wieder ersucht, neue Demonstrationen zu veranstalten), mit der größten Freude entgegensehen; ja diese Productionen können als ein hervorragendes pädagogisches Mittel betrachtet werden. Es ist eine wahre Freude zu sehen, mit welchem ganz ungewöhnlichen Interesse selbst schlechtere Schüler eine solche Demonstration begleiten und mit welchem Vergnügen sie sich selbst noch nach längerer Zeit daran erinnern. Wer einmal mit diesem Anschauungsbehelf einen Versuch gemacht und die Sache ordentlich in Angriff genommen hat, der wird von der Verwendung desselben schwerlich mehr ablassen. Und es wird gewiss nur im Interesse des Unterrichtes und der Schule sein, wenn möglichst viele Anstalten diesen Versuch machen; dass dies früher oder später allgemein geschehen wird, ist meine feste Überzeugung.

Wien. A. Primožić.

Appius Claudius und Philemon.

Der gewaltige Staatsmann, der kühne Neuerer auf dem Gebiete der römischen Rechtspflege und Religion, Appius Claudius,

der berühmte Erbauer der via Appia und Schöpfer der aqua Appia, dem man bezeichnenderweise den Beinamen des Titanen, Centemmanus, beigelegt hat, war der Verfasser eines Spruchbuchs, das bis zur Zeit des Augustus in den Untersuchungen der Sprachforscher und Gelehrten Roms Beachtung fand. Hatte doch — eine seltene Erscheinung in der Geschichte der römischen Literatur — ein namhafter griechischer Schriftsteller schon in der Gracchenzeit, Panaetius, das Büchlein des blinden Helden, der aus Ennius VI. Annalenbuch allgemein bekannt und allen wert geworden war, in einer Schrift an Q. Aelius Tubero mit hohem Lobe genannt. Cicero, der diese für die Beurtheilung des lateinkundigen Griechen wichtige Thatsache uns berichtet (Tusc. IV 4), mag das Urtheil des griechischen Philosophen wiedergeben in den Worten: mihi quidem etiam Appii Caeci carmen, quod ualde Panaetius laudat epistola quadam quae est ad Q. Tuberonem, Pythagoreum uidetur: denn Cicero hat in solchen Fragen eher chauvinistische Neigungen und eifert öfters gerade gegen die, welche die Institutionen Numas auf Pythagoras zurückführen (de rep. II 28 de or. II 154); die mit dieser Lehre eng verknüpfte Rückführung des Ämilischen Geschlechtes aber auf Mamercus, des Pythagoras Sohn, bei Verrius Flaccus (Fest. p. 23) und bei Plutarch (Aemil. 1, Num. 8) weist auf einen Griechen hin, der in der Clientel dieses Hauses gestanden hat. Auf das Urtheil sei es des Cicero oder des Panaetius oder auch des Posidonius bezüglich des pythagoreischen Inhalts des Werkes des Appius möchte man deshalb bei der klarliegenden Tendenz desselben ebenso wenig Gewicht legen wie auf das Urtheil des Byzantiners Johannes Lydus, der in der nämlichen Tendenz u. a. die römische Satire des Lucilius mit den Pythagoreern Süditaliens in Zusammenhang bringt.

Was von diesem Spruchbuch des Appius Claudius an Überresten vorhanden ist, zeigt nirgends eine Beziehung zu pythagoreischer Lehre, wohl aber nahe Verwandtschaft mit den griechischen Spruchsammlungen, wie den Monosticha Menandri u. a. Der genauere Nachweis der griechischen Quellen des Censors hat für die Geschichte der Anfänge der römischen Literatur sowohl, wie für die Geschichte des Griechenthums bei den Barbaren ein hohes Interesse und ist zugleich von Wert für die Kenntnis der ältesten Gnomologien. Ein Bruchstück von zwei Saturniern hat uns Priscian G L II 384 inmitten eines gelehrten Tractates über den passivischen Gebrauch der Deponentia erhalten; dasselbe lautet nach der Überlieferung:

amicum cum uides, obliuiscere miserias:
inimicus si es commentus, nec libens aeque,

wo *commentus* demnach Passivum ist, mit *σεσοφισμένος* erklärt wird und offenbar so viel bedeutet wie *dissimulatus*. Wer die Überlieferung dieser ältesten Verse römischer Dichtkunst für richtig halten kann, wird stets mehr Aussicht auf Zustimmung haben, als

wer sie ändern muss. Der erste Vers sagt klar: 'wenn du einen Freund siehst, vergisst du dein Leid', *obliuiscere*, viersilbig zu lesen, ist nach Ausweis der gleich zu besprechenden griechischen Sentenz, nicht der Imperativ, sondern der Indicativ, miserias könnte ebenso gut Genetiv wie Accusativ sein: der Sprachgebrauch des Plautus (Brix zu Trin. 1018) und der älteren Dramatiker überhaupt spricht indessen für die letztere Annahme. Die Trennung von Vordersatz und Nachsatz geschieht in beiden Versen gewiss durch die Cäsur, d. h. die grammatische Theilung der Zeilen entspricht der metrischen, die einzelnen Ausdrücke sind ohne Bedenken, die Nachstellung von aeque im verneinten Satze (Plaut. Amphitr. 293), die Verbindung von aeque mit libens gut zu belegen (Ter. Phorm. 565, Cic. ep. V 21, 1), letzteres Wort wird richtiger adverbial aufgefasst und zu obliuiscere gezogen als etwa adjectivisch in der Bedeutung von hilaris, da der Ausfall von *es* nicht entschuldigt wäre. *Nec libens* ist demnach in die moderne Sprache übersetzt so viel wie *non libenter*, beides durchaus correct, *non* und *noenu* sind jüngere Bildungen, die das Zwölftafelgesetz ebenso wenig kennt wie *et* und dieser Vers für die Chronologie der Negationen deshalb sehr wichtig. Derselbe enthielt demnach den Gedanken: 'bist du aber ein verstellter Feind, dann vergisst du beim Anblick des Freundes nicht gleichermaßen leicht und gern dein Leid', so dass der erste Vers von ehrlicher, der zweite von unehrlicher Freundschaft handelt. Der in dem erstgenannten Verse ausgesprochene Gedanke, den man in Ciceros Laelius vergeblich suchen wird, wird gerade nicht als trivial oder alltäglich betrachtet werden können; den gleichen hatte der Verf. eines Gnomologions, das uns Stobaeus (Floril. CXIII 10) erhalten hat, in den Versen des Komikers Philemon als beachtenswert ausgehoben (108 *K*):

οὕτως ἐπάν τις τυγχάνει λυπούμενος
ἧττον ὀδυνᾶται, φίλον ἐὰν παρόντ' ἴδῃ

Das Bruchstück genügt gerade noch, den ersten Vers des Appius zu erklären, für den zweiten gibt es leider keinen Aufschluss, auch nicht darüber, ob gleichfalls Philemon, der Zeitgenosse des Appius, hiefür die Quelle gewesen ist. Dass es die zeitgenössische hellenische Literatur ist, die in Rom zuerst bekannt wird, nicht die sogenannte classische, dafür liegt die Erklärung nicht fernab, und dass solche Florilegien seit den frühesten Zeiten beliebt gewesen sind, bei Griechen wie bei Römern, bedarf wohl keines Beweises.

Aber gerade auf Philemons Urheberschaft führt auch die folgende Erwägung. Das berühmte Wort, quod in carminibus Appius ait, fabrum esse suae quemque fortunae ([Sallust] ad Caes. or. 1 p. 141, 5 J.) drückt die uns heute so geläufige Wahrheit in einer klareren und eindrücklicheren Form aus, als die Sentenz in des Nepos Atticus 11: sui cuique mores fingunt fortunam hominibus. Am nächsten aber kommt den Worten des Appius wiederum Philemon, dessen Verse uns in der Übersetzung des Plautus erhalten sind (Trin. 363 ff.):

Nam sapiens quidem pol ipsus fingit fortunam sibi:
Eo non multa quae neuolt eueniunt nisi fictor malust.
Multa illi opera opust ficturae qui se fictorem probum
Vitae agundae esse expetit e. q. s.

wo das Substantiv *fictor* wohl die Übersetzung desselben griechischen Wortes ist, das Appius mit *faber* wiedergegeben hatte: vermuthlich fanden beide im *θησαυρός* ein Wortspiel mit *τέκτων τεκταίνω τεκτοσύνη* angewandt. Auch die übrigen Bruchstücke des Appius finden leicht ihre Analogien in den Versen der griechischen Komödiendichter. Schon aus dem Grunde, weil die Schriften des Appius bis auf dies Spruchbuch in Saturniern insgesammt verschollen waren, wird man mit zu den besprochenen Bruchstücken die Worte, die uns Sallust (Histor. IV 54 M) erhalten hat, einrechnen müssen: canina ut ait Appius facundia exercebatur. Wenn bei Petron 43 Phileros bekennt: de re tamen ego uerum dicam, qui linguam caninam comedi, so weist die Vergleichung des Ausdrucks mit dem Fragment in Kocks Sammlung der Komikerfragmente III p. 521, 629 *ἐχίδνης καρδίαν ἐδήδοκεν* auf griechischen Ursprung, ebenso wie das ad clepsydram latrare bei Cicero de or. III 138 (II 220 Brut. 58): nach den berühmten Versen des Eupolis (207 K):

Συράκοσιος δ' ἔοικεν, ἡνίκ' ἂν λέγῃ
τοῖς κυνιδίοισι τοῖσιν ἐπὶ τῶν τειχίων·
ἀναβὰς γὰρ ἐπὶ τὸ βῆμ' ὑλακτεῖ περιτρέχων

mag der Vergleich oft noch in der griechischen Komödie wiederholt worden sein.

Sind diese Ausführungen zutreffend, dann war dies Buch des Appius ein Gnomologion aus griechischen Komödiendichtern, zumeist aus den zeitgenössischen Komikern, wie Philemon: ob Appius selbst die Schriften der Griechen excerpiert, ut si Ennii de tragoediis uelis sententias eligere (ad Her. IV 4, 7), ob er ein griechisches Florilegium übersetzt hat, bleibe dahingestellt. Festus p. 317 M hat uns den richtigen Titel erhalten: . . . et in Appi sententiis

qui animi compotem esse,
nequid fraudis stuprique ferocia pariat.

Die Fassung des Citats bürgt dafür, dass Verrius eine vollständige Periode ausschrieb, die nicht der Ergänzung bedurfte und statt der Änderungen, die vorgeschlagen sind, möchte man vermuthen, dass hier *qui* Imperativ und zu *queo*, wie *i* zu *eo*, wie zu *posse* der Imperativ *potesto* gehört (CJL I 603, 10). Der Gedanke ist verwandt mit Menander Monost. 254 *θυμοῦ κρατῆσαι κἀπιθυμίας καλόν*, auch mit den beiden nicht zusammengehörigen Versen, die über diese Tugend die Verfasser der Florilegien aus Philemon ausgezogen haben (184. 185 K): *μαινόμεθα πάντες, ὁπόταν ὀργιζώμεθα. — τὸ γὰρ κατασχεῖν ἐστι τὴν ὀργὴν πόνος.*

Zum altlateinischen Epos.

Bei Festus (Paul. p. 93) war ein wertvolles Stück altrömischer Poesie erhalten, Macrob. sat. V 20, 18 und der Scholiast zu Verg. Georg. I 101 haben es derselben Quelle entnommen wie Paulus, der a. a. O. berichtet: omnes pueros ab antiquis camillos appellatos, sicut habetur in antiquo carmine, cum pater filio de agricultura praeciperet: hiberno puluere uerno luto grandia farra, camille, metes. Dass dies Bruchstück nur Prosa wäre, ist schwer glaublich: die Versuche Anapäste herzustellen bei Bährens FPR S. 26, 58 werden, wie ich vermuthe, nur wenige befriedigt haben. Ohne gewaltsamere Änderungen wird man aber nur Senare herstellen können, indem man camille und grandia die Plätze tauschen lässt

hiberno puluere,
uerno luto, camille, farra grandia
metes

und ist diese Herstellung richtig, so gehört dies Gedicht in die Zeit des in Senaren abgefassten carmen Nelei. Aber die Ausdrucksweise, die Gegenüberstellung von lutum und puluis weist gleichfalls auf griechische Vorbilder hin: Plutarch quaest. nat. 16, p. 915 *E* hat den Vers erhalten: *σῖτον ἐν πηλῷ φύτευε[τε], τὴν δὲ κριθὴν ἐν κόνει* (PLG III 669).

Auch das Bruchstück des alten carmen Priami bei Varro de l. L. VII 28 erhält durch Vergleichung griechischer Ausdrucksweise Licht und Klarheit. Überliefert ist: In carmine Priami quod est

ueteres Casmenas cascam rem uolo profari

darauf folgt et primum, womit gewiss die folgende Ausführung des Varro anhebt. L. Müller im Ennius p. 169, Baehrens FPR p. 52 u. a. haben ueteres für fehlerhaft, andere haben es für Glossem erklärt, viele wollen mit Scaliger Casmenae schreiben und eine Anrufung der Musen herstellen, nach der Fassung des Satzes recht unwahrscheinlich, da wir einen Imperativ nach den berühmten Analogien erwarten müssten. Aber der Saturnier ist fehlerlos, ueteres wird erklärt durch Ovid. met. XIV 433:

fama tamen signata loco est, quem rite Canentem
nomine de Nymphae ueteres dixere Camenae

wo ueteres Camenae nur heißen kann d i e a l t e n L i e d e r, ebenso wie in dem besprochenen Verse des alten Epos, und es ist unbedenklich anzunehmen, dass der Dichter, der das griechische *Μοῦσαι* mit Camenae wiedergegeben, auch die in beiden Sprachen beliebte Metonymie bereits angewandt hat, wie Vergil. eclog. VIII 5 Damonis Musam dicemus et Alphesiboei und Antiphanes (274 *K*) *ἀεὶ δὲ πρὸς Μούσαισι καὶ λόγοις πάρει ὅπου ⟨τι⟩ σοφίας ἔργον ἐξετάζεται*: mehr Beispiele geben die Wörterbücher beider Sprachen.

W i e n. Friedrich M a r x.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Fr. Ameis. II. Band, 1. Heft, Ges. XIII—XV. 3. ber. Aufl. besorgt von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1896. 129 SS. 2. Heft, Ges. XVI—XVIII. 3. ber. Aufl. 1894. 143 SS.

Mit Beiseitelassung der Gemeinplätze über Einrichtung und Wert dieser erklärenden Ilias-Ausgabe wollen wir diejenigen Stellen namhaft machen, wo uns die Erklärung des verdienstvollen Herausgebers einer Abänderung oder Ergänzung zu bedürfen scheint.

Im Buche *N* heißt es zu v. 45: „Poseidon nimmt die Gestalt des Kalchas an wegen des Ansehens, welches dieser Seher genoss.“ Kalchas erscheint sonst nur im Ges. *A*, in *B* wird er erwähnt; hier ist die Ähnlichkeit durch *ἀτειρέα φωνήν* ebenso schablonenhaft begründet wie *P* 555. Entweder liegt Namengleichheit mit dem *θεοπρόπος οἰωνιστής* (v. 70) vor oder ungeschickte Benützung des Kalchas; v. 71 sind die *ἴχνια* wie sonst 'Spuren', *ἠδὲ κνημάων* ist nur zur Füllung des Verses beigefügt; ob es mit *ἰκνεῖσθαι* zusammenhängt, ist sehr zu bezweifeln; wir erfahren hier überhaupt nicht, woran Aias, der Sohn des Oileus, den Gott erkennt; es ist ein ungeschickter Versuch gemacht, der Gottheit Kennzeichen zu verleihen (s. Cauer, Grundfr. S. 238). In 252 hat neuerdings P. Cauer *ἀγγελίης* für unmöglich erklärt, er schreibt in seiner Ausgabe *ἀγγελίην*, *O* 640 kehrt der Fall wieder; es wird wohl in diesen zwei Fällen ein irrthümliches Substantiv *ἀγγελίης* anzunehmen sein. *Γ* 206 lässt sich nach Cauer ganz gut erklären, ohne die Annahme eines Subst. gen. masc.; wie Hentze in 262 ein *ἀπο-ϝαίνυμαι* erweisen will, ist uns unbekannt; auch *ἄρνυ-μαι*, welches mit *αἴνυμαι* identisch sein soll (Bréal, Mémoires de la société de linguistique de Paris IX, 2), lautet nicht mit *ϝ* an. 366 sollte *ἀνά-εδνον*, welches nur hier und *I* 146 vorkommt, erklärt sein; man erwartet *ἀν-έεδνον*; das *α* ist hier und in *ἀνάελπτος* bei Hesiod ein aus dem Sonanten vor *ϝ* entwickelter Laut.

Κυδάνει Ξ 73 gehört zu jenen widerspenstigen Bildungen, an welche man nicht den Maßstab des sprachwissenschaftlich gerechten anlegen darf: als zunächst vergleichbar hat Hentze *μελάνει H* 64 beigesetzt. Zu 165 bemerkt H. *χεύῃ* „nach dem Optat. der Conj. ohne rechte Analogie"; Cauer liest *χεύαι*, wie schon L. Lange vermuthet hatte und wie es nothwendig zu lesen sein wird.

In *ἀνέσαιμι* 209 ist eine Spur von convergierender Bedeutungsentwicklung und daraus folgender Formenvermischung zu erkennen. H. leitet die Form mit den Wörterbüchern von *ἀν-έζω* ab; hierzu gehören *N* 657 und *σ* 265; letztere Stelle, die Schwierigkeiten macht, würde gerettet durch Annahme des Futur. von *ἀν-έζω*, obwohl Cauer mit anderen *ἀνέῃ* schreibt. 271 ist *ἀάατον* eine irrthümliche Bildung neben *ἀάατος* zu *ἄάτη* und *ἀάζω*, z. B. *φ* 90, *χ* 5; deshalb wohl schwerlich zu ändern. Vgl. übrigens *ἄτῖτος* 484 neben *ἄτιτος N* 414; ganz gleich sind die Fälle aber nicht, da bei *τι-* ein Doppelstamm *τει* : *τι* anzunehmen ist; bezüglich des Indic. 484 ändern H. und Cauer nichts.

In *O* ist der Genit. *δείους*, welcher in *K* 367 schon erschienen war, räthselhaft; man könnte an Beeinflussung durch *δείδω* denken, oder es liegt eine Mischbildung aus **δεῖος* (Genit.), vgl. *ἐυρρεῖος* v. 265, *μυθεῖαι*, *νεῖαι* und *δέους* vor; v. 23 ist *ὄφρ' ἂν ἵκηται* nach Präteritum ohne Analogie; es liegt also ein grober Verstoß eines Rhapsoden gegen die übliche Fügung vor oder ein Überlieferungsfehler, den Cauer in *ὄφρ' ἀφίκοιτο* verbessert. V. 81 *ἐληλουθὼς* beweist, dass die Perfectform *εἰλήλουθα*, die übrigens immer mit Ausnahme zweier Fälle im 5. Fuße des Verses erscheint, ihr *ει* der Dehnung unter dem Ictus verdankt. Das Beiwort *ἀμφιδάσεια* führt die Aigis als Ziegenfell, nicht weil sie mit Troddeln besetzt ist. *B* 448 hat hierauf keinen Bezug. Nachforschungen über die Aigis haben den Ref. nur in seiner Überzeugung bestärkt, dass man es hier, wie so oft, in mythologischen Dingen mit zeitgemäßen Umwandlungen einer ursprünglichen Vorstellung zu thun hat, neben welcher aber ältere Stufen nicht ganz überwunden erscheinen und dass die homerischen Gedichte im großen und ganzen mitnichten eine Quelle alterthümlicher Anschauungen sind. Man betrachte die vorliegende Stelle über die Aigis 308—311. In *ποτι-τερπέτω* 401 ist das *ποτι* ebenso müssig, wie in *ἀπητίμησε N* 113 das *ἀπο-*; Bei *στείνεϊ* 426 liegt Beeinflussung durch *στείνω* vor. Die Entstehung des häufigen Diphthonges *ει* bedarf noch eingehender Untersuchung; zur Zeit als man die homerischen Gedichte der grammatischen Beurtheilung zu unterziehen begann, waren diese *ει* mannigfacher Herkunft Anlass zu Irrungen: so dürfte *εἰανοῦ Π* 9 ursprünglich *ἑανοῦ* gelautet haben mit dem *ε* unter dem Ictus (1. Fuß), dann nahm man an der Kürze Anstoß und schrieb *εἰανοῦ*, wobei das Auge durch *εἵατο*, *εἶται*, *εἱμένος* unterstützt wurde.

Das *δεδάκρυσαι* *Π* 6 ist unmittelbar von *δάκρυ* gebildet; s. auch *X* 491; eine Andeutung darüber, dass *ἀπο-νάσσωσι* 86 mit *νέ-ομαι* und *νόσ-τος* zusammengehört, wäre in einem Commentar unserer Tage nicht unpassend. *πρώονες* 299 ist eines der wenigen Substantiva, in welchen 'Zerdehnung' vorliegt. Ursprünglich nur Sache des Vortrags wurde die Distraction bei der Niederschrift für Leser in jene sprachliche Form gekleidet, welche nicht sehr von anderen üblichen abstach; man legte den Stamm *πρω-* (aus *πραο*, *πρηο*) zugrunde und ließ die geläufige Endung *-ονες* ihm nachfolgen. In *ἀστυβοώτης* *Ω* 701 aus **ἀστυβώτης*, vgl. *ἐπιβώσομαι*, ist *βοῶν* maßgebend gewesen. In *σάω* 363 ist nicht Abfall eines *-θι* anzunehmen; ebensowenig ist *θείω* 437 gedehnt aus *θέω*, und *ἀφέῃ* 590 „nicht gedehnt"; das *ει* in *θείω* und in gleichartigen Formen ist lautliche Abänderung des *η*, wie im att. *τίθει*, *ἐτίθει* statt des zu erwartenden *τίθη* und *ἐτίθη*.

In *P* 25 ist dem *ὤνατο* auf dem Wege vernünftiger Deutung nicht beizukommen; demgemäß auch die Note bei Hentze einer Erklärung sich enthält.

Das Beiwort *ἀτρύγετος* für *αἰθήρ* nur *P* 425 ist unpassend gewählt; es ist dies zu bemerken, damit die Etymologie des Wortes nicht beeinflusst werde durch diese eine Stelle; das *ε* des *ὅτε* in v. 463 ist nicht vor dem *σ* schlechtweg gedehnt, sondern es ist das *σ* des Verbums *σεύω*, welches hier und *Ψ* 198 diese Wirkung hat; *σεύω* ist ein onomatopöisches Verb mit einem dem „sch" ähnlichen Anlaut. 593—594 erscheint wieder die Aigis, sie wird hier *θυσανόεσσα* und *μαρμαρέη* genannt und Hentze sieht in ihr die „sich entladende Wetterwolke"; es kann dies in dieser Fassung nicht zugegeben werden. Wenn Zeus in Thätigkeit tritt, hat er nach alter Vorstellung das schildvertretende Ziegenfell, da sich an dieses in gewissen Gegenden (am Pelion) der Regenzauber knüpft, so wurde in jüngerer Zeit, als Zeus nicht mehr wirkliche Feinde zu bekämpfen hatte, das Gewitter als Wirkung des ursprünglich kriegerisch gedachten Auftretens des Zeus angenommen. Welche Bedeutung die Verleihung der Aigis hat, z. B. an Achill *Σ* 204 ist noch klarzustellen.

Über *οὖλον* in Verb. mit *κεκλήγοντες* geben die Lexica und H. keine befriedigende Auskunft; dass ein *κίρκος* vor einer Schar kleinen Volkes weichen muss, soll nicht selten sein, diese ist ihm verderblich; man könnte also *οὖλον* ganz gut an *ὄλλυμι* anlehnen.

In *Σ* ist 435 *ἀρη-μένος* unmittelbar von *ἀρή* gebildet; auffallend ist die Auffassung von *κε φεροίμην* als wünschender Optativ 308; Ref. hat darüber schon in den 'Beiträgen' S. 20 gesprochen; in *P* 506, worauf Hentze verweist, haben wir eben den Potentialis.

Im allgemeinen ist noch zu bemerken, dass Hentze gewissenhaft alle Sonderbarkeiten in Darstellung und im Sprachlichen ver-

zeichnet, woran in den Büchern *N*—*Σ* kein Mangel ist. Besonders die Spuren der attischen Bearbeitung des überlieferten Stoffes zeigen sich häufig. Ferner Berührungen mit der Odyssee im Sprachschatze. Von attischen Formen und Fügungen seien erwähnt: *N* 317 *ἐσσεῖται* (auch *B* 393), *ὦσι* *Ξ* 274 (auch *ω* 491), *ὀψείοντες* *Ξ* 37, *παλλομένων* gen. abs. ohne Subject *O* 191, *ἐξείλετο* mit doppeltem Accusativ *O* 460 und *P* 678.

Homers Odyssee. Schulausgabe von Paul Cauer. Zweiter Theil (*ν*—*ω*). 2. verb. Aufl. Wien, Prag, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag 1896. XII u. 234 SS.

Über die Einrichtung des ersten Theiles ist von dem Ref. in dieser Zeitschrift 1895, S. 884 berichtet worden. Der zweite Theil bietet zunächst eine Inhaltsangabe der Bücher *ν*—*ω* in deutscher Sprache, geordnet nach folgenden größeren Einheiten: *ν*—*π* Auf Ithaka, beim Sauhirten; *ϱ*—*υ* Der Bettler im eigenen Hause; *φ*—*ω* Die Rache. Nach Wiedergabe des Epigramms Schillers „Odysseus" beginnen S. 196 die Indices. Da ist an erster Stelle ein Verzeichnis der Eigennamen, welches bei häufig vorkommenden Namen nur jene Stellen aufführt, wo etwas Bedeutsames von der Person oder der Örtlichkeit ausgesagt wird; die Beiwörter werden zusammengestellt. Es folgt auf S. 224 ein „Sachliches Register", welches Stichwörter enthält, wie: Bestattung, Brautkauf, Familienleben, Gleichnisse und Vergleiche, Kleidung, Opfer, Sittliche Anschauungen, Staatsleben, Tempel, Waffen, Winde, Witze und Wortspiele. Es lassen sich an der Hand dieses Registers mündliche Wiederholungen anstellen und es können reichhaltigere Hauptstücke als Grundlage deutscher Aufsätze dienen. Als vollständiger Text mit guten Beigaben und schöner Ausstattung wird dieser Lehrbehelf die ernste Beachtung der im Schuldienste wirkenden Philologen verdienen.

Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet und herausgegeben von Dr. Jos. Bach. Text. Münster (Aschendorffs Sammlung latein. und griech. Classiker) 1895. XXX u. 288 SS.

Der Herausgeber hat über die Auswahl der Schullectüre aus den homerischen Dichtungen, insbesondere aus der Odyssee, in einem Aufsatze, der im „Gymnasium" 1895, Nr. 3 und 4 abgedruckt ist, gesprochen und dort auch Dr. Scheindlers Erörterungen in dieser Zeitschrift 1885, S. 566 zustimmend erwähnt. Da die neuen preußischen Lehrpläne ausgiebige Lesung der Odyssee verlangen, das ganze aber nicht bewältigt werden kann, so werden gekürzte Ausgaben veranstaltet;[1]) Bach hat 7376 Verse aufgenommen; dieser Stoff, meint er, kann in den beiden Jahren der

[1]) Es ist nicht lange her, dass man in Deutschland über Österreichs gekürzte Ausgaben der homerischen Gedichte witzelte.

Secunda bewältigt werden bei beschleunigter Durchnahme einiger Bücher. Er gibt aber außerdem noch 21 Stellen an, welche ohne allzugroße Störung des Zusammenhanges überschlagen werden können. (Man vgl. damit, wie sich Naumann in seiner Ausgabe der Odyssee [Vorw. V. VI.] über die Ausscheidung von Stellen äußert; die Ausgabe bildet ein Stück der Sammlung von Schulausgaben unter der Leitung H. J. Müllers und Oscar Jägers, im Verlage von Velhagen und Klasing.) Der Stoff ist durch Überschriften gegliedert und sinnvolle Verse sind durch den Druck hervorgehoben. Die Einleitung über 'Homer' gibt zu besonderen Bemerkungen keinen dringenden Anlass; beachtenswert scheint die Einrichtung, dass die Reise des Telemach, mit seinen Worten (ϱ 109—149) erzählt, ferner die Irrfahrten des Odysseus (ψ 310—341) und der Untergang der Freier (ω 147—185), in ähnlicher Weise erzählt, aufgenommen erscheinen zum Auswendiglernen. Nicht billigen kann Ref., dass Bach den Cauer'schen Text mit Ausmerzung der 'zerdehnten' Formen zugrunde gelegt hat; Bach meint, dass dadurch eine Erleichterung für die Schüler erzielt würde. Dies bezweifelt Ref. und meint, dass eine solche Erleichterung jedenfalls nicht um den Preis der Wahrheit erkauft werden soll; wie die 'distrahierten' Formen entstanden sind und wie es kam, dass sie so lange geduldet worden sind, hat noch niemand erklärt; die offenen Formen einzusetzen, dazu gehört nur — Kühnheit, Kunst steckt nicht viel dahinter. Auch meint der Ref., dass ein bischen mehr philologische Belehrung als man jetzt zuzulassen geneigt ist, dem jungen Menschen nicht schade und dass hier das Wort auch gilt: un peu de trop préserve du pas assez.

Villach. G. Vogrinz.

Hermann Schreyer, Das Fortleben homerischer Gestalten in Goethes Dichtung. Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann. Gütersloh, Bertelsmann 1893. 8. Heft. 8°, 92 SS.

Eine prächtige Abhandlung, die in keiner Gymnasial-Bibliothek fehlen darf und deren Lectüre unseren reiferen Gymnasiasten dringend empfohlen werden muss. Häufig genug hören und lesen unsere Schüler davon, dass ganze Perioden der deutschen Literatur in allen ihren Zweigen, besonders aber unsere hervorragendsten Dichter, ganz unter dem Einflusse der Antike stehen und dass überhaupt die geistige Eigenart der Deutschen jener des Hellenenvolkes verwandt ist. Bei diesen allgemeinen Urtheilen bleibt es zumeist auch, und nur selten werden sie die zu diesen Urtheilen ermächtigenden Prämissen erfahren. Wer in der Schule damit zu thun hat, weiß auch, wie schwer es ist den Schülern klar zu machen, worin denn dieser Einfluss der Antike eigentlich bestehe und wie er sich äußere.

Schreyer unternimmt nun in dem vorliegenden Heftchen den Versuch zu zeigen, inwieweit der Einfluss Homers in der Dichtung Goethes fortlebt, und dieser Versuch muss als wohlgelungen bezeichnet werden. Einleitend wird über Goethes Homerstudien gesprochen und erzählt, wie, wann, durch wen der junge Goethe in die Kenntnis Homers eingeführt wurde, wieweit sich dieser Einfluss bereits in seinen Jugendwerken äußert und wie sich überhaupt die Einwirkung Homers auf Goethe über dessen ganzes Leben ausgedehnt hat. Hierauf bespricht der Verf. in eingehender Weise, inwieferne die Iphigenie auf Tauris homerischen Einfluss aufweist, geht sodann zu der von Goethe geplanten Iphigenie in Delphi über, verweilt bei den Entwürfen und Bruchstücken der Nausikaa, mit denen sich Goethe gleichfalls während der italienischen Reise, und zwar hauptsächlich auf Sicilien, beschäftigte. Ein weiterer Abschnitt ist der Achilleis gewidmet; den Schlusstheil bildet eine Besprechung der Helenadichtung in Goethes Faust. Es wäre nur zu wünschen, dass Schreyer auf dem mit Glück betretenen Pfade fortschreite und einmal unter steter Berücksichtigung und Heranziehung der auf Gymnasien betriebenen antik-classischen Lectüre in einer für reifere Gymnasiasten leichtfasslichen Weise darlege, inwieweit die Antike überhaupt ihren Einfluss auf Goethes dramatische, lyrische und epische Dichtung geltend gemacht hat. Es würde dadurch auch dem Lehrer viel Mühe abgenommen werden. Druck und Ausstattung des Werkchens entsprechen den Anforderungen.

Wien. C. F. Vrba.

Ciceros Rede für den Dichter Archias. Nach Text und Commentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von Dr. Julius Strenge, Dir. des Großherzogl. Friedrich Franz Gymn. zu Parchim. Gotha, F. A. Perthes 1895.

Die erste Auflage dieser Schulausgabe wurde von mir in diesen Blättern 1889, S. 729—731 ausführlicher besprochen, und ich gestatte mir, im allgemeinen auf diese Anzeige zu verweisen. Die ganze Anlage des Commentars, der vor allem den Schüler in das Rhetorisch-Technische der Rede einzuführen bestrebt ist, wie auch auf ein scharfes Erfassen der Wortbedeutung, der Synonyma hinarbeitet, verdient volle Anerkennung. Der Herausgeber hat für die Bearbeitung der 2. Auflage die Recensionen, welche die 1. Auflage erfahren hat, so auch die des Ref. a. a. O. gewissenhaft zurathe gezogen und infolge dessen mehrfache Änderungen an der Fassung der Anmerkungen zu einzelnen Stellen vorgenommen. Sonst ist noch als Änderung des Textes gegenüber der 1. Auflage §. 5 die Schreibung *absens nobis* für Vulg. *absentibus* hervorzuheben, nach Kochs Vorschlag (Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. 139, 140, S. 207). Es ist dies eine scharfsinnige und paläographisch kaum

besondere Schwierigkeiten bietende Änderung, auch ist das überlieferte *absentibus* nach unserer Empfindung etwas hart und weniger angemessen. Allein da der Ausdruck durch einen ganz ähnlichen geschützt wird, den die Erklärer aus der Sestiana §. 130 anführen: *mecum absens rediit in gratiam* für *absente*, dürfte doch auch an unserer Stelle die Überlieferung nicht anzutasten sein. — Im Commentar möchte ich §. 5 doch die übliche Auffassung der Worte *studium atque aures adhibere* = Interesse für die Sache und feingebildetes Urtheil (eig. feines Kennerohr) für zutreffender halten, als die von Strenge vorgeschlagene Erklärung, der nämlich die Worte als *ἓν διὰ δυοῖν* auffasst = 'geneigtes Gehör'. Es soll an der Stelle von Catulus doch wohl etwas Bedeutungsvolleres ausgesagt werden, als dass er dem Vortrage von Dichtungen geneigtes Gehör schenkte, das Archias ja auch sonst fand; es soll etwas hervorgehoben werden, was für Catulus in besonderem Maße galt, der sich ja bekanntlich auch literarisch versucht hatte. — Die Ausgabe kann zum Schluss für Schulzwecke vom Ref. nur wärmstens empfohlen werden.

M. Tullii Ciceronis Epistulae selectae. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. P. Dettweiler. Großherz.-hess. Gymn.-Dir. Gotha, F. A. Perthes 1895.

Der insbesondere auf pädagogischem Gebiete erfahrene Herausgeber gieng, wie er in der Vorrede erklärt, erst nach einer langjährigen, liebevollen Behandlung der Briefe Ciceros in der Schule daran, einen Schulcommentar derselben zu liefern. Es ist ja bekannt, dass nach den neuen preußischen Lehrplänen Ciceros Briefe einen hervorragenden Bestandtheil der Lateinlectüre der Gymnasien bilden. Man muss nun dem Herausgeber zustimmen, wenn er in der Vorrede den hohen didaktischen Gehalt der Briefe Ciceros, ihren Wert nicht bloß für die geschichtliche, sondern für eine allgemein menschliche Bildung hervorhebt. An Schulausgaben der Briefe Ciceros ist nun freilich kein Mangel. Dessenungeachtet darf diese Ausgabe sowohl hinsichlich der Principien, welche bei der Auswahl der Briefe verfolgt wurden, als auch hinsichtlich der Erklärungsweise eine eigenartige und selbständige Geltung für sich in Anspruch nehmen. Als oberster Grundsatz schwebte dem Herausgeber dieser streng chronologisch geordneten Auswahl aus Ciceros Briefen vor, nur solche Briefe aufzunehmen, die am deutlichsten es erklären, wie die ganze äußere und innere Entwicklung Roms damals zur Monarchie hindrängte, die also das Werden des römischen Kaiserthums vor Augen zu führen geeignet sind. Cicero selbst, der bei diesem Entwicklungsgange gewiss nicht der leitende Held war, bietet nur einen wirksamen persönlichen Concentrationspunkt, um den sich jene Vorgänge gruppieren. D. will so zeigen, wie die Massen stets dem Einflusse einzelner unterliegen; und die Helden der Geschichte sind es vor allem, deren Bild scharf hervortreten

soll, also Cäsar in erster Linie und der in seinem ersten Auftreten ziemlich deutlich geschilderte nachmalige Kaiser Augustus. — Weiters wurde bei der Auswahl nicht bloß auf die Klarstellung der politischen Verhältnisse jener Zeit, sondern auch auf die der wirtschaftlichen Verhältnisse Rücksicht genommen und auf die interessanten Versuche, die schon damals gemacht wurden 'die uralte und jetzt wieder brennend gewordene sociale Frage zu lösen'. Wie sich hier dem Herausgeber Ansätze genug boten, um an Verhältnisse der Gegenwart anzuknüpfen, so ergreift er auch sonst oft die Gelegenheit, um bei Besprechung und Erläuterung antiker Verhältnisse Streiflichter auf die Gegenwart zu werfen; 'denn alle Kenntnis der Vergangenheit soll doch', wie D. treffend bemerkt, 'nur die Gegenwart richtig verstehen lehren'. — Die Auswahl selbst enthält 64 Briefe, die dem oben bezeichneten Zwecke in vortrefflicher Weise dienen. Sehr zweckmäßig sind die den Inhalt der einzelnen Briefe kurz skizzierenden Überschriften und die den größeren Briefen voraufgeschickten Erörterungen des Gedankenganges. Besonders gefiel mir die Besprechung des Briefes ad fam. IV, 5, jenes berühmten Trostschreibens des Servius Sulpicius an Cicero, das Dettw. mit Recht als eine wertvolle Bereicherung der Literatur überhaupt bezeichnet. Die erklärenden Anmerkungen halten sich von allem fern, was nicht unmittelbar dem Bedürfnisse der Schule dient, speciell von allem philologischen Beiwerk. Der Herausgeber war sichtlich mit liebevoller Versenkung in seine Aufgabe bemüht, unserer Gymnasialjugend — nur ist leider an den österreichischen Gymnasien kein Platz für diese wertvolle Lectüre — das volle Verständnis der Briefe Ciceros zu erschließen, und ich möchte nicht anstehen, diese Ausgabe als die den Zwecken des Gymnasial-Unterrichtes am trefflichsten angepasste zu erklären, und wünsche ihr die wohlverdiente Anerkennung und Verbreitung.

Chrestomathia Ciceroniana. Ein Lesebuch für mittlere und obere Gymnasialclassen von C. F. Lüders. 3. Aufl. bearbeitet von O. Weißenfels. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

Es gehört ein gewisser Muth dazu, heute, wo die Forderungen, die der altclassische Unterricht an die Schüler stellen darf, immer mehr beschnitten werden, mit einem Buche vor die Öffentlichkeit zu treten, das ausdrücklich darauf berechnet ist, noch neben der Schullectüre aus dem Lateinischen gelesen zu werden. Es ist freilich ein Buch, das, wie sein Erscheinen in 3. Auflage darthut, bisher eine gewisse Existenzberechtigung sich errungen hatte. Ob freilich die geänderten Verhältnisse ihm auch für die Zukunft ein gleich günstiges Prognostikon stellen lassen, muss dahingestellt bleiben. Lüders hat die Neuausgabe den Händen eines bewährten Schulmannes und feinsinnigen Kenners des classischen Alterthums anvertraut, und es konnte in der That nicht leicht eine glücklichere Wahl in dieser Beziehung getroffen werden. An der

Auswahl selbst hat W. nichts geändert. Es ist der edelste Lesestoff, der hier dem jungen Leser geboten wird. Cicero ist und bleibt doch der Schulschriftsteller κατ' ἐξοχήν. In dem an 100 Seiten umfassenden Abschnitte der Chrestomathie, welcher der römischen Geschichte gewidmet ist, zieht an dem Leser alles vorüber, was irgend seit den ersten Anfängen bis zum Ausgange der Republik aus der Geschichte Roms von nationaler oder allgemein menschlicher Bedeutsamkeit ist. — Den Schluss bilden Stücke theoretischen Inhaltes, die überwiegend den philosophischen Schriften Ciceros entnommen sind, so beispielsweise: Schönheit und Harmonie des Weltalls, Die Zweckmäßigkeit der irdischen Geschöpfe, Wesen der Religion, Gegen den Wunderglauben usw. — Die Schwierigkeiten des in dieser Chrestomathie gebotenen Lehrstoffes sind naturgemäß sehr ungleich. Das Buch enthält auch ganz schlichte, einfache Erzählungen, charakteristische Anekdoten u. ä., die schon auf der unteren Stufe der Gymnasien ohne sonderliche Schwierigkeit bewältigt werden können. Im wesentlichen ist der Lehrstoff für die mittleren Gymnasialclassen bestimmt. Doch enthält das Buch auch Abschnitte, welche die geistige Reife des Schülers der obersten Classen voraussetzen. Die den Text begleitenden fortlaufenden Anmerkungen berücksichtigen in gleicher Weise, was dem Schüler sei es in sachlicher, sei es in grammatischer Hinsicht Schwierigkeiten bereiten könnte, und sind ganz zweckentsprechend. Zu wünschen wäre, dass auch an unseren Gymnasien für die Benützung dieser trefflichen Chrestomathie sich Raum gewinnen ließe, zu deren Charakterisierung ich nichts Besseres thun kann als die Worte anführen, die Weißenfels S. XII ausspricht: 'Diese Chrestomathie bietet in einer kaum dem leisesten Tadel zugänglichen Sprache ein Gesammtbild der antiken Cultur, wie man es sich als Grundlage für die auf der Schule abschließende Beschäftigung mit dem Alterthum nicht besser wünschen kann. Wer sich bis zum Abiturientenexamen das in dieser Chrestomathie Gebotene wirklich zu eigen gemacht hat, dem ist keine an sich wichtige oder für die Gegenwart bedeutsame Seite des Alterthums unbekannt geblieben.'

M. Tullii Ciceronis de officiis I. III. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Theodor Schiche. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky. Preis geh. 60 kr., geb. 80 kr.

Die vorliegende Ausgabe darf in der That mit Rücksicht auf den Schulgebrauch als eine verbesserte bezeichnet werden. Vor allem verdient die Einleitung uneingeschränktes Lob. Sie handelt zunächst in klarer und anziehender Darstellung über Cicero als philosophischen Schriftsteller. Hier wird ausgeführt, dass Cicero keineswegs unvorbereitet an diesen Zweig der schriftstellerischen Thätigkeit herantrat, und auch über den Wert seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete wird ein besonnenes und gerechtes Urtheil gefällt. Schiche hat vollkommen recht, wenn er behauptet, dass

Cicero für den Zweck, den er mit seiner philosophischen Schriftstellerei verfolgte, den Stoff zur Genüge beherrschte, dass aber auch die weltmännisch freie Form der Behandlung, die gefällige und von lästiger Schwerfälligkeit des Ausdrucks freie Darstellung auf den Leser besonders anziehend wirke. 'Ciceros Darstellung', sagt Schiche treffend, 'ist von der Erfahrung eines bewegten und bedeutenden Lebens getragen, mit den Schätzen eines reichen Wissens belebt und von dem lebhaftesten Gefühl für alles Gute und Edle durchdrungen. Dadurch hat er diese Schriften über die einseitig fachmäßige philosophische Schriftstellerei, die einem weiteren Leserkreise leicht als unnütze, spitzfindige Grübelei erscheint, emporgehoben und ihnen eine dauernde Wirkung gesichert.' — Ein 2. Capitel handelt über Ciceros Eklekticismus. Hier werden besonders die beiden für die Fragen des sittlichen Handelns wichtigen Schulen der Epikureer und der Stoiker in ausführlicher und zweckmäßiger Weise behandelt. Das Capitel enthält einerseits eine gerechte Würdigung des Epikur, dessen Lehre gegen die so verbreitete Missdeutung in Schutz genommen wird; andererseits wird aber doch gezeigt, warum die Hauptsätze der Stoa dem römischen Sinne des Cicero besonders zusagten. Hierauf wird noch über Ciceros philosophische Schriften im allgemeinen, dann über die Bücher *de officiis*, über ihre Abfassungszeit, ihren Zweck und ihre Widmung im besonderen gehandelt.

Ein Schlusscapitel gibt, ohne sich in wissenschaftliche Weitschweifigkeit zu verlieren, kurz Aufschluss über die von Cicero für diese Schrift benützten Quellen und endlich einen ausführlichen Gedankengang aller drei Bücher über die Pflichten. Als Anhang ist dem Text ein sachgemäß angelegtes Verzeichnis der Eigennamen beigegeben. Von wichtigeren Änderungen des Textes gegenüber der 1. Auflage notiere ich folgende: I 59 *in omni officio, ut boni,* I 115 *nobilitas,* I 122 *si ne in eius modi... natu nolent,* I 135 *enim omnes isdem,* I 146 *existimatoresque,* II 15 *tam multa nobis artes,* II 46 *modestia cum pietate,* II 48 *excitat. Magna.* II 66 *dicendi facultas,* III 8 *annos,* III 26 *fugienda,* III 51 *minoris quo maior,* III 59 *sciam, ille inquit.*

Wien. Alois Kornitzer.

Daniel von dem Blühenden Tal, ein Artusroman von dem Stricker, herausgegeben von Gustav Rosenhagen. (Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. IX. Heft.) Breslau, Wilhelm Koebner 1894. 8°, XII u. 206 SS. Preis 9 Mk.

Die von Weinhold begründeten 'Germanistischen Abhandlungen', deren Leitung seither in die Hände Vogts übergieng, haben unsere Wissenschaft bereits nach den verschiedensten Seiten

gefördert: Grammatik, Metrik, Mythologie und Alterthumskunde, Sagenforschung und Literaturgeschichte fanden darin mehr oder weniger erfolgreiche Pflege und auch die Förderung unserer Denkmälerkenntnis durch Ausgaben bisher vernachlässigter Literaturwerke blieb erfreulicherweise nicht ausgeschlossen. So erhielten wir unter anderem noch unter Weinholds Leitung durch John Meier die erste vollständige Ausgabe des Lebens der Gräfin Jolande von Vianden von Bruder Hermann, und auch der neue Herausgeber veranlasste sogleich bei seinem Eintritt seinen Schüler G. Rosenhagen, die neue von ihm geleitete Folge der Sammlung mit der vorliegenden Ausgabe des Stricker'schen Daniel zu eröffnen. Sie ist sehr willkommen und erfüllte gewiss einen langgehegten Wunsch mehr als eines Fachgenossen, der sich nur ungern auf einige unzulängliche Proben und die an sich ja sehr gute Inhaltsangabe Bartschens in dessen Einleitung zum Karl angewiesen sah. Handelt es sich doch um einen Dichter, der zwar keiner der größten, doch aus der Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts nicht gestrichen werden könnte, ohne eine recht fühlbare Lücke zu lassen, den man daher gerne möglichst ganz kennen lernt, auch in seinen schwächeren Leistungen, um seine Entwicklung vollständig zu überschauen. Und namentlich wir Österreicher haben immer noch Ursache, diesem Dichter ein besonderes Interesse entgegenzubringen, wenn sich auch die ehedem verbreitete Ansicht, dass er in Österreich geboren sei, als unhaltbar erwies; denn gelebt hat er hier doch lange Jahre und, die Zustände im Lande mit Antheil betrachtend, hierüber manche uns wertvolle Beobachtung in seinen Dichtungen niedergelegt. Und auch der Artusroman selbst, den wir erst jetzt recht eigentlich kennen lernen, ist allerdings kein durch ungewöhnliche Schönheiten hinreißendes Meisterwerk, seine Vorzüge liegen vielmehr in einem gewissen, dem Dichter auch sonst wohl eignenden nüchtern verständigen Geschick der Composition und Motivierung; aber er ist auch weder die formal unbeholfene, unreife Jugendstümperei, als die man ihn, solange man ihn nur aus der schlechtesten Handschrift kannte, halb mitleidig, halb geringschätzig beiseite zu schieben pflegte, noch entbehrt er inhaltlich des historischen Interesses als Beispiel einer bei uns nicht überflüssig und kaum wieder so rein vertretenen Richtung (des 'Roman biographique') und als freie Erfindung des Strickers; frei allerdings nur insofern, als der Dichter, wie jetzt wohl kaum mehr bezweifelt wird, kein bestimmtes französisches Vorbild verwendete, wenn auch der ganze Typus und die Einzelnheiten der Erfindung aus verschiedenen Vorbildern und Überlieferungen entlehnt und zusammengelesen sind. Und dass dies durch einen Fahrenden geschieht, der sich zwar einige Begriffe und Redewendungen des Ritterthums äußerlich angeeignet hat, in dessen innerstes Wesen aber nicht eingedrungen ist, der daher auch weder seine sociale Stellung noch seine ihr entsprechenden Anschauungen verleugnen kann, das mag das Ganze

als Kunstwerk drücken, gibt ihm aber doch auch wieder ein Colorit von eigenartig interessanter Mischung.

Über all das, die Heimatfrage mit inbegriffen, hat uns der Herausgeber G. Rosenhagen schon vor Jahren belehrt in seinen mit verdienter Anerkennung aufgenommenen 'Untersuchungen über Daniel vom Blühenden Tal vom Stricker' (Kieler Dissertation, Leipzig 1890) und dadurch zugleich das hergebrachte Urtheil über diese Dichtung wesentlich umgewandelt und das Verlangen nach der Ausgabe nur noch gesteigert. In dieser durfte er in der Hauptsache getrost auf jener Vorarbeit weiter bauen; von den Fragen, in denen er seither seine Ansicht mehr oder weniger berichtigen zu müssen glaubte, hat mit der Textgestaltung selbst nur eine einzige etwas zu schaffen. Von grundlegender Bedeutung ist natürlich vor allem die richtige Beurtheilung der handschriftlichen Überlieferung. Dieser Punkt war schon in den Untersuchungen einleuchtend erledigt, und der jetzt in der Ausgabe zu eigener Nachprüfung vorgelegte kritische Apparat bestätigt nur die dort gewonnenen Ergebnisse. Von den vier sämmtlich jungen, nicht über die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreichenden Handschriften zu Heubach (*h*), Kopenhagen (*k*), München (*m*) und Dresden (*d*) kommt die letztgenannte als Abschrift von *m* überhaupt nur für die in dieser verlorenen 35 Eingangsverse in Betracht; von den übrigen erweist sich *h* als die zuverlässigste, zwar nicht von jedem Versehen, aber doch von gröberen Entstellungen und namentlich absichtlichen Änderungen so ziemlich freie Überlieferung; die beiden anderen theilen miteinander eine Reihe von Fehlern, die dann weiter in jeder, namentlich in *m*, Änderungen und Verbesserungsversuche veranlassten, und sind demnach, allerdings nicht ohne je ein Mittelglied, aus einer gemeinsamen Quelle (*y*) geflossen (Untersuchungen S. 21; vgl. jetzt noch Lesarten und Anmerkungen zu 318. 615. 711. 1136. 1149. 1217. 3336. 3945 f. 6506 f. 7804). Aber auch *h* und *y* weisen durch gemeinsame alte Fehler zuletzt auf einen und denselben Archetypus (*x*) zurück (Unters. S. 22 f., wo aber nicht eben die zwingendsten Beispiele ausgewählt waren; vgl. jetzt La. u. Anm. zu 46. 1423. 1922. 3197. 3758. 6461 f.). Daraus ergibt sich die kritische Regel für die recensio: Übereinstimmung von *h* mit einer der beiden anderen Handschriften verbürgt, soweit Zufall ausgeschlossen ist, wenn auch nicht immer die echte, so doch die älteste Überlieferung, von der dann, auch wenn sie sich als fehlerhaft erweist, jedenfalls auszugehen ist. Schwierig wird die Entscheidung, wenn *h* und *y* oder gar alle drei Quellen auseinandergehen; denn dann kann unbeschadet des größeren Vertrauens, das *h* im ganzen verdient, im ersten Falle doch auch *y*, ja im zweiten sogar jede der drei Handschriften, am seltensten wohl *m*, gelegentlich das Echte bewahrt haben, und eine wirklich kritische Textbehandlung wird bemüht sein müssen, dies zu ermitteln. Freilich wird man, soll nicht ein ganz subjectiver Eclecticismus

walten, an dem im allgemeinen besten und zuverlässigsten Zeugen, also *h*, solange festhalten müssen, als nicht entscheidende Gründe für *y* oder einen seiner beiden Vertreter sprechen. Immerhin hat somit eine methodische Textgestaltung in der für ihr Alter nicht schlechten Überlieferung festen Boden. Nicht so günstig steht es um die Herstellung der Sprachformen des Dichters. Die jungen Handschriften weisen sämmtlich schwäbisch-alemannischen Charakter auf, nur selten ist aus ihrer Übereinstimmung für die Mundart des Archetypus etwas zu gewinnen, und diese war vielleicht nicht einmal die des Dichters; was über diese selbst wieder die Reime lehren, führt uns über das negative Ergebnis 'nicht österreichisch' nicht viel weiter: man konnte sich ungefähr über ihre Zugehörigkeit zum Grenzgebiete des Ostfränkischen und Bairisch-Österreichischen einigen; aber eine engere Begrenzung will nicht gelingen, und noch weniger reichen die gegebenen Anhaltspunkte aus, eine bestimmte Mundart in der Ausgabe durchzuführen. Unter solchen Bedingungen wird man dem Herausgeber beipflichten müssen, wenn er sich entschloss zu 'normalisieren' (Einl. S. VI—VIII). In der Durchführung ist er ohnedies eher zu schonend verfahren als zuweit gegangen; mundartliche und andere Spracherscheinungen, die er selbst schon früher ausdrücklich den Schreibern zuerkannt hatte, durften unbedenklich entfernt werden: so z. B. *ald(er)* 56. 80 u. ö. (*h, oder y*; vgl. Unters. 9), *sunst* 4677 (Unters. 9), der Abfall des unbetonten *e* in *herre* (selbstverständlich in nicht proklitischer Verwendung) 575. 731; *gerne* (vgl. Unters. 4) 839 u. dgl. m. Dass in solchen Dingen sogar die Übereinstimmung dreier einander mundartlich und zeitlich nahestehender Handschriften nicht ausschlaggebend sein kann, wird man wohl zugeben; im ersten Beispiele stimmen sie aber nicht einmal zusammen. Ebensowenig 2306, wo dem Stricker auch lediglich auf die Gewähr der Handschrift *h* hin dem Reime zuliebe die Adverbialform *hiuten* (*: liuten*; Unters. 41) zuerkannt wird. Ich weiß nicht, ob mit Recht. Auch hier würde mich selbst Übereinstimmung der Handschriften nicht ganz überzeugen; denn bekanntlich schaffen die Schreiber ungenaue Reime gern und nicht selten in recht äußerlich mechanischer Weise weg und können dabei leicht zufällig zusammenstimmen. Sie thun es thatsächlich, nur nicht zusammenstimmend, sondern jeder in seiner Weise 7881 f., wo auch der Herausgeber den in den 'Untersuchungen' nicht angemerkten Reim *en : e* gelten lässt. Und wie beseitigt ihn *h*? Während *k* die Construction ändert, *m* 7881 das auslautende *n* des Infinitivs (*ergecze*) abwirft, setzt *h* 7882 mechanisch in dem Reimworte (*daz*) *netze* (Accus.) ein *n* zu! Das macht aber den Schreiber auch in 2306 der gleichen Änderung sehr verdächtig; vgl. 4985 f. *gebiute : hiute.* Ein anderer (als mitteldeutsch in Anspruch genommener) Reim (*iu : üe* Unters. 38. 42) ist, fürchte ich, durch unrichtige Deutung der in diesem Falle einstimmigen

Überlieferung 5592 in den Text hineinnormalisiert worden, weshalb ich ihn hier zur Sprache bringe: *er begunde nider dromen ros unde liute; er sluoc sie durch die hüete* usw. Auffallen musste dieser Reim schon deshalb, weil er ganz vereinzelt steht, auch kein *uo : û* zur Seit hat; nun schreiben aber alle drei Handschriften 5592 *hútte* : *ú* steht aber, soviel aus Rosenhagens Untersuchungen (S. 3. 5. 8) und den Lesarten zur Ausgabe über die Orthographie zu entnehmen ist, gewöhnlich für *iu, ü* (auch wo es *i* entspricht) und manchmal auch *u*, nicht aber für *üe*; nur 4213 *fúrten* (*fúrt in k*) für *fuort* oder *füert in* (*h k*) könnte man etwa dafür in Anspruch nehmen; 4939 *fúro* (*m, füra k*), das man etwa als *füerâ* auffassen könnte, ist Schreibfehler für *nurâ* von der gemeinsamen Grundlage beider Hss. her und also sehr fraglichen Wertes. Die Überlieferung führt demnach zunächst nicht auf *hüete*, sondern auf *hiute*, und daran braucht man, glaube ich, nicht Anstoß zu nehmen: die Ausdrucksweise mag einigermaßen ungewöhnlich klingen und unsere Wörterbücher belegen sie nicht; aber wenn der Dichter 5084 f. von Gawein sagen kann *er gap in* (den 5082 ironisch mit Kindern, die er stillt, verglichenen Feinden) *ûf ir hût, daz sie ir weinen liezen sîn*, so wird auch *er sluoc sie durch die hiute* nicht unerträglich sein (vgl. auch die Redensarten *ûf die hût* oder *ze hiute gên, rihten, mit der hiute gelten*); vollends der Plural könnte nur nach neuhochdeutschem Sprachgefühle anstößig scheinen, mittelhochdeutsch ist er, wie Walther 24, 13 (*wê ir hiuten und ir hâren*) oder Hadlaub 44, 32 f. (Bartsch, Schweizer Minnesänger S. 343: *an hiuten lint der kalte wint tuot dicke wê*) lehrt, nicht ungewöhnlich. Es bleibt dann nur noch ein (in den 'Untersuchungen' nicht aufgeführter) Reim übrig, der weder im Daniel selbst noch in den übrigen Dichtungen des Strickers, soweit sie bekannt sind, seinesgleichen hat und auch unter Voraussetzung mundartlicher Aussprache, ob nun md. oder bair.-österreichischer, nicht völlig genau ist, 4311 f.: (*ez enwart nie tier sô freissam,*) *daz iemer dâ für* (sc. das unsichtbare Netz) *gefüere, swenn ez sich drin gewürre (gewirre h, verwurre k, Wenn es darumb verfürre m)*. Der Herausgeber verweist in der Anmerkung dazu auf Weinhold, Mhd. Gr.[2] §. 73 (= [1] §. 133); aber mit dieser Verweisung ist nicht allzuviel gewonnen; denn einen völlig entsprechenden Beleg verzeichnet auch Weinhold a. a. O. nicht, und ebensowenig Bair. Gr. §§. 109. 111; nämlich keinen, wo zu der mundartlichen Bindung *ü : üe* (vor *r*) noch die auch mundartlich nicht ausgeglichene consonantische Ungenauigkeit *r : rr* hinzuträte wie hier (auch *füerte : antwüerte* Krone 10237 ist dazu nicht völlig analog). Der Sinn verräth allerdings kein Verderbnis der Stelle, aber der Reim bleibt bedenklich, und ich wage es daraufhin doch die Möglichkeit eines alten Fehlers in der Überlieferung anzudeuten. Wie man sieht, folgt der Herausgeber 4312 keiner Handschrift ganz: der Conjunctiv Praes. *gewirre* in *h* kann aber im Zusammenhang der

Aufklärung, welche die Jungfrau von der Grünen Aue an dieser Stelle dem Helden über das Netz gibt, in dem er sich gefangen hat, trotz der vorausgehenden Praeterita doch syntaktisch recht wohl zulässig sein; dann würde das eine Reimwort anders; sollte das zweite etwa *gevirre* (absol. sich entfernen, losmachen) gewesen sein? Daraus hätte leicht schon im Archetypus *gevüere* werden können, das wir jetzt in allen drei Handschriften lesen. Träfe diese Vermuthung oder wenigstens die Annahme eines Verderbnisses an dieser Stelle das Richtige, dann blieben für Ermittlung der Mundart und, soweit diese dazu dienen kann, der Heimat des Strickers von sprachlichen Erscheinungen überhaupt nur noch die Reime *o : u* und die Formen der 2. Sing. Praet. *du bræhte, gegerte, hæte* übrig (vgl. Seemüller, Anz. XIX, 249 f.). Jene sind gleich wenigen anderen charakteristischen Reimerscheinungen auch bei der Normalisierung gebürend berücksichtigt.

Der Metrik hat der Herausgeber, abgesehen von dem Wechsel zwischen *siu* und *si*, was dann auch 4522 stehen sollte, in Hebung und Senkung, grundsätzlich keinen Einfluss auf seinen normalisierten Text gestattet und nicht einmal den weiblichen Versausgang *gekouf(e)t : besouf(e)t* erlaubte er sich 8279 f. gegen die junge Überlieferung herzustellen. Leicht ließe sich durch Einsetzung anderweitig von den Handschriften selbst gebotener und dann auch in der Ausgabe erscheinender Formen mancher Vers glätten; aber da der Herausgeber, wie gesagt, grundsätzlich darauf verzichtete, gehe auch ich nicht weiter darauf ein; dass ich aber in dieser Zurückhaltung jüngerer Herausgeber keinen Fortschritt gegenüber der früher gewiss häufig zuweit getriebenen Regelung, ja Maßregelung altdeutscher Texte erkennen kann, habe ich schon kürzlich bei anderer Gelegenheit nicht verschwiegen (vgl. Liter. Beil. zu d. Mittheil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XXXIII 7). In einer wichtigen Frage, über das wirkliche Vorkommen dreihebiger Verse mit stumpfem Ausgange, ist Rosenhagen übrigens erst während des Druckes anderer Ansicht geworden: er gibt sie jetzt zu; im Texte sind sie noch mehrfach beseitigt. Eine Reihe von Versen (2109. 2474. 2623. 2817. 3463. 3477. 3661. 3897. 4687. 5419 f. 5505. 6235), bei denen weder Sinn noch Überlieferung auf Verderbnis deutet, lassen sich schwerlich anders als mit drei Hebungen lesen; bei vielen anderen kann man eine vierte nur auf Kosten des Rhythmus erpressen; vielfach bleibt aber die Entscheidung im einzelnen schwierig und zweifelhaft, da verschiedene Formen möglich sind; um vollends klar zu sehen in dieser Frage, dürfte man sich aber auch nicht auf den Daniel beschränken, sondern müsste auch die anderen Dichtungen des Strickers daraufhin durchgehen.

Der Orthographie der Handschrift *h* hätte der Herausgeber noch öfter folgen dürfen: die Pronominalenclise *si fuorten in einen holen stein* 4213 steht doch ganz gleich dem Einl. VIII

erwähnten *sûgents* 1918 (auch sonst ist sie bewahrt, z. B. 1516 *begundez,* 2070 *hôrter*) und entspricht auch metrisch besser als die vom Herausgeber aus *y* eingesetzte betonte Form *in.* Ebensowenig war 5077 *swer den segen dâ zim* (*ze im y* u. Ausg.) *erwarp* ein Anlass, die genauere Schreibung von *h* zu verlassen. Einmal hätte deren richtige Würdigung vor einem unnöthigen Besserungsversuch bewahren können: 1021 überliefert *h* tadellos *daz gemach* (die unfreiwillige Nachtrast) *laider ône danck*; *laider* oder *leider* (*m*) muss schon im Archetypus gestanden haben; es hat, unverstanden, in *m* und *k* Änderungen verschuldet: *m* suchte den Fehler in *gemach* und schreibt dafür *geschach, k* setzt statt *leider* ein *lies er*; und auch der Herausgeber schreibt ohne handschriftliche Gewähr *daz gemach was leider âne danc.* Alles unnöthig; *leider* ist natürlich *leit er* (*leid er* Diemer 361, 19)[1]), wieder mit Pronominalenclise: 'diese Nachtrast musste er sich, allerdings widerwillig, gefallen lassen, musste sich darein ergeben'; damit ist alles in Ordnung, Sinn und Lautgebung (*leider = vander, neiger, gaber, saher* u. dgl.).

Wie hier ist auch sonst öfter gegen die aus dem Handschriftenverhältnisse folgende kritische Regel die Überlieferung in *h* ohne zwingenden Grund verlassen, nicht nur wo sie allein steht, sondern auch in Fällen, wo sie durch *k* oder *m* bestätigt wird; und auch an unnöthigen Änderungen der einstimmigen Überlieferung aller drei Handschriften fehlt es nicht, während andererseits nothwendige Verbesserungen unterlassen sind. Häufig ist ersteres zu beobachten bei der Wahl zwischen einfachen und mit Partikeln (*ge-, be-, er-* u. dgl.) zusammengesetzten Verbis, flectierten und unflectierten, vollen und reducierten Formen und der Aufnahme gewisser, meist einsilbiger, für den Sinn mehr oder weniger gleichgiltiger Wörtchen, wie *dâ, dô, sô* usw. Einen festen Grundsatz konnte ich dabei nicht erkennen; denn dieselbe Form, die einmal beseitigt wird, ist ein andermal unter ganz gleichen Bedingungen bewahrt: so hat z. B. das einfache *dâhte* (*h*) 1056, wo der Herausgeber mit *y gedâhte* schreibt, ganz dieselbe Gewähr und genügt dem Vers ebenso vollkommen wie 1353. 2341. 2347. 2702, wo er es mit *h* gegen *y* hält; wenn 444 *manic edel* (*h k, edels m*) *mære* mit Recht im Texte steht, warum musste 402 *dehein fremde* (*hk, fremdez m* und Ausg.) *mære* oder 5161 *ein spæhe* (*h, gross,* also auch flexionslos, *k,* nicht *m,* wie angegeben ist; denn in *m* fehlt ja diese Stelle) *mære* weichen? Der Sprachgebrauch war gewiss nicht maßgebend, weder der allgemein mittelhochdeutsche noch der besondere des Dichters; denn wie hier war auch sonst öfter das Verschmähte mindestens ebenso richtig wie das Gewählte: ja die unflectierte Genetivform *vater* (*h m*) 721 ist sogar älter und ursprünglicher als die flectierte, die der Herausgeber aus *k* ein-

[1]) Vgl. jetzt auch Ehrismann, Lbl. f. germ. u. rom. Phil. 16, 76.

setzt: *in ir vaters* (oder *vateres*, vgl. Einl. VIII) *gewalt*; der schwachformige Superlativ, der 3540 *swelhez der drîer* [*daz km,* fehlt *h*] *beste was* einstimmig überliefert ist und offenbar in *y* den Einschub des Artikels veranlasste, ist althergebracht und Änderung in *bestez* unnöthig, der Singular *mit fuoge* (*h*) 4739 so gut als der aus *y* aufgenommene Plural, das demonstrative *er* (*h*) 3480 *er entgalt ez alsô sêre, swer* usw. (Ausg. mit *k der*; *m* ändert) guter mittelhochdeutscher Sprachgebrauch (mhd. Wb. I 435ᵇ f.); der Dativform des Personennamens auf *-en* 1407 *daz was Danielen* (*hk* — *danieles m* — Ausg. *Danièle*) *ungemach* stehen gleiche im Karl, und zwar im Reime, zur Seite (Bartsch XCVI); dagegen ist umgekehrt 5402 nicht die aus *h* aufgenommene Lesart *ein kinderspil,* sondern die in *m* stehende *ein kind*(*e*)*s spil* (*ein kind sp. k*) dem Brauche des Dichters gemäß: Hahn IV 292 u. Anm. (das dort verzeichnete Citat Birk. 83, 24 ist aus dem Gedicht S. 97 f. Z. 30). Karl 750 u. Anm. Frauenehre 338. Nur einigemale (z. B. 721 oder 157, wo gegen alle Hss. das Compositum *gesagen* eingesetzt wird, und öfter bei den erwähnten einsilbigen Wörtchen) spielt dabei die Frage nach der Hebungszahl eine Rolle; wenn aber der Metrik bei der Normalisierung des Textes grundsätzlich kein Einfluss gestattet wurde, wäre es freilich consequenter gewesen, sich auch hier mit der bloßen recensio nach der kritischen Regel zu begnügen; dass der Herausgeber übrigens gerade in dieser Frage nachträglich anderer Ansicht wurde und daher in der Vorrede einzelnes zurücknimmt, ist schon erwähnt.

Abgesehen von diesen nur allgemein charakterisierten Fällen wird man, glaube ich, die verlassene Überlieferung noch an einer Reihe von Stellen wiederherstellen dürfen.

1. Zunächst solche, wo *h* allein steht: 164 *daz Blüende Tal was* (*hiez m A,*[1]) *heist k*) *sîn lant*; vgl. 342 *d. B. T. ist m. l.* ohne Variante. — 395 f. *Dar nâch in kurzer stunde, dô die von der Tavelrunde* (*kurzen stunden : Tavelrunden y A*) usw.: (*die von der*) *Tavelrunde* reimt auf *kunde* 105. 6824. 7382; *: grunde* 6515; *: begunde* 6554, ist also dem Dichter mindestens ebenso gemäß, als (*die von der*) *Tavelrunden* (*: kunden*) 5228, wo doch die Möglichkeit gar nicht ausgeschlossen ist, dass wie 7881 f. und wohl auch 2306 (s. S. 234) ein Reim *en : e* ausgeglichen ist; dasselbe an unserer Stelle zu vermuthen, so dass etwa der Reim (*in kurzen*) *stunden : Tavelrunde* in *h* und *y* auf verschiedene Weise wäre ausgeglichen worden, liegt kein ausreichender Grund vor; der Singular *stunde* konnte in *y* begreiflicherweise sehr leicht mit dem Plural vertauscht werden und zog dann die Änderung des zweiten Reimwortes von selbst nach sich. — 712. König Matûr hat sein Land an sieben Scharen vertheilt, die abwechselnd Tag für Tag an seinen Hof

[1]) Mit *A* bezeichne ich Rosenhagens Ausgabe; auf nebensächliche Abweichungen in den handschriftlichen Lesarten nehme ich keine Rücksicht.

kommen zu ritterlicher Kurzweil: *sus koment die wochen alle, ie des tages ein niuwiu schar. sô bringent aber die ersten dar* (*bringet a. diu êrste yA*) *vil manic edel zimier* usw. Der Plural in *h* ist ganz richtig und bedarf keiner Erklärung; auch die offenbare Änderung in *y* erklärt sich von selbst: es wurde näherer Anschluss an *schar* in 711 hergestellt. — 747 *dâ lît an* (*daran l. yA*) *grôziu meisterschaft.* — 767 *wan die triuwe grôz sint, der* (*die yA*) *er uns beiden schuldic ist*: vgl. Hahn V 103 *die mir nu triwen sch. sîn* und Anm. (Karl 6751. 11746 f.), dazu noch Karl 12114 *welhes tôdes er mir sch. sî.* — 856 *diz wær uns laster* (*lasterlich yA*) *getân*; vgl. die ähnlichen Wendungen *daz ist* (*mir*) *êre, wîstuom* u. dgl. *getân*, mit und ohne Dativ, J. Grimm, Gr. IV 609**). — 921 *sît ich dunke in* (*in d. yA*) *sô frome.* — 1422 *sus was ir deweders muot ze fröuden dehein* (*de kain h*) *guot* (*zû fr. müt zü fr. g. k, ze fr. kume g. m — zuo deheinen fr. g. A*); vgl. Rul. 54, 15 (1498) *zorn ist nehein guot.* Wigal. 171, 38 (6662) *daz die schilte goltvar für stiche wâren dehein guot.* — 1550 *man zîhet es nieman dan* (*wan A*) *daz swert* (*h — m. z. nun d. sw. m, dann m. z. es nun juwer s. k*); vgl. mhd. Wb. I 302ᵃ, 25 ff., ferner Stricker selbst *ez* (das Alter) *buozet niemannes craft danne des tôdes meisterschaft* Docens Miscellaneen II 213; *und wart gelastert noch nie an sîme dienste danne hie* Karl 2612. — 2308 *nû sind* (l. *sîn*) *wir in* (*von yA*) *den sorgen .. getrôst.* — 2564 *oder er læge dâ* (*do h*) *tôt nidere* (*h — tôt dâ n. A — t. drumb n. m, O. er wer gelegen t. darnider k*): die Umstellung ist umso unnöthiger, als die beiden Vertreter von *y* nicht einmal einig sind; auch der Vers zwingt nicht dazu: *oder er læge dâ tôt niderè* (Typus C). — 2796 *inâ* (*h, k* in den La. ist offenbar ein Druckfehler — *nû A*), *waz ob* (*wass wer* offenbar ohne *inâ k, vnd wer das m*) *ich selb zwelfte rite?* vgl. Lexer I 1428. — 2880 Gawein, Parzifal und Iwein, in dem Augenblicke angekommen als Daniel dem Riesen den Tod gibt, werden von jenem aufgefordert, an dem mit gewöhnlichen Waffen unverwundbaren Todten ihre Schwerter zu versuchen; umsonst! Staunend bitten sie *lât uns iuwer swert sehen, unseriu sint nihtes wert*; darauf fährt der Dichter fort *Daniel zeigete* (*zûhet k — zucte mA*) *sîn swert* usw. — 3107 *daz was hie wider* [*alles k — als mA* unnöthig: vgl. 6010. 3420. 4499] *ein wint.*[1]) — 3536 Artus, Gawein, Iwein und Parzifal *entwurfen seltsæniu mâl: swer ir einez enpfie, dem ez niht anders vergie* (*vsgieng k — gie m — ergie A*), *wan daz er den lîp verlôs* usw.: *vergie* (vorübergehen in seinen Wirkungen, heilen; in solchem Gebrauche mir selbst noch aus meiner oberösterreichischen Heimat bekannt) bedarf keiner Änderung; vgl. *dô im der ôrenslac vergie* Salman u. Morolf

---

[1]) Zu dieser und anderen Stellen vgl. jetzt auch Seemüller, Anz. XXIII 56 ff.

332, 1 (1758). — 3576 *alle die dan* (*da k — daz m A*) *sâhen, waz der künec Artûs begie: dan* genügt dem Sinne vollkommen, sonst könnte noch etwa *dâ* in Frage kommen; *daz — waz* ist nicht mhd. — 3620 *swem sô tumplich geschach, daz er den schilt gegen im* (Daniel) *bôt, dô* (*dem A*) *was gereit des* (*der A*) *tôt* (*der was do zühant t. k — dem was gewiss der bitter t. m*): *A* ist eine unkritische Textmischung aus *hm*; *h* wird aber richtig sein, und es ist vielleicht nicht einmal nöthig *dô*, das von *k* bestätigt im Archetypus gestanden haben wird, nach dem hypothetischen *swem* in *sô* zu ändern (mhd. Wb. III 569[b] f.); über *des* (eius) vgl. J. Grimm, Gr. IV 341 f. (bes. b: *sîn* wäre doppelter Beziehung auf *swem, er* und auf *im* fähig und daher unklar). — 4078 *und was ein vil* (*h* — fehlt *y A*) *wol behuot man.* — 4209 *si nam des sîne sicherheit, swaz siu in eine* (*ain h — tuon y A*) *hieze, daz er des niht enlieze*; *eine* oder *ein* (mhd. Wb. I 419[b], 14 ff.) kann sehr wohl richtig sein: sie ließ sich von ihm das Versprechen geben, ihr allein in allem, was sie von ihm verlangen würde, zu gehorchen. — 4825 *Unz* (*Vns h — Da k — Ouch m*) *hâte er sich* (*hat s. m — hette s. k,* beide ohne *er — er hâte sich A*) *versunnen, der grâve* usw.; *unz* ist hier nicht Conjunction, sondern Adverb: 'während dieser Zeit, indessen' (mhd. Wb. III 191[a], 40 ff. Lexer II 1992, wo die zwei letzten Beispiele allerdings zu streichen und unter die Conj. einzureihen sind, Strickers Block 340), und damit entfällt jede Änderung der genau besehen ja auch durch *y* bestätigten Wortfolge in *h*. — 5332 *daz dûhte in harte wunderlich und ein teil ouch sæleclich* (*v. darzû vnbillich m — u. iedoch harte frümeclich k A*); es scheint mir hier umso unnöthiger, die ganz unanstößige Überlieferung in *h* zu verlassen, als *k* und *m* selbst nicht einmal einig sind; dass *k* im folgenden Verse *und ouch ein michel* [*teyl k*] *wîsheit* (*grosse w. m*) mit seiner Interpolation anklingt, will ich gar nicht in Anschlag bringen. — 5429 *sô was diz mære ûz komen* (*A — alsuss k. h — also k. m — do was das uss k. k*), *daz man ez hâte vernomen über allez diz lant*: der Fehler in *h*, den auch *m* voraussetzt, liegt nur in der Zusammenschreibung der Worte *als ûz*; mit der Herstellung dieser richtigen Lesung ist auch die gesammte Überlieferung erklärt. — 6111 *sô wil ich vâhen niuwe site und durch iuch verkiesen* (*und wil ez uff úch v. y — u. wil ez d. i. v. A*); *y* empfiehlt sich schon durch die offenbare, und zwar unglückliche Änderung *ûf* für *durch* an dieser Stelle schlecht; die Entbehrlichkeit der Wiederholung von *wil* liegt am Tage, und *verkiesen* steht absolut wie Tristan 10670 (268, 32) f. *ungerne sô verkiuse ich : iedoch verkiuse ich disen zorn*, wo man doch nicht das Object aus dem folgenden Satz wird heraufbeziehen wollen. — 6602 *dâ sie diu sunne an wolde gân* (*w. anegân y A*); möglich sind beide Wortstellungen; die von *h* ist wohl minder häufig, aber gerade deshalb unverdächtig. — 6974 *Dô was Vröude ûz* (fehlt

h) *geslagen*; ob hier *ûz* mit Recht aus *y* aufgenommen ist, darf man bezweifeln: vgl. 6885 f. *Dô wart si* (*Vröude*) *unschône geslagen.* — 7145 *Ir sît sorgen* (*vorhten yA*) *alle frî.* — 7482 Der im unsichtbaren Netze gefangene Riesenvater *füss spranget* (*was springen k* — *fûr springen m* = *fuor springende A*) *als ein fisch*; bei solcher Uneinigkeit der Handschriften scheint es mir um so bedenklicher, der sonst unzuverlässigsten Quelle (*m*) zu folgen, als deren glatt verständlicher Text die Gesammtüberlieferung der Stelle am allerwenigsten erklärt; zum mindesten wäre das mhd. seltene *sprangen* (ahd. *sprangôn*, Lexer II 1111. III 245. Graff VI 399) schwerlich vom Schreiber anstatt des geläufigen *springen* eingeschmuggelt worden, und in diesem Worte ist *y* der Änderung viel verdächtiger als *h*; in dem vorausgehenden aber stellt sich *k* (*was*) näher zu *h* (*füss*) als *m* (*fuor*) und würde (vielleicht geschrieben *vvs* oder *vvz*) die beiden anderen Lesarten entschieden besser erklären: muss man also zu *y* greifen, so wäre *was sprangent* (oder *sprangen*) aus diesem Grunde vorzuziehen gewesen. Aber muss in *h* (*er fuozspranget*) ein Fehler vorliegen? Das Compositum *fuozsprangen* belegen unsere mhd. Wörterbücher allerdings nicht, und das ist bei der Seltenheit des einfachen Verbs nicht auffallend, es ist aber seiner Bildung nach so unanfechtbar wie *muotsprangon* (Notker Ps. 76, 11) oder *fuoztreten* (Lexer III 583). Auch nach Sinn und Zusammenhang wird man weder aus dem Vergleiche im Verse selbst (*als ein fisch*) noch aus dem Vorausgehenden (7475 ff. *daz er vor dem gebende weder fuoz noch hende niht mêre regete*) einen stichhältigen Einwand erheben können: allmähliche Vernachlässigung des ersten Compositionsgliedes, d. h. Erweiterung des Umfanges durch Inhaltsverlust, ist in der Bedeutungsentwicklung bekanntlich auch in anderen Sprachen nichts Unerhörtes. — 7551 *Nu vernemet waz sie tâten, dô sie den alten hâten in dem netze dâvor gesehen*; *dâvor* fehlt *h* und überlädt eher den Vers, als dass es für den Sinn von Belang wäre; man wird sich bei *h* beruhigen können. — 7925 *Des wære ich græzlîche frô und hilfe es* (*hulf(e) es yA*) *gerne sêre daz ir iuwer êre . . . bestætet*; *hilfe* kann richtig und *hulf* eine durch *wære* veranlasste Änderung sein; nichts zwingt, *h* zu verlassen.

2. *h* ist durch einen der beiden Vertreter von *y* gestützt. 535 *daz wirs getaneste* (*wirst getône k*) *wîp hk* — *d. aller engestaltest w. m* — *d. aller wirst getâne w. A*: *m* hat offenbar willkürlich geändert; Mischung der beiden abweichenden Überlieferungen ist daher unzulässig und das Echte nur aus *hk* zu gewinnen; diese führten nach Haupts Anmerkung zum Erec² 2479 auf *daz wirs getâne wîp*, also einen stumpf ausgehenden Vers von drei Hebungen; aber die dort erwähnten Lesarten der Wiener Hs. des Lanzelet 7933 *und kuste den wirs getânesten munt* und einiger Hss. des Gottfried'schen Tristan 17184 *der baz gemalitste* (und *gemaliste*) *wase* und die jetzt hinzukommende der Lanzelet-Stelle

ganz gleiche in *h* mahnen doch zu vorsichtiger Erwägung, ob die Doppelsteigerung *daz wirs getâneste w.* nicht vielleicht gar selbst das Richtige sein könne, und zu weiterer darauf gerichteter Aufmerksamkeit, die vielleicht noch mehr Belege beibringen wird. Auch heute ist ein 'größtmöglichst' u. ä. zwar nicht eben zu billigen, aber doch nicht ganz unerhört. Belege der mhd. seltenen Participialcomparation, die J. Grimm Gr. III 584 noch vermisste, gibt W. Grimm zu Athis C* 90 (Kl. Schr. III 293, wiederholt von Weinhold Mhd. Gr.[2] §. 312 (= 294[1]). — 610 *sie heizent den walt vellen und machen vil stæte* (*hk* — *starker m* — *stæter A*) *swellen* genügt dem Sinne vollkommen und bedarf keiner Besserung, am wenigsten durch Mischung der Überlieferungen. — 861 *zwâre wære er iezuo* (*yetz h* — *ictz k* — *nû mA*) *erslagen.* — 985 *und* (l. *unde*?) *noch* (*Noch dannen waren k*) *der* (*hk* — *ander sust m, ander A*) *genuoc, die ir muot nâch êren truoc.* — 1698 Nach einer allgemeinen Betrachtung (1691 ff. *Nu enwart nie wille sô guot, den man âne state tuot, diu state enhelfe verre baz, ist der wille niht ze laz*) wird weiter von dem *getwerc* Juran und Daniel erzählt: *si liefen vaste für sich* (nach dem beiseite gelegten Schwerte Jurans). *ir beider wille was gelich : dâ was einhalp* (*yA* — *enhalb h,* vielleicht richtig: auf Daniels Seite vermöge seiner längeren Beine 1703) *diu state, des was der ander* (*h* — *der andren k*) *ein schate,* (*das was dem andern grosser schade m* — *des w. dem andern ein schate. A*) *der âne helfe dâ ranc.* (, *A*) *swaz er sich selbe getwanc, er enmohte niht wider zwein* usw. Wie der Herausgeber seinen im Grunde doch wieder auf Mischung der Überlieferungen hinauslaufenden Text bei seiner Interpunction verstand, ist mir unklar: die Anmerkung erklärt und rechtfertigt ihn nicht. Es bedarf aber überhaupt keiner 'Herstellung'; *h* (*k*) gibt ohnehin guten Sinn, nur muss man so interpungieren, wie ich es bereits gethan: 'weil auf Daniels Seite *diu state* war, darum war der andere (Juran), der allein (*âne helfe* 1699), einer gegen zwei (1701) und daher trotz aller Anstrengung ohnmächtig (1700 f.), rang, nur ein Schatten'. — 2692 *doch* (*hm* — *iedoch A*) *gelac* (*h* — *gedacht m*) *er dâ* (*da laugte er do k*): da der Herausgeber nun doch dreimal gehobene stumpfe Verse anerkennt, durfte auch dieser stehen bleiben. — 3724 *in kan nieman gevellen, ez tæte* (oder *entæte* — *tette h* — *tette denn m* — *tüge dann k* — *entuo A*) *der sînen gesellen ... sluoc.* — 3822 Der Riese *schrei unde luote* (vgl. Anm.), *daz* (*h* — *vnd m* — *daz ez kA*) *in sô starke muote, daz erz im niht vertruoc*: das in *hm* fehlende *ez* ist in *kA* unnöthig eingeschoben; *daz* ist Relativum. — 4442 der Sieche, der jede Woche ein Blutbad nimmt, *hât daz getriben, unz hie niht* (*hk* — *niht manen m* — *n. manne A*) *ist beliben wan die er noch hiute tœten wil*: dass er nur Männer tödtet, nicht auch Weiber, ist 4359 ff., 4418 f. deutlich genug gesagt, um hier

jedes Missverständnis auszuschließen; ich halte daher *manen* (*mánne*) für einen entbehrlichen, von *m* zur Erklärung eingeschobenen Zusatz. — 5273 Auch die zweite Schar König Maturs hat sich Artus ergeben. *Nû schuofen sie den nahtrât* (*n. r.* getrennt *hk* — *der naht rât A* — *die nach r. m*) *als ir ê* (3862 ff.) *vernomen hât*: *nahtrât* ist zwar in unseren Wörterbüchern unbelegt, aber ein ebenso gutes Compositum wie *nahtreste*, *nahtselde* u. a., eine Änderung daher nicht nöthig: sie trafen, wie sie es auf Daniels Rath auch nach dem ersten Kampfe gethan hatten (dort heißt es 3896 sie *schuofen ir gemach*), Vorsorge für die Nacht, um auszuruhen. — 5796 Nachdem durch Daniels List der Kampf beendet ist, nehmen die von Clûse ihr Land von Artus zu Lehen und schwören ihm, *daz sie ... des niht wolden begân, des er* (*hk*, fehlt *m* — *ir A*) *deweder* (*ietweder m*, so ist wohl in den Lesarten zu bessern und *k* ein Druckfehler, *da k*) *mohte hân schaden oder schande*; die Änderung *ir*, veranlasst offenbar durch *m* (oder, wenn meine Vermuthung über die Lesarten irrig sein sollte, *k*, eine der beiden Hss. stimmt jedenfalls mit *h*) ist unnöthig und verschiebt den Sinn der Stelle: sie schwören Artus, nichts zu thun, was ihm entweder Schaden oder Schande bereiten könnte; vgl. mhd. Wb. III 547ª. — 6290 *daz* (*hk* — *des m A*) *solt ir mir noch selbe jehen*; den hier von *hk* bezeugten Accusativ bei *jehen*, für den Bartsch zu Karl 8 kein entscheidendes Beispiel beibringt, wird man vielleicht doch anerkennen müssen: V. 114 (den Bartsch anführt) haben *km daz er daz niemer* (*nyeman m*) *verjach*, *h* dagegen *des*: 7044 steht *h* allein (*k* fehlt, *m* hat ganz anderen Text), noch dazu mit einem Schreibfehler: *hœret, waz er dô verjach* (*versprach : sprach h*); aber 1995 haben alle drei Hss. den Acc. *als Daniel daz gejach* (*verjach km*); an den beiden letzten Stellen lässt ihn auch der Herausgeber stehen.

3. Alle drei Hss. stimmen überein: 647 *er hât in gelihen lêhen daz ir dienst sî bewant* (*sî baz bewant A*); es ist keinerlei Ergänzung nöthig: vgl. Berthold von Regensburg I 3, 17 *und daz ist auch diu wîsheit, dâ die heiligen ir kunst habent an geleit, wie ein ieglich kristenmensche daz guote sol tuon und daz übel lâzen, daz diu arbeit bewant sî* (wohl angewendet, von Erfolg sei, im Gegensatze zu 14 f.: *dû maht daz guote alsô getuon und daz übel lâzen. daz diu niemer rât wirt*; vgl. 18 ff.) und das Gegentheil *unbewant* Lexer II 1770. — 1211 *mîn* (*h* leicht richtig — *mîner kA* — *Vwer m*) *sünde sol dester minner* (*minder hkm* — *min A*) *wesen*: was soll mit der Änderung gewonnen sein? — 1531 *kund ich mîner schulde* (*mit m. sch. A*) *komen an ir hulde*; müsste nothwendig ergänzt werden, würde ich eher *nâch* schreiben, wie Iw. 183 u. ö.; aber auch dort hat *D* den Genetiv, und wenn er in Wendungen wie *ze arbeit, ze bîhte, ze râte, ze ende komen* gebräuchlich ist (mhd. Wb. I 902ª, 45 ff.), warum sollte er nicht auch bei *ze, an hulde*(*n*) *k.* möglich sein? —

2587 *soln sie her ûz eht rîten, sô* (*sie A*) *müezen ouch mich besehen lân, wiez in dem berge sî getân.* Das Pronomen kann hier fehlen: J. Grimm Gr. IV 208. — 6681 f. *die* (*hôchgezît*) *geschuof er* (Daniel) *alsô die tuont ... die ein dinc überal ze tugenden wellent kêren nâch sô ganzen êren, daz in* (*m A — im hk*) *diu sælde ungewert* (*hy — ungegert A*) *bescheidenlicher* (*h A — lich*(*e*) *k m*) *hulde gert* (*h — swert y — wert A*) *mit aller ir gesellleschaft: sô varent sie hin mit lobes kraft.* Der Herausgeber bemerkt dazu: 'Auch bei dieser Änderung bleiben noch bedenklich: die Construction, die La. *im* in *hk* und die Bedeutung von *bescheidenlich*.' Die Construction gewiss: es müsste doch *sie* heißen; denn das Pronomen bezieht sich ja auf *die, die ein dinc ze tugenden wellent kêren,* nicht auf Daniel. Auf diesen bezogen es allerdings irrig *hk,* daher trotz der verschiedenen Verba (*gert — swert*) 6682 ihre zufällige Übereinstimmung in dem Fehler *im,* der damit erledigt ist; auch *bescheidenlîche,* d. h. die so ehrenhaftem Streben 'gebürende', *hulde* scheint mir passend und unbedenklich. Was aber die Reimworte betrifft, so wird zunächst an dem einstimmig überlieferten *ungewert* nichts zu ändern sein: es ist so viel als *unerwert* (mhd. Wb. III 515[b], 11. Lexer II 1826) oder *âne wer* (mhd. Wb. III 510[a], 32 ff. Lexer III 768); die folgende Reimzeile wird wohl in *y* richtig überliefert sein: *bescheidenlîche hulde swert*: mhd. Wb. II 2, 770[a] 19. 26. 32. Lexer II 1364 geben Beispiele, dass *sælde, gelücke, unsælde, unheil* 'schwören', allerdings kein ganz gleiches, aber doch hinreichend, um die Überlieferung in *y* zu stützen. Die Interpunction (:) ist vielleicht von 6683, wornach sie der Herausgeber setzte, besser heraufzurücken hinter 6682. — 8188 *und aller hande zabelspil* (*vederspil A*); auch hier ist mir trotz des darauf folgenden *valken und sparwære* (voraus geht 8183 ff. *schefte brechen und ritterlîche stechen; diu ros mit sprüngen liefen, die garzûne riefen, der was dâ harte vil*) doch die Änderung der einstimmigen Überlieferung bedenklich. Dass in dieser Schilderung höfischer Festunterhaltung 'eine geordnete Reihenfolge' mindestens 'nicht durchgeführt' ist, dass namentlich alles, was auf die musikalischen Genüsse (8110—8167) folgt, 'sehr durcheinander geht', gesteht der Herausgeber zu 8110—8228 (S. 201 f.) selbst zu: wozu dann aber die Beseitigung des in die 'höfische Festunterhaltung' sonst doch trefflich passenden *zabelspils*? Auch an *aller hande* wird man doch selbstverständlich keinen Anstoß nehmen wollen; es gab ja wirklich verschiedene Arten des Spieles; vgl. auch Konrads Troj. Kr. 5975. Viel berechtigter schiene es mir, in der vorausgehenden Zeile *der,* dessen Beziehung auf *garzûne* oder höchstens noch auf *ros,* statt wie zu erwarten auf die Art der Unterhaltung (*schefte brechen und ritterlîche stechen*) selbst, immer einen gezwungenen Zusammenhang ergibt, in *des* zu ändern.

Der eben beigebrachte Verbesserungsvorschlag ist aber nicht der einzige, den ich zu machen habe. Denn weit entfernt, mit meiner Vertheidigung der Überlieferung an einer Reihe von Stellen etwa einer kritiklosen Buchstabengläubigkeit, die sich mit Unrecht für conservative Kritik ausgeben möchte, das Wort reden zu wollen, erkenne ich nicht nur die nicht erfolglose Bemühung des Herausgebers um einen lesbaren Text ausdrücklich an, ich glaube sie sogar noch mehrfach weiter ausdehnen zu müssen. Öfter wird der Anstoß allerdings, wie schon in einer der besprochenen Stellen (1698 S. 242; vgl. zu 6681 f. S. 244), lediglich durch bessere Interpunction zu heben oder doch eine angemessenere Gliederung des Gedankens zu gewinnen sein. So möchte ich 205 lieber (?) als (.) setzen wie der Herausgeber selbst 210. — 657 ist (,) besser zu tilgen. — 1182 f. interpungiere ich *ir* (der Herzogin von dem Trüben Berge, deren Haupt Daniel *ûf sînen schôz* gelegt hat) *ungehabe was grôz*. (, *A*) *unz er ein wîle gesaz, dô wart ir ein wênic baz*. Es liegt hier derselbe Gebrauch von *unz* vor, den die Anmerkung zu 2452 bespricht und mit Beispielen aus Stricker belegt, aus deren Reihe freilich Dan. 4825 zu streichen ist (vgl. oben S. 240). Vollständigkeit ist dabei wahrscheinlich nicht angestrebt worden; aber der Gebrauch ist auch nicht überall erkannt, wo er vorliegt. Meines Erachtens ist er noch anzuerkennen 1727 (daher davor (.) und nach 1729 (,) zu setzen). 1799 (vorher (.) und nach 1800 (,): vgl. die ganz analogen Fälle 2615 ff. 4015 f. 5003 f., wo der Herausgeber selbst so interpungiert). 2154 (vorher (:), darnach (,): die Verbindung *unz daz* darf nicht irren, vgl. Iw. 1280). 6139 (vorher (.), darnach (,) zu setzen). 7683 (davor (.) und (,) nach 7686). Die in der Anmerkung zu 2452 versuchte Erklärung aus dem Satztypus: Hauptsatz + *unz*-Satz + Hauptsatz mit *dô* oder *nû* oder Demonstrativpronomen eng anschließend, scheint mir nicht zutreffend und durch die zur Erläuterung angeführten Beispiele nicht erwiesen. Ich kann nicht zugeben, dass 'bei ausdrucksvollem Vortrage vor dem *unz* eine Pause eintreten musste', woraus sich der engere Anschluss des *unz*-Satzes an den folgenden Hauptsatz erkläre. Wo die Pause vor *unz* nothwendig wird, da liegt eben überall die Bedeutung 'so lange als' oder 'als' bereits ausgesprochen vor; wo dagegen wie in den angeführten Beispielen *unz* 'so lange bis' ist, fällt die Pause hinter den *unz*-Satz; so auch besonders in den drei Edda-Belegen Vǫluspá Str. 9 (nicht 11), Vegtamskv. Str. 4 und Þrymskv. Str. 5 (4, 5) = 8 (9), von denen nur etwa der letzte noch für den erwähnten Satz-Typus angesprochen werden könnte. In einigen Fällen, wie Dan. 1964. 1975. 2134. 3955, kann man schwanken, aber nur weil wir die Stellen bloß auf dem todten Papier vor uns haben; in lebendigem Vortrage würde die Pause sofort auch die Bedeutung des *unz* zweifellos klar machen. Nun ist aber gerade für die in Rede stehende Bedeutung von *unz* die Stellung des Temporalsatzes

vom Ahd. her gleichgiltig: er mag wie in dem von Rosenhagen betonten Satztypus dem Hauptsatze vorangehen oder, was dieser ganz unberücksichtigt lässt, den Gedanken abschließend nachfolgen oder in den Hauptsatz eingeschoben sein, immer kann *unz* die Bedeutung 'so lange als, als, während' haben; ja die Nachstellung scheint in den älteren Quellen fast bevorzugt zu sein. Sie findet sich nicht bloß Tatian 132, 3. 139, 10 (auch 180, 3 gehört doch wohl hieher), wo die lateinische Satzstellung mit anzuschlagen ist, sondern auch, und zwar entschieden überwiegend, bei Otfried (vgl. Kelles Glossar S. 649ᵇ f., wo Z. 22 st. 27 zu leson ist 47; Erdmann, Untersuchungen üb. d. Syntax d. Sprache O s I 122), in Notkers Ps. 9, 8. 16, 11. 22, 6. 48, 19 (zwischen Causal- und Hauptsatz, aber vom ersten abhängig und ihn abschließend, parallel einem den Hauptsatz abschließenden Temporalsatze). Boet. I 5 (Piper I 14, 6; zwischen zwei Hauptsätzen, aber dem ersten näher anschließend); und so auch noch in der Übergangszeit und mhd.: Gen. Fundgr. II 19, 27. 21, 6. 78, 6. Diemer D. Ged. 377, 4. Iwein 7556. Freid. 95, 23. Barl. 147, 18. Eingeschoben in den übergeordneten Satz ist der *unz*-Satz Otfr. I 12, 21. V 10, 29. Notk. Ps. 38, 7. Iw. 1206. 8128. Barl. 187, 2. Einschiebung in ein Satzgefüge ist schon gelegentlich mitbelegt und fände sich noch öfter, z. B. Gen. Fundgr. II 22, 39. Iw. 1280. 7878; immer aber schließt er sich dann einem ihm unmittelbar übergeordneten Satz als Vorder- oder Nachsatz enger an. Von größerem Interesse scheint mir darunter nur Gen. Fundgr. II 54, 28 f., wo sich, wenn ich recht verstehe, beide Bedeutungen nebeneinander finden: (Die Brüder Josephs) *liezzen in in einem wazzergademe sitzen unze* (so lange als, während) *si inbizzen, unze* (bis) *si in ein wurten weder si in ersluogen oder si in erwurgten.* Die Milstäter Bearbeitung zieht freilich die beiden Nebensätze zusammen (Diemer 76, 8): *unz daz si enbizzen unde dar nach enein wurten* usw. (also: 'bis sie gegessen hatten und darnach einig geworden waren'). Aus der Satzstellung kann man nach dem vorgelegten Sprachgebrauche die Bedeutung 'so lange als, während' schwerlich ableiten. Ausgehen wird man vielmehr müssen von der Grundanschauung 'bis dahin' (räumlich und zeitlich), woraus sich für die Bedeutungsentwicklung der Temporalconjunction von selbst zwei Gebrauchsweisen ergeben: Begrenzung eines Vorganges (im übergeordneten Satze) durch den Eintritt eines andern (im Nebensatze): 'bis'; oder gleichzeitiger Verlauf eines Vorganges (im Nebensatze) neben dem Verlaufe oder Eintritt eines andern (im übergeordneten Satze): 'so lange als, während, als'. — 1279 (.) st. (,)? — 3644 (.) st. (,): der Vergleich mit dem Jäger und dem Hasen gehört doch enger mit 3649 f. zusammen als mit dem Vorausgehenden. — 3969 (?). Bei der Interpunction des Herausgebers (,) ist *iemer* nicht zu halten; auch 3971 möchte ich (;) oder noch lieber (:) setzen. — 4097 (,) st. (.) und 4099 (.) st.

(.)? Nur so etwa wird *durch daz* möglich (l. *wan daz*?) — 4364 fordert der Sinn (.) und nach 4365 (,): *sie sîn junc oder alt* müsste sonst von den neugeborenen Knäblein verstanden werden, die sogleich dem Tode verfallen (4363 f.), statt, wie es doch nothwendig ist, von den Männern des Landes im allgemeinen. — 5179 (.) und 5181 (!); 5180 ist *waz* (so haben natürlich die Hss., s. zu 1) mit Unrecht in *swaz* geändert. — 5897 (.) und 5898 (,). — 6559 (,), 6560 (.), 6561 (,). — 6640 (,) zu tilgen. — 7505 (:); 7506 f. ist die 7504 angekündigte *rede*. — 7716 (:). — 8218 setzt der Herausgeber seltsamerweise (:) und zu den folgenden Versen 8220—8227 Anführungszeichen, als wäre das Urtheil 'wer behauptet ein schöneres Fest gesehen zu haben, der lügt oder er muss im Himmel gewesen sein; denn seinesgleichen kommt nicht wieder' das Geheimnis, das bei dem Lärm der Posaunen *mohte ein man wol rûnen eim andern in daz ôre, ern wære dan ein tôre, daz ez nieman mê vernam* (8214—8219); das ist aber ganz unmöglich, und die unter Anführungszeichen gesetzten Verse sind selbstverständlich ein vom Dichter selbst ausgesprochenes, nicht einem andern in den Mund gelegtes Lob, das doch niemand zu *rûnen* brauchte, damit es kein dritter verstehe! Das würde im Gegentheil jeder laut verkündet haben. Das Missverständnis scheint durch *tôre* (8218) verschuldet zu sein, das hier nicht 'stultus', sondern 'surdus' bedeutet (vgl. Germania 37, 264. 439; das von Schmeller I² 619 beigebrachte *derisch, tœrisch* ist mir selbst noch aus meiner Heimat Oberösterreich geläufig und noch heute wohl im ganzen bair.-österr. Sprachgebiete und darüber hinaus lebendig): 'da hörte man solchen Lärm von den Posaunen, dass ein Mann wohl dem andern, wenn dieser nicht taub war (und jener also nicht zu schreien brauchte) ins Ohr flüstern konnte, ohne dass es ein dritter vernahm.' Es ist also nach 8219 (.) zu setzen und die Anführungszeichen zu tilgen. — Bloße Druckfehler sind die (,) nach 7664 und 8038.

Prag. H. Lambel.

(Schluss folgt.)

Stauffer A., Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhang der Culturentwicklung. München u. Leipzig, Oldenbourg 1896. LXX u. 595 SS. Preis 7 Mk.

In diesen zumeist umfänglichen Abhandlungen über Kimon, Polygnotos und Aischylos, die als die Vertreter des „Lebensalters des Sieges" vorgeführt werden, über Perikles, Pheidias, Sophokles und Herodot, die das „Lebensalter der Höhe" vertreten, über Alkibiades, Aristophanes, Euripides, Thukydides und Sokrates, in denen das „Lebensalter der Krise" zur Anschauung gebracht werden soll, rauscht der breite Strom einer wirklichen und darum erfreu-

lichen Begeisterung für die Größe Athens im Zeitalter nach den Perserkriegen. Seine Fülle stammt zweifellos aus einer ausgebreiteten Belesenheit in den Werken älterer und neuerer Forscher auf diesem Gebiete. Wieweit der Verf. die Werke der Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen Athens im Original studiert hat, lässt sich schwer feststellen. Den gelegentlich eingestreuten und meist correcten griechischen steht eine größere Zahl von nach Übersetzungen angeführten Citaten gegenüber; diese können ganz wohl mit Rücksicht auf das lesende Publicum bevorzugt sein und jene also den Beweis enthalten, dass der Verf. aus den Quellen selbst geschöpft hat, allein wiederholt begegnende Formen, wie Hermakopiden, Sikilien, Byzyges lassen doch auch die Möglichkeit offen, dass St. Übersetzungen den griechischen Originalen vorzuziehen Grund hatte. Ich glaube, dass die eingehendste wissenschaftliche Erkenntnis des Verf.s auf dem Gebiete der griechischen Kunstgeschichte gelegen ist und dass er auf diesem den Denkmälervorrath am vollständigsten übersieht. Daran macht mich auch die starke Abhängigkeit von Furtwänglers Anschauungen und Forschungsergebnissen in den verschiedenen kunstgeschichtlichen Abschnitten seines Buches nicht irre. Doch sei dem wie immer: die reichen Kenntnisse, die sich der Verf. in ernster Arbeit erworben hat, sucht er zu einem anschaulichen und lebendigen Gesammtbilde zu vereinigen; nicht die Forschung, sondern die Darstellung des durch wissenschaftliche Forschung Gewonnenen steht ihm in erster Linie. Aus der weiten Ausdehnung seiner geschichtlichen, literarischen und der Kunst gewidmeten Studien durfte er die Berechtigung ableiten an den Forschungsergebnissen anderer Kritik zu üben oder sie als zutreffend sich anzueignen. Allerdings ist dadurch der Wert seiner Leistung beschränkt, aber innerhalb dieser Beschränkung doch nicht gering. Je seltener die Detailforscher dazu gelangen, zusammenfassende und von den Schlacken der Untersuchung gereinigte Werke zu schreiben, desto erwünschter ist es im Interesse der Verbreitung jener Liebe zum Alterthum, die den Verf. beseelt, dass von Zeit zu Zeit Bücher wie das seine eines ist, geschrieben werden.

Ich nehme ferner an, dass das Buch aus Vorträgen erwachsen ist, die St. an der Kriegsakademie in München gehalten hat. Die Worte dieses begeisterten Freundes der Griechen haben dort gewiss eine aufmerksame und dankbare Zuhörerschaft gefunden und an ihrem Theil dazu beigetragen die Wertschätzung des Hellenenthums in Kreisen lebendig zu erhalten, deren fachmäßige Bildung in der Gegenwart wurzelt. In der vorliegenden Buchausgabe gibt sich der Ursprung der einzelnen Aufsätze aus Vorträgen durch eine gewisse Breite des Ausdruckes und gelegentlich begegnende Wiederholungen zu erkennen. Auch möchte ich glauben, dass in dem sonst gut, theilweise sogar sehr gut geschriebenen Buche einige stilistisch bedenkliche Stellen der laxeren Ausdrucksweise des Redners

ihren Ursprung verdanken und von dem Schriftsteller übersehen worden sind. Dazu gehört die ziemlich häufige Anwendung des an sich unschönen, dem Zeitungsstil und den Parlamentsreden entlehnten Ausdruckes „voll und ganz". Oder S. 226 „die Abwesenheit einer genauen Chronologie erstreckt sich auch auf die Theile seines Werkes . . .", S. 222 „Die Kräfte des kleinen Griechenvolkes wogen höher" — nicht etwa Druckfehler für „wogten höher", sondern statt „wogen schwerer" u. dgl. m.

Der Standpunkt, den St. in der Beurtheilung der Glanzzeit Athens einnimmt, steht dem von E. Curtius am nächsten. Die Charakteristik der leitenden politischen Persönlichkeiten verbindet sich mit der Kunst- und Literaturgeschichte zu einem Ganzen, in dem kunstgeschichtliche Gesichtspunkte und die ästhetische Wertschätzung alles Hellenischen die Oberhand behalten. Dabei kommt der Staat und das politische wie das wirtschaftliche Leben, die rauhe Wirklichkeit des Tages gegenüber dem Phantasiebilde schönheitstrunkener Hellenen, die philosophierend unter herrlichen Werken der Bau- und Bildkunst einherwandeln oder zu ihrer geistigen Vervollkommnung das Theater besuchen, zu kurz. Für diesen Standpunkt ist es bezeichnend, dass S. 107 von Perikles gesagt wird, er habe den Staat wie ein Künstler angesehen und der Stil, der sein persönliches Wesen adelte, habe auch sein staatsmännisches Wirken ausgezeichnet, und dass es umgekehrt auf S. 155 heißt: Das Athen des Perikles verwirklichte in den Kunstschöpfungen die Ideale des Staatsmannes und des ganzen Zeitalters, ja des Griechenthums überhaupt . . . . sie feierten das Ideal eines Bürgerthums, das Perikles in seiner Seele trug, das aber nach seinem Tode unwiederbringlich dem Gemeinwesen entschwand. Wie zu solchen kühnen Behauptungen hält sich der Verf. auch berechtigt, von dem intimen Verkehr im Kreise des Polygnotos, des Pheidias, Perikles u. A. ein ganz detailliertes Bild zu entwerfen, eine Gemeinsamkeit der Ideale und Lebensanschauungen, der praktischen Bestrebungen anzunehmen. Kurz das Athen des 5. Jahrhunderts erscheint ihm als die edle Gemeinschaft großer und guter Menschen; weist er doch wiederholt darauf hin, dass selbst des Alkibiades Lebensabend von geläuterten Anschauungen erfüllt gewesen sei, und auf S. 320 steht geradezu: „Liebte es demgemäß der Athener, in der Schönheit gleichsam trunken.. zu schwelgen". Dass diese Zeiten des Kimon, Perikles und Alkibiades erfüllt waren von den lebhaftesten und erbittertsten politischen Kämpfen, an denen alle Antheil gehabt haben, wird man kaum gewahr; Perikles hat keineswegs durch den künstlerischen Stil seiner Persönlichkeit und durch das Gewicht geläuterter Anschauungen, von denen er selbst und sein Kreis erfüllt waren, so lange die Geschicke Athens bestimmt, wie dies nach St.s Auffassung scheint, sondern weil er in dem politischen Kampfe der Parteien wie in der äußeren Politik die Oberhand behalten hat, wobei er als Realpolitiker sich durchaus

nicht auf seine Beredsamkeit allein verlassen hat, deren kunstgemäße Ausbildung der Verf. seltsamerweise auf den Einfluss der Aspasia zurückführt, von deren „Hausfrauenadel" doch wohl auch dann nicht die Rede sein darf, wenn man, wie der Verf. thut, die jüngst von Wilamowitz vorgetragene Ansicht, dass sie eine Hetäre gewesen sei, ablehnt.

Gerade weil die glanzvollen Leistungen Athens in der Kunst, Philosophie und Dichtung in diesem Buche so nachdrücklich hervorgehoben werden, vermisst man an dem Gesammtbilde umsomehr, dass die Leistungen in der inneren und äußeren Politik, der Ausbau der demokratischen Verfassung und des Seereiches nicht entsprechend gewürdigt werden. Darüber weiß man zum Überfluss mehr und zuverlässigeres als von den intimen persönlichen und geistigen Beziehungen der literarischen und künstlerischen Kreise, über deren „höhere Geselligkeit" wie über die „Frauenreform" der Verf. gelegentlich der Behandlung des Perikles, Euripides, Pheidias und Sokrates sich eingehend verbreitet.

Von Einzelheiten, in denen ich mit dem Verf. nicht übereinstimme, hebe ich nur einiges hervor. S. 125 heißt es, dass ein Fünftel der attischen Bürgerschaft für den Staatsdienst jährlich herangezogen worden sei. Ich halte diesen Ansatz für zu niedrig, die Berechnung, die wir jetzt auf Grund der aristotelischen Angaben über die Soldempfänger anstellen können, zeigen vielmehr, dass nahezu die Hälfte der Bürgerschaft jährlich im Staatsdienste Verwendung fand. Aus der Debatte der persischen Verschwornen im III. Buche Herodots folgert St., dass dem Schriftsteller das Athen des Perikles deshalb so preisenswert erscheinen mochte, weil sich hier die guten Seiten der Monarchie, Demokratie und Aristokratie vereinigten, und dass die ideale Auffassung von der Monarchie, der Darius Worte leiht, in dem von Perikles beherrschten Athen ihr Vorbild habe (S. 244). Ich glaube, dass damit einerseits Herodots Standpunkt in der Beurtheilung der Verfassung Athens dem des Polybios über die Mischung der verschiedenen Elemente in der römischen Staatsordnung zu ähnlich gefasst wird und dass andererseits durch die Urtheile des Herodot über die Tyrannis und durch das Lob, das er der demokratischen Isegorie spendet, der Gedanke ausgeschlossen wird, er habe für die Hellenen die Monarchie als eine wünschenswerte Staatsform betrachtet. Sokrates ist nicht bloß zweimal im Felde gestanden, wie S. 531 gesagt wird, sondern hat nachweislich in vier Jahren die Kriegszeit im Felde zugebracht. Die Anschauungen von Bernays über den Philomakedonismus der Akademie werden von St. acceptiert, ohne dass des, wie ich glaube, für alle überzeugenden Widerspruches, den Gomperz erhoben hat, auch nur gedacht würde (S. 490). Bei Thukydides unterscheidet der Verf. (S. 462) zwei Arten der Charakterisierung von Persönlichkeiten, die eine durch Reden, die nach ihm von der attischen Tragödie beeinflusst sind, die andere durch kurze Schilde-

rungen der Persönlichkeit. Er meint, dass Thukydides diese gelegentlich gewählt habe, weil er von der Unzulänglichkeit jener ein Gefühl hatte. Der Mangel der ersteren liege nämlich darin, dass man nicht erfahre, wie die handelnden Personen das geworden sind, was sie sind. Über diese die Charakteristik des Individuums bei Thukydides betreffenden Fragen hat seit dem Erscheinen von St.s Buch J. Bruns eingehend gehandelt und diese Erscheinungen aus dem Stile seines Geschichtswerkes erklärt, der die indirecte Charakterisierung vor der directen bevorzugt und in den Reden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die individuelle Charakterisierung der Sprechenden vermeidet.

In dem Bilde, das von Kimons Stellung in Athen entworfen wird, vermisse ich insbesondere den Hinweis darauf, dass seine Gastfreundschaft, Freigebigkeit und Haushaltung Züge der Tyrannis aufweist und keineswegs, wie St. meint, dadurch sein Reichthum schlechtweg in den Dienst des demokratischen Gemeinwesens gestellt werden sollte. Dass ferner eine Reform des Areopag, nach der anstatt der durchs Loos gewählten Archonten die durch Volkswahl erkorenen abgetretenen Strategen in diese Körperschaft hätten eintreten sollen, wie sie auf S. 11 zur Rettung Athens empfohlen wird, ernstlich den Schaden verhütet und das Wohl Athens begründet hätte, bezweifle ich, ganz abgesehen davon, ob die kühn vordringenden demokratischen Neuerer für eine solche Reform zu haben gewesen wären.

So ließen sich im einzelnen wie im allgemeinen meines Erachtens noch viele begründete Einwendungen erheben; insbesondere dagegen, dass St. in dem Streben die Thatsachen zu einem anschaulichen und lebendigen Ganzen zu vereinen, Beziehungen und Zusammenhänge hergestellt hat, wo solche nicht erweislich sind, dass dadurch viele Einzelheiten in ein geradezu falsches Licht gerückt sind; allein die Billigkeit fordert vielmehr, schließlich zu betonen, dass dieses Buch auch dem Forscher und nicht bloß dem Leserkreise, an den es sich zunächst wendet, Anregung gewährt, da ein kenntnisreicher und begabter Mann darin aus seinen Studien das Facit als Darsteller zieht.

Graz. Adolf Bauer.

Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer. Herausgegeben von Feodor Hoppe. Wien, Carl Gräser 1896.

Die vorliegende 1. Lieferung des auf 30 Tafeln berechneten Werkes bietet in gelungenen Lichtdrucken die Statue des Augustus im Vatican, die Homerbüste von Sanssouci, die Gruppe des Laokoon, das Orpheusrelief der Villa Albani, die Periklesbüste des Britischen Museums und den sog. Zeus Otricoli des Vaticans. Das

Gebotene empfiehlt sich gleicherweise durch Vortrefflichkeit der Ausstattung, wie durch Mäßigkeit der Bezugsbedingungen. Kein Zweifel, dass die Sammlung sich dem Zwecke der Belebung des humanistischen Unterrichtes höchst fördersam erweisen wird. In diesem Sinne ist das Erscheinen der weiteren Lieferungen, sowie der begleitenden Textworte mit einem Glückwunsche zu gewärtigen. Die Idee zu dieser Sammlung ist aus dem Ministerium für Cultus und Unterricht hervorgegangen, wo die Absicht bestand, nicht durch Reconstructionsbilder, sondern durch die treue Nachbildung mustergiltiger Antiken für die Bedürfnisse der Schule zu sorgen, und hat sich um die Ausführung dieser Idee sowohl die unter Leitung des Hrn. Regierungsrathes Dr. Eder stehende Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren, wie in mannigfachen Bemühungen der Herausgeber Hr. Prof. Hoppe thatsächlich verdient gemacht. Für Schule und Haus sei das Werk, von dem inzwischen fünf weitere Hefte erschienen sind, billigermaßen bestens empfohlen.

Wien. J. Zingerle.

Didaktik und Methodik des Geographieunterrichtes (mathematische und allgemeine Geographie). Von Dr. Sigmund Günther, Professor an der technischen Hochschule in München, und Dr. Alfred Kirchhoff, Professor an der Universität Halle. (Sonderabdruck aus Dr. A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen“.) München C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1895. Preis 3 Mk.

Prof. Günther, der bekannte Forscher auf dem Gebiete der mathematischen und physikalischen Geographie und auf jenem der Geschichte der inductiven Wissenschaften und der Mathematik, viele Jahre hindurch als Lehrer an der Mittelschule thätig, wurde als berufener Verfasser der „Didaktik und Methodik des Unterrichtes in der mathematischen Geographie“ erwählt. Ausgehend von der Darlegung des Wesens und des Begriffes der mathematischen Geographie betrachtet er die Didaktik dieses Wissenszweiges in früherer Zeit, stellt den Gegensatz der dogmatischen und genetischen Lehrmethode in klares Licht und spricht hiebei im Interesse des Schülers und Lehrers den Wunsch aus, dass der Lehrgang in dem erwähnten Gegenstande sich dem Processe des geschichtlichen Werdens anpassen möge. Für den Unterricht in der mathematischen Geographie hält der Verf. drei Stufen zweckentsprechend. Auf der ersten (für die Sexta) soll im Anschlusse an die Orientierung nach den Weltgegenden die Aufmerksamkeit der Schüler auf den gestirnten Himmel gelenkt werden; es sollen in dieser Stufe das Auf- und Untergehen der Sterne, sowie der dauernde Verbleib einiger unter ihnen über dem Horizonte, die schraubenförmige Bewegung der Sonne und die

Abhängigkeit der Jahreszeiten von der größten täglichen Höhe des Tagesgestirnes, endlich auch die Mondphasen in ihrer Abhängigkeit vom Sonnenstande ermittelt werden.

Auf der zweiten oder Mittelstufe (Obertertia) soll eine zusammenfassende Darstellung der mathematischen und physikalischen Geographie gegeben werden. Die Ergänzung des bisher Gelehrten und die Behandlung der einschlägigen Probleme mittelst der Mathematik soll der Oberstufe (Oberprima) vorbehalten bleiben. Ref. erklärt sich im völligen Einverständnisse mit diesem Vorschlage stehend und glaubt, dass diese Dreitheilung, welche auch am österreichischen Gymnasium jetzt platzgegriffen hat, didaktisch nur vom Vortheile sein wird.

Im Folgenden zeigt Prof. Günther, wie er sich die erste Orientierung an der Himmelskugel denkt, weiters wie man die Sonnenbewegung, dann den Mondlauf und die Bewegung der Planeten feststellen könne. Bezüglich des Studiums der letzteren wird auf die Schrift von Thurein (Elementare Darstellung der Planetenbahnen durch Construction und Rechnung) verwiesen. Zur Behandlung elementarer sphärischer Aufgaben hält es der Verf. mit Recht für erforderlich, dass der Schüler mit der Einrichtung des Himmelsglobus recht gründlich vertraut gemacht werde. Ganz treffliche Fragen, welche durch einfache Raisonnements gelöst werden können, finden wir in der bemerkenswerten Schrift von Rusch „Beobachtungen, Fragen und Aufgaben aus dem Gebiete der elementaren astronomischen Geographie". Aufgaben, bei deren Lösung man mit der ebenen Trigonometrie ausreicht, sollen dem Schüler gestellt werden. Überhaupt wird es dem Lehrer nicht schwer fallen, zur Festigung der vorgetragenen Lehren und Begriffe Aufgaben instructiver Art zusammenzustellen. Ganz besonders hebt auch der Verf. die Gnomonik oder die Lehre von den Sonnenuhren hervor, welche viele zweckentsprechende Beispiele liefert.

In den folgenden Erörterungen wird dargethan, welche Wege einzuschlagen sind, um dem Schüler einen richtigen Begriff von der Gestalt der Erde zu geben, wie ferner die Erdmessung und geographische Ortsbestimmung in den Unterricht darstellungsweise einbezogen werden kann. Bei der Erörterung der verschiedenen Weltsysteme soll der Lehrer sich an den Grundsatz halten, dass erst dann, wenn der Studierende geocentrisch zu denken gelernt hat, er auch heliocentrisch zu denken versteht. Es soll ferner der Lehrer bei der Behandlung des ptolemäischen und copernicanischen Weltsystems sich auf den Nachweis beschränken, dass bei der letzteren Auffassung sich alles klarer, einfacher und insbesondere durchsichtiger gestaltet, als bei der Annahme des ptolemäischen Weltsystems. In der kosmischen Physik, die einen wesentlich physikalischen Charakter hat, soll der Lehrer weise Beschränkung

üben. Der Verf. gibt im Folgenden genau die Partien an, welche in der Mittelschule in diesem Wissenszweige erläutert werden sollen. — In der Chronologie (insbesondere am Gymnasium) sollen auch die wichtigeren Kalenderformen des Alterthums, mit denen der Gymnasiast bei seiner Classikerlectüre bekannt geworden ist, durchgenommen werden. — Der Excurs auf die Kartenprojectionslehre kann gelegentlich des Unterrichtes in der Mathematik vorgenommen werden. In dieser Beziehung empfiehlt der Verf. in Übereinstimmung mit den Erfahrungen des Ref. für die Einführung in die Kartenprojectionslehre sehr geeignet den „Leitfaden der Netzentwurfslehre" von Zöppritz und die in der Göschen'schen Sammlung erschienene Kartenkunde von Gelcich-Sauter.

Was die Demonstrationsapparate zur mathematischen Geographie betrifft, so ist der Ref. in Übereinstimmung mit dem Verf., dass vor einem allzu eifrigen Gebrauche solcher Hilfsmittel gewarnt werden muss, dass der Lehrer nicht übersehen darf, „dass das lebendige Wort und die Zeichnung an der Tafel unter allen Umständen die kräftigsten Vehikel des Unterrichtes sind und bleiben, während das Manipulieren mit dem Apparate niemals ohne alle Misslichkeiten sich vollziehen kann". Unter den im Folgenden angegebenen Demonstrationsapparaten wird unter anderen das sehr geschickt ausgeführte Tellurium von H. Pick und der durch seine originelle Construction ausgezeichnete Globus von E. Naumann genannt, ferner auf den bekannten Projectionsglobus von Adami und dessen Einrichtung verwiesen. Mit Recht betont der kundige Verf. unter den „Literarischen Angaben", dass nach seiner Ansicht das Buch von A. J. Pick „Die elementaren Grundlagen der astronomischen Geographie systematisch dargestellt" das die genetische Methode am reinsten und folgerichtigsten zur Durchführung bringende Buch ist.

Die trefflichen Ausführungen Prof. Günthers zeigen den vorzüglichen Gelehrten nicht minder als den durchgebildeten Schulmann, der jederzeit sein Wissen und Können in den Dienst des Unterrichtes gestellt hat. Sie werden freudig aufgenommen werden.

Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, der den zweiten Theil verfasst hat, spricht zunächst über den Begriff, die Zweitheilung und die unterrichtliche Bedeutung der Geographie. Bernhard Varen, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte, theilte die Geographie in die „allgemeine Erdkunde" und in die „Länderkunde", und dieser Theilung pflichtet auch der Verf. bei. Inwieweit die Geographie mit anderen Wissensgebieten zusammenhängt, z. B. mit der Geologie, der Völkerkunde u. a., bespricht der Verf. in beredter Weise, und er fordert die Heranziehung dieser Wissensgebiete, damit die Geographie von ihrem auf manchen Schulen noch beibehaltenen unwissenschaftlichen und

darum wenig fruchtbaren Betrieb erlöst werde. Die Geographie hat nach dem Ausspruche des Verf.s gerade wegen der centralen Stellung dieser Wissenschaft zu allen über Realien handelnden Wissensfächern eine hohe Bedeutung als Unterrichtsfach; sie wird mit Recht — wie Herbart treffend sagt — als eine associierende Wissenschaft bezeichnet, und der Verf. fügt treffend hinzu, dass wenn die Geographie aus dem Stundenplane unserer Schulen gestoßen wird, sofort die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite des Unterrichtes und die sprachlich-geschichtliche der Verknüpfung miteinander entbehren. Auch Prof. Dr. Kirchhoff ist der Meinung des großen Kant, dass „nichts besser geeignet ist, den gesunden Menschenverstand zu wecken, als die Geographie“ und fordert die Lehrer auf, die Schüler zum richtigen „geographischen Denken“ anzuleiten. Wie großes Gewicht auf den Geographieunterricht in der Schweiz gelegt wird, beleuchtet der Verf. durch die Mittheilung der von den schweizerischen geographischen Gesellschaften im Jahre 1893 gefassten Beschlüsse. Begeisternd müssen die Worte Kirchhoffs wirken: „Die Erdkunde macht allein heimisch auf dem Erdenrund, sie allein führt ein in die Kenntnis der gegenwärtigen Machtstellung der Staaten, in die unparteiische Würdigung fremder Völker aller Erdtheile, sie allein lehrt das Vaterland verstehen.“

Als Propädeutik des Geographieunterrichtes betrachtet der Verf. die Heimatskunde; in dieser Beziehung hebt er das von Friedrich August Finger im Jahre 1844 herausgegebene Büchlein „Anweisung zum Unterrichten in der Heimatskunde, gegeben an dem Beispiele der Gegend von Weinheim an der Bergstraße“ hervor, weil in demselben zum erstenmale der Lehrgang der propädeutischen Heimatskunde ganz im einzelnen dargelegt wurde „und zwar mit ebenso viel ehrlicher Liebe zu diesem Gegenstande, wie mit treffender, zielbewusster Methodik“. Von neuesten Schriften dieser Art wird namentlich die von Jonas „Inductive Heimatkunde als Grundlage des geographischen Unterrichtes“ angeführt, eine Programmschrift des kgl. katholischen Gymnasiums zu Oppeln aus dem Jahre 1892. In Anlehnung an die nächste örtliche Umgebung können dann die erdkundlichen Grundbegriffe erläutert werden. Hierbei muss nach Kirchhoff von der Natur ausgegangen werden; die astronomischen, meteorologischen Verhältnisse, jene der Bodenbeschaffenheit, aber auch jene der Organismen, die in einer Gegend vorkommen, müssen herangezogen werden. Vom Naturgeschichtsunterrichte soll die Heimatskunde Nutzen ziehen und sie soll in ihrer weiteren Ausbildung und Vervollkommnung den Sinn auf das Erfassen der Gesetzmäßigkeit in der Verbreitung der Organismen lenken.

Dass der Mensch in der Heimatskunde in seinem Wirken, in seinem Handel und Wandel genau betrachtet werden muss, stellt Prof. Kirchhoff als Forderung auf und tritt hierin dem Ausspruche Platos entgegen: „Nicht das Land hat den Menschen, sondern der Mensch hat das Land“, da die geographischen und dadurch bedingten klimatischen Verhältnisse das Wirken des Menschen mächtig beeinflussen. Die eigentlichen staatlichen Verhältnisse kommen in der Heimatskunde nicht in Betracht.

Im weiteren verbreitet sich Prof. Kirchhoff über die Einführung in das Kartenverständnis. Als eine vorzügliche Anleitung, wie dem Schüler der Sinn einer Landkarte heimatskundlich erschlossen werden kann, bezeichnet der Verf. Max Ebelings „Einführung in das Kartenzeichnen“ (1892). Auch hier muss der inductive Unterricht platzgreifen. Der Schüler muss angeleitet werden, eine gründlich gezeichnete Karte nicht nur zu lesen, sondern auch studieren zu können, denn dann vermag er das wichtigste Werkzeug zum fruchtbaren Betrieb der gesammten Erdkunde zu handhaben. Aus diesem Grunde spricht der Verf. auch der Reliefkarte in beredter Weise das Wort.

Übergehend auf die Länderkunde, welche naturgemäß den Hauptgegenstand der Erdkunde in der Schule bilden muss, geht der Verf. zunächst auf die Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes ein. Die Länderkunde soll in mehreren Cursen betrieben werden: die im Elementarcurse, welcher den Zweck verfolgt, mittelst der Globen, der Planiglobenkarten, der Erdtheilkarten und zuletzt einer Karte Mitteleuropas Ortslagen, Gestalten, Namen der Dinge — das Grundgerüst der Topik — fest einzuprägen, gesammelten Kenntnisse sollen erweitert, durch freihändigen Kartenentwurf befestigt und — soweit es der Standpunkt des Wissens der Schüler erlaubt — durch Aufdecken des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge wissenschaftlich vertieft werden. Mit vollem Rechte betont der Verf., „dass der Schüler bei den von den unserigen so stark abweichenden Klimaverhältnissen der anderen Erdtheile etwas Genaueres von der gesetzmäßigen Vertheilung der Temperatur, der Winde und Niederschläge über die Erdoberfläche weiß, dass er ferner nicht ganz unbekannt ist mit den Erscheinungen der Gezeiten und Meeresströmungen, dass er auch sein heimatkundliches Wissen vom Bodenbau, von Flüssen, Gletschern, geologischen Formationen nun systematischer vervollständigt hat, um allen bezüglichen tellurischen Vorkommnissen der weiten Welt, auf die er nun geführt wird, leichtes Verständnis entgegenzubringen, dass er endlich die früher oberflächlich dem Aussehen nach kennen gelernten Menschenrassen classificierend nach den auffallendsten Körper- und auch Sprachmerkmalen zu unterscheiden vermag.“

Darauf legt der Verf. kein besonderes Gewicht, ob man in der Länderkunde von dem eigenen Vaterlande oder ob man von den fremden Erdtheilen ausgehen soll. Das dauerhafte Einprägen der

topischen Grundzüge soll durch Bilder, Vorzeigen von Landeserzeugnissen, wie ethnographischen Gegenständen unterstützt werden; ferner muss der Lehrer sich bemühen, durch packende Schilderungen das Interesse der Schüler für den Gegenstand zu erregen. Selbstverständlich muss auch in der Länderkunde die Geschichte in deren Dienst gestellt werden. Wie hoch der Verf. über die Bedeutung der Geologie im landkundlichen Unterrichte denkt, erhellt aus den Worten: „Deutschlands Boden ist unseren Schülern entweder unerklärt zu lassen oder geologisch zu deuten, und letzteres kann mit ganz elementaren Mitteln erzielt werden." Ehe auf die Bevölkerung eines Landes eingegangen wird, muss die Natur immer erst allein ins Auge gefasst werden; im Ritter'schen Geiste muss echte Länderkunde ein in sich geschlossener Aufbau von physischgeographischen und culturgeographischen Werkstücken sein, und es muss sowohl das Lehrbuch, als auch der unterrichtende Lehrer dafür Sorge tragen, dass thatsächlich Verbundenes nicht künstlich zerrissen wird.

Eingehend auf einige Seiten des Lehrverfahrens widmet der Verf. zunächst dem Kartenzeichnen der Schüler seine Aufmerksamkeit; dasselbe hat eine hohe Bedeutung, wenn es nur nicht ein rein mechanisches Abzeichnen der Karte bleibt, sondern immer sich den freihändigen Entwurf des Kartenbildes zum Ziele nimmt, wenn auch dieses Ziel nicht in seiner Vollkommenheit erreicht wird. Wie dieser wichtigen didaktischen Forderung entsprochen werden kann, zeigt der Verf. an einigen Beispielen; immer muss beim Kartenzeichnen, das der Lehrer dem Schüler vorzuführen hat, letzterer das Bild allmählich entstehen sehen, damit er durch die Mannigfaltigkeit des Inhaltes der Wandkarte nicht zerstreut werde.

Im weiteren Verlaufe seiner schätzenswerten Discussionen wendet sich der Verf. zu dem Anschauungsmittel des geographischen Unterrichtes, namentlich zu den Atlanten. Als wichtige Forderung für dieselben stellt er auf, dass in keinem unserer Schulatlanten für die Mittelclassen Karten über Volksverdichtung, eine Karte über die Volksvertheilung Europas, eine geologische Karte Mitteleuropas und eine solche der Territorialentwicklung Nord- und Süddeutschlands fehlen sollte. Weiters befürwortet der Verf. die Anschaffung von Reliefkarten, von Landschafts- und Völkerbildern und — wenn die Mittel es erlauben — von charakterischen Landeserzeugnissen und ethnographischen Gegenständen für die Schule. Eingehend verbreitet sich der Verf. auch über die literarischen Quellen für den Lehrer.

Betreffend die Aussprache geographischer Eigennamen fordert der Verf., dass man — wo möglich — dieselben etymologisch deute, dass man ferner sie so ausspreche, wie sie an Ort und Stelle selbst üblich lauten. In dieser Beziehung — meint der Verf. — kann nicht genug geschehen. Er empfiehlt als das fehlerfreieste Hilfsbuch zur geographischen Namenkunde für den

Unterrichtsgebrauch das im Jahre 1892 erschienene Buch von Ganzenmüller: „Erklärung geographischer Namen nebst Anleitung zur richtigen Aussprache."

Um auch an einem praktischen Beispiele zu zeigen, wie in dem Unterrichte über Länderkunde vorgegangen werden müsse, behandelt der Verf. die Landeskunde von Thüringen und den Harz als Lehrbeispiel; er wollte dadurch zuerst das Verfahren Anderer an diesem Beispiele zeigen, sodann sein eigenes kurz andeuten.

Im Schlussworte werden einige beherzigenswerte Forderungen gestellt: Die allgemeine Erdkunde, welche den Abschluss erdkundlichen Schulunterrichtes bildet, gehört in die obersten Classen. Es ist zu billigen, wenn dieser Cursus über allgemeine (mathematisch-physische) Erdkunde geradezu in den mathematisch-physikalischen Unterricht der Oberclassen einbezogen wird. Der Staat aber, der allgemeine physische Erdkunde in die Hand der mathematisch-physikalischen Lehrer oberer Classen legt, muss unbedingt von ihnen den Nachweis erdkundlicher Lehrbefähigung fordern. Am Schlusse des geographischen und historischen Unterrichtes soll sich die Anthropogeographie befinden, welche die Lehre von der Wechselwirkung zwischen Erde und Menschheit vorstellt. Der Verf. befürwortet die Vornahme dieser Lehre im geschichtlichen Unterrichte.

Die trefflichen Ausführungen des Verf.s, eines der hervorragendsten Geographen und Lehrers der Geographie unserer Zeit, werden nicht verfehlen, dem wirksamsten Interesse zu begegnen und unsere Lehrer vollends in jene Bahnen lenken, wie sie von Ritter eröffnet und seitdem von namhaften Forschern und Lehrern betreten wurden. Die Lehrer der Geographie müssen sich daran gewöhnen, dass nach dem heutigen Stande dieser Wissenschaft dieselbe eine naturwissenschaftliche Disciplin ist, die zu ihrem gründlichen Betriebe tüchtige und viele Vorkenntnisse fordert. Die Lehrer der Geographie mögen die begeisterten Schlussworte Kirchhoffs sich wohl vor Augen halten: „Je ernster unsere Schulen darnach streben, ihre Fühlung mit dem Gesammtleben der Nation, ohne die sie hinsiechen müssten, wirkungsvoller zu steigern, um so vertrauensvoller dürfen wir hoffen, dass sie eines der besten Mittel hiezu mehr und mehr würdigen lernen: einen fruchtreichen Unterricht in der Erdkunde."

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Eine Lateinstunde nach Gouin'scher Methode.

Im XI. und XII. Hefte des XXI. Jahrganges der Wiener Zeitschrift für das Realschulwesen habe ich einige Bemerkungen über die Gouin'sche Methode des Sprachunterrichtes veröffentlicht. Diese Methode habe ich nach vorangegangenem Studium der Schriften François Gouins,[1] nament-

---

[1]) François Pierre Ignace Gouin wurde am 30. Juli 1831 zu Orgères in der Normandie [Département de l'Orne nach Angabe von Mme. Gouin; es gibt auch ein Orgères im Département Eure et Loir. Ref.] geboren. Seine Studien machte er am Collège von Sées und an der Faculté von Caen, wo er auch seine Prüfungen im Jahre 1852 abgelegt hat. Dem Rathe seiner Professoren gemäß gieng er im Jahre 1855 nach Deutschland, wo er mehrere Jahre zuerst in Hamburg, dann in Berlin verweilte. Seine Bemühungen, des Deutschen mächtig zu werden, und seine vielfachen anfänglichen Misserfolge führten ihn zur Entdeckung seiner Methode. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in London wurde Gouin im Jahre 1860 zum Professor des Englischen am Lycée zu Caen ernannt. Am Ende des Jahres 1861 wurde er nach Rumänien von einem seiner Freunde berufen, um ihm behilflich zu sein, den Sprachunterricht in Jassy zu organisieren. Infolge einer freimüthigen Äußerung über gewisse Zustände sah er sich gezwungen, das Land 1864 zu verlassen. Er heiratete in Straßburg und gieng dann nach Genf, um dort ein Institut franco-alsacien zu gründen. Im Jahre 1880 veröffentlichte er die erste Ausgabe seines Buches über die Kunst, Sprachen zu lehren und zu lernen, zu dem er eigenhändig die Drucklettern gesetzt hatte. Darauf wurde er Director der von ihm gegründeten Ecole supérieure zu Elbœuf und seit 1883 Lehrer des Deutschen an der Ecole Arago zu Paris. Durch die Munificenz des Herrn Léon Tempié aus Montpellier und infolge der günstigen Berichte des Inspecteur général Jost über Gouins Erfolge wurde ein Probecursus der deutschen Sprache an der Ecole normale des Instituteurs de la Seine zu Auteuil mit Genehmigung des Unterrichtsministers Lockroy errichtet. Nach der 260. Lection fand eine öffentliche officielle Prüfung statt, deren überaus günstige Ergebnisse der Minister in einer am 9. Juni 1888 an Herrn Léon Tempié gerichteten Zuschrift in warmen Worten amtlich anerkennt. Im Jahre 1893 wurde von dem Conseil municipal der Stadt Paris die Gründung einer Ecole pratique d'enseignement des langues vivantes nach der Methode und unter der Direction des Herrn François Gouin beschlossen. Der Unterricht war

lich seines Hauptwerkes: L'art d'enseigner et d'étudier les langues, 2me édion, Paris, Fischbacher (524 SS.), durch einen Einweihungscurs, den ich in den Hauptferien des Jahres 1896 in Neuilly sur Seine durchgemacht hatte, und durch die darauf folgenden Hospitationen an der Londoner Central School of Foreign Tongues näher kennen gelernt. Bezüglich der allgemeinen Grundsätze dieser eigenartigen Sprachenlehrmethode verweise ich auf den vorerwähnten Aufsatz.

In der Londoner Gouinschule interessierte ich mich begreiflicherweise in erster Linie für den französischen Sprachunterricht, der dort zwei verschieden vorgeschrittenen Abtheilungen von englischen Schülern von M. Guillebert ertheilt wurde. Doch hatte ich dort auch Gelegenheit, lateinischen Sprachunterricht nach Gouin'scher Methode kennen zu lernen. Schüler waren der Ferien wegen keine da. Doch zwei Hospitanten, beide aus unserer Monarchie und beide neugierig, den Lateinunterricht nach diesem Vorgange kennen zu lernen, stellten die Schüler vor. Den Unterricht ertheilte Dr. Baltzer.

Gouin hielt seine Methode für alle Sprachen mit Erfolg anwendbar, ob sie dem Baue nach analytisch oder synthetisch sind.[1]) Ich ergriff deshalb sehr gerne die Gelegenheit, Gouins Lateinunterricht kennen zu lernen. Es war zunächst das leicht begreifliche Interesse, einen Unterricht, der in den Gymnasialerinnerungen jedes Sprachlehrers so viel Platz einnimmt, ganz neuartig behandelt zu sehen. Dann wollte ich auch erfahren, wie das synthetische Latein mit seinen vielen Declinationsformen praktisch verabreicht wird, um diesem Vorgange eventuell nützliche Winke für einen analogen Unterricht in den in österreichischen Ländern gebräuchlichen, ebenfalls mit vielen Formen ausgestatteten synthetischen Sprachen abzugewinnen.

Mit Vergnügen ergriff ich also die Gelegenheit, die mir der Lateinprofessor an der Central School, Herr Dr. Baltzer, ein Norddeutscher, bot, diesen für mich neuartigen Lateinunterricht durch eigene Mitbethätigung kennen zu lernen. Da ich selbst als Schüler figurierte und fungierte, so konnte ich nicht den Verlauf der Unterrichtsstunde genau stenographisch aufnehmen, wie ich es bei der Hospitation französischer,

---

seit 1894 in erfolgreichem Betriebe. Infolge gewisser Ränke wurde jedoch Gouin wegen seines inzwischen eingetretenen Lähmungszustandes von seiner Stelle als Director einfach enthoben. Diese Rücksichtslosigkeit brach seinen Lebensmuth und beschleunigte seinen Tod. François Gouin ist am 8. Juli 1896 im Alter von 65 Jahren gestorben.

[1]) Er hat nicht bloß viele römische und griechische Schriftsteller nach seiner Art in Serien gebracht, sondern auch selbst lateinische und griechische Serien zum Zwecke des Unterrichtes geschrieben. Vor mir liegt ein gedrucktes Heft von 56 Seiten, das für jeden classischen Philologen hochinteressant sein müsste: Horace, L'art poétique. Transcription et mise en Série. — Instruction sommaire sur le procédé à suivre pour exposer et élaborer un Thème littéraire. — Recueil du langage subjectif d'Horace pour une conversation en latin. — Métaphores. — Enclitiques. — Lettre A Monsieur Jules Ferry. François Gouin. Paris, Fischbacher 1880.

an englische Schüler ertheilter Lehrstunden thun konnte. Aber ich habe noch unter dem frischen Eindrucke der zwei durchlebten Lehrstunden den ganzen Vorgang in der abendlichen Stille meines Londoner Heims ruhig beschrieben und diese Darstellung verificieren lassen. Dr. Baltzer hatte mir auch einige Erfahrungen und Ideen über Lateinunterricht nach Gouins Methode mitgetheilt. Beides will ich in den folgenden Zeilen bringen, da vielleicht ein oder der andere altclassische Philologe dies nicht ohne Interesse lesen dürfte. Als Nichtfachmann enthalte ich mich, wie billig, aller persönlichen Stellungnahme; ich referiere nur im wesentlichen, ohne am unclassischen Latein zu ändern. Der geneigte Leser möge selbst urtheilen.

Exposition des Themas:

A. *Consul amico epistolam mittit.*
— Consul in museo suo epistolam *componit.*
In museo *lectus est*
et mensa e cedro *facta*
et *scrinium.*
Haec omnis *supellex est.*
— Consul per bibliothecam ad conclave librariorum *it*
et librarium libertinum *ad se vocat.*
Consul librario epistolam *dictat* i. e.
Librarius tabellas eburneas *profert,*
dente eburneo ceram *polit,*
in lecto *considit*
et epistolam graecis litteris *conscribit.*
— Si errat, stilum *vertit,*
verba *eradit,* ceram *polit,*
tum *pergit,*
denique epistolam *concludit.*

B. Relative Phrasen dazu: Tua sponte audias atque attendas! Quis est qui ultro verba repetere velit? Omnes tacent. Expectamus arbitrium tuum. Ne expectetis! Ultro dicendum est. — — Libere ac moderate iudicandum est. Quid censetis? Omnes tacent. Nemone dicere audet? Num haec est vestra audacia? Itaque audacissimus est, qui plurimum loquitur? Sic est in vita et in schola.

Dr. Baltzer gieng in der Weise vor, dass er jeden neu eintretenden Begriff, jedes Sprachbild möglichst anschaulich und individuell schilderte, so dass die Schüler sich eine lebhafte Vorstellung davon machen konnten. Er stellte z. B. den Consul vor als einen schon älteren Herrn mit einer beginnenden Glatze und ergrauendem Haar, der im Begriffe steht, seinem Freunde, einem flotten Gesellen, mit dem er manche Jahre der fröhlichen Jugend im Kriegsdienste verlebt hatte, und der jetzt in einer fernen Provinz Praetor oder sonst ein hoher Beamter ist, und mit dem er in lebhaftem Briefwechsel steht, wichtige und interessante Nachrichten aus der lebensvollen Roma zu senden. Man habe sich ihn nicht in der Toga, sondern in einem bequemen Hauskleide vorzustellen, an dem jedoch der für die Consulswürde charakteristische farbige Saum zu sehen wäre. Schrittweise beschrieb Dr. Baltzer die einzelnen Stücke der einfachen

Einrichtung des Studierzimmers, das sich an der von der lärmenden Straße abgelegenen Seite des Hauses befände, das Ruhebett nach römischer Sitte bequem eingerichtet, den Tisch mit einer dicken Platte von duftigem Cedernholze, die aus dem Querschnitte eines starken Baumes gewonnen ist, und den kunstvollen Fuß des Tisches. Das Scrinium mit den dort befindlichen Gegenständen, die Ausschmückung des Fußbodens, der Wände wird eingehend behandelt. Dann wird der Consul nachdenkend auf- und abwandelnd vorgeführt, wie er zu seinem Concepte immer etwas hinzufügt: ponit, und es so nach und nach fertig bringt: componit. Sobald der Consul über den Inhalt des Briefes mit sich im Klaren ist, schreitet er zur Thüre hinaus durch seine Bibliothek, deren Wände durch Darstellungen aus der Ilias geschmückt sind, zum Zimmer seiner Schreiber, wo sein Secretär arbeitet, und wo unter dessen Aufsicht mehrere Schreibsclaven beschäftigt sind theils mit dem Abschreiben neuer Erzeugnisse der Literatur, theils mit dem Zusammenkleben der einzelnen Papyrusstreifen, die zusammengerollt ein Buch bilden, oder aber mit dem Zusammenrollen der fertig geschriebenen Papyri oder mit dem Vergolden der Knöpfe an den Stäbchen, auf denen die Papyrusrollen aufgewunden werden. Im Verlaufe der Exposition des zweiten Schrittes beschreibt er die Wachstäfelchen und schildert den Secretär als bejahrten Mann, der sich durch Fleiß ein Peculium gesammelt und damit seine Freiheit erkauft hatte und nun als Libertinus einen Vertrauensposten beim Consul bekleidet. Beim Handhaben des Elfenbeinzahnes lässt er ihn wehmüthige Betrachtungen über die verschwenderische Natur anstellen, die den Elefanten mit so kräftigem Gebisse bedacht hat, während er Mühe hat, seine Nahrung mit den geringen Zahnresten zu kauen. Eine eingehende, höchst anschauliche und interessante Erklärung der antiken Schreibtechnik und des altrömischen Correspondenz- und Postwesens begleitete die weitere Exposition. Der Secretär schreibt mit griechischen Lettern, damit der Brief, wenn er in unberufene Hände gerathen sollte, nicht von jedermann gelesen werden könne.

Die Heranziehung der Thätigkeit der Schüler beim Wiederholen der einzelnen Schritte, ihre gegenseitige Beurtheilung der wiederholten Sätze und ihre Aneiferung gab Anlass zur sinngemäßen Anwendung der relativen Phrasen, deren Hauptmotive für diese Lection sub B verzeichnet sind.

Dr. Baltzer macht beim Unterrichte des Lateins drei Unterabtheilungen. Die Anfangslectionen bringen kleine Scenen des alltäglichen Lebens, die im antiken Leben sich von dem modernen nicht unterschieden. Sodann kommt eine Reihe von Elementarlectionen, wo der große Unterschied zwischen antikem und modernem Leben nach und nach vorgeführt wird. Der Unterricht auf beiden Stufen wird wesentlich in der Unterrichtsprache (englisch) ertheilt. Nach der 18. Lection (zu zwei Stunden) war Dr. B. schon imstande, die Stunde ganz lateinisch zu führen. Dann kann, meint er, auch der Versuch gemacht werden, statt einer Conversation die lateinische Serie zu verweben mit einem einfachen Gedichte, z. B. von Horatius. Dies geschieht in der Weise, dass die Elementar-

bestandtheile im Verlaufe einer einfachen Conversation dem Schüler vorgeführt werden, der erst zum Schlusse merkt, dass man ihm eigentlich ein Gedicht vorgelegt hat; und dann liest man es mit ihm. Um die Schüler zum Lesen eines Schriftstellers zu bringen, verwendet B. ein Übergangsstadium. Er wählt sorgfältig eine Stelle aus, wo eine kleine Scene des alltäglichen Lebens möglichst anschaulich beschrieben wird,[1] so dass sie sich zu einer oder mehreren Serienlectionen leicht verarbeiten lässt, die aus kleinen einfachen Sätzchen gebildet sind, die naturgemäß aufeinanderfolgen und in streng logischem Zusammenhange stehen. Die Form des Verbums ist vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, die 3. P. Sg. des Präsens. Der Rest der Stelle, der nicht in die Serien aufgenommen werden konnte, wird in die Conversation eingeflochten. Das Urtheil und Gefühl der Schüler wird geweckt. Der Schüler kennt ganz genau die reale Scene, er kennt beiläufig die lateinischen Ausdrücke, doch die Schwierigkeit der Construction bleibt noch. Diese wird behoben, bevor er selber das Buch aufschlägt, bevor man ihm eine Übersetzung gibt und ihn übersetzen lässt. 20—30 solcher Übergangslectionen dürften genügen, bevor die cursorische Lectüre von Caesars bellum Gallicum beginnt. Man gewöhnt den Schüler daran, lateinisch zu sprechen, nicht um des Lateinsprechens willen, sondern um es dem Schüler schneller zu ermöglichen, zur Lectüre von Schriftstellern überzugehen. Man kommt rascher zum Lesen von Autoren. Am Schlusse lasse man eine gute Übersetzung geben. Aber das angestrebte Ziel ist, dass der Schüler schließlich den Autor so lesen kann, als ob er in seiner eigenen Muttersprache läse, also imstande ist, ohne Übersetzung in seine Sprache den Autor auf sich wirken zu lassen. Dieses Ziel kann wesentlich rascher erreicht werden, wenn man mit einem vorwiegend mündlichen Unterrichte bei 13—14jährigen Knaben beginnt. „Bevor unsere Schüler, sagt B., die nach Gouins Methode unterrichtet werden, die gedruckten Wortformen sehen, sind ihnen mündlich die ganzen Scenen vorgeführt und das ganze Sprachmaterial durchs Gehör geläufig und bekannt geworden. Dann erst lesen sie. Es wird ihnen nicht wie bei dem alten Schulverfahren zugemuthet, sich durch eine ihnen unbekannte Welt von gedruckten Wortformen durchfechten zu sollen, ohne mit den Wörtern die adäquaten Bilder zu verbinden, wovon sie ja durch das viele Handhaben des Wörterbuches abgehalten werden. Nach der Vorbereitung durch Gouins Verfahren finden die Schüler an der Lectüre mehr Interesse.

Um den grammatischen Unterricht zu vereinfachen, muss man darüber einig sein, dass das Endziel des lateinischen Unterrichtes das Lesen der Schriftsteller ist. Alle Grammatik und jedes Übungsbuch kann nur Mittel für diesen Zweck sein. Wenn nun dieses Ziel mit einfacheren Mitteln zu erreichen ist, so wäre es falsch, auf dem alten Wege des Paukens von Paradigmen und Scalen von Endungen zu verharren. Man thut der Methode Gouin vielfach Unrecht, dass man ihr vorwirft,

---

[1]) z. B. die Brückenscene aus Caesar.

sie wolle die Grammatik verdrängen. Das will sie keineswegs, aber sie will, wenn irgend möglich, die grammatische Regel von der praktischen Kenntnis der Form ableiten und nicht umgekehrt verfahren.

Dr. Baltzer äußerte sich, die Gouinisten nähmen nicht für sich in Anspruch, ganz und gar nach neuen Principien zu lehren. Eine Scene in der Form einer Serie vorzutragen, sie mit einer Conversation in der fremden Sprache zu verweben, die ganze Scene sozusagen in einer dramatischen Darstellung vor den Augen der Schüler zu entwickeln, das sei jedoch zweifellos eine neue Methode. Es sei ein großer Fortschritt gewesen, als man zum erstenmal die Reimregeln in die Grammatik einführte, da sie die gedruckten Formen, z. B. der Präpositionen wenigstens in äußerliche, mechanische Ordnung bringen. Gouin und seine Jünger versuchen in diesen Dingen einen Schritt weiter zu gehen und aus der Ordnung und Combination der Worte eine Ordnung und Combination von Begebenheiten zu machen. Er zeigte mir eine kleine Skizze, in der die Bedeutung der lateinischen Präpositionen, die den Accusativ regieren, bildlich veranschaulicht wird. Die schematische Zeichnung, auf deren Wiedergabe ich hier verzichten muss, stellt ein Haus mit einer belebten breiten Straße vor. Zwei Wagen, von denen der vordere ein Postwagen ist, begegnen einander. Aus dem Postwagen fallen Briefe. Ein Reiter kommt aus entgegengesetzter Richtung dahergeritten. Diesseits des Weges steht ein Mädchen; ein Knabe ist im Begriffe, die Straße zu überschreiten. Ein Soldat, der neben dem Postwagen einhergeht, ein Mann, der dem Wagen folgt, und etliche Hunde, die da herumlaufen, vervollständigen das Bild. An passenden Stellen sind die aus folgenden Sätzen ersichtlichen Präpositionen in die Zeichnung eingetragen:

Equi *ante* currum currunt.
Currus *apud* (*ad*) portam domus est.
Canis *adversus* currum festinat.
Canes *circa* currum clamorem faciunt.
Soror *citra* currum stat.
Frater viam *trans*it.
Eques *contra* currum equitare videtur,
sed comis *erga* aurigam est.
Duae epistolae *extra* currum cadunt.
Cista *infra* currum est.
Inter equum et currum jugum est.
Intra currum litterae sunt.
Iuxta currum miles it.
Gladium habet *propter* hostes.
Homo fratri *ob*viam it.
Alius homo *post* currum it.
Currus currum *praeter*it.
Lora *per* ora equorum trahuntur.
Supra currum auriga sedet.
Ultra currum domum videmus.

Auf diese Weise tritt in dieser Zeichnung die Bedeutung aller erwähnten Präpositionen anschaulich hervor. Gouins Methode versucht, sich auch das eigen zu machen, was an den alten Methoden nützlich ist. Nachdem man den Schülern mittels der vorgeführten Scenen die wirkliche Bedeutung von Substantiven und Verben sowie Formen von Substantiven und Verben gezeigt, und nachdem man versucht hat, die Regeln von der praktischen Kenntnis der Sprache abzuleiten, halte man sich gegenwärtig, dass auch bei der vollkommensten Unterrichtsmethode das Gedächtnis eines Knaben ein trügerisches Ding ist und bleibt, und dass man hier besonders, wo es sich um eine todte Sprache handelt, ein gewisses Maß grammatischer Wiederholung nicht entbehren könne.

Die Serien werden für gewöhnlich in der 3. Person Singularis des Präsens gegeben, um die Scene den Schülern möglichst lebendig vorzuführen. Ohne Schwierigkeit könne man jedoch den Schülern schon in den ersten zwei bis drei Stunden ein Beispiel von jeder Form des Präsens geben, z. B.: Aperi*o* portam. Cur tace*s*? Puerulus surgi*t*. Pergi*mus* oder Perga*mus*. Quid cense*tis*? Servi domum orna*nt*. »Ihr seht«, wendet man sich dann an die Schüler, »der Lateiner sagt nicht: Ich öffne, sondern: öffne i c h aperi*o*, nicht: Er steht auf, sondern: steht auf e r surgi*t*, und das gilt für alle Verben gleich. Wenn i c h etwas thue, habt Ihr die Endung *o*, wenn du es thust, sagt der Lateiner aperi*s*. Ihr habt da also die Endung *s*. Ich stehe hier und öffne die Thür aperio. Komm' her, Franz, siehst du, nun heißt es aperi*s*, du öffnest. Und ihr anderen alle seht: Franz aperi*t*. aperi*o*, aperi*s*, aperi*t*, aperi*mus*, aperi*tis*, aperi*unt*. Nehmt irgendein anderes Verb aus unserer ersten Serie: voco, vocas, vocat, vocamus, vocatis, vocant.«

Wenn auch die 3. Person Sing. Präs. in den Elementarserien vorwiegt, da sie sich für die Darstellung einer objectiv vorgetragenen Scene am besten eignet, so ist B. bestrebt gewesen, sobald ein neues Verb vorkam, die vier Formen des a verbo dem Schüler zu geben, etwa in folgender Weise: »Der Consul fasst einen Brief ab, das heißt, er *ponit* Notizen auf seine kleine Wachstafel und, nachdem er *posuit* diese Notizen, schreibt er neue Bemerkungen, bis zuletzt das ganze Schreiben *compositum* ist. In dieser Weise pflegt er sehr sorgfältig seine Briefe *componere*. Er schreibt die Briefe nicht selber ab, dazu hat er ja seinen Secretär; was er thut, ist: *componit*, und da er es Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein gethan hat, *composuit*,[1]) hat er seine ganz bestimmte Gewohnheit zu *componere*. Dann dictiert er dem Secretär das, was auf seiner Wachstafel *compositum* ist.« Das könne man mit jedem Verb thun und diese Erklärungen oftmals sehr glücklich mit der Darstellung der Scene verweben. Kennt nun der Schüler die Endungen des Präsens und diese vier Formen, so sei es nicht schwer, von der so gewonnenen Kenntnis viele andere grammatische Kenntnisse und Regeln abzuleiten.

---

[1]) Mein Sprachgefühl würde für eine gewohnheitsmäßig wiederholte Handlung eher *componebat* verlangen; für *composuit* würde ich die Motivierung: da er es j e d e s m a l that, vorziehen. Ref.

Man müsse dabei, meint Dr. B., immer versuchen, die Bedeutung der Formen als eine wirkliche Beziehung zwischen Menschen und Dingen im wirklichen Leben zu zeigen. Ich will diese Darstellung, wenn sie auch nicht in allen Stücken recht nach meinem Geschmacke ist, im wesentlichen reproducieren.

Es klopft einer auf den Tisch, audi-o. Ich fühle eine Art Schwingen in meinem Ohr genau in demselben Augenblicke, wo ihr klopft. Wenn dies: | mein Trommelfell ist, und einer von euch stark auf den Tisch klopft, so schwingt dies mein Trommelfell stark, und ich vernehme klar alle die kleinen Schwingungen audi-o. (B. schreibt audi-o auf die Tafel und zeichnet das o als Schwingungsfeld des Trommelfellquerschnittes.)

Nun lasst das Klopfen, ich vernehme noch etwas in meinem Ohr, aber schwächer und unklarer, nur die Haupttöne und Hauptschwingungen sind in meinem Ohr erhalten: audi-vi. (B. schreibt audi-vi derart auf die Tafel, dass das vi aussieht, wie die rudimentäre Zeichnung der größten Schwingungsweite sammt der Ruhelage des Trommelfellquerschnittes.)

Hin und wieder denke ich daran, wie ich einst den Wellenschlag ans Ufer branden hörte, tum, tum, weit, weit von hier, ich weiß nicht mehr wo und wann audi*tum*, das heißt ich habe es einmal gehört, aber ich habe vergessen, wann und wo.

Alle diese Formen geben eine bestimmte Zeit an, dagegen audire bedeutet hören zu jeder Zeit und an jedem Platze.

Es empfiehlt sich, fuhr B. fort, beim Unterrichte nach dieser Methode vorläufig so vorzugehen, als ob ein Unterschied zwischen den Conjugationen nicht bestände. Dann mag man zeigen, appropin*qu*- bedeutet nähere, und wenn du es thust, wird es appropinqu-s. Da dies nicht leicht auszusprechen ist, schieben wir einen Vocal ein: appropinqu-a-s. Dieser Vocal verbindet Stamm und Endung, daher Bindevocal; tac-e-s, aud-i-s. Verschiedene Verba haben verschiedene Bindevocale, und wesentlich darnach theilt man die Verba in mehrere Gruppen, die verschiedenen Conjugationen. Man thue sehr gut daran, recht häufig an möglichst treffenden Beispielen den Unterschied der Verbformen gleichsam in der Praxis des Lebens zu zeigen: z. B. ich höre gerade die Glocke schlagen, audio. Wie spät ist es? Zwölf Uhr. Gerade in dem Augenblicke, wo der Zeiger auf 12 zeigt, höre ich „audio“. Heute morgens um 6 (VI) Uhr, als gerade der neue Tag begann und der alte endete, hörte ich die große Uhr des Kirchthurms, audi*vi*. Und dann stand ich auf und begann den neuen Tag, also audivi bedeutet: „ich habe (unmittelbar) vorher etwas gehört“. Und gestern hörte ich die Glocke läuten bam, bam, bam; will denn das gar nicht aufhören? audie*bam*. Ich hörte es bis zum Überdruss, ich hörte denselben Laut lange, lange Zeit.

So könne man gleichsam theoretisch den Unterschied der Formen zeigen. Zur Einübung diene erstens die lateinische Conversation und zweitens die häufige Wiederholung der Serien in verschiedenen Temporibus.

Die Unterschiede solcher Formen, wie amaremus, amemus, audiemus, audiamus, audiremus, seien an möglichst packenden Beispielen vorzu-

führen, z. B.: »Nehmt an, Ihr seid in einer Versammlung und man wählt einen Präsidenten. Die Wahl fällt auf einen würdigen Mann. Er er hebt sich, die meisten werden still, stoßen einander an und sagen: Audiamus. Aber einige mit der Wahl Unzufriedene verlassen murrend die Versammlung und sagen: Ja, wäre es noch der und der, dann audiremus. Ferner: Denkt Euch, ein Heer belagere eine Stadt. Ein leidenschaftlicher, junger Officier steht auf und sagt: Gebt mir nur für einen Tag das Obercommando und morgen delevero. Aber ein alter, erfahrener Officier antwortet lächelnd: Wenn Ihr mir das Obercommando für ein Jahr geben wollt, so ist es möglich, dass ich die Stadt genommen habe, es mag sein: deleverim.

Als Beispiel, wie die lateinischen Declinationen gelehrt werden, mag die erste Declination dienen. In den ersten Serien kommen folgende Sätzchen vor: Port*a* movetur. Pater cen*ae* domum ornavit. Appropinquo port*ae*. Aperio port*am*. Sententi*ae* latin*ae* sunt hae. Plute*um* scal*arum* prehendo. Dico vobis sententi*as* anglican*as*. In ar*is* deorum flores sunt. Wenn die Schüler die Formen schon praktisch, mit ihren Bedeutungen, kennen, leitet man die Endungen ab: a, ae, ae, am, a; ae, arum, is, as, is.

Auf dem Tische liegt ein Brief, das ist *epistolă* kurzweg, ohne alle Beziehung zum Ego. Der Brief ist mit Wachs versiegelt, auf dem eine Petschaft eingedrückt ist: signum oder sigillum *epistolae*. Mit einem Messer öffne ich den Brief: solvo epistol*am*. In dem Augenblicke, wo ich vom Briefe Besitz ergreife, tritt er in innige Beziehung zum *me* (englisch gesprochen), es ist nicht mehr epistolă schlechtweg, sondern (habeo, teneo oder solvo epistol*am*) es ist daraus epistol*am* geworden. Eine Fliege musca, vom Dufte des Siegelwachses angelockt, appropinquat epistol*ae*, aber nach der Berührung enttäuscht, it oder volat ab epistol*ā*.

Ein Briefträger schüttet aus dem Sacke epistol*as* heraus. Epistol*ae* fallen heraus. Die Inscriptiones epistol*arum* enthalten oft: Esq. (= Esquire). Ein Hund, neugierig, appropinquat epistol*is*. Die Katze, dadurch erschreckt, currit von den epistol*is*.

Das Hauptwerk Gouins enthält sehr viele andere Erwägungen über den Charakter der lateinischen Sprache und der lateinischen Grammatik. Ich begnüge mich hier darauf hinzuweisen.

Elbogen. Aug. Ritschel.

Unsere Schulausgaben des Homer gegenüber der Concentration im Unterrichte.

Sowie Homer den Ausgangspunkt aller Bildung im Alterthum abgegeben und befruchtend fast auf alle Zweige der Literatur gewirkt hat, so eignen sich seine ewig jugendfrischen Werke auch heute noch zur Grundlage der classischen Bildung für die Jugend. Hat doch auch die deutsche Literatur mächtig am Geiste Homers gesogen, und wird durch eine genaue Bekanntschaft mit demselben der Genuss und das

Verständnis unserer eigenen Classiker bedeutend erhöht. Mit Recht haben daher auch die österreichischen Lehrpläne Homer zum Mittelpunkte des classischen Unterrichtes am Obergymnasium bestimmt, zumal seine Werke gewissermaßen ein Bindemittel in der Lectüre der alten Autoren bedeuten. Zwar stehen nicht alle Schriftsteller, wie dies in der Natur der Sache begründet ist, in gleichmäßiger Beziehung zu Homer; bei den Historikern und Rednern werden wir nur wenig Anklängen an Homer begegnen, dagegen umsomehr bei den Dichtern beider Nationen, der Griechen und Römer, sowie bei dem poesiereichen Platon. Wir können keinen Dialog Platons zur Hand nehmen, ohne auf Reminiscenzen aus Homer zu stoßen, kein Sophokleisches Drama lesen, ohne vielfach an Homer erinnert zu werden, keine fruchtbringende Lectüre des Vergil oder Horaz uns denken, ohne immer wieder auf Homer zurückgreifen und verweisen zu müssen. Je umfassender demnach die Lectüre des Homer in der Schule betrieben und diese selbst wieder durch die Privatlectüre unterstützt wird, umso größer wird der Gewinn für das Verständnis der übrigen alt- und neuclassischen Literatur sein.

Wohl dürfte es manchem als überflüssig erscheinen, dass ich hier allbekannte Dinge vorbringe; wenn ich es doch gethan habe, so geschah dies aus dem Grunde, um die Forderung abzuleiten, welche sich aus dem Gesagten für die an unseren Schulen üblichen Homerausgaben ergibt. Ich schließe mich der Gepflogenheit an, welche aus mannigfachen triftigen Gründen von vielen gebilligt wird, dass den Schülern die Werke Homers in verkürzter Gestalt geboten werden; sollen jedoch diese den Mittelpunkt der classischen Lectüre bilden, so müssen auch die verkürzten Ausgaben derselben dem genannten Zwecke dienen und zumindest alle jene Stellen der in der Schule gelesenen Classiker berücksichtigen, welche theils dem Inhalt, theils dem Wortlaute nach in lebendiger Beziehung zu Homer stehen. Der Lehrer muss in diesen Fällen auf die in der Schule eingeführte Homerausgabe verweisen, der Schüler die bezogene Stelle darin aufsuchen und nachlesen können.

Eine Prüfung der gangbaren Schulausgaben des Homer[1]) lehrt jedoch, dass diese gewiss berechtigte Forderung nicht immer die gebürende Würdigung gefunden hat. Wenn ich daher im Folgenden auf einzelne fühlbare Mängel, die sich mir in dieser Richtung bei der Schullectüre selbst aufgedrängt haben und die demnach keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, hinweise, so geschieht dies nicht, um an diesen nach bestimmten Gesichtspunkten verfassten Ausgaben verspätete Kritik zu üben, sondern um hiedurch den Anstoß zu einer leicht durchführbaren Verbesserung derselben zu geben.

Wiederholt habe ich es, um auf Einzelnes einzugehen, bedauert, bei der Lectüre der Apologie 28 C mich nicht völlig auf die Ausgabe der Ilias von Christ beziehen zu können. Zwar finden wir die Worte der

[1]) Ich beziehe mich im Folgenden auf die Ausgaben der Ilias von Scheindler und Christ, auf die der Odyssee von Scheindler, Christ, Stolz und Wotke.

Thetis (Il. XVIII 96) „αὐτίκα γάρ τοι | φησι | μεθ' Ἕκτορα πότμος ἑτοῖμος“, sowie den Anfang der Antwort Achills „αὐτίκα τεθναίην“ in der genannten Ausgabe wieder, leider aber nicht die Originalstelle zu der weiteren hom. Reminiscenz „ἵνα μὴ ἐνθάδε μένω καταγέλαστος παρὰ νηυσὶ κορωνίσιν ἄχθος ἀρούρης“, da bei Christ die ganze Antwort des Achilles auf vier Verse zusammengeschnitten ist. Gerade die classischen Worte „ἐτώσιον ἄχθος ἀρούρης“, die wohl mancher auf der Schulbank zu hören bekam, und die zu einem ἔπος πτερόεν geworden sind, sollten in keiner Schulausgabe fehlen. — Bei Scheindler sind sie aufgenommen.

Für die zweite hom. Reminiscenz in der Apologie 34 D „οὐδ' ἐγὼ ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης πέφυκα“ können wir uns zwar auf sämmtliche Schulausgaben der Odyssee (XIX 163) beziehen, doch vermissen wir für die sprichwörtliche Verbindung ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης in der Christ'schen Ausgabe der Ilias jene Stelle, an welcher uns diese Verbindung zum erstenmal begegnet. Diese Stelle (Il. XXII 126) ist bei Scheindler geboten.

Die im Protagoras enthaltenen hom. Reminiscenzen oder direct aus Homer citierten Verse finden wir der Mehrzahl nach in den Schulausgaben des letzteren wieder; vermisst dagegen wird bei Christ der Fundort für die classische Aufforderung, mit welcher Sokrates den Prodikos zur Bekämpfung des Protagoras zuhilfe ruft: 340 A „Φίλε κασίγνητε, σθένος ἀνέρος ἀμφότεροί περ σχῶμεν“, herübergenommen aus Il. XXI 308.

Die Bezugnahme auf Homer, welche sich gleich im Anfang dieses Dialoges findet, insofern der jugendschöne Alkibiades mit Hermes verglichen wird, können wir zwar bei Christ durch Il. XXIV 348 stützen; doch ist derselbe, an sich schöne und viel citierte Vers: „πρῶτον ὑπηνήτῃ, τοῦ περ χαριεστάτη ἥβη“, der noch einmal bei Homer (Od. X 279) gelesen wird, unnöthigerweise in der Odyssee-Ausgabe von Christ ausgeschieden.

Die im Phaedon 94 D wörtlich aus Od. XX 17 ff. herübergenommenen Verse

„στῆθος δὲ πλήξας κραδίην ἠνίπαπε μύθῳ·
τέτλαθι δή, κραδίη· καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης“

sind in den Ausgaben von Stolz und Wotke enthalten, dagegen nicht bei Scheindler und Christ.

Wenn ich von den Sophokleischen Dramen die Antigone und König Ödipus heranziehe, so geschieht dies deshalb, weil ich gelegentlich der Schullectüre Veranlassung fand, mir in dieser Richtung einige Anmerkungen zu machen.[1]) So lesen wir in der Antigone v. 996 „ἐπὶ ξυροῦ τύχης“, nachgebildet der sprichwörtlichen Verbindung „ἐπὶ ξυροῦ ἀκμῆς“.

---

[1]) Für Soph. Aias ergeben sich einige schätzenswerte Winke aus dem Aufsatz von Jacoby „Über das Homerische im Sophokles, erläutert am Aias“, enthalten im 25. Bande der Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien; vgl. besonders S. 221.

von Hektor und Polydamas, in der wir diesen Versen begegnen, ist bei Christ ausgeschieden. Eben dies ist aber aus mehr als einem Grunde zu beklagen; denn einmal ist hiedurch der schöne und viel citierte Vers 243 „*εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης*“ in Wegfall gekommen, anderseits fehlt die erste nachweisbare Belegstelle für die uralte Sage vom Kampfe zwischen Adler und Schlange, die wir in dieser Episode lesen, und auf die sich nebst Soph. Ant. v. 117 ff. u. a. Horaz, Carm. IV 4, 11 ff. bezieht: „Nunc in reluctantis dracones Egit amor dapis atque pugnae.“

Ich gelange zu den römischen Dichtern; von diesen fällt für die vorliegende Untersuchung Ovid fast außer Betracht, da dieser zu einer Zeit gelesen wird, wo die Schüler erst in die Homerlectüre eingeführt werden. Anders liegen die Verhältnisse für Vergil. Beim Beginn der Lectüre dieses Dichters haben die Schüler schon ein gutes Stück Homerlectüre absolviert, und geht, was von noch größerer Bedeutung ist, die Lectüre beider Dichter durch eine gewisse Zeit nebeneinander einher. Dadurch kommen die Schüler in die Lage, unmittelbar zu beobachten, welch mächtigen Einfluss Homer auf den römischen Dichter in Inhalt und Form geübt hat. Infolge dessen erwächst auch für eine Schulausgabe des Homer die umso größere Forderung, den mannigfachen Beziehungen, in welchen Vergil zu Homer steht, gerecht zu werden. Scheinbar eine schwere Aufgabe, in Wirklichkeit jedoch, wie ich glaube, von begrenzter Natur. Denn einmal kann man billigerweise nicht verlangen, dass mehr verborgen liegende Reminiscenzen, wie etwa bloß sprachliche Anklänge durchaus berücksichtigt werden sollten, anderseits würde sich auch ein Lehrer, der selbst für Reminiscenzen untergeordneter Art jedesmal den Homer heranziehen wollte, sich geradezu an dem Genius Vergils versündigen, zumal er bei den Schülern durch ein solches Verfahren den Glauben erwecken könnte, als sei Vergil ein sclavischer Nachahmer Homers gewesen. Schließlich sind ja, wie leicht begreiflich, die wichtigsten Beziehungen inhaltlicher Natur der Hauptsache nach selbst in knapperen Homer-Ausgaben naturgemäß geboten.

Immerhin wäre hie und da, zumal in der Christ'schen Ausgabe des Homer, eine größere Vollständigkeit erwünscht. So hätte ich für die in der Schule gelesensten Bücher der Aeneïs folgende Wünsche zu verzeichnen.

In Aen. I 39—45 wird der Untergang des Aias, des Sohnes des Oileus, erzählt; wenngleich die hier gegebene Darstellung von der homerischen (Od. IV 499—511) abweicht, so müsste doch auf letztere verwiesen werden können. Desgleichen ist die Möglichkeit eines Hinweises auf Homer erforderlich zu v. 100 „ubi tot Simois correpta sub undis Scuta virum galeasque et fortia corpora volvit“, anlehnend an Il. XII 22, 23

> „*καὶ Σιμόεις, ὅθι πολλὰ βοάγρια καὶ τρυφάλειαι*
> *κάππεσον ἐν κονίῃσι καὶ ἡμιθέων γένος ἀνδρῶν*“.

Die genannten Stellen aus Homer fehlen bei Christ.

Die Verse 497—504, welche den schönen Vergleich Didos mit der die Jagdgenossinnen überragenden Diana enthalten, sind bekanntlich nach Od. VI 102—110 gedichtet. Diese vorbildlichen Verse der Odyssee sind zwar in den Ausgaben von Scheindler und Christ geboten, jedoch mit Ausscheidung des Verses 103

„*ἢ κατὰ Τηΰγετον περιμήκετον ἢ Ἐρύμανθον*“.

Gerade diesem Vers aber entspricht der einleitende Vers des parallelen Vergleiches bei Vergil „Qualis in Eurotae ripis aut per iuga Cynthi“, und ist daher dessen Weglassung misslich. Stolz und Wotke haben ihn mit Recht beibehalten.

Bei der Erklärung von Neptunia Troia (Aen. II 625) muss der Lehrer auf Homer verweisen, bei dem an zwei Stellen die Erbauung der Mauern Trojas erzählt wird. Beide Stellen jedoch — Il. VIII 452 ff. und XXI 446 ff. — fehlen bei Christ und Scheindler.

Mit Rücksicht auf das VI. Buch der Aeneïs hätte das XI. Buch der Odyssee eine vollständigere Darbietung verlangt. So erinnert deutlich Aen. VI 121 „si fratrem Pollux alterna morte redemit“ an Od. XI 300—304 „... *ἄλλοτε μὲν ζώουσ' ἑτερήμεροι, ἄλλοτε δ' αὖτε τεθνᾶσιν*..“ Bei Christ fehlen diese Verse. — Ein Gleiches gilt von dem Vers 260 „vaginaque eripe ferrum“, der sich an Od. XI 48 „*αὐτὸς δὲ ξίφος ὀξὺ ἐρυσσάμενος παρὰ μηροῦ*“ anlehnt; gerade diesen Vers hat jedoch Christ durch den v. 82 „*αὐτὰρ ἐγὼ μὲν ἄνευθεν ἐφ' αἵματι φάσγανον ἴσχων*“ ersetzt. Zwar findet sich der verlangte Vers bekanntlich noch Od. X 535, und ist an dieser Stelle auch bei Christ aufgenommen; doch kann eben diese (vgl. hiezu Kirchhoff) nicht als Fundstätte für Vergil betrachtet werden.

Ferner zeigen die Verse Aen. VI 306—308 „Matres atque viri defuncta corpora vita, Magnanimum heroum pueri innuptaeque puellae“ deutlich auf Od. XI 38, 39

„*Νύμφαι τ' ἠΐθεοί τε πολύτλητοί τε γέροντες*
παρθενικαί τ' ἀταλαί, νεοπενθέα θυμὸν ἔχουσαι.“

Diese Verse, die von Kirchhoff nicht als späterer Zusatz aufgefasst, von Ameis jedoch als solcher eingeklammert werden, sollten wegen der offenen Bezugnahme Vergils in einer Schulausgabe des Homer aufgenommen sein; wir lesen sie jedoch nur in der Ausgabe von Stolz.

Für die Palinurus-Episode in Aen. VI 337—383 war vorbildend die von Elpenor bei Homer Od. XI 51—80. Aus diesem Grunde sollte letztere nicht übersehen werden, wie dies außer in der Ausgabe von Wotke bei allen übrigen der Fall ist.

Im Anschlusse an Aen. VI 445 „Hic Phaedram Procrimque locis maestamque Eriphylen“ sollte man sich wenigstens rücksichtlich der Eriphyle-Sage auf Homer beziehen können, bei dem wir dieser an zwei Stellen — Od. XI 326, 327 und XV 244—246 — begegnen. Die Aufnahme wenigstens einer dieser beiden Stellen wäre für eine Schulausgabe des Homer erforderlich, da auf die Sage von Amphiaraos und Eriphyle in der Schullectüre vielfach Bezug genommen werden muss. Bei [illegible] fehlen beide Bezugsstellen; bei Scheindler und Stolz ist die erste, [illegible]ke sind beide aufgenommen.

Zu Aen. VI 493 »inceptus clamor frustratur inanis« wäre die Möglichkeit eines Hinweises auf Od. XXIV 5—9, als auf die hiefür wesentlichste Belegstelle, erwünscht, wenngleich eine gewisse Parallele auch Hom. Il. XXIII 101 bietet. Darauf komme ich übrigens noch bei den zu besprechenden hom. Anklängen in Horaz zurück.

Noch will ich erwähnen, dass Aen. VI 134 »Bis Stygios innare lacus, bis nigra videre Tartara« an Hom. Od. XII 22 erinnert:

> »*Σχέτλιοι, οἳ ζώοντες ὑπήλθετε δῶμ' Ἀίδαο,*
> *δισθανέες, ὅτε τ' ἄλλοι ἅπαξ θνήσκουσ' ἄνθρωποι*«,

ferner Aen. VI 555 »Tisiphoneque sedens palla succincta cruenta« an Hom. Il. XVIII 538, wo es bezüglich der Todesgöttin heißt:

> »*εἶμα δ' ἔχ' ἀμφ' ὤμοισι δαφοινεὸν αἵματι φωτῶν.*«

Beide Homerstellen vermissen wir bei Christ.

Wenn dagegen die hom. Reminiscenz Aen. VI 625 »Non, mihi si linguae centum sint oraque centum, ferrea vox, omnis scelerum comprendere formas«, begründet durch Il. II 489, 90

> »*οὐδ' εἴ μοι δέκα μὲν γλῶσσαι, δέκα δὲ στόματ' εἶεν,*
> *φωνὴ δ' ἄρρηκτος, χάλκεον δέ μοι ἦτορ ἐνείη*«,

sich in unseren Schulausgaben des Homer nicht belegen lässt, so ist dies zwar zu beklagen, aber nicht zu ändern; denn der Schiffskatalog, in dem sich diese Stelle findet, wird mit Recht aus einer verkürzten Ausgabe des Homer ausgeschieden. Desgleichen wird auch niemand verlangen, dass die offene Bezugnahme von Aen. I 65 ff. zu Il. XIV 233 ff. — von Junos Versprechen gegenüber Aeolus zu dem Anerbieten, welches Hera dem Schlafgotte macht — durch die Homerausgabe gestützt werde. Durch die nur zu billigende Ausscheidung dieser und ähnlicher Episoden aus Homer fällt freilich auch die Möglichkeit hinweg, den Schüler anlässlich mancher hom. Reminiscenzen indifferenter Natur zum Nachschlagen in seiner Ausgabe zu verhalten; ich erinnere z. B. an Aen. v. 278, der sich im Gedanken an Il. XIV 231 anlehnt, oder an Aen. I 415 ff. gegenüber Od. VIII 361—366; daran ist aber, wie gesagt, nichts zu ändern.

Zum Schlusse will ich noch kurz einige hom. Beziehungen, die wir in den gelesensten Oden des Horaz finden, und die demnach in den Schulausgaben des Homer Berücksichtigung finden sollten, hervorheben. Im allgemeinen reichen zwar diese aus, immerhin bleiben einige Wünsche offen.

Wenn wir z. B. die letzte Strophe von Carm. I 10 lesen: »Tu pias laetis animas reponis Sedibus virgaque levem coerces Aurea turbam . .«, so müssen wir nothwendig auf Od. XXIV 1—4 verweisen können, wo uns Hermes bereits von Homer als *ψυχοπομπός* geschildert wird. Sämmtliche Herausgeber haben jedoch mit Ausnahme von Wotke zumindest die Anfangspartie des XXIV. Gesanges, Stolz sogar den ganzen Gesang mit Rücksicht auf dessen Unechtheit gestrichen. Es liegt mir fern, den Herausgebern in Hinsicht dieses Principes einen Vorwurf zu machen: aus welchem Theile der hom. Gedichte sollen aber die Schüler die Vorstellung von Hermes als Seelengeleiter kennen lernen, als aus der angeführten Stelle des 24. Gesanges der Odyssee? Welche andere Stelle bietet ihnen ferner so

recht ein Bild von der Vorstellung der Alten bezüglich der *νεκύων ἀμενηνὰ κάρηνα*, der *εἴδωλα καμόντων* als eben Od. XXIV v. 5—15? Eben hierauf verwies ich bereits bei Besprechung von Aen. VI 492, 493.

In Carm. I 15 „Pastor cum traheret...“, einem Gedicht, das von hom. Reminiscenzen geradezu überströmt, lassen sich die meisten derselben bei Christ und Scheindler nachweisen. Nicht vorhanden dagegen ist bei beiden Herausgebern die Fundstätte für v. 18 „celerem sequi Aiacem“ (Il. XIV 520 ff.), bei Christ die für v. 28 „Tydides melior patre“ (Il. IV 405) und für v. 32 „Non hoc pollicitus tuae“ (Il. III 430, 431).

Zu Carm. II 14, 7 „illacrimabilem Plutona“ vermissen wir bei Christ die Parallelstelle in Il. IX 158 „*Ἀίδης τοι ἀμείλιχος ἠδ' ἀδάμαστος*“; zu Carm. III 3, in welchem die Zerstörung Trojas auf den von Laomedon an Apollo und Poseidon geübten Betrug zurückgeführt wird, vermissen wir bei Scheindler und Christ die grundlegende Stelle in Il. XXI 446 ff., die auch für Aen. II 625, wovon schon die Rede war, von Bedeutung ist; zu Carm. IV 7, 21 endlich „et de te splendida Minos fecerit arbitria“ bei allen Herausgebern mit Ausnahme von Christ die Bezugsstelle in Od. XI 568—571.

Hiemit schließe ich die Auslese zum Theil unberücksichtigt gebliebener Parallelstellen aus Homer ab. Es liegt auf der Hand, dass sich diese bei eingehender Durchforschung der alten Schriftsteller, soweit sie an den Schulen gelesen werden, noch vermehren ließe; doch scheinen mir die hier gebrachten Bemerkungen dem Zwecke der Untersuchung zu genügen, zumal sie nicht mit spürender Absicht hervorgeholt, sondern aus der Schulpraxis hervorgegangen sind und außerdem den Vorwurf von Kleinigkeitskrämerei ausschließen.

Jedenfalls ergibt sich schon aus diesen die Forderung, dass unsere Schulausgaben des Homer die offenen Beziehungen, welche die alten Schriftsteller auf ihn nehmen, in größerem Maße als dies bisher zum Theile der Fall war, berücksichtigen müssen. Eine grundstürzende Umarbeitung derselben wäre hiedurch nach meiner Meinung nicht bedingt; handelt es sich doch in den meisten Fällen bloß um die Aufnahme eines oder des anderen Verses oder auch ab und zu einer kürzeren Episode. In je höherem Maße aber die einzelnen Ausgaben der erhobenen Forderung sodann entsprächen, um so größer wäre die Möglichkeit, der lebensvollen Interpretation der alten Autoren auch eine den Schülern zugängliche Grundlage zu verleihen und die Werke Homers zu dem zu machen, was sie nach unseren Lehrplänen sein sollen, nämlich zum Mittelpunkte der altclassischen Lectüre.

Um noch eines zu erwähnen, scheint mir die Erfüllung der aufgestellten Forderung auch aus einem pädagogischen Grunde nothwendig zu sein. Wenn nämlich der Schüler überzeugt ist, dass die in seinen Händen befindliche Homerausgabe das Wissenswerteste und die schönsten Partien enthält, und nur Minderwertiges aus ihr ausgeschieden ist, so wird er sie auch von seinem Standpunkte aus willkommen heißen; wenn er dagegen, sei es durch das Wort des Lehrers, sei es durch Hinweise

in den Commentaren zum Nachschlagen im Homer veranlasst, sich in wiederholten Fällen von dieser im Stiche gelassen sieht, so wird naturgemäß sein Vertrauen und mit diesem die Wertschätzung des betreffenden Schulbuches erschüttert werden.

Ich schließe mit dem Wunsche, dass die bloß im Interesse der Sache selbst vorgebrachten Bemerkungen den Anstoß zu weiterer Beobachtung geben und somit zur Vervollkommnung unserer Homerausgaben beitragen mögen.

Böhm.-Leipa. Leop. Eysert.

Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter von Dr. Adolf Matthias, Director am städt. Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf. München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1897. 236 SS.

Der Verf. der praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten (vgl. diese Zeitschr. 1896, S. 164 ff.) hat ein köstliches Erziehungsbüchlein zunächst für das Haus geschrieben und dessen Titel mit dem biblischen Namen Benjamin (Glückssohn) in Verbindung gebracht, damit nicht, wie er sagt, beständig in bloßen Allgemeinheiten gesprochen werde. Um diesen pädagogischen Helden soll sich die ganze Tragik und die ganze Freude der Erziehungskunst zusammenziehen (Vorwort S. 1). Beginnend mit dem Kinde in der Wiege und den ersten Erziehungssorgen bespricht M. in seinem Buche auf Grund gereifter pädagogischer Einsicht und reicher Erfahrung die einzelnen Stadien der Erziehung bis zur Berufswahl. Er berührt dabei die verschiedensten Fragen, wie über die ersten Spielsachen, über den Kindergarten, den Privatunterricht, über die Pflege des Natursinnes, über Frömmigkeit u. a. und überall in der anziehendsten Weise. Das Buch ist Eltern und Erziehern aufs beste zu empfehlen und verdient auch in den Mittelschulkreisen bekannt und durch diese empfohlen zu werden. Auch das Erziehen will ja gelernt sein.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Ein Rüdiger von Pechlarn aus dem Jahre 1281.

Im Codex 134 (Suppl.) des Hof- und Staatsarchivs in Wien findet sich die deutsche Übersetzung einer Urkunde vom Jahre 1281, die nicht sosehr wegen ihres Inhalts als vielmehr deshalb von Interesse ist, weil darin ein bis jetzt, wie es scheint, unbekannt gebliebener Rüdiger von Pechlarn als Zeuge genannt wird. Der Codex trägt auf dem Schildblatte des Einbanddeckels die Aufschrift: Privilegien und Freiheiten des Closter Erla und königl. Closter in Wien ab anno 1583. — Auf dem Titelblatte steht geschrieben: Hernach folgt Eingeschrieben alle und jede Freiheitten, Gulden Bulla, Confirmation, Urkhundten die königlich neue Stiftung zu vnnser Lieben Frawen von den Engeln des Heiligen Ordens S. Clara zu Wien dan auch Erlakloster betreffendt. — S. 63 findet sich unter den Stiftbriefen des Klosters Erla folgende mit Nr. 151 bezeichnete Übersetzung eines lateinischen Schenkbriefs:

(Verteutscht.)

Auf das die Neuen Thatten nit durch die schaben zerstört werden, Pflegt man die brief mit vnderzeichnung lebendiger Zeugen zu sterkhen vnd zu bekräftigen, daher thue ich Vlrich von Khienberg zu wissen für ain Arzney der überflüssigen sieherheit vnd zur gedechtnus der gegenwertigen vnd künfftigen, das Ich mit vorbetrachtung aller meiner freundt vnd nachkhumben das guett Im velwersperg, sambt andern Ackhern welche genenndt werden Reuttacher, sollen alle Jahr zu Zinnß der Khirchen S. Petri zu Erlach vnd den erwirdigen Frawen daselbß so dem Herrn dienendt, raichen vnd geben Ain halb Pfundt Landgebiger Münz das ich dann frey vnd mit Ewigem Recht zu besizen, bestättiget und verordnet habe. Zeugen meiner mit Recht gegebenen Donation, so gegenwertig vnd hierunder verzaichnet worden, sein diese: Friedrich der erwirdig Brobst zu Walthausen, Rudigerus Dechanndt, Otto Custos, Heinrich von Mannßwörth, Heinrich von Alharsperg, Albrecht Vorsteher der Krankhen, Rüdiger von Pechlarn. Aber ich Vlrich hab zum Zeugnus diser sach gegenwertig überschriben seitten oder plat mit vleiß mein Sigill das zu sterkhen vnd zu bekrefftigen angehangen. dise ding sein geschehen a. 1281.

Dieser Schenkbrief wird im genannten Codex 134 (Suppl.) noch an zwei Stellen erwähnt; fol. 184 heißt es:

In hernach Verzaichneten Khaniern sind des Gotteshauses Erla Brieffliche Urkhundten ligundt. In ainem Khanier Nr. 1 (es werden mehrere Stiftbriefe angeführt) Nr. 151, datiert 1281, Latheinisch.

Im Register (fol. 220) wird bemerkt: Ist ein latheinischer Brief. Ist eingeschrieben follio 63. Im Khanier Nr. 1 ligundt.

Es ist also kein Zweifel, dass im J. 1583 die Originalurkunde im Kloster Erla noch vorhanden war, und dass sie dem Übersetzer vorlag. Ja, sie wurde mehr als 100 Jahre später dort noch aufbewahrt. In einem andern Codex des Hof- und Staatsarchivs, der die Signatur 189 (Suppl.) trägt und im Jahre 1693 geschrieben ist, findet sich die Copie des in Rede stehenden Schenkbriefes. Auf dem Titelblatte dieses Codex ist zu lesen:

Denckwürdige Verfassung Aller instrumenten, vnd brieflichen Vrkunden, alß Stüfft Brieffen, Exemptionen, Päbstliche vnd kais. Freiheitten, Donationen, Pfarr, Zehent, Leibgeding, Kauf vnd Wexlbrief, vnd andere mehr Notturften. So die drey Clößter, alß königl. Stüfft bey vnser Lieben frawen, vnd allen Heiligen Engeln in Wien, wie auch ybbs, vnd Erla Kloster betreffen, Vnd in Vier Biecher abgethailt, Zusammengetragen vnd geschrieben Anno 1693. vnder der Löbl. Regierung der Hochwierdigen, auch Hoch vnd Wolgebornen frawen frawen Ursula Leblin de Spiritu Sancto, gebohrne Freyin, vnd des vorbenendten königlichen Stüfftes meretirtisten Abbtissin Anno 1693. — S. 444 heißt es: Nr. 49. Stüfftbrief von Vlrich von Khiernberg (im Texte Chienberg) das guet zu velwersperg Betr. — Darauf folgt die Abschrift des Schenkbriefs, dessen Wortlaut (mit Ergänzung der Abkürzungen) folgender ist:

Ne facta modernorum obliuionis tinea ualeat demoliri scriptorum et tertium assignatione solent et indigent roborari. Hinc est quod ego Vlricus de Chienberg perhabundanus (statt perhabundantis) cautele remedio tam praesentium quam futurorum memoriae cupio esse notum, quod accedente omnium coheredum meorum assensu praedium quoddam in velwersperg cum aliis culturis qnae dicuntur Reuttacher, ad cesum dimidie libre annis singulis persoluendum Ecclesiae sti Petri in Erla et venerabilibus faeminis ibidem Domino famulantibus libere detuli iure perpetuo possidendum. Testibus hinc (lies huic) meae donationi legitime factae praesentibus annotatis qui sunt Fridericus venerabilis Propositus in Walthausen. Rudigerus Decanus. Otto custos. Hainricus de Manswerd. Hainricus de Alharsperg. Albertus procurator infirmorum. R u d i g e r u s de P e c h l a r n. Dyepoldus. Hainricus. Marquardus fratres et Canonici Ecclesiae memorate. Ego vero Vlricus in huius rei testimonium praesentem paginam super hoc conscribi et sigilli mei munime studui firmiter roborare. Acta sunt Anno MCCLXXXI.

Dass dem Abschreiber das lateinische Original vorlag, ist sicher. Von allem andern abgesehen, konnte er die nach Rüdiger von Pechlarn noch angeführten Zeugen, die in der Übersetzung aus dem Jahre 1583 fehlen, nur dem Original entnehmen.

Friedrich, Propst von Waldhausen, der als Zeuge genannt wird, kommt auch sonst in Urkunden aus den Jahren 1256—1284 vor (vgl. Pritz, Gesch. des aufg. Chorherrnstiftes Waldhausen im Lande o. d. Enns, Archiv 9. Bd., S. 323 ff.). Ein Marquard von Alharsperg, jedenfalls einer adeligen Familie angehörig, findet sich im oben angeführten Codex 134 (Suppl.) fol. 48 unter dem 6. Mai 1259, an welchem Tage K. Ottokar die Freiheiten Herzog Friedrichs für die Kirche S. Peter zu Erlakloster bestätigt, als Zeuge. Ein Nachkomme des Ausstellers der Urkunde ist vielleicht jener Ulrich der Chienberger, der im Hoffrohnbuch (Cod. 48 Hof- und Staatsarch.) zum Jahre 1394 mehrmals genannt wird.

Aus der Art und Weise, wie der Zeuge Rüdiger von Pechlarn angeführt ist, muss man schließen, dass er aus einer edlen Familie stammt, eine Annahme übrigens, die auch durch die Betrachtung der übrigen Zeugen nahegelegt wird. Heinrich von Alharsperg gehört sicher einem edlen Geschlechte an; ein Träger dieses Namens erscheint ja, wie bemerkt wurde, 22 Jahre früher in der Umgebung Ottokars.

Die Wahl des Taufnamens Rüdiger kann man, wenn man will, als Wirkung des Nibelungenliedes erklären; aber nothwendig ist diese Erklärung nicht: ein Blick in die Genealogie des nächstbesten Adels-

geschlechtes zeigt, dass gewisse Namen in einer und derselben Familie traditionell waren, und die Annahme ist gar wohl gestattet, dass der Name Rüdiger von Angehörigen der Familie auch schon früher geführt worden ist.

Wien. Dr. Joh. Eibl.

Literarische Miscellen.

Lateinischer Unterricht im Übergange von Sexta nach Quinta

von Dir. Prof Dr. Otto Kübler. Progr. des K. Wilhelms-Gymnasiums in Berlin 1896.

Dem Unterrichtsstoffe für den Beginn in Quinta, der hier geboten wird — Lesestücke zur Wiederholung und Übung des Lehrstoffes der Sexta — stehen Bemerkungen voran, die zum großen Theile mit dem Thema nicht ganz in nothwendigem Zusammenhange stehen; sie enthalten eine mehr rechtfertigende Darlegung einer früheren Arbeit des Verf.s: „Pensum für die Sexta, Berlin 1893". Den hier ausgesprochenen Ansichten über die Nothwendigkeit, „eine festere Grundlage in der Vocabelkenntnis zu erarbeiten", stimme ich natürlich bei; ich darf wohl auf meine praktischen Versuche, die in der Wortkunde zu den von J. Steiner und mir herausgegebenen Lese- und Übungsbüchern vorliegen, hinweisen. Auch über das Zusammengehen von Grammatik und Übungsbuch sind die hier aufgestellten Forderungen in meinen Büchern längst praktisch durchgeführt. Was die Lesestücke aus Schriftstellern betrifft, die hier geboten werden, so war es für mich interessant zu sehen, wie auch hier das Bestreben zutage tritt, inhaltlich verwandte Sätze zu einem Stücke zu vereinigen. Im ganzen sind die Sätze gut gewählt; aber die Lesestücke S. 17 f. halte ich für eine schwer verdauliche Kost für Knaben von 11—12 Jahren; ich setze als Exempel Nr. 39, die bekannte Stelle aus Lael. 82, hieher: Stabilitas amicitiae confirmabitur cum homines benevolentiā coniuncti primum cupiditatibus iis, quibus ceteri serviunt, imperabunt, deinde aequitate iustitiāque gaudebunt omniaque alter pro altero suscipiet neque quicquam unquam nisi honestum et rectum alter ab altero postulabit, neque solum colent inter se ac diligent, sed etiam verebuntur. Nam maximum ornamentum amicitiae tollit, qui ex ea tollit verecundiam. — Der Verf. beruft sich S. 8 auf die Erfahrung von 16 Jahren und meint: „Ich habe die Freude und Genugthuung, dass meine älteren Amtsgenossen, welchen der Unterricht auf der obersten Stufe obliegt, daneben den Unterricht auf den untersten Stufen gern und auf eigenen Wunsch übernommen haben. Dem Lehrgange liegen die Erfahrungen zugrunde, welche in gemeinsamer Arbeit gemacht worden waren. Der Unterricht, welcher mit der vollständigsten Kenntnis des Zieles ertheilt wird, gewinnt hieraus die größten Vortheile. Aber auch die Form der aus dem Bedürfnis entstandenen Bearbeitung hat auch den jüngsten Lehrern die erforderliche Sicherheit gegeben, während die Schüler Freudigkeit und Frische bewahren." — An Versehen notiere ich: praeteritum S. 18.

Wien. August Scheindler.

Von der Sammlung französischer Schriftsteller mit englischen Anmerkungen, die den Titel 'Pitt Press Series' führt (Cambridge, University Press 1895/6), sind uns vier Bändchen zugekommen, denen wir einige Worte widmen wollen, nämlich: J. Michelet, Louis XI et Charles le Téméraire ed. by A. Ropes, C. Delavigne, Les Enfants d'Edouard

(tragédie) ed. by H. Ewe, E. de Bonnechose, Bertrand du Guesclin ed. by St. M. Leathes, 2 Theile. Die Art dieser Ausgaben und ihre Ausstattung ist unseren Lesern aus mehrfachen Anzeigen bekannt. Wir können uns hier darauf beschränken, das gleiche Lob auch den vorliegenden Bändchen zuzuerkennen, die mit Anmerkungen oder Wörterbüchern, historischen Tabellen, Karten usw. ganz entsprechend ausgestattet sind.

Erckmann-Chatrian, Confidences d'un joueur de Clarinette, in gekürzter Form für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider (Prosateurs modernes, Bd. VIII). Wolfenbüttel, Zwißler 1895. kl. 8°, 90 SS.

Die vorliegende Erzählung, die ein liebes Bild deutschen Lebens und deutschen Gemüthes darbietet, wird auch auf Schüler der oberen Classen sehr anziehend wirken. Sie ist daher zur Privatlectüre besonders geeignet. Dass der Bearbeiter einige Kürzungen vorgenommen hat, kann man nur billigen. Dem Texte, dessen Lectüre keine Schwierigkeiten bietet, sind einige Fußnoten beigefügt. Ein Anhang enthält erklärende Anmerkungen, die sich auf Topographie, auf Sitte und dialectische Eigenthümlichkeiten beziehen.

Groner A., Aus vaterländischen Kriegen. Wien u. Teschen, K. Prochaska 1896. gr. 8°, 249 SS.

Der Verf. bietet hier drei Erzählungen: „Wie Gott die Herzen wendet“, aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges, „Von Prag bis Kolin“ aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges, „Das Grab zu Aspern“ aus dem Jahre 1809. Alle drei sind nach Inhalt und Form anziehend und von patriotischem Geiste durchweht. Sie eignen sich besonders für Schüler unterer Classen und können daher unbedenklich in die Schulbibliotheken aufgenommen werden. Die Ausstattung entspricht allen Anforderungen.

Muggenthaler, Dr. L., Unter fliegenden Fahnen. München, Lindenauer 1895. 8°, XII u. 202 SS.

Der Verf., Professor an der technischen Hochschule in München, bietet unter diesem Titel eine Sammlung ernster und heiterer Gedichte über das Leben des Soldaten im Krieg und Frieden. Es ist gewiss ein glücklicher Gedanke sowohl dem dienenden als dem ausgedienten Soldaten ein solches Büchlein zu bieten, das ihm im Kriege Erhebung und Erheiterung, im Frieden einen angenehmen Zeitvertreib und dem Veteranen zugleich eine freundliche Erinnerung an seine Dienstjahre bietet. Dass es überdies den Patriotismus zu nähren geeignet ist, versteht sich von selbst. Auch für die Schüler höherer Schulen kann ein solches Büchlein Nutzen bringen. Da sie ja berufen sind, den Fahnen zu folgen, so wird die Lectüre dieser Lieder eine gute Vorbereitung sein, und sie werden das Buch gerne später ihrem Tornister einverleiben. Aus diesem Grunde würden wir eine für unsere Verhältnisse abgefasste derartige Sammlung nicht für überflüssig halten, und sie könnte auch ganz gut in den Bibliotheken einen Platz finden. Dass in dem vorliegenden Buche nicht alles gleichwertig ist, versteht sich von selbst. Wie schon aus dem oben Bemerkten erhellt, ist das Büchlein in zwei Hauptabschnitte „Ernstes“ und „Heiteres“ getheilt, deren jeder in zwei Abtheilungen „Krieg“ und „Frieden“ zerfällt.

Kleine Galeriestudien. Von Dr. Theodor von Frimmel. Neue Folge. I. Lieferung. Die Gemäldesammlung in Hermannstadt. Mit 6 Abbildungen und 3 Facsimiles. Wien, Verlag von Gerold & Cie. 1894. 8°, 94 SS.

Von den 1100 Bildern der Gemäldegalerie, welche der 1803 verstorbene Gubernator Siebenbürgens, Baron Bruckenthal, dem evangelischen Gymnasium in Hermannstadt vermachte, bespricht der Verf. über 300. Frimmel konnte sich nur elf Tage für die Untersuchung der Sammlung gönnen. Nach vielen Seiten hin sind Fingerzeige zu neuen, erschöpfenderen Studien gegeben. Viele interessante Beziehungen zu anderen Galeriewerken, großer Meister zu kleineren oder zu ihren Lehrern werden berührt. Voll Reiz ist z. B. die Bemerkung zu dem sicheren signierten van Balen von 1608, der in der Galerie hängt; van Dyck kam im selben Jahre in sehr jugendlichem Alter zu van Balen in die Werkstätte. — Die Mehrheit des Bruckenthal'schen Bilderschatzes bilden Niederländer. Frimmel hat noch einen neuen, und zwar einen Stern erster Größe dazu entdeckt. Derselbe leuchtete bisher in der deutschen Schule unter Dürers Namen. Unbegreiflicherweise! Denn der Mann mit dem blauen Chaperon bedeutet durch seine Tracht allein einen auffallenden in die Augen springenden Anachronismus zur Zeit unseres deutschen Meisters. Auch die Technik des Bildes hätte dasselbe lehren müssen. Die kleine Skizze von der Hand Frimmels gibt soweit den Charakter der Jan van Eyck'schen Kunst unverkennbar wieder, dass die Sehnsucht nach dem Originale geweckt und mindestens eine Phototypie als Copie gewünscht wird. — Wir erwähnen hier gern, dass die Charakteristik in den kleinen Skizzen vortrefflich ist. — Von hohem Interesse für den Archäologen sind die Nummern 134 bis 137 (Italienische Schule), Copien nach Mantegnas Triumphzug des Cäsar. Die Studien zu diesen Grisaillen wurden meist an der Trajanssäule vorgenommen und fallen noch in das Quatrocento. Frimmel erwähnt auch des Malers philologische Studien zu der Arbeit: Appianus und Josephus Flavius. Wir verweisen auf Mantegnas dasselbe Thema behandelnde Serie von Bildern in der kaiserlichen Galerie in Wien. — An Druckfehlern fiel uns auf: S. 44 Nr. 233 ist in den Jahreszahlen ein bedeutender Irrthum unterlaufen, bezw. nach der Correctur stehen geblieben: Es ist von Gaspar Peeter Verbrugghen II. die Rede: 1664 geboren, 1677 Freimeister der Gilde, 1661 Dekan — das stimmt nicht! Die beiden letzteren sollen vielleicht 1687 und 1691 heißen. S. 85, 5. Zeile von oben steht Mazzloino statt Mazzolino. Ebenda Nr. 128 sagt der citierte Katalog: „Die Nymphe Syrinx wird, von einem Satyr verfolgt, von Diana in Schilf verwandelt.“ Hier ist statt „einem Satyr“ der Name „Pan“ einzusetzen. Der Taufname des Autors Giulio ist fehlerhaft gedruckt.

Troppau. Rudolf Böck.

Programmenschau.

29. Bersa, Giuseppe de, Le idee morali di Plinio il Giovine. Progr. des k. k. Obergymn. in Zara 1895, gr. 8°, 57 SS.

Eine etwas breit angelegte, aber auf gründlicher Lectüre der Schriften des jüngeren Plinius, namentlich seiner Briefe beruhende Arbeit! Der Verf. bietet nicht etwa bloß eine trockene Skizze der sittlichen Grundsätze des Schriftstellers, sondern zeigt uns sein praktisches Verhalten in mancherlei Lebenslagen und betrachtet überhaupt seine moralische Persönlichkeit im Lichte der Zeit. Eines der wichtigsten Ergebnisse der B.schen Untersuchung dürfte die Beobachtung sein, dass Plinius trotz offenbarer Scheu sich zu einer bestimmten philosophischen Schule aus-

drücklich zu bekennen, in seinen Schriften hinlänglich deutlich einen gemilderten Stoicismus vertritt, der mit einigen der besten und vernünftigsten Lehren Epikurs versetzt erscheint.

30. Löwner, Dr. Heinrich, Lexikographische Miscellen. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Arnau 1895, gr. 8°, 28 SS.

Der Verf. bringt Nachträge und Verbesserungen zu Stowassers Wörterbuch. Die Frage, ob die Einrichtung des Werkes eine schulgerechte ist, erörtert er nicht, sondern betrachtet sie offenbar als im günstigen Sinne erledigt und wendet sich gegen Einzelheiten. Was der Verf. in dieser Richtung beibringt, setzt ein förmliches Studium des Stowasserschen Werkes voraus. Gleichwohl kann nur ein geringer Bruchtheil der von Löwner gesammelten Notizen Anspruch auf Aufnahme erheben, so lange er sich mit Stowasser nicht über gewisse Principien einigt. Beispielsweise wird Stowasser die Berücksichtigung von Plinius 35, 10 *nulla dies sine linea* unter *linea* ohne Zweifel abweisen müssen, wenn wirklich nur Vocabelvorrath und Sprachgebrauch der Schulautoren in das Schulwörterbuch gehören.

In anderer Beziehung muss Ref.' die vorgebrachten Bemerkungen als zutreffend bezeichnen. Der Verf. verliert gegenüber der herrschenden Ansicht, die in breiten Appendices zu den Schultexten ihren Ausdruck findet, kein Wort darüber, dass die Eigennamen der Schulautoren in das Lexikon aufzunehmen seien: er findet es, wie Ref., einfach selbstverständlich, dass nicht die Indices der Ausgaben, sondern das Wörterbuch über das Nomen proprium, wie über jedes andere Vocabel Aufschluss zu geben hat. Freilich Eigennamen, die kein Schüler nachschlägt, weil ihm eben die betreffende Stelle selbst hinreichenden Aufschluss bietet, sind auch im Wörterbuch entbehrlich. Darnach hätte eine Anzahl der von L. zur Aufnahme empfohlenen Artikel zu entfallen.

Auffallend war es dem Ref., dass der Verf. so häufig das Tschechische zur etymologischen Erklärung herangezogen wissen will, mag immerhin Stowasser dazu Anregung geben. Auf utraquistische Schulen kann im Wörterbuch unmöglich Rücksicht genommen werden, sonst müssten darin alle Sprachen Österreichs vertreten sein. — Nicht mit Unrecht bemerkt Löwner S. 3: 'Die Übersetzung der horazischen Stelle *credat Iudaeus Appella* gehört in kein wissenschaftliches Werk, vielleicht in ein Witzblatt'.

31. Schmidtmayer, P. Rudolf, De orationibus, quae in libris veterum rerum gestarum scriptorum sunt, brevis commentatio. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymn. in Budweis 1895, gr. 8°, 17 SS.

Was sich heute über das Thema im allgemeinen sagen lässt, ist hier von Schmidtmayer auf wenigen Seiten gut zusammengestellt. Von der Behandlung der Detailfragen ist natürlich abgesehen, wenn auch die Reden, die sich in die Werke der einzelnen Historiker des Alterthums eingelegt finden, nach Veranlassung, Zahl, Form und Inhalt kurz gewürdigt werden. Übrigens hat die Arbeit auch insofern wissenschaftliches Interesse, als darin mit wahrem Bienenfleiß an literarischem Material alles zusammengetragen ist, was für das behandelte Thema irgendwie von Wichtigkeit ist. Ref. vermisst nur Schnorr v. Carolsfeld, Über die Reden und Briefe bei Sallust. Leipzig 1888. Man vgl. dazu die gehaltvolle Anzeige von E. Hauler: Zts. f. d. öst. Gymn. 1889, S. 309–321. Absichtlich übergangen scheinen: A. Michaeler, Über die Reden in dem Geschichtswerke des Thukydides. Bozen 1874; R. Wurzer, Über historische Treue und Bedeutung der Reden im Geschichtswerke des

Thukydides. Radautz 1889 f.; J. Sauser, Analyse herodoteischer Reden. Salzburg 1889. — Licinianus statt Lucianus S. 7 (Text) kommt wohl auf Rechnung des Setzers, *hic afferam* statt *huc afferam* (ebd. Anm. 3) auf die des Verf.s.

Wien. J. Golling.

---

32. Prix F., Katalog der theresianischen Münzsammlung (Römische Münzen). I. 1894 (VIII u. 50 SS.), II. 1895 (II u. 74 SS.). Progr. des k. k. theres. Gymn. in Wien.

Das Gymnasium der theresianischen Akademie verdankt es der besonders günstigen Stellung, welche es unter den öffentlichen Wiener Gymnasien einnimmt, dass im Laufe der Jahre ein Münzcabinet an ihm heranwuchs, dessen Reichhaltigkeit von keinem anderen Gymnasium der Monarchie erreicht worden ist, und das unter den öffentlichen Sammlungen des Reiches, soweit ich ihren Bestand zu übersehen in der Lage bin, schon den achten oder neunten Platz einnimmt; die antiken Münzen darin gehören hauptsächlich den römischen Prägungen an und insbesondere denen aus der Kaiserzeit, während »Griechenmünzen« nicht viel mehr als ein halbes Hundert ausmachen. Seit einigen Jahren ist die Verwaltung dieser Sammlung Professor Prix anvertraut, der mit ebenso großem Eifer als Geschick die Neuordnung, Katalogisierung und planmäßige Ergänzung des vorgefundenen Bestandes in Angriff genommen hat. Es wäre sehr zu wünschen, dass das von dem Theresianum und von dem Leopoldstädter Communalgymnasium gegebene Beispiel dort eifrige Nachahmung finde, wo halbwegs günstige Bedingungen gegeben sind, also häufigere Kaufgelegenheit, eine nicht zu geringe Dotation und ganz besonders eine für diese Thätigkeit sich eignende und interessierende Lehrperson. Nicht dass ich der Meinung wäre, dass mit jeder sonst wohlerhaltenen und von Schwierigkeiten der Interpretation befreiten Münze, welche eine Lehranstalt erwirbt, ein Demonstrationsobject für den geschichtskundlichen oder den altsprachlichen Unterricht gegeben sein soll. Eine Münzsammlung sollte eher so wie die Lehrerbibliothek benützt werden. Beide sollen nicht direct dem Schüler zur Verfügung gestellt sein. Vielmehr will der Lehrer durch sie im Contact mit der Wissenschaft bleiben, sein Interesse bestärken und jene beide Eignungen, deren ein tüchtiger Lehrer bedarf, ewig junge Liebe zum Unterrichtsgegenstand und möglichste Beherrschung desselben, sichern und groß ziehen. Eine ausgedehnte und ständige Ergänzung des Anschauungsunterrichtes durch Vorweisung von Münzen halte ich für zwecklos und unpädagogisch. Einzelne Typen und Nominale wird man mit Nutzen zur Veranschaulichung des Unterrichtes verwenden; auch mag es ja unter Umständen gut und gerathen sein, einzelne Schüler für die Münzkunde zu interessieren; aber im großen und ganzen soll sie den Schülern ferne bleiben; es ist nicht Aufgabe des Gymnasiums, Sammler und Fachgelehrte heranzubilden.

Professor Prix hat die Absicht, in einer Anzahl von Heften einen größeren Theil des Bestandes an römischen Münzen, den das Theresianum besitzt, zu publicieren, um jenen Lehranstalten, welche, wie dies meist der Fall sein wird, sonst kein ausreichendes literarisches Hilfsmittel zu erwerben imstande sind, einen bequemen Behelf zur Bestimmung der gewöhnlicheren römischen Münztypen zu bieten. In den beiden bis jetzt vorliegenden Heften sind nach einer sehr kurzen orientierenden Einleitung etwa anderthalbhundert republikanische und Familienmünzen sowie eine stattliche Anzahl kaiserlicher Prägungen von Augustus bis auf Pertinax und Albinus vorgeführt und durch zwei im ganzen wohlgelungene Tafeln (mit 44 Typen) illustriert. Jedem Kaiser ist ein chronologisch geordnetes Verzeichnis der Titulaturen vorausgeschickt, etwa in der Art, wie es Cagnat in seinem cours d'épigraphie romaine gemacht

hat. Die Anordnung der nicht genau datierbaren Münzen ist nach der alphabetischen Abfolge der Reverslegenden durchgeführt, die der übrigen nach einem aus dem chronologischen und dem alphabetischen Principe abgeleiteten Systeme. Der Abdruck erfolgt in fünf Columnen nach folgendem Schema (II 51, n. 85):

n.	Vorderseite	Rückseite	Jahr	publiciert
85	M·ANTONINVS AUG·TR·P·XXIII Kopf mit Lorbeer n. r.	COS·III·kämpfende Pallas, stehend, nach r., mit Lanze und Schild	922 = 169 n. Chr.	Cohen III p. 14, n. 122 Silber

Unter dem Texte sind Fußnoten eingestreut, die ab und zu die historische Bedeutung von Legende oder Typus kurz erläutern. Die Ausführung der Arbeit und die Wahl der Anmerkungen ist nicht immer unanfechtbar, auch die äußere Ausstattung und Anordnung wäre einiger Verbesserung fähig, aber das Gebotene zeugt von verständiger sauberer und solider Arbeit.

Ich bin überzeugt, dass dieser Katalog, dessen baldige Fortsetzung wir wohl erwarten dürfen, seine guten Dienste den Schulsammlungen erweisen wird, und ich erlaube mir, jenen Herren, die eines Surrogats für Babelons und Cohens Münzkataloge bedürfen, um die Münzsammlungen ihrer Anstalt zu ordnen, beide Aufsätze, die für die gewöhnlichen Typen und Legenden ausreichen, aufs wärmste zu empfehlen.

Graz. J. W. Kubitschek.

---

33. **Wimmer, P. Johann, S. J., Über den Dialect Wolframs von Eschenbach.** Progr. des Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1895, 8°, 24 SS.

Der Verf. dieser kleinen aber dankenswerten Abhandlung stellt zum erstenmale sehr umfassend alle Merkmale, welche die Reime Wolframs für die Bestimmung seiner Mundart liefern, zusammen und zieht dabei, abweichend von den bisherigen Bestimmungsversuchen in dieser Frage, auch jene Fälle von Reimverbindung heran, die Wolfram gemieden hat, aber nicht gemieden hätte, wenn er die bayerische Mundart nicht gesprochen hätte. Besonders diese Fälle sind die schlagendsten Beweise für die mundartlich bayerische Färbung seiner Sprache, und mit ihrer Hilfe ist es, wie es dem Ref. dünkt, dem scharfsinnigen Verf. vollständig gelungen, nachzuweisen, dass die Pfeiffer-Bartsch'sche Annahme von mitteldeutschen Einflüssen auf Wolframs Sprache unhaltbar ist.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

---

34. **Lesky Albin, Bestimmung der Maxima und Minima durch Auflösung quadratischer Gleichungen.** Progr. des Staatsgymn. in Klagenfurt 1895. 8°, 18 SS.

Mit der vorliegenden Arbeit, in welcher Maxima- und Minima-Aufgaben auf elementarem Wege gelöst werden, beabsichtigt der Verf. darauf hinzuweisen, wie sehr es sich empfehlen würde, derartige Aufgaben in der letzten Classe der Mittelschule durchzunehmen, da hiebei ein ausgedehntes Gebiet der Elementarmathematik herangezogen und Schlüsse gemacht werden, die bei anderen Aufgaben seltener vorkommen. Inwieferne aber hiedurch, wie der Verf. meint, der Vortheil einer Vertiefung über das Wesen der Operationen erwächst, ist, Aufgaben anderer Art gegenübergestellt, nicht leicht verständlich, gleichwie die Bemerkung, dass die an der Grenze der Mittelschule stehenden Schüler durch diese Aufgaben genöthigt werden, nicht bloß das Letzt-

erlernte, sondern auch manches Frühere, namentlich das Umformen und Lösen der Gleichungen in Anwendung zu bringen, ohne Belang ist, da in der letzten Classe der Mittelschule ohnehin eine Wiederholung des gesammten mathematischen Lehrstoffes vorgenommen wird und Aufgaben mannigfachster Art gegeben werden. Über den großen Wert der Maxima-Minima-Aufgaben ist Ref. einer Ansicht mit dem Verf., da dieselben in der That geeignet sind, vermöge ihrer besonderen Art den Scharfsinn des Schülers in hohem Maße zu wecken und seinen mathematischen Gesichtskreis nach mancher Richtung hin zu erweitern. Auch braucht mit diesen Aufgaben nicht einmal bis zur letzten Classe gewartet zu werden, da beim Unterrichte in der Geometrie in den früheren Classen Gelegenheit genug sich darbietet, ein oder das andere Problem dieser Art zu behandeln. Die vom Verf. gebrachten Aufgaben, 19 an der Zahl, sind durchwegs gut gewählt und in allen Einzelheiten der Rechnung durchgeführt.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

35. Schindler Fr., Jakých zásluh dobyla sobě církev katolická o srovnávací jazykozpyt? (Welche Verdienste erwarb sich die katholische Kirche um die Sprachwissenschaft?). Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Kremsier 1895, 8°, 33 SS.

In dieser Abhandlung bietet der Verf. eine Übersicht des literarischen Wirkens der Geistlichkeit, so weit es unmittelbar oder mittelbar auf das Sprachstudium sich bezogen hat. Im Mittelalter beherrschte die Kirche das ganze politische und private Leben und ebenso auch alle wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen. Die Klöster waren Pflanzstätten christlicher und classischer Bildung, und in diesem Sinne ist es zulässig, von Verdiensten der Kirche oder auch des Klerus zu sprechen, weil auch die Laien mit zur Kirche gehören. Nach den großen Entdeckungen im XV. und XVI. Jahrhundert erwarben sich die Missionäre bedeutende und dauernde Verdienste um die Erlernung von Sprachen und um die Rettung wichtigen Materials von ganz erloschenen Sprachen wenigstens in Sprachlehre und Wortschatz. Alle diese Arbeiten haben jedoch nicht ein wissenschaftliches Gepräge, sondern sie dienten bloß der Conversation als Behelf: die Missionäre studieren neue Sprachen nicht wegen deren Wesen und System, sondern sie lernen dieselben praktisch, um predigen und den Glauben verkünden zu können; und nur von dieser Seite aus sind ihre Arbeiten zu beurtheilen. Der Verf. geht im ganzen richtig vor, obzwar er als Geistlicher mit Lob über einzelne Männer nicht gerade sparsam vorgeht, wo der Linguist viel nüchterner urtheilen möchte. Auch ist der Stil schwer und zuweilen nicht hinreichend klar, die Vocalisierung der Präpositionen (ku, se) stellenweise unrichtig; einige Druckfehler wirken störend. Im ganzen erreicht die mit dem XVIII. Jahrhundert abschließende Arbeit das vorgesteckte Ziel und eignet sich ganz gut besonders für Schüler der obersten Gymnasialclassen zur Lectüre.

36. Matzner Jan, Různé příspěvky k dějinám města Písku (Allerlei Beiträge zur Geschichte der Stadt Písek). Progr. der k. k. Oberrealschule in Písek 1894, 8°, 41 SS.

Das Thema des Schulprogrammes 1892 findet hier seine Fortsetzung. Auf Grund städtischer Archivalien werden Biographien hervor-[...]er Piseker Stadtangehöriger zu Zeiten des Humanismus geboten.

Wir begegnen hier neuen Daten zur Lebensgeschichte des bekannten böhmischen Schriftstellers Johann Kocín von Kocinet, einiger Mitglieder der Familie Písecký u. A. m. Im zweiten Theile wird der Antheil der Stadt Písek an den Husitenkriegen behandelt und manches Material aus dem ältesten Stadtbuche diplomatisch treu abgedruckt: ein überaus wichtiger Beitrag zur Orts-, zum Theil auch der allgemeinen böhmischen Geschichte. Zugleich ist dies auch ein willkommenes Material für die südböhmische Dialectologie. Sprachlich ist die Abhandlung sehr gewissenhaft, auch die Correctur ist im ganzen richtig.

37. Mazánek V., Střední školy v Pardubicích a c. k. školní rada Jiljí Vratislav Jahn (Die Mittelschule in Pardubitz und der k. k. Schulrath Egid Vratislav Jahn). Progr. der k. k. böhm. Oberrealschule in Pardubitz 1895, 8°, 22 SS.

Um das Pardubitzer Schulwesen hat der 1894 in den Ruhestand getretene Schulrath Jahn bedeutende Verdienste. Diese werden nebst einer kurzen Geschichte der Pardubitzer Realschule, deren Director Jahn gewesen ist, geschildert. Die Abhandlung ist objectiv gehalten ohne hyperbolische Lobpreisungen der Verdienste Jahns. Einige Wendungen, wie z. B. sbor čítal 11 pánů (10) — der Lehrkörper zählte (sic) 11 Herren statt Mitglieder stören den sonst günstigen Eindruck der Arbeit.

38. Martínek V., Školy města Telče. Příspěvek k dějinám školství Moravského (Die Schulen der Stadt Telč. Ein Beitrag zur Geschichte des Schulwesens in der Markgrafschaft Mähren). Progr. der Landes Oberrealschule in Telč 1895, 8°, 64 SS.

Es ist dies eine Fortsetzung der Programmarbeit vom Jahre 1894 und behandelt die Telčer Hauptschule, welche nach Aufhebung des Gymnasiums errichtet worden ist. Sehr eingehend werden die Bestrebungen und Reformen im Schulfache zu Zeiten der Kaiserin Maria Theresia besprochen auf Grund von Helferts „Die Gründung der österreichischen Volksschule", von Hofdecreten und einschlägigen Verordnungen. Der Verf. sucht Localdaten aus Archiven und Traditionen über das ältere Schulwesen sehr fleißig zusammen und trachtet, nach kritischer Würdigung derselben, ein übersichtliches und deutliches Bild aus ihnen herzustellen. Die ganze Arbeit zeigt, dass der Verf. sich mit seinem Gegenstande lange und gewissenhaft beschäftigt hat und sowohl die Vortheile als auch die Schattenseiten verschiedener Reformversuche im ganzen objectiv und nüchtern beurtheilt. Wichtig für die Ortsgeschichte ist die Sammlung biographischer Daten über die hervorragendsten Lehrer, welche in Telč gewirkt haben, und von Gemeindeauslagen, welche zu Schulzwecken verausgabt worden sind. Die sachliche und geschichtliche Stoffeintheilung ist zutreffend, größere Irrthümer wurden nicht bemerkt, die Sprache ist tadellos, die Correctur des Druckes sehr gewissenhaft. Die Arbeit wird allen, welche sich mit ähnlichen Fragen anderwärts beschäftigen, als Vorbild gute Dienste leisten.

39. Hampl V., Stížnosti a žádosti stavů slezských r. 1790, 1791 (Beschwerden und Bittschriften der schlesischen Stände). Progr. der k. k. Oberrealschule in Rakonitz 1894, 8°, 25 SS.

Der Verf. bietet hier den Wortlaut von Bittschriften der schlesischen Stände aus jenen Jahren und berichtet dann über die am Kaiserhofe darüber gepflogenen Berathungen und deren Resultate. Der Arbeit fehlt

eine organische Gliederung und überhaupt jede wissenschaftliche Form. Jedenfalls wäre es nothwendig gewesen, eine übersichtliche Darstellung der damaligen Zustände im Fürstenthum Schlesien voranzustellen und der Veränderungen zu gedenken, welche dort seit dem Hubertsburger Frieden platzgegriffen haben, und erst auf dieser kritisch beleuchteten historischen Grundlage hätte man den ständischen Beschwerden nähertreten sollen. Das bloße Abdrucken derselben und hie und da eine wortkarge Anmerkung genügt da nicht. Auch sind die eigentlichen Bitten weder örtlich noch typographisch von den Anmerkungen des Herausgebers geschieden. Gewiss wäre es besser, solche Arbeiten lieber gar nicht vorzunehmen; denn hier reicht eine bloße Textausgabe hin, ohne dass die deutschen Acten ins Böhmische übersetzt zu werden brauchen, besonders wenn die Übersetzung so sinnstörend ist, wie z. B. bezstarostnou hypothekou (sorglose Hypothek) statt bezpečnou (sichere) S. 15; právnictví (Rechtswissen) statt právní poměry (Rechtszustände) S. 13; z průmyslu poplatek bráti (das Gewerbewesen besteuern) statt z výroby (die Production) u. A. m. Auch sprachliche Fehler findet man, z. B. v přítomném pádě (12) ist ein Germanismus, den man heute nicht mehr hören sollte; osoblaszcké statt osoblažské (ein Druckfehler?).

40. Prasek V., Nejvyšší úředníci zemští na Krumlovsku a Opavsku (Die obersten Landes-Beamten in den Fürstenthümern Jägerndorf und Troppau). Progr. des böhm. Gymn. zu Troppau 1895, 8°, 8 SS.

Hier werden die Hauptleute, die Kämmerer, die obersten Richter und Schreiber beider Fürstenthümer vom XV. bis einschließlich zum XVIII. Jahrhundert in chronologischer Ordnung aufgezählt: eine Arbeit für den ersten Anblick anscheinend leicht, aber, wie die von Svoboda und Spatzier unternommenen Versuche lehren, äußerst mühsam und als historischer Behelf für jedermann wichtig, der sich mit dem Studium der schlesischen Geschichte befasst. Für Böhmen hat bekanntlich Fr. Palacký die obersten Beamten synchronistisch zusammengestellt (1832).

Prag-Weinberge. V. J. Dušek.

---

41. Gustawicz Bronislaus, Die Ausgleichsrechnung der Beobachtungsfehler nach der Methode der kleinsten Quadrate. I. Theil. Progr. des k. k. III. Obergymn. in Krakau 1895, 8°, 90 SS.

42. Ralski, Dr. Johann, Invariantengebilde zweier Flächen zweiter Ordnung. Progr. des k. k. Obergymn. in Tarnopol 1895, 8°, 74 SS.

43. Rembacz Michael, Die Berechnung von Tilgungsplänen der Anleihen bei Annuitäten-Zahlungen. Progr. der k. k. Oberrealschule in Stanislau 1895, 8°, 20 SS.

44. Gicdroyc Anton, Parallele zwischen den Eigenschaften der Figuren auf der Kugeloberfläche und den Eigenschaften ebener geradliniger Figuren. Progr. der k. k. Realschule in Tarnopol 1895, 8°, 8 SS. (Fortsetzung.)

45. Bidziński Johann, Goniometrie. Progr. der k. k. Oberrealschule in Krakau 1895, 8°, 64 SS.

46. **Korczyński** Johann, Elementare Theorie der imaginären Zahlen. Progr. des k. k. St. Hyacinth-Gymn. in Krakau 1895. 8°, 72 SS.

Das Beurtheilen vieler Programmabhandlungen wird durch den Umstand erschwert, dass die Verfasser anzugeben versäumen, welchen Zweck sie verfolgen. Bietet die Abhandlung etwas Neues, bedeutet sie einen Fortschritt in der Wissenschaft, so sollte es ausdrücklich hervorgehoben werden. Ist das nicht der Fall, so kann die Abhandlung nützlich und lesenswert sein, wenn der Verfasser entweder das Wissenswerte aus irgendeinem Gebiete, das in oft unzugänglichen Fachzeitschriften zerstreut ist, als systematisches Ganze darstellt, oder ein schwieriges Capitel aus einem Wissenszweige leichtfasslich vorträgt, oder das Wichtigste aus einem großen Wissensgebiete in knapper Form darstellt oder endlich das Bekannte nach einer neuen Methode ableitet.

Die Abhandlung von Gustawicz verfolgt den dritten Zweck. In der Einleitung finden wir eine umfassende Literaturangabe der zu behandelnden Disciplin. Die Abhandlung gliedert sich folgendermaßen: Beobachtungsfehler und ihre Arten, Ziel und Methode der kleinsten Quadrate, Ausgleichung der unmittelbaren Beobachtungen einer Größe, Maß der Genauigkeit, der erwartete Fehler, der mittlere Fehler, Zusammenhang zwischen dem mittleren Fehler und dem Maße der Genauigkeit, Berechnung des Maßes der Genauigkeit, Ausgleichung der mittelbaren Beobachtungen, Zusammenhang zwischen dem mittleren Fehler und dem Fehler des arithmetischen Mittels, Bestimmung des mittleren Fehlers. Dieser reichhaltige Inhalt ist klar und bündig dargestellt, und die Anwendung der Methoden ist durch instructive Berechnungen nicht fingierter, sondern wirklicher Beobachtungen berühmter Forscher erläutert. Die Abhandlung eignet sich zur Einführung in die Methode der kleinsten Quadrate für diejenigen, die mit geringem Zeitaufwande diese Disciplin im Grundriss kennen lernen wollen.

Die Abhandlung von Ralski soll wahrscheinlich dem zweiten Zweck dienen. Wenn aber dem Verf. wirklich dieser Zweck vorschwebte, so hat er denselben nicht erreicht. Denn die Abhandlung ist nicht leichtfasslicher als ein umfangreiches Werk, und zum Lesen derselben gehört eine specielle weitgehende Vorbereitung. Und wer diese besitzt, wird lieber die ganze Disciplin kennen lernen wollen, als ein Capitel derselben.

Die Abhandlung von Rembacz aus dem Gebiete der elementaren Mathematik eignet sich sehr gut als Privatpensum für fleißige Schüler und hat auch Wert für diejenigen Bankbeamten, welche sich nicht begnügen, nach Schablonen zu rechnen, sondern auch gern die Begründung derselben kennen lernen möchten. Auch für den Lehrer der Mathematik ist dieser ins praktische Leben eingreifende Abschnitt der Algebra lesenswert. Der Verf. erklärt das Wesen und die Zweckmäßigkeit der Annuitäten bei Hypothekaranleihen und entwickelt die Theorie der Amortisationspläne an zwei Problemen, auf denen die Berechnung dieser Pläne und verwandter Aufgaben beruht. 1. Welchen Barwert hat ein nach Ablauf von n gleichen Zeitabschnitten zahlbares Capital, wenn von demselben für jeden Zeitabschnitt p% Zinseszins abgeschlagen werden sollen? 2. Welchen Barwert hat ein Capital, welches durch n in gleichen Zeitabschnitten einzuzahlenden Raten gebildet werden soll, am Ende des ersten Zeitabschnittes unter der Bedingung, dass in jeder Rate auch die Procente für einen Zeitabschnitt von demjenigen Capital enthalten sind, welches aus allen noch einzuzahlenden Raten gebildet wird? Auf Grund der gewonnenen Formeln wird die Capitals- und Zinscomponente der Rate und der Amortisationscoefficient berechnet und die Ableitung der Anzahl der Annuitätsraten unabhängig von der Berechnung der Capitalscomponente gelehrt. Die Theorie wird durch die Berechnung eines Amortisationsplanes für einen gegebenen Fall erläutert.

Zur Helena im „Faust".

In jener unvergänglichen Beschreibung und Würdigung der
de Polygnots in der Lesche zu Delphi, die Goethe im An-
se an die uns erhaltene Beschreibung des Pausanias bei
enheit der Reconstruction dieser Bilder durch die Gebrüder
hausen gegeben hat, ist mit besonderer Liebe bei jenem
verweilt, das er die Verherrlichung der Helena nennt. Es
ie heute einstimmig angenommen wird, nur ein Theil jenes
n Gemäldes, dessen anderen Theil Goethe die Eroberung von
nennt, und mit diesem einheitlich zu denken. Die sitzende
a mit ihren beiden Frauen und anderen Personen, die in
Nähe angebracht sind, bildet das Centrum des einen Theiles
Bildes. Aus der trockenen Beschreibung des Pausanias
von Goethe der geistige Inhalt des Gemäldes herausgelesen
ine Auffassung der dargestellten Helena geboten, wie sie uns
och einmal und zwar im „Faust" wieder begegnet.

„Die Fürstin, von der es abhängt zu binden und zu lösen",
nt er sie in der Beschreibung und so denkt er sie im „Faust".
sie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöscht . . .
ntzückt, indem sie Verderben bringt, das Alter wie die
d . . und vorher das Ziel eines verderblichen Krieges er-
t sie nunmehr als der schönste Theil des Sieges . . Alles ist
ben und vergessen; denn sie ist wieder da. Der Lebendige
die Lebendige wieder und erfreut sich in ihr des höchsten
hen Gutes, des Anblickes einer »vollkommenen Gestalt".

Dieses schlechthin Wirkende der Schönheit, die Verderben

zuführen beschlossen. Wie weit sie in jenem Jahre bereits ausgearbeitet war, ist nicht genau bekannt. Doch liegt uns das Fragment vom Jahre 1800 [1]) vor, welches beweist, dass die Arbeit der Gebrüder Riepenhausen in eine Zeit fiel, in der schon Wesentliches fertig gestellt war.

Kein Wunder, dass er einen äußeren Anlass ergriff, um seinem Auge mit gesteigerter Intuiton vorzustellen, wie ein großer Maler des Alterthums diesen Inbegriff der Schönheit gedacht haben mochte. So sah er das Bild des Polygnot vor sich mit dem Auge des Dichters und zeichnete seine Gestalt nach den Umrissen Polygnots. Seine Helena und die Polygnots giengen ineinander über.

Denn jedenfalls hat ihm die Beschreibung des Pausanias bei der Ausarbeituug seiner Helena vorgeschwebt. Ein äußeres Zeichen dafür ist die Benennung ihrer Dienerin, die zugleich Chorführerin ist, als Panthalis. Denn das ist bei Polygnot der Name der einen Dienerin der Helena, die neben ihr steht, während die andere, Elektra, ihr die Schuhe bindet. [2]) Aber auch tiefere Übereinstimmungen sind vorhanden, ja ein Motiv scheint geradezu entlehnt. Auf dem Bilde des Polygnot war nämlich auch die gefangene Aithra, die Mutter des Theseus, dargestellt, mit geschorenem Haar als Zeichen der Knechtschaft. Für sie verwandten sich nach der Fabel ihre Enkel bei Agamemnon, um ihre Freilassung zu erwirken; doch wollte sie dieser ohne Zustimmung der Helena nicht freigeben. Wenn dies auch in der Sage selbst dadurch begründet ist, dass Aithra schon in Sparta die Sclavin der Helena war und mit ihr nach Troja gezogen war, so erkennt doch Goethe gerade in diesem Zuge die willige Verehrung der Fürstin, der anheimgestellt wird, freizugeben oder in Sclaverei zu halten. Ja er glaubt sogar, dass Polygnot die Würde der Herrscherin durch diesen Zug habe darstellen wollen, und nimmt mit Pausanias an, dass Eurybates, der Herold, deshalb neben ihr stehe, um bei Helena im Namen des Agamemnon die Freilassung zu erbitten. [3])

---

[1]) Weimarer Ausgabe XV, 2, S. 72 ff.

[2]) Da das Fragment vom Jahre 1800 zwar den Chor hat, aber nicht die Panthalis, so darf man wohl sagen, dass erst die Arbeit der Brüder Riepenhausen die Bekanntschaft Goethes mit der Beschreibung des Pausanias vermittelte.

[3]) Welcker, Kl. Schr. V, S 81 nimmt nach seiner Interpretation an, dass der Herold sitze, und glaubt daher nicht, dass er eigentlich den Auftrag ausrichte. »Er sitzt entweder um anzudeuten, dass die Freigebung der Aithra nur von Helenas Entscheidung abhänge... oder dass auch er, von diesem Anblick gefesselt, die Rückkehr nicht beeile.« Doch ist die Pausaniasstelle wohl von dem stehenden zu verstehen (vgl. Robert, 17. Hallisches Winckelmannsprogramm S. 21). Unter dem Einflusse Welckers nahm später der eine Riepenhausen eine neue Reconstruction vor, in der er den Eurybates sitzend darstellt. Die Späteren sind wieder zur stehenden Figur zurückgekehrt, so Robert a. a. O. und Benndorf, Wiener Vorlageblätter 1888, Taf. XI und XII, wo auch sämmtliche frühere Versuche zusammengestellt sind.

Wie hier von Goethe als Ausdruck der fürstlichen Gewalt die Gewalt über die Freiheit eines Menschen hingestellt wird, so wird der Helena im Faust der gefesselte Lynkeus zugeführt, der längst „im Blut verdienten Todes“ läge;

„Doch nur Du allein
Bestrafst, begnadigst, wie Dirs wohl gefällt.“

Helena empfindet die ihr „vergönnte Würde als Richterin, als Herrscherin“ und begnadigt.

Freilich ist die Situation im „Faust“ eine völlig andere; die herrschende Gewalt der Helena folgt dort aus anderen Voraussetzungen; dass sie aber durch die Fähigkeit, Ketten zu lösen, ausgedrückt wird, ist ein Motiv, das Goethe wohl aus seiner Auffassung des Polygnot'schen Bildes herübergenommen hat.[1])

Wenn Goethe ferner in der Beschreibung sagt: „Von Jugend auf ein Gegenstand der Verehrung und Begierde, erregt sie die heftigsten Leidenschaften einer heroischen Welt, legt ihren Freiern eine ewige Dienstbarkeit auf, wird geraubt, geheiratet, entführt und wieder erworben“, so spricht die Goethe'sche Helena dasselbe aus, wenn sie bei der Begnadigung des Lynkeus sagt:

„Wehe mir! Welch streng Geschick
Verfolgt mich, überall der Männer Busen
So zu bethören, dass sie weder sich
Noch sonst ein Würdiges verschonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Innern hin und her.“

Und ebenso früher die Phorkyas:

„Du aber hochbegünstigt sonder Maß und Ziel
In Lebensreihe sahst nur Liebesbrünstige,
Entzündet rasch zum Wagstück jeder Art.
Schon Theseus haschte früh Dich..“

Endlich hebt Goethe in der Beschreibung hervor, dass Polygnot „mit großem Verstand“ unweit der Helena „Briseis, die zweite Helena, die nach ihr das größte Unheil über die Griechen gebracht“, hingestellt habe, „gewiss mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit“. Obgleich nun im „Faust“ eine solche Folie nicht nöthig war, schon weil der Helena das Urbild der Hässlichkeit gegenübersteht, hört es sich doch wie ein Nachklang dieser Auffassung des Polygnot'schen Bildes, wenn die Dienerinnen der Helena, selbst schön, doch

„neben Deiner Schönheit Schwan
Nur schlechtbefittigt schnatterhafte Gänse sind.“

Dem Maler konnte es nur auf die Darstellung der Schönheit und ihrer Wirkung ankommen; dem Dichter drängte sich sogleich die Frage auf, wie sich das sittliche Urtheil über Helena verhalten möge. So fügt denn Goethe am Schlusse seiner Beschreibung hinzu, dass „wenngleich hie und da ein billiger Unwille über

---

[1]) Die Conception der Gestalt des Lynkeus scheint vor 1803 nicht nachgewiesen werden zu können.

das Unsittliche ihres Wandels entgegengesetzte Fabeln erdichtete“, doch Euripides den Dank aller Griechen verdient hätte, „wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig darstellte und so die unerlässliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklang zu sehen, befriedigte“. Unschuldig ist auch Goethes Helena, die „dort ein Räuber griff, der phrygische“. Aber nicht umsonst mahnt die Phorkyas:

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Dass Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.“

Jene Versöhnung nun der Schönheit und Sittlichkeit, die Goethe meint, hat Euripides in seiner „Helena“ vollzogen.[1]) Der dort zugrunde liegende Mythus ist bekanntlich der, dass Hera dem Paris nur ein Idol der Helena gegeben, sie selbst aber nach Ägypten entführt habe.[2]) Diese Fassung hat Goethe bei den oben angegebenen Worten im Sinne, und eben darauf spielt er bekanntlich im Faust an, wenn die Phorkyas zur Helena sagt:

„Doch sagt man, Du erschienst ein doppelhaft Gebild
In Ilios gesehen und in Ägypten auch.“

Und so dürfen wir wohl sagen, dass Goethe während der Zeit, da er die Helena schrieb, wie das Gemälde des Polygnot, so auch die Euripideische „Helena“ im Sinne gehabt habe, jene Helena, die „nicht ungerecht, doch berüchtigt“ ist.[3]) Findet sich ja doch trotz der Verschiedenheit der Fabel noch ein Anklang an das Euripidische Drama. Wenn die Phorkyas Helenen den Tod als Opfer, „einen edlen Tod“ verkündigt, den Mägden aber das schimpfliche Erhenktwerden in Aussicht stellt, so denkt jeder und dachte Goethe an das schmähliche Ende der ungetreuen Mägde in der Odyssee;[4]) zum Überflusse ist noch das homerische Gleichnis mit den Drosseln angewendet und auch das Zappeln der Hängenden nicht vergessen. Aber die ganze Scene zu erfinden, ward Goethe wohl durch die Stelle in der Helena des Euripides veranlasst, wo sie für sich keinen Ausweg findet als den Tod und sich fragt, welche Todesart sie wählen solle; erhängen sei häßlich und gemein und gelte selbst bei Sclaven als schimpflich, sich abzuschlachten dagegen sei edel und des Edlen würdig.[5]) Hiebei mag schon Euripides an Homer gedacht haben.

---

[1]) Wie sehr er freilich in anderen Dramen die Schuld der Helena in den Vordergrund stellt, ist, wie überhaupt die Frage nach Schuld und Unschuld der Helena im griechischen Mythus, von K. Lehrs dargestellt in seinem noch unter dem frischen Eindrucke der eben erschienenen Goethe'schen Helena abgefassten Aufsatze 'Populäre Aufsätze aus dem Alterthum' S. 3 ff.

[2]) Dass diese Veränderung der Sage zur Ehrenrettung der Helena von Stesichoros erfunden worden ist, hat zuerst Lehrs a. a. O. S. 29 wahrscheinlich gemacht.

[3]) Eur. Hel. 270 *πρῶτον μὲν οὐκ οὖσ' ἄδικος, εἰμὶ δυσκλεής.*

[4]) Hom. Od. XXII, 446 ff.

[5]) Eur. Hel. 299 ff.

Kein Stoff hat Goethe so lange beschäftigt als die Helena und keiner hat daher so viele Wandlungen durchgemacht, ehe er in die letzte Form gegossen wurde.[1]) Unmöglich ist es, allen Einflüssen nachzugehen, die drei Jahrzehnte lang auf die Gestaltung dieses Actes eingewirkt haben. Dass aber Euripides und Polygnot mit zu jenen Einflüssen gehören, die anregend oder bestimmend gewaltet haben, ist zweifellos.

Die sieghafte Schönheit, wie sie die Fabel bietet, sittlich zu läutern, mag von allem Anfange in Goethes Plan gelegen haben, aber sicher hat er sich dabei mit Bewusstsein an Euripides angelehnt. Die Vorstellung von dieser Schönheit und ihrer Wirkung aber hat er nach dem Studium des Euripides und nachdem schon Theile der Helena verfasst waren, an dem Polygnotischen Bilde weiter genährt.

Wien. Emil Szanto.

Lamprechts deutsche Geschichte und die neue Richtung in der Geschichtswissenschaft.

Mehr als jede andere Wissenschaft hängt die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung von den geistigen und politischen Strömungen ihrer Zeit ab. Diese offenbaren sich im allgemeinen in der jeweiligen Weltanschauung, im besonderen aber auch in den Wertbegriffen, die mit der variablen Weltanschauung sich gleichfalls ändern. Unter dem Einflusse dieser Gewalten steht die Geschichtsforschung sowohl in der Wahl als in der Behandlung des Stoffes.

Im Mittelalter bildeten einerseits die Kirche, andererseits das Fürstenthum die Mittelpunkte, um die sich das gesammte geistige und politische Leben der Nationen drehte. Kirchliche Fragen standen im Vordergrunde des Interesses, zumal die Geschichtsschreiber fast ausschließlich dem geistlichen Stande angehörten. Sie verweilen darum am längsten bei kirchlichen Einrichtungen, erzählen am ausführlichsten von kirchlichen Organen, nicht bloß Päpsten und Kirchenfürsten, sondern auch Missionären und Heiligen, von letzteren namentlich unter Hervorhebung der Wunderthaten, die sie oder ihre Reliquien verrichtet hatten. Auch bei Kunst und Wissenschaft kommt in erster Linie der kirchliche Standpunkt in Betracht — Der andere Factor, der in der mittelalterlichen Geschichtsschreibung zur Geltung kommt, ist das weltliche Fürstenthum, in Deutschland speciell das Kaiserthum. Bei diesem finden zunächst wohl seine Beziehungen zur Kirche die meiste Beachtung, aber es werden auch die Reisen und

---

[1]) Über die verschiedenen Pläne der Helena vgl. Scherer, Aufsätze über Goethe S. 329 ff.

Kriegszüge der Fürsten, ihre staatlichen und ökonomischen Einrichtungen, ihre Bauten usw. geschildert und die weltlichen Würdenträger, die in Krieg und Frieden an ihrer Seite wirken, in die Betrachtung einbezogen.

Mit dem Sinken der kirchlichen und fürstlichen Macht gegen Ende des Mittelalters gewann das Bürgerthum eine erhöhte Bedeutung. Neben dem Adel und Clerus, die bisher allein auf dem Schauplatze der Geschichte erschienen waren, trat das Bürgerthum auf den Plan. Mit ihm kamen neue Interessensphären zur Geltung. Es waren in erster Linie sociale Fragen, die innerhalb der Stadtgemeinden die Bevölkerung bewegten, mit denen sich aufs innigste wirtschaftliche Angelegenheiten verknüpften. Das materielle Aufblühen der Städte hatte einen Aufschwung des geistigen Lebens im Gefolge, und es entwickelte sich eine profane Kunst und Wissenschaft, die wesentlich gefördert wurde durch die geistige Bewegung des Humanismus und der Renaissance. Dies Empordringen neuer Richtungen im materiellen und geistigen Leben der Zeit spiegelt sich in der Geschichtsschreibung des 15. Jahrhunderts namentlich in Italien. Aber gerade der Humanismus hat in Deutschland die sociale und wirtschaftliche Entwicklung durch seine Begeisterung für das antike Staats- und Rechtsleben gehemmt und das Emporkommen des fürstlichen Absolutismus begünstigt. Auch in der Geschichtswissenschaft rief er eine Umwälzung hervor. Im Mittelalter hatte sie einen im wesentlichen theologischen Charakter. Im Anschlusse an die Bibel stellte sie sich das Ziel, das Walten Gottes in der Geschichte der Menschheit darzuthun, und dem Propheten Daniel entlehnte sie auch die Eintheilung der Geschichte in ein goldenes, silbernes, ehernes und thönernes Zeitalter, womit sich zeitweilig auf Grundlage der Apokalypse chiliastische Anschauungen verbanden. Infolge des Studiums der antiken Geschichtsschreiber wurde die theologische Geschichtsauffassung beseitigt, und es entwickelte sich nach dem Vorbilde des Alterthums und unter dem Einflusse der Politik eine Geschichtsauffassung, in welcher das absolute Fürstenthum und seine Machtentfaltung, also Kriege und Verfassungsfragen, im Vordergrunde der Betrachtung standen. Da aber der Humanismus auf religiösem Gebiete die Reformation herbeigeführt, und diese geistige Bewegung allmählich das gesammte sociale, wirtschaftliche, politische und wissenschaftliche Leben des deutschen Volkes in ihre Kreise gezogen hatte, so wirkte diese vielfach bestimmend auf Ziel und Stoff der Geschichtswissenschaft ein. Man kann demnach diese neue Richtung als politisch-religiös bezeichnen. Da die Reformation ein Ausfluss deutschen Geistes war, und in ihr das nationale Moment hervortrat, kam dieses auch in der Geschichtswissenschaft zur Geltung, indem sich damals zuerst eine nationale Geschichtsschreibung zu entwickeln begann.

Am Anfange des 17. Jahrhunderts erfolgte die Emancipation von der Wissenschaft des Alterthums. Baco mit seiner Naturphilosophie rief eine neue Weltanschauung ins Leben. Das Hauptaugenmerk lenkte sich der Natur zu, und eine neue Methode zur Erforschung derselben und ihrer Gesetze kam in Aufnahme. In der Geschichtswissenschaft zeigte sich der Einfluss der neuen Richtung zunächst in der Methode der Geschichtsforschung. Man suchte die Quellen auf, untersuchte und sammelte sie und entwickelte Grundsätze für ihre Benützung und Verwertung. Die Namen Mabillon und Leibnitz genügen, um diesen Fortschritt in der Geschichtswissenschaft zu kennzeichnen. Später erst kam die philosophische Auffassung zum Durchbruche: Montesquieu leitete sie ein, und Rousseau lenkte sie durch seine socialpolitischen Schriften in Bahnen, in welchen sie sich mit Vorliebe bewegte. Man benützte die Geschichte, um an ihr die durch Speculation gefundenen Theorien über Staats- und Menschenrechte zu erläutern; andererseits bildeten diese Theorien wieder den Maßstab, nach dem man die Thatsachen auswählte, beurtheilte und anordnete. So entwickelte sich eine rationalistisch-aprioristische, kosmopolitische Geschichtswissenschaft, welche fast ausschließlich die Politik berücksichtigte. In Gatterer und Schlözer offenbart sich sowohl die universalhistorische Tendenz der Aufklärungsperiode als auch der Fortschritt in der Methode der historischen Forschung und in der Entwicklung ihrer Hilfswissenschaften.

Als die philosophische Speculation in Kant und Fichte ihren Höhepunkt erreichte, äußerte sich ihre Wirkung auch in der Geschichtswissenschaft. Sowohl Schlosser als auch Ranke sind in ihrer Geschichtsauffassung von ihr beeinflusst. Ersterer glaubt im Gange der Weltgeschichte die philosophischen Theorien über Vernunft und Sittlichkeit darlegen zu können und fasst daher die Geschichte als Mittel zu ethischen Doctrinen auf. Auch Ranke erkennt in der Geschichte eine „moralische Weltordnung“, die sich in den leitenden Ideen ausdrücke, durch welche die persönliche Freiheit der handelnden Individuen eingeschränkt erscheine. Beide verrathen zudem in der kosmopolitischen Auffassung der Weltgeschichte den Einfluss der Aufklärungsperiode.

Inzwischen hatte aber sowohl der Verlauf der Ereignisse, als auch die Entwicklung der Wissenschaften neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft hervorgerufen. Unter dem Einflusse der geistigen Bewegung, die sich am deutlichsten in den Encyklopädisten offenbarte, brach in Frankreich die Revolution aus. Durch sie wurde der feudale Staat mit seinen privilegierten Ständen gestürzt, und der dritte Stand, das Bürgerthum, zur Herrschaft im Staatsleben emporgehoben. An die Stelle des aufgeklärten Despotismus trat der Liberalismus, dessen Grundsätze nicht bloß im politischen und socialen, sondern auch

im wirtschaftlichen Leben wertbestimmend auftraten. Und zwar waren es zum Theil die physiokratischen Theorien des Encyklopädisten Quesnay, welche die Wichtigkeit des Bauernstandes betonten, zum größten Theile aber die Lehren seines jüngeren Zeitgenossen, des Engländers Adam Smith, die den Wert jeder Arbeit, insbesondere der im Gewerbe und in der Industrie geleisteten, hervorhoben und für deren Entfaltung die Beseitigung aller Schranken forderten. Sowie die Heere Frankreichs das romanische und germanische Europa überschwemmten, drangen auch die Anschauungen des Liberalismus in alle Culturstaaten dieses Welttheiles. Aber gerade die französische Herrschaft rief in Deutschland eine Reaction sowohl auf politischem als literarischem Boden hervor. Unter dem Drucke Napoleons erwachte das nationale Bewusstsein der Deutschen und drängte sie einerseits zum Kampfe für ihr Volksthum gegen französische Gewaltherrschaft, andererseits zur Begeisterung für deutsches Wesen, wie es sich in der früheren Geschichte und Cultur des Volkes abspiegelt. Das kosmopolitische Volk der Denker ergriff die Waffen und besiegte die französischen Gegner, welche es unter der Fahne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geknechtet hatten, und die deutschen Dichter und Gelehrten versenkten sich in das Studium der deutschen Sprache und Literatur, der deutschen Kunst und Geschichte, um aus der nationalen Vergangenheit Trost und Erhebung zu schöpfen. Im Gegensatze zur Aufklärung entwickelte sich die Romantik. Sowie die Reden des Philosophen Fichte die Befreiungskriege im Gefolge hatten, so haben die Siege des deutschen Volkes das Aufblühen deutscher nationaler Wissenschaft hervorgebracht. Etwa ein Decennium nach Fichtes Reden an die deutsche Nation wurde durch den Staatsmann Stein der Grund gelegt zu den Monumentis Germaniae historicis. In ihnen zeigt sich die Wandlung im geistigen Leben unserer Nation, aber gleichzeitig auch der Fortschritt, den Methode und Technik der Forschung inzwischen in der Geschichtswissenschaft gemacht hatten.

Kants kritische Richtung hatte befruchtend auf alle Wissenschaft gewirkt, auch die Geschichte empfieng ihren Theil an Anregung von dem scharfsinnigen Geiste dieses Heroen. Und zwar kam ihr diese durch das Medium der Philologie zu. Ich möchte Fr. Aug. Wolfs Prolegomena ad Homerum (1795) als dasjenige Werk bezeichnen, das den mächtigsten Antrieb zu jener kritischen Richtung in Erforschung der alten Geschichte gegeben hat, welche am deutlichsten in Niebuhrs Werken zutage tritt. Zugleich erhielt das Studium der alten Geschichte durch die von Winckelmann begründete kunstgeschichtliche und archäologische Schule bisher ungekannte Stoffe und Probleme zugewiesen, während die durch das Bekanntwerden des Sanskrit entstandene Wissenschaft der Sprachvergleichung der Forschung neue Quellen und Methoden erschloss, wie dies an den Leistungen Wilhelm von

Humboldts und der Gebrüder Grimm sich deutlich bekundet. Solchen vielseitigen Anregungen folgend hat die deutsche Geschichtswissenschaft an den Monumentis Germaniae historicis sich entwickelt und über Ranke und Schlosser jene Höhe erreicht, auf der sie gegenwärtig steht. Ihren Leistungen reihen sich würdig an E. Curtius in seiner griechischen, Th. Mommsen in seiner römischen Geschichte, Waitz und Giesebrecht, die Erforscher deutscher Verfassung und Geschichte im Mittelalter, und die politischen Geschichtsschreiber Häusser, von Sybel und Treitschke. Während diese Koryphäen ihre denkwürdigen Werke schufen, vollzogen sich Wandlungen im öffentlichen Leben der Völker Europas, die nicht ohne Folgen für die Geschichtswissenschaft blieben.

Das politische Leben des mittleren und südlichen Europa concentrierte sich seit dem Wiener Congresse in dem Kampfe des Liberalismus gegen den Absolutismus, des Bürgerthums gegen die Fürstengewalt und deren Stützen, den Adel und Clerus. Der Liberalismus gab deshalb das Maß zur Wertbestimmung im öffentlichen Leben. Sein Maßstab fand auch bei den Geschichtschreibern Anwendung. Nur trat in Süddeutschland im Anschlusse an Schlosser, bei Häusser, Gervinus und namentlich Rotteck eine demokratisch-radicale, dagegen in Norddeutschland bei Ranke und seinen Schülern eine aristokratisch-conservative Richtung hervor. Daneben verbreitete sich über ganz Deutschland unter dem Drucke der h. Allianz die nationale Bewegung, die immer mächtiger anschwoll und auch in der Geschichtswissenschaft als wertbestimmendes Moment zur Geltung kam. Rankes aristokratische Gesinnung, welche ebensosehr durch den persönlichen Verkehr mit den höchsten Kreisen Berlins, als durch seine Studien in den Schriften der Staatsmänner und Diplomaten gefördert wurde, begegnete sich mit der Hegel'schen Philosophie, welche in den Dreißigerjahren die Wissenschaften im größten Theile Norddeutschlands beherrschte und sozusagen einen officiellen Charakter erlangt hatte. Auf Schlosser dagegen nahmen die philosophischen Systeme seiner Zeit keinen nennenswerten Einfluss, vielmehr weckten die in Heidelberg, wo er hauptsächlich wirkte, wurzelnden Bestrebungen der Romantiker nach Aufhellung und Bearbeitung der deutschen Literatur sein Interesse. Daraus dürfte sich die zuerst in seinen Werken hervortretende Erweiterung des Geschichtsgebietes auf „die Literatur und Cultur“ erklären. Aus seiner Schule gieng ja Gervinus, der Schöpfer der ersten deutschen Literaturgeschichte hervor.

Die Erfolge, die der Liberalismus vorübergehend im Jahre 1848 und dauernd nach der Vernichtung der Reaction in den Sechzigerjahren errang, brachten seine Principien auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zur Herrschaft. Sie behaupteten diese noch, als die nationalen Bestrebungen des deutschen Volkes in der Gründung des deutschen Kaiserthums ihr Ziel erreichten.

Indessen hatten sich aber in der Wissenschaft und Kunst, sowie im Leben des Staates und der Gesellschaft Richtungen entwickelt, welche besonders seit den Siebzigerjahren immer nachdrücklicher hervortraten und auch in der Geschichtswissenschaft Eingang fanden. Es sind dies der Darwinismus und im Zusammenhange mit ihm der ungewöhnliche Aufschwung in den Naturwissenschaften, dann der im Gegensatze zu Hegel unter deren Einflusse sich in der Philosophie entwickelnde Pessimismus, Positivismus und Materialismus und endlich der das politische und materielle Leben unserer Zeit beherrschende Socialismus.

Dass diese Bewegungen der Gegenwart auch in der Geschichtswissenschaft sich geltend machen, ist natürlich und selbstverständlich. Wenn nun Lamprecht in seiner deutschen Geschichte mit Bewusstsein den modernen Anschauungen und Ansichten Rechnung zu tragen sucht, so müssen wir das als einen Fortschritt in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft begrüßen und uns bemühen, seinen Leistungen durch eine objecte Würdigung der Frucht seiner vieljährigen Arbeit gerecht zu werden.

Zuerst sei die Schwierigkeit hervorgehoben, die er zu bewältigen hatte, als er daran gieng, in kurzer Zeit eine vollständige deutsche Geschichte zu schreiben. Dieser Wagemuth darf ihm aber nicht zum Vorwurfe gemacht werden; denn soll ein solches Werk aus einem Gusse sein, so muss es in kurzer Frist beendet werden, weil sowohl die Entwicklung des Autors als der Fortschritt in der Geschichtswissenschaft eine Ungleichheit zwischen den ersten und letzten Theilen des Werkes hervorrufen würde. Ist es nun gerechtfertigt, dass der Verf. eine verhältnismäßig nur kurze Zeit für die Fertigstellung seines Werkes in Aussicht nahm, so darf man es nicht tadeln, dass er nicht allen Quellen und deren Bearbeitungen auf dem ganzen großen Gebiete seiner Forschung nachgegangen ist. Er selbst verweist in seinem Vorworte darauf, dass es gar nicht in seiner Absicht liegen konnte, die unendlich fortgeschrittene Einzelforschung in der deutschen Geschichte zu verfolgen. Vielmehr musste er sich damit begnügen, die Standard works zurathe zu ziehen und sich eine Übersicht über die von den wichtigsten Forschern zusammengestellten äußeren Geschehnisse deutscher Vergangenheit zu verschaffen. Denn er sah seine Aufgabe nicht darin, neue Untersuchungen über einzelne Begebenheiten und Thatsachen anzustellen, wiewohl es an diesen bei ihm auch nicht fehlt, sondern darin, die Thatsachen von einem neuen Standpunkte aufzufassen und nach einer neuen Methode zu bearbeiten, zu ordnen und zur Einheit eines Kunstwerkes zu verbinden. Es erfordert darum nicht viel Mühe, wenn man, wie es einzelne Recensenten der Lamprecht'schen Arbeit thaten, ihr an der einen oder andern Stelle Irrthümer nachweist, namentlich,

wenn ihnen in irgendeiner Periode specielle Detailforschungen zur Verfügung stehen. Auch bei Rankes Weltgeschichte kann so manche Behauptung als irrig zurückgewiesen werden. Umso milder ist Lamprecht zu beurtheilen, da in seinem Werke eine neue Weltanschauung nach Anerkennung ringt, die wohl zunächst aus der Bildung des Autors und seiner Zeit hervorgeht, die aber ein eigenartiges Quellenmaterial erfordert, das bisher noch spärlich fließt.

Es wurde früher der Socialismus als einer der Factoren bezeichnet, unter deren Einfluss das Lamprecht'sche Werk steht. Durch die wirtschaftliche Umwälzung, welche die Maschine herbeiführte, ins Leben gerufen, tritt der Socialismus in Gegensatz gegen den Liberalismus, mit dem sich das Capital verbündet zeigt. Der Liberalismus, die Herrschaft „des dritten Standes", legte den größten Wert auf die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Individuums, weshalb man ihn als Individualismus bezeichnet. Er forderte daher unbeschränkte Concurrenz im wirtschaftlichen, Freiheit des Individuums und Selbstverwaltung im politischen Leben. Er suchte die staatliche Gewalt nach Thunlichkeit einzuschränken, weil er ihr als Gegnerin der Selbständigkeit des Individuums mit Misstrauen gegenüberstand. Der Pauperismus aber, der sich unter der Herrschaft des Liberalismus entwickelte, setzte dessen Wert herab, und mit ihm sank auch das Ansehen seiner Grundsätze in Wirtschaft und Politik. Was gilt politische Freiheit dem Armen, die nicht einmal sein Recht auf eine menschenwürdige Existenz anerkennt? Welchen Wert hat für ihn eine Gesellschaftsordnung, in welcher er als Enterbter erscheint, an dessen Elend die Gesellschaft gleichgiltig vorübergeht? Darum begann der Kampf des gebildeten und ungebildeten Proletariats gegen die bestehende Gesellschaftsordnung und gegen die herrschende Wirtschaft. Die wirtschaftlich Schwachen, im einzelnen ohnmächtig, organisierten sich zu einer Gesammtheit, die für sich eine vollberechtigte Stellung in der Gesellschaft und eine Wirtschaft fordert, durch die ihre materielle Existenz gesichert ist. Eine solche sieht sie in der collectivistischen Production, sei es der ganzen Gesellschaft (Marx), sei es des Staates (Rodbertus). Durch diese Bestrebungen, die immer allgemeiner und dringender werden, kam das wirtschaftliche Leben in den Vordergrund des Interesses unserer Zeit. Indem Lamprecht ihre Berechtigung anerkennt und ihnen in seinem Werke Rechnung trägt, wird seine Geschichtsdarstellung im Gegensatze zu der früheren individualistischen collectivistisch. Daraus erklärt sich auch das Vorwiegen socialer und nationalökonomischer Partien in seiner Geschichte. Nicht als ob vor ihm wirtschaftliche Fragen von der Geschichtsforschung nicht berücksichtigt worden wären: Böckh im Staatshaushalte der Athener, Mommsen in seiner römischen Geschichte, Ranke in seiner englischen und französischen, K. W. Nitzsch in der mittelalterlichen Geschichte, und vor allen

Rankes Schüler v. Sybel in seiner Geschichte der französischen Revolution haben der Volks- und Staatswirtschaft ihre Aufmerksamkeit zugewandt; aber bei Lamprecht steht das sociale und wirtschaftliche Leben im Vordergrunde der Darstellung, und darum ist ihm ein größerer Umfang eingeräumt, als dies vor ihm der Fall war. Schon dies muss als Fortschritt der modernen Geschichtswissenschaft hervorgehoben werden; denn niemand kann leugnen, dass sociale und wirtschaftliche Verhältnisse ein wesentlicher Factor in der Entwicklung der Völker seien, indem sie nicht bloß die materielle Wohlfahrt, sondern auch vielfach geistige Bewegungen beeinflussen. Welch hervorragende Berücksichtigung Lamprecht diesen Verhältnissen zutheil werden lässt, kann in jedem Bande seines Werkes eingesehen werden, insbesondere sei verwiesen auf das VIII. Buch des 3. Bandes (S. 1—119), in welchem das Bürgerthum und der Bauernstand zur Zeit der Staufen in ihrem socialen und wirtschaftlichen Leben geschildert und die Wirkungen der geänderten gesellschaftlichen Schichtung auf das politische und culturelle Leben des Volkes verfolgt werden; ferner auf das X. Buch desselben Bandes (S. 297—420), worin die Colonisation der Deutschen sowie die Germanisation der Länder im Südosten und Nordosten behandelt wird, nationale Thaten von weittragender Bedeutung, die bisher zu wenig gewürdigt wurden; mit besonderer Vorliebe verweilt der Verf. bei den wirtschaftlichen und socialen Wandlungen am Schlusse des Mittelalters und am Anfange der Neuzeit (IV. Bd., S. 175—252 und V. Bd., S. 1—15, 49—139, 322—358 und 465—544), die er schon vorher an anderen Orte behandelt hatte.

Daraus, dass das Arbeitsgebiet der modernen Geschichtsforschung erweitert und bereichert wurde, erwuchsen ihr große Schwierigkeiten in der Beschaffung des Quellenmaterials. Für das wirtschaftliche Leben sind die unscheinbarsten Acten wichtige Quellen. Jeder Kauf- oder Schuldschein, jede Preisliste, jeder Marktbericht eröffnen wichtige Einblicke, gestatten wertvolle Schlüsse, und für die agrarischen Zustände liefern Flur- und Revierkarten, Katastralmappen, Wirtschaftsrechnungen und dergleichen Quellen nothwendige Behelfe, wie dies durch das jüngst erschienene Werk Aug. Metzners, Siedlungen und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, der Kelten usw., zur Evidenz dargethan wurde. Wie wenig ist von derartigem Materiale veröffentlicht, und wie mühsam ist es, in dem bereits bekannten, in tausenden von Einzelnheiten sich verlierenden Stoffe zu forschen, um aus dem bunten Vielerlei das jeweilig Gemeinsame oder das typische Einerlei herauszufinden! Die Schwierigkeit häuft sich, wenn der Verf. sich das Ziel setzt, die Geschichte eines Volkes während zweier Jahrtausende zur Darstellung zu bringen. Darf man ihm dann den Vorwurf machen, dass er manche Einzelnheiten übersehen oder zu kühn generalisiert habe? Gerade auf Gebieten, wo bloß lückenhaftes Quellenmaterial vorliegt, muss die Divination des Autors

ergänzend auftreten, soll nicht loses Stückwerk geliefert werden. Diese schließt sich aber unwillkürlich an die heutzutage herrschenden Theorien der Sociologie und Nationalökonomie an und sucht mittelst derselben in die dunkle Vergangenheit einzudringen, um nach der Analogie der Erfahrungen in der Gegenwart und der historisch bezeugten Zustände der Vergangenheit diese zu ordnen und die vorhandenen Lücken der Überlieferung auszufüllen.

Doch nicht bloß durch Erweiterung des Stoffes kennzeichnet sich die moderne Geschichtswissenschaft. Jede neue Richtung ist geneigt, das ihr speciell Eigenthümliche, Neue in seinem Werte zu überschätzen. So begnügt sich der Socialismus nicht damit, die sociale und wirtschaftliche Entwicklung als einen neuen wesentlichen Factor in den Causalnexus der Geschichte einzubeziehen. Seine Vertreter Marx und Engel in ihrem communistischen Manifest vom Jahre 1848 bezeichnen geradezu die Structur der Gesellschaft und die ökonomischen Verhältnisse als die Grundlage, aus welcher der Überbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines Zeitalters in letzter Instanz zu erklären sei. Diese materialistische Geschichtsauffassung treffen wir bei Lamprecht nicht, wie ihm dies von einzelnen Recensenten vorgeworfen wird. Im Gegentheile erscheinen bei ihm als die primitivsten socialpsychischen Factoren neben der Wirtschaft, dem auf die Befriedigung der Nahrungs- und Fortpflanzungsinstincte gerichteten Wollen, als gleichberechtigte geistige Potenzen: die Sprache, der Ausdruck des Denkens, und die Kunst, das Bestreben, das Gefühl an Kraft und Intensität zu steigern. Aber darin zeigt sich der Einfluss des Socialismus auf Lamprecht, dass er die Wirtschaft mit den übrigen geistigen Factoren in den innigsten Wechselbeziehungen stehen und durch das Zusammenwirken aller Factoren jedem Zeitraume einen besonderen Typus aufprägen lässt, in welchem das wirtschaftliche Leben einen wichtigen bestimmenden Factor bildet.

Von der Kunstgeschichte ausgehend stellte er fünf Typen in der Entwicklung des geistigen Lebens auf dem Gebiete der Kunst und Religion, der Sitte und des Rechtes fest, die er als Symbolismus (bis zum 10. Jhdt.), als Typismus (bis zum 13. Jhdt.), als Conventionalismus (bis zum 15. Jhdt.), als Individualismus (bis zur Mitte des vorigen Jhdts.) und als Subjectivismus (bis zur Gegenwart) bezeichnet, denen sich ihm als analoge wirtschaftliche Perioden die occupatorische Wirtschaft, die markgenössische und grundherrliche Naturalwirtschaft, die genossenschaftliche und schließlich die individuelle Geldwirtschaft ergaben.

Mögen andere Forscher andere Bezeichnungen für die einzelnen Geschichtsperioden wählen, das Verdienst bleibt Lamprecht unbe-

nommen, dass er das sociale und wirtschaftliche Leben als maßgebenden Factor in der Geschichte zur Geltung brachte und dass er der Forschung ein wichtiges Problem setzte und es auch zu lösen versuchte; nämlich das, den innigen Zusammenhang des geistigen und materiellen Lebens in jedem Zeitalter nachzuweisen. Hat er dadurch schon neue Wege der Geschichtswissenschaft gewiesen, so hat er ihr, den wissenschaftlichen Errungenschaften der Gegenwart folgend, auch noch andere neue Ziele gesteckt und die zu deren Erreichung geeigneten neuen Methoden angewendet. Der riesige Fortschritt, der in den Naturwissenschaften durch Darwin hervorgerufen wurde, wirkte auch auf die Geisteswissenschaften vielfach umgestaltend ein. Das Princip der Entwicklung oder Evolution gewann die Herrschaft im gesammten wissenschaftlichen Denken der Zeit. Nicht bloß in der Natur vervollkommnet der Kampf ums Dasein deren Gebilde, auch das Rechtsleben entwickelte sich im Kampfe ums Recht, und wie die Natur von der einfachsten Zelle zum compliciertesten Organismus sich stetig entwickelnd aufsteigt, so entwickelt sich die Menschheit auf allen Gebieten ihres Denkens und Handelns in Recht und Sitte, in Religion und Moral, in Kunst und Wissenschaft, aber auch in ihrem socialen und wirtschaftlichen Leben stetig zu immer complicierteren Culturformen. Welches Ziel dieser Entwicklung gesteckt ist, das wissen wir nicht, ignorabimus! In dieser Auffassung zeigt sich der Einfluss der Entwicklungsphilosophie in der modernen Geschichtswissenschaft und speciell auch in Lamprechts Geschichtswerk. Es ist kein ideales Ziel, dem die Menschheit zustrebt, auf das der Geschichtsschreiber sein Augenmerk gerichtet hat, und aus dem er seine Wertbegriffe ableiten könnte, sondern er begnügt sich damit, das Causalitätsprincip, das jeder Entwicklung zugrunde liegt, sowohl in seiner successiven Continuität in der Zeit, als auch nach seiner gewissermaßen räumlichen, simultanen Durchdringung aller verschiedenen gleichzeitigen Erscheinungen so weit und tief als möglich zu erforschen und nachzuweisen. Hierbei hilft ihm ein anderer Grundsatz der Entwicklungstheorie, nämlich der des Parallelismus der Phylogenesie mit der Ontogenesie. Wie das Individuum sich heute geistig entwickelt, so entwickelte sich das Volk in seinem vielhundertjährigen Werdegange. Es ist begreiflich, dass Lamprecht mit dieser Auffassung von der Aufgabe der Geschichtswissenschaft nicht bei der Frage, die Ranke als Leitstern seiner Forschung bezeichnet, stehen bleibt „Was war?“, sondern dass er untersucht, „wie jede historische Erscheinung als Wirkung bestimmter Ursachen geworden“. Nicht als ob er den Wert der historischen Kritik leugnen wollte. Es muss allerdings zuerst die Wahrheit und Richtigkeit des Thatsächlichen festgestellt werden, aber damit begnügt sich die moderne Geschichtswissenschaft nicht. Sie sucht darzuthun, welche Ursachen als Factoren thätig gewesen sind, damit etwas Bestimmtes werde und gar so werde, wie es thatsächlich war.

In dieser Untersuchung des Causalitätsverhältnisses liegt die neue Methode der Geschichtswissenschaft, die Lamprecht wiederholt als ihr hervorstechendstes Merkmal bezeichnet. Sie hängt zusammen mit dem philosophischen Denken der Gegenwart. Der Pessimismus Schopenhauers und seiner Schule zeigt sich in der Verzichtleistung auf die Erforschung bestimmter Ideale, denen das Menschengeschlecht entgegenstrebt, und auf besondere höhere, supranaturalistische Ideen, unter deren Leitung die Geschichte der Menschheit steht. Aus dem Positivismus Comtes stammt das Streben, die Verknüpfung der Erscheinungen zu erforschen und den Weg, der hiezu eingeschlagen wird. Entweder gilt es, gleichzeitige Erscheinungen zu verbinden; dann geschieht dies dadurch, dass die Gleichartigkeit nachgewiesen wird — das ist die statische Erklärung. Diese Methode ist in der Geschichtswissenschaft nicht neu. Was man früher leitende Ideen nannte, sind eben solche in einer bestimmten Epoche sich offenbarende allgemeine Gesetze und Verhältnisse. Neu ist aber, dass solche Gesetze lediglich durch Analyse der historischen Thatsachen und Erscheinungen und durch Synthese des gemeinsamen Gleichartigen gewonnen werden, ohne dass man zu abstracten, metaphysischen Deductionen seine Zuflucht nimmt. Handelt es sich darum, nacheinander folgende Erscheinungen zu verknüpfen, dann muss der continuierliche causale Zusammenhang erwiesen werden, was als die dynamische Erklärung gilt. Auch diese Methode ist an und für sich nicht neu. Der Causalnexus galt ja seit jeher als Kriterium der pragmatischen Geschichtsdarstellung. Aber die Erweiterung des Causalnexus auf zuständliche Verhältnisse, die man unter dem Worte Cultur zusammenfasst, und die Methode, nach welchen dieser Zusammenhang erforscht und als Ziel die Darlegung der continuierlichen Entwicklung festgehalten wird, das ist das unterscheidende Merkmal der modernen Geschichtswissenschaft, die man deshalb als genetische Geschichtsdarstellung bezeichnen kann. Hierin zeigt sich der Einfluss sowohl der Positivisten als der Materialisten, um nur einzelne Namen zu nennen: der Franzosen Quételet und Bagehot, der Engländer Buckle und Spencer, der Amerikaner Carey, Dean und Draper und speciell der Deutschen Lazarus und Lotze bis auf die physiologische Psychologie der Gegenwart und auf Adolf Bastian, der die Geschichte in ein Spiel elektro-galvanischer Kräfte auflösen möchte.

Die pragmatische Geschichtsdarstellung verweilte bei den Individuen und bezeichnete diese als die maßgebenden Factoren in der Geschichte; erschien doch Carlyle die Geschichte geradezu als Biographie großer Männer! Höchstens gieng sie so weit, nach den Personen und äußeren Umständen zu forschen, unter deren Einfluss das Individuum sich entwickelte, und die Motive zu ergründen, die es bei seinen Handlungen leiteten. Unwillkürlich

drängte sich aber die Erkenntnis auf, dass der Gang der Geschichte einen Zusammenhang aufweise, und dass neben den Individuen auch andere Factoren maßgebend sind, durch welche die Handlungen der Individuen nach einem bestimmten Ziele gelenkt werden. Niebuhr fordert deshalb den Glauben an einen leitenden Geist, an die göttliche Vorsehung, und W. v. Humboldt spricht von einer Weltregierung, deren Plan in den Ideen sichtbar wird, die neben den endlichen Ursachen (den Individuen) als unendliche in der Geschichte wirken. Dieselbe Auffassung trifft man bei Ranke, der die Geschichte als ein Ergebnis des Zusammenwirkens der Freiheit des Individuums und der Nothwendigkeit der Ideen entstehen lässt, was ein zweiter Grund ist, weshalb seine Auffassung als individualistisch bezeichnet wird.

Nun hat das wissenschaftliche Denken unserer Zeit bei der hohen Entwicklung der exacten Wissenschaften deren Ziele und Methoden verallgemeinert und auch in den Geisteswissenschaften zur Geltung gebracht. Demnach bescheidet es sich auf das concrete Endliche und verzichtet auf die Erforschung des metaphysischen Unendlichen und darum Unerforschlichen. Auf das Gebiet der Geschichte angewendet, findet es in dem Wollen und Handeln des Individuums neben der incommensurablen Freiheit eine Menge von concreten Verhältnissen, die das Handeln jeweilig bestimmen. Durch sie wird der Spielraum der Freiheit zu Gunsten der Nothwendigkeit stark eingeengt. Aber auch die Nothwendigkeit, der zweite Factor Rankes in der Geschichtsentwicklung, wird von der modernen Geschichtswissenschaft in anderer Weise aufgefasst. Ihr gilt diese Nothwendigkeit nicht als Wirksamkeit von Ideen, die als Emanationen des göttlichen Geistes sei es von außen her oder von innen aus die Individuen lenken, sondern als die naturnothwendige Entfaltung der im Menschen liegenden Potenzen. So wie der Keim der Pflanze sich zu Blättern, Blüten und Früchten entwickelt, so entwickelt sich auch im genus humanum der hilflose Säugling zum reifen, mit allen physischen und geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestatteten Manne. Die Geschichte kann es aber nicht mit einzelnen Individuen zu thun haben, sondern sie muss die Gesammtheit im Auge behalten, sonst sänke sie zu einer Sammlung von Biographien herab, und selbst das Individuum steht, wie auch die Schüler Rankes zugeben, unter dem Zwange der Nothwendigkeit concreter Bedingungen seines Denkens und Handelns. Darum muss die Geschichtswissenschaft die Entfaltung des ganzen Genus nach all den verschiedenen Richtungen seines geistigen Wesens mit allen ihr zugänglichen Mitteln zu erforschen trachten. Sie wird demnach das Individuum nicht außeracht lassen dürfen, denn starke Individualitäten wirken mitunter nachhaltig auf den Entwicklungsgang ihrer Zeit ein; aber sie bilden nur einen, und zwar keineswegs an und für sich gewaltigen Factor in der Geschichte; denn nur dann ist ihr Einfluss

auf den Werdegang des Volkes oder der Menschheit von nachhaltiger Wirkung, wenn sie als Träger einer in der Zeit herrschenden, also durch nothwendige Entwicklung gewordenen Strömung im Völkerleben erscheinen. Wenn Columbus Amerika nicht entdeckt hätte, so wäre es zu seiner Zeit von anderen Seefahrern entdeckt worden, Luther hat nur deshalb so nachhaltig wirken können, weil die Zeit auf die Reformation hindrängte, er war bloß der Steuermann in dem Strome seiner Zeit. Weil nun die moderne Geschichtswissenschaft nicht das Individuum, sondern die unter dem Einflusse concreter, der Entwicklung dienender Verhältnisse stehende Menschheit zum Gegenstande ihrer Forschung macht, kann man sie auch als collectivistisch bezeichnen.

Es wäre aber eine zu schwierige, ja unmögliche Aufgabe, die Menschheit als Gesammtheit in ihrem Entwicklungsgange zu verfolgen; denn zu derselben Zeit zeigen ihre Bestandtheile, die Völker, die verschiedensten Stadien der Entwicklung; zudem besitzen wir keinen Maßstab, nach dem wir die Stadien bemessen und den Fort- oder Rückschritt beurtheilen könnten, welchen die Menschheit zurücklegt, da wir das letzte Ziel nicht einmal zu ahnen vermögen. Wohl aber besitzen wir die Kenntnis von Entwicklungen einzelner Völker von ihren Anfängen bis zu ihrem Untergange, und an ihnen gewinnen wir einen Maßstab für die Beurtheilung der Entfaltung lebender Völker. Deshalb beschränkt sich die collectivistische Geschichtswissenschaft darauf, die Geschichte eines einzelnen Volkes in seiner stetigen Entwicklung zu verfolgen und darzulegen.

Die Mittel, die ihr zu dieser Forschung erforderlich sind, findet sie zunächst in der Psychologie. Denn da die Geschichtswissenschaft eine Geisteswissenschaft ist, indem sie die Entfaltung des menschlichen Geistes in seinen materiellen und geistigen Schöpfungen verfolgt, so muss sie die Seele des Menschen nach ihren Eigenschaften, Kräften und Gesetzen und nach ihrer natürlichen Entwicklung zur Grundlage nehmen, von der aus sie die geschichtliche Entwicklung eines Volkes verfolgen kann. Da das metaphysische Moment bei der Geschichte als außerhalb des Bereiches menschlicher Erkenntnis gelegen nicht mit Erfolg in Betracht gezogen werden kann, so ist es die physiologische Psychologie und der Determinismus, deren Theorien und Methoden in der Geschichtswissenschaft Verwertung finden. Unter letzteren ist die statistische Methode besonders wichtig. Weil der Geist des einzelnen Menschen nach angeborenen Dispositionen, nach Erziehung und äußeren physischen und psychischen Einflüssen unendlich viele individuelle Abweichungen und Differenzierungen aufweist, so muss die Psychologie darauf ausgehen, die Anlagen, Functionen und Gesetze eines normalen Geistes festzustellen. Dies kann sie allerdings nur unzulänglich, wenn sie eine möglichst große Anzahl von Individuen in ihrem Seelenleben untersucht und

daraus mit Hinweglassung der durch besondere Umstände bedingten Differenzen das Allgemeine, Übereinstimmende als das Normale festhält. Insoferne aber die collectivistische Geschichte nicht mit der Menschheit in abstracto, sondern mit concreten Völkern es zu thun hat, ist es nicht allein die allgemeine Psychologie des Menschen, sondern ganz besonders die Völkerpsychologie, deren Forschungen und Methoden sie verwertet. Seit 1859, dem Jahre der Begründung der Zeitschrift für Völkerpsychologie durch Lazarus und Steinthal, hat diese Wissenschaft ungeheuere Fortschritte gemacht und den Umfang ihres Arbeitsfeldes außerordentlich erweitert. Weil sie das Volksleben in allen seinen physischen und psychischen Erscheinungen verfolgt, so begegnet sie sich hierin mit der collectivistischen Geschichtswissenschaft. Diese entlehnt von jener vielfach sowohl den Stoff als auch die Art und Weise seiner Erforschung. Aber während die Völkerpsychologie als Theil der Anthropologie sich wesentlich descriptiv verhält, muss die Geschichtswissenschaft das allmähliche Werden der im Volksleben hervortretenden Gebilde des Volksgeistes, also die Entwicklung der Völker zu erforscben trachten. Auch darin unterscheidet sie sich von der Völkerkunde, dass sie ihr Gebiet auf jene Zeiten einschränkt, für welche historische Quellen vorliegen. Da jedoch bei der Entwicklung ein stetiges Werden, Umgestalten und Vergehen concreter Factoren im materiellen und geistigen Leben der Völker stattfindet, also, um mit Herakleitos zu sprechen, alles im Flusse ist, so wäre es unmöglich, eine Übersicht über diese Processe zu gewinnen, wenn man nicht bestimmte Zeiträume zu einem Ganzen zusammenfasste, also Stadien der Entwicklung feststellte. Die ältere Schule that dies, indem sie einschneidende Ereignisse als Grenzen der Zeiträume festsetzte und sich bemühte, innerhalb dieser Grenzen bestimmte herrschende Ideen herauszufinden, oder in jüngster Zeit, indem sie drei Generationen zu einer Einheit zusammenfasst. Die collectivistische Geschichtswissenschaft versucht es in einer den exacten Wissenschaften entlehnten Methode unter Rücksichtnahme auf die Psychologie und mit Verwertung der erforschten Thatsachen bestimmte typische Formen in der Entwicklung der Völker festzustellen und die allmähliche Umgestaltung des niederen früheren Typus zu einem späteren höheren darzulegen. Bei dieser Umgestaltung des Alten und der damit nothwendig verbundenen Begründung von etwas Neuem kommt auch das Individuum zur Geltung, und zwar umso mächtiger, je mehr es in sich von den Eigenschaften und Gedanken verkörpert, die als Gesammttypus der Zeit seines Auftretens erscheinen.

Aus dem bisher Dargelegten ist deutlich ersichtlich, dass Lamprecht in seiner deutschen Geschichte den heutzutage in Politik und Wissenschaft herrschenden Richtungen gerecht zu werden suchte, und dass er hiedurch in bewussten Gegensatz gegen die bisherige Geschichtswissenschaft trat. Da das Gesetz der Ent-

wicklung auch in den Wissenschaften unzweifelhaft herrscht, so kennzeichnet sein Werk ein neues Stadium in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft, und darum begrüßen wir es als eine hervorragende Leistung auf historischem Gebiete. Das Neue ist aber der Feind des Alten, darum erregte Lamprechts Werk bei einer großen Zahl von Fachgenossen starke Opposition, die namentlich von F. Rachfahl, Fr. Meinecke, M. Lenz und Hintze, von Lehmann und Fischer mitunter mit Leidenschaft geltend gemacht wurde. Zumeist äußerte sie sich in dem Nachweise von Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten in jenen historischen Perioden, welche die Kritiker als Specialforscher besonders beherrschten. Das ist auch thatsächlich die Schwäche des Lamprecht'schen Werkes, für die der Erklärungsgrund bereits erwähnt wurde. Aber das Charakteristische Lamprechts liegt nicht in der Feststellung der Thatsachen, sondern in dem Aufsuchen des auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit in jeder einzelnen Epoche sich offenbarenden Gleichartigen, Typischen und in dem Nachweise der Entwicklung dieses Zuständlichen nach den in der modernen Psychologie anerkannten Normen der Entfaltung des menschlichen Geistes in einer den exacten Wissenschaften entlehnten Methode. Darauf giengen die Kritiker in den seltensten Fällen ein und wenn sie dies thaten, begnügten sie sich meist damit, der Ranke'schen Geschichtsauffassung neue Stützen zu bieten, indem sie Lamprechts klare Kritik derselben absichtlich oder unabsichtlich missverstanden und sie dann als unberechtigt zurückwiesen, oder indem sie die Lamprecht'sche Geschichtsauffassung durch den Verdacht des Socialismus und Materialismus zu discreditieren suchten.

Doch so wenig wie in dem Leben des Einzelnen so in dem eines Volkes ein Stillstand eintritt, ebensowenig kann die Geschichtswissenschaft, welche das Leben der Völker beobachtet und in ihm wurzelt, bei irgendeinem auch dem hervorragendsten ihrer Vertreter halten und auf dessen Auffassung des Geschichtlichen als unumstößlich schwören. Müssen doch die Anhänger Rankes zugeben, dass in dessen Werken selbst sich eine Entwicklung sowohl in Bezug auf Stoff und Methode der Forschung als auch in Anordnung und Auffassung deutlich offenbart. Man müsste sich wundern, wenn dies nicht der Fall wäre; denn was wurde auf allen Gebieten der Wissenschaften während der drei Generationen, in welchen das Leben unseres Meisters verfloss, geleistet? Sollte all das spurlos an seinem regen Geiste vorübergegangen sein? Allerdings ist der Geist des Menschen im Greisenalter nicht leicht geneigt, neuen Richtungen, welche eine Umwälzung des bisherigen durch die ganze Bildung und Erfahrung sowie durch langwierige Gewöhnung gefestigten und liebgewonnenen Gedankenkreises hervorrufen, zu folgen. Aber sollen diese Richtungen deshalb überhaupt ohne Einfluss auf die Entwicklung der Geschichtswissenschaft bleiben? Gerade in den letzten Decennien haben sich Wissen-

schaften ausgebildet, welche mit der Geschichte in den innigsten Beziehungen stehen: die Biologie und Sociologie, die Volks- und Staatswirtschaft, die Völkerpsychologie und Folkloristik erweiterten das Gebiet des Geschichtsforschers und gaben ihm neue Methoden an die Hand. Andere Wissenschaften, wie die Philosophie und Philologie, die Linguistik und Anthropologie, die Logik, Psychologie und Statistik haben unter dem Einflusse des gewaltigen Fortschrittes in den Naturwissenschaften eine Ausbildung und Vervollkommnung erfahren, durch welche ihr Wert für die Geschichtswissenschaft erhöht, das Gebiet ihrer Verwertung erweitert und hiedurch neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft angebahnt wurden. Wenn nun ein Gelehrter nach jahrelanger sorgfältiger Vorbereitung den Muth hat, seine unter den neuen geistigen Strömungen entstandene Auffassung von der Geschichtswissenschaft an einem gewiss schwierigen und großen Werke „der Geschichte des deutschen Volkes“ zu erproben und zu veranschaulichen, so hat er damit seiner Wissenschaft einen großen Dienst geleistet. Es zeugt von einem kleinlichen Geiste, wenn man wegen einzelner Irrthümer im Detail der Thatsachen den Wert der Leistung herabsetzt, und von einem, gelinde gesagt, geringen Wohlwollen und großer Selbstgefälligkeit, wenn man es nicht der Mühe wert hält, die neuen Gesichtspunkte, von denen aus Lamprecht die Geschichte des deutschen Volkes betrachtet, genauer zu würdigen, sondern sie einfach verwirft, weil sie der bisher zumeist geltenden Auffassung widersprechen.

Wenn auch Lamprechts Werk einzelne Flüchtigkeiten aufweist und manche kühnen Behauptungen aufstellt, denen nicht jedermann beipflichten kann, so bietet es doch so viel des Neuen und Anregenden, dass es jeder, der Interesse für die Geschichte im allgemeinen und speciell für die des deutschen Volkes hat, nicht ohne vielseitige Anregung und mannigfaltige Belehrung lesen und mit hoher Befriedigung aus der Hand legen wird.

Wien. Dr. Em. Hannak.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Ausgewählte Reden des Lysias. Erklärt von H. Frohberger. Kleinere Ausgabe. 1. Heft. 3. Aufl., bearbeitet von Theodor Thalheim. Leipzig, B. G. Teubner 1895. 8⁰, 200 SS.

Die nicht unbedeutenden Änderungen, welche der Herausgeber der vorliegenden Auflage an den Einleitungen zu den einzelnen Reden vorgenommen hat, sind zumeist veranlasst durch das neue Licht, das die wiedererstandene athenische Politie des Aristoteles über die Verfassungskämpfe in Athen am Ende des peloponnesischen Krieges verbreitet hat. Schon v. Wilamowitz hat in seinem Werke „Aristoteles und Athen“ gezeigt, wie sich die aus dieser Quelle neu hinzugekommenen Thatsachen zur Beurtheilung einiger Lysianischen Reden verwerten lassen. Seinem Beispiele folgend hat nun auch Th., besonders in den Einleitungen zur 12., 13. und 25. Rede, neue Gesichtspunkte aufgestellt und u. a. der Besprechung des Rechenschaftsprocesses und der Dokimasie die Darstellung des Aristoteles zugrunde gelegt.

Im Texte ist mancherlei geändert, doch meistens nach älteren Besserungsvorschlägen. Neue Emendationen hat Ref. an folgenden Stellen gefunden: XII. 19 *ἦλθον* für *ἦλθεν*. Hiedurch wird wohl die Stellung von *Μηλόβιος* erklärt, doch ist aus dem unmittelbaren Zusammenhange das Subject des Verbums nicht ohneweiters ersichtlich. — Ibid. 51. Statt *μοι ταῦτα* der Handschriften und *ταὐτά* der 2. Auflage jetzt *τὰ πράγματα*, woran schon Gebauer in der größeren Ausgabe S. 254 gedacht hat. Trotzdem bleibt die Stelle im Zusammenhange gestört, da der Hauptanstoß, wie Th. richtig bemerkt, in *ὡς* liegt; seinem Vorschlage, *οὕτω*-*ὥστε* zu lesen, kann ich nicht beipflichten. — Ib. 78 *ἤδη γάρ*, das Gebauer mit hinzugesetztem *ποτὲ* nicht ohne Bedenken vorgeschlagen hat, wird im Commentar durch eine Parallelstelle gestützt. — XIII. 31. Die schon unzähligen Besserungsversuchen unterzogene Stelle lautet bei Th. jetzt: *καὶ αὐτὸς οὐκ ἐδόκει αὑτῷ ἅπαντα τἀληθῆ πω κατηγορηκέναι*. Der Satz gibt nunmehr in der Form beißenden

Hohnes die Bestätigung, dass Agoratos den an ihn gestellten Anforderungen entsprochen hat. Die an sich leichte Änderung darf wohl auf Beifall rechnen. — Ib. 85 *εὐηθέστατα* als Adverb, um die anstößige Verbindung von *οἶμαι* mit dem Adjectiv zu beseitigen. — Ib. 87 *ἀναιρεθέντες* kommt dem überlieferten *ἀναγκασθέντες*, das keinen Sinn gibt, näher als *ἀπογραφέντες ὑπὸ σοῦ*, wie Fuhr und Gebauer schreiben; für den Zusammenhang passt freilich Letzteres vortrefflich. — Ib. 96. Den Passus *οἱ τριάκοντα — καταψηφίζεσθαι*, welcher die vorausgehenden imperativischen Sätze in matter Breite wiederholt, hält Th. für interpoliert. — XXV. 22 *ταὐτά* statt *ταῦτα*.

Der Commentar, obwohl im wesentlichen ungeändert, bringt doch hie und da neue Erklärungen; wo der Herausgeber es nöthig fand, gegen seine Vorgänger zu polemisieren, verlegt er die Erörterung in den Anhang. Wenn ich in einer Besprechung des früher erschienenen 2. Bändchens, auf die sich Th. im Vorworte bezieht, geglaubt habe, an dem Anhange den Mangel an Übersichtlichkeit hervorheben zu sollen, so gieng und geht auch diesmal meine Ansicht dahin, es hätte sich der Herausgeber, anstatt jedwede Abweichung vom Texte des Palatinus aufzunehmen, darauf beschränken können, nur jene Lesarten zu verzeichnen, welche eine Änderung des Textes der früheren Auflagen, bezw. der größeren Ausgabe bedeuten.

Wien. Franz Slameczka.

Cornelius Nepos. Erklärt von Karl Nipperdey. Kleinere Ausgabe. 10. Aufl. Besorgt von Bernh Lupus, Professor am Protestantischen Gymnasium zu Straßburg i. E. Berlin, Weidmann 1895. gr. 8°, 195 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Gerade vor einem Decennium hat Ref. über die 9. Auflage des Nepos von Nipperdey-Lupus in dieser Zeitschrift berichtet. Vgl. Jahrg. 1887, S. 786. Offenbar ist dem neuen Herausgeber diese Anzeige nicht zugesichte gekommen; denn abgesehen von den dort angemerkten Druckfehlern, die in der 10. Auflage nicht wiederkehren, hat von den Vorschlägen des Ref. nichts Verwendung gefunden. Gleichwohl möchte Ref. dem umsichtigen und gewissenhaften Herausgeber nicht grollen: zeigen doch Text und Anmerkungen Seite für Seite, dass die Fortschritte in Kritik und Exegese des Verf.s ihre Verwendung gefunden haben. Dass hier insbesonders der Jahresbericht von G. Gemss in der Zts. f. das Gymnasialw. 1892 zu seinem Rechte kommt, ist selbstverständlich. — Das elegisch gestimmte Vorwort deutet auch den Streit auf dem Gebiete der Schulcommentare an. Er nennt Nipperdeys Arbeit eine „einst weit verbreitete und viel benutzte Schulausgabe", die nun von neuem wagt, „sich an dem bunten Wettbewerb von Ausgaben aller

Art zu betheiligen". Der Herausgeber kann ruhig sein: mögen die Anschauungen über Wesen und Einrichtung der Schülercommentare schwanken und ephemere Producte hervorrufen, Nipperdeys Ausgabe ist und bleibt eine bedeutende, grundlegende Erscheinung, die mindestens dem Lehrer unentbehrlich ist und auch in methodisch-didaktischer Beziehung immer einen ehrenvollen Platz in der Schulliteratur behaupten wird.

Wien. J. Golling.

P. Cornelii Taciti Annalium ab excessu divi Augusti libri. Erklärt von Dr. Karl Tücking, Director des königl. Gymnasiums zu Neuss. Buch I u. II. 2. verb. Aufl. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh 1895. 2 Bändchen. 106 u. 86 SS.

Die Ausgabe unterscheidet sich schon äußerlich von der 1. Auflage dadurch, dass die Anmerkungen nicht mehr unter dem Texte, sondern für sich hinter dem Texte abgedruckt sind. Ferner gab der Verf. eine 'Einleitung' dem 1. Hefte bei, die folgendermaßen gegliedert ist: 1. Historien und Annalen; es wird das Verhältnis der beiden Werke zu einander besprochen und der Inhalt angegeben. 2. Auswahl und Ordnung des Stoffes in den Annalen. Hier werden auch die benutzten Quellen des Näheren erläutert. Der letzte Abschnitt (3.) enthält die 'sachliche und sprachliche Behandlung'. Unter dem ersteren Schlagworte wird die Charakteristik des Schriftstellers und seine Arbeitsweise näher ausgeführt und daran einige Bemerkungen über seine sprachliche Darstellungsweise geknüpft.

Die Einleitung ist im ganzen recht kurz, aber hinlänglich zurechtführend.

Der nun folgende Text unterscheidet sich nicht sonderlich von dem in der 1. Auflage vorhandenen. Die Abweichungen beziehen sich zumeist auf die Interpunction, die übrigens nicht ganz consequent durchgeführt ist, die Assimilation der Präpositionen in Zusammensetzungen, die nunmehr so ziemlich durchgeführt wurde, auf grammatische Formalien, wie z. B. libido gegen früheres lubido, vicesimus gegen vicensimus, und endlich auf Orthographisches, z. B. vecordia gegen vaecordia, Treviros gegen Treveros, libri Sibyllini gegen Sibullini u. ä. Dabei ist das 2. Buch so ziemlich unverändert geblieben. T. schreibt nur 13, 11 intendit für incendit; 30, 9 uno für uni und 53, 1 tertium für tertio. Im 1. Buch wurde der Text an folgenden Stellen geändert: 8, 12 ex quis maxime insignes [visi] für ex quis *qui* maxime insignes visi der 1. Auflage mit Beziehung auf 77, 13 ex quis maxime insignia, wodurch die Änderung gerechtfertigt erscheint; freilich ist dann *visi* unmöglich. Möglicherweise stand ursprünglich *viri* da. Die Beziehung wäre zwar recht gekünstelt, aber immerhin verständlich und nament-

lich sachlich richtig. 10, 20 nahm er Iullos auf (darnach ist der Commentar richtig zu stellen). 10, 21 klammert er das hs. que tedii et, wofür er in der 1. Auflage mit Halm Q. Pedii schrieb, ein; das ist wohl auch das Vernünftigste. 32, 17 schreibt er jetzt mit der Mehrzahl der Herausgeber quod neque disiecti nec paucorum instinctu für q. n. d. aut paucorum, wie Nolte vorgeschlagen. Und endlich 35, 14 wählte er mit den meisten Herausgebern promptos für promptas res.

Der Änderungen sind, wie man sieht, nicht viele, doch sie sind wohl überlegt und im ganzen gut zu heißen.

Das Hauptgewicht der T.'schen Ausgabe liegt in den erklärenden Anmerkungen, die sich nun an den Text anschließen. Hier hat der Herausgeber vielfach geändert und zugleich gebessert. Zunächst hat er bei Stellenanführungen aus dem 1. und 2. Buch der Annalen auch die Zeile hinzugethan, sodass das Aufsuchen der Parallelen erleichtert wird. Die an die Schüler gerichteten Fragen sind getilgt und dafür der Inhalt der früheren Frage kurz angeführt. Getilgt sind auch Bemerkungen sittlich bedenklichen Inhalts, z. B. I 10, 20, wo in der 1. Auflage von des Iulus Antonius 'frivolem Umgange mit Iulia' gesprochen wird. Kritisierende Bemerkungen, für die Schüler bekanntlich ohne Wert, weil sie ungelesen bleiben, sind auf das unumgänglich Nothwendige eingeschränkt. Auch die Übersetzungshilfen sind reichlicher geworden, und häufiger als früher begegnen Verweisungen auf parallele Fügungen, wodurch wieder zur Charakterisierung und zum Verständnis des Taciteischen Sprachgebrauchs mehr als früher beigetragen wird. Auch an den Verweisungen wurde geändert, so dass minder Passendes durch mehr Entsprechendes ersetzt wurde, kurz die vorliegende Ausgabe kann Schülern und Lehrern aufs wärmste empfohlen werden. Der Commentar gibt nur selten Anlass zu Gegenbemerkungen. T. hat eben die vorhandene Literatur gewissenhaft benutzt und verwertet. Vgl. übrigens Andresens Bemerkungen in der Anzeige dieses Buches in Zts. f. GW. 1895, S. 176 ff. Der Druck ist correct, die Ausstattung gut, der Preis mäßig.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Historische Syntax der griechischen Comparation in der classischen Literatur. Von Dr. Otto Schwab, Gymnasiallehrer am Wilhelmsgymnasium in München. III. Heft: Des besonderen Theiles III. u. IV. Abschnitt. [= 'Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache'. Herausg. von M. Schanz. Heft 13. Band IV. Heft 3.] Würzburg, Stuber 1895. gr. 8°, X u. 206 SS. Preis 6 Mk.

Der III. Abschnitt behandelt die maßbestimmenden, bezw. gradsteigernden Zusätze beim Comparativ und Superlativ, und zwar kommt zunächst (I.) die nähere Maßbestimmung und Begriffsver-

stärkung der beiden Comparationsformen in Betracht. Es handelt sich hier fürs erste um quantitative Maßbegriffe beim Comparativ und Superlativ, wie *πολύ, πολλῷ, ὀλίγον, ὀλίγῳ* und verwandte quantitative Gradbestimmungen, um substantivierte Pronominalbegriffe als Maßbestimmungen wie *τί, τὶ, οὐδέν, τοσοῦτον, τοσόνδε, ὅσον* und endlich um die comparativische und superlativische Correlation *τοσούτῳ ὅσῳ* und ihre Abarten. An zweiter Stelle führt die Untersuchung auf die intensiv-steigernden und begriffserweiternden Zusätze beim Comparativ und Superlativ, bestehend in Conjunctionen und temporalen Adverbien, wie *καί, ἔτι, ἀεί, δή, ἤδη*, und in Zusätzen, wie *τῷ παντί, πάντα, διαφανῶς, ἀληθῶς* u. ä. Die dritte Unterabtheilung dieses I. Capitels bildet die Doppelgradation. Das II. Capitel hat zum Gegenstande die beim Superlativ insbesonders steigernden Zusätze, also *ὄχα, ἔξοχα, διακριδόν, εἷς, μόνος, ἐν τοῖς, εἴπερ τις καὶ ἄλλος, οἷος* u. ä., die Bezeichnung des möglichst hohen Grades mit *ὅτι, ὡς, ὅπως, ᾗ* u. ä. und die typischen, partitiven Genetive mit steigernder Wirkung, wie *πάντων, ἁπάντων, ἀνθρώπων, ἀνδρῶν, τῶν ὄντων* u. ä. — Die zweite Hälfte des Buches umfasst den Abschnitt IV: Ersatz und Umschreibung der organischen Steigerungsformen. Mit der Bemerkung zum III. und IV. Abschnitt: 'über die Stellung der beim Positiv und den Comparativformen sich findenden Zusätze' schließt das Buch ab.

Der Unterzeichnete glaubt, sich auf vorstehendes einfaches Referat beschränken zu dürfen, da er zur Charakteristik des bedeutenden Werkes im ganzen bereits oben Jahrg. 1896, S. 26 bis 29 das seine beigetragen hat; das 3. Heft steht den beiden ersten würdig zur Seite. Zu bemerken hätte der Ref. nur noch, dass die im Jahrg. 1896, S. 28 f. behandelten Ausführungen Thumsers von H. Eichler im Programm des Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt a. d. O. vom Jahre 1895: 'Zum Unterrichte in der lateinischen Grammatik' S. 7 f. eine scharfe, aber wohlberechtigte Kritik erfahren haben.

Wien. J. Golling.

Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Alterthum. Untersuchungen über die Entwicklung des Dramas, der Bühne, des Theaters. Von Erick Bethe. Leipzig, S. Hirzel 1896.

Bethe stellt sich die Aufgabe, die Geschichte des antiken Dramas und Theaters von den Anfängen an bis in die römische Zeit hinein darzulegen. Er sucht mit Recht die einzelnen Entwicklungsphasen scharf zu trennen und auf Grund der gleichzeitigen Quellen zu ermitteln (Einleitung, S. 1—14).

In Cap. I—III, S. 15—67 behandelt er die Entstehung der Tragödie und Komödie. Beide sind innerlich zwiespältig: einer-

seits Chor, andererseits Schauspieler; sie sind daher aus zwei verschiedenen Wurzeln entsprossen, und zwar erstere, oder vielmehr deren Urform, das Satyrdrama, aus dem peloponnesischen Bockschor und dem attischen Sprecher, letztere aus dem unmaskierten Chor der Phallophoren und der peloponnesischen (megarischen) Posse dionysischer Kobolde, welch letztere ebenso wie nach Attika auch nach Unteritalien (Phlyaken), Sicilien (Epicharm) und Böotien importiert wurde. Bei der Tragödie veranlasste die im Frühjahr feierlich begangene Epiphanie des Dionysos — er war der erste Sprecher — die Verknüpfung der fremden Elemente, und Thespis nahm sie zuerst vor.

Cap. IV—XI, S. 68—229 ist dem vorhellenistischen Drama und Theater gewidmet. In Cap. XII, S. 230—277 wird das hellenistische Theater, in Cap. XIII, S. 278—292 die Phlyakenbühne, in Cap. XIV, S. 293—318 die römische Bühne behandelt.

Bis zum Jahre 427 oder 426 war der Standort von Chor und Schauspielen die Orchestra; aber schon die ältesten erhaltenen Tragödien des Aischylos spielten nicht mehr in der Mitte derselben, sondern vor einer Decorationswand, vor der Costümbude. Umsomehr galt dies seit der Einführung einer festen Hausdecoration um 460. Eine große Rolle spielt das Ekkyklema. — Seit 427/6 erscheinen die Götter nicht mehr unter den Menschen, sondern über der Costümbude in der Luft. Erst damals wurde die Flugmaschine erfunden. Es wurde der Vorhang geschaffen. Es wurde endlich als Vorbedingung für alles dies eine feste Bühne von etwa 5 m Tiefe erbaut, welche nur um einige wenige breite Stufen über die Orchestra erhöht, von einer Hinterwand und zwei Paraskenien umrahmt und von einem Schnürboden überdacht war. Der auch damals nothwendige Verkehr zwischen Chor und Schauspielern wird hiedurch nicht gehindert.

In der hellenistischen Zeit, in Athen seit 318/17, seit der Abschaffung der dramatischen Chöre, ist die Bühne, das Proskenion, bei 12′ Höhe nur 2—3 m tief und ohne Verbindung mit der Orchestra. Der frühere Bühnenapparat, das Ekkyklema ausgenommen, das bereits seit dem Ende des V. Jhts. nicht mehr existiert, wurde beibehalten. Für die dramatischen Aufführungen dient nur mehr die Bühne. Der Chor besteht überhaupt nicht mehr, oder nur verkümmert, in der alten Tragödie.

Eine Bestätigung hiefür bilden die Phlyaken-Vasen: Man spielte entweder auf einem etwa 1 m hohen Holzgerüste, welches nur von vorne mittelst einer Treppe zugänglich war, oder auf dem importierten hellenistischen Proskenion.

Die römische Bühne ist ursprünglich nichts anderes als das Holzgerüste der Phlyaken. Es kam zu den Römern durch oskische Vermittlung (vgl. das Theater in Pompei), gleichzeitig mit dem [illegible]x, welcher nach Form und Inhalt mit der oskisch-römischen [illegible] identisch ist. Das später eingeführte griechische Schau-

spiel begnügte sich anfangs mit derselben Bühne. Diese entwickelte sich erst beim bausteinernen Theater unter dem Einflusse der hellenistischen Bühne zu der uns bekannten Form und drang dann wohl infolge des Absterbens der alten Orchestik nach Griechenland hinüber.

In einem Schlusscapitel (S. 319—338) spricht Bethe über Kothurn, Masken und sonstige Costümstücke und tritt für glanzvolle Pracht der scenischen Aufführungen Griechenlands ein.

Im Anhange weist Körte im Anschluss an ein ebendort publiciertes Schalenbild aus Tenagra (?) (Anfang oder erste Hälfte des V. Jhts.) und an zwei bereits bekannte Vasengemälde mit Wahrscheinlichkeit nach, dass die Choreuten des Satyrspiels zu Aischylos' Zeiten den ursprünglichen Bockstypus noch fast unverändert beibehalten hatten, und dass dieselben auch noch am Ende des V. Jahrhunderts an ihn erinnerten.

Bethes Buch ist schon vielfach recensiert worden. Die einen lassen wenig Gutes an ihm, die anderen stimmen fast rückhaltlos bei. Die Wahrheit liegt, denke ich, auch hier in der Mitte. B. hält sich fern von gelehrter Trockenheit. Man liest mit Vergnügen von Anfang bis zum Ende. Aber wie bei solcher Art in der Regel, man liest theils unwillkürlich, theils mit einiger Beklemmung über die Schwierigkeiten hinweg, schüttelt am Schluss den Kopf und denkt: Lies nochmals; in 338 Seiten und bei so schwierigen Fragen fast lauter „zweifellos“ — das ist bedenklich. Und lässt man sich nun durch den blendenden Stil nicht mehr gefangen nehmen, so schrumpft allerdings manches „sicher“ zu einem „möglich“, mitunter auch zu einem „unwahrscheinlich“ oder gar „unmöglich“ zusammen.

Dazu gehört vor allem B.s Bühnenhypothese, wie das inzwischen erschienene Dörpfeld-Reisch'sche Theaterwerk dargethan hat. Nach den Ausgrabungsresultaten ist die hohe Bühne der hellenistischen Zeit ebenso unmöglich als das niedere Podium des ausgehenden V. und des IV. Jahrhunderts. Mauer- und Fußbodenreste haben nicht selten höheren urkundlichen Wert als die oft sehr dehnbaren Literaturstellen. Diese sind jenen anzupassen und nicht umgekehrt. Bestehen bleibt in dieser Beziehung von B.s Aufstellungen meines Erachtens nur ein großer Einfluss der Phlyaken auf die römische Bühne.

Von vornherein bedenklich muss die chronologische Genauigkeit erscheinen, mit der eine ganze Reihe neuer Errungenschaften auf die Jahre 427/26 fixiert wird. Und in der That lässt sich wenigstens die Flugmaschine für die Medea (431) gar nicht in Abrede stellen. Monumente, Hypothesis und Scholien weisen auf sie hin; warum sollen die letzteren gerade hier nicht auf guter Tradition beruhen? Die bisher übliche Auslegung des Textes (V. 1314 ff.) ist ebenso natürlich wie die B.s, welche auf der Annahme eines Ekkyklema beruht, gezwungen. Woher kommt denn

das Ekkyklema bei geschlossenen Thüren, wohin und wie entschwebt Medea? Wie ist bei der niederen Rollbühne V. 1320 verständlich? Ein paar unberechtigte Schlüsse ex silentio (S. 144, 145_3) laufen nebenbei her.

Der Schnürboden ist mindestens nicht nothwendig; B. lässt sich sehr vom modernen Theater beeinflussen. Er ist aber, wie B. selber zugibt, im griechischen Theater direct hinderlich (S. 276); und trotzdem dachten die Athener erst im Jahre 318/17 an Abhilfe?

Noch manches andere wäre auszusetzen, wie die Anwendung des Riesen-Ekkyklema in den Eumeniden und Thesmophoriazusen, des doppelten Ekkyklema in der Katastrophe des Aias, die zeitliche Fixierung der Andromache (S. 140 f.), wobei mit dem „Fortschritt" zu viel gewirtschaftet wird, u. a.

B.s Buch hat aber auch viele Lichtseiten. Sehr plausibel erscheint mir, um nur einiges anzuführen, die Entstehungshypothese der Tragödie; weniger allerdings die der Komödie: wie sich aus dem unmaskierten Chor die phantastischen Wesen der späteren Zeit entwickelt haben sollen, und wie sich die disparaten Glieder zusammenfanden, ist mir nicht klar. Beachtenswert sind ferner seine Ausführungen über Dionysien und Lenäen, über Alkman, über die Decoration in den ältesten Tragödien des Aischylos (doch kann zumal das Grab in den 'Persern' schwerlich durch die Wand der Costümbude selber dargestellt worden sein), über Prometheus, den Vorhang, die *θυμελικοί*, über Phlyax und Atellane.

Bethe hat in vielen Fällen über das Ziel geschossen, nicht selten aber auch das Richtige getroffen. Sein Buch ist vor allem anregend und kann daher, mit der nöthigen Vorsicht gelesen, manchen Nutzen schaffen.

Pola. A. Weisshäupl.

Daniel von dem Blühenden Tal, ein Artusroman von dem Stricker, herausgegeben von Gustav Rosenhagen. (Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. IX. Heft.) Breslau, Wilhelm Koebner 1894. 8°, XII u. 206 SS. Preis 9 Mk.

(Schluss.)

Mit der Berichtigung der Interpunction allein ist es aber doch nicht durchweg gethan; an einer Reihe von Stellen muss man die Bemühungen des Herausgebers um Herstellung des ursprünglichen Textes durch Conjecturalkritik fortsetzen, sei es dass seine Versuche nicht ganz befriedigen oder dass er sich zu früh bei der Überlieferung beruhigte. 192 f. schreibt der Herausgeber mit *m*: *mit schelleclîchem* (*sölichem hk*) *gewalte begunden sie zesamene komen*: *hk* dürften eher auf *schellîchem* führen, womit zugleich der Vers gebessert wird; belegt ist das Wort bis jetzt

nur selten (Lexer II 645. Ntr. 357) und ohne Umlaut; aber auch *schelleclich* erscheint neben *schalleclich* selten (Lexer II 643). — 372 *er enwelle denn sich* (*h* — *sich denn y*) *liegens flîzen* halte ich *denn* für einen in solchen Sätzen bekanntlich nicht eben seltenen jüngeren Einschub, in dem *h* und *y*, worauf auch die Wortstellung zu deuten scheint, leicht zufällig zusammentreffen konnten; vgl. 129, wo sich *h* davon freihält; er mag noch öfter vorliegen, ohne sich immer gleich sicher zu verrathen. — 475 *swes du sô* (*sô* fehlt *y*) *bedenkest dich, daz lâ schiere hœren mich* ist doch umzustellen *sô du*. Ebenso 576 *swâ er sô hin kêret, ... sîn hûs gât im allez mite*, wo das offenbar bereits unverständlich gewordene *sô* nach dem Correlativ in *y* wieder weggelassen ist. — 659 *man hœrt diu* (*m A* — *dâ h k*) *swert dâ* (*h m* — fehlt hier *k*) *klingen* (*hercl. k*): *diu* ist durch *m* allein nicht genügend bezeugt; die schwäbische Lautgebung *då*, die in *h* beidemale vorliegt, darf nicht irreführen. Es wird also genug sein, die fehlerhafte Wiederholung in *h* zu entfernen: ob an erster oder zweiter Stelle, wird durch die Uneinigkeit von *k m* allerdings schwierig zu entscheiden; doch scheint *k* für die Tilgung des zweiten *dâ* zu sprechen: *man hœrt dâ swert klingen.* — 664 *des enkan si nieman gesaten* (*m A* — *anges. h* — *ersaten k*): *h* scheint unbefangen einen alten Fehler zu überliefern, den *k m* bessern, und das Richtige wirklich (vgl. die Anm.) zu sein: *da enkan si nieman an gesaten.* — 882 *sô soln wir niht erwinden, wir heben uns zuo der linden und soln daz tier erschreijen und ouch vil rehte seigen* (ein Wort, das wohl eine erklärende Anmerkung verdient hätte; hier heißt es 'die Richtung, nämlich der Waffen zu Hieb und Stich wie 870, abwägen', was auch ungefähr das von *m* dafür eingesetzte *spehen* besagen soll; anders 5743 *sô sie dann ûf uns seigen* 'die Richtung auf uns nehmen, auf uns eindringen'; vgl. Bech, Germania VII 294 und darnach mhd. Wb. II² 268), *und kome sîn geselle* (der Bruder des einen Riesen, dessen Blendung schon früher in Aussicht genommen ist) *dar, und nemen* (*h A* — *Dem nemen wir m, wir nemen k*) *im ouch der ougen war.* Das letzte *und* ist sinnlos und offenbar nur nach den drei vorangehenden Verseingängen eingeschmuggelt; es fehlt auch den Lesarten zufolge sicher in *m* und wahrscheinlich auch in *k*, die freilich die auch ihnen unverständliche Stelle wieder in anderer Weise zu bessern suchen: *nemen* ist hortativ und bedarf keines Pronomens; streicht man *und*, ist alles in Ordnung. — 1131 *daz si ein herzeleit war* (*h A* — *in h. w. m* — *swar k*) ist trotz der Anmerkung unglaublich; mit der Berufung darauf, dass *si* im Archetypus stand, ist, wenn wir nicht auf Textkritik überhaupt verzichten wollen, doch nichts gethan; die Construction ist nicht nur 'ungewöhnlich', d. h. weder beim Stricker noch sonst irgend belegbar, sondern nach der Bedeutungsentwicklung auch kaum denkbar; die richtige mit dem Dativ steht aber Dan. 1147. 2678 und auch sonst bei unserem

Dichter (z. B. Amîs 890. 1875. 2346 und gewiss noch öfter) und sie muss auch hier hergestellt werden, vorausgesetzt dass *war* richtig ist. Wer den Accusativ halten will, müsste *swar* (*k*) anerkennen: das ist aber misslich, nicht sosehr wegen der dann nothwendigen Voraussetzung zufälligen Zusammentreffens von *hm* in dem Fehler *war*, als wegen des Besserungsversuches (*in herczenleid*) in *m*, der diese Voraussetzung ausschließt und beweist, dass auch *war* im Archetypus stand: *swar* könnte daher nur als eine gelungene Verbesserung eines alten Fehlers anerkannt werden. — 1423 Daniel hat der Herzogin vom Trüben Berge versprochen, den sie bedrängenden Zwerg zu bestehen, und auf dem Wege zu diesem sucht er die Trauernde mit dem Vertrauen zu Gott zu trösten: *si gehabte sich ein wênic baz dan ir ze muote* (l. *ze muot ê*?) *wære. ir herze was vil swære, sô sêre rou sie sîn tôt* (den sie von dem Zwerge fürchtet 1398 ff.). *ouch erbarmete in ir nôt. sus was ir deweders muot ze fröuden dehein guot* (vgl. oben S. 239) *und fröwten sich beide über maht. si riten den tac unz an die naht.* Den einstimmig überlieferten Fehler, den die Anmerkung richtig 'aus dem vorhergehenden Verse' erklärt, bessert der Herausgeber *und rou sie beide über maht*: schwerlich befriedigend, auch wenn man davon absieht, dass derselbe Ausdruck vier Verse vorher steht. Ich vermuthe auch ein Wort, das den Einfluss des vorausgehenden Verses begünstigte und den Fehler zugleich graphisch erklärt: am nächsten stünde der Überlieferung etwa *und früeweten sich*, wenn man aus der Bedeutung 'sich bei Zeiten zu etwas halten' (Bech z. 1. Büchl. Hartmanns 887), in der auch der Stricker das Wort Hahn IV 42 braucht, die hier nothwendige 'sich beeilen' herleiten dürfte; möglich aber auch, dass *über maht* wie Karl 8889. 8377 zu *rîten* gehört: also etwa *unfröuwend sich* usw. (vgl. Karl 4772). Ich hätte noch manchen andern Vorschlag bei der Hand (z. B. *unvröude si beite*, Lachmann zu Walther 33, 2); der deutlichste Beweis, dass es auch mir noch nicht gelungen ist, eine recht überzeugende Verbesserung zu finden; zur Warnung aber, die Stelle nicht als bereits erledigt anzusehen, und zur Anregung weiterer, vielleicht erfolgreicherer Bemühung mag das Gesagte genügen. — 1439 (*diu êre*), *die dehein man mêre ûf dem deheines* (*uff keinem y*) *hûse gesach* kann so nicht geduldet werden: es wird wohl *dem* zu streichen sein. — 1504 ff. *dem manne ist dicke diu wîsheit* (l. *dicke w.*?) *ze mangen dingen* (*mengen sachen m*) *harte guot, daz* (*hy* — *der A*) *er mit sterke niht entuot*: l. *mangem dinge*? — 1759 *si* (die Herzogin vom Trüben Berge) *begundim* (Daniel, nachdem er den Zwerg besiegt hatte) *die gebære zuo den werken zeigen*: die Gegenüberstellung von *gebære* (*gebærde*) und *werc* ist hier ebenso sinnlos, als sie Nib. 429, 3 L. treffend ist; hier muss vielmehr *diu gebære* ergänzend und ihre Aufrichtigkeit beweisend hinzutreten zu den mündlichen Dankesäußerungen, also *zuo den worten*, wie in der vom Heraus-

geber zu 1755 ff. als Vorbild der ganzen Stelle nachgewiesenen Iweinscene 3821 *gebærde und bete,* 4618 *mit gebærde und mit munde,* 3871 (vom dankbaren Löwen) *mit gebærde und mit stimme* verbunden sind. — 1922 hätte der Vorschlag *alsô lebent sie m i t alle* (vgl. die Anm.) unbedenklich in den Text gesetzt werden dürfen; denn nicht bloß der Vers, wie der Herausgeber meint, sondern noch weit mehr der Sinn verlangt diese Besserung statt des überlieferten sinnlosen *mit in allen,* was sicher nur ein verunglückter Versuch ist, den Reim (: *vallen*) auszugleichen (vgl. oben S. 234), und zwar ein alter, der schon in x stand und die Änderung *lebet er* in *m* veranlasste. — 1958. Die über das Schicksal ihres Gatten besorgte Gräfin von dem Lichten Brunnen erklärt Daniel: *ich verklage mînen schaden gar und dunke mich vil rîche, g e w e r t* (*genert h — erfürent y*) *ir* (*er h*) *mir gewærliche ob mîn herre sî tôt.* Die ansprechende Besserung des Herausgebers hätte eine bessere Stütze verdient, als ihr die etwas zaghafte Anmerkung zu der Stelle gewähren kann, wornach 'die auffällige Construction durch eine Ersparung zu erklären wäre: „Gewährt ihr mir in glaubwürdiger Weise (ein Zeugnis) darüber, ob"'. Dessen bedarf es nicht, wie die Beobachtung des Sprachgebrauches bei *wern* und *gewern* lehrt. Klar und glatt ist eine Stelle wie Herrant v. Wildonie I (Die treue Gattin) 134 f. *und wilt du lieber mære wern mich, friunt, von dem hîwen mîn* (vgl. diese Zeitschr. 1882, S. 226) oder Ulrich v. d. Türl. Willeh. 185, 12 (Singer) *des* (*daz* $A\mu$ *sô* BD) *wert von dan daz mære mich.* Aber auch ohne das ausdrückliche *mære* kann *wern* die Bedeutung 'Aufschluss, Bescheid geben' annehmen, wie König Tirol 19, 2 (Leitzmann) *sô wil ich iuch der müle wern,* immer noch mit dem Gen. der Sache. Ebenso Pass. H. 42, 62 *des wil ich ûch vur wâr weren* (versichern). Ohne diesen steht es in dem bekannten Wolfram'schen *sus wert* (berichtet, versichert) *diu âventiure mich* (Parz. 59, 4, wo aber doch das *sus* (vgl. *sô* BD in dem Citate aus Ulrich) eigentlich die Stelle des sonstigen Gen. vertritt. Das kann aber ebenso gut ein abhängiger Satz, der freilich noch zu einem ankündigenden *des* erklärend hinzutreten kann, wie Iwein 6168 *wand ich iuch des zwâre gewer daz man iuch hie vil gerne siht*; in dem von Bech zu dieser Stelle beigebrachten Beleg aus Pass. K. 588, 72 *mit rechter wârheit ich gewer dich daz gesungen dâ ist* fehlt ein solches *des,* und ebenso vertritt den Gen. ein indirecter Fragesatz in unserer von den zuletzt angeführten gar nicht weit abstehenden Danielstelle: 'Verschafft ihr mir wahrheitsgetreu Bescheid, Gewissheit, ob'. 'Auffällig' ist dabei also weder die geforderte Bedeutung noch, soweit es den Gegenstand der *gewer* betrifft, auch die Construction, sondern viel eher der Dativ der Person, den ich bei dieser Bedeutung des Verbums sonst nicht belegen kann; da er aber sonst bei *wern* und *gewern* nicht unerhört ist, wird er auch hier möglich sein; immerhin ist dies der

kunnen für *kûme* erklärt sich dann auch *h* leicht genug. — Der König ruft: *woldan, Daniel, zierer helt! der mir mit öde hât gekelt hiute mangen guoten kneht, h i l f* (*u n d h i l f daz im geschehe sîn reht. und* kann allerdings, wie der sgeber richtig dazu bemerkt, wegen der Beziehung des voraus- den Relativsatzes (3756 f.) auf *im* nicht den Imperativ *hilf oldan* knüpfen; deshalb braucht man es aber nicht ganz zu en; es ist wohl verlesen aus *n u hilf.* — 3842 *daz der as erslagen, daz begunde in sô wol behagen, daz in nieman reit, sie erliezen in der arbeit, sie hulfen im zer erde und* (*vaschten h* — *vasten k* — *m* hat ganz andern Text) *i m erde*: *vazzen* mit Dativ ist nicht zu belegen, weder in der tung 'kleiden' noch in der vom Herausgeber vermutheten, nicht nachweisbaren 'bestatten' (Lexer III 35, nicht 135); zu *werde* kann der Dativ nicht construiert werden, er müsste exiv sein (Haupt zu Neidh. 98, 21); die Änderung *in* ist also ht zu umgehen, vorausgesetzt dass *vazzen* richtig ist, und n wird das Bild jedenfalls von nichts anderem als 'vom Empfang ommen' sein: 'und putzten ihn prächtig heraus, richteten ihn hörig zu' o. ä. Ich zweifle aber doch. Schönbachs sonst an- echende Vermuthung *warten* erklärt nur die Überlieferung nicht cht genug. Etwa *buozten im* ironisch wie 5243, aber mit anderer nstruction? Dieselbe Construction ohne Ironie Hahn III 68. — 53 *sie* (die Feinde, die jetzt von den Scharen des Königs um- tellt und gezwungen sind, sich zu ergeben) *hâten sich guoten ehten des tages g r i u l i c h* (*h A* — *glich y*) *gewert.* Unmöglich st die Lesart von *h* allerdings, wenigstens grammatisch, nicht, da man den Dativ von *wern* aus construieren kann; *griulich* bleibt aber doch immer seltsam, und man wird nicht verkennen können, dass *y* den Gegensatz der bisherigen mannhaften Vertheidigung (*guoten knehten gelich*) und der jetzigen wehrlosen Lage der Übermacht gegenüber so gut ausdrückt, dass *gelich* schwerlich als Verderbnis oder absichtliche Änderung von *griulich* erklärt werden kann; es wird vielmehr das Echte sein. Nur ist vielleicht vorher ein Wort ausgefallen, woraus sich *h* erklärt: etwa *garwe*? — 3890. Nach dem Siege über die erste der sieben feindlichen Scharen räth Daniel, die anderen an Ort und Stelle zu erwarten und nicht etwa vorzurücken, damit nicht die sechs sich gegen sie vereinigen: *dâ uns hiute disiu eine sô lange vor gestanden ist, sô lebeten wir unlange frist.* In dieser causalen Verwendung ist *dâ* mhd. unmöglich; die sprachlich allein zulässige locale Bedeutung aber ist gegen den Sinn, auch wenn man mit anderer Interpunction *dâ* an das Vorausgehende (*sô besamneten sich die sehs schar und bestüenden uns algemeine dâ* usw.) anknüpfen wollte; denn wenn sie vorrücken, kann der Zusammenstoß doch nicht an derselben Stelle erfolgen. Das Angemessenste wäre *sît* oder *nû*; es liegt aber zu weit ab von der Überlieferung, die vielleicht eher auf causales *daz*

führt. — 4233 *daz er mohte wizzen, waz in dâ künftic wære*: der Plural *in* lässt sich doch nicht ohne Zwang durch Beziehung auf Daniel und die Jungfrau, der er (4202 ff.) geschworen, jedes Leid zu rächen, (oder auf seinen *gesellen,* den er sucht?) erklären; das Einfach-Natürliche ist *im.* — 4460. Die Jungfrau von der Grünen Aue erklärt D., wie sie vor der sinnbethörenden Rede des Unholds gerettet wurde, erst durch ein Ohrenleiden, dann, nachdem sie davon genesen, indem sie sich *verstal her ze disem steine und bin ie sît hie inne, wand ich mich versinne* (*das ich mich kan versinnen y*). *dô gehôrte ich sîne rede nie. in hôrten aber alle die, die in disem lande sint: des sint sie tumber danne kint. wand* (*h*) ist hier ganz unpassend; denn nicht der Grund, sondern die Folge wird angegeben, wie 4464 (*des*); auch *y* hilft nicht, wenn anders sein *daz* consecutiv gemeint ist und nicht temporal (anknüpfend an *ie sît*; *m* hat durch seine Änderung *u. b. worden innen* 4459 den Sinn ganz anders gewendet); aus *daz* wäre in *h* nicht leicht *wand* geworden, ebensowenig aus *des,* eher aus *von diu,* was jüngeren Schreibern leicht unverständlich sein und zu Änderungen Anlass geben konnte, wie 2772 (wo offenbar das erste *k* verdruckt ist für *h*). 3059 oder *ze diu* Karl 4490; dem Sinne würde auch *dannen* oder *von danne* genügen. — 4667 *er kunde deheinen rât dâ füre noch enweste wâ er den solde suochen* (*h A — Noch wiste d. zû s. k — N. enwist in nyement zes. m*): in *h* ist der Vers unleidlich überfüllt; aus der Vergleichung mit dem ebenfalls entstellten Text in *km* und 7563 *sie enwesten wie* (*wisten nit wie sie solten y*) *gebâren* (*geb. Sollten alle* mit Heranziehung des Subj. des folgenden Verses *h*) ergibt sich auch hier mit Sicherheit als das Echte *n. enw. wâ den suochen,* eine nicht gerade seltene Construction (mhd. Wb. III 788ª, 43 ff. Lexer III 961), die Paul, Principien der Sprachgesch.[2] 135 unter Nachweis verwandter Erscheinungen aus anderen Sprachen erklärt. — 4682 (*ich*) *hân alle die verlorn, von den ich ie wart geborn, die mir guot solten wesen.* Die Jungfrau könnte es in ihrer Lage wohl beklagen, dass sie *ie wart geborn,* aber in diesem Zusammenhange ist *ie* doch sinnlos und wohl (nach *ich* leicht erklärlich) aus *hie* verderbt. Den folgenden Vers hat der Herausgeber in der Anm. mit Recht nach *m* hergestellt; aber *mir* (*m*) braucht keine 'richtige Conjectur' zu sein, bei dem Lesefehler *mit* (*hk*) ist die Annahme zufälligen Zusammentreffens nicht zu gewagt. — 4898 *dô zeigte* (*-en hk*) *siu im anderstunt* (*zestunt y*) *hern Daniêlen ir trôst.* Zunächst ist *zeigten sie* die besser bezeugte Lesart und kein zwingender Grund sie zu verlassen; der Übergang vom Plural (*ritter unde frouwen,* die mit Daniel vor den Berg hinausgegangen waren zu sehen, was aus ihrem Herrn geworden war 4893) zum Sing. (der Frau zur Grünen Aue) bleibt ganz derselbe, ob er zwei Zeilen später (*si sprach* ohne Variante 4900) oder früher eintritt. Abgesehen davon aber ist *an der stunt* (= *zestunt y*) zu schreiben; *anderstunt* ist

sinnlos; denn eine frühere erstmalige Vorstellung Daniels hat nicht stattgefunden. — 5284. Nach dem Siege über die zweite Heerschar Maturs hält Artus abermals Rast, weil noch fünf andere Scharen zu bekämpfen sind, deren Vereinigung man vermeiden will. Darauf kann der Dichter unmöglich fortfahren: *sô wolden sie* (*hA — Sie w. k — Ee sie w. m*) *für sich rîten*; das wollen sie ja vorerst eben nicht und *m* hat, wenn auch nicht den Wortlaut, doch den Sinn richtig hergestellt; im Archetypus muss die Negation ausgefallen sein: *so enwoldens niht f. s. r.* — 5530 ff. *vil sêre vor den orten die halsperge risen, des erschrickten* (*erschraken y*) *die wisen. die ez mohten wizzen, die hâten sich geflizzen an starkiu swert, diu wol sniten unde niht des vermiten, swaz der man an hæte, ê daz er im den tôt tæte.* Ich setze die ganze Stelle her, weil es darauf ankommt, dass man den Zusammenhang völlig übersehe. Es wird sofort einleuchten, dass der Gedanke *des erschricten* (oder *erschrâken*) *die wisen* nicht nur, wie der Herausgeber selbst zugibt, 'etwas wunderlich', sondern unmöglich ist; durch seine nicht genau entsprechende Übersetzung 'davon *erzitterten* die Wiesen' darf man sich nicht bestechen lassen; auch sie kann übrigens den Anstoß nur mildern, nicht beseitigen. Zudem, welchen Sinn hat in diesem Zusammenhange der folgende Vers *die ez mohten wizzen*? Was wissen? fragt man und würde so auch fragen, wenn sich dieser Relativsatz statt an das folgende *die*, an ein vorausgehendes *die wîsen* anschließen könnte. Abgesehen von dieser Beziehungslosigkeit des *ez* wäre dieser Anschluss ('die Erfahrenen, die es wissen konnten') allerdings das Einfachste und Natürlichste, und dadurch gewinnt die vom Herausgeber vorgeschlagene 'andere Möglichkeit, vor 5531 *sach man* einzufügen und mit *î* zu reimen' auf den ersten Blick einen Schein von Annehmbarkeit; aber mit Recht fragt er selbst, was es dann heißen soll, 'dass gerade die *wîsen* erschrecken' (oder auffahren). Ich habe daher auch bedacht, ob nicht in *erschricten* (*erschrâken*) ein alter Fehler vorliege und verschiedene graphisch sich nahe anschließende Besserungen mit Rücksicht auf *die wisen* sowie *die wîsen* erwogen, möchte aber keine als einigermaßen annehmbar vorbringen; vielleicht gelingt es einem andern besser; vorläufig aber halte ich es schon wegen des beziehungslosen *ez* in 5533 für das Wahrscheinlichste, dass 5532 *wîsen* zu schreiben, aber weiter gar nichts zu ändern, sondern nur zwischen 5531 und 5532 eine alte Lücke anzunehmen ist, veranlasst durch ein äußerlich gleiches Reimwort (*wisen* und *wîsen*). Nicht ohne Härte ist auch in 5538 *er*; doch lässt es sich verstehen und wird kaum anzutasten sein; mit der nächstliegenden Änderung *ez* (*swert*) wäre zudem noch immer ein Numeruswechsel hinzunehmen; dann kann man sich *er* auch gefallen lassen. — 5954 *Getar ich mîn ungemach vor iu herren niht geklagen, ir welt mir versagen iuwern dienst*: hier ist doch Ausfall der Negation (*ir enwelt*) in so junger Überlieferung wahr-

scheinlicher als drei Hebungen; und so wohl noch öfter: vgl. zu 168, wornach *en, ne* in *km* 'fast völlig verschwinden', in *h* in einzelnen 'Resten' erhalten, manchmal auch 'fälschlich eingesetzt', also jedenfalls auch nicht mehr verstanden ist. — 6847 ff. *In ir niuwen lebene* (*A* — *in irem l. m* — *ire nûwe leben k* — *ir nûwe lebenes h*) *begunden sie ze gebene* (*zü geben k, ze gebenes hm*) *gebærde sô genuoge an kunst und an fuoge* usw. Der Text von *m*, dem der Herausgeber hier folgt, ist, wie die Übereinstimmung von *hk* lehrt, sicher nicht alte Überlieferung, sondern ein junger Besserungsversuch ohne Gewähr. Sehr auffallend ist dabei allerdings, wenn nicht etwa in den Lesarten wie öfter ein Irrthum (Verwechslung von *k* und *m*) vorliegt, die Übereinstimmung von *hm* in *ze gebenes,* was in *h* verständlich ist, aber ganz und gar nicht in *m*. Der zu 1887 vermuthete Reim *lebenes : gebene* ist hier so wenig wahrscheinlich als dort (*niht*) *barmes : arme.* Die nicht zu leugnende Bindung *en : e* macht die andere *es : e* noch nicht glaubhaft. 1887 wird zu lesen sein *er hât ouch keinen barm* (: *arm*) nach *k er haut och kein erbarme*: ein naiv hingeschriebener Unsinn, der aber den Anlass des Missverständnisses im Echten noch erkennen lässt, während *h* (*er h. o. niht arme* vorweggenommen aus der fg. Z.) und *m* (*nu merkent mich me*) dieses und *m* zugleich den Reim völlig beseitigen (im fg. V. *im ist* (*sind m* — *vnd sind im k*) *bein* (*baine k*) *und arm gewahsen* usw. haben alle Hss. *arme*). 6847 aber wird man sich vielleicht bei dem unverstandenen Dativ *ir niuwem lebene* beruhigen dürfen. — 6971 *diu ros mohten niht enbern, sie enrêrten* (*A* — *rerten m* — *eruarten* oder *ernarten k* — *entrafen h*) *daz bluot* ist an sich sinngemäß, erklärt aber *h* nicht; vielleicht *entrouften*? — 7033. Der Alte hat den König *an ein stat* gesetzt, wo er nicht *ûf noch nider, weder für noch wider* konnte: *wære er von der state komen, er hæte einen val genomen* usw. *state* ist natürlich ein Fehler, es muss *stat* oder *stete* heißen. — 7529 f. heißt es von dem, der *kunst unde wîsheit beidiu in sîn vaz leit* (7523 f.), weiter: *er mac wol geben, swem er wil, und doch ie gelîche vil.* Das ist nicht der richtige, vom Zusammenhange geforderte Gegensatz, wie er ähnlich schon im vorausgehenden Verspaare ausgesprochen ist: *swaz er dar ûz* (aus dem *vaz*) *gelæren kan, ez wirt dâ von niemer wan*; er wird hergestellt, wenn man schreibt *und hât doch ie gelîche vil.* — 7572. Die Königin Denîse dankt der Jungfrau, die den Alten im Netz gefangen hat, dass sie *ir die vorhte benam, die sie hâten vor dem alten.* Es ist doch wohl *in* zu lesen und *ir* vielleicht nur ein Druckfehler. — 7820. Eben diese Jungfrau rühmt dem Alten von der Wirkung ihrer Wundersalbe auf die Augen: *swie trüebe ein naht wesen mac, si ist iu als ein sumertac dar ane daz man sehen sol und schouwen ouch daz* (sonst unsichtbare) *netze wol.* Der letzte Vers fehlt in *h* und ist in *y* fehlerhaft überliefert, indem *schouwen* offenbar missver-

ständlich und sinnlos auf *sol* bezogen wurde: das Richtige war *schouwet*; den Anlass zur Änderung gab das verschwiegene, aus dem Vorausgehenden (*iu*) zu entnehmende Subject. Nach *sol* ist dann (,) zu setzen. — 7930. Artus möchte Daniel gerne dazu helfen, *daz ir iuwer êre nû sô wol bestætet, ob ir her nâch iht tætet daz anders wære danne guot, daz lîhte ein man unsanfte* (*am unfefete m*) *tuot, daz es nieman war næme.* Statt *ein man* ist doch *eim man* zu lesen. — 8469 *dô behielten sie sînen willen an*: l. *dâ* (mit *an* zu verbinden).

Meine Besserungsvorschläge werden nicht alle gleich überzeugend sein; ich verhehle mir das selbst nicht und habe es zu einzelnen Stellen ausdrücklich ausgesprochen. Wenn es mir in solchen Fällen nur gelang, das Vorhandensein eines Verderbnisses nachzuweisen! Zu leichthin hoffe ich wenigstens ein solches nirgends angenommen und die im ganzen allerdings minder vertrauenswürdige Überlieferung in *y* nirgends ohne einleuchtenden Grund verschmäht zu haben. Denn dass auch diese, ja wo alle drei Quellen auseinandergehen, auch einer ihrer beiden Vertreter, sogar *m*, allein gelegentlich das Echte bewahrt haben kann, wurde schon grundsätzlich anerkannt, und mit Recht hat der Herausgeber die gesammte Überlieferung nach diesem Grundsatze auszunützen gesucht. Ob im einzelnen immer mit richtiger Wahl, ist allerdings eine andere Frage und nicht einmal immer sicher zu entscheiden. Freilich wenn 593 *swie vil man dar ûf* (auf das *tier helfant*) *gelüede, ez gebüeget* (*hkA* — *gebuge m*) *niemer sîniu bein* bereits von zwei Seiten die Lesart von *m* als die echte in Anspruch genommen wurde, so genügt wohl zum Schutze des durch die Übereinstimmung von *hk* gerade in einem bis jetzt unbelegten, seiner Bildung nach aber unverdächtigen Worte entschieden besser bezeugten Textes Verweisung auf Lexer I 378 und die dort verzeichneten Composita, neben denen auch noch eines mit *ge-* glaubhaft sein wird; vorausgesetzt natürlich, dass in *hk* wirklich *gebüeget* steht und nicht etwa *gebûget*, d. h. *gebiuget*, wie der Herausgeber wirklich Untersuchungen S. 67 schrieb:[1]) aber

---

[1]) Ähnliche kleine Widersprüche zwischen den Angaben im kritischen Apparat zur Ausgabe und den 'Untersuchungen' beeinträchtigen auch sonst einigemale die Sicherheit: 2746 (*hk*) u. Unters. 18 — 5541 (*k*) u. Unters. 23 — 7381 f. (*h* 2. Reimwort) u. Unters. 21. Ebenso steht die Angabe in den La. zu 248 nicht in Einklang mit der Anm. zu 246. Verwechslung zwischen *k* und *m* liegt wie hier auch in den La. zu 5796 vor (*m* muss wohl an die Stelle des 2. *k* treten?) und von *h* und *k* zu 8127. Auf manches andere ist schon zu einzelnen Stellen aufmerksam gemacht. Aus den La. zu 5958 ersieht man nicht sicher, ob *in* in *h* fehlt oder nicht. Druckfehler im Texte sind noch zu bessern 284 (l. *vil*). 513 (*lebendes*). 969 (*im* st. *nû*: vgl. d. La.). 3438 (*Des*). 4362 (*diu kn.*). 6099 (*liep*). 6926 ist (als 6917) hinaufzurücken hinter 6916. In der Anm. zu 164 (S. 179, Z. 6 v. u.) sind die Worte 'mit dem' zu streichen. Die zu 377 ist zu tilgen (vgl. zu 2517 S. 193. Das Citat aus Anm. H. ist beidemale falsch: l. 1397.). Zu 3435 (S. 195) l. *kündic* (st. *kündete*). Anderes übergehe ich.

auch dann gäbe doch wieder das Gewicht der Übereinstimmung dieser beiden Zeugen *m* gegenüber den Ausschlag. Nichtsdestoweniger gibt es wirklich Stellen, wo auch nach meiner Ansicht eine andere Wahl zu treffen wäre. 138 ist ohne Frage in *k* allein das Echte erhalten: *des wart sîn êre allen* (*alle hmA*) *tac* (: *pflac*) *breiter*; vgl. 6372. 8466. Hahn III 37. Die Übereinstimmung von *hm* ist hier leicht zufällig und daher ohne Belang; die Hss. schwanken in dieser Wendung gern; so hat im Daniel *m* ganz sicher (nach Bartsch Karl LXIV und Rosenhagen) mindestens noch an der zweiten Parallelstelle, wenn aber Hahns Angabe in der Anm. (S. 86) gegenüber Rosenhagens Schweigen zu trauen ist, auch an der ersten *alle*, und den gleichen Fehler der Riedegger Hs. habe ich Amis 1402 in meiner Ausgabe bessern müssen. Denn was von den bei Hahn S. X f. (12) und Bartsch LXXXVII beigebrachten Belegen solcher Apokope im Reime nach kritischer Sichtung übrig bleibt, beschränkt sich, soviel ich den Dichter kenne, auf den Dat. Sing. oder ist überhaupt nicht vergleichbar. — 178 *ich machte sie alle ze* (*hkA* — fehlt *m*) *zagen* bietet *m* mit seinem flectierten Prädicat ohne *ze* eine Construction, die in einer so jungen Hs. mindestens nicht durch absichtliche Änderung eingeschwärzt ist; viel eher konnten *hk* in dem Einschube dieses *ze* wieder zufällig zusammentreffen. — 707 (*morgen komt*) *ein alsô herlîchiu dar* (*hA* — *schar dar m* — *scar k*) bleibt nach *h* für *herlîchiu* nur die einzige Beziehung auf *ritterschaft* in 705 (*unz der âbent ane gât, sô scheidet sich diu r.*), was doch misslich ist; *ein als h. schar dar* würde die Überlieferung befriedigend erklären; oder sollte trotz der Übereinstimmung von *hm* in *dar* doch *schar* das richtige Reimwort sein? 649 f. und 710 ff. könnten vielleicht dafür sprechen. — 963 *beide er bat und enbôt* (*hA* — *gebôt y*) bietet *y* eine bekannte formelhafte Verbindung wie 1772. 2300 und demnach leicht das Echte. — 3195 *und sluoc die andern dâ* (*hkA* — fehlt *m*) *mite* scheint wieder *m* weniger einer Änderung als *hk* eines leicht erklärlichen Einschubes verdächtig: *u. sl. d. anderen mite* ist ein tadelloser Vers; vgl. 2717 u. Anm. Haupt zu Erec² 1060. — 3412 *Von diu enweste* (*A* — *Von weste h* — *Do enwiste m* — *Da entwesten k*) *der rise*: wiewohl ich selbst zu 4460 dieselbe Vermuthung (S. 322) vorbrachte, kann ich ihr doch hier nicht zustimmen. Bekanntlich sind gerade in den Anfangsbuchstaben der Verszeilen Schreibfehler in unseren Handschriften nichts Unerhörtes; so ist auch hier in *h V* verschrieben für *D*; dann erhalten wir dasselbe (*Don*), was auch in *y* steht, und *Dô enweste d. r.* genügt dem Sinne und dem Verse vollkommen. — 4091 *daz er für die* (*hA* — *sîn y*) *füeze viel* ist entschieden *y* vorzuziehen; der Artikel genügt nicht, es müsste wenigstens heißen *im f. die f. v.* — 4911 *Herre, wîset mich wie oder war, dâ ich verdiene* (*hmA* — *durch verdienen k*) *mîn leben umb iuch, daz ir mir habt gegeben.* Die in *k* über-

lieferte, nicht allzu häufige Infinitivconstruction sieht so wenig nach einer Änderung aus, dass mir dagegen die Übereinstimmung von *h m* an Gewicht zu verlieren scheint: von *durch* konnten zwei Schreiber leicht unabhängig voneinander auf *da ich* kommen, wenn sie Anstoß an der Construction nahmen; über diese vgl. J. Grimm, Gr. IV 112, wo auch ein Stricker'scher Beleg nicht fehlt, Karl 820, wo auch zwei Hss. ändern (eine offenbare Nachahmung von Iwein 7736, wornach auch der Punkt hinter 819 bei Bartsch durch ein Komma zu ersetzen ist). Dazu vgl. noch Dan. 7134 (allerdings ohne Object). — 5244 *sie ... buozten mangen sîner nôt. ir arzât (hA — arcznie k — m* fehlt) *was der tôt, dâ mite sie büezen kunden swen sie vor in funden.* Auch hier hat *k* das allein Sinngemäße und darum Echte; nur wird man *arzâtîe* einsetzen müssen, woraus sich dann auch der Fehler in *h* leicht erklärt. — 5342. Der König bewundert Daniels Heldenthat. *Dô sprâchen die helde guote mit frœlîchem (hA — einem glîchen y) muote : Daniêlen bewar der rîche Krist.* Einmüthigkeit (*y*) ist hier sicher besser am Platze als Fröhlichkeit (*h*) und daher der Text von *y* herzustellen. — 5463 *ir was vierstunt als vile, dô die samet dar riten (hA — die damit myttenander d. r. k — die do dar miteinander kament geritten m), sô der mit den sie ê striten.* In *h* liegt jedenfalls eine fehlerhafte Umstellung vor, die nach *y* zu bessern ist *die dô.* — 5785 *sie stiezen wider (w. in m) die* (fehlt *k*) *banier unde (in vnd k) sweigten (gesw. m) daz tier (hA). in* ist nicht etwa in *m* und *k* eingeschoben, sondern für den Sinn unentbehrlich und nur in *h* durch Versehen ausgefallen; seine richtige Stelle hat *k* zu Anfang des zweiten Verses bewahrt. — 7088 ist doch wohl *müestest (y — muost hA)* vorzuziehen, wenn auch sonst hypothetische Mischconstructionen nichts Ungewöhnliches sind. — 7281 *daz ich iu sô gezæme wurde als ir (A — mitt h — ir sint y) mir.* Der Herausgeber wird diesen Vers mit drei Hebungen lesen; aber die von *y* gebotene Ergänzung *ir sît* liegt offenbar auch dem Verderbnisse in *h* zugrunde, das aus einfachem *ir* nicht erklärlich wäre; sie ist daher in den Text aufzunehmen. — 7483. Der im Netze gefangene Alte zappelt sich müde, *unz er in (hA* — fehlt *y) aller sîner kraft ze jungest wart sô zagehaft, daz er lac für tôt.* Ich halte *in* für einen Einschub, veranlasst durch den unverstandenen, von *zagehaft* abhängigen Genetiv, der hier ebenso möglich sein muss wie beim Subst. *zage.* — 7610 *wil dich daz swert niht snîden, sô kêre ich den knoph dar und zerstœre (hA — zerstosse y) dir den koph gar.* Möglich ist wohl beides, aber *zerstôze* scheint mir doch angemessener; ich halte daher *zerstœre* in *h* für einen Lesefehler. — 8318. Das Lob des König Artus wird *iemer* in Ehren bleiben, *die wîle eht (er k* — fehlt *m) iemer (hA — jemer k — ieman m) fromer lebet.* Hier hat doch auch unzweifelhaft *m* allein das Sinnvolle und Echte bewahrt. Der gemeinsame Fehler in *hk*

erklärt sich durch *iemer* im vorausgehenden Verse, nur dürfte im Archetypus *iemen* gestanden haben.

Auf die Anmerkungen des Herausgebers ist, soweit es nöthig schien, schon zu den behandelten Stellen gelegentlich Rücksicht genommen worden. Es bleiben nur noch einige Bemerkungen dazu übrig, soweit sie Textkritisches oder Exegetisches erörtern; insoferne sie sich die weitere Aufgabe stellen, 'durch fortlaufende Belegung aus der Vor-Literatur die Entstehungsgeschichte des Romans zu illustrieren', habe ich nichts hinzuzufügen. Zu V. 3 des Eingangs (*Swer gerne allez daz vernimet, daz guoten liuten wol gezimet, der wirt es selten âne muot, unz er der werc ein teil getuot*) hätte zu dem Begriffe *muot* immerhin die (allerdings schon von Zarncke mhd. Wb. II 1, 242^b, 10 und von mir zu Amis 36 angezogene) classische Umschreibung Strickers selbst, Karl 2 f. *swaz in des mannes herzen ist, daz wir dâ heizen der muot*, wiederholt werden können. Die Stelle ist im Ausdrucke schwierig und hat schon den Schreibern von *k* und *m* zu schaffen gemacht, sie wird aber richtig sein, und die vom Herausgeber selbst nicht ganz ohne Bedenken vorgeschlagene 'andere Möglichkeit', das erst spät bezeugte '*anemuot* als Adjectiv' hier anzunehmen, ist entschieden abzulehnen. Das würde, sowohl in seiner gewöhnlichen Bedeutung (*gratus, acceptus*) als auch ganz besonders, wenn es, wie R. will, der des Substantivs (*appetitus, affectus*) folgte, gerade das Gegentheil von dem sagen, was der Dichter doch offenbar sagen will: 'der wird nicht leicht unterlassen, sein Sinnen und Trachten darauf zu richten, bis er etwas davon ins Werk gesetzt hat' (so scheint auch R. zu verstehen). Dann wäre es aber, abgesehen von der Schwierigkeit '*unz* zu erklären', auch mit dem 'treffenden Gegensatze zu *gehaz*' (in V. 5 *swer aber den worten ist geh.*) vorbei. — Zu 20 wird der Gebrauch von *zerstœren* erläutert und 8126 *diu wîle ist gar zerstœret* übersetzt 'die Zeit ist hingebracht'; eine Lesart ist nicht angemerkt; betrachtet man aber den Zusammenhang, so drängt sich doch fast unabweislich die Vermuthung auf, dass zu lesen ist: *swie lange erz* (näml. *gigen unde swegelen* 8111) *iemer hœret, die wîle ist gar zerstœret* ('verhindert'), *daz er niht des gedenket, daz manegen versenket.* Übrigens hätte für die Bedeutung 'ein Ende machen' auch V. 6867 angezogen werden können, wo *h gestœret, y zerstort* haben; *zestœret* kann hier leicht das Richtige sein; doch kann natürlich auch das Simplex *stœren* dieselbe Bedeutung haben. — 584. Zu der hier vorliegenden 'Ersparung des Subjects' *ich* in der fortleitenden Formel *und sage dir* (*iu*) vgl. meine Anm. zu Volmars Steinbuch 419, wo auch Beispiele aus Stricker (Amis 591. 599) angemerkt sind. Ich habe dort auch unterschieden zwischen solchen Fällen und anderen, wo das gesparte Subject aus dem Vorhergehenden verstanden werden kann: letzterer Art ist der von Rosenhagen verglichene V. 571 und darum nicht streng analog; ebenso 1196

(*und sage iu*). 2190. 2356 (u. Anm.). — 823 *ez envolget im* (dem als Maturs Boten an Artus gesandten Riesen) *niht dar hein* will R. als Wiederaufnahme von 818 *er geseit es niemer in sîn lant* und darum auch gleichbedeutend verstanden wissen. Er hat aber selbst bemerkt, dass 823 wieder in 3456 erscheint *swaz sie dâ leides taten des künec Artûses mannen, daz envolgte in niht dannen, sie vergolten in ez vil tiure.* Hier passt aber der für 823 angenommene Sinn nicht; es ist vielmehr beidemale zu übersetzten 'er bringt (sie trugen) keinen Erfolg nach Hause (davon)'. — Zu 1096 *dar zuo mit schanden beladen* (*dā bel. h — geladen m — überladen k*) meint der Herausgeber, 'wenn etwa *k* die echte Lesart bewahrt haben sollte, dann würde sich auch die von *h* leichter als Abschreibefehler erklären lassen'. Nein! *k* und *h* füllen vielmehr jede in ihrer Weise die vermisste Senkung aus; dazu wäre für *h* jeder Anlass entfallen, wenn *k* das Echte böte; und wie soll sich die La. von *h* als 'Abschreibefehler' aus *k* 'leichter' erklären lassen? — 1423. Zu den Belegen für *über maht* ist hinzuzufügen Daniel 5226 (= Karl 7768). — 1590 will ich R.s Text *daz* (sc. Salomon) *was der witzigeste* (l. *wîseste* = *y*?) *man, von dem ich ie gesagen hôrte, unz* (fehlt *h*) *daz si* (*frou Minne*) *im zerstôrte die wîsheit und die sinne* nicht anfechten. Aber seine Erklärung der La. von *h* ist weder die einzig mögliche noch die glücklichste; man könnte doch einfacher verbinden: *daz si im zerst. d. w. u. d. s., daz selbe hât frou Minne vil mangem werden man getân.* Auch dem gegenüber ist jedoch *y* vorzuziehen, und der Ausfall eines Wörtchens wie *unz* in *h* die einfachste und sich dadurch am besten empfehlende Annahme. — 1712 *nû was daz getwerc alsô balt* (*als alt bald h*), *daz ez den tôt niht entsaz* ist der La. in *h* gewiss gar kein 'origineller Gedanke' unterzulegen; *alt* ist sicher nur ein leicht erklärlicher Schreibfehler, neben den, ohne es zu tilgen, das Richtige gesetzt wurde. — 2446. Sollte *iesâ* nicht auch 3417 *sô liez er in sô drâte* statt des zweiten *sô* einzusetzen sein, oder doch *sâ*? — Zu 3099—3101 hätte die fast wörtliche Wiederholung des Gedankens 3450 f. angemerkt zu werden verdient. — Zu 4502 wird eine der umsichtigen Motivierungen des Strickers unrichtig besprochen. Der in Blut badende Unhold muss' keineswegs 'zu spät zum Bade kommen, damit der Graf von dem Lichten Brunnen gerettet werden kann'; das hätte ihm ja gerade verderblich werden können. Vielmehr wird der Graf, wie es ausdrücklich 4529 f. heißt, erst gefangen, als das Bad bereits vorbei war, und eben nur dadurch für diesmal noch gerettet. Mit der Verzögerung des Bades der nächsten Woche 4652 ff. besteht demnach keinerlei Parallele. — 6504 *der künic Artûs noch dehein man ê nie gesach der gezierde gemach* (die herrlichen Zelte und die 24 von Elefanten herbeigetragenen Häuser) übersetzt R. 'Gemächer von solcher Zier'. Das scheint mir nicht richtig; ich verstehe *gemach* von dem Vergnügen, das der Anblick solcher

Pracht gewährt, also etwa: 'die Augenweide solcher Pracht'. — Zu 6586 ff., einer der mehrfach in epischen Dichtungen begegnenden Edelsteinaufzählungen, hätte wohl auch das von mir herausgegebene Steinbuch Volmars einige Beachtung verdient; es behandelt, mit Ausnahme des einzigen *[illegible]* alle im Daniel genannten Steine und bot wenigstens in den zu 289 verzeichneten Lesarten die Bestätigung für die Identität des *[illegible]* mit dem *[illegible]*. — 6995. Von dem alten Vater des Riesen heißt es 6992 ff. *swaz diu zwei ie gewan, beidiu fleisch und geist, daz was an im diu volleist, daz er in niht mohte hin enzogen; ein vogel enhæt in niht erflogen.* *niht* fehlt in den Hss. und ist vom Herausgeber richtig ergänzt; wenn er aber übersetzt: 'Er hatte die Kraft, dass alles, was dies beides, Fleisch und Geist, hatte, ihn nicht einholen konnte', so hat ihn offenbar die fg. Z. (6996) zusammen mit 773 ff., wo der eine Sohn des Alten von diesem erzählt, er sei noch alsô snel, *swaz ie [illegible] ûf erden ie getwan, daz enmähte dem selben man entloufen noch entrinnen*, zu einer falschen Erklärung verleitet. *enzogen* ist wörtlich zu nehmen: das bestätigt 7129 ff., wo der Alte die Ritter der Tafelrunde herausfordert, es möge ihm einer nahen, *daz ich in ergrîfe mit der hant, daz im dâ mite werde erkant, ob er mich zücke hin abe oder ich die kraft habe, daz ich in dâ hin zücke, dâ im alliu gnâde entflûhe*, und nachdem Parzifâl zu seinem Schaden darauf eingegangen (7194 ff.), wieder V. 7417 f., wo es von diesem heißt *Dô Parcifâl gezogen wart ein alsô unsenfte vart*. Übrigens ist wie die Schnelligkeit des Alten, so auch diese seine Stärke vom Dichter auch schon vorbereitet in jenem Berichte seines Sohnes 778 ff. *ich bin des wol worden innen, swie alt er wider mir si und swie cleine dâ bî, daz er sterker danne ich ist.* — 7119. Dass *gesundern* allein ohne einen näher bestimmenden Zusatz (wie *von der welt* Dan. oder *mit dem tôde* Kz s. Karl) 'vernichten, tödten' bedeuten könne, ist doch wenig wahrscheinlich; muss aber gebessert werden, so scheint Schönbach mit seinem Vorschlage *geswendet* das Richtige getroffen zu haben. — 8180 ist gewiss nicht an 'Kunstschützen', sondern nicht nur nach der vorbildlichen Iweinstelle sondern auch nach der trotz der im ganzen herrschenden Unordnung hier doch kaum zufälligen Zusammenstellung mit dem *schefte brechen und ritterliche stechen* ohne Frage an 'Übungen der Ritter' zu denken. — 8202 *mangen seltsænen brief lâsen sie [illegible] listen* kann ich dem ganzen Zusammenhange nach doch nur [illegible] *minnebriefen* (vgl. Helmbrecht 1001) verstehen. — 8258. Näher steht der hierzu angemerkten Iweinstelle 2334 f. im Wort[illegible] die Antwort des Königs Artus 8386 f.

In der Anmerkung zu 53 und Vorrede IX kommt der Heraus[illegible] nochmals auf das Verhältnis des Daniel zur Krone [illegible] Seine frühere Annahme, dass der Eingang der Krone den [illegible] voraussetze, dieser also vor 1215 gedichtet sei (nach

1210 wegen der Abhängigkeit vom Wigalois), hat berechtigten Widerspruch gefunden, und er verschließt sich auch selbst nicht mehr ganz der Einsicht, wie unsicher seine Annahme ist. Die Möglichkeit derselben möchte er aber immer noch retten, und vollends die des umgekehrten Verhältnisses, dass dem Stricker der Eingang der Krone vorgeschwebt haben könne, leugnet er entschieden und wieder mit dem alten Argumente, dass diese an Thatsachen aus Artus Jugend nicht mehr bringe als dessen Geburt im Mai und den frühen Verlust des Vaters, dem er eine Trauerrede hält. Demgegenüber kann ich nur auf Seemüllers Ausführung (Anzeiger XIX 252) verweisen, der ihm sein Missverständnis der Stricker'schen Verse bereits nachgewiesen hat und dem ich auch sonst in dieser Frage zustimme.[1]) Sicheres lässt sich über die Priorität der einen oder andern der beiden Dichtungen aus deren Eingängen kaum schließen. Besteht aber ein Zusammenhang, und das ist auch mir wahrscheinlich, dann ist mir auch gerade die von Rosenhagen abgelehnte Annahme die wahrscheinlichere: gerade weil die Krone über die Sache so wenig bringt, er selbst also, wollte er sie erschöpfender darlegen (*ob ich sîne tugent mit worten gar her für züge*), ungleich mehr sagen müsste (er lässt es aus guten Gründen bleiben), kann der Stricker die Befürchtung aussprechen, er könnte der Lüge geziehen werden. Das Ganze ist eine literarische Ruhmredigkeit, die eine Spitze gegen die Krone kehren kann, aber allerdings nicht muss. In der Krone kann auch ich eine greifbare Bezugnahme auf den Daniel nicht entdecken. Ein Gefühl für die doch nicht so ausgemachte Unmöglichkeit des von ihm Verworfenen scheint fast durchzubrechen, wenn R. in der Vorrede sagt: 'mir bleibt allerdings immer noch die Auffassung die genehmere, dass die betreffende Bemerkung (V. 53)', d. h. doch die im Daniel, 'ohne Anhalt, also auch ohne Kenntnis der Krone, aus der Luft gegriffen ist'; nur ist es dann unbegreiflich, wie er fortfahren kann: '(ich) gebe aber zu, dass es darum noch nicht erwiesen ist, dass die Stelle der Krone unsere Danielstelle .... voraussetzt.' 'Darum' müsste man ja doch eben das Umgekehrte annehmen.

Auch das Verhältnis des Daniel zum Karl wird neuerdings erörtert. Nachdem die früher gemeiniglich geltend gemachten formalen Gründe, denen zufolge man glaubte, den Daniel als einen misslungenen Erstlingsversuch betrachten zu müssen, durch Rosenhagen hinfällig geworden waren, suchte er durch Vergleichung des Verhältnisses beider Dichtungen zu Konrads Rolandslied, dessen Einwirkung auch der Daniel sachlich und formal verräth, den Karl als das ältere Gedicht zu erweisen. Das hat theils Beifall,

---

[1]) Jetzt will Seemüller (Anz. XXIII 63 f.) die ganze Frage durch eine Conjectur beseitigen: *ich kunde wol getiuten wes er pflac von* (st. *in*) *sîner jugent* (53).

theils Widerspruch gefunden und gegen diesen sucht er nun seine Ansicht aufrecht zu erhalten. Ob sie nunmehr als streng erwiesen gelten kann, bezweifle ich doch. Bedenklich machte mich von Anfang die Beobachtung, dass der Dichter an den vergleichbaren Stellen sich im Karl seiner Vorlage gegenüber eigentlich freier bewegt als im Daniel. Denn es ist nicht ganz richtig, was R. jetzt neuerdings der Annahme der Priorität für diesen entgegenhält: der Stricker hätte daran '1. sich durch die betreffenden Rolandstellen zur Erfindung des schreienden Thieres anregen lassen, 2. aber im Wortlaute sich von diesen Reminiscenzen ganz frei gemacht.' Dan. 2900 ff. *sâ huop ez und begunde ein stimme schrîen sô grôz und machte einen solhen dôz daz nieman den andern vernam* und Rol. 214, 30 ff. *ther scal wart sô grôz, ther tumel unter die heithenen thôz, thaz niemen then anderen mahte gehôren*, und wieder Dan. 2944 *sam sie wæren erslagen, als vielen sie von den rossen nider* und Rol. 10, 18 *vile manege fure tôt lâgen* stehen sich doch im Ausdruck nahe genug, namentlich die erste (vgl. noch Dan. 5746 *sô vert aber in der dôz* (: *grôz*) *sô starke durch daz houbet* und 5766 ff. *sâ huob ez ... einen schrei sô freislîche grôz, daz er in durch daz houbet schôz* usw.), unbedingt näher als Karl. Das dritte von R. gegen die Priorität des Daniel angeführte Argument, dass dann bei der Bearbeitung des Rolandsliedes an den beiden in Betracht kommenden Stellen über der Erinnerung an ein früheres Werk[1]) 'das neben ihm liegende Original ganz erstickt' worden wäre, 'während es ein paar Verse vorher wirklich wiedergegeben wird', bleibt also wohl auch nur mit dem beschränkenden Zusatz in Kraft, dass er sich von diesem im Karl auch dort entfernt hätte, wo er ihm in dem älteren Werke, wie wir sahen, noch ziemlich nahe geblieben wäre; immerhin aber fällt es nicht ganz. Und die innere Wahrscheinlichkeit hat Rosenhagen überhaupt für sich, nicht bloß mit Bezug auf das Verhältnis zu Konrad, sondern auf die ganze Entwicklung des Dichters: erst Bearbeitung einer älteren Dichtung, aus der er sich von dieser Gelegenheit auch für die Folge vieles aneignet (dass ihre Nachwirkung über den Daniel noch in viel spätere Zeit hineinreicht, zeigt die 'Klage': vgl. C. v. Jecklin, Germania XXII 136*); dann, nachdem er damit Beifall gefunden, der selbständige Versuch nach den Vorbildern des modernen höfischen Epos, ein Versuch, der zugleich einerseits noch deutlich genug die Spuren jener früheren eingehenden Beschäftigung mit der älteren Epik, andererseits aber auch schon gewisse Züge aufweist, die seine spätere Richtung ankündigen, nämlich neben der

---

[1]) Nebenbei bemerkt, die scheinbare Übereinstimmung zwischen Dan. 5747 *daz sie werdent beroubet der krefte und der sinne* und Karl 777 f. *daz er diu apgot und die heiden beroubet* in dem Worte *beroubet* entfällt; im Karl ist dafür, wie schon Bartsch in der Anm. vermuthete, mit *G betoubete* zu lesen, worauf auch *H betrubete* führt.

ihn im allgemeinen charakterisierenden nüchternen Verständigkeit und Lehrhaftigkeit besonders die Freude an listigen Streichen, die Neigung zu komischer Wirkung, zum Räthsel; Züge, die daher auch ungezwungen überleiten von der verlassenen höfischen Epik zu der späteren schwankhaft-lehrhaften Novellen- und Beispiel-Dichtung, in der er endlich das seiner Anlage gemäße Gebiet findet — das ist eine verständliche Entwicklung, aber doch, das dürfen wir nicht vergessen, nur eine Construction, mit der wir uns über den Mangel sicherer Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung im einzelnen hinweghelfen, und bewiesen ist damit für die Reihenfolge der Dichtungen nichts. Vielleicht hilft genauere Vergleichung des Karl und Daniel über das gewiss sehr wichtige Verhältnis zu Konrad hinaus noch zu einem sicherern Ergebnis. [1])

Wenn aber Rosenhagen noch, nachdem er den aus der Krone entnommenen terminus ad quem für den Daniel (vor 1215) fallen gelassen, im Anschlusse an die von Seemüller (a. a. O. 253) gegebene Zusammenstellung glaubt 'auf annähernd dieselbe Datierung' kommen und die beiden größeren Epen 'schon ins zweite Jahrzehnt des Jahrhunderts' setzen zu müssen, so habe ich umsoweniger Ursache, entschieden zu widersprechen, als auch das eine offene Frage ist, bei der wir über größere oder geringere Wahrscheinlichkeit nicht hinauskommen; allerdings glaube ich, diese werde umso größer sein, je näher wir uns den Zwanzigerjahren halten.

Dass der Stricker auch Wolfram gekannt hat, eine Frage, an die Rosenhagen, Untersuchungen 113*, noch vorsichtig rührte, nimmt er jetzt auch mit Recht entschiedener an und fügt zu dem von Seemüller (a. a. O. 251) nachgewiesenen Anklang noch weitere auch aus dem Karl hinzu; vgl. noch Dan. 3534 *sie entwurfen seltsæniu mâl* mit Parz. 756, 5 *der strîtes mâl entwarf*. Dan. 6395 *unz ir ez* (*daz lant*) *hât erhouwen* mit Wh. 50, 25. 54, 13

---

[1]) Den seither von Leitzmann (Zs. f. d. Ph. XXVIII 43 ff.) zu Gunsten der Priorität des Daniel beigebrachten Beobachtungen aus dem Sprachgebrauche kann ich allerdings die in Anspruch genommene ausschlaggebende Tragweite nicht zugestehen: sieht man genau zu, so handelt es sich bei den angeblich im Karl vermiedenen oder doch nicht mit der Vorliebe wie im Daniel gebrauchten Wendungen aus Konrad um Dinge, die im Grunde auch im Daniel nicht häufig sind, fast alle aber auch im Karl (in diesem 1—2 mal, manchmal wie *queln* auch ohne an der Stelle von Konrad veranlasst zu sein, im Daniel 1- bis höchstens 4 mal) und auch später noch begegnen (z. B. *zerbrechen als ein huon* Scheidung u. Sühne 104 Gesammtabenteuer II 112; vgl. Karl 9794 u. Anm.); dass aber bei dem Ausdruck *des tôdes knehte* (Karl 6593), der allerdings durch Dan. 4054 ff. deutlicher wird (wo aber der erläuternde Relativsatz genau besehen nur durch den Zusammenhang gefordert und veranlasst wurde), der Dichter vorausgesetzt habe, dass die Leser des Karl der Erklärung im Daniel sich erinnern würden, wird man doch nicht im Ernst behaupten wollen; wenn aber nicht, dann muss er ihn wohl auch an sich für verständlich gehalten haben. Mit all dem ist also auch nichts zu entscheiden.

mit swerten prîs oder *rûm erhouwen* (sonst nur noch aus Krone 19284 *sælekeit erh.* belegt Lexer I 638). Weitere Beobachtung wird vielleicht noch mehr solcher Anklänge, schwerlich aber einen tiefer gehenden Einfluss nachweisen; darin stimme ich durchaus mit dem Herausgeber überein.

Prag. H. Lambel.

Graesers Schulausgaben classischer Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von Prof. J. Neubauer. 44. bis 45. Heft: Goethes Gedichte. Auswahl in chronologischer Folge mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Ludwig Blume, k. k. Professor am akadem. Gymnasium in Wien. 46.—47. Heft: Gotthold Ephraim Lessing. Die Hamburgische Dramaturgie in Auswahl. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Adolf Lichtenheld. Professor am Staatsgymnasium im IX. Bezirke in Wien. gr. 8°, XXXVI u. 278 SS., XIII u. 183 SS. à 50 kr.

Blumes Auswahl von Goethes Gedichten umfasst 152 Nummern; vorangeschickt ist eine kurze Einleitung, ein alphabetisches Register nach den Anfangsworten der Gedichte bildet den Schluss. Einen besonderen Wert erhält die passend getroffene Auswahl durch die Anmerkungen zu den mitgetheilten Gedichten. Diese Erläuterungen nehmen etwas viel Raum in Anspruch (S. 105—274), sie werden aber, da sie sich zumeist auf jene Gedichte beziehen, die in den Schulen gelesen werden, auch dem Lehrer sehr willkommen sein, weil sie sorgfältige Quellennachweisungen für die Entstehung der Gedichte und alles was sich an sie knüpft, enthalten, sowie die verschiedenen Erklärungsversuche mit Benützung des neueren Materiales gewissenhaft zusammenstellen. Das Buch wird daher für Lehrer und Schüler sehr brauchbar sein.

In Lichtenhelds Auswahl der Hamburgischen Dramaturgie wurden den einzelnen Abschnitten sehr zweckentsprechend Überschriften gegeben, welche den Inhalt der Stücke andeuten, wodurch der Auffassung des Schülers ein wesentlicher Dienst geleistet wird. Auch das Nachschlagen ist aus demselben Grunde bequem. Im ganzen sind 44 Lesestücke aus Lessings Dramaturgie ausgewählt. Dem Text geht gleichfalls eine nicht allzu umfangreiche Einleitung voraus. Nicht nur Anmerkungen und ein Namenverzeichnis sind beigegeben, sondern, was höchst zweckmäßig ist, auch aus der Poetik des Aristoteles sind (S. 173—181) die wichtigsten Stellen (Text und Übersetzung nach Susemihl) mitgetheilt. Auch dieser Behelf ist aus den angeführten Gründen bestens zu empfehlen.

Wien. Dr. F. Prosch.

Tiktin H., Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Auf Staatskosten gedruckt. Bukarest, Staatsdruckerei 1895 ff.[1])

Mit der rumänischen Lexikographie war es bisher recht schlimm bestellt. Eines der besten Wörterbücher war immer noch das Lexikon Valachico-Latino-Hungarico-Germanicum 1825. Das von der Akademie herausgegebene Dicționariul limbeĭ române von Laurianu und Massimu 1871/76 dagegen hat wenig Wert, da die beiden Herausgeber die Latinisierung des Rumänischen mit aller Macht anstrebten, also Sprachmeister nach einer falschen Richtung hin, nicht Sprachbeobachter waren. Cihacs Dictionnaire d'étymologie Daco romane (2 Bde. 1870 und 1879) berücksichtigt nur die Etymologie, nicht aber die Bedeutungsentwicklung und Phraseologie; Săineanus Dicționar româno-german 1889 ist ein kleines Taschenwörterbuch, das für eingehendere Studien nicht ausreicht und auch nicht ausreichen will. Ein großartig angelegtes, vom König unterstütztes und ihm gewidmetes Unternehmen, das Etymologicum Magnum Romaniae von B. P. Häsdĕu, das darauf Anspruch machte, der rumänische Grimm oder Littré zu werden, ist von 1886—1897 glücklich nicht über den Buchstaben C hinausgekommen, lässt außerdem trotz einer großen Gelehrsamkeit und einer weitgehenden Combinationsgabe bei dem Verf. objectives Urtheil und Kritik vermissen, daher namentlich der etymologische Theil größtentheils verfehlt ist. Unter solchen Umständen ist das neue Werk sehr zu begrüßen. Der Verf. war dazu gerüstet wie wenig andere. In Deutschland geboren und aufgewachsen, aber seit Jahren in Jassy ansässig kennt er nicht nur die beiden Sprachen genügend, er hat auch für die historische Entwicklung des Rumänischen ein um so besseres Verständnis, weil das Meiste und Beste, was in den letzten fünfzehn Jahren namentlich über rumänische Lautlehre geschrieben worden ist, von ihm selber herrührt. Zudem besitzt er die nöthige Objectivität, um sich vor einer Verlatinisierung (wie Laurianu-Massimu), einer Verslavisierung (wie Cihac) und einer Verdacisierung (wie Häsdĕu) zu hüten und die Sprache so darzustellen wie sie wirklich ist. Dass die Orthographie nicht diejenige ist, die er selbst in einer früheren Schrift als die beste empfahl, mag wohl daher rühren, dass die staatliche Unterstützung in dieser Äußerlichkeit einen Druck ausübte, den man im Interesse der Rumänen nur bedauern kann.

Ich stehe nicht an auszusprechen, dass, nach den ersten Lieferungen zu urtheilen, das Werk den Erwartungen, die man von vorneherein hegte, ganz entspricht, und dass es bei weitem das beste aller mir bekannten zweisprachlichen Wörterbücher ist. Die Beispiele sind theils selbst gebildet oder aus der gesprochenen Sprache geschöpft, theils älteren und neueren Schriftwerken unter

[1]) Erscheint in zwanzig Lieferungen zu Mk. 1·60 bei Socec u. Co., Bukarest und O. Harrassowitz, Leipzig.

ständiger Angabe der Quelle und Stelle entnommen, was namentlich die Benutzung für wissenschaftliche Zwecke außerordentlich erleichtert und den praktischen Gebrauch kaum beeinträchtigt. Den verständig und verständlich angeordneten Bedeutungen der Wörter folgen, wo es nöthig ist, Bemerkungen über ihre grammatische Form, über dialectische Eigenthümlichkeiten, endlich die Etymologie; letztere mit jener Zurückhaltung und jenem freien Geständnisse des Nichtwissens, das man gerade da so häufig vermisst. Dass auch gelegentlich gegen Sprachfehler angekämpft wird, wird man verstehen, vielleicht auch billigen, kann aber am Erfolge zweifeln. Es scheint im heutigen Rumänischen die Neigung zu bestehen, in fremden Wörtern die letzte Silbe zu betonen, daher *abíl* 'geschickt' *(habilis)*, *aborigén* 'Ureinwohner', *acíd* 'Säure', *aconít, acrobát, acrostíh, adultér* u. a. Meist, nicht immer, wird dazu bemerkt: besser *ábil* usw., sicher mit Recht, falls es nicht schon zu spät ist und die Sprache andere Wege eingeschlagen hat. Die Hauptfrage wird sein, wann und wo diese Betonung entstanden ist, ob *abíl, agíl* nach frz. *habile, agile* gesprochen werden.

Dass die Ordnung der Artikel zum größeren Theile Tiktins eigene Arbeit ist, weiss jeder, der seine Vorgänger kennt, auch im etymologischen Theile findet sich viel eigenes und neues. Ein paar Bemerkungen hiezu seien mir noch gestattet. *Amestecá* 'mischen' auf *mixticare* zurückzuführen ist ansprechend, vielleicht aber nicht nöthig. *Miscitare* findet sich in ganz Italien, Graubünden, Tirol und Friaul und hätte im Rumänischen *mestetá* ergeben, woraus nun wohl aus Wohlklangsrücksichten *mestecá* in Anlehnung an andere Verba auf *-ecá*. Mit der Herleitung von *aĭmintre* aus *alteramente* kann ich mich schwer befreunden. Nimmt man nach ital. *altrimenti* ein rum. *altemintre* an, so ist immer noch die weitere Verkürzung recht bedenklich. Allerdings weiß ich nichts anderes vorzuschlagen. In *aşterne* ein *exsternere* oder *adsternere* zu sehen halte ich nicht für nöthig, sehe darin vielmehr vulglat. *isternere*, vgl. *astupá* aus *istuppare*. — Ein Druckfehler ist *agésti* 'anschwemmen' für *agestí*.

Das Wörterbuch mag nochmals allen empfohlen sein, die in die Lage kommen, sich um das Rumänische zu kümmern.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Historical Outlines of English Accidence. By the late Rev. Rich. Morris, revised by L. Kellner, Ph. D., with the assistance of Henry Bradley, M. A. London, Macmillan and Co. 1895. XIV u. 463 SS. Preis 6 s.

Morris' 'Outlines', deren erste Ausgabe vor beinahe einem Vierteljahrhundert (1872) erschien, waren ein sehr wertvolles Buch. Für allgemeinere Kreise und namentlich für Schulzwecke, wie auch

zur Einführung in speciellere Studien bestimmt, sollte es eine bessere Einsicht in das Wesen und die Herkunft des Englischen vermitteln, indem es vor allem den heutigen Formenbestand in die früheren Sprachperioden zurückverfolgte und aus diesen heraus erklärte. In den einleitenden Capiteln war die Stellung des Englischen innerhalb der verwandten germanischen und indogermanischen Sprachen erörtert und seine äußere Geschichte in den Grundzügen besprochen. Das Buch hat sich außerordentlich nützlich erwiesen. Fast jedes Jahr erschien ein 'reprint', in manchen Jahren zwei. Der Verf., einer der Gründer des wissenschaftlichen Studiums des Englischen, schöpfte aber auch aus dem Vollen, und auch Fachleute konnten manches aus dem Buche lernen. Namentlich war die Darstellung der mittelenglischen Dialectunterschiede sehr wertvoll.

Aber die Wissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, so dass manche Capitel des verdienstlichen Werkes heute als völlig veraltert bezeichnet werden mussten; es bedurfte dringend einer Neubearbeitung. Da Morris selbst durch verschiedene Umstände von der englischen Philologie ganz abgekommen war, übertrug er sie Dr. Kellner. Leider war es dem hochverdienten Manne nicht vergönnt, sein Werk in dieser neuen Form zu sehen. Statt seiner unterzog es Bradley, einer der Herausgeber des New English Dictionary, einer letzten Durchsicht.

Bei der Neubearbeitung mussten vor allem auf zwei Gebieten die Ergebnisse der neueren Forschung berücksichtigt werden: auf dem der Lautgeschichte und dem der vergleichenden Sprachwissenschaft überhaupt. Die betreffenden Capitel sind bedeutend erweitert, ja zu großen Theilen ganz neu geschrieben worden. Sie geben kurz und leicht verständlich die wichtigsten Ergebnisse wieder. Ein ganz neues Capitel ist der Phonetik gewidmet. Im übrigen ist der alte Text einer genauen Durchsicht unterzogen und an vielen Stellen berichtigt worden. Leider ist dabei der Bearbeiter nicht so gründlich verfahren, wie man wünschen würde. Es heißt z. B. S. 182 *they* sei das altengl. *ðá*, „probably modified by Scandinavian influence". Diese vorsichtige und unbestimmte Ausdrucksweise ist nicht am Platz: *they* ist nichts anders als die entlehnte nordische Form. S. 357 wird noch immer als acc. plur. neutr. *blindu* angeführt und dieselbe Form sogar als nom. sing. fem., obwohl schon in der alten Auflage das richtige *blind* stand. S. 358 wird als gen. plur. *blindena* statt *blindra* angegeben, S. 378 das prät. *nam, námon,* während die normale Form *nóm, nómon* lautet. Statt *onfoas* S. 68 ist *onfóas* zu lesen.

Aber auch in den neu hinzugekommenen Theilen des Textes sind nicht alle Einzelheiten richtig. Es heißt altengl. *cléofan* st. V. und *cleofian* sch. V. (für *cliofian*), aber nicht *cléofian* (S. 31), *Frígedæg,* nicht *Frigedæg* (S. 107). Die nachtonigen Vocale von *poss*ible und *emper*or sind auch in der abgeschliffensten Aussprache

nicht gleich (S. 20). Das mittelengl. *oi* hatte gewiss nicht durchaus den Lautwert wie heute (S. 97), sondern war zum Theile *ui*. Manches ist zu wenig scharf gefasst. Nach S. 109 könnte es scheinen, als ob alle in- und auslautenden gutturalen *h* zu *f* geworden wären (wie in *enough*). Neu ist die Lehre, dass der Umlaut in Fällen wie altengl. *dēmde* nur analogisch sei, weil hier *-de* ohne Bindevocal antrat (S. 247). Das ist aber nicht glaublich. Eine Form wie *iecte* von *iecan* beweist, dass ursprünglich ein Mittelvocal da war: sonst müsste sie **iehte* lauten, wie *sóhte* von *sécan*. Ebenso lehrt der Vergleich mit anderen germanischen Dialecten, dass die Anfügung des *-de* ohne Mittelvocal auf eine ganz kleine Classe beschränkt war.

Versehen und Mängel wie die angeführten finden sich leider ziemlich häufig und berühren umso unangenehmer, als sie bei größerer Sorgfalt leicht zu vermeiden gewesen wären und als ja ein für Anfänger bestimmtes Buch vor allem von Derartigem frei sein soll. Hoffentlich wird bei einer neuen Auflage das Versäumte nachgeholt. Bis dahin wird man Bedenken tragen müssen, das Buch zu empfehlen.

Graz. Karl Luick.

Pöhlmann R., Grundriss der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde. 2. völlig umgearb. u. bedeutend verm. Auflage. München, Beck 1896. 8°, 268 SS. Preis 5 Mk.

Die Verlagsbuchhandlung hat sich bei Ausgabe der zweiten Auflage des dritten Bandes des J. v. Müller'schen Handbuches der classischen Alterthumswissenschaft zu der dankenswerten Neuerung entschlossen, auch die einzelnen Abtheilungen besonders verkäuflich zu machen. Die vierte Abtheilung dieses Bandes ist eben unter obigem Titel erschienen und gegenwärtig die neueste der nicht geringen Anzahl von Bearbeitungen der griechischen Geschichte. Sie reicht von den ältesten Zeiten bis auf die Wiederherstellung der provincialen Ordnung in Achaja durch Vespasian. Dem Programm des Handbuches entsprechend ist eine Einleitung über die neueren Darstellungen der politischen Geschichte von Hellas von Scaliger bis auf E. Meyer, Beloch, Busolt und Holm vorausgeschickt, die sich jedoch auf die wichtigsten Erscheinungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts beschränkt. In der neuen Auflage sind nun auch zu den einzelnen Abschnitten kurze, deren Quellen betreffende Bemerkungen hinzugekommen. Da die wenigen Seiten, auf denen die Zustände in Hellas von 146 v. Chr. bis in die Kaiserzeit geschildert werden, während in der 1. Auflage die Darstellung mit 146 geschlossen hatte, kaum in Betracht kommen, so ist der Zuwachs von 50 Seiten gegenüber der ersten 109 Seiten zählenden Auflage jener Darlegung der Quellenverhältnisse, einer größeren

Ausführlichkeit des darstellenden Textes und den Nachträgen an Literatur zugute gekommen.

P. hat insbesonders die Ergebnisse seiner auf die antike Social- und Wirtschaftsgeschichte bezüglichen Studien, die er in seiner Geschichte des antiken Communismus und Socialismus, sowie in den unter dem Titel „Aus Alterthum und Gegenwart" gesammelten Aufsätzen niedergelegt hatte, der Darstellung der politischen Geschichte eingefügt und dadurch deren Wert ganz erheblich erhöht. Besonders ist das Aufkommen des Handels und die Überwindung der Agrarwirtschaft in dem Adelsstaate der Griechen im 2. und 3. Capitel, und das Umsichgreifen der socialen Gegensätze während des 4. Jahrhunderts im 11. Capitel eingehender als früher geschildert. Hier hat P. auch den Process verfolgt, wie gesellschaftliche Classengegensätze sich im Staate Geltung zu verschaffen suchen und wie schließlich in der Verfassung das Classeninteresse der jeweilig Herrschenden zum Ausdruck gelangt.

Ich habe hier nur einen Einwand zu erheben. Dadurch dass P. diese Betrachtungen zwischen die Erhebung Thebens und das makedonische Zeitalter eingeschoben hat, wobei er bis auf die *χρεῶν ἀποκοπή* der solonischen Zeit und die anonyme Schrift vom Staate der Athener zurückgreifen muss, wird dennoch leicht bei den der Orientierung bedürftigen Lesern, für die diese Darstellung der griechischen Geschichte bestimmt ist, die Vorstellung erweckt, als ob diese socialen Fragen erst kurz vor dem Verluste der politischen Selbständigkeit bei den Griechen acut geworden wären, während doch die radicalen Maßregeln Solons die Annahme nahelegen, dass vor seinem Auftreten der Gegensatz der socialen Schichten des Volkes vielleicht noch größer war als im vierten Jahrhundert. In der demokratischen Verfassung, wie sie seit Kleisthenes bestand, hatte sich die Mehrheit der Besitzlosen den Staat nach ihren Wünschen eingerichtet und in der Gesetzgebung sind alle erdenklichen anticapitalistischen Schutzmaßregeln ergriffen worden. Wenn wir nun gleichwohl die sämmtlichen Socialreformer des 4. Jahrhunderts, wie dies Pöhlmann in seinem Buche über den antiken Communismus und Socialismus gezeigt hat, bemüht sehen, den Übelständen der ungleichmäßigen Gütervertheilung entgegenzutreten, wenn in dieser Hinsicht die radicalsten socialistischen Anschauungen von ihnen vertreten werden, so wird man zu der Überzeugung gebracht, dass die Masse der minder Begüterten auch mittelst dieser demokratischen Staatsordnung auf die Dauer nicht im Stande gewesen ist, sich zu schützen, dass also die Demokratie trotz der Vorwürfe, die gegen sie als den Ausdruck des Pöbelregimentes erhoben worden sind, dennoch das Umsichgreifen des Capitalismus nicht hat verhindern können. Die Demokratie von Athen scheint auf den ersten Blick eine Verfassung zu sein, unter der durch die Anzapfung des Capitals mittelst der Leiturgien, durch die Heranziehung nahezu der Hälfte der Bürgerschaft zum

Staatsdienst, womit meist eine Besoldung verbunden war, durch die Diäten für die Geschworenen und die Präsenzgelder bei der Volksversammlung, durch die Theatergelder, durch die Armen- und Waisenversorgung von staatswegen, durch so raffinierte prophylaktische Maßregeln, wie sie z. B. gegen die Vertheuerung des Getreides und des Brotes getroffen waren, u. dgl. m. die Masse der Armen ein herrliches Dasein gehabt hat. In Wahrheit hat diese Demokratie gerade in der Zeit, da die Anklagen zügelloser Massenherrschaft am begründetsten waren, doch nicht vermocht, der Ansammlung großer Vermögen in den Händen Weniger und der Verarmung in der Masse des Volkes zu steuern. Die Gründe dieser scheinbar widerspruchsvollen Erscheinungen klarzulegen, halte ich für nothwendig, wenn von den Zuständen im 4. Jahrhundert die Rede ist. Der wichtigste Grund dafür ist wohl darin gelegen, dass die wirtschaftliche Abhängigkeit von dem handeltreibenden Großcapital und den Industriellen es der Masse des städtischen Demos unmöglich gemacht hat, von der Überzahl seiner Stimmen im Sinne seines Classeninteresses Gebrauch zu machen, und dass ferner die große Masse der Nichtbesitzenden außerhalb Athens praktisch überhaupt gar nicht in die Lage gekommen ist, von ihrem Stimmrechte Gebrauch zu machen. Wir kennen eine Anzahl Inschriften, die die Zahlen der in der Volksversammlung abgegebenen Stimmen verzeichnen. Diese Zahlen sind im Verhältnis zu den vorauszusetzenden der Stimmberechtigten verschwindend klein, und daraus folgt, dass diese nur zum kleinsten Theil auch wirklich erschienen sind und ihr Recht ausgeübt haben. Es ist leicht auszudenken, wenn man sich moderner parlamentarischer Zustände erinnert, durch welche Mittel es einer Minderzahl gelingen konnte, trotz des allgemeinen Stimmrechtes doch die Abstimmungen in ihrem Sinne zu beeinflussen. Wo man in politisch bewegten Zeiten, wie unter der Herrschaft der Dreißig, bewaffnete Mannschaft angesichts der Abstimmenden aufmarschieren ließ, da hat man unter normalen Verhältnissen gewiss auch die milderen Praktiken zur Erzielung eines erwünschten Abstimmungsergebnisses anzuwenden verstanden; der Satz des Aristoteles: *εὐδιαφθορώτεροι γὰρ οἱ ὀλίγοι τῶν πολλῶν εἰσι* hat nur eine begrenzte Giltigkeit.

Ein erbitterter socialer Kampf hat also schon seit den Zeiten Solons in Athen getobt und trotz der demokratischen Verfassung ist es nur in der kurzen Spanne Zeit der Freiheitskriege und so lange das attische Seereich bestand, möglich gewesen, die wirtschaftlichen Gegensätze erträglich zu machen. Die auswärtige Politik hat damals fast alle Kräfte in Anspruch genommen und der vorzügliche Stand der Finanzen gestattete, der Masse ausreichenden Verdienst zu gewähren.

Wo P. von Alkibiades spricht, gedenkt er ferner des Auftretens rücksichtslos individualistischer Tendenzen und datiert diese bis in den Anfang des peloponnesischen Krieges zurück. Auch

diese Erscheinung ist nach meiner Meinung schon älter. In der Geschichtschreibung begegnet ein ausgeprägter Individualismus schon bei Hekataios und Herodot, und in der Politik können Aristagoras, Miltiades und Themistokles als dessen Vertreter namhaft gemacht werden.

Sehr wesentlich unterscheidet sich die neue Auflage von der früheren Darstellung der ältesten Geschichte. An Stelle der Abschnitte: 'Die vordorische Zeit, die dorische Wanderung und ihre Folgen' sind jetzt zwei andere mit den Überschriften: 'Vorzeit und mykenische Culturperiode' und 'Anfänge der geschichtlichen Staatenwelt am Ägäischen Meere' getreten. Während nämlich in der ersten Auflage Pöhlmann noch die Möglichkeit offengelassen hatte, dass die mykenäische Cultur nicht bis in die Zeit vor den Wanderungen zurückreiche und die Ansicht vertreten hatte, dass das Bild, welches uns die vorgeschichtlichen Funde gewähren, dem Zustande entspreche, der durch die Wanderung geschaffen worden sei, hat er sich nunmehr gleichfalls zu der Ansicht bekannt, dass die mykenäische Cultur älter sei als der Einbruch der Gebirgsstämme in Griechenland. Mit Rücksicht auf die fundamentale Wichtigkeit, welche die Entscheidung dieser Frage für die Auffassung der Anfänge griechischer Geschichte hat, wäre es vielleicht für die Leser von Pöhlmanns Buch erwünscht gewesen, wenn die Anhaltspunkte, die für die Datierung der mykenäischen Funde vorliegen, vollständiger zusammengestellt worden wären und eine kurze Darlegung über die Entstehung des Epos darangeknüpft worden wäre.

P. hat jedoch sowohl in den der Quellenkunde gewidmeten Abschnitten als auch in der Darstellung selbst reichliche Nachweise der neueren Literatur geboten, in der diese Fragen näher erörtert sind, über die er mit wenigen andeutenden Sätzen hinweggegangen ist. Ob es aber gut war, in einem zur Einführung in das Studium bestimmten Buche den Leser auf so viel Literatur zu verweisen, ja ihn, wenn er die gegebenen Andeutungen verstehen will, geradezu zu nöthigen, sich mit derselben zu befassen, dünkt mich zweifelhaft. P. meinte jedoch, dass solche Literaturnachweise geeignet sein dürften, die Vorlesungen von dem bibliographischen Material zu entlasten, und hat sie wohl aus diesem Grunde so reichlich gegeben.

Die Quellenübersichten sind so eingerichtet, dass allemal über alle für ein bestimmtes Capitel in Betracht kommenden Schriftsteller gehandelt wird. Dies Verfahren hat seine unleugbaren Vorzüge, macht aber Wiederholungen unvermeidlich; es ist dem Verf. gelungen, diese nicht allzu auffällig erscheinen zu lassen. Über die Auswahl der Citate aus der neueren Literatur und die Stelle, an der sie angebracht sind, kann man natürlich leicht verschiedener Meinung sein. So schiene mir z. B. angemessener, wenn die Untersuchung von E. Schwartz über die Hellenika des Xenophon auf S. 146 angeführt wäre, wo von dieser Schrift Xenophons zu-

erst und im Zusammenhang die Rede ist. Pöhlmann hat es vorgezogen, sie S. 150 anlässlich der darin enthaltenen Charakteristik des Agesilaos und dann noch einmal S. 152 zu citieren. Ich habe ferner auf S. 145 die vortreffliche und trotz mancher Missgriffe an gesicherten Ergebnissen reiche Abhandlung von Börner, De rebus a Graecis inde ab anno 410 usque ad annum 403 a Chr. gestis quaestiones historicae. Gött. Diss. 1893 und auf S. 217 die Erwähnung der Entdeckung des vaticanischen Palimpsestes einiger Blätter aus Arrians vollständiger Diadochengeschichte durch Reitzenstein vermisst, hätte dagegen für richtig gehalten, wenn Ungers verfehlte Darlegungen über das Kriegsjahr des Thukydides (S. 124) mit Stillschweigen übergangen worden wären. Jedoch bin ich der Ansicht, dass im ganzen die Auswahl aus der neueren Literatur mit großem Geschick getroffen wurde.

Schwierigkeiten werden dem Benutzer dieser Literaturangaben einige falsch gedruckte Namen machen, die bei der Correctur stehen geblieben sind, so z. B. S. 42 Corpus inscript. Graecar. vol. I. (inscr. Graec. sept. ed. Ditt. 1892), während der Titel lautet: C. J. G. Graec. sept. vol. I usw. S. 135 Anm. „Werner“ mit Capitälchen statt Wiener (Studien) S. 152, Anm. 1. „Pantow“ statt Pomtow, S. 206, Anm. 2 Naumann statt Neumann. Auch sonst sind Druckfehler stehen geblieben, von denen am Schlusse nur einer berichtigt ist, so z. B. muss es S. 35 oben offenbar heißen „Als Gegengabe“ statt „Gegenwart“, S. 99 wechselt die Schreibung Ion und Jon, S. 114 soll es wohl heißen: Überdies soll der Text usw. und nicht „Dadurch soll der Text“, S. 147 steht unten „7000“ statt 700, S. 171 eine wirklich radicale „Form“ statt „Reform“. P. schreibt ferner durchweg Korcyra, während er sonst meist der griechischen Schreibweise folgt, u. a. m.

Ich füge hier noch ein paar Einzelheiten sachlicher Art bei, in denen ich mit dem Verf. nicht einer Meinung bin. Ich halte es für zweifelhaft, ob man, wie S. 28 geschieht, den Staat gleichberechtigter Krieger wie in Sparta als einen Überrest der ältesten Ordnung des griechischen Stammeslebens bezeichnen darf. P. selbst gibt ja später zu, dass die specifischen Eigenthümlichkeiten des spartanischen Staates aus der Zeit der Eroberung des Peloponnes stammen und bezeichnet Sparta als den kriegerischen Gesellschaftstypus; es sind also besondere Umstände gewesen, denen die spartanischen Einrichtungen ihren Ursprung verdanken, und sie können darum nicht als die typische Form der ältesten griechischen Stammesordnung gelten. S. 51 spricht der Verf. Zweifel aus, ob es überhaupt über Ereignisse des 6. Jahrhunderts glaubhafte Detailberichte gegeben habe; ich theile diese Zweifel nicht und würde mich nicht scheuen den Bericht des Aristoteles über Drakon (S. 63) für die Geschichte zu verwerten, die Zweifel an dessen Zuverlässigkeit scheinen mir durchaus unbegründet. Die Tyrannis scheint Pöhlmann wesentlich ein Ergebnis des allge-

meinen Culturfortschrittes, besonders auf volkswirtschaftlichem Gebiete zu sein (S. 57). Ich finde, dass bei dieser Formulierung die politischen und persönlichen Voraussetzungen zu wenig in Betracht kommen, wie denn auch die politische Bedeutung der Tyrannenherrschaften in P.s Darstellung zu wenig hervortritt; die persönlichen und diplomatischen Beziehungen der Beherscher Athens, von Naxos, Samos usw. lassen deutlicher, als es bis dahin der Fall war, neben dem Perserreich ein System griechischer Staaten erkennen, die mit denen des Orients in Verbindung stehen. Vertriebene Tyrannen sehen den persischen Hof als ihre natürliche Zufluchtstätte an und haben dadurch, dass sie sich dahin begaben, zuerst Verbindungen gesucht, die für die künftigen Geschicke von Hellas wichtig und später verhängnisvoll geworden sind; die auswärtige Politik der Tyrannen ist überhaupt für alle Folgezeit maßgebend geworden. Das hängt aber mit dem persönlichen und politischen Charakter ihres Regiments zusammen.

Auf S. 83 wiederholt P. eine häufig ausgesprochene Ansicht, die ich gleichwohl für unrichtig halte. Ich weiß nicht, wer zuerst behauptet hat, dass die Sendung von 20 Schiffen aus Athen zur Flotte der aufständischen Ioner eine unzureichende Hilfeleistung gewesen sei. Dies gilt jetzt nahezu allgemein als feststehend. Aber Athen besaß doch damals überhaupt nur 50 Kriegsschiffe, wie auch der Verf. S. 89 bemerkt; es hat also nahezu die Hälfte seiner Flotte den Landsleuten in Kleinasien zuhilfe geschickt. Dies ist vielmehr eine höchst anerkennenswerte und ausgiebige Leistung, umsomehr da Athen doch unmöglich seine Küsten ohne jeden Schutz gegen die Nachbarn lassen und etwa seine gesammte Flotte in den ionischen Gewässern aufs Spiel setzen konnte. Unrichtig ist die Bemerkung S. 95, dass auf der Schlangensäule in Delphi und auf der Basis der Zeusstatue in Olympia dieselbe Liste von Namen verzeichnet gewesen sei. In der Liste zu Delphi waren die Thespier, Eretrier, Leukadier und Siphnier genannt, auf der zu Olympia dagegen nicht. Eine Einfügung dieser Namen aber aus dem delphischen Verzeichnis in die bei Pausanias erhaltene olympische Liste, die zwar von Einigen empfohlen wird, ist durch des Pausanias Erklärung *Πλαταιεῖς μόνοι Βοιωτῶν* ausgeschlossen. Die Chronologie der Ereignisse unmittelbar vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges hat nach einer Bemerkung auf S. 118 Anm. Nissen in der wahrscheinlichsten Weise in Ordnung gebracht. Ich theile diese Ansicht nicht und halte die von Nissen vorgeschlagene Ergänzung des zweiten Absatzes der Inschrift CIA I. 179 für unrichtig, und dies auch für erweisbar, seit durch Lollings Fund die Rechnungsurkunde CIA 179a richtig datiert werden kann. Dass man endlich von den Ptolemäern sagen dürfe, sie hätten sich unter den Diadochen an der Anlage hellenischer Städte und an der Hellenisierung am wenigsten betheiligt (S. 226), halte ich nicht für zutreffend.

Allein alle diese Bemerkungen sind nur der naturgemäße Ausdruck des Dissenses auf einem Gebiete, wo die wissenschaftliche Forschung gerade gegenwärtig in lebhaftem Flusse begriffen ist, und sie sind keineswegs gemeint, von P.s Buch eine ungünstige Vorstellung zu erwecken. Dieses muss vielmehr als zur Orientierung und zur Einführung in ein wissenschaftliches Studium der griechischen Geschichte geeignet bezeichnet werden und es darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass die neue Auflage gegenüber der ersten einen Fortschritt bezeichnet.

Graz. Adolf Bauer.

Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter.

Vorlesungen von H. G. Zeuthen, Professor an der Universität Kopenhagen. Kopenhagen, Verlag von Andr. Ferd. Höst & Son 1896.

Vor einigen Jahren erfreute der dänische Mathematiker die Arbeiter auf mathematischem Gebiete durch sein originelles Werk: „Die Lehre von den Kegelschnitten im Alterthum“, dessen bedeutender historischer Wert von der Kritik anerkannt wurde. — In dem nun vorliegenden Buche sucht derselbe Forscher allgemeiner die Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter so darzustellen, dass den Studierenden und Lehrern der Mathematik ein wichtiger Behelf gegeben wird, welcher frei von allen Details die Kenntnis der Formen betont, unter denen die verschiedenen Wahrheiten und Methoden entstanden sind, in dem aber auch auf die verschiedenen Anwendungen in eindringlicher Weise verwiesen wurde. In Dänemark wird beim Lehramtsexamen aus der Mathematik gefordert, dass der Candidat mit den Grundzügen der Geschichte der Mathematik vertraut sei, und diesem praktischen Zwecke sollte die vorliegende Schrift dienen. Namentlich sind es die Vorlesungen über Geschichte der Mathematik von Cantor, welche manchen Partien des vorstehenden Buches zugrunde gelegt wurden; dabei muss bemerkt werden, dass zuweilen der Verf. hiebei eine andere Auffassung zeigte als Cantor. Auch die geschichtlichen Forschungen Tannerys, dieses bedeutenden Kenners der griechischen Geometrie, wurden benützt; es konnten in der deutschen Ausgabe, welche zwei Jahre nach dem Erscheinen des dänischen Originales veröffentlicht wurde, auch die Untersuchungen Tannerys über die Astronomie der Alten in Verwendung gezogen werden.

Was dem Buche, das Ref. mit Interesse in seinen Einzelheiten verfolgte, besonderen Wert verleiht, ist wohl der Umstand, dass Prof. Zeuthen durch diese Edition das Verständnis der Form förderte, in welcher die Sätze und Beweise unter den jeweiligen Verhältnissen auftraten, und bei dieser Gelegenheit zu interessanten originellen Ergebnissen gelangte.

In der Einleitung wird die Vorgeschichte der Mathematik behandelt, der Ägypter und Babylonier im besonderen gedacht und namentlich auf die zahlentheoretischen Speculationen der letzteren hingewiesen. Dann wendet sich der Verf. zur Erläuterung der Mathematik der Griechen, gibt einen historischen Überblick und behandelt in speciellen Abschnitten die pythagoräische Mathematik, die geometrische Arithmetik und Algebra, die numerischen quadratischen Gleichungen und das Ausziehen der Quadratwurzel, wendet sich sodann zur Darlegung der Auffassung des Unendlichen seitens der griechischen Mathematiker, im Anschlusse daran an die Geschichte des Problems der Quadratur des Kreises, der Dreitheilung des Winkels, der Verdoppelung des Würfels, also des bekannten delischen Problemes, und zeigt nach Darlegung der Bedeutung der geometrischen Constructionen und der analytischen Methode, wie Euklides' Elemente in die Weiterentwicklung der griechischen Mathematik eingriffen. Die einzelnen „Bücher" der „Elemente" Euklids werden in ausführlicher Weise gewürdigt und im Anschlusse an dessen Exhaustionsbeweis die infinitesimalen Bestimmungen bei Archimedes eingehender besprochen. Die weiteren Erörterungen beziehen sich auf die Lehre von den Kegelschnitten bei den Griechen (vor und bei Apollonius), auf die berechnende Geometrie, auf den Verfall der griechischen Geometrie. In eingehender Weise würdigt der Verf. die Entwicklung der späteren griechischen Arithmetik und namentlich die Forschungen Diophants auf diesem Gebiete. Die beiden letzten Abschnitte des anziehend und sehr belehrend verfassten Buches sind der indischen Mathematik und jener der Araber und dem ersten Wiedererwachen der Mathematik in Europa im Mittelalter gewidmet.

Elementares Lehrbuch der Physik nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Ludwig Dressel, S. J. Mit 402 Figuren. Freiburg i. B., Herder 1895. Preis geh. 7 Mk. 50 Pf.

Wenn wir unter den elementaren Lehrbüchern der Physik, die in deutscher Sprache geschrieben sind, Umschau halten, so finden wir deren nicht wenige, welche als sehr brauchbar bezeichnet werden können und der Verbreitung physikalischer Kenntnisse in weiteren Kreisen Vorschub geleistet haben. Immerhin muss aber erwähnt werden, dass die meisten derselben entweder einen zu exclusiv experimentellen oder zu ausgedehnt theoretischen Standpunkt einnehmen und dass sie deshalb nicht in dem hohen Maße befriedigen, wie etwa das auch in deutscher Übersetzung herausgegebene Lehrbuch der Physik von J. Violle. Das vorliegende Buch nun ist ganz eigenartig angelegt; die experimentellen und theoretischen Ergebnisse sind innig miteinander verquickt und wie aus einem Gusse dargestellt worden; zuvörderst war es das Princip von der Erhaltung der Energie, das der

die in der Physik angewendet zu werden pflegen, sowie solche über die Dimensionen der mechanischen Größen. Nachdem in dem allgemeinen Theile die Beziehungen zwischen den drei Bewegungselementen: Masse, Kraft und Bewegung dargelegt worden waren, brauchte in dem besonderen Theile die Dynamik nicht der Statik voranzugehen, und dies hat auch der Verf. so durchgeführt.

In dem Abschnitte über das Gleichgewicht bezüglich der Schwere wird die Wirkung einer gleichmäßig mit Masse belegten Kugelfläche auf einen innerhalb und außerhalb derselben gelegenen Massenpunkt berechnet und auf die Vorstellung der Schwerewirkung eingegangen, wobei auch der Theorie der mittelbaren Wirkung in kurzer Weise gedacht wird. Die Lehre von den Maschinen stützt der Verf. auf das Princip der virtuellen Bewegungen, ein Vorgang, den wir wärmstens befürworten können, trotzdem die Meinungen einiger Schulmänner dieser Ansicht nicht günstig sind. Die Entstehung einer geradlinigen Schwingung wird nach dem Vorgange von Prof. Pfaundler in einfacher und zweckentsprechender Weise dargelegt. Sehr eingehend ist die Lehre von den Drehbewegungen besprochen und dieselbe der Pendellehre vorangestellt. In der in dem Buche angedeuteten Weise kann auch die Lehre vom excentrischen Stoße vorgenommen werden; auch hier ist es das Energieprincip, das zur Geltung gelangt. Die Hydrodynamik finden wir in dem vorliegenden Buche ausführlicher behandelt, als in anderen Lehrbüchern, und auch auf die technische Seite des Gegenstandes näher eingegangen. Die Gastheorie wäre besser dem Abschnitte über Wärmelehre vorbehalten geblieben. Statt der veralteten Hahnluftpumpe hätte die Ventilluftpumpe beschrieben werden sollen. Gesondert von der Mechanik starrer Körper wurde die Mechanik der elastischen Stoffe behandelt und daran die Lehre von der Wellenbewegung angeschlossen; diese ist in mustergiltiger Weise zur Darstellung gelangt, ebenso wie die daran gereihte Lehre vom Schalle, die allerdings im Anschlusse an die Helmholtz'sche Theorie der Tonempfindung manche Erweiterung hätte erfahren können. — In einem sehr lesenswerten Anhange werden die übereinstimmenden Beziehungen bei den verschiedenen Formen mechanischer Energie erörtert. Es wird nämlich nachgewiesen, dass sowohl die kinetischen als auch die statischen Energieformen sich durch drei Energiefactoren ausdrücken lassen.

Ebenso wird eingehend der Vorgang der Energieverschiebung und der Energieverwandlung besprochen und deren Gesetze abgeleitet. Die drei Factoren der mechanischen Energie werden als Quantitätsfactor, Intensitätsfactor und Capacität bezeichnet. Welche Vortheile diese Betrachtungen des energetischen Zustandes in sich bergen, das erhellt aus den folgenden Partien, namentlich der Wärmelehre und Elektricitätslehre, in welchen sie fortwährend Anwendung finden. — Die Calorik ist ganz und gar auf den thermodynamischen Principien auf-

gebaut worden und auch die Methoden der mechanischen Wärmetheorie haben im Buche vollends Eingang gefunden; so leistet die graphische Darstellung der Zustandsänderungen in Gasen und Dämpfen recht ersprießliche Dienste. Dass auch den Beziehungen zwischen Wärmeerscheinungen und chemischen Phänomenen Augenmerk geschenkt wurde, wird nur anerkennend hervorgehoben werden müssen. Der technische Theil der Wärmelehre hat in vollem Umfange Berücksichtigung gefunden; so sind die calorischen Maschinen, die Dampfheizung, die künstlichen Eiserzeuger und die Vacuumpfannen, welche in der chemischen Technik eine große Rolle spielen, ziemlich eingehend gewürdigt worden. Recht klar, allerdings die Mittelschulunterrichtsverhältnisse übersteigend, wurde die Theorie der Dampfmaschine gegeben. Allzuspärlich wurde der meteorologische Theil („Der Wasserdampf in der atmosphärischen Luft“) behandelt. Die Andeutungen über die mechanische Wärmetheorie sind den Unterrichtszwecken vollkommen angepasst worden, und es hat auch der zweite Satz der Thermodynamik die entsprechende Beachtung in diesem Buche erfahren. Den Satz von Clausius, dass die Energie der Welt einem Maximum zustrebt, bezweifelt der Verf. und gibt auch triftige Gründe für diesen Zweifel an; er erwähnt auch einige Gelehrte, namentlich Poincaré, welche ebenfalls diese Theorie verworfen haben. In erster Linie findet der Verf. die Voraussetzung nicht stichhältig, dass bei Wärmeübertragungen von warmen Körpern auf kalte nur Temperaturerniedrigung ohne Umwandlung eines Theiles der Wärmeenergie in irgend eine andere Energieform erfolge; ferner glaubt er darauf hinweisen zu müssen, dass — wenn der Clausius'sche Satz richtig ist — ein und derselbe physikalische Zustand durch ganz verschiedene Energieinhalte bedingt werde, was gegen die Principien der Energielehre verstoßen würde. Wenn auch der Verf. dem Theoreme von Clausius gegenüber große Zurückhaltung an den Tag legt, so stimmt er doch den Consequenzen bei, welche Clausius aus seinem Theoreme bezüglich der fortschreitenden und allgemeinen Energieentwertung im Weltall gezogen hat. Die betreffenden Betrachtungen, welche der Verf. am Schlusse des Werkes angegeben hat und in welchen er sich von dem Satze der Vermehrung der Energie unabhängig macht, sind am Schlusse des Buches angegeben und jedenfalls sehr beachtenswert.

Am umfassendsten und zweckmäßigsten und am meisten den neuesten Forschungen entsprechend wurde die Elektricitätslehre ausgearbeitet. Dieselbe wurde in zwei Abschnitte getheilt: Die elektrische Ladung (Elektrostatik) und die elektrische Entladung (Elektrodynamik). Überall im Verlaufe des betreffenden Abschnittes finden wir die Faraday-Maxwell'sche Anschauung von der Rolle der dielektrischen Medien, von dem in denselben bestehenden Zwangszustande, ferner die Lehre von den elektrischen und magnetischen Kraftlinien, die Folgerungen aus dem Energieprincipe

consequent durchgeführt. Recht ansprechend sind die mehrfach herangezogenen hydrodynamischen und aerodynamischen Analogien, welche gewiss dazu beitragen werden, das Verständnis und die Erklärung der elektrischen Phänomene zu fördern. Die Potentialtheorie wurde auf Grund des Arbeitsprincipes in den Rahmen des Buches eingeführt, dabei aber der elektroskopischen Bedeutung des Potentials keineswegs vergessen. Gelungene schematische Figuren, welche dem Buche überhaupt in großer Zahl beigegeben sind, unterstützen das Verständnis des Textes. Prächtig ausgearbeitet ist der Abschnitt über die allgemeinen Eigenschaften des elektrischen Stromes und besonders klar der Unterschied zwischen Ladungs- und Stromzustand dargelegt. Die Darstellung des Gesetzes von Ohm lässt wohl auch nichts zu wünschen übrig. Die Betrachtung der chemischen Wirkungen im äußeren Stromkreise, ebenso der inneren nimmt Rücksicht auf die neueren Forschungen im Gebiete der physikalischen Chemie, und wir finden in diesem Abschnitte auch eine gelungene Darstellung der Theorie der galvanischen Stromerzeugung, wobei auch der mechanischen Theorie des galvanischen Elementes von Nernst gedacht wird; der letztgenannte Forscher betrachtet nämlich das galvanische Element als eine Maschine, die mittelst des osmotischen Druckes betrieben wird. In der Lehre vom Magnetismus und Elektromagnetismus wurden ebenfalls die neueren und neuesten Anschauungen dargelegt und auch die quantitativen Ausdrücke insoweit angegeben, als es die elementaren Hilfsmittel, die im Buche verwendet werden, zulassen. Für den Unterricht vollständig genügend und zweckentsprechend halten wir die Darstellung der elektrodynamischen Erscheinungen in dem Abschnitte über die penderomotorischen Wirkungen im elektromagnetischen Felde. Ebenfalls Schulzwecken vollkommen entsprechend wurde der von den Inductionsströmen handelnde Abschnitt ausgearbeitet, und es wurden die technischen Anwendungen der Inductionsströme klar dargestellt. In dieser Beziehung erschien dem Ref. besonders der Abschnitt über die Gesetze der elektrischen Kraftübertragung bemerkenswert. Als Beispiel hiezu wird das Experiment der Kraftübertragung zwischen Lauffen und Frankfurt besprochen. Die modernen Elektricitätstheorien fasst der Verf. in einem Schlussabschnitte zusammen und widmet besonders der Maxwell'schen Theorie Aufmerksamkeit, wobei er auch auf die Wirbeltheorie dieses Forschers zu sprechen kommt, welche einige schwierige Punkte enthält, insoferne Maxwell in seiner Theorie zwischen den Wirbeln bewegliche Partikelchen anzunehmen gezwungen ist, welche die Bewegung des einen Wirbels auf die des anderen nach Art von Zahnrädern überträgt.

Der letzte Abschnitt des Buches umfasst die Lehre vom Lichte, und auch hier wurden Gesichtspunkte entwickelt, für die wir dem Verf. Dank wissen. Bemerkenswert sind unter anderem die Bemerkungen über die Maßeinheiten der Lichtstärke, wobei

auf den von Bezold, Ebers und Ruoss gemachten Vorschlag hingewiesen wird, die Lichtgrößen entsprechend den elektrostatischen Größen auf Grund der Potentialtheorie zu bestimmen und zu definieren. Die auf die Reflexion und Bewegung des Lichtes bezugnehmenden bildlichen Darstellungen in diesem Buche zeichnen sich dadurch aus, dass in denselben der Gang der einzelnen Strahlenkegel scharf angegeben wurde. Entsprechend der sonst so ausführlichen Darstellung des Buches hätte die Entstehung der Bilder in den Kugelspiegeln und bei der Brechung etwas eingehender aufgefasst werden können. Die Construction der prismatischen Ablenkung, wie sie hier angegeben wurde, hätte auch gestattet, den Fall des Minimums der Deviation nicht nur anzudeuten, sondern durchzuführen. Die Theorie der von Gauss eingeführten optischen Cardinalpunkte ist eine durchaus gelungene und Schulzwecken angepasste. Die Lehre von der Farbenzerstreuung des Lichtes und von den wichtigsten dioptrischen Einrichtungen ist sachgemäß behandelt, nur hätte auf die Helligkeitsverhältnisse in den einzelnen Instrumenten aufmerksam gemacht werden sollen. Die theoretische Optik wurde mit den bescheidensten mathematischen Hilfsmitteln erörtert. Ein eigener Abschnitt ist der Emission und Absorption des Lichtes gewidmet worden, woran sich wichtige Betrachtungen über die thermische und elektrische Strahlung schließen, in denen der Hervorrufung der elektrischen Wellen, überhaupt der darauf bezüglichen Untersuchungen von Hertz, der sonstigen Beziehungen zwischen Licht und Elektricität, ferner der elektromagnetischen Lichttheorie gedacht wird.

In einem sehr lesenswerten Abschnitte „Rückblick und Schluss" fasst der Verf. die Ergebnisse der Physik als Energielehre zusammen und nimmt seinen Ausgangspunkt von dem bekannten Ausspruche Maxwells: „Eine vollständige Discussion der Energie schließt die ganze Physik in sich.

Wir können auf Grund eingehenden Studiums des vorliegenden Buches dasselbe als einen bedeutenden Fortschritt in der Darlegung der elementaren Physik anbahnend bezeichnen, der Bearbeitung aller Theile in anerkennender Weise gedenken und wünschen, dass dem Buche, das mit peinlicher Sorgfalt und Umsicht verfasst wurde, recht viele Freunde erstehen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Kegelschnitte. Analytisches Repetitorium mit geometrischem Anhang im Anschlusse an den »vorbereitenden Curs« bearb. von Hermann Längst. Mit 5 Tafeln. Stuttgart, W. Kohlhammer 1896.

Das vorliegende, zum Gebrauch des Lehrers bestimmte Buch hat, wie der Verf. in der Vorrede betont, zunächst den Zweck, die im vorbereitenden Curs gezeichneten Eigenschaften der Kegel-

schnitte analytisch und geometrisch näher zu begründen und weiter auszuführen. Wiewohl für die Verhältnisse an deutschen Anstalten zugeschnitten, bietet das Buch doch auch für Lehrer an österreichischen Mittelschulen ein sehr brauchbares Nachschlagebuch, welches dem Leser erspart, erst aus größeren Werken eine mühsame Auswahl zu treffen.

Die Ableitungen sind ungekünstelt und geschickt gewählt. Bemerkenswert erscheinen die Behandlung der Ellipse als Kreisprojection, die Verwendung der sogenannten Berührungsbedingungen zur Lösung von Tangentenproblemen, die Auseinandersetzungen über conjugierte Durchmesser, Krümmungsradien und Evoluten. Der Verf. schließt sich den altbewährten Methoden der analytischen Geometrie an, aber auch die Ergebnisse der neueren Geometrie werden berücksichtigt und selbst die Liniencoordinaten in einfachster, gut anwendbarer Form zur Sprache gebracht. Für den physikalischen Unterricht, auf welchen schon durch die Behandlung des horizontalen und des schiefen Wurfes Rücksicht genommen wurde, wäre noch eine Besprechung der Fläche der Ellipsensectoren (zweites Kepler'sches Gesetz) umsomehr wünschenswert, als bei der Parabel die Simpson'sche Regel, bei der Hyperbel die Beziehungen zu den Neper'schen Logarithmen behandelt werden.

Ein ausführlicher Anhang bietet eine Auswahl naheliegender geometrischer Ableitungen, welche in mannigfaltiger Weise zur Vereinigung der analytischen mit der geometrischen Behandlungsweise dienen können.

Die Ausdrucksweise ist, dem Zwecke des Buches entsprechend, knapp, manchmal sehr knapp, denn Wendungen wie: Ort von Kreisen an Stelle von: Ort der Mittelpunkte von Kreisen erscheinen nicht unbedenklich.

Die Ausstattung in Druck und Tafeln ist gediegen und die etwas häufigeren Druckfehler werden wohl bei einer zweiten Auflage verschwinden.

Wien. Dr. J. Pitsch.

Flachornament-Vorlagen für den Unterricht und praktischen Gebrauch zusammengestellt und bearbeitet von W. Sprengel, Lehrer an der königl. Gewerbeschule in Düsseldorf. I. Theil. 20 Tafeln und eine Anlagetafel. Preis in Mappe: 10 Mk.

Dieses Vorlagenwerk bringt auf 20 Tafeln und einer Anlagetafel in einer sehr guten Darstellung Motive aus den italienischen Intarsien.

Entgegen den beiden großen Quellenwerken über die italienischen Intarsien von H. Herdtle und von Finke und Meurer, welche die ganzen Compositionen der italenischen Intarsien bringen, bietet das obgenannte Werk Spengels nur einzelne, aber für den

Unterricht sehr passend gewählte und, was schätzenswert erscheint, in sich abgeschlossene Formen, welche geeignet sind, den Schülern im ornamentalen Zeichnen einen klaren Begriff der typischen Charaktere des italienischen Flachornamentes der besten Epoche zu geben. So finden wir in diesem Werke sehr schöne typische Palmettenmotive, eine Krone, einen Granatapfelzweig, ein mit Zweigen umrahmtes Wappen, Zweige mit flatternden Bändern, ein Akanthusblatt, sehr schöne Blattgruppen derselben u. a. m. [1])

Den Zusammenhang dieser Typen mit der ganzen Composition wird der denkende Lehrer immerhin an den Tafeln der Werke von H. Herdtle oder von Fink u. Meurer zeigen und erklären können.

Die Darstellung der Vorbilder des Werkes von W. Sprengel ist sowohl eine streng correcte, als auch eine sehr klare und saubere; der Verf. hat daran wohlgethan, für diese Darstellung ein gelbliches Papier mit dunkelbraunem Grund für das Ornament zu wählen, weil einerseits das Flächenhafte besser hervortritt und der Schüler eben Flächen und nicht Linien sieht, und anderseits weil solch geartete Darstellungen weithin sichtbar sind. Das beweisen z. B. Vardais Wandtafeln zur Genüge.

Der dem Werke beigegebene Text ist zwar sehr kurz, aber inhaltsvoll.

Das Werk in seinem uns vorliegenden ersten Theile bildet somit eine sehr schätzenswerte Bereicherung guter Vorbilder für den Unterricht im ornamentalen Zeichnen.

Graz. A. Anděl.

---

[1]) Einen ähnlichen Vorgang beobachtete auch der Ref. bei der Ausführung seines Werkes »Die Elemente des pflanzlichen Ornamentes«, Wien, Waldheim 1890. Siehe darin z. B. Taf. XLVI, Mot. 94 und vgl. mit Taf. Nr. 9, I. Lief. des angezeigten Werkes von W. Sprengel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Der deutsche Aufsatz in der dritten und vierten Classe.

„Herr, die Noth ist groß!“ mag wohl mancher mit dem Goethe'schen Zauberlehrling gerufen haben, wenn er als Lehrer des Deutschen in der dritten und vierten Classe nach passenden Aufsatzthemen Umschau hielt. In der dritten Classe sollen nach den Instructionen die Beschreibungen eine liebevolle Pflege erfahren; in der Praxis zeigt sich jedoch, dass nur die einfachsten Objecte geeignet sind, einer Beschreibung von Seite der Schüler unterzogen zu werden. Versuche es nur einer aus unserer Mitte, ohne vorausgegangene Meditation eine mustergiltige Beschreibung eines Lindenblattes oder eines Silberguldens zu liefern, er wird auf nicht geringe Schwierigkeiten stoßen. Die zwei genannten Beispiele bieten eine solche Fülle von Merkmalen, dass es einer eingehenden Vorbesprechung bedarf, um bei einer Bearbeitung durch die Schüler halbwegs befriedigende Resultate zu erzielen. Gewiss eignen sich naturhistorische Objecte für die Beschreibung, allein wir glauben, dass der Fachlehrer des Deutschen gut daran thun wird, sich mit dem Naturhistoriker ins Einvernehmen zu setzen. Wir denken uns die Sache ungefähr so: Der Lehrer des Deutschen bespricht sich mit dem Naturhistoriker über einen Gegenstand (Thier, Pflanze, Mineral), der ihm zum Thema für eine Schul- oder Hausarbeit passend scheint, und beide einigen sich über die Grundlinien der Disposition. Nach diesen behandle zuerst der Naturhistoriker das Thema, indem er bei Thieren und Pflanzen das früher Gelernte in der Erinnerung der Schüler auffrischt, bei einem Minerale, das in der dritten Classe zum erstenmale besprochen wird, die Beschreibung desselben nach der vereinbarten Disposition vornimmt. Ähnlich verhält es sich mit der Physik und Chemie. Mancherlei Instrumente und Apparate einfacher Natur eignen sich nach erfolgter Doppelbesprechung, wobei der eine hauptsächlich das reale, der andere das formale Moment betont, für die dritte Classe zur Beschreibung, während für die vierte Classe zur äußerlichen Beschreibung des Apparates auch die Anwendung und das Princip,

[illegible]

[illegible]

[illegible] ergibt sich ferner in dem [illegible] für die verschiedenen Disciplinen [illegible] für den Schüler ebenso wohlthätig wirkt [illegible]

[illegible] bleiben auch noch »freiere« Aufsätze zur Bearbeitung übrig. Doch da die wesentliche Aufgabe des deutschen Unterrichtes auf dem Gymnasium nicht im Producieren, sondern selbst in den höheren Classen nur im Reproducieren bestehen kann, so wird auch hier die eingehende Vorbesprechung nicht entfallen können. Irgendeine Schilderung (Schönbeschreibung) wird nur dann mit befriedigendem Resultate ausgeführt werden, wenn der Lehrer die betreffenden Empfindungen, die zumeist latenter Natur sind, geweckt und zum Bewusstsein der Schüler gebracht hat. Themen, wie »Der Wald im Herbste« oder »Die Aussicht

vom Kahlenberge« übersteigen keineswegs die Kräfte einer normalen Quarta,[1]) doch — drücken wir uns vorsichtig aus — die Schüler sollen nicht allein in den Wald gehen und nicht allein den Kahlenberg besteigen.

Im Folgenden mögen einige Themen für die III. und IV. Classe angeführt werden. Dieselben sind theils den verschiedenen Disciplinen entnommen, mit denen die betreffende Altersstufe bekannt gemacht wird, theils schließen sie sich bestimmten Stücken des Lampel'schen Lesebuches an. Dass das eine oder andere nicht neu erscheint, ist wohl unvermeidlich.

III. Classe.

A. Physik.

1. Der Kreislauf des Wassers.

Einl.: Gesetz der Erhaltung der Materie.

Übergang: Dasselbe deutlich erkennbar im Kreislaufe des Wassers.

Thema: 1. Verdunstung; 2. Bildung von Nebel und Wolken; 3. Niederschläge (Thau, Reif, Regen, Schnee, Hagel); 4. Bildung von Quellen; 5. Bäche und Flüsse; 6. Abfluss ins Meer.

Schluss: Verschiedenheit in der Quantität der Niederschläge in einzelnen Gegenden findet ihren Ausgleich; die jährliche Regenmenge ist auf der ganzen Erde ziemlich constant.

Zu vergl. das bekannte Lesestück von Grube: »Geschichte eines Wassertropfens« (Lampel I, Nr. 67 (72)).

2. Welche Veränderungen der Erdoberfläche bewirkt das Wasser?

Einl.: Die Veränderungen der Erdoberfläche werden zumeist durch langsam wirkende Kräfte bewirkt.

Übergang: Hiebei spielt das Wasser die wichtigste Rolle.

Thema: 1. Zersetzung, Lösung und Verwitterung des Gesteines; 2. Sprengung desselben durch Eisbildung (geringere Dichte, doch größeres Volumen des Eises!); 3. Bildung von Rinnen und Rinnsalen; 4. Entstehung der Klammen und Wasserfälle.

Schluss: Ausgleichende Wirkung: Abtragung der Berge, Ausfüllung der Thäler, Entstehung der Delta.

3. Über die wichtige Rolle, welche das Wasser im Haushalte des Erdkörpers spielt.

Die Disposition bei Heinze, »Prakt. Anl. zum Disponieren deutscher Aufsätze«, 4. Bdchen., S. 7.

4. Die Kohlensäure.

Einl.: Die K. ist eines der am weitesten verbreiteten Gase.

Thema: 1. Chemische Zusammensetzung (Kohlendioxyd); 2. Eigenschaften: farblos, schwacher Geruch, säuerlicher Geschmack, nicht athembar, nicht brennbar, das Brennen nicht unterhaltend, bedeutend schwerer als die atmosphärische Luft, wird bei 0° und einem Drucke von 36 Atmosphären flüssig; 3. Vorkommen: *a*) in den Carbonaten (Kalkgebirge!)

---

[1]) L. Blume hat in seiner trefflichen »Anleitung zu deutschen Aufsätzen« S. 195 ähnliche Themen der ersten Stufe, d. i. der V. Classe zugewiesen.

gebunden, *b*) vom Wasser absorbiert (in den Säuerlingen), *c*) frei in der Atmosphäre und in der Nähe von Vulcanen; 4. Bildung: *a*) bei Verbrennung kohlenstoffhaltiger Körper, *b*) beim Gährungs- und Verwesungsprocess, *c*) bei der Athmung der Thiere und Menschen.

Schluss: Der schädlichen Anhäufung von Kohlensäure wird durch die Pflanzen vorgebeugt (Zerlegung des Kohlendioxydes).

B. Mineralogie.

1. Das Steinsalz.

Einl.: Seit den ältesten Zeiten als Würze der Speisen bekannt.

Thema: 1. Chemische Zusammensetzung (Chlornatrium); 2. Eigenschaften: verschiedene Farben, »salziger« Geschmack, Strich und Härte, durchsichtig bis durchscheinend, im Wasser löslich, specifisches Gewicht. 3. Vorkommen: *a*) krystallisiert (tessular), *b*) krystallinisch, *c*) derb, *d*) im Wasser gelöst; 4. Fundorte: *a*) als Gestein in Österreich-Ungarn massenhaft, *b*) als Efflorescenz in den Steppen Asiens und in der Sahara, *c*) gelöst in Quellen, Seen und im Meere.

Schluss: Kurze Bemerkung über die verschiedenen Arten der Gewinnung.

2. Der Bernstein.[1])

Einl.: Ableitung des Wortes von dem althochd. burnen (bornen) = brennen.

Thema: 1. Chemische Zusammensetzung ($C_{10}H_8O$); 2. Eigenschaften dieses Harzes: *a*) Farbe, *b*) Härte und Strich, *c*) durchsichtig, *d*) brennbar, *e*) in Alkohol löslich, *f*) specifisches Gewicht = 1, *g*) gerieben wird er elektrisch (*ἤλεκτρον*); 3. Bildung: Exsudat einer Conifere (pinites succinifer), daher oft Insecten und Pflanzentheile einschließend; 4. Vorkommen: Besonders an der preußischen Ostseeküste, wo er theils vom Meere ausgeworfen, theils gefischt wird.

Schluss: Zu Schmuckgegenständen schon im Alterthume verwendet; Bernsteinfahrten der Phönicier.

3. Das Eisen: Nach dem Lesestücke Nr. 2 des Lampel'schen Lesebuches (3. Bd.); zu ergänzen wäre die Unterscheidung des reinen Eisens in tellurisches und meteorisches, ferner darauf hinzuweisen, dass es überhaupt nur selten gediegen vorkommt, dafür umso häufiger als Erz (Magneteisenerz, Eisenglanz, Rotheisenstein, Spateisenstein, Brauneisenstein).

C. Geographie.

1. Woraus schließen wir auf die Kugelgestalt der Erde?

Einl.: Ansichten der Alten von der Erde, ihrer Gestalt und Unbeweglichkeit.

Übergang: Doch schon Aristoteles nahm die kugelförmige Gestalt an.

---

[1]) Vgl. den sehr beachtenswerten Aufsatz: »Der deutsche Bernstein und die griechische Heliadensage« in der Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung vom 28. October 1896, Nr. 250.

Thema: Für die Kugelgestalt sprechen folgende Gründe: 1. Der Horizont erscheint stets kreisförmig; 2. Hohe Objecte erscheinen zuerst mit den Spitzen; 3. Bei Mondesfinsternissen ist der Erdschatten kreisförmig; 4. Wiederholt wurde die Erde umfahren (Magelhaens); 5. Die Analogie mit anderen Himmelskörpern.

Schluss: Die Erde ist keine vollkommene Kugel, sondern ein Sphäroid.

2. Wodurch wird das Klima eines Landes bedingt?[1]

Einl.: Begriff „Klima“: die gesammten Witterungsverhältnisse eines Ortes.

Übergang: Das Klima ist an verschiedenen Orten zu derselben Zeit und an demselben Orte zu verschiedenen Zeiten verschieden. Wieso?

Thema: I. Hauptbedingungen: 1. geographische Breite, 2. verticale Gliederung, 3. oceanisches und continentalisches Klima. II. Nebenbedingungen: 1. Beschaffenheit der Bodenbedeckung (Wald, Wasser etc.), 2. herrschende Winde.

Schluss: Einfluss des Klimas auf den Menschen.

D. Disponierübungen nach dem Lesebuche.

1. Nr. 4 (5): Tobias Witt von J. J. Engel.

Eine sehr genaue Disposition findet sich bei Luben u. Nacke „Einführung in die deutsche Literatur“ II, S. 7 ff.

2. Nr. 20 (23): Das Eisen von A. W. Grube.

Einl.: Das Eisen ist das nützlichste Metall, Z. 1—5.

Thema: 1. Wichtigkeit und Verwendung desselben, 5—30; 2. Vorkommen, 30—48; 3. Preis, 48—53; 4. Eigenschaften, 53—69: *a*) Schmelzpunkt (1000—1500°), *b*) Gewicht (ungefähr 7·7 mal schwerer als Wasser), *c*) Härte (4·5), *d*) Dehnbarkeit, *e*) chemische Verwandtschaft zum Sauerstoffe; 5. Gewinnung aus den Erzen in den Hochöfen, 69—131: *a*) Gusseisen, *b*) Stabeisen, *c*) Stahl.

3. Nr. 22 (25): Ein Gemälde des Herbstes von Chr. F. Falkmann.

Einl.: Der Herbst ist wieder eingekehrt, Z. 1.

Thema: I. Meteorologische Erscheinungen, 1—14. II. Biologische Erscheinungen, 15—59: 1. Veränderungen in der Pflanzenwelt, 15—32: *a*) Felder, *b*) Wiesen, *c*) Gärten, *d*) Wald; 2. Veränderungen in der Thierwelt, 32—52: *a*) das Vieh auf der Weide, *b*) die Thiere des Waldes und Feldes, *c*) die Insecten, Würmer und Spinnen, *d*) die Zugvögel; 3. die Thätigkeit des Menschen, 52—56.

Schluss: Im Gegensatze zu anderen Berufsarten ist der Jäger mehr denn je beschäftigt, 56—59.

---

[1] Im Anschlusse an A. Heinzes „Anleitung zum Disponieren“ IV, S. 10. — Zu ergänzen ist die dort gegebene Disposition durch die Einfügung des ocean. und continent. Klimas; wegzufallen hat unter II, 1 „Ruine“.

4. Nr. 27 (30): Der Tag eines Jägers[1]) von Chr. F. Falkmann.

Einl.: Ein Octobermorgen beginnt zu dämmern, Z. 1.

Übergang: Aufbruch des Jägers, 1—8.

Thema: 1. Der Vormittag, 8—16: *a*) bei den Dohnen (Sprenkeln), *b*) Hasenjagd; 2. das Mittagmahl, 16—22; 3. der Nachmittag, 22—39: *a*) der Holzschlag und seine Verwertung, *b*) Rückkehr, Beute von Rebhühnern.

Schluss: Ankunft im Jägerhause, 39—43.

5. Nr. 123 (135): Die Ruine von G. Tschacke.[2])

Einl.: Der Weg zur Ruine, 1—14.

Thema: 1. Die Ruine mit ihren erhaltenen Theilen, 14—31; 2. die Fernsicht von derselben, 31—35.

Schluss: »Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.«

E. Cornelius Nepos.

1. Die Schlacht bei Marathon (Milt. 5 u. 6).

Einl.: Im Jahre 490 Wiederaufnahme des Angriffskrieges seitens der Perser. — Landung auf Euböa. — Einnahme Eretrias.

Übergang: Im Gegensatze zu den anderen athen. Feldherren sucht Miltiades die Entscheidung in offener Feldschlacht, wozu Marathon geeignet schien.

Thema: 1. Das Schlachtfeld; Aufstellung der beiden Heere. 2. Die Schlacht; das griech. Centrum durchbrochen, die Flügel siegen. 3. Flucht der Perser; Erstürmung ihres Lagers. 4. Vergeblicher Versuch durch Umschiffung Sunions Athen zu überrumpeln.

Schluss: Freude zu Athen. — Ehrung des Miltiades.

Die dürftige Schilderung bei Nepos ist durch Herodots Bericht zu vervollständigen und ein Situationsplan der Schlacht zu skizzieren.

2. Die Schlacht bei Salamis (Them. 3 u. 4).

Einl.: Fall der Thermopylen; Einäscherung Athens (480).

Übergang: Themistokles suchte die Entscheidung durch eine Seeschlacht herbeizuführen und war in der Wahl des Kampfplatzes so glücklich, wie 10 Jahre früher Miltiades.

Thema: 1. Die Bucht von Salamis war zu klein für die persische Flotte; 2. Themistokles besiegte den Widerstand der anderen Feldherren; 3. durch eine List verhinderte er die Zerstreuung der Griechen; 4. in der Schlacht selbst wird die doppelt so starke Perserflotte gänzlich vernichtet; 5. Flucht des Xerxes.

---

[1]) So lautet der Titel des Stückes bei Falkmann selbst; vgl. dessen »Stylistik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungskunst«, 3. Aufl., Hannover 1837, S. 265. — Bei Lampel: »Der Jäger.«

[2]) Dieses Lesestück gewährt dem Schüler reichliche Anhaltspunkte, wenn er etwa eine in der Nähe seines Wohnortes liegende Ruine zum Gegenstande eines Aufsatzes machen soll. — Der Lehrer besichtige mit den Schülern das Bauwerk und bespreche es an Ort und Stelle, doch verschone er den Tertianer mit einem Thema wie z. B. »Gedanken beim Anblicke einer Ruine«. Sentimentalität und Romantik sind nicht Sache 13—14jähriger Jungen!

Schluss: Beginn der Entwicklung der athenischen Seemacht.

Auch hier ist eine Ergänzung des Berichtes aus Herodot sowie eine Situationsskizze zu empfehlen.

3. Das Ende des Themistokles (Them. 8—10).

Einl.: Undank der Athener gegenüber ihren großen Männern (Invidia gloriae comes: Corn. Nep. Chabr. 3).

Übergang: Ähnliches Schicksal hatte Themistokles wie Miltiades.

Thema: 1. Themistokles, durch den Ostracismus verbannt, geht nach Argos; 2. Reise nach Corcyra; 3. Aufenthalt bei dem Molosserfürsten Admetus; 4. Reise von Pydna über Naxus nach Ephesus; 5. Themistokles bittet Artaxerxes Makrocheir um Aufnahme; 6. der König gewährt die Bitte; 7. Conflict der Pflichten der Dankbarkeit und der Vaterlandsliebe. Tod des Themistokles.

Schluss: Erst spät wurden seine Gebeine in Attica beigesetzt.

4. Themistokles in Sparta; vgl. A. Heinze a. a. O. I, S. 70.

5. Hannibals Leben; vgl. A. Heinze a. a. O. I, S. 80.

6. Hannibals Tod (Hann. 12); ergänzt aus Liv. XXXIX, 51.

IV. Classe.

A. Physik.

1. Der Compass (vgl. Jauker: „Zur Method. d. Unterr. im deutschen Aufsatze“, Wien 1887, S. 108 u. 109).

Thema: 1. Beschreibung des Instrumentes; 2. Princip des Apparates: Erdmagnetismus, Declination; 3. Verwendung des Instrumentes.

Schluss: Erfindung; Einführung in Europa.

2. Wirkungen des elektrischen Stromes.

Thema: 1. Licht- und Wärmewirkungen; 2. physiologische, 3. chemische, 4. magnetische Wirkungen.

Schluss: Hinweis auf die Wichtigkeit der letzteren für den Telegraphen.

3. Der Luftballon (vgl. Beilage zur Allgem. Zeitung vom 23. u. 24. October 1896).

Einl.: Mythe von Dädalus und Icarus.

Übergang: Verzichtleistung der Neuzeit auf den Vogelflug; Entwicklung der Aeronautik mittelst des Ballons.

Thema: 1. Beschreibung eines Ballons; Form, Hülle, Füllung; Ventil zur Regulierung der Gasmenge; Gondel. 2. Princip: Ein Körper, dessen absolutes Gewicht kleiner ist als das Gewicht der von ihm verdrängten Luftmasse steigt so lange, bis sein specifisches Gewicht gleich ist dem der ihn umgebenden Luftschichte. — Das Steigen und Fallen einerseits durch Ausströmenlassen des Gases, andererseits durch Auswerfen des Ballastes bewirkt.

Schluss: Montgolfier 1782. Glaisher 1862 (Höhe von 10.000 m). Abnahme des Luftdruckes und der Temperatur; Luftströmungen.

4. Entstehung der Mondes- und Sonnenfinsternisse (vgl. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz, II, Nr. 87).

Einl.: Entstehung des Schattens (Kern-, Halb- u. Schlagschatten).

Übergang: Wenn eine leuchtende Kugel eine andere, die kleiner und undurchsichtig ist, beleuchtet, so erhält der Kernschatten die Gestalt eines Kegels; daher sind die Schatten der Erde und des Mondes, wenn diese von der Sonne beleuchtet werden, kegelförmig.

Thema: 1. Mondesfinsternis: Zur Zeit des Vollmondes steht die Erde zwischen Sonne und Mond. 2. Sonnenfinsternis: Zur Zeit des Neumondes steht der Mond zwischen Sonne und Erde. 3. Eintheilung der Finsternisse in totale und partielle. 4. Dauer: Die Sonnenfinsternisse sind von kurzer Dauer, die Mondesfinsternisse von längerer.

Schluss: Wirkung des Phänomens auf die Menschen.

B. Geographie.

1. Rhein und Donau (vgl. Lampels Lesebuch III, Nr. 12 [14]).

Einl.: Was für den Angehörigen des Deutschen Reiches der Rhein, das ist für den Österreicher die Donau.

Thema: I. Verschiedenheiten: 1. Ursprung, 2. Lauf (Richtung und Länge), 3. Mündung, 4. Stromgebiet (die Nebenflüsse gehören zum Theile ganz verschiedenen Gebirgssystemen an). II. Ähnlichkeiten: 1. Wechsel der Uferlandschaft (Gebirge und Ebenen), 2. Bedeutende Städte an beiden gelegen, 3. Beide sind wichtige Verkehrswege (Eisernes Thor!).

Schluss: Der Rhein und die Donau in der deutschen Sage.

Ähnliche Themen; „Der Rhein. Eine Schilderung seines Laufes im Anschlusse an Goethes „Gesang aus Mahomet“ (vgl. Blumes Anleitung zu deutschen Aufsätzen S. 199). — „Die Donau der Strom Österreichs“ (vgl. Rappold, „Die deutschen Gedichte“ usw., 4. Bdchen., S. 43).

C. Cäsars gallischer Krieg.

1. Der Ausbruch des helvetischen Krieges (I, 2—14).

Einl.: Das alte Helvetien.

Übergang: Gründe für die Auswanderung der Helvetier.

Thema: 1. Die Episode mit Orgetorix. 2. Die Wanderung: *a*) Versuch auf dem linken, *b*) auf dem rechten Rhôneufer. 3. Cäsars Weigerung.

Schluss: Ausbruch der Feindseligkeiten.

2. Die Schlacht bei Bibracte (I, 24—26).

Einl.: Cäsar gibt die Verfolgung der Helvetier auf und schwenkt nach Bibracte ab.

Übergang: Die Angriffe der Helvetier auf die römische Nachhut nöthigen Cäsar, den Kampf aufzunehmen.

Thema: 1. Aufstellung der Streitkräfte. 2. Beginn der Schlacht 3. Höhepunkt derselben; Frontstellung der Römer nach zwei Seiten. 4. Rückzug der Helvetier; Erstürmung der Wagenburg.

Schluss: Das Verhalten Cäsars nach der Schlacht (Rast von drei Tagen!).

Ein Situationsplan dieser und anderer wichtiger Schlachten des gallischen Krieges findet sich jetzt auch in der neuesten Ausgabe von I. Prammer.

3. Eine unrühmliche Scene im Lager Cäsars (I, 39).

Einl.: Das Lager bei Vesontio.

Übergang: Die einlaufenden Berichte über die Germanen erregen Furcht.

Thema: 1. Zuerst verlieren »die Schlachtenbummler« den Muth: *a*) die einen reisen unter irgendeinem Vorwande ab, *b*) andere hält trotz ihrer Angst das Ehrgefühl zurück. 2. Auch die kriegstüchtigen Officiere werden ungünstig beeinflusst: *a*) die einen sprechen von den Gefahren des Terrains und der Schwierigkeit der Verpflegung, *b*) andere befürchten Meuterei der Soldaten.

Schluss: Durch eine meisterhafte Rede zerstreut Cäsar alle Bedenken.

4. Die Expedition des Servius Galba nach Martigny im Herbste des Jahres 57 (III, 1—6).

Einl.: Durch Besetzung des strategisch wichtigen Martigny sollen die Verbindungen mit Italien durch Wallis gesichert werden.

Übergang: Die Besetzung Martignys beunruhigt die umwohnenden Stämme.

Thema: 1. Die Gallier zeigen sich auf den umliegenden Bergen. 2. Galba hält Kriegsrath: *a*) die einen rathen zum Rückzuge, *b*) die Majorität entscheidet sich für Behauptung der Stellung. 3. Versuche der Gallier, das Winterlager zu stürmen. 4. Auf den Rath zweier Officiere beschließt Galba den Ausfall. 5. Der Ausfall gelingt.

Schluss: Trotz des Erfolges tritt Galba den Rückzug in die Provence an.

5. Die Einrichtungen und Sitten der alten Gallier (VI, 11—28); vgl. Heinze a. a. O. I, S. 78.

Die Parallele, welche Heinze a. a. O. I, 17 zwischen Cäsar und Wallenstein zieht, dürfte sich nur ausnahmsweise als Thema für die Quarta eignen.

Hinsichtlich der sich an das Lesebuch für die 4. Classe anschließenden Dispositionsaufgaben verweisen wir im allgemeinen auf A. Strobls »Bemerkungen zum 4. Bande des Lampel'schen Lesebuches« im Programme des Comm.-Gymn. in Kaaden 1889, sowie auf die »Bemerkungen zum 4. Bande des Lesebuches von Kummer-Steyskal« von F. Perktold (Wien, Manz 1895). — Es sei endlich noch bemerkt, dass wir die vorstehenden Themen, respective Dispositionen, nur als Proben angesehen wissen wollen und »freieren Aufsätzen« keineswegs entgegentreten. Man dürfte das eine daraus entnehmen können, dass auch auf der Mittelstufe der deutsche Aufsatz als Concentrationsmittel im Unterrichte verwendet werden kann und als solches das Interesse vielleicht in höherem Grade als sonst zu erregen vermag. Wünschenswert wäre und auch leicht auszuführen, dass die in der 3. und 4. Classe gestellten Themen in den Jahresberichten veröffentlicht werden.

Nikolsburg. Hermann Schickinger.

H. Schiller und Th. Ziehen. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Berlin, Reuther u. Reichard 1897. Subscriptionspreis für 1 Band 7 Mk. 50 Pf. Preis des einzelnen Heftes 1 Mk. 50 Pf.

Man kann sagen, dass die Auswertung der Psychologie für pädagogische Zwecke seit Herbart nach allen Richtungen im Zunehmen ist; selbst der ärgste Routinier würde heute an einer von jedem psychologischen Untergrunde losgelösten Pädagogik keinen Gefallen mehr finden. Aber in der vorliegenden Sammlung sollen auch aus dem Gebiete der pädagogischen Physiologie Arbeiten erscheinen, aus einem Gebiete also, dessen Name noch gar nicht geläufig ist, der ihm vielmehr erst durch seine Bearbeiter geschaffen und verdient werden soll. Denn die Zahl der Arbeiten, die uns aus dem Grenzgebiete zwischen Physiologie und Pädagogik heute vorliegen, ist nicht eben groß, man kann sie wohl noch an den Fingern herabzählen; dann sind sie fast lediglich schulhygienische Untersuchungen, in welchen allgemein hygienische Gesichtspunkte auf das Schülerindividuum angewendet werden. Über die mehr praktische Verwertung gesicherter anatomisch-physiologischer Erkenntnisse ist man bis zur Stunde nicht eben weit hinausgekommen. Erst Mosso und Kräpelin haben mit ihrem „Ermüdungsthema“ auch andere Leute als die, welche lediglich das körperliche Wohl der Schüler im Auge haben, aufgerüttelt, und seitdem ist nicht bloß in besonderen Schriften, sondern auch in den Versammlungen von Ärzten, Pädagogen und Turnlehrern von Schülerermüdung die Rede gewesen. Schulhygieniker, wie Burgerstein, Ebbinghaus, Griesbach, Wagner u. a. suchten auf experimentellem Wege festzustellen, wann die Ermüdung des Schülers beginnt, wie sie weiterschreitet oder abnimmt, und wir haben bereits eine Reihe ganz brauchbarer Untersuchungen vor uns, die natürlich noch vielseitig durchgeprüft und ergänzt werden müssen, ehe sie als Prämissen für weitere Schlüsse verwendet werden können. Alle diese Untersuchungen sind aber, wie gesagt, mehr mit Rücksicht auf das leibliche Wohl des Schülers unternommen worden, wenn natürlich auch infolge des engen Zusammenhanges von Leib und Seele Eines das Andere erklären mag. Die Verwertung der physiologischen Thatsachen für die Regelung auch der geistigen Thätigkeiten des Schülers, die von diesen Gesichtspunkten aus zu unternehmenden Schritte für die Vertheilung von Arbeit und Ruhe, für die Inanspruchnahme von Aufmerksamkeit, von Gedächtnis und reflectorischer Thätigkeit seitens des Schülers sind doch erst angebahnt worden. Man könnte sagen, dass das neue Ferment die ersten Blasen geworfen habe, aber wir dürfen nach dem ersten Anlaufe, den das oben bezeichnete Unternehmen genommen, hoffen, dass wir in Kürze tüchtige Arbeiten aus dem neuen Gebiete vor uns liegen haben werden. H. Schiller, der rühmlichst bekannte Gießener Pädagog, hat die Sammlung mit der Abhandlung „Der Stundenplan“ (I. Band, 1. Heft) eingeleitet. Wenn seine früheren Ausführungen über denselben Gegenstand mehr praktischen und wohl auch psychologischen Erwägungen entsprungen waren, so hat er jetzt bereits viel physiologisches Rüstzeug aufgeboten, so dass die neue

Arbeit zugleich über die bisherigen Ergebnisse auf dem Gebiete der Ermüdungstheorie ausreichend orientiert. Es ist eine frisch geschriebene Arbeit, die unter sich nicht den Boden verliert, denn Schiller konnte, bevor er zur Feder griff, dies und jenes an seiner trefflichen Anstalt auf seine Haltbarkeit prüfen. Trotzdem mahnt er stetig zur Vorsicht, und wir sind ihm besonders dafür dankbar, denn vorschnelle Application könnte in der That hier nicht geringen Schaden anrichten. So erinnert der Prospect des neuen Unternehmens mit Recht daran, dass nur die sicheren Resultate der neueren (auf physiologischen Grundthatsachen aufgebauten) Psychologie auf Unterricht und Erziehung angewendet werden sollen, und dass zunächst nur Arbeiten in Aussicht genommen sind, die an die bereits vorliegenden physiologisch-psychologischen Arbeiten über Reiz, Empfindungen und Erinnerungsbilder, über Ideenassociation, Gedächtnis, Gefühl u. dgl. angeknüpft werden können. In den nächsten Heften sollen Abhandlungen erscheinen über die praktische Verwendung der Sprachphysiologie beim ersten Leseunterricht, über Gedächtnis und Aufmerksamkeit, über die Methode der psychologischen Beobachtung, die Bedeutung der Suggestion, die Fehler des Kindes, die Ermüdung und Erholung in der Schule u. a. m. Ein und das andere dieser Themen wird sich freilich bereits mit recht complicierten Bewusstseinsphänomenen beschäftigen, für deren Erklärung vielleicht die Hirnpsychologie noch nicht entsprechend vorgearbeitet hat. Wo es sich hingegen um das Verhältnis von Reiz und Empfindung, von den circumscripten Centren der Bewegung u. dgl. handelt, kann man wohl jetzt schon pädagogischerseits an den Abbau der Strecken gehen. Wir wünschen dem neuen Unternehmen alles Glück und versichern, dass wir mit Spannung den nächsten Arbeiten entgegensehen.

Wien. J. Loos.

Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. Von Karl von Raumer. Fortgeführt und ergänzt von Prof. Dr. G. Lothholz. 5. Theil: Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann 1897.

Raumers allbekannte und vielgelesene Geschichte der Pädagogik hat in dem vorliegenden Werke eine Fortsetzung erfahren und gewissermaßen auch ihren Abschluss gefunden. Die abweichende Anlage dieser Fortsetzung kommt schon auf dem Titelblatte zum Ausdruck in der Bezeichnung »Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern«. Lothholz rechtfertigt sein Verfahren im Vorworte S. X in folgender Weise: »Die Geschichte der Philologie ist nach dem Ausspruche eines geistreichen Mannes in gewissem Sinne eine Geschichte der Pädagogik. Ich habe es daher für nöthig gehalten, die wissenschaftliche Bedeutung und das Leben ausgezeichneter, um die Erforschung des griechischen und römischen Alterthums hochverdienter Männer darzulegen, zumal mit wenigen Ausnahmen die hervorragenden philologischen Professoren der Universität vor ihrer akademischen Wirksamkeit an Gymnasien thätig gewesen sind. Das

Werden eines Gelehrten ist lehrreich für Menschen, die sich bemühen, etwas Tüchtiges zu lernen. Deshalb ist das Lesen von Biographien ein wichtiges pädagogisches Bildungsmittel«. Das Buch enthält nach einer kurzen Einleitung die Biographie und eine pädagogische Würdigung folgender Männer: Johann Joachim Winckelmann, Lessing, Klopstock, Wieland, Goethe, Schiller, Karl Ph. Moritz (bekannt durch seinen psychologischen Roman Anton Reiser), Jean Paul Richter, Justus Möser, Friedrich II. (rücksichtlich seiner Verdienste um das Unterrichtswesen in Preußen), A. Fr. Büsching (Begründer der neueren politisch-statistischen Methode der Geographie), Fr. Gedike, Meierotto, A. Meineke, Kießling (Rector), Bernhardi, Spilleke, Buttmann, W. v. Humboldt, Nicolovius (Ministerialdirector unter dem Minister v. Altenstein), Süvern (der Sospitator des höheren Schulwesens in Preußen), Minister Freih. v. Altenstein, Passow, Niebuhr, Böckh, Lachmann, Moriz Haupt, Karl G. Zumpt, August W. Zumpt, Gottfried Hermann, Ilgen, Adolf G. Lange, Friedrich Jacobs, Rost, Ernst Fr. Wüstemann, Friedrich A. Eckstein, Reisig, Ritschl, Welcker, Otto Jahn, Karl O. Müller, Seebeck, Moriz Seyffert, Kießling, Karl Peter, Ad. Stahr, Mützell, Friedr. G. Schöne, Köchly, Sauppe, Lobeck, Spitzner, Spohn, Gregor W. Nitzsch, Lehrs, Thiersch, Leonhard Spengel, Halm, Döderlein, Nägelsbach, Karl Ludwig Roth, Karl Joh. F. Roth, Bomhard, Johann Chr. Held, Elsperger, Fallmerayer, Schömann, Gottfried Bernhardy, Bergk, Ernst Curtius, Allgemeines (Geschichte des preuß. Ministeriums), Hermann Bonitz.

Die Biographien einer größeren Zahl von Schulmännern und Gelehrten finden sich in den Anmerkungen behandelt. Die große Masse des Materials schien dem Verf. kaum zu bewältigen, indem S. 556 bezüglich der pädagogischen Anschauungen Kants, Fichtes, Hegels, Herbarts und anderer bedeutender Männer, sowie der Schulverhältnisse der einzelnen Länder auf Schmids Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens (2. A.) verwiesen wird.

Wie aus dieser Aufzählung von Namen, unter denen gerade die hervorragendsten Vertreter der Pädagogik als Wissenschaft vermisst werden, zu entnehmen ist, so haben wir es in diesem Buche nicht so sehr mit einer Geschichte der Pädagogik und ihren verschiedenen Richtungen zu thun, als vielmehr einer Geschichte der Philologie, wie ja auch Bursians bekanntes Buch als Quellenwerk oft genug citiert wird. Gleichwohl stehen wir nicht an, das Buch allen bestens zu empfehlen, welche an biographischen Darstellungen besonderes Gefallen finden. Reiche Belehrung und mannigfache Anregungen gibt das Buch über das Verhältnis unserer Dichterfürsten zum classischen Alterthum, sowie umgekehrt auch der Vertreter der Alterthumswissenschaft zur deutschen Dichtung. Der Verf. unterlässt es nicht, als erfahrener Schulmann auf gegenwärtige Strömungen in der Pädagogik, die ihm zum Theile nicht gefallen wollen, anzuspielen, z. B. S. 157 (Möser). »Auch heute noch gibt es gar viele, die da meinen, es könne alles spielend gelernt, während der Unterrichtsstunde müsse von dem Lehrer alles Nöthige beigebracht werden, damit die häusliche Arbeit womöglich ganz

wegfiele. Es ist aber sehr wichtig für unser künftiges Berufsleben und unerlässlich, dass die Jugend an häusliche Arbeit gewöhnt, unterwiesen wird, wie man sich zuhause beschäftigt auf die Schule vorbereite.“

S. 410 citiert er aus einer Schrift Seyfferts: „Wir haben die Seele des Knaben zum receptaculum der verschiedenartigsten Kenntnisse gemacht, die er entweder unverdaut wieder von sich geben oder nur mit übermäßiger Anstrengung seiner Kräfte verarbeiten konnte, die ihm aber das freudige Gefühl des geistigen Wachsthums nicht verliehen.“ Seyffert verlangt „Wiederherstellung des organischen Zusammenhanges der Lehrobjecte und sodann die naturgemäße Anwendung derselben zu dem allgemeinen Zweck der Pädagogik: die Kraft des Geistes durch die Kunst des Lernens zu üben“. Über den trefflichen Nitzsch als Gymnasialdirector sagt er S. 454: „Dictatorische Vorschriften zu geben, lag ihm fern, aber er betonte einen festen Gang im Unterrichte und Ordnung und Zucht in der ganzen Lebenshaltung der Schüler. Seinem echt humanen Standpunkt entsprechend stellte er sich nicht über seine Lehrer, sah sie nicht vom hohen Olymp herab an, wie dies gar leicht geschieht; man vergisst, dass Lehrer oft gelehrter, einsichtiger, pädagogisch verständiger sind, als die Herren, welche den Commandostab führen, sondern mit Wohlwollen wird alles behandelt, die Lässigen werden zu eifrigerer Pflichterfüllung angereizt, die Strebsamen, es mit ihrem Beruf ernst Nehmenden sind seiner Anerkennung und Förderung sicher“. S. 552: Ein Mann wie Bonitz, der mit dem Geiste des Alterthums so vertraut war, gehörte nicht zu denen, die bei der Erklärung der alten Classiker über den grammatischen Dingen die Erfassung des Inhaltes vernachlässigen. S. 516 „Das große Gesetz, von der Jugend nur das Mögliche zu verlangen, die Schule mit der Entwicklung gleichstufig zu führen und zugleich mit dem wirklichen Leben in Verkehr zu bringen, dieses hat Fallmerayer hoch und heilig gehalten.“ Gar manche Forderung, die die moderne Gymnasialpädagogik aufstellt, treffen wir schon lange vorher geübt, so wenn wir bezüglich der Verwertung der Realien beim classischen Unterricht lesen, was Köchly schon 1845 gefordert hat (S. 422). In beiden Sprachen verlangte er eine rationelle grammatische Methode unter Weglassung alles unnützen Ballastes; nicht sollte fortan die Lectüre bloß als Mittel zur Einübung der Grammatik verwendet werden; bei der Erklärung der Schriftsteller müsse man auf die reale Seite des Alterthums eingehen. Die österreichischen Gymnasialverhältnisse werden nur an zwei Stellen berührt: im allgemeinen Theil S. 549 und in der Biographie von Hermann Bonitz. Was hier auf Grundlage einer einzigen Schrift über das vormärzliche Gymnasium allgemein gesagt wird, klingt recht einseitig gegenüber dem, wie Lehrs sich geäußert hat (vgl. diese Zeitschr. 1896, S. 817 ff.). Aber warum geschieht auch nicht mehr zur Aufhellung der österreichischen Schulgeschichte?

Über Versehen und Unrichtigkeiten bei der Fülle des gebotenen Materials zu sprechen, ist hier nicht der geeignete Ort. Jüngeren Philologen wird die Lectüre des Buches angelegentlichst empfohlen.

Wien. J. H.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Erinnerungen aus meinem Leben von Josef Rank. Wien, Prag, Leipzig, Tempsky 1896.

Der Tempsky'sche Verlag veröffentlicht im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen eine Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, als deren 5. Band das obige Werk erschien. Von den früheren Bänden bieten der zweite und vierte Beiträge zur Pädagogik des 16. Jahrhunderts, indem der erstere ein Werk von Nikolaus Herman, dem gefeierten Cantor von Joachimsthal, der letztere ausgewählte Werke von Johannes Mathesius, einem Schüler Luthers, der eine Zeitlang in Joachimsthal als Pastor wirkte, enthält. Der vorliegende Band bringt die Autobiographie des jüngst verstorbenen Schriftstellers Josef Rank. Leider ist dieselbe unvollendet und reicht nur bis zum Jahre 1849. Die Bedeutung dieses Mannes, dessen volksthümliche Erzählungen aus dem Böhmerwalde zu den besten Dorfgeschichten der deutschen Literatur zählen, weckt unser Interesse für seinen Werdegang, den er in schlichter und anspruchsloser, aber anschaulicher und anregender Form uns vorführt. Aber auch der Inhalt fesselt unsere Aufmerksamkeit. Der erste Abschnitt „Elternhaus und Jugendjahre“ ist selbst eine liebliche Dorfgeschichte, in deren Mittelpunkte unser Dichter steht. Wir begleiten ihn in die Dorfschule seines Heimatsortes und sehen da das Leben und Treiben der Kinder und ihre Freuden im Sommer und Winter. Dann können wir seine Studien am sechsclassigen Gymnasium in Klattau verfolgen, welcher Ort damals ganz deutsch war. Jetzt ist das Deutschthum und das deutsche Gymnasium verschwunden, und die deutsche Bildungsstätte umgewandelt. In der Schilderung seiner Lebensweise und seiner Studien tritt uns ein gut Stück des altösterreichischen Schulwesens deutlich vor Augen. Der zweite Abschnitt: „In der Kaiserstadt“ zeichnet in charakteristischen Zügen das jeder freiheitlichen Regung feindlich entgegentretende Metternich'sche Regiment, unter dem der junge Schriftsteller zu leiden hatte, aber auch andererseits die mächtige geistige Bewegung, die damals in Wien herrschte. Hier kam Ranke mit allen jenen Männern in Verbindung, die in der Reihe der österreichischen Dichter und Schriftsteller einen klangvollen Namen sich erworben haben. Bauernfeld, Halm, Lenau, Frankl, Seidl, Vogl, Stifter, aber auch Chimani, Dingelstedt, Kürnberger, Langer, Mauthner, Alexander Schindler, Hieronymus Lorm u. a. erscheinen

unter ihnen. Zugleich erfahren wir, welch innige Gemeinschaft zwischen den Schriftstellern in Wien und denen anderer Orte bestand. Als Ranke gezwungen war, sich der Censurbehörde durch zeitweiligen Aufenthalt in Pressburg zu entziehen, wurde er von den dortigen Schriftstellern wie ein guter Bekannter aufgenommen und verpflegt. Ebenso innig waren die Beziehungen der Wiener Literaten mit denen in Prag, Leipzig und Berlin. Alle jungen Talente fühlten sich als geistige Bruderschaft geeint gegenüber der Reaction, die jede freiheitliche Regung verfolgte und zu unterdrücken suchte. Damit kein Zug der Charakteristik des Wiener Lebens fehle, gedenkt der Verf. auch der Strauß und Lanner und der Lebensfreudigkeit, die sich seiner in der Kaiserstadt bemächtigt hatte. Ist der zweite Abschnitt in des Wortes bester Bedeutung ein Stimmungsbild aus der Zeit vor 1848, so erscheint der dritte „Aus den Tagen des Völkerfrühlings“ in vielen seiner Einzelerzählungen als eine historische Quelle über die Ereignisse der bedeutungsvollen Jahre 1848 und 1849. Sie ist insoferne wertvoll, als ein Augenzeuge uns die Thatsachen berichtet, aber dadurch in ihrem Werte beeinträchtigt, dass der Berichterstatter nur jene Momente hervorhebt, welche für ihn von Bedeutung waren. Umso plastischer tritt uns gerade deswegen die Revolution in Wien und das Parlament in Frankfurt, in das Rank als Abgeordneter gewählt worden war, vor Augen. Gewiss wird jedermann, der ein Interesse an dem geistigen Leben Alt-Österreichs hat, Ranks Erinnerung mit Vergnügen lesen und sie nicht ohne reichliche Belehrung über eine wichtige Episode in der Culturentwicklung Österreichs weglegen.

Wien. Dr. E. Hannak.

Methode Gaspey-Otto-Sauer. Kleine englische Sprachlehre, besonders für Elementarclassen von Real- und Töchterschulen, sowie für erweiterte Volks-, Fortbildungs- und Handelsschulen von Dr. Emil Otto, Lector der neueren Sprachen an der Universität Heidelberg. Neu bearbeitet von H. Runge, Oberlehrer am Gymnasium zu Eisenberg. 4. durchges. Aufl. Heidelberg, Julius Groos 1895. VIII u. 227 SS.

Diese praktische Grammatik ist ganz nach dem Muster des Degenhardt und anderer der grammatisierenden Methode huldigenden Lehrbücher verfasst. Im ersten Abschnitte, der über die Aussprache handelt, sind allerdings die Ergebnisse der neueren Phonetik verwertet, wie ja auch darin ein Zugeständnis an die „neue“ Methode erblickt werden muss, dass in den „Wörterverzeichnissen“ jedes englische Wort lautlich umschrieben ist. Zu bemängeln ist, dass der Vocal in *her* mit ö (ohne Längezeichen) bezeichnet wird (S. 2), ferner dass als Beispiel für unbetontes u das u in *value* erscheint (S. 3), endlich dass die Endung *-ate* in dem Verbum *separate* mit i gelesen wird (S. 20). Auf den der Lautlehre gewidmeten Abschnitt folgen 45 Lectionen, in deren jeder eine bestimmte Partie aus der Formenlehre vorgeführt und an englischen und deutschen Übungssätzen verarbeitet wird. Auch hier sind einige Versehen anzumerken. So hat sich unter die Substantiva, die den Plural auf *iz* bilden, auch *the fly* verirrt (S. 44); unter die Verba, die *-ed* im Imperfect und Particip in *-t* verwandeln, werden auch *bend, build, lend, send, spend* gerechnet (S. 154) und die Verba *lay, pay, feed, lead, meet, read* sind nach der Ansicht des Verf.s stark (S. 160)! Von den Transscriptionen in den „Wörterverzeichnissen“ sind folgende mangelhaft: *asked* (āskid), *cathedral* (kæthedrel), *gosling* (gŏsliñ), *manufactures* (mænjūfætshes), *midday* (mĭde[i]), *monument* (mŏnjūment), *resume* (risjūm), *usual* (jūshuel), *victorious* (viktŏrjes).

William Hanby Crump, English as it is spoken; being a series of familiar dialogues on various subjects. 11th edition. Revised and brought up-to-date by F. W. Boughton-Wilby. Berlin, Ferd. Duemmler 1896. VI u. 124 SS. Preis 1 Mk. — Hiezu: Deutsche Übersetzung. 79 SS. Preis 60 Pf.

Die neue Auflage des bekannten Gesprächsbüchleins von Crump unterscheidet sich von den früheren erstens dadurch, dass einzelne Gespräche, wie *The Letter, The Journey, The Arrival, Choice of Professions*, zeitgemäß umgearbeitet oder verkürzt wurden, zweitens dadurch, dass die Gespräche *The Theatre* (b), *In School* (a, b), *The Clock, A Morning's Amusement*(a) ausgeschieden und durch neue *(Lord Mayor's Show, Christmas, Christmas Day, In the Park, The Sea Voyage)* ersetzt wurden. Das Englisch der neueingeführten Texte ist ebenso tadellos wie das der alten; zu bemängeln ist nur die öfter vorkommende Schreibung *miseltoe* für *mistletoe*. Was in der Stelle »Foreigners seem never to be able to comprehend that Mr. and Esq. must not be written together; either »Mr. James Walton« or »James Walton, Esq.«, *if you do not know the Christian name*« (S. 8) dieser letztere Zusatz heißen soll, ist mir unerfindlich. Der Druck enthält ziemlich viele Fehler: S. 7 somew-here, S. 15 What have you say to him, S. 16 let us go the greenhouse, S. 18 yon, S. 20 Jame's Street, S. 29 trouers, S. 30 to (st. too), S. 31 supposse, S. 37, to day, occuped, S. 38 tot he, S. 43 stuaitened, S. 46 alway's, it's (fünfmal), S. 47 hand-snake (st. shake), S. 55 particulary (st. particularly), S. 63 gessip, S. 70 Earls Court, S. 81 chose (st. choose), S. 116 Britains (st. Britons!), S. 118 expeditions (st. expeditious).

D. Asher, Exercises on the habitual mistakes of Germans in English conversation and on the most difficult points of grammar for the use of advanced students of English. A supplement to all English grammars for Germans. Revised by Dr. Ph. Hangen. 5th edition. Dresden, L. Ehlermann 1896. VIII u. 71 SS. Preis 1 Mk. — Dazu: Key to the Exercises etc. 74 SS. Preis 1 Mk.

Diese beiden Büchlein bilden den Schlüssel zu dem im Jahre 1892 in 6. Auflage erschienenen Übungsbuche desselben Verf.s »Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache.« In dem erstgenannten Buche sind in jedem Übungssatze durch Striche angedeutete Lücken gelassen, welche von dem Lernenden auszufüllen sind; das zweite Bändchen enthält die vollständige Übersetzung. Worin die »Revision« des Hrn. Dr. Hangen bestehen soll, ist mir nicht ganz klar; denn ich habe nur zwei kleine Wortänderungen gefunden (S. 30 *once a week* statt des früheren *once every week* und S. 55 *calling* st. *branch*). Übrigens sind die gut gedruckten und hübsch ausgestatteten Bändchen zum Selbstunterrichte bestens zu empfehlen.

Charles Dickens, A Christmas Carol in Prose. Being a Ghost Story of Christmas. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Heim, Lehrer an der Victoriaschule und dem Lehrerseminar zu Darmstadt. I. Theil: Einleitung und Text. II. Theil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 26 Abbildungen und einer Notenbeilage. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. XXXII u. 278 SS. Preis beider Theile geb. 2 Mk.

Mit diesem Bändchen wird eine neue »Sammlung französischer und englischer Schriftsteller« eingeleitet, die bei G. Freitag in Leipzig und gleichzeitig bei F. Tempsky in Wien und Prag erscheint. Die vorliegende neue Ausgabe der beliebten Dickens'schen Weihnachtsgeschichte

»A Christmas Carol in Prose« darf umsomehr das Interesse der Schulmänner auf sich ziehen, als es die erste illustrierte Schulausgabe eines neueren fremdsprachlichen Schriftstellers ist. Die Abbildungen, die theils in den Text, theils in den Commentar eingestreut sind, dienen in trefflicher Weise dazu, die zahlreichen in dem Texte vorkommenden Realien den Schülern zu veranschaulichen. Was nützt es diesen, z. B. die genaueste Beschreibung eines *hansom cab* zu lesen, wenn sie nicht den Gegenstand selbst oder wenigstens ein gutes Bild davon sehen können? Der Commentar, der mit dem »Wörterverzeichnis« ein eigenes Heft bildet, das an der hinteren Einbanddecke durch ein Leinwandband festgehalten wird, ist ebenso ausführlich wie gediegen. Die musterhafte Ausstattung und der tadellose Druck werden auch das ihrige dazu beitragen, das Buch bei Lehrern und Schülern beliebt zu machen.

Wien. Dr. J. Ellinger.

Lehrbuch der Geschichte für die mittleren Classen höherer Lehranstalten von Prof. Dr. H. K. Stein, Director des k. Gymnasiums zu Glatz. Erster Theil: Das Alterthum. Paderborn, Ferd. Schöningh 1895. 104 SS.

Seinem weitverbreiteten Lehrbuche der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten lässt Hr. Director Stein in Glatz nun auch Lehrbücher für die mittleren Classen folgen. Der erste Theil, Das Alterthum enthaltend, ist nicht ein dürres Geschichtscompendium, das manchem Lehrer als das Ideal eines geschichtlichen Lehrbuches erscheinen mag, sondern bietet eine lebendige Erzählung der wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Griechen und Römer. Eine kurze Übersicht über die Geschichte der Assyrier, Babylonier, Perser und Phönizier ist vor die Perserkriege gestellt und bei Kambyses wird von den Ägyptern gehandelt. Dieser Anordnung des Stoffes wird man seine Anerkennung kaum versagen können. Der Verf. hat minder wichtigere Begebenheiten und alles Zuständliche nur kurz behandelt; dagegen werden bedeutungsvolle Ereignisse in ausführlicher Erzählung vorgeführt, so beispielsweise der zweite punische Krieg. Den Kriegen mit Macedonien unter Philipp III. und Perseus, dem Kriege mit Antiochus III. von Syrien, dem Bundesgenossenkrieg und den Kriegen mit Mithradates ist jedenfalls zu viel Raum gegönnt. Ob man diese Zeiten so behandeln kann, dass Knaben Verständnis und Interesse dafür erlangen, ist doch zu bezweifeln. Das Büchlein schließt mit dem Tode des Kaisers Augustus. »Anekdotenartige Erzählungen und Äußerungen habe ich nicht ganz verschmäht«, sagt der Verf. in der Vorrede. Daran hat er wohlgethan. Auch das Culturgeschichtliche ist in genügender Weise berücksichtigt.

Erzählungen aus der Neuen Geschichte in biographischer Form. Von Prof. Ludwig Stacke, Prorector a. D. 13. verb. Aufl. Oldenburg, Druck u. Verlag von Gerhard Stalling 1894. 456 SS.

Die 12. Auflage der „Erzählungen aus der Neuen Geschichte« von Stacke wurde von mir vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift ziemlich ausführlich besprochen, so dass ich mich bei der Vorführung der neuen Auflage kurz fassen kann. Der Hr. Verf. hat einzelnes weggelassen, anderes neu aufgenommen, manches, was früher in den Anmerkungen stand, dem Texte einverleibt. Im ganzen sind diese Veränderungen nicht von großer Bedeutung. Am wenigsten hat mir der erste Abschnitt des Aufsatzes über den Dreißigjährigen Krieg (S. 124—128) behagt; die Erzählung ist hier viel zu trocken. Die Scene des Fenstersturzes ließe sich

viel packender darstellen. Die Abgeordneten, welche am 5. Juni 1619 eine Audienz bei Kaiser Ferdinand II. hatten, waren doch keine Böhmen. Der Aufputz, mit dem diese Audienz noch immer erzählt zu werden pflegt, sollte doch als spätere Erdichtung gekennzeichnet werden. — Ohne Zweifel wird sich Stackes Werk auch in der 13. Auflage neue Freunde erwerben.

Hiebei sei erwähnt, dass die »Erzählungen aus der Neuesten Geschichte« (1815—1890) von Prof. Dr. L. Stacke eben in der 6. Auflage in Lieferungen zu 50 Pf. erscheinen. Mir liegt nur die erste Lieferung vor, welche die Zeit vom Wiener Congresse bis zur Julirevolution behandelt. Auf dieses Buch gedenke ich noch zurückzukommen.

Graz. F. M. Mayer.

Schulphysik für die Gymnasien nach Jahrgängen geordnet von Prof. Dr. G. Brandt. Zweiter Theil. Berlin, Leonhard Simion 1896.

Der Verf. hat, entsprechend der Zweitheilung des Physikunterrichtes, sein Lehrbuch in zwei Theile getheilt, von denen der zweite für die Obersecunda und Prima bestimmte vorliegt. Der Stoff, welcher in der Obersecunda durchzuarbeiten ist, bezieht sich auf die Wärmelehre, die Meteorologie und den Galvanismus; in der Unterprima wird die Geomechanik, die Hydromechanik, die Aerodynamik, die Wellenbewegung und die Akustik, in der Oberprima die Optik und astronomische Geographie gelehrt. Dementsprechend wurde auch in dem Lehrbuche die Eintheilung vorgenommen. Dabei wurde angestrebt, dass die Wege geebnet werden, um das Dargebotene gründlich durcharbeiten zu können; ferner wurde auf Übersichtlichkeit des Behandelten besondere Sorgfalt gelegt, um auch das Buch bei Wiederholungen recht brauchbar zu machen. — An allen Stellen des vorliegenden Lehrbuches wurde auf den ersten Theil bezuggenommen, und es wurden die in diesem vorgetragenen Lehren gemäß der höheren Unterrichtsstufe erweitert. Im Einzelnen sieht sich der Ref. veranlasst, Folgendes hervorzuheben: In den meisten Beschreibungen der vorgenommenen Versuche und verwendeten Apparate findet man nur Principielles angegeben, was zu billigen ist, wenn nicht die Einsicht Schaden leidet. Das in Verwendung gezogene Thermoskop dürfte sich zur Demonstration der meisten Versuche über Wärme recht gut eignen. — Auf das mechanische Wärmeäquivalent hätte eingegangen werden sollen. — Nicht zu billigen ist es ferner, dass der Verf. dem Centimeter-Gramm-Secunden-Systeme keine Berücksichtigung widmet; dass die betreffenden Erörterungen zu viel Zeit erfordern und für den Schüler zu schwierig sind, muss Ref. auf Grund eigener Erfahrung in Abrede stellen. — Den Unterschied zwischen absoluter und relativer Feuchtigkeit der Luft darf man in dieser Unterrichtsstufe nicht übergehen, ebenso müssen die Methoden zur Bestimmung des Feuchtigkeitsgehaltes schärfer auseinandergesetzt werden, als dies hier geschehen ist.

In der Elektricitätslehre vom Potentialbegriffe Umgang zu nehmen, halten wir verfehlt, da die anderen schulgemäßen Begriffe dieser Lehre dann nicht mit der erforderlichen Präcision gegeben werden können. So finden wir auch in diesem Buche das Wort »Spannung« in unrichtiger Weise verwendet. Nicht zu billigen war es, die Lehre vom Galvanismus ohne Zuhilfenahme eines empfindlichen Elektroskops mit dem Volta'schen Fundamentalversuche einzuleiten. Das über Diamagnetismus Gesagte dürfte wohl als unzureichend befunden werden. — Die Entstehung der Inductionsströme durch eine äquivalente Arbeitsleistung wird nicht hervorgehoben. Das eigentliche Dynamoprincip hätte von der Theorie des Pacinotti'schen oder Gramme'schen Ringes, die übrigens gut gegeben wurde, getrennt behandelt werden sollen.

In der Mechanik wird wohl z. B. bei der Stabilität die Arbeitsleistung beim Heben des Körpers gerechnet; doch wurde auf den Begriff der Arbeit selbst an keiner früheren Stelle eingegangen. — Die Fallwege bei dem Versuche mit der Atwood'schen Fallmaschine hätten einfacher gewählt werden sollen. — Die Dimensionen der einzelnen physikalischen Größen dürfen unter keiner Bedingung in einem wissenschaftlichen Unterrichte außeracht gelassen werden. — Ganz entsprechend wurde die Lehre von der schwingenden Bewegung im allgemeinen, der des Pendels im besonderen behandelt. — Das specifische Gewicht wurde S. 157 in ganz und gar unrichtiger Weise eingeführt und mit diesem Begriffe in vollends inconsequenter Art gearbeitet. — Dass das Mariotte'sche Gesetz nur bei Constanz der Temperatur giltig ist, wird in dem Buche nicht bemerkt.

In der Wellenlehre wird das Huygens'sche Princip (nicht das Hugg'sche Princip, wie es der Verf. bezeichnet) an die Spitze gestellt und aus demselben das Reflexions- und Brechungsgesetz deduciert und zwar für den Fall ebener Wellen. Zu betonen wäre gewesen, dass einfallender, reflectierter und gebrochener Strahl in einer und derselben Ebene liegen. — In der Akustik vermissen wir einige wichtige Bemerkungen, z. B. über die Theorie und Anwendung der Schwebungen, über die akustische Bedeutung der Vocale und Consonanten. Auch hätte die mathematische Theorie gespannter Saiten in größerer Vollständigkeit gegeben werden sollen.

In der Lehre vom Lichte wäre es ersprießlich gewesen, in den meisten Fällen nicht den Gang einzelner Strahlen, sondern den von Strahlenbüscheln in Erwägung zu ziehen. Der Verf. spricht von einem »System concentrierter Linsen« anstatt — wie es richtig heißen soll — von einem System »centrierter Linsen«. Die Darstellung der Lichtbrechung durch ein Prisma muss als unvollständig bezeichnet werden. Das über die Spectralanalyse Gesagte muss ebenfalls als unzureichend betrachtet werden. — Sehr dürftig ist auch die Behandlung der theoretischen Optik zu bezeichnen. Der Interferenzversuch von Frespel wäre zu beschreiben und zu erklären gewesen. Die optischen Eigenschaften einer Turmalinplatte dürfen nicht außeracht gelassen werden; dies entspricht der wichtigen Anwendung derselben nicht.

Ausführlich und im allgemeinen gut sind die Grundlehren der astronomischen Geographie behandelt worden; die graphische Darstellung ist in diesem Abschnitte neben der mathematischen parallel verlaufen. Vielfach wurde das treffliche Lehrbuch der astronomischen Geographie von Martus in diesem Abschnitte herangezogen. Außer einigen Tabellen, deren Daten beim Unterrichte mit Vortheil gebraucht werden können, finden wir im Anhange als willkommene Beilage eine Reihe von geschichtlichen und biographischen Bemerkungen und die Erklärung einiger physikalischer Ausdrücke.

Das Buch kann, wenn an demselben einige Änderungen in dem oben angedeuteten Sinne vollzogen werden, ein recht brauchbares Lehrbuch der Physik werden. Ref. hat die wesentlichen ihm als solche erscheinenden Mängel hervorgehoben, um dem Verf. bei Abfassung einer eventuellen Neuauflage des Buches, dem er sein Interesse entgegenbrachte, behilflich zu sein.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Leo Tyck-Crano, Das Restaurieren von Gemälden. Populäre Anleitung für Maler und Dilettanten. Wien, Ant. Reimann 1896.

Der Verf. gibt auf 47 Kleinoctavseiten eine Anleitung zum Restaurieren von Öl- und Temperagemälden, Aquarellen, Deckfarben und

Pastellbildern in den verschiedenen Graden der Beschädigung. Obwohl das Restaurieren ebensowenig wie das Malen selbst nach gedruckten Anweisungen sich wird erlernen lassen, so sind die gegebenen praktischen Winke besonders für Dilettanten von Wert, und das Schriftchen kann daher in dieser Beziehung bestens empfohlen werden.

Graz. Josef Wastler.

Programmenschau.

47. Kunz Franz, Realien in Vergils Aeneis. Progr. des Gymn. in Wiener-Neustadt 1894 u. 1895, gr. 8°, 34 u. 36 SS.

Da die Realien der Aeneide bereits seit geraumer Zeit nicht im Zusammenhange dargestellt worden sind, wohl aber in Einzelheiten in Monographien, Zeitschriften und erklärenden Ausgaben weitere Erläuterung und Ausgestaltung erfahren haben, so hat der Verf. es unternommen, sie in erweiterter Form und mit Rücksicht auf die neuere Literatur zusammenzustellen. Bildliche Darstellungen konnten leider nicht beigegeben werden. Die Arbeit ist für Schüler bestimmt, daher sind auch abweichende Erklärungen einzelner Stellen möglichst auf den Raum der Anmerkungen beschränkt, woselbst auch die Literaturnachweise angeführt werden.

Die bisher in den beiden Programmen vorliegenden Abschnitte behandeln das Kriegswesen, das Privatleben (Progr. I) und die Götterwelt nebst dem Sacralwesen (Progr. II). In weiteren Fortsetzungen verspricht der Verf. noch die das Königthum, die Erd- und die Naturkunde betreffenden Realien zusammenzustellen, wobei gelegentlich die auf Jagd, Handfertigkeiten und Medicin bezüglichen Stellen Verwertung finden sollen.

Das mit sicherer Hand angefasste, ein gründliches Studium voraussetzende und in der Darstellung einen frischen Zug zeigende Unternehmen ist recht dankenswert und verdient, dass es in den Kreisen der studierenden Jugend den Anklang finde, dessen es würdig ist. Es wird aber auch für den Fachmann des Interessanten genug bieten, so die in einigen Punkten von anderen Erklärungen abweichende Vertheilung der Bilder auf dem Schilde des Aeneas (S. 4 f. des I. Progr.), der man nach unserer Ansicht nichts Triftiges entgegenhalten kann.

Dass andererseits eine oder die andere Aufstellung des Verf.s anfechtbar ist, erscheint bei der Beschaffenheit des Stoffes nur natürlich. So wird auf S. 46 des I. Progr. gelehrt, dass, um dem Schiffe festen Halt zu geben, Ankersteine ins Meer versenkt wurden, ohne zu beachten, dass die dazu citierte Belegstelle von einem *dens tenax* spricht. Jeden Zweifel an der Bedeutung dieses „Zahnes" hätte die Vergleichung der Stelle Aen. I 169 (*unco non alligat ancora morsu*) beseitigt. — Zu verwundern ist es auch bei der sonstigen Gründlichkeit des Verf.s, dass er den Unterschied zwischen *bipennis* und *securis* mit keinem Worte berührt hat (S. 8 des I. Progr.). — Bezüglich der Erklärung des *vestibulum* in der Stelle Aen. II 469 bin ich nicht anderer Meinung als K. (da ich dort *vestibulum* als *ostium* fasse), so dass die Anm. 40 auf S. 20 des I. Progr. auf einem Missverständnisse beruhen muss. — Für unbewiesen halte ich endlich die Behauptung (Anm. 73 auf S. 24 des II. Progr.), dass Vergil den Aeneas den gleichen Weg aus der Unterwelt zurück machen lasse. K. glaubt, seine Auffassung auf die Stelle Aen. VI 134 ff. stützen zu können, doch ist unschwer zu sehen, dass Sibylla dort dem Aeneas unmöglich etwas anderes vorhalten kann als seine unselige Lust, die Gewässer der Unterwelt und den Tartarus zweimal sehen zu wollen, statt wie alle Sterblichen nur einmal, nämlich nach dem Tode.

Druckfehler sind nur wenige vorhanden. Jedoch stört im I. Progr. auf S. 31, Z. 10 v. o. das überflüssige Wort „bilden“; im II. Progr. S. 14, Z. 14 v. o. lautet das Citat richtig: VIII 298 (st. 328).

Wien. Edm. Eichler.

---

48. **Ott Eduard, Zur Gliederung der olynthischen Reden des Demosthenes.** (Fortsetzung u. Schluss.) Progr. des Staats-Gymn. in Böhmisch-Leipa 1895, 8°, 17 SS.

In der gleichen Art, wie in einem früheren Programmaufsatze die beiden ersten olynthischen Reden (vgl. diese Zeitschr. 1896, S. 84), wird hier die dritte nach ihrem Inhalte und ihrer Gliederung besprochen. Bei der Ermittlung ihres eigentlichen Zielpunktes macht der Verf. auf ihre unterscheidenden Merkmale gegenüber den beiden anderen Reden aufmerksam. Auch hier zeichnet sich die Disposition sowohl durch streng logische Fügung als durch Übersichtlichkeit aus; sie nimmt im ganzen nur zwei Haupttheile an. Außer der im ersten Theile der Arbeit benützten Literatur sind noch Leuchtenbergers und Botteks Dispositionen zum Vergleiche herangezogen; die Behandlung der 3. olynth. Rede bei letzterem hält Ott gleich dem Ref. für verfehlt.

Wien. Franz Slameczka.

---

49. **Amman J. J., Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland.** (Fortsetzung.) Progr. des Staats-Obergymn. in Krumau 1895, 8°, 24 SS.

Diese achte Fortsetzung der gründlichen Untersuchung Ammans enthält einen Theil des Versregisters, welches der Verf. anfertigte, um das Nachschlagen der von ihm verglichenen Verspartien einerseits im Rolandsliede, andererseits in Strickers Karl zu erleichtern. Dem umfassenden Register sind die Gesichtspunkte kurz vorangestellt, von denen aus die ganze Vergleichung durchgeführt worden war.

50. **Dürnwirth R., Ein Bruchstück aus des Strickers 'Karl'.** Progr. der Staats-Oberrealschule in Klagenfurt 1895, 8°, 30 SS.

Archivar A. v. Jaksch fand in St. Paul als Überzug eines Buchdeckels Pergamentstreifen, die mit Versen aus dem Stricker'schen 'Karl' beschrieben sind, und erwarb ihn für die Handschriftensammlung des kärntnerischen Geschichtsvereines. Im vorliegenden Jahresberichte veröffentlicht nun Dürnwirth diese Verse — es sind ihrer 1183 — mit einer Einleitung, in welcher er über die Form der Pergamentblätter und über den Inhalt der auf ihnen erhaltenen Verspartien sich verbreitet. Dem Abdrucke folgt die Angabe ihrer Abweichungen von dem durch Bartsch herausgegebenen Texte.

51. **Holzner Ferdinand, Die deutschen Schachbücher in ihrer dichterischen Eigenart gegenüber ihrer Quelle, dem lateinischen Schachbuche des Jacobus de Cessolis.** I. Das Schachbuch Konrads von Ammenhausen. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymn. in Pilsen 1895, 8°, 40 SS.

In zwei größeren Abschnitten behandelt der Verf. alle sachlichen Erweiterungen und Abänderungen, die Konrad von Ammenhausen mit

den Gedanken des Jacobus de Cessolis vornahm: zuerst führt er uns den Konrad als selbständigen Sittenlehrer vor und dann als Erzähler. Mit seinen Ergebnissen kann man sich ganz wohl einverstanden erklären: Konrad war ein wohlwollender, ehrlicher Mann, frei von jeglicher Verbissenheit, aber voll harmloser Gemüthlichkeit, von sehr lehrhafter Naturanlage: schwierigeren philosophischen Erörterungen geht er aus dem Wege und setzt lieber nach Art eines bäuerlichen Kanzelredners praktische Beispiele dafür ein, war er doch ein durch Erfahrungen gewitzter Mann. Als Erzähler zeigt er viele Fehler und tritt allzu häufig persönlich in den Vordergrund: »sein Werk ist mit hervorragend persönlichem Antheile geschrieben, und nirgends hält er mit seiner Person zurück: er sagt ganz offen, was er bei einer Angabe oder einem Berichte seiner Quelle denkt, und verräth einen nüchternen Verstand, der ihm alle Ehre macht.«

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

---

32. **Wania Franz, Zur deutschen Rechtschreibung.** Progr. des Communal-Obergymn. in Mährisch-Schönberg 1895, 8°, 30 SS.

Der Verf. weist darauf hin, dass trotz der Einführung einer amtlichen Schulorthographie die Schreibungen der Lehrbücher mannigfache Verschiedenheiten aufweisen. Er hat (vgl. S. 7) mehrere Lehrtexte, besonders deutsche Lese-, sowie lateinische und griechische Schulbücher hinsichtlich der Rechtschreibung einer eingehenden Prüfung unterzogen und findet, dass die Andeutungen, welche rücksichtlich einzelner Punkte durch das im k. k. Schulbücherverlage erschienene Büchlein »Regeln und Wörterverzeichnis« gegeben wurden, bezüglich der weiteren Anwendung und Interpretation zu sehr verschiedenen Auslegungen der einzelnen Autoren Veranlassung gegeben haben. Vor allem herrscht gegenwärtig die größte Ungleichmäßigkeit und Willkür bezüglich des Zusammenschreibens präpositionaler Ausdrücke, ferner der Setzung großer oder kleiner Anfangsbuchstaben bei substantivischen oder substantivierten Worten in solchen von Präpositionen abhängigen Constructionen, sodann in der Schreibung von Anfangsbuchstaben adverbial gebrauchter Casus von Substantiven. Ein anderer wunder Punkt ist die Schreibung der Fremdwörter. Der Ref. sieht hier von einer eingehenderen Besprechung dieser Dinge ab und verweist diesbezüglich auf seinen Aufsatz im 5. und 6. Hefte der »Zeitschrift für das österreichische Volksschulwesen« (Prag 1896, Tempsky). Dieser wurde zum Theile durch die Anregungen des oben genannten Programmes veranlasst, welches durch das vorgeführte Material die dringende Nothwendigkeit erwies, die Frage unserer Schulorthographie neuerdings einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

33. **[illegible]itzinger Franz, Die Bevölkerungsbewegung in Vorarlberg seit 1837 und der Stand der Bevölkerung im Jahre 1890.** Eine topographisch-statistische Studie mit Vergleichungen. I. Theil: Vorbemerkungen und Haupttabelle. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule in Bozen 1895, 8°, 16 SS. u. Tabelle I in 3 Blättern.

Der Verf. weist zunächst darauf hin, dass der englische Nationalökonom Malthus bei der Aufstellung seiner Bevölkerungstheorie (1798): »Die Volksvermehrung vollziehe sich in geometrischer, das Wachsthum der Unterhaltsmittel auch unter den günstigsten Umständen in arithmetischer Progression« selbst die Bemerkung hinzugefügt

habe, er sei weit entfernt, solch ein Gesetz für genau zu halten, und erinnert an die Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit der hierauf Einfluss nehmenden Factoren: an die natürliche Beschaffenheit, wirtschaftliche Entwicklung und Ertragsfähigkeit der Länder, an die Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner (späteres Heiratsalter), an Missjahre und Theuerung, Auswanderung, Epidemien und Kriege, an sanitäre und politische Maßregeln (politischer Eheconsens), Verschiebungen durch die Gestaltung des Arbeitsmarktes, psychologische Motive und religiöse Verhältnisse. Sicheres lasse sich demnach über die Volksvermehrung nur hinsichtlich der Vergangenheit berichten; die Ziffern der Zukunft würden immer durch den Gesammtgang der Entwicklung modificiert und beherrscht. Perioden mit progressiver Tendenz und solche mit stationärem oder retrogradem Charakter haben in der That in jedem Zeitalter der Geschichte gewechselt. In Europa hat die Bevölkerung in unserem Jahrhundert, namentlich in den letzten 70 Jahren, immerhin derart zugenommen, dass bei gleichem Fortschreiten eine Übervölkerung droht, ja von vielen als bereits vorhanden bezeichnet wird. Aber diese Volksvermehrung hat sich in den einzelnen Staaten sehr verschieden gestaltet. Am meisten ist unter den Großstaaten im Deutschen Reiche die Bevölkerung angewachsen; auf dessen derzeitigem Gebiete wohnten 24,833.000 Menschen im Jahre 1816, 49,428.000 Menschen im Jahre 1890, was eine Zunahme von 99% in 74 Jahren bedeutet. Die österreichische Reichshälfte zählte 13,380.640 Einwohner im Jahre 1818, 23,707.906 im Jahre 1890, d. i. eine Zunahme von 77% in 72 Jahren. Die kleinste Vermehrungsrate hatte Frankreich: 30,471.875 Einwohnern im Jahre 1821 standen (auf dem gleichen Gebiete) 39,946.698 im Jahre 1891 gegenüber; somit ergibt sich eine Zunahme von nur 31% in 70 Jahren.

Der Verf. führt sodann in anregender Darstellung weiter aus, wie den nambaften Unterschieden der Bevölkerungsbewegung in den einzelnen Staaten jene in den verschiedenen wirtschaftlichen Gebieten eines und desselben Staates oder Landes entsprechen. Er bespricht, soweit es ihm für seinen speciellen Zweck dienlich erscheint, die wichtigsten wirtschaftlichen Gebiete nach dem Grade ihres Einflusses auf die Bevölkerungsbewegung: zuerst die Städte und Industriegebiete, welche die Bevölkerungszunahme am meisten fördern, dann die Ackerbaugebiete, welche die Mitte halten, und endlich die Gebiete mit Viehzucht und Sennenwirtschaft, »die schon früh das ihnen beschiedene Maximum von Bevölkerung und Wohlstand zu erreichen pflegen«, erwähnt auch den umgestaltenden Einfluss, welchen die Eisenbahnen in der bezeichneten Richtung ausüben, und gelangt nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen zu seinem eigentlichen Thema, zur Betrachtung der Bevölkerungsbewegung in Vorarlberg innerhalb der Jahre 1837 bis 1890.

Zunächst wird die dem Aufsatze beigegebene Haupttabelle erläutert. Die Bevölkerungszahlen für 1837 sind dem Werke von Joh. Jak. Staffler »Das deutsche Tirol und Vorarlberg« (1847) entnommen, in welchem die amtlichen Quellen benützt sind, die Zahlen für 1880 und 1890 den von der k. k. statistischen Centralcommission herausgegebenen Special-Ortsrepertorien. Es muss nun beachtet werden, dass die Zählungen vor 1869 von der »rechtlichen« Bevölkerung (das sind alle in der Gemeinde heimatberechtigten, wenn auch nicht anwesenden Personen), die von 1869, 1880 und 1890 jedoch von der ortsanwesenden ausgiengen, dass sonach der zufällige Bevölkerungsstand des Zählungstages von dem normalen erheblich abweichen kann. Die nothwendige Correctur der Tabelle in dieser Richtung verspricht der Verf. im zweiten Theile seiner Arbeit zu liefern; aber er bemerkt schon jetzt, dass Vorarlberg infolge seiner sehr entwickelten Industrie auch ein hervorragendes Zuzugsgebiet darstellt, und dass die rechtliche Bevölkerung seit einem halben Jahrhundert fast stationär geblieben ist. Der Mehrbetrag der ortsanwesenden gegenüber der einheimischen Bevölkerung in der Tabelle

gibt die Zahl der Ausländer (Schweizer, Bayern u. a.) an. Obwohl zwischen den Zählungen von 1837 und 1890 noch sieben andere liegen, hat der Verf. als Zwischenjahr nur 1880 gewählt, um den Umfang der Arbeit nicht zuweit auszudehnen, anderseits um zu erweisen, welche Wirkungen der Bau der Arlbergbahn auf das Ländchen ausgeübt hat, durch den es an eine Weltverkehrslinie ersten Ranges gerückt wurde. Die Tabelle zeigt ferner, wie sehr seit diesem Jahre in dem Industriebezirke des Rhein- und Illthales der italienische Bevölkerungsbestandtheil zugenommen hat.

Da auch die Behausungsverhältnisse für die Bevölkerungsbewegung nicht ohne Bedeutung sind, hätte eine vergleichende Zusammenstellung derselben Interesse erregt. Während aber in den Ortsrepertorien auch die Anzahl der Häuser ausgewiesen ist, weichen die Zählungen von 1837, 1880 und 1890 hinsichtlich der Berücksichtigung der Alpenhütten und Maisäßhütten voneinander sehr ab, und eine Vergleichung ergäbe mancherlei Schwierigkeiten. Der Verf. wird sich deshalb auf ein allgemeines Bild der Behausungsverhältnisse und der Gliederung der Gemeinden beschränken müssen.

In der Fortsetzung dieser seiner mühsamen, in vielen Richtungen belehrenden Arbeit will der Verf. in das Zahlengewirr der Tabelle Übersicht bringen und sodann die Ergebnisse nach den Gesichtspunkten der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Höhenlage, der Auf- oder Abgeschlossenheit für den Verkehr usw. darlegen. Dann werden auch alle anderen Momente Berücksichtigung finden können, die zu einem umfassenden Bilde der Bevölkerungsbewegung und des Standes der Bevölkerung erforderlich erscheinen. Die vergleichende Heranziehung anderer Kronländer wird, wie man mit dem Verf. erwarten kann, seiner Arbeit ein über das behandelte enge Gebiet hinausgehendes Interesse gewähren.

Steyr. Edm. Aelschker.

---

54. Wisnar Julius, Die Ortsnamen der Znaimer Bezirkshauptmannschaft. Ein toponymischer Versuch. Progr. des k. k. Gymn. in Znaim 1895, 8°, 34 SS.

Eine recht anerkennenswerte Arbeit, die „sich das Ziel steckt, die Ortsnamen der Gerichtsbezirke Znaim, Frain, Joslowitz und Mähr. Budwitz zu prüfen und einen Baustein zu dem immer größer werdenden Gebäude der Namenforschung zu liefern“. Der Verf. spricht in der Einleitung von der Bedeutung der Ortsnamenkunde. Mit vollem Rechte stellt er Wilh. v. Humboldts Satz als Motto an die Spitze: „Durch die Ortsnamen, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längstvergangene Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale, und es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich ist“. Es ist ja begreiflich, dass die Arbeiten eines Egli, Förstemann, Miklosich, Kämmel, Brandl u. A. auf diesem Gebiete außerordentlich anregend und belebend wirken, und es ist anerkennenswert, dass der Verf. die Literatur über die Ortsnamenforschung gut kennt und beherrscht. In dem vorliegenden Programme sind ungefähr 150 Ortsnamen erklärt.

55. Juritsch G., Geschichtliches von der königlichen Hauptstadt Mies in Böhmen. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Mies 1895, 8°, 83 SS.

Der Verf. hat sich in der historischen Literatur bereits durch seine Geschichte der Babenberger und ihrer Länder einen guten Namen erworben. Hier bietet er uns eine Festschrift zur Feier des 25jährigen

Bestandes des Gymnasiums in Mies. Wir erhalten eine geschichtliche Skizze der Stadt und Umgebung seit den Anfängen der Chodenzeit bis auf unsere Tage herab. Die Darstellung wird eine breite, wo sie die husitische Periode betritt. Es ist ja begreiflich, dass da die Persönlichkeit Jakobells von Mies einen breiten Raum einnimmt. Indes gerade dieser Theil der Arbeit ist nicht der beste: dem Verf. fehlt es hier an der Kenntnis der einschlägigen Literatur, wobei zu bemerken ist, dass die Periode der Höfler'schen Arbeiten eine lang überwundene ist: Wer Richard Whyche gewesen, warum gerade die Abendmalslehre mit Lebhaftigkeit in Böhmen aufgegriffen und behandelt wurde, wie Jakobell zu diesen Fragen gekommen, woher die Frage von der Remanenz des Brotes stammt, woher der Kirchen- und Klostersturm der Husiten, das ist von mir an vielen Orten bis in die kleinsten Details dargestellt worden. Wenn auch meine Ausgaben Wiclif'scher Werke dem Verf. nicht zur Hand waren, so finden sich doch meine Aufsätze über den Kloster- und Kirchensturm der Husiten, die Wiclif'sche Abendmalslehre und ihre Verbreitung in Böhmen, seine Lehre von der Kirche und ihre Reception in Böhmen, die Beziehungen zwischen böhmischen und englischen Wicliftten und manches andere in deutschen und österreichischen Zeitschriften gedruckt. Besser sind die militärischen Ereignisse dargestellt. Auch die Schilderung der folgenden Perioden ist eine gut quellenmäßige, wie sie für die Partien zu erwarten war, wo der Verf. die Bestände des Mieser Archivs benützen konnte.

Graz. J. Loserth.

---

56. **Sturm Ambros, Das delische Problem.** Progr. des k. k. Obergymn. der Benedictiner zu Seitenstetten 1895, 8°, 54 SS.

Von der Quadratur des Cirkels und der Trisection des Winkels abgesehen, dürfte kaum noch eine geometrische Frage die älteren Mathematiker so andauernd beschäftigt haben wie das Problem der sogenanten »Verdoppelung des Würfels« (*ὁ διπλασιασμός τοῦ κύβου*), das seinem mythischen Ursprunge nach auch das delische genannt wird. Dieses Problem besteht bekanntlich darin, die Länge a der Kante eines gegebenen Würfels so zu vergrößern, dass das Volumen des letzteren verdoppelt wird, ohne dass dadurch die Würfelgestalt verloren geht, das ist also, aus der Strecke a durch Construction die Strecke $x = a\sqrt[3]{2}$ abzuleiten. Wenngleich nun auch heute, wo die Unmöglichkeit dieser Construction durch Cirkel und Lineal selbst auf elementarem Wege bewiesen werden kann, diesem Probleme nicht mehr die große Bedeutung von früher beigemessen wird, so ist bei dem Umstande, als dasselbe das Studium der Geometrie, insbesondere bei den Alten, in hohem Grade gefördert hat, eine geschichtliche Darstellung desselben mit Freude zu begrüßen. Die vorliegende, ziemlich umfangreiche Arbeit enthält vorläufig nur die Behandlung des Problems in der Platonischen Zeit. Über den Ursprung des letzteren wird von Eratosthenes in seinem Werke »*Πλατωνικός*« erzählt, dass die Gottheit den Deliern durch das Orakel den Auftrag gab, sie sollten zur Abwendung einer Seuche einen Altar errichten, der doppelt so groß sei als der bestehende. Nachdem Viele fruchtlos die Lösung des Problems versucht hatten, gelang es Hippokrates aus Chios, einen Zeitgenossen des Euripides, dasselbe auf ein anderes zurückzuführen, indem er nämlich zeigte, dass die Kante des verdoppelten Würfels die erste der zwei mittleren Proportionalen ist, welche zwischen der einfachen und doppelten Kante des ursprünglichen Würfels eingeschaltet werden, da aus der fortlaufenden Proportion:

$$a : x = y : x = y : 2a$$

in der That $x^3 = 2a^3$ sich ergibt. Alle Lösungsversuche des delischen Problems, von denen wir Kenntnis haben, erfolgten seitdem nur auf dieser von Hippokrates vorgezeichneten Bahn, indem sie sich die Auffindung zweier mittlerer Proportionalen (τῶν δύο μέσων) zum Ziele setzten. Die erste Auflösung des Problems auf diesem Wege, von der uns die Geschichte Kunde gibt, verdanken wir Archytas von Tarent (430—365 v. Chr.). Die Methode, durch welche dieser zum Ziele gelangte, ist ein wahrhaft glänzendes Zeugnis ebensowohl für die Größe der mathematischen Kenntnisse, als auch für den Scharfsinn und die Gestaltungskraft dieses auch in anderer Hinsicht berühmten Mannes. Nach ihm soll einer seiner Schüler, Eudoxus von Knidus (407—354), eine Lösung des Problems gegeben haben, doch sind wir über den Charakter derselben ganz im Dunkeln, vielleicht ist diese mit Hilfe der von ihm entdeckten »Bogenlinien« erfolgt. Der nächste, von dem uns eine vollständige Lösung des Problems vorliegt, ist des Eudoxus Schüler, Menächmus, welcher den Spuren des Archytas folgend die Kegelschnittslinien entdeckte und dadurch die Geometrie in damals ungeahnter Weise bereicherte. Menächmus gelangte durch seine Entdeckung auf wirklich analytischem Wege zur Lösung des delischen Problems und zwar mittelst zweierlei Methoden, von denen die erste eine Parabel mit einer Hyperbel, die zweite eine Parabel mit einer anderen Parabel in Verbindung bringt. Endlich soll auch Plato ein Verfahren angegeben haben, um zwischen zwei gegebenen Strecken zwei mittlere Proportionale einzuschalten, und zwar mit Anwendung eines Instrumentes, das durch Probieren nach dem Augenmaße in die richtige Lage zu bringen ist. Dies scheint aber nicht besonders glaubwürdig mit Rücksicht auf die idealistischen Anschauungen Platos, der die Mathematik als Vorschule der Philosophie betrachtete, die den Geist zur Erkenntnis der höchsten Ideen befähigen sollte, und der demgemäß dieselbe als Heiligthum betrachtete, von dem alle praktischen Anwendungen ferngehalten werden sollten, ganz im Gegensatze zu der dann folgenden Alexandrinischen Schule, welche die Mathematik von der Philosophie trennte und als selbständige Wissenschaft betrachtete. Mit einer kurzen Andeutung auf die dieser verschiedenen Auffassung vom Wesen der Mathematik entsprechenden verschiedenen Behandlungsweise des delischen Problems in der Alexandrinischen Zeit schließt der Verf. seine in hohem Grade interessanten Darlegungen, die ich den Herren Fachgenossen aufs beste empfehle.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

57. **Reiter, P. J. M., Über kirchliche Kunst in Tirol in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.** Progr. des k. k. Obergymn. der Franciscaner in Hall 1895, 8°, 42 SS.

Der Verf. beginnt mit einem kurzen Überblicke über die zwei Glanzperioden der Kunstgeschichte Tirols im auslaufenden Mittelalter und im vorigen Jahrhundert. Auf die moderne kirchliche Architektur übergehend, bespricht er das Unkünstlerische der Kirchenbauten der Fünfzigerjahre, geht dann auf die neuen Bestrebungen über und findet, dass »das gläubige Volk an der Stiftskirche zu St. Florian oder an der Wallfahrtskirche auf dem Sonntagberge, die im Barockstile erbaut sind, viel mehr Interesse hat, als an dem herrlichsten gothischen Gotteshause der Neuzeit in Österreich, am Dome in Linz«. Die modernen Architekten J. v. Stadl (der im Übergangsstil vom 12. zum 13. Jahrhundert baut), der verstorbene Dominik Stadler und die Gebrüder Hurter werden dann besprochen. In der Malerei werden die Verdienste von Plattner, Mader, Aug. v. Wörndle, Hellweger, Flatz, der »tirolische Fiesole«, Albrecht

v. Felsburg, Defregger hervorgehoben. Auch in der Malerei tadelt der Verf. das Archaistische; Prof. Kleins Compositionen zum Kreuzweg gefallen dem Volke nicht, denn »virtuose Malweise, edlen Realismus forderte Kunst und Volk zu allen Zeiten und heute besonders auch die kirchliche Kunst«. In der Plastik werden Jos. Gasser und Knabl in München gebürend gewürdigt, dann die Grödner Heiligenfiguren-Industrie gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz genommen. Wenn wir auch nicht mit allem, was in der Abhandlung gesagt ist, einverstanden sein können, so müssen wir anerkennen, dass der Verf. in Kunstfragen ein praktisch geschultes reifes Urtheil erkennen lässt, dass er das Auge offen hält für die Schönheit und dass er diese bei Voransetzung der persönlichen Frömmigkeit auch für die Werke der kirchlichen Kunst voll beansprucht.

58. Koch Jul., Der Stil und der moderne Mensch. Progr. der k. k. Staats-Realschule im VII. Bezirke in Wien 1895, 8°, 6 SS.

Der Verf. gibt für die Abiturienten bestimmte kurze Erklärungen über den Stil, über die modernen Verirrungen in der Kleinkunst, über die herrschende Manie in der Ausstattung der Wohnräume usw. Indem er den Meistern Schmidt, Hansen und Ferstl seine Huldigung bezeugt, tadelt er das so häufig an Stelle des Stiles tretende Bizarre, das der Mode oder der Laune des Bestellers zu gefallen sucht, und gibt zum Schluss Verhaltungsmaßregeln, wie wir in unserer stillosen Zeit uns dem Guten möglichst nähern können.

Graz. Josef Wastler.

Entgegnung.

Die Besprechung meiner Ausgabe der »Summa Cancellariae« von Prof. Loserth (Jahrg. 1896 d. Zs., S. 1103—1106) erheischt mehrfache thatsächliche Richtigstellung. S. 1104 sagt L.: »Doch wäre allerdings sehr zu wünschen gewesen, dass der Herausgeber, was seine erste Pflicht gewesen wäre, in der Herbeiziehung des handschriftlichen Materials mehr Geschick an den Tag gelegt hätte.« Wie die Stilisierung, so ist auch die Begründung nicht ganz zutreffend. Seit vielen Jahren habe ich mir alle Mühe gegeben, die Hss. der Formelbücher aus der Kanzlei Karls IV. zusammenzusuchen, und es ist mir geglückt, eine solche Anzahl derselben zu constatieren, dass man früher keine Ahnung davon hatte. Dass mit der Zeit noch hie und da eine bis jetzt unbekannte Hs. zum Vorschein kommen werde, habe ich S. XXXI selbst gesagt. Es ist dies bald eingetreten. Hw. P. G. Vielhaber, Bibliothekar des Stiftes Schlägl, hat mich gleich nach Erscheinen meiner Ausgabe auf die Hs. der Summa in der dortigen Klosterbibliothek aufmerksam gemacht, und ich konnte bereits im März 1896 constatieren (Věstník Č. akad. S. 125), dass durch diese Hs. die Ergebnisse meiner Forschung nicht im mindesten alteriert werden. Prof. Loserth nennt weiter zwei Hss., die ich bei meiner Ausgabe nicht benützt habe, 1. die Hs. der Grazer k. k. Universitäts-Bibliothek, 2. die Hs. des Klosters Melk. ad 1. Die Notiz in den »Beiträgen z. K. Steiermärk. Gesch.« ist mir entgangen. Es ist nicht nur mir, sondern auch Lulvès (Die Summa C.) sowie den Recensenten dieser Schrift passiert, von denen keiner diese Hs. erwähnt. Doch dies entschuldigt mich freilich nicht, also — mea culpa. Eine ungenaue Nachricht von dieser Hs. hatte ich aber doch. Während des Druckes meiner Ausgabe erhielt ich von dem Bibliotheks-Scriptor Dr. J. Peisker in Graz die Nachricht, dass Prof. Loserth eine bis jetzt unbekannte Hs. der Summa gefunden habe. Auf dies hin schrieb ich selbst an Prof. Loserth und ersuchte ihn mit Hinweis darauf, dass

es sich mir um möglichste Vollständigkeit handelt, mir eine Mittheilung gütigst zukommen zu lassen; zugleich ersuchte ich H. Dr. Peisker. mit Prof. L. zu sprechen und in meinem Namen um nähere Auskunft zu bitten. Von Prof. Loserth erhielt ich keine Antwort; Dr. Peisker theilte mir mit, dass L. sich die Benützung der Handschrift selbst vorbehält. Daraufhin habe ich die betreffende Notiz S. XIX geschrieben, die aber Prof. L. nicht ganz dem Sinne entsprechend verstand. Dass ich also „meine Pflicht“ gethan und dass der Vorwurf L.s (S. 1105) gänzlich unberechtigt ist, kann sonach nicht zweifelhaft sein. Es bleibt mir nichts anderes übrig als anzunehmen, dass mein Brief an Prof. L. verloren gieng und dass L. Dr. Peisker — als einem dritten — weitere Auskünfte über die Hs. zu geben nicht für gut fand. Übrigens werde ich mich bald zu überzeugen trachten, ob durch diese Hs. die Ergebnisse meiner Forschung irgendwie in Frage gestellt werden, sowie auch inwieweit die Aussage L.s von dem „mühsamen Aufsuchen“ der einzelnen Formulare trotz meiner Tabelle begründet ist. — ad 2. Bezüglich der Melker Hs. ist Prof. Loserth in einem argen Irrthum. Die Notiz im VI. Bande des Archiv f. ält. d. Gesch. hat mich wirklich „stutzig gemacht“ und zwar bereits vor 1886, wie man sich in meinem Aufsatze „Jan ze Středy“ (Časopis Č. Mus. 1886, S. 295) überzeugen kann. Da citiere ich sub lit. *e*) die Melker Hs. „Caroli IV. epistolae, formulae privilegiorum etc. sub Carolo IV., Wenceslao et Sigismundo“ eben nach Pertz, Archiv VI. 193, auf das sich L. beruft. Lulvès (Die Summa Canc.), der sämmtliche von mir im Časopis Č. Mus. angeführten Hss. wiederholt, citiert dieselbe auf S. 21 sub 15 und auf S. 22 sagt er: „Ms. des Klosters Melk, Formulare Karls, Wenzels und Sigismunds enthaltend, stimmt mit der Summa nur in wenigen Stücken überein, so dass Verwandtschaft zwischen beiden Sammlungen ausgeschlossen ist.“ Ich hatte keinen Grund, dieser Angabe nicht zu trauen, umsoweniger als die oben angeführte Aufschrift des Codex selbst damit übereinstimmt. Einzelne — manchmal recht zahlreiche — Stücke der Summa kommen (ebenso wie jene Nummer, die Prof. Loserth von seinen Abschriften der Melker Hs. „zum Glück erhalten geblieben ist“) auch in anderen Formelbüchern jener Zeit vor, ohne dass diese zu den Hss. der Summa gehören müssten, wie sich L. an vielen Stellen meiner Ausgabe überzeugen kann. Es ist jedenfalls — ich will nur sagen — höchst auffallend, dass Prof. Loserth drei Notizen über die Melker Hs. in zwei die Summa C. speciell betreffenden Aufsätzen entgangen sind, und er könnte dies zumindest als Erklärung — wenn nicht Entschuldigung — ansehen, dass ich mir eine Notiz in den Beiträgen zur Kunde Steiermärkischer Geschichtsquellen entgehen ließ.

Es bleibt sonach von den Hss., die Prof. L. gegen mich ins Feld führt, bloß eine einzige (die Grazer) und auch diese dürfte kaum die Ergebnisse meiner Forschung umstoßen, was ich schon daraus schließen kann, dass L. dies mit keiner Silbe andeutet. Die wohlwollende Sorge Prof. L.s wegen einer etwaigen verbesserten Ausgabe der Summa (S. 1106) ist daher wenigstens verfrüht, weil bis jetzt gänzlich unbegründet.[1])

---

[1]) Inzwischen habe ich mich an der Grazer Hs. überzeugt, dass meine Vermuthung vollkommen sich bestätigt. Mit Hilfe meiner Tabelle habe ich ohne Mühe und sehr bald gefunden, dass die Gr. Hs. zur Gruppe III (m. Ausg. S. XXXI) gehört, indem sie mit Ub und Ha zum größten Theile übereinstimmt. Der Text ist sehr verderbt, auch manche Incipit falsch (z. B. Nr. 23 = XV m. A. „Digna“ statt „De gracia“, Nr. 35 = CCCXXIII „Spectabilis“ statt „Nobilis“, Nr. 123 = CCXIII „Iustorum“ statt „Ut iustorum“), so dass ich das „mühsame Aufsuchen“ nach diesen Incipit begreiflich finde.

Prof. L. vermisst in meiner Ausgabe die Incipit. Im Laufe der Arbeit überzeugte ich mich, dass auch die Incipit im Stiche lassen, da manche Formeln in den zumeist fehlerhaften Abschriften eben im Anfange verderbt geschrieben sind. Dies war einer der Gründe, dass ich die — ich versichere — große Mühe nicht scheute, statt der Incipit die schon erwähnte Tabelle nach Nummern anzufertigen, die dem Zwecke besser entspricht als die Incipit, die aber L. gänzlich zu ignorieren scheint.

Prof. L. findet endlich meinen sachlichen Commentar »allzu dürftig« und belehrt mich, der Herausgeber solle den Sinn schwer verständlicher Stellen in den Anmerkungen wiedergeben oder sagen, dass er sie nicht versteht! Über die Pflichten des Herausgebers bin ich gut unterrichtet und darum lehne ich die mir gütigst ertheilte Belehrung dankend ab. Wie berechtigt übrigens L. dazu ist, wie er selbst als Herausgeber seine Belehrungen prakticiert und wie er wieder durch zu viele Erklärungen manche Stelle noch mehr verdunkelt, als sie an und für sich ist, werde ich an anderer Stelle an seiner neuesten Publication, dem unlängst von ihm edierten St. Pauler Formular zeigen. Hier sei nur erwähnt, dass neben zahlreichen Unrichtigkeiten und falschen Erklärungen viele Stellen, so wie sie Prof. L. abdrucken ließ, schwer und zum Theile unverständlich sind, denen er aber seinen mir ertheilten Belehrungen entgegen gar keine Erklärung und auch nicht die Bemerkung, dass er sie nicht versteht, beigefügt hatte.

Ich hoffe, Prof. L. werde auf Grund dieser wahrheitsgetreuen Darstellung seine gegen mich und meine Ausgabe der Summa gerichteten Vorwürfe widerrufen, resp. ändern.

Prag. Ferd. Tadra.

Erwiderung.

Die Ausgabe der Cancellaria Caroli IV., um die es sich hier handelt, ist eine Arbeit, die nicht die mindesten Schwierigkeiten bietet. Ein jeder absolvierte Zögling des Instituts für österr. Geschichtsforschung wird eine ähnliche Aufgabe glänzend lösen können. Tadras Arbeit bietet eine solche Lösung nicht. Trotzdem habe ich — und ich bitte die geehrten Leser dieser Blätter namentlich das erste Alinea meiner Recension (Jahrg. 1896, Heft XII, S. 1103) nochmals anzusehen — seine Arbeit mit dem größten Wohlwollen besprochen und nur vereinzelte allgemeine Gebrechen und auch diese in schonender, stets nur die Sache berücksichtigender Form herausgehoben. Umsomehr staune ich, die obige langathmige Entgegnung zu finden, die mich leider, namentlich deswegen, weil sie vieles, entschieden nicht hieher gehöriges Zeug enthält, zwingt, auch mehr als dies sonst meine Art ist, in die Breite zu gehen. Auch diese Erwiderung wird sich — fern von allem Persönlichen — bloß auf die von T. angezogenen Punkte beschränken. Zuerst will ich das behandeln, was er ungehörigerweise in die Erörterung hereinzieht. Mit Befremden wird jeder Leser in der Entgegnung das St. Pauler Formular erwähnt finden. Herr T. hat es hereingezogen, um aus einer oder einigen Stellen den Beweis zu führen, wie wenig ich dazu berufen sei, über seine Leistung ein Urtheil abzugeben. Nun denn, die Cancellaria Caroli IV. und der St. Pauler Codex sind zwei Dinge, die miteinander in keinen Vergleich gestellt werden können: die Cancellaria enthält eine sehr große Anzahl von Stücken, die schon gedruckt sind, während alle Nummern des St. Pauler Codex bis auf zwei bisher völlig unbekannt waren, die Cancellaria ist in einer sehr großen Anzahl (18) von Handschriften überliefert, so dass sich durch Vergleichung mühelos ein correcter Text herstellen lässt, der St. Pauler Codex liegt in einer in beispielloser Weise

verderbten Gestalt vor. Der Schreiber dieses Codex war weder des Lateinischen mächtig, noch besaß er die Kenntnis des Systems der mittelalterlichen Abbreviaturen. Die Folge davon ist, dass der Codex von Fehlern geradezu strotzt. Da fehlen Sätze, Satztheile, Wörter und Buchstaben und einzelne Wörter sind in zwei, oft drei Theile zerrissen und das Wort so bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Hier hatte ich die mühevollste Arbeit, eine Unzahl von Lesefehlern zu rectificieren; da ist aus Brune: Romen geworden, aus in iracundia taliter ein ingrancudilaliter, aus Benesius: Betie suis, aus intrare viam pacis ein interiorare vestra persona usw. Dass da bei einer so großen Anzahl nothwendiger Correcturen eine oder die andere entweder übersehen oder nicht richtig verbessert ist, das braucht mir Herr T. nicht zu sagen; ich bin von jeher der letzte gewesen, der auf seine Unfehlbarkeit schwört. Ich habe auch hinterher noch manche Stelle gefunden, die besser geheilt werden kann. Das aber wird mir bei diesem Sachverhalte jeder Kundige zugeben, dass hundert und mehr falsche Verbesserungsversuche meinerseits noch nicht einen Fehler der Cancellaria aufwiegen. Herr T. möge sich beruhigen, die Ausgabe des St. Pauler Codex ist das Resultat mühevoller Arbeit, die ich fast ausschließlich mit Hilfe der Loupe machen musste, und für die ich, da sie über 100 völlig neue Urkunden zur alten böhmischen Geschichte bringt, wohl den Dank aller Freunde der böhmischen Geschichte erwarten durfte, nicht aber die obigen den St. Pauler Codex betreffenden Zeilen, denen ich, um sie ganz zu charakterisieren, das Urtheil eines Gelehrten gegenüberstelle, der in jeder Weise competenter ist als Herr T., das des mährischen Landeshistoriographen B. Bretholz (Zs. f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens, S. 105), der in seiner nüchternen und kühl gehaltenen, aber darum gewiss umso eindrucksvolleren Besprechung sagt: „Bedauerlich ist, dass diese Blätter von einem Menschen geschrieben wurden, der allem Anscheine nach ebensowenig der lateinischen Sprache kundig, wie mit dem Kürzungssysteme der mittelalterlichen Schrift vertraut war. Loserth hat aber diese Sprachverrenkungen nach Möglichkeit eingerichtet. In welcher Weise die Urkunden wertvolle Beiträge vornehmlich für die innere Geschichte Böhmens liefern, hat der Herausgeber ... ausführlich beleuchtet.“ „Nach Möglichkeit eingerichtet“: dies und nicht mehr, nebst einer genauen Abschrift konnte man von mir billigerweise verlangen. Und damit nehmen wir vom St. Pauler Codex Abschied. Ich glaube, die Leser werden die Überzeugung gewonnen haben, dass dieser Gegenstand von Herrn T. in durchaus ungehöriger Weise und sicherlich, um die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken, hereingezogen wurde. Aber darin liegt ja auch eine Methode. Niemand, der Herrn T. aus seinen Polemiken kennt, wird sagen, dass sie neu ist, niemand wird aber auch behaupten, dass sie geeignet ist, die Wissenschaft zu fördern. Diese Methode des Herrn T. tritt noch an einer zweiten Stelle ans Tageslicht, wo er in förmlicher Weise den Spieß umdrehend mir den Vorwurf macht, ich hätte drei Notizen über die Melker Handschrift in zwei die Cancellaria betreffenden Aufsätzen übersehen. Gesetzt den Fall, die Sache verhielte sich so, wie Herr T. meint: wer könnte mir einen Vorwurf daraus machen, dass ich die Arbeiten Tadras und Lulvès' hierüber nicht kenne, mir also etwas als Pflicht anzudichten, die zu erfüllen nur dem Herausgeber zukommt? Aber auch hier irrt Herr T. Ich will ihm nur sagen, dass einer von den Männern, mit denen Lulvès stritt, mein Schüler ist, dessen Arbeiten ich naturgemäß verfolge, zweitens, dass ich selbst Lulvès im Winter 1894/5 in Rom an Dr. Teige gewiesen habe, damit er ihm ein böhmisches Stück, das eben diese Dinge betraf, übersetze. Ob ich demnach etwas von Lulvès' Arbeiten wusste, mag ein jeder Leser aus dem Gesagten abnehmen. Auf diese die Melker Handschrift betreffende Sache komme ich noch zurück und gehe nun zu jenen Theilen der obigen Entgegnung über, die zur Sache gehören.

Vier Dinge hatte ich an der Tadra'schen Edition ausgestellt. Nr. 1: Nichtkenntnis, demnach auch Nichtbenützung der Grazer Handschrift gibt T. zu; um den zweiten Punkt drückt sich seine Entgegnung herum, auf den dritten geht er nicht ein und den vierten behandelt er in seiner bekannten Manier, die, um die Sache zu verdecken, etwas Fremdes auf die Bahn bringt.

Zu Punkt 1 erkläre ich nachdrücklich, von Herrn T. keinen Brief erhalten zu haben. Wenn also der Brief verloren gieng, so hinderte Herrn T. nichts, eine Anfrage an mich oder an unseren gemeinsamen Bekannten Herrn Dr. Peisker zu richten, worauf er außer der Antwort auch gleich den Codex erhalten hätte, den er übrigens schon aus der von Zahn bereits 1864 gemachten Beschreibung hätte kennen sollen.

Ist es schon unangenehm, dass ein Codex wie der Grazer nicht benutzt wird, der für diese Edition von Wichtigkeit ist, so war es ganz unverantwortlich, einen Codex nicht zu benützen, von dem der Herausgeber Kunde hatte: das ist der Melker Codex. Bezüglich dieses Codex befände ich mich aber nach Tadras Worten in einem „argen Irrthum“. Wir werden gleich sehen, auf wessen Seite der Irrthum ist. Dieser Codex stimmt, wie uns Herr T. (Lulvès folgend) sagt, mit der Cancellaria nur in 'wenig Stücken' überein. Nun denn, auch wenn nur in einem oder einem Dutzend von Stücken: das entbindet Herrn T. nicht von der Verpflichtung, auch diesen Stücken nachzugehen. Wie viele kritische und andere Fragen hiermit in Zusammenhang stehen, brauche ich an dieser Stelle nicht zu erörtern, das wird jeder Laie sofort erkennen, und hat Herr T., wie wir seinem Geständnisse entnehmen, noch mehr solche Unterlassungssünden begangen, umso ärger. „Aber in der Melker Handschrift handelt es sich gar nicht um „wenig“ Stücke, sondern um „viele“ Stücke und um Stücke, bei denen man schon aus ihrer Aufeinanderfolge sehen kann, dass sie aus einem Exemplar der Cancellaria ganz direct stammen. Ich ließ mir, nachdem ich die obige Entgegnung gelesen hatte, den Codex nach Graz kommen; für die freundliche Übersendung danke ich dem Bibliothekar des Stiftes Melk, Herrn P. Schachinger, bestens. Als ich nun die einzelnen Stücke in mühevollster Weise in zwei Tagen (wie dies bei dem von mir auch gerügten Fehlen der Incipit-Worte gar nicht anders sein kann) durchgenommen hatte, ergab sich, dass fast oder vielleicht (denn so genau konnte meine Untersuchung in der kurzen Zeit nicht sein) mehr als der fünfte Theil der Cancellariastücke in dem Melker Codex stecken. Es sind die Nummern: 26, 28, 67, 80, 90, 91, 96, 97, 100, 102, 109, 110, 111, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 130, 131, 132, 133, 141, 145, 146, 151, 152, 153, 154, 156, 157, 158, 159, 162, 163, 164, 166, 200, 201, 202, 204, 206, 216, 222, 223, 224, 241, 244, 265, 267, 271, 273 und wie gesagt vielleicht noch mehrere Nummern, die ich übersehen haben mag; doch ich glaube, es ist wohl schon an diesem genug. Diese Stücke sind noch im 15. Jahrhundert herübergenommen worden und durften demnach in keiner anderen Weise behandelt werden als die der übrigen Handschriften.

Möge ein jeder Leser nunmehr erwägen, ob man nicht Grund hat, die obige Entgegnung eine ungerechtfertigte und das angeblich kritische Verfahren des Herausgebers ein unkritisches zu nennen. Einen Blick in die Handschrift und einige Worte in die Einleitung, wenn schon nichts anderes, war doch die Sache wert. Wie es sich aber mit jenen Handschriften verhält, deren Kenntnis sich der bekannte mährische Urkunden- und Chronikenfälscher Boczek rühmte, darüber ist auch in der Entgegnung nichts gesagt; wir haben aber ein Recht, den Herausgeber darüber zu vernehmen.

Die „wohlwollende Sorge Loserths wegen einer etwaigen verbesserten Ausgabe der Summa ist bis jetzt“, sagt Herr T., „gänzlich unbegründet“. Nun, ich glaube, dass man mit viel mehr Recht, als Herr T. seinerzeit der Pangerl'schen Ausgabe des Buches der Prager Maler-

zeche einzelner Lesefehler wegen, ohne dass erwiesenermaßen ein Bedürfnis hiezu vorhanden war, eine neue Ausgabe folgen ließ, heute eine neue Ausgabe der Cancellaria Caroli auf die des Herrn T. setzen könnte. Ich kann nicht einmal in jenes hohe Lied einstimmen, das er seiner Thätigkeit im Aufsuchen der Handschriften gewidmet hat. Die Thatsachen widerlegen die Annahme, dass er in zielbewusster Weise geforscht hat: durch einen Zufall, die Liebenswürdigkeit A. von Jacksch', bezw. Neuwirths, hat er von der Klagenfurter, durch einen Zufall und auch da schon zu spät von der Schlägler Handschrift erfahren, man hätte im Interesse der Sache nur wünschen können, dass er infolge eines dritten und vierten Zufalls auch die Grazer und Melker Handschrift hätte sehen können. Die übrigen Handschriften zu finden, ist wahrhaftig keine Kunst gewesen, der sich jemand besonders zu rühmen hat.

Nach alledem wird man wohl nicht erwarten, dass ich die Hoffnung, die Herr T. in seinem letzten Satze ausspricht, erfüllen werde.

Graz. J. Loserth.

VIII. allgemeiner deutscher Neuphilologentag.

(Wien, Pfingsten 1898.)

Auf dem letzten allgemeinen deutschen Neuphilologentage zu Hamburg wurde Wien als Ort der nächsten, zu Pfingsten 1898 stattfindenden Versammlung gewählt. Der neue Vorstand besteht aus den Herren: Universitätsprofessor Dr. J. Schipper (Wien), Realschuldirector J. Fetter (Wien) und Realgymnasialprofessor Dr. G. Wendt (Hamburg). Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hat dem Wiener neuphilologischen Verein, welchem die vorbereitende Geschäftsführung zufällt, die volle moralische und eine namhafte materielle Unterstützung zugesichert. Der genannte Verein beabsichtigt nun, den Theilnehmern außer einer Gelegenheitsschrift noch eine zu einem Bande vereinigte Auswahl von Programmarbeiten germanistischen, anglicistischen und romanistischen Inhalts als Festgabe der österreichischen Mittelschulen zu bieten. Es ergeht demnach an alle Herren Mittelschul-Directoren und -Professoren, welche in diesem oder im kommenden Schuljahre eine in diese Fächer einschlagende Programmarbeit zu veröffentlichen gedenken, die höfliche Einladung, dem Wiener neuphilologischen Vereine auf seine Kosten je 300 Stück Sonderabzüge davon zu genanntem Zwecke zu überlassen und eine diesbezügliche Mittheilung ehestens an die Herren Schriftführer des Vereines richten zu wollen, und zwar für germanistische Programme an Hrn. Privatdocenten Dr. H. M. Jellinek, Wien, VIII., Skodagasse 12, für anglicistische an Hrn. Realschulprofessor Dr. Alois Würzner, III., Geologengasse 5, und für romanistische an Hrn. Realschulprofessor Dr. Mathias Friedwagner, XVIII., Staudgasse 2. An die gleiche Adresse wären auch eventuelle Anmeldungen von Vorträgen zu richten. Da einheitlicher Druck und gleiches Format der Beiträge bedingt sind, würde es sich empfehlen, die betreffenden Programmarbeiten bei Karl Gerolds Sohn, Wien, I., Barbaragasse 2 drucken zu lassen, wie dies auch mit einer ähnlichen Festgabe zum 42. allgemeinen Philologentage der Fall war.

Der geschäftsführende Ausschuss
des Wiener neuphilologischen Vereins.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Wie kann die Vertiefung in den Inhalt eines gelesenen Autors gefördert werden?

(Mit besonderer Rücksicht auf Sallusts bellum Iugurthinum.)

Nicht mit Unrecht wird allenthalben darauf gedrungen, dass bei der Lectüre lateinischer und griechischer Autoren die Rücksicht auf den Inhalt im Vordergrunde der Interpretation zu stehen habe. Es ist ja richtig, dass die grammatisch-stilistische Seite nicht vernachlässigt werden darf, aber den ersten Platz muss entschieden die sachliche Erklärung, das Eingehen auf den Inhalt und Gedankengang des Autors einnehmen. Schon die Instructionen, die in so vielen Dingen dem Lehrer wohl zu beachtende Winke geben, betonen wiederholt diese Forderung, ebenso die neuen preußischen Lehrpläne; auch jene Ausgaben, die eine Auswahl des Lesestoffes bieten, nehmen in neuester Zeit Rücksicht darauf theils durch Capitelüberschriften oder am Rande gedruckte kurze Inhaltsangaben, theils dadurch, dass von weggelassenen Partien der Inhalt kurz eingeschaltet wird. Allerdings möchte ich eine solche Zergliederung (Zerfaserung) des Textes, wie es z. B. Kamp in seiner sonst sehr besonnenen Programmabhandlung 'Ciceros Rede de imp. Cn. Pompei als specimen einer Schulausgabe' Lindau 1894 vorschlägt, nicht billigen. Wenn man von den Schülern die Disposition einer Rede von Theil zu Theil anfertigen, sozusagen das ganze Gebäude von ihnen selbst unter entsprechender Anleitung aufführen lässt, so ist für die Entwicklung der Denkkraft viel mehr gethan, als wenn die Disposition fix und fertig im vorhinein dem Schüler vorgelegt wird. Dass während der Lectüre oftmalige Zusammenfassungen größerer Partien, wiederholte Inhaltsangaben vonnöthen sind, um das Fortschreiten der Handlung in Evidenz zu halten, ist bekannt. [1]) Dabei braucht und soll natürlich die Beobachtung des Sprach-

[1]) Vgl. Instructionen S. 28. Repetitionen.

[illegible] was bei Autoren, wie Cäsar, [illegible] in der Zusammenstellung [illegible] Gesichtspunkten zum Ausdruck [illegible] Tacitus in der Beobachtung der [illegible] Eigenthümlichkeiten. [1])

[illegible] aber möchte ich es halten, wenn [illegible] Stunden, die noch der Lectüre eines [illegible] benützte, um durch Frage und Antwort [illegible] und verarbeiteten Stoffes von ver- [illegible] aus zu beleuchten und gleichsam die [illegible] lassen, was die Schüler als Ertrag einer [illegible] Lectüre eingeheimst haben. Freilich ist [illegible] dass der Lehrer schon vom Beginne [illegible] sich gewisse sachliche (und sprach- [illegible] Gesichtspunkte aufstelle, nach welchen er [illegible] Besprechung des Inhaltes vornehmen (be- [illegible] auch die wichtigsten von den sprach- [illegible] Eigenthümlichkeiten eines Autors wiederholen) [illegible] diese Gesichtspunkte gerade direct den [illegible] anzugeben, muss er doch bei den betreffen- [illegible] darauf aufmerksam machen, welche Be- [illegible] dieselben für die Composition der Schrift, [illegible] Zweck derselben, für diese oder jene Frage [illegible] und das ist es eben, was die Vertiefung in [illegible] des Gelesenen fördert und gleichsam das [illegible] in die geistige Werkstätte des Autors [illegible].[3]) Ist man bei der Lectüre von diesem Standpunkte

[1]) S. unten S. 392 f. Vgl. auch die gehaltvollen Ausführungen bei [illegible] 'Zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes', Progr. Troppau [illegible] S. 16.

[2]) Manche Winke bieten die sogenannten Hilfshefte, die den neuen [illegible]'schen Classikerausgaben beigegeben werden.

[3]) Das scheint mir auch der Hauptzweck der sogenannten »kleineren [illegible] Ausarbeitungen« zu sein, welche von den neuen preußischen [illegible] gefordert werden und die so verschiedene Auslegungen ge- [illegible] haben. Man vgl. z. B. Kniffler, Die kleinen Ausarbeitungen der [illegible] Lehrpläne, Gymn. 1894, S. 416 ff.; Widman u. Bauder, Noch [illegible] die kleineren deutschen Ausarbeitungen, ebenda S. 711 ff. u. [illegible] Dettweiler in Fricks Lehrproben u. Lehrgängen, 47. Heft, April [illegible] sagt mit Recht von denselben S. 12: »Sie führen durch ihre [illegible] Nöthigung, auf das Sachliche, auf umfassendere sprachliche wie [illegible] Gesichtspunkte, auf Zusammenhang, auf das System zu achten [illegible] stets Combinationen, Überblicke und Rückblicke zu machen, für [illegible] und Schüler eine sehr intensive Durchdringung aller Lehrstoffe [illegible] somit eine Vertiefung des ganzen Unterrichtes herbei, die keinerlei [illegible] aufkommen lässt .....« Fragen von der Art, wie ich [illegible] — allerdings nur mit Rücksicht auf einen Autor — im Folgenden zusammengestellt habe, dürften diesem Zwecke dienlich sein, und da bei [illegible] solche »kleinere deutsche Ausarbeitungen« nicht eingeführt sind, so kann die Erreichung desselben Zieles, d. i. eine 'intensive Durchdringung'

ausgegangen und hat man auf solche Stellen das entsprechende Gewicht gelegt, so wird man am Schlusse jene zusammenfassenden Fragen stellen können, deren Beantwortung auf die verschiedensten Partien des gelesenen Stoffes ihre Streiflichter wirft und dem Lehrer zeigt, ob das gebotene und verarbeitete Material zum geistigen Eigenthume der Schüler geworden ist.[1]) Gewiss dürften auch andere Lehrer dieses oder ein ähnliches Verfahren einschlagen, aber immerhin möchte ich an einem Beispiele, und zwar an Sallusts bellum Iugurthinum, zeigen, wie ich mir die Sache denke und wie sich dieselbe auch in praxi bewährt hat.

I. Aus welchen Gründen hat Sallust gerade den jugurthinischen Krieg als Stoff für eine Monographie gewählt?

Sallust selbst gibt die Gründe an 5. 1. 'bellum scripturus sum, quod populus Romanus cum Iugurtha, rege Numidarum, gessit, primum quia magnum et atrox variaque victoria fuit, dehinc quia tunc primum superbiae nobilitatis obviam itum est ....' — Inwieferne treffen diese beiden Gründe, die sich auf die äußeren und inneren Verhältnisse Roms beziehen, zu? — Der Krieg war bedeutend, gefährlich (magnum); er machte den Römern sechs lange Jahre zu schaffen, und es gab Momente, wo man in der Hauptstadt in übertriebener Angst sogar an einen Kampf um 'Sein oder Nichtsein' dachte; so nach der Niederlage des Aulus 39. 1: 'sed ubi ea Romae comperta sunt, *metus* atque *maeror civitatem invasere* .... pars insolita rerum bellicarum *timere libertati*.' — Dass man dem Kriege in Rom überhaupt eine große Bedeutung zumaß, erhellt auch aus der Art und Weise, wie nach Sallusts Schilderung die jeweiligen Berichte vom Kriegsschauplatze in Rom aufgenommen wurden; s. 30. 1, 55. 1 u. 2, 73. 3 (34. 1). Wie sich alle bemühten, um in dem schrecklichen Kriege eine bessere

---

des Lehrstoffes, auch durch das von mir oben angegebene und im Folgenden durch ein Beispiel erläuterte Verfahren gefördert werden. Übrigens muss ich gestehen, dass ich für meinen Theil eine oder die andere Frage von den Schülern in den Hauptzügen auch thatsächlich schriftlich ausarbeiten ließ. Zuweilen wurden schriftlich nur dispositive Übersichten gegeben, so z. B. wenn es sich nach Absolvierung der zur Lectüre bestimmten Eclogen Vergils um die Frage handelte: Welche Züge charakterisieren die vorkommenden Personen als Landleute und Hirten, welche deuten auf den »gebildeten Römer« hin?, oder nach Durchnahme von Aen. I, 456—493 um die Beantwortung der Frage: 'Welchen Quellen sind die Darstellungen im Tempel der Juno entnommen und wie sind dieselben gruppiert?' u. s. f.

[1]) Manche Punkte werden selbstverständlich schon im Verlaufe der Lectüre im Zusammenhange abgehandelt und können zum Schlusse kurz recapituliert werden. Wenn ferner die betreffenden Stellen im Laufe des Semesters von den Schülern notiert werden und man die Beantwortung der zusammenfassenden Fragen schließlich als Präparation aufgibt, so ist auch bei einem umfangreicheren Stoffe ein rasches Tempo durchaus möglich.

Wendung hervorzurufen, beweist 43. 4.[1]) Der Krieg war ferner ein blutiger (atrox). Welche besonderen Belege lassen sich dafür anführen? — Anlässlich des Verrathes der Bewohner von Vaga 66 f. wird erzählt 67. 3: 'iuxta boni malique, strenui et inbelles inulti obtruncari. in ea tanta asperitate ... Turpilius praefectus *unus ex omnibus Italicis* intactus profugit.' Die Folge davon war der Rachezug des Metellus gegen Vaga 68. 69, bei welchem 'civitas *cuncta* poenae aut praedae fuit'. Dass der Krieg besonders zahlreiche Opfer forderte, zeigt ferner der freiwillig gewählte Tod der Überläufer in Thala 76. 6, der Bericht über die Einnahme von Capsa 91. 6: 'ceterum oppidum incensum, Numidae puberes interfecti.' Von den Schlachten scheint der zweite Überfall, den Jugurtha im Vereine mit Bocchus auf den ins Winterlager abziehenden Marius machte, am blutigsten gewesen zu sein; 101. 11 heißt es: 'tum spectaculum horribile campis patentibus: sequi fugere occidi capi .... postremo omnia, qua visus erat, constrata telis armis cadaveribus, et inter ea *humus infecta sanguine*.' Auch von dem ersten Überfall heißt es 99. 3: 'pluresque eo proelio quam omnibus superioribus interempti.' — Endlich wird der Krieg 'varia victoria' genannt. Das wird sich zunächst auf den Enderfolg der Schlachten beziehen. Wie war dieser? — Die Römer blieben Sieger; nur in dem kopflos unternommenen Winterfeldzuge des Aulus erlitten sie eine schmachvolle und demüthigende Niederlage 38. 9 u. 10. — Gewiss ist aber der Ausdruck 'varia victoria' auch gesetzt mit Rücksicht auf das wechselnde Kriegsglück während der einzelnen Schlachten selbst, und da sind es besonders vier Episoden, die, großen Gemälden gleich, mit lebhafter Anschaulichkeit vor unser Auge treten und in denen der *Ἄρης ἀλλοπρόσαλλος*, von dem es heißt ... *καί τε κτανέοντα κατέκτα*, so recht sein Wesen treibt. Welche Episoden sind es, die auch hinsichtlich der Form der Darstellung zu den schönsten Zierden unserer Schrift gehören? — Es ist 1. die Schlacht am Muthul, 48—53, von der es besonders 51. 1 heißt: 'ceterum facies totius negoti *varia, incerta*, foeda atque miserabilis.' 2. die Belagerung von Zama, 56—60, während welcher zuerst Marius in Sicca (56. 3 bis Schluss), dann das ganze römische Lager in die größte Gefahr gerieth, die aber doch durch das rasche Eingreifen des Marius abgewendet wurde (58). 3. die Einnahme des Muluccha-castelles (92. 4—94), wo Marius an dem Unternehmen schon verzweifelte, als ein glücklicher Zufall ihn den Feinden in den Rücken gelangen ließ. Endlich 4. der zweimalige Überfall des ins Winterlager abrückenden Marius durch die vereinigten Truppen des Jugurtha und Bocchus (97—99 und 100—101). — Besonders

---

[1]) 'ceterum ad ea patranda senatus auctoritate, socii nomenque Latinum et reges ultro auxilia mittundo, postremo *omnis civitas summo* [illegible] adnitebatur.'

gibt 97. 5 und 100. 7, 8 ein deutliches Bild des wechselvollen Kampfes; an letzterer Stelle heißt es: '... milites ... magis atrocitate rei quam fide nuntii terrentur simulque barbari animos tollere et in perculsos Romanos acrius incedere. *iamque paulum a fuga aberant* ...' Und dann wurden sie doch Sieger. Alle die erwähnten Stellen sind zugleich ein Beweis dafür, dass man mit vollem Rechte in Rom vor einem solchen Feinde in Angst war, dem beizukommen so große Schwierigkeiten bereitete. Schließlich führt Sallust als Grund für die Wahl seines Stoffes an 'quia tunc primum superbiae nobilitatis obviam itum est'. Wo haben wir gesehen, dass man der Nobilität entgegentrat? — Das schlagendste Beispiel dafür gibt 1. das Vorgehen des Volkstribunen Memmius, dessen Reden ein solches Gepräge an sich tragen mochten, wie es die berühmte Rede c. 31 zeigt: das glühende Verlangen, die Gebrechen oder vielmehr die Lasterhaftigkeit der Nobilität aufzudecken und ihr endlich einmal mit allem Nachdrucke entgegenzutreten. Ferner bietet 2. das ganze Capitel 40 — die Anträge des Volkstribunen C. Mamilius Limetanus und deren Folgen — einen Beweis, wie man sich auch durch die That gegen die Übergriffe und die Übermacht der Nobilität auflehnte. Endlich ist es 3. Marius, der, auf selbstgeschaffene Verdienste pochend, sich in schroffen Gegensatz gegen die Adelspartei stellt und deren Nichtswürdigkeit schrankenlos geißelt, z. B. in seiner Rede c. 85.[1])

II. Die einzelnen Phasen oder Feldzüge im numidischen Kriege 1. unter Calpurnius Bestia (28. 29), 2. unter Spurius Albinus und dessen Bruder Aulus (36–39), 3. unter Metellus (*a)* 44—65; *b)* 66—69; 74—76; 80—83), 4. unter Marius (86—91; 92—94; 97—101) sind kurz zu skizzieren.

Der Krieg, welchen Jugurtha mit den Römern führte, war ein sogenannter Guerillakrieg; wo findet sich eine besonders treffende Charakterisierung desselben? — 54. 9 u. 10 und ganz besonders 55. 8: 'Iugurtha per collis sequi, tempus aut locum pugnae quaerere, qua venturum hostem audierat, pabulum et aquarum fontis, quorum penuria erat, conrumpere, modo se Metello, interdum Mario ostendere, postremos in agmine temptare ac statim in collis regredi, rursus aliis, post aliis minitari, neque proelium facere neque otium pati, tantum modo hostem ab incepto retinere.' — Was hat im jugurthinischen Kriege Metellus geleistet, was Marius, was Sulla? Wem gebürt das Hauptverdienst? — Das Verdienst

[1]) Einzelne besonders markante Stellen können hier nochmals übersetzt werden. Lässt man überhaupt am Schlusse einer absolvierten Lectüre aus dem ganzen Stoffe einzelne Stellen gleichsam zur Wiederholung von den Schülern übersetzen, wie es an manchen Gymnasien geschieht, so wird man dies mit umso größerem Nutzen vornehmen, wenn man die zu übersetzenden Stellen sorgsam auswählt und in eine solche Besprechung des Inhaltes, wie eben auseinandergesetzt wurde, passend einfügt.

des Metellus ist es, den Jugurtha vollständig geschwächt zu haben, so dass er genöthigt war, bei auswärtigen Völkerschaften Hilfe zu suchen; s. 80. 84. (Die Stimmung des Jugurtha kennzeichnen die Worte: 'Iugurtha ... nihil satis firmum contra Metellum putat ...') Dem entschlossenen und geradezu kecken Beginnen des Reiterofficiers Sulla (107, 5—7) ist die Beendigung des Krieges überhaupt zu verdanken. — Wenn nun auch Sallust z. B. 102. 1 sagt 'post ea loci consul (näml. Marius) *haud dubie iam victor* pervenit in oppidum Cirtam, ...' und die Sendung einer Friedensgesandtschaft von Bocchus, welche die endliche Gefangennahme des Jugurtha zur Folge hatte, als unmittelbares Ergebnis des von Marius glücklich geführten Krieges hinstellt, so muss man dies seiner Vorliebe für das demokratische Princip zugute halten.[1]) Durch welche zwei Umstände wurde Marius schon damals zu heftigem Hasse gegen den Adel und gegen Sulla entflammt? — 1. Durch die ihm von Metellus zugefügte Beleidigung, von welcher c. 64 ausführlich erzählt wird und die den Marius '... contra Metellum (und mit ihm wohl auch gegen die ganze Nobilität) vehementer accenderat', und 2. dadurch, dass die Beendigung des Krieges eigentlich doch Sullas Verdienst war, was den ehrgeizigen Marius mit Neid erfüllen musste.

III. Welche Quellen hat Sallust bei der Abfassung des jugurthinischen Krieges benützt? — Eine bestimmte Quelle nennt Sallust nur an einer Stelle, nämlich 95. 2, den L. Cornelius Sisenna, den er bei der Charakteristik des Sulla (95. 3 bis Schluss) — Sisenna schrieb eine Monographie über den ersten Bürgerkrieg — benützt haben mochte, obwohl er von Sisenna sagt, dass dieser bei sonst großer Gewissenhaftigkeit in seiner Darstellung doch 'parum libero ore' über Sulla sich geäußert habe. — Von welchen Quellen haben wir in der Einleitung noch gehört? — Es wurden die Autobiographie des Sulla und des P. Rutilius Rufus genannt. — In welchen Theilen seines Werkes hat wohl Sallust diese beiden benützt? — Die Schrift des P. Rutilius Rufus bei der Schilderung der Schlacht am Muthul, wo Rutilius selbst ein wichtiges Commando bekleidete (52. 5 ff. u. 53),[2]) die Autobiographie des Sulla

[1]) Vgl. C. Gerstenberg, Ist Sallust ein Parteischriftsteller? Progr. d. Friedrich-Realgymnas. zu Berlin 1893.

[2]) Bei der Anfertigung eines Planes der Schlacht am Muthul empfiehlt es sich, vier verschiedene Stadien des Kampfes successive an der Tafel zu entwerfen, resp. von einem Schüler zeichnen zu lassen. Jedesmal kehrt natürlich 'flumen oriens a meridie nomine Muthul' wieder, ebenso 'mons ... tractu pari ... vastus ab natura et humano cultu' und der 'collis ... vestitus oleastro ac murtetis ...' Hauptschlacht: I: c. 49. 5 '... inter virgulta equi Numidaeque consederant ...' und 6 'Metellus ... commutatis ordinibus in dextro latere, quod proxumum hostis erat, triplicibus subsidiis aciem instruxit ...;' II: c. 49 Ende '... aciem, sicuti instruxerat, transvorsis principiis in planum deducit' (dasselbe 50. 2 '... sicuti monte descenderat, paulatim procedere .... ipse cum

jedenfalls da, wo über die Friedensunterhandlungen mit Bocchus berichtet wird, die ja Sulla persönlich leitete. — Ist noch eine Quelle genannt worden? — Ja; es wurde bemerkt, dass Sallust selbst im Jahre 46 als Proconsul in Afrika weilte und daher seine eigene Kenntnis von Land und Leuten in seiner Monographie zu verwerten in der Lage war. — Er selbst beruft sich auf dieselben; wo? — Anlässlich des Excurses über die geographische Lage von Afrika 17. 7 '... *uti(que) rem sese habere cultores eius terrae putant*, quam paucissumis dicam. ceterum fides eius rei *penes auctores* erit.' An derselben Stelle nennt er 'libri Punici, qui regis Hiempsalis dicebantur' als seine Quelle. — Aus diesen dürfte auch die schöne Erzählung (c. 79) von den Philaenen geschöpft sein. Welche Stellen in dem Excurse weisen auf eigene Anschauung des Sallust hin? — 18. 8, wo er von der Gestalt der numidischen Hütten spricht ('ceterum *adhuc* aedificia Numidarum agrestium...'); ebenso 17. 5 u. 6, wo er Land und Leute charakterisiert. — Auch dürfte das ganze c. 78, die Beschreibung der Syrten enthaltend, hieher zu ziehen sein. Erfährt die Charakteristik der Eingeborenen im Verlaufe der Berichte Sallusts nicht eine Erweiterung? — Ja; wiederholt wird von dem Wankelmuthe und der Treulosigkeit des numidischen Stammes gesprochen. — Welche Stellen sind beispielsweise notiert worden? — 56. 6 das Urtheil des Sallust anlässlich der verrätherischen Haltung der Siccenser ('tanta mobilitate sese Numidae gerunt'). 91. 7 die Worte, mit denen Sallust das Vorgehen des Marius nach der Einnahme von Capsa zu entschuldigen sucht ('quia ... genus hominum mobile, infidum, ...'). 61. 4 wird dem Vertrauten Jugurthas, Bomilcar, ein 'ingenium infidum' beigelegt. Endlich bietet der Verrath der Bewohner von Vaga (66; s. 66. 2) und das ganze Vorgehen des Bocchus (namentlich 111. 3 gegenüber 112 Schluss) einen Beleg für die 'fides Punica' der Numider. — Ist noch eine andere Eigen-

---

sinistrae alae equitibus esse, qui in agmine principes facti erant) und c. 50. 3 'Iugurtha ... montem occupat, qua Metellus descenderat; III: c. 50. 4 '... signo dato hostis invadit. Numidae alii postremos caedere, pars a sinistra ac dextra temptare ...'; IV: c. 51. 3 'Metellus .. cohortis legionarias quattuor advorsum pedites hostium collocat. eorum magna pars superioribus locis fessa consederat'. D a z u d i e m i t d e r H a u p t b e g e b e n h e i t p a r a l l e l l a u f e n d e H a n d l u n g , d i e s i c h z w i s c h e n R u t i l i u s u n d B o m i l c a r a b s p i e l t: Auf II: c. 50. 1 '... Rutilium legatum cum expeditis cohortibus .... praemisit ad flumen (Rutil. befindet sich in der Ebene auf dem Marsche nach dem Fl.) und 52. 5 'Interea Bomilcar .... ubi eum Rutilius praetergressus est, paulatim suos in aequum locum deducit ....'; auf III: 52. 6 'postquam Rutilium *consedisse iam* ... accepit, ... aciem ... latius porrigit eoque modo ad Rutili castra procedit; auf IV: 53. 2 '... pro castris ... consistunt. deinde ubi propius ventum est, utrimque magno clamore concurritur.' Es befindet sich also auf I: c. 49. 5 u. 6; auf II: c. 50. 1—3, dazu 52. 5; auf III: c. 50. 4—51. 2, dazu c. 52. 6; auf IV: c. 51. 3—52. 4, dazu c. 53. 1—4.

schaft der Afrikaner hervorgehoben worden? — Ja; ihre Feigheit, ausdrücklich 74. 3 ('nam ferme Numidis in omnibus proeliis magis pedes quam arma tuta sunt'), durch ihre Haltung in der Schlacht wiederholt, so an derselben Stelle oder auch 52. 2, 101. 8 E. — Auch von dem Unverstand und der Verblendung der Numider haben wir gehört; bei welcher Gelegenheit? — Als sie die beiden Hügel, auf welche sich Marius zurückgezogen hatte, umlagerten und dabei die Nacht in ausgelassener Freude zubrachten, bis sie, völlig erschöpft, dem Schlafe erlagen, was dann ihre Niederlage zur Folge hatte (98. 6, 99). — Um aber die Numider gegenüber den Berichten des Sallust gerecht zu beurtheilen, ist noch Folgendes in Erwägung zu ziehen: 1. Was dem Römer als Verrath erscheint, ist vom Standpunkte jener Freiheitsliebe. Ein ähnliches Verhältnis ist bei einem früher gelesenen Autor schon vorgekommen; bei welchem? — Bei Caesar. — Die Erhebung der Gallier unter Vercingetorix betrachtet Caesar als Rebellion: in Wahrheit war es das glühende Verlangen, das fremde Joch abzuschütteln. Unbedingt zu verurtheilen ist, was die Numider anlangt, nur die Treulosigkeit des Bomilcar und noch mehr die Doppelzüngigkeit des Bocchus. 2. Was den Vorwurf der Feigheit anbetrifft, so müssen wir uns vor Augen halten, dass die Römer ungleich besser bewaffnet und discipliniert waren als die irregulären Truppen des Jugurtha, so dass es erklärlich ist, wenn diese zuweilen beim ersten Anprall zurückwichen. Übrigens haben wir auch Beispiele von der Tapferkeit und Todesverachtung der Eingeborenen gelesen; wo? — Vor allem bei der Belagerung von Zama, wo trotz der sehr schlau ersonnenen List des Marius der Heldenmuth der Belagerten alle Versuche, die Stadt zu nehmen, zuschanden machte (60. 6 bis Schluss). Auch in der Schlacht am Muthul bewiesen die Numider große Tapferkeit (50. 4 bis Schluss).

IV. Welches sind die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Sallust und wie erklären sich dieselben? (geordnet nach den Gruppen: Archaismen, vulgäre Wendungen, Gräcismen, 'varietas' und 'brevitas').[1]) Die Schüler sollten während der Lectüre des Sallust angehalten werden, genau Buch zu führen über die Sprache dieses Schriftstellers; ein besonderes Augenmerk ist auf die Inconcinnität und die Kürze des Ausdruckes zu richten, sowie auch die Eigenthümlichkeiten der Sprache Vergils mindestens während der Lectüre zweier Bücher nach bestimmten Gesichtspunkten genau zu verzeichnen sind. Auf solche Weise wird nicht nur das Verständnis der genannten Autoren nach der sprachlichen Seite hin

---

[1]) Vgl. Laws, De dicendi gen. Sall., Progr. Rössel 1864; Garbari, De quibusdam stili Sall. proprietat., Progr. Trient 1871; Constans, De sermone Sallustiano, Parisiis 1880; ferner Wölfflin im Philolog., Bd. 34, S. 146 ff., und dazu Jordan, Kritische Beiträge zur Geschichte der latein. Sprache, Berlin 1879, S. 351 ff.

gefördert, sondern auch der richtige Einblick in die Taciteische Diction angebahnt sowohl hinsichtlich der 'varietas' und 'brevitas', als auch hinsichtlich des 'poeticus color'. Bei der oben gestellten Frage können die Schüler aus ihren Aufzeichnungen einige besonders schlagende Beispiele für jede Gruppe anführen, Fälle von 'varietas' und 'brevitas' erklären, [1]) welches letztere übrigens schon im Verlaufe der Lectüre von Zeit zu Zeit zu geschehen hat, so zwar, dass man früher vorgekommene Beispiele dieser Art von den Schülern gelegentlich wieder erklären lässt.

V. Welches Ziel verfolgt Sallust in seiner Monographie? — Er will die Nobilität in ihrer ganzen Lasterhaftigkeit und Verworfenheit vorführen und damit das allmähliche Emporkommen des demokratischen Principes erklären. — Welche Stellen wurden für die Oligarchie und deren Vertreter als besonders gravierend bezeichnet? — Abgesehen von den Worten, welche Sallust dem Memmius und Marius in den Mund legt, c. 15. 4 bis Schluss, die Charakteristik des Aemilius Scaurus enthaltend ('. . . ceterum vitia sua callide occultans'), 16 das Vorgehen des L. Opimius bei der Theilung des numidischen Reiches, 29. 2 u. 5 die Bestechung des oben erwähnten Aemilius Scaurus und des Calpurnius Bestia, 33. 2 die auf den Rath der aristokratischen Freunde Jugurthas erfolgte Bestechung des Volkstribunen C. Baebius und 34 die für das römische Volk so außerordentlich schimpflichen Folgen derselben. Höchst verwerflich ist auch das Vorgehen des Sp. Albinus 35. 3 u. 6. Da er 'avidus . . . belli gerundi movere quam senescere omnia malebat', überredet er, den gewaltthätigen Charakter Jugurthas wohl kennend den Massiva, sich um den Thron Numidiens zu bewerben. Als der von Jugurtha gedungene Mörder ergriffen wird, ist es gerade Albinus, der demselben ein Geständnis abzuringen sich bemüht ('deprehensus multis hortantibus et in primis Albino consule indicium profitetur'). — Wenn der Adel solche Männer, wie Aemilius Scaurus, der lange princeps senatus war, oder Sp. Albinus aus seiner Mitte hervorbrachte, so musste es schlecht um denselben bestellt sein, und nothwendigerweise musste eine Reaction eintreten. [2])

Mähr.-Trübau. Dr. Jos. Kubik.

---

[1]) Für erstere z. B. 25. 5, 29. 5, 46. 1, 83. 1; 32. 3; 88. 4; 89. 7; für letztere z. B. 31. 14, 36. 2, 82. 3, 91. 5, 110. 8.

[2]) Übrigens wären noch zu nennen die Stellen c. 41. 7—9 und c. 64. 1. — Wenn Zeit erübrigt, so wäre noch zwischen III und IV einzuschalten: Die vorgekommenen größeren Reden sind zusammenzustellen, und es ist kurz anzugeben, was Sallust bei jeder derselben bezweckt.

Nachtrag zu den Sentenzen des Appius Claudius

(oben S. 220).

In der Festschrift für Georg Ebers (Aegyptiaca, Leipzig 1897) p. 142 ff. veröffentlicht U. Wilcken ein sicher dem 3. Jahrhunderte v. Chr. angehöriges Ostrakon: dasselbe enthält ein Gnomologion, betitelt *Ἀμενώτου ὑποθῆκαι*, dem Titel nach herrührend von einem ägyptischen Weisen, aber dem Inhalte nach zu urtheilen eine Sammlung, die aus griechischen Florilegien zusammengestellt ist und zwar in demselben Jahrhunderte, in dem Appius seine Sentenzen geschrieben hat, wie Wilcken a. a. O. nachweist. Es beweist dieser Fund jedenfalls für jene Zeit die Beliebtheit dieser griechischen Spruchsammlungen bei den Barbaren. — In der zuletzt a. a. O. behandelten Sentenz des Appius

qui animi compote[m] esse
nequid fraudis stuprique ferocia pariat,

d. h. zu Deutsch: 'vermöge es über dich, dass du deiner Leidenschaft mächtig seist, damit nicht Schaden und Schimpf der Zorn erzeuge' — trug ich Bedenken, irgend etwas an der Überlieferung zu ändern, weil schon der Vergleich mit Ter. Ad. 310 *vix sum compos animi, ita ardeo iracundia* zeigt, dass jedes Wort an seinem Platze ist: der Ausfall des Subjectspronomen *te* schien mir in Anbetracht dessen, dass im vorhergehenden verlorenen Kolon dies vorkommen konnte, und dass *qui* hier soviel wie *stude* bedeutet, keine durchaus unmögliche Annahme. Aber einer Anregung Dziatzkos folgend, ziehe ich jetzt vor, durch Tilgung des *m* von *compotem* den Nominativ herzustellen, weil so die Ausdrucksweise glatt und anstandslos wird und diese Änderung der Überlieferung unwesentlich ist: compote verhält sich zu compotis wie pote zu potis, und ein glücklicher Zufall hat uns diese Form auf einer Inschrift von Sutrium erhalten: CIL XI 1, 3247 Q. Hortensius Hymnus Nymphis diuinis u. s. compote factus *e. q. s.*

Wien. Friedrich Marx.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Otto Immisch, Philologische Studien zu Plato. I. Heft: Axiochus. Leipzig, Teubner 1896. 99 SS.

Über den pseudoplatonischen Dialog Axiochus haben viele ältere und neuere Gelehrte Untersuchungen angestellt, ohne jedoch bisher zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Immisch nimmt im vorliegenden Büchlein die schwierige Axiochusfrage wieder auf, und es ist ihm gelungen, diese Frage einer gedeihlichen Lösung zuzuführen.

Zunächst orientiert der Hr. Verf. den Leser über den nicht leicht zu übersehenden gegenwärtigen Stand der Frage und geht sodann zu dem eigentlichen Gegenstande seiner Untersuchung über. Durch genaues Studium unseres Dialogs war der Verf. zu dem Schlusse gekommen, dass die auffallende Gedankenconfusion, welche nach der bisherigen Redaction des Textes im Axiochus herrscht, nicht dem unbekannten Verf. in die Schuhe geschoben werden kann, sondern dass dieselbe durch eine übel angefertigte Redaction noch nicht völlig ins Reine gebrachter Conceptzettel entstanden ist. Von diesem Gedanken ausgehend unternimmt er eine genaue Analyse des Gehaltes unseres Dialogs und weist fast zur Evidenz nach, dass einzelne Stellen an einen unrechten Ort gerathen sind, und seiner scharfsinnigen Untersuchung ist es gelungen, nicht nur jene Stellen herauszuheben, sondern dieselben auch an ihren ursprünglichen Platz zurück zu versetzen. Es handelt sich vor allem um zwei Stellen, nämlich die Stelle 365 E *πάντα τοιγαροῦν....* bis 366 A *ὀριγνωμένη*, die gegenwärtig in der ersten Trostrede des Sokrates steht, und deren Gedankengang dem Vorhergehenden sozusagen diametral entgegengesetzt ist, und um ein Stück der zweiten Trostrede 369 B *Ἤκουσα δέ ποτε καὶ τοῦ Προδίκου ....* bis 369 D *ἂν εἴη*, welches in den Gedankengang dieser Rede nicht passt. Immisch

… zum Schlusse nicht unterlassen, die Herren … äußerst instructive und anregende Büchlein …chen und es wärmstens zu empfehlen.

Dr. Franz Lauczizky.

…mina rhetorica ed. L. Sudhaus. Vol. II (Biblio… …Teubneriana). Lipsiae 1896. XXVIII u. 371 SS.

… Drittel der bisher veröffentlichten *Volumina Her…* des Gadareners Philodem rhetorische Schriften … handlichen Ausgabe mit lesbarem und doch mög… …dergegebenem Texte vorzulegen, S. sich zur Auf… Für Textgestaltung und Erklärung dieser … Theodor Gomperz, der auch vor Veröffentlichung … *papyri Bodleian facsimiles* seine Abschriften der …chen *apographa Oxoniensia* zur Verfügung stellte, … und Wesentliches geleistet. Ferner wurde S. durch … Usener und Bücheler, sowie durch die Arbeiten … (Hermes XXVIII 65 ff., 150 ff. und Rostocker … 1893) gefördert, während die Neapler Heraus… Ergänzung wenig geleistet haben, L. Spengel bei … des 4. Buches der Rhetorik (Abhandl. d. Münch. … hist. Cl. III 1 — 1837 — 207 ff.) auf die Oxforder … beschränkt war und Gros (Paris, Didot 1840) von … den Italienern abhängt. Jede einzelne Ergänzung im … Urheber zuzuweisen (vgl. Lit. Centralbl. 1893, 794) … thunlich gewesen; aber für die über das Selbstver… hinausgehenden Herstellungen oder Vermuthungen hätte … mit Hilfe geeigneter Abkürzungen in der Vorrede oder … Anhange geschehen können. Jedenfalls hätten die von … in dieser Zeitschrift 1865, 815 ff., 1866, 695 ff. und … 24 ff. veröffentlichten Verbesserungen nicht großentheils … stillschweigend eingesetzt oder erst in den *Emendanda* (…XVI f.) nachgetragen werden sollen; auch dessen Besprechung … Bandes (Berl. phil. Wochenschr. 1893, 40 ff.), die für das … erwähnende *Supplementum* (z. B. 37, 15; 41, 25) benützt … wird, so viel ich sehe, nirgends angeführt. Für die Benützung … früheren Ausgaben sorgt nur eine *Tabula papyrorum adhibi…* (II, XXIV f.), aus der sich auch ergibt, dass für manche … Dubletten vorhanden sind.

Der Text des 2. Bandes beginnt (S. 1—64) mit den Papyris 1015 und 832, deren Vereinigung (832 war schon im 1. Bande …druckt) das Studium der Originale in Neapel ergab (*Lectiones* … zum 1. Bande s. II, XIX—XXIII); für die Schwierig… …ext der Papyri herzustellen und den Zusammenhang zu … ist die Klage charakteristisch (S. I): *sed si quis credat*

hoc invento facilius contextum potuisse restitui, heus quam errat. Über den Inhalt dieses Stückes hat S. (Rhein. Mus. XLVIII 321 ff., 552 ff.) gehandelt. Es folgen die Fragmente der Rhetorik, welche mit Ausnahme einer geringen Zahl (S. 187—195) entweder einem bestimmten Buche zugewiesen werden können oder doch untereinander zusammenhängen, sodann *Φιλοδήμου περὶ ῥητορικῆς ὑπομνηματικόν*, dessen Inhalt S. XI—XVIII angibt. Das 2. Buch der Rhetorik stellt sich als eine Erweiterung des *Ὑπομνηματικόν* dar.

Im Index, der leider nicht für alle Worte Vollständigkeit erstrebt, sind etwa 30 Worte durch einen Stern als *lexicis inserenda* bezeichnet; was *προεπισημαίνω* anlangt, finde ich wenigstens das Medium in Kumanudes, *Συναγωγὴ λέξεων ἀθησαυρίστων ἐν τοῖς Ἑλληνικοῖς λεξικοῖς*. Athen 1883 durch Apsines I 351, 5 Spengel, Proklos zu Parmenides 935 e und Eustathius zur Ilias 567, 22 belegt. S. 370 f. erscheinen *Grammatica quaedam, quae indici inseri non poterant.* Der Index berücksichtigt auch das *Supplementum*, in welchem S. die beiden ersten Bücher der Rhetorik als gewöhnlichen Text (ohne Columneneintheilung und fast ohne kritischen Apparat) mit deutscher Einleitung und deutschen Anmerkungen gibt. Er bricht ab, wo 'die Fetzen zum zweitenmale abzudrucken keinen Zweck hat'. In der That müssen wir oft genug beim Reste des 1. und beim 2. Bande froh sein, wenn wenigstens partienweise eine Wahrscheinlichkeitsherstellung möglich ist. Wenn sich gegenwärtig diese Bruchstücke für unsere Literaturkenntnis verwerten lassen, ist dies großentheils S. zu verdanken.

Wien. Dr. Wilh. Weinberger.

Georges Lafaye, Quelques notes sur les Silvae de Stace premier livre. Paris, Librairie C. Klincksieck 1896. 8°, 78 SS.

Der Verf., welcher die Literatur zu den Silvae des Statius, namentlich auch die neueren und neuesten Beiträge deutscher Philologen, meist gut überblickt, bietet auf Grund dieser Studien eine Reihe von Bemerkungen nicht nur für die Textkritik, sondern auch zur Erklärung, welche bisweilen einigermaßen einer Vorarbeit zu einem Commentar der Silvae nach jener Methode ähneln, die L. Friedländer für Martial und Juvenal in so schöner Weise angebahnt hat. Ist aber hier auch, wie bei solchen vorläufig zusammengestellten Notizen und Lesefrüchten leicht erklärlich, noch nicht alles gleich gefeilt und gleichwertig, konnten ein paar Absätze vielleicht sogar ganz wegbleiben, z. B. S. 39 und 49 (an der ersteren Stelle werden zu Silv. I 4, 74 für ähnlichen Wechsel der activen und passiven Construction nur die gewöhnlich aus

Vergil citierten Beispiele, und diese nicht vollständig, verglichen), so sind doch manche Beiträge sowohl in der einen als in der anderen der oben angeführten Richtungen beachtenswert und am meisten solche, welche neuere archäologische und epigraphische Forschungen für Beurtheilung oder Erklärung von mehr oder weniger umstrittenen Versen zu verwerten suchen.

Im ganzen dürften jene Partien, in welchen hs. Lesarten durch solche Hilfsmittel oder durch Beobachtung des Sprachgebrauches und der Parallelstellen gestützt werden, besondere Aufmerksamkeit verdienen. Doch sind auch einige Conjecturen der Erwägung würdig, z. B. I 2, 105 *vultum* (mit C) *non aspernata rogantis* (st. *rogari*); es hätte dafür neben der annehmbaren Erklärung (S. 24) auch Formelles im Versschlusse ins Feld geführt werden können, wie Verg. Georg. III, 393 *nec tu aspernata vocantem*. Andere sind freilich zweifelhafter; so u. a., wenn I, 1, 102 die Reihe der Vermuthungen durch ein *Atticus Elei fictor Iovis* vermehrt wird, um schon öfter auseinandergesetzte Schwierigkeiten gründlich zu beseitigen. Selbst Bährens hat in seiner Ausgabe diese Stelle intact gelassen; Gronovius und Markland haben hier bei der Beziehung der überlieferten Worte wahrscheinlich das Richtige getroffen, nur ist die Art der Schmeichelei wohl so zu erklären, dass ein Phidias gewünscht hätte, den Domitian in solcher Gestalt in einem neuen Tempel zu Olympia als Zeus aufzustellen, der seinen früheren berühmten Zeus im alten Tempel noch übertreffen sollte. Über Domitian als Iuppiter. bezw. Tonans vgl. Friedländer zu Martial VI, 10, 9 u. VII, 56, welches letztere Epigramm theilweise auch zur Beleuchtung beitragen kann. Wenn da Martial sagt, für einen etwaigen neuen, der Zeusstatue des Phidias würdigen Tempel in Olympia müsste der Baumeister angeworben werden, welcher dem römischen Iuppiter Domitian seinen Palast gebaut, so schließt sich die Steigerung beim Zeitgenossen Statius wohl natürlich an, die den Wunsch des alten Phidias, für den neuen Tempel auch eine solche Colossalstatue des Zeus — Domitian zu liefern, zum Ausdruck bringen sollte. — Die Auseinandersetzungen lesen sich meist leicht und angenehm, Druckversehen (wie S. 1 „zu Statius Silv*i*n) sind selten.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Lateinische Übungsbücher.

Dr. Friedrich Holzweißig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Cursus der Unter-Secunda. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1896. 8°, 147, 34, 24 SS., dazu ein Inhaltsverzeichnis.

Der Verf., durch seine lateinische Grammatik und durch mehrere lateinische Übungsbücher bereits in weiten Kreisen bekannt,

schöpft vorliegendes Übungsmateriale theils aus Ciceros „De imperio Cn. Pompei“ (70 SS.), theils aus Livius und zwar lib. XXI (77 SS.). Hiebei lehnt er sich an die beiden Originale im ganzen so eng an, dass er ihnen fast Capitel um Capitel folgt, wodurch der Übersetzungsstoff zu umfangreich anschwillt. Dazu kommen eingeflochtene Partien und Anhänge, die jedoch dem Leser eine willkommene Erfrischung bieten. Diese dienen entweder der Erweiterung der Kenntnisse in den einschlägigen Realien oder wollen den Übersetzungsstoff zur Geschichte der mithridatischen und punischen Kämpfe in lebendigere Beziehung setzen. Dieser Zweck wird noch dadurch besonders gefördert, dass der Text durchgehends leicht verständlich gestaltet ist.

Doch wird sich eine Revision desselben in Bezug auf die richtige deutsche Wortfolge empfehlen. So z. B. S. 1, Z. 5 v. u.; S. 3, Z. 12 und Z. 18 v. o.; S. 4, Z. 8 v. o. (Stellung von sich); dasselbe gilt auch an mehreren Stellen von: nämlich, selbst und zwar. Harter Ausdrucksweise begegnet man S. 3, Z. 3 u. 4 v. o. (über); S. 4, Z. 12 u. 13 v. u. (stets); S. 6, Z. 5 u. 6 v. o. (er werde); S. 23, Z. 18 v. o. (in einer Zeile dreimal vor); S. 55, Z. 11 v. o. (aus); S. 70, Z. 8 u. 9 v. u. (haben); S. 125, Z. 8 v. u. (dreimal: sich). Umgekehrt fehlt da auf S. 82, Z. 6 v. o. und wegen auf S. 134, Z. 2, Alinea 3. — Auch der Satzbau ist zuweilen schwerfällig, besonders auf S. 25, 3. Alinea (Was aber das betrifft, dass Cicero beweisen wollte usw.) und auf S. 71, 2. Absatz (Wer alle diese Umstände bedenkt usw.). — Wie wenig sich zuweilen Einklammerungen zum Zwecke leichterer Hinübersetzung empfehlen, zeigt sich S. 94, Z. 13 v. u.: über die Rechts(verbindlichkeit) der Verträge und S. 145, Z. 9 v. o.: den Hass der (Rücksicht auf das) Gemeinwohl zu opfern. — Dagegen beweist der Verf. große Gewandtheit in der Übertragung und Ausbeutung der Regeln der latein. Syntax, doch ist der Text zu reichlich mit ihnen garniert; ich erwähne nur die stereotypen Fragen: wer wüsste nicht? (man vgl. S. 44 und 70) und: wer sähe nicht ein? (S. 78). Eingeübt wird nämlich die Lehre: *a)* vom Verb, *b)* von den Casus, *c)* von den Eigenthümlichkeiten im Gebrauche der Redetheile.

In der 2. Abtheilung (S. 148—181) bietet Holzweißig zur Ableitung grammatischer Regeln zahlreiche, aus den lateinischen Classikern passend ausgewählte Citate, welche auch inhaltlich befriedigen. Dies kann von dem ihnen im Fettdruck vorangeschickten Canon der Beispiele kaum gesagt werden. Man vgl. timeo, ne scribat; non dubito, quin scripturus sit; spero fore, ut scribas; id dixit, non quo putaret u. a.

Die 3. Abtheilung (S. 182—208) enthält das Wörterverzeichnis nach der Folge der Paragraphen. Der Wort- und Phrasenschatz ist aus beiden Schriftstellern reichlich geschöpft. Warum aber kehrt das bekannte rerum scriptor dreimal (S. 189, 197,

199) und una voce zweimal (S. 191 und S. 203) wieder? Vgl. noch Hispaniensis und Hispanus (S. 189 und 197), ferner vectigalis (S. 195 und 202). Auffällig ist die Schreibweise regnum Bos*p*oranum (S. 184; vgl. S. 195), negl*i*gere (S. 193) und rempublicam (S. 197).

Druck und Ausstattung sind tadellos.

Prof. Adolf Rademann, 25 Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische bei der Abschlussprüfung auf dem Gymnasium. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896. 8⁰, 45 SS. Text, ohne Anmerkungen.

Der Ref. erklärt sich mit den im Vorworte aufgestellten Grundsätzen völlig einverstanden. Darum muss er auch der Textierung, welche die zugrunde liegende Vorlage in einer Reihe in sich abgeschlossener Bilder in freier und selbständiger Fassung reproduciert, volles Lob spenden. Benützt werden Liv. XXI (Vorlagen I—VI), Liv. XXII (Vorlagen VI—XI), Cicero: de imp. Cn. Pompei (Vorlagen XI—XV), in Catilinam (Vorlagen XV—XXI), pro Archia (Vorl. XXI—XXIII) und pro rege Deiotaro (Vorl. XXIII—XXV).

Der sorgfältig gefeilte Text fließt leicht und glatt dahin, die Sprache ist edel und correct. — Etwas schwerfällig erscheint auf S. 10 o. der Satz: wenn ihr erwägt, dass es auch keine anderen Alpen gibt, während deren Übersteigung durch die Feinde (?) neue Hilfsmittel geschafft werden könnten; ebenso S. 14, Z. 8 und 9 v. u.: Dazu kam der Umstand, dass er in Erfahrung gebracht hatte, dass der Consul usw. Vgl. noch S. 22, Z. 2 vor dem 2. Alinea. Bessere Wortfolge empfiehlt sich auf S. 26, Z. 7 v. o. (sich) und S. 40, Z. 9 v. o. (wie gerade oft die Besten am ehesten). Endlich ist auf S. 26, 2. Alinea der bestimmte Artikel vor Pompejus zu meiden.

Die den Abiturienten in diesen Vorlagen gestellte Aufgabe dürfte im allgemeinen keine zu hohen Anforderungen enthalten, doch scheinen die Stücke Nr. I, III, IV, V, XI, XII, XVIII, XXII, XXV, namentlich Nr. XIII zu umfangreich.

Die Ausstattung des Werkchens ist schön, der Druck sehr sorgfältig überwacht, nur S. 45, Z. 4 v. o. fehlt der Beistrich hinter: gezogen worden war.

K. Ch. Plancks Übungsstücke für die lateinische Composition mit Übersetzung. I. Theil: Deutscher Text. 8⁰, 51 SS.; gesondert davon: II. Theil: Lateinische Übersetzung. 8⁰, 47 SS. Herausg. von Prof. Dr. H. Ludwig am Gymnasium in Schwäbisch-Hall. Stuttgart, J. B. Metzler'scher Verlag 1896.

Aus dem Vorworte entnehmen wir, dass des Herausgebers verehrter Lehrer, K. Chr. Planck, die veröffentlichten Übungsstücke während seiner Blaubeurer Professur vor etwa 25 Jahren

seine 14—18jährigen Schüler hat übersetzen lassen, und dass er ihnen dann die beigegebene Übertragung als Muster dictierte.

Der Unterzeichnete bekräftigt vor allem das Urtheil des Herausgebers über den Inhalt und den deutschen Ausdruck dieser Texte. Sie sind in der That ein Muster ebenso correcten und eleganten Ausdrucks, wie fortlaufend fesselnden Inhalts.

Sämmtliche Stoffe von S. 1—38 sind ohne Zweifel ganz darnach angethan, „uns in das Verständnis des antiken Lebens einzuführen". Wem dies als die Hauptaufgabe, vielmehr als die noch einzige Aufgabe der classischen Philologie am Gymnasium erscheint, der wird Themen modernen Inhalts, wie solche im Folgenden geboten werden: Das deutsche Kaiserthum, Entdeckung Amerikas, Peter der Große, Polens Verfall, Gustav Adolf, Richelieu, Wegnahme Straßburgs 1681, John Milton, Winckelmanns Übertritt zum Katholicismus, Zum Kriege von 1870—71 besser dem Lehrer der Geschichte und Literatur oder dem Lehrer der modernen Sprachen überlassen. Aber auch die erste Gruppe der Vorlagen dürfte heute kaum mehr für die Zwecke der Schule verwendbar sein, und wenn dies doch der Herausgeber, auf seine Erfahrung gestützt, für den größern Theil derselben bejaht, so ist er um solch glänzendes Schülermateriale, welches vorliegende Aufgabensammlung, Arbeiten „eines eminent philosophischen Kopfes", wie er sie selbst nennt, zur Zufriedenheit löst, wahrlich zu beneiden. — Unstreitig aber wird ihm jeder begeisterte Jünger des classischen philologischen Studiums für die Veröffentlichung dieser herrlichen Übungen dankbar sein.

Nur einigen Bemerkungen über die Textierung sei hier Raum gegönnt. Auf S. 1, Z. 2 v. o. ist wohl „sogenannten" zu streichen, denn man liest unmittelbar darauf: wegen der colossalen Steine so benannt; desgleichen ebendas. Z. 2 v. u. das überflüssige: selbst. Dagegen sollte S. 2, Z. 4 (Fortsetzung) die Präposition a n vor: „den Werken und Tagen" wieder aufgenommen werden. Auf S. 15, letzte Zeile (Schluss) ist bei der Silbenbrechung der Buchstabe z (in be-zeichnet) ausgefallen.

Plancks Musterübersetzung zu lesen, muss ein wahres Vergnügen genannt werden: jeder Stilist wird in ihr eine souveräne Beherrschung des Ausdrucks, logische Schärfe in der Anreihung und Verknüpfung der Gedanken und eine vollendete Meisterschaft in der Periodisierung bewundern. Bei seiner Vorliebe aber für die Classiker der silbernen Latinität und für Tacitus, worauf schon Prof. Ludwig im Vorworte aufmerksam macht, ist es selbstverständlich, dass er sich nicht immer an die Forderungen der conventionellen Schulgrammatik hält. Daher der Gebrauch eines Substantivs als Apposition zu ganzen Sätzen, im Sinne eines Urtheils (z. B. S. 9, Z. 14 v. o. magnum documentum eqs.), daher die häufige Anwendung von quamquam als Supplement zum Particip, daher Inconcinnitäten (wie z. B. ingenio paululum tardi*or* esset et

lingua impromp*tus*, S. 14, Z. 13 v. u.), daher die Neigung für den indicativischen Gebrauch der Tempora im Bereiche des Acc. c. infin. Begründetes Bedenken aber müssen in einem Buche, welches für den Schulgebrauch bestimmt ist, folgende zwei Beispiele von Zeitenfolge erregen: S. 39, Z. 10 v. u. Iam illud quidem verum Germanorum commodo *factum esse, ut* Sueci suum in Germania imperium non... *potuerint* firmare und S. 41, Z. 8 v. o. Quae urbs... a Carolo iam quinto *tanti* erat aestimata, *ut*... Argentorato se primo succurrere non dubitaturum *dixisset*. Im 1. Falle ist das bei factum est (esse) allgemein giltige, wichtige Princip durchbrochen, im 2. Falle ist der Gebrauch des Plusquamperfects durch keinerlei Analogie gerechtfertigt. Denn der Consecutivsatz gehört weder überhaupt zu Nebensätzen zweiter Stufe, von denen manche nicht auf die Zeit des vorangehenden regierenden Nebensatzes, sondern auf jene des Hauptsatzes bezogen werden, wenn sie eben im Vergleich zu diesem ein vorzeitiges Ereignis enthalten, noch liegt hier selbstverständlich ein imperfectisches (logisches) Plusquamperf. vor — wie bei Liv. I 2, 5 (ut iam non terras solum sed mare etiam... fama nominis sui implesset = ut iam non terrae solum sed mare etiam... plena essent) — noch ist der Consecutivsatz ein relativer, der ein vorzeitiges Verhältnis bezeichnete. Vgl. Kühner II, 2 §. 181, 4, b, Anm. 2. Der deutsche Text hätte eben schon so lauten sollen: Auf die Erhaltung dieser... Stadt hatte schon Karl V. solchen Wert gelegt, dass er einmal sagte... (st. legte schon Karl V. einen solchen Wert, dass er gesagt hatte...). Ebenso muss der Schüler vor dem Gebrauche des Pft. infuisse (S. 44, Z. 2 v. u.) gewarnt werden, welches sich außer bei Plautus nirgends finden dürfte. — Nur ein paar Druckfehler wurden beobachtet: S. 27, Z. 9 (Mitte) rempublicam, S. 42, Z. 8 v. u. indeab und S. 19, Z. 8 (Mitte) Ut-rimque. Dass der sonst mit Beistrichen kargende Verf. (Herausgeber?) fast regelmäßig den Acc. c. Infin. durch ein Komma von seinem regierenden Verb trennt, ist jedenfalls eine besondere Eigenthümlichkeit.

Wien. Dr. Fr. Strauch.

Deutsche Mundarten, Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials, herausgegeben von Dr. Joh. Willibald Nagl, Privatdocent für deutsche Sprache in Wien. Bd. I, Heft 1. Wien, Karl Fromme 1896. 82 SS.

Der Haupttitel lässt die neue Zeitschrift als Wiederaufnahme von J. A. Pangkofers und G. K. Frommans „Die deutschen Mundarten" (1854—1877) erscheinen; der Zusatztitel „für Bearbeitung des mundartlichen Materials" bezeichnet mit einem Schlagworte den Unterschied des neuen von

dem alten Unternehmen. Hier sollen nicht Sammelarbeiten aus den verschiedenen Dialectgebieten geboten werden, sondern Bearbeitungen des mundartlichen Materials, „welche in stetem Zusammenhange mit der allgemeinen historischen Sprachforschung den germanistischen Fachgenossen auch allgemein nützlich und dienlich sein sollen.“ Der Kundige weiß längst, dass alle historische Sprachforschung Torso bleibt, wenn sie nicht das durch die Schrift überlieferte Sprachmaterial durch den Reichthum der vielgestaltigen Formen der gesprochenen Sprache ergänzt. Schon Herder wies in der Adrastea (6, 187) auf den „lebendigen Klang der verschiedenen, zumal westlichen und südlichen Dialecte Deutschlands“ hin. Jakob Grimms grammatisches Gebäude wurzelt in der gesprochenen Sprache, und August Schleicher meint: „Die Mundarten sind die natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatze zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift.“

Die Dialectforschung bildet daher einen wesentlichen Zweig der deutschen Sprachwissenschaft, und nicht etwa eine interessante Specialität, die man den Händen von Dilettanten überlassen dürfte. Sie sucht überall den Zusammenhang der lebendigen Spracherscheinungen mit den Formen der Vergangenheit (goth., ahd., mhd.), ja durch Zusammenstellung paralleler Sprachformen mehrerer Dialecte kann sie vielfach den ungeschriebenen altdeutschen Sprachschatz reconstruieren. Die Methode gegenseitiger Erhellung zwischen germanischen Lautgesetzen und Dialectgesetzen gewährt oft den sichersten Einblick in Werden und Wandel unserer Sprache. Wesen und Wirkung der Volksetymologie, die Geschichte der Lehn- und Fremdwörter, Entlehnung und Rückentlehnung, Wirkungen falscher Analogien und viele andere Probleme moderner Sprachwissenschaft lassen sich am Dialecte studieren, gleichsam am lebendigen, functionierenden Körper. Diese kargen Andeutungen mögen genügen, um die Berechtigung einer besonderen mundartlichen Fachzeitschrift neben den übrigen sprachwissenschaftlichen Zeitschriften zu begründen. — Für den Wert des neuen Unternehmens bürgt der Name des Herausgebers, Dr. J. W. Nagl, der, in seinen Anfängen vielfach von Schulrath P. Hugo Mareta angeregt, als Dichter und Forscher vom heimischen Dialect ausgehend, sich zum allseitig gebildeten Sprachgelehrten herangebildet hat. Dass die neue Zeitschrift, trotz ihres fachwissenschaftlichen Charakters, auch weitere Kreise interessieren dürfte, liegt in der Natur ihres Gegenstandes; denn jeder wohlorganisierte Mensch lauscht begierig, wenn ihm die vertrauten Eigenheiten und Heimlichkeiten seiner vaterländischen Mundart erklärt und gedeutet werden. Jede echte Vaterlandsliebe hängt ja in ihren äußersten Wurzel-

fasern mit einem gesunden Localpatriotismus zusammen. Gerade die Schule könnte durch Verwertung des Dialectes noch viel lehrreichen und von den Schülern immer freudig aufgenommenen Stoff gewinnen. Vielfach werden Nagls „Mundarten" ungesucht die Bestrebungen des frisch aufblühenden Vereines für Volkskunde und die von diesem herausgegebene Zeitschrift ergänzen.

Die Aufsätze des ersten Heftes befriedigen die erregten Erwartungen in jeder Richtung.

Nr. 1. „Pronominale Locative" von Theodor von Grienberger ist eine frisch geschriebene sprachgeschichtliche Studie, welche die noch heute üblichen Interjectionspartikeln *jê, sê* und *lê* zurückführt auf die indogermanischen Locative **joi* (von *jos = ὅς, vgl. lat. ia-m, goth. jains), **soi* (goth. sái von sa) und *loi (zu lat. *ille, olim*) und ihnen somit demonstrative Bedeutung: *„da"*, *„ecce"* zuschreibt. Zu diesem Resultate werden wir von der bayr.-österr. Interjection *„jeh"* aus durch eine bunte Reihe vertrauter Dialectformen, wie *„herrje, jémine, jessas, jegas, jegerl, jerum"* usw., geführt, deren Deutung Grienberger älteren und volksetymologischen Erklärungen gegenüber in neuer Weise versucht. Der Gelehrte und der Laie wird sich durch die Lectüre der Studie vielfach angeregt und reichlich belohnt finden.

Nr. 2. „Der Name Wien" (vom Herausgeber Dr. J. W. Nagl). Nagl nimmt hier ein altes, vielumstrittenes Problem der Namenforschung auf und sucht es von der Dialectkunde aus zu lösen. Auf Grund einer Reihe von bisher fast ganz übersehenen Ortsnamen „Wien" weiß Nagl den Nachweis zu führen, dass hier ein deutsches Wort in der Bedeutung „Thalweitung", „geräumige Vertiefung" (eigentl. „Leere") vorliege, welches auf den gemeingermanischen Stamm *van, d. i. leer, zurückgehe. Die ziemlich vollständigen Ablautreihen werden verfolgt und ein ahd. *winnea, *winna (aus vin-ja) erschlossen. Wichtig ist auch der Nachweis der Verbindungen „in der winn", „in der winnen". Um die Entwicklung von „Wienne" aus „Winne" klarzulegen, bespricht Nagl die Wirkungen eines Nachschlagsgesetzes, das bis 1027 zurück an vielen Stämmen und speciell am Stamm „wan" nachgewiesen wird. Das čech. Vědeň, das poln. Wiedeń wird sodann an der Hand eines slowakischen Lautgesetzes aus dem deutschen Locativ „Wienni" erklärt, wobei die Slowaken die Vermittler gespielt hätten. Slovenen, Kroaten und Serben nehmen daher auch nicht theil an der Form „Vědeň", sondern sagen „Beč" und „Dunaj". Wieweit die mit eingehender Sachkenntnis und großer Wärme vorgetragene Erklärung Nagls abschließend sei, lässt sich noch nicht sagen. Eine neue Phase bezeichnet sie jedenfalls in der Erforschung des alten Problems, in welche sie neue Bewegung gebracht hat. Schon die erste Aufstellung der neuen Erklärung in Stibböcks „Alt-Wien" hat lebhafte Aufmerksamkeit in Fachkreisen hervorgerufen. Richard Müller, der

seine Ableitung von „Vindobona“ aufgibt, zieht Nagls Erklärung auf Grundlage reichen Materials in Zweifel (Blätt. d. Ver. f. Landesk. v. N.-Ö. 1896, S. 1—45). Mit staunenswerter Belesenheit belegt Müller die Form „winne“ circa 80 mal (S. 29 ff.). Das beigebrachte Material scheint mir aber Nagls Behauptung zu stützen. Mit mehr Wahrscheinlichkeit tritt er der Nagl'schen Erklärung „Schottwien = Schattwien = schattige Winne“ entgegen und deutet den Namen auf „Schadwien = Schadenwien = ungünstiges oder unechtes Wien, wie er auch „Scharlinz“ für „Schadlinz“ erklärt.

Nr. 3. „Das Deminutivum der galizisch-jüdischen Mundart“ (Ein Capitel aus der jüdisch-deutschen Grammatik) von A. Landau leitet in ein bisher ziemlich unbekanntes Gebiet. Die Pluralform auf -lich (heute -lech, -lach, -loch, z. B. Kinderlech, auch Kinderlach usw., Hasenhäutlech, frawelech) bei den Juden Galiziens wird mit gleicher Verwendung auch in verschiedenen anderen deutschen Mundarten nachgewiesen. Die Form wird als ursprünglich collectiv erklärt, wie ja auch die Plurale auf -ir ursprünglich Collectiva waren. Wir hoffen, bald wieder ein Capitel jüdisch-deutscher Grammatik aus der Feder des kundigen Verf.s zu lesen.

Nr. 4. „Ein drei, ein vier“ von J. W. Nagl. Das dialectische „*a* drei, *a* vier = beiläufig drei oder vier“ bedeutet nicht „ein drei, ein vier“, wie selbst Goethe und Schiller schreiben, sondern dieses „*a*“ ist aus „*ir*“ gekürzt und bedeutet eigentlich „ihrer drei, ihrer vier“.

Wir wünschen der neuen Zeitschrift, welche bei der rührigen Firma Karl Fromme, die jüngst auch den Verlag des „Euphorion“ nach Österreich gebracht hat, in zwanglosen Heften erscheint: rüstigen Fortgang und weite Verbreitung unter Fachleuten und Laien.

Wien. Jakob Zeidler.

Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt von Hermann Wunderlich. Weimar u. Berlin, Verlag von Emil Felber 1894. 8°, XIV u. 271 SS.

Es ist nicht leicht, über Wunderlichs Buch zu einem abschließenden Urtheil zu kommen. Die Schrift enthält eine Menge guter Bemerkungen, die niemand wird unbeachtet lassen dürfen, sie erörtert wichtige, sonst wenig behandelte Probleme, so die Frage, inwieweit das gesprochene Wort dem Zwecke der Mittheilung dient oder bloßer Reflexlaut der Empfindung ist. Allein die Lectüre ist wenig erquicklich und wenn man zu Ende ist, hat man Mühe sich den Inhalt des Gelesenen zu vergegenwärtigen. Ich glaube, der Grund liegt darin, dass es dem Verf. nicht gelungen ist, seine

einzelnen Beobachtungen übersichtlich zu gruppieren. Er bemerkt am Schlusse S. 262: 'Die viel verschlungene Gestaltung des Weges, den wir durchmessen haben, hindert uns, in einem Überblicke das Ergebnis zusammenzufassen. Eine Aufzählung der gewonnenen Resultate würde fast einem neuen Durchwandern gleich kommen.' Allein ein gut disponiertes Buch lässt sich immer recapitulieren, ohne dass man es zu wiederholen brauchte.

Der gerügte Fehler tritt besonders im zweiten Capitel hervor. Es will die Eröffnungsformen des Gespräches behandeln, enthält aber zum großen Theile eine an sich ganz interessante Untersuchung über die Beziehungen zwischen den Interjectionen und den anderen Wortclassen. Die geschilderten Übergänge von einer Kategorie in die andere sind doch weder für die Eröffnungsformen des Gespräches noch für die Umgangssprache überhaupt charakteristisch. Der Verf. hat das selbst gefühlt, vgl. S. 34, 42.

Ein anderes, vielleicht noch schwereres Bedenken als das hinsichtlich der Form, erhebt sich gegen das Material, auf das sich die Untersuchung stützt. Es ist in Wahrheit nicht die Umgangssprache, deren Eigenart uns geschildert wird, sondern die Sprache gewisser Gruppen literarischer Erzeugnisse. Goethes Götz und Egmont, das Drama des jüngsten Deutschland und gewisse Dialect- und volksthümliche Werke sind im wesentlichen die Quellen, aus denen der Verf. schöpft. Ich halte es für keine ausreichende Begründung, wenn auf S. VIII f. gesagt wird: 'Wohl hätte vielleicht die Sprache, die der Verf. selbst im geselligen Verkehr zu belauschen Gelegenheit hatte, ein noch treueres Abbild geboten, aber diese Sprache ist zunächst nur ein subjectiver Besitz des Verf.s selbst und hätte sich nicht ohneweiters zu Belegen für wissenschaftliche Beweisführung geeignet.' Sollen wir etwa auch auf Ausgaben alter Autoren verzichten, weil die Kenntnis des handschriftlichen Materials, insbesondere wenn es sich an abgelegenen Orten befindet, zunächst nur ein subjectiver Besitz des Herausgebers ist? Das Verfahren des Verf.s ist nur am Platze, wo es sich um längst ausgestorbene Sprachen handelt; da kann man eben nicht anders vorgehen, aber wo directe Beobachtung möglich ist, sollte man doch einen Weg vermeiden, auf dem Irrungen unausbleiblich sind. Es müsste ja vorerst untersucht werden, ob denjenigen Schriftstellern, die die Sprache des täglichen Lebens wiedergeben wollen, ihre Absicht geglückt ist, bei anderen wäre festzustellen, ob sie die Sprache des Volkes nicht mit vollem Bewusstsein stilisiert haben. Das würde freilich schon die Kenntnis der wirklichen Umgangssprache voraussetzen.

In einzelnen Fällen lässt sich handgreiflich nachweisen, dass der Verf. allzusehr auf seine Quellen vertraut hat. S. 25 wird die Vermuthung ausgesprochen, dass die norddeutschen Mundarten Schallnachahmungen noch mehr lieben als die süddeutschen. Es wird darauf hingewiesen, dass der plattdeutsche Bearbeiter Hebels

sie oft einschiebt. Der Verf. macht sich nicht den naheliegenden Einwand, dass dabei das Versbedürfnis eine Rolle gespielt haben kann. S. 52 wird behauptet, dass die Mundart des Südens in Grußformeln die vollsten Formen bewahrt habe. Dabei wird u. a. aus Anzengruber ein *Behüt dich Gott* angeführt. Aber der Gruß lautet in der Mundart *pfiat Gōd,* und der Schriftsprache Sprechende wendet den Gruß *Behüt dich Gott* überhaupt nicht an. S. 196 heißt es, dass die bayrische Mundart im Südosten besonders spröde gegen den Gebrauch von *thun* als Hilfsverb sei. Das ist ganz unrichtig. S. 244 wird der Untersuchung eine lange Tirade aus Sudermanns Heimat zugrunde gelegt, die in ihrer Rhetorik alles andere ist als Umgangssprache. Freilich ist da Sudermann unschuldig; Magda darf so sprechen, wie sie spricht, sie ist ja Schauspielerin.

Die Arbeitstheilung ist in der deutschen Philologie so weit vorgeschritten, dass es begreiflich erscheint, wenn ein Syntaktiker sich in anderen Gebieten minder bewandert zeigt. Ich rechne es dem Verf. nicht sonderlich zum Vorwurf an, dass er so seltsame phonetische Termini gebraucht, wie 'rezeptive oder explosive Gestaltung (scil. des Stimmeinsatzes)' (S. 28), oder dass er in österr. *sixt* eine Verstümmelung erblickt (S. 57), während es doch ganz lautgesetzlich dem mhd. *sihst* enspricht. Aber er hätte doch nicht so leichthin die Behauptung wagen sollen, dass sich aus dem Imperativ *schau* die Grußformel *t'schau t'schau* entwickelt habe (S. 58). Bekanntlich ist *tschau* nichts anderes als das italienische *ciao*; der Gruß wurde aus Italien von den österreichischen Officieren mitgebracht und ist im wesentlichen auf Officierskreise beschränkt geblieben.

In manchen Einzelheiten bin ich anderer Ansicht als der Verf. S. 29 heißt es, dass alle Empfindungen sich auf Freude und Schmerz, Abwehr und Zustimmung zurückführen lassen. Und die Überraschung? S. 75 meint der Verf., dass das Deutsche trotz der Möglichkeit, Bejahung und Verneinung durch einzelne Wörter zu bezeichnen, selten eine Ersparung damit erziele. Wenn nun aber dann darauf hingewiesen wird, dass auch die Bibel (Matth. 5, 37), wo sie zur Sparsamkeit mahnt, sich immer noch die Doppelform (*ja, ja*; *nein, nein*) erlaubt, so ist das Beispiel höchst unglücklich gewählt; die Stelle ist ja doch wörtlich übersetzt (*ναὶ ναί, οὒ οὔ*). S. 91 f. meint der Verf., dass in vielen Redensarten das Verbum der Bewegung sich so rasch abgenutzt habe, dass es meist ganz unterdrückt werde. Die Sparsamkeit im Gebrauche des Zeitwortes sei hier nicht ein altes Erbgut der Sprache. Das möchte ich denn doch bezweifeln. Der Verf. hat Redensarten im Auge, wie: *Ich wollte nach Berlin, Sie sind fort.* Sind denn folgende Belege aus der alten Sprache nicht ganz gleichartig? Hel. v. 777 *tho sie thanan uueldun*, v. 576 *tho he thanan scolda*, v. 3394 *that sie sculin ok an thit uuiti te mi, an so gradag fiur,*

v. 4441 *gi an that fiur sculun*, Otfrid V 10, 6 *uuis mit uns hinaht, uuanta furdir thu ni maht*. Besonders auffällig ist, dass der Verf. auch Wendungen wie *Da bist du ja* hieherstellt. Obschon es wohl kaum nöthig ist, auch diese Fügungen als alt zu erweisen, verweise ich etwa auf Otfrid I 9, 6 *zemo antdagen sar so uuarun se alle samant thar*. Wie es in den *Einsamen Menschen* heißt: *Ich bin aus der Umgegend von Breslau*, so findet man bei Otfrid III 23, 9 *er uuas fon kastelle, thar martha uuas ioh maria ioh heizit ouh bethania* und V 9, 17 *bist thu eino ir elilente*. Zu *Das Service ist von mir* halte man Otfrid III 18, 9 *ni birut ir fon imo*, vgl. auch Hel. v. 74 *uuas fan them liudeon Levias cunnes*. Ja auch die Verbindung von *wesan* mit einem Adverb der Richtung lässt sich vermuthlich ahd. belegen, vgl. Otfrid V 23, 46 *thaz muat ist in io tharasun*.

Ich habe absichtlich Beispiele aus dem Ahd. und Alts. angeführt; dass dieselben Erscheinungen im Mhd. vorkommen, ist dem Verf., wie der Hinweis auf Paul, Mhd. Gramm. §. 322 zeigt, nicht unbekannt geblieben,

Dass der Imperativ keinen Theil hat an den Beziehungen, die sonst am Verbum finitum ausgedrückt werden (S. 97), ist nicht ganz richtig. Es besteht doch der Unterschied zwischen Singular und Plural.

S. 110 meint der Verf., dass die Einleitung wünschender Hauptsätze durch *daz* sich vielleicht schon bei Otfrid belegen lasse. Er verweist auf IV 26, 35 ff. *Uuanta quimit noh thiu zit, thaz uuíbilih fon iru quit, uuola uuard thia lebenta, thiu kinde nio ni fageta; thaz salig si in giwissi, thiu kindes umbera si, fon reue iz io ni irougta, mit brustin ouh ni sougta*. Er hat nur das eine Bedenken, dass in V. 37 ein Latinismus vorliegen könne. Aber würde denn ein *utinam beata sit* an unserer Stelle einen Sinn geben? Der durch *thaz* eingeleitete Satz ist in Wahrheit ein von *quit* abhängiger Aussagesatz; die Construction springt von der Oratio recta in die Oratio obliqua über.

S. 177. Wenn es im Simplicissimus heißt *vom Abel*, so ist damit keineswegs ein trauliches Verhältnis der genannten Person zum Redenden angedeutet. Vielmehr galt es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts für erlaubt — mit gewissen Einschränkungen ist es ja auch noch heute gestattet — in den obliquen Casus Eigennamen mit dem Artikel zu versehen, während die Setzung des Artikels im Nominativ von den Grammatikern als vulgär gerügt wird.

S. 187 bespricht der Verf. das adverbialische *als* = *alles*. Seltsam ist, dass dafür als ältester Beleg eine Stelle aus einer Schrift vom Jahre 1521 angeführt wird, während doch schon im Mhd. *allez* = *immer, fortwährend, durchaus* ganz üblich ist.

S. 193. Auch das Bayr. hat einen Ind. Prät. bewahrt, nämlich *war*. Es scheint übrigens, dass jetzt auch die Präterita gewisser Hilfsverba (*wollte, konnte*) in die Umgangssprache eindringen.

S. 206. Dass der Conj. Präs. in den süddeutschen Mundarten fest wurzelt, ist nicht ohne Einschränkung richtig. Ich habe in Wien Zeit meines Lebens im Dialect keinen Conj. Präs. gehört, und wo er von Gebildeten gebraucht wird — es geschieht selten genug —, riecht er nach der Schule. Anderswo auf bayr.-österr. Dialectgebiete mag es anders sein; von Oberösterreichern habe ich in nicht affectierter, freilich auch nicht rein mundartlicher Rede öfters *sei* gebrauchen hören.

S. 218. Das angeführte Beispiel *Ein Heizer ... wollte wegen Raufhändeln vor dem ... Bezirksgerichte belangt werden* ist nicht durch Annahme einer Vertauschung von *sollen* und *wollen* zu erklären, es liegt vielmehr eine unrichtige Übersetzung ins Passiv vor; activ hieße es: *Man wollte einen Heizer belangen.*

S. 243. In der Umgangssprache hat wohl nicht nur der Relativsatz und der Dass-Satz, sondern auch der Temporalsatz und der Condicionalsatz Heimatsrecht erlangt.

Sonderbar finde ich, dass der Verf., der doch sonst so wacker den modernen Sprachpedanten entgegentritt, S. 254 den Angriffen auf das relative *welcher* Zugeständnisse macht. Die *welcher*-Hetze ist eine der seltsamsten Massenpsychosen der Zeit.

Auffällig sind bei einem Germanisten unserer Tage gewisse scheinbar sehr historische, in Wahrheit aber höchst unhistorische Anschauungen. So wird S. 237 gesagt, es sei 'nur conservatives Beharren und durchaus kein Fehler', wenn Hebel von *dem Banke* spricht. Als ob 'conservatives Beharren' und 'Fehler' einander ausschlössen! Vom Standpunkt der Schriftsprache ist *der Bank* ein Fehler, und vom Standpunkt der Mundarten wieder ist die jüngste Neubildung, die sich allgemeine Anerkennung errungen, ebenso richtig, wie irgendeine alterthümliche Form. Sehr unhistorisch sind auch die Bemerkungen auf S. XI, durch die der Verf. seine Schreibung 'Umgangsprache' zu rechtfertigen sucht. Die Schrift, meint er, könne sich eines ihr unbequemen Lautes entledigen, 'dessen ganze Existenzberechtigung in der Aussprache liegt'. Ich denke, das ist Existenzberechtigung genug. Und die Bemerkung, dass das Genetivzeichen *s* in Compositis nicht nur stehe, wo es überflüssig, sondern auch wo es 'einfach falsch' ist, hat mich angemuthet, wie verklungene Töne aus den Fünfzigerjahren. Hat Rudolf von Raumer umsonst geschrieben?

Ich möchte nicht, dass meine kritischen Bemerkungen eine allzu unfreundliche Meinung über Wunderlichs Buch hervorrufen. Ich weise nochmals auf die guten, zum Theile sehr feinen Einzelbeobachtungen hin, die es dem Syntaktiker wertvoll machen.

Baden. M. H. Jellinek.

Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen. I. Band. 1. Heft: Einführung in die deutschböhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie von A. Hauffen. Prag, J. G. Calve'sche k. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung (Josef Koch) 1896.

Die Prager Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur hat sich die verdienstvolle Aufgabe gestellt, das deutsche Volksthum Böhmens in einer großen wissenschaftlichen Bearbeitung zusammenzufassen und darzustellen. Sie hat einen glücklichen Anfang damit gemacht, dass sie zunächst in diesen Beiträgen die vielen und mannigfaltigen Überlieferungen der deutschen Volkskunde Böhmens zu sammeln und zu veröffentlichen beschloss und dass sie mit der Leitung dieses Werkes den rührigen und tüchtigen Germanisten Prof. Dr. A. Hauffen betraute.

Den Reigen dieser Beiträge eröffnete nicht das 1., sondern das 2. Heft mit „Volksthümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung" von Prof. G. Laube, welche allein schon ein vielgestaltiges Bild deutschen Volkslebens einer größeren Örtlichkeit bieten und daher gewissermaßen als Probe dienen können, wie man an jeglichem Orte Volkskundliches erforschen und sammeln soll.

Die eigentliche grundlegende Arbeit aber für diese Beiträge bildet das bald darauf erschienene 1. Heft des I. Bandes: „Einführung in die deutschböhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie" von A. Hauffen.

Den ersten Theil dieses Buches bildet eine verständnisvolle und gründliche Einführung in die deutschböhmische Volkskunde, womit sich Hauffen selbst als Pfadfinder und Wegweiser des deutschböhmischen Volkes auf diesem Gebiete einführt. Überdies wird sein Buch auch auf andere Volksstämme und die ganze Volkskunde anregend und befruchtend einwirken. H. erörtert zuerst Begriff, Geschichte und den heutigen Stand der deutschen Volkskunde, um dann die Geschichte der Deutschen in Böhmen von den Bojern bis in die Neuzeit in den Hauptzügen und mit Rücksicht auf die Volkskunde zu verfolgen. Wir lernen den jahrhundertelangen Nationalitätenkampf und die wechselreichen Geschicke des deutschen Volkes in Böhmen, sowie dessen Gliederung nach Volksstämmen kennen. Hängt auch Deutschböhmen mit dem großen deutschen Volksthum innig zusammen, so ist doch der wissenschaftliche Betrieb der deutschen Volkskunde bei uns in Böhmen später erwacht als draußen im Reiche, und dieser Rückstand wirkt nach bis heute. Hauffen entwirft ein Bild der bisherigen volkskundlichen Bestrebungen im Böhmerwalde, im Egerlande, im mittleren Nordböhmen und in Ostböhmen und zeigt die Mittel und Wege, wie hier Versäumtes durch planmäßige Arbeit rasch nachgetragen werden kann. Die Deutschen sind hier auch hinter den Czechen zurückgeblieben, doch ist nun der Eifer erwacht.

Zu den bisherigen Sammlern und Forschern Österreichs gesellen sich neue Arbeitskräfte, in Zeitschriften aller Art findet die Volkskunde stärkere Beachtung, in Wien gibt es bereits eine wohlangelegte rührige Gesellschaft und ein Museum für österreichische Völkerkunde, und so folgt auch die Förderungsgesellschaft in Prag unter H.s Führung diesem Zuge der Zeit. Prof. H. Lambel hat in den Mitth. des Ver. f. d. Gesch. d. Deutschen in Böhmen bereits einen Plan zur Mundartenforschung veröffentlicht, welche Hauffens Arbeitsplan ergänzen soll. Dieser letztere richtet sich besonders auf Orts-, Flur- und Familiennamen, auf Ortsanlagen, Haus- und Kirchenbau, Volkstrachten, Volkskunst und Industrie, Sitten und Bräuche, Volksschauspiele, Sagen und Märchen, Volkslieder, Volksmusik, Volksbücher, Zauberbücher, leibliche und seelische Volkseigenthümlichkeiten. H. hat ein lichtvolles Bild des Standes der deutschen Volkskunde im allgemeinen und der deutschböhmischen im besonderen entworfen, und sein Buch verdient nicht nur von Fachleuten dankbar begrüßt, sondern von allen für ihr Volksthum irgendwie Interessierten freundlich aufgenommen zu werden, umsomehr, als H. überall vom engeren Standpunkte der Wissenschaft aus lichtvolle Ausblicke auf das ethische und selbst politische Leben zu eröffnen versteht, wodurch ebensosehr der Wert der Volkskunde, wie die Befähigung des Verf.s klar wird.

Den anderen Theil des Buches bildet eine Bibliographie der deutschböhmischen Volkskunde, die für Fachleute von unschätzbarem Werte ist. H. verzeichnet alle Schriften, Aufsätze und Beiträge zur deutschen Volkskunde in Böhmen; eine grundlegende Arbeit für alle Zeiten. Freilich wird diese Bibliographie, um die gewünschte Vollständigkeit zu erreichen, noch einiger Ergänzungen bedürfen. Abgesehen von so vielen Localblättern und Kalendern, die im Laufe der Jahre manche wertvolle Beiträge zur deutschen Volkskunde brachten, heute aber, wie ich selbst erfahren, oft schwer oder nicht mehr erreichbar sind, wird auch noch die eine oder andere zugängliche Zeitschrift, wie die Wien. Anthrop. Mitth., Stoff zu Nachträgen bieten. Die Bibliographie behandelt zuerst Deutschböhmen im ganzen, dann die vier Volksstämme und Gebiete nach den früher bezeichneten Gesichtspunkten. Ein Namens- und Inhaltsverzeichnis erleichtert die Benützung des Buches in hohem Maße. Druckfehler begegnen dem Leser selten, z. B. S. 55, Z. 11 v. u. lies aus statt an, S. 74, Z. 8 l. Seit statt Seit-, Z. 16 l. Stoß, S. 78, Z. 10 streich ver-. H.s Buch und das Unternehmen der Prager Förderungsgesellschaft verdient besonders unter den Deutschen Böhmens und Österreichs vollste Beachtung, doch ist damit dessen Wert und Bedeutung nicht erschöpft.

Krummau. J. J. Ammann.

Englische Lehrbücher.

Englisches Lesebuch für deutsche Schulen von Dr. Wilhelm Petersen, Rector in Tönning a. d. Eider. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1897. VIII u. 250 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die 100 Lesestücke dieses Buches sind in folgende Gruppen geordnet: 1. Stories from English History, 2. English Poetry, 3. Geographical Remarks on England, 4. English Life, Manners, and Customs, 5. Conversations, 6. English Letters, 7. The English Government, 8. The English Political Power, 9. Specimens of English Narrative Literature, 10. English Poets. Ein Blick auf diese Überschriften zeigt, dass das Buch den Grundsätzen der Reform entspricht, da es einen Lesestoff enthält, der sich nur mit England und dessen Bewohnern beschäftigt. Während wir die Auswahl der Lesestücke nur billigen können, sind wir mit der Anlage des „Wörterbuches“, welches sich an die Texte anschließt, nicht ganz einverstanden. Erstens sollte dasselbe, da das Buch keine Anmerkungen enthält, vollständig sein und den Schüler nie imstiche lassen. Doch haben wir bei der Durchsicht der Wörter zu den Lesestücken 55. „A Christmas Dinner“, 90. From „Ivanhoe“ by Walter Scott und 92. From „The Pickwick Club“ by Charles Dickens folgende Lücken gefunden: the better „die Oberhand“ (the besieged have the better S. 133, Z. 5), to be like to (I might see how this brave game is like to go S. 130, Z. 3), my in dem Ausruf „Oh, my!“ (S. 90, Z. 7), das Adjectiv proof (The „poor fellow“ was proof against flattery S. 141, Z. 18), scape-grace (S. 90, Z. 32). Zweitens ist die Aussprachebezeichnung, die sich bei jedem Worte findet, vielfach mangelhaft. Entschieden verfehlt sind folgende Angaben: ei′ri, lōrd-mei′ər [richtig mâər], vei′rịəs, vei′rị; ā′prịl, ärmädə, ā′šer, dänịš; kā′šən; e′mịtị; woft; bė′riəl, bė′rị [ė bezeichnet den Laut in her]; wer′stịd (worsted wollene); prịsī′zlị(!); əkō′mədeit, bō′đər, kō′mplikət, ikōnəmị; əkė′rəns; kā′nənəd; se′pəreit („getrennt“); ärtịsn, bu′səm, kōs, sär, dei′si, ki′nsmən, myusī′əm, myū′sịk; kənklūšən, siklyū′šn; kā′ptịf (!); ektyu′eit, ōne′ld etc. (unknelled etc.); tō′lkətịv (!). Außerdem ist in sehr vielen Aussprachebezeichnungen die Quantität der betonten Vocale unrichtig angegeben. Endlich sind die Transscriptionen durch eine Menge Druckfehler entstellt.

Dr. Otto Kares, Kurzer Lehrgang der englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Conversation. II. Theil: Lese- und Übungsbuch. Dresden, L. Ehlermann 1895. XII u. 258 SS.

Das vorliegende „Lese- und Übungsbuch“ bildet den zweiten, abschließenden Theil des nach den neuen preußischen Lehrplänen ausgearbeiteten „Kurzen Lehrganges der englischen Sprache“ von Kares. Es besteht aus einer Reihe zusammenhängender englischer und deutscher Lesestücke, die zur Einübung der englischen Syntax

bestimmt sind. Als Vorbereitung dazu dienen dem Lernenden: 1. „Grammatische Bemerkungen" (S. 113—156), 2. Wörterverzeichnisse zu jeder Lection (S. 162—199), 3. Alphabetische Wörterverzeichnisse (S. 199—236). Die „grammatischen Bemerkungen" geben uns ein richtiges Bild von den syntaktischen Eigenthümlichkeiten der englischen Sprache des 19. Jahrhunderts. Aufgefallen ist mir nur, dass der Verf. in dem Satze „*He insists upon your father reading the letter*" (S. 126) *reading* als Gerundium auffasst. Den Schluss des Buches bilden „*Conversational Phrases*", die den Lernenden mit den nöthigsten Redensarten des täglichen Verkehrs bekannt machen und zumeist nach den Büchern „*French Dialogues*" von J. Storm und „*The Traveller's Companion*" von R. Ploetz bearbeitet sind. In den „*Proverbs*" ist zu bemerken, dass das deutsche Sprichwort „Gleich und gleich gesellt sich gern" nicht nur durch das englische „*Birds of a feather flock together*", sondern auch durch „*Like draws* (oder *gravitates* oder *will*) *to like*" wiedergegeben werden kann.

Im ganzen können beide Theile des Plate-Kares'schen englischen Lehrganges bestens empfohlen werden.

Dr. Rudolf Degenhardt, Kurzgefasstes Lehrbuch der englischen Sprache. 3. Stereotyp-Aufl. Dresden. L. Ehlermann 1895. VI u. 384 SS. Preis br. 2 Mk. 60 Pf., geb. 3 Mk. 10 Pf.

Dieses Lehrbuch zerfällt in drei Hauptabschnitte: 1. Leseschule (S. 1—35), 2. Schulgrammatik (S. 36—271), 3. Lesebuch (S. 272—336). Im ersten Abschnitte wird die Aussprache der englischen Laute ganz zweckmäßig zuerst an einzelnen Wörtern, dann an einfachen Sätzen eingeübt. Nicht ganz zutreffend sind die Behauptungen: „a (ā) lautet wie ä in hätte" (S. 2) und „e (ē) lautet wie ie in hier" (S. 4). Ferner ist es zu bemängeln, dass die betonten Vocale mit den vor- und nachtonigen zusammen behandelt werden (S. 3, 5, 9) und dass von Wörtern, die verschieden ausgesprochen werden können, wie z. B. von *laundress* (S. 26), *manoeuvre* (S. 31) nur eine Aussprache angegeben wird. Die „Schulgrammatik" ist nach Art der bekannten Lehrbücher von Ploetz eingerichtet, indem jede der 78 Lectionen, in die sie zerfällt, irgend ein Paradigma aus der Formenlehre und einige syntaktische Regeln bringt, die dann an zahlreichen englischen und deutschen Einzelsätzen eingeübt werden. Folgende Regeln bedürfen der Verbesserung: S. 43 „Für 'einige, etwas' gebraucht man in Behauptungssätzen *some*, bei Fragen, Verneinungen und Beschränkungen jedoch *any*"; S. 81 „Bei *to need* und *to dare* wird, wenn sie gleichsam als Hilfszeitwörter des Modus mit einem anderen Verb im Infinitiv stehen, die Verneinung ohne *to do* gebildet"; S. 87 „Die Endung *ed* lautet: *a)* wie *ed* in allen auf d (de) endigenden Verben: intended, faded, *b)* wie *et* (sic!) in allen auf t (te) endigenden Verben: wanted, tasted".

Ein Wörterbuch und ein Sachregister beschließen dieses Buch, an dem Freunde der alten „grammatisierenden“ Methode Gefallen finden werden.

Ellis Greenwood und Romulus Vögler, Englische Sprech- und Schreibweise. Mit genauer Angabe der Aussprache, sowie grammatischer, etymologischer und synonymischer Erklärung. Hamburg, Otto Meißner 1895. VIII u. 194 SS. Preis br. 1 Mk. 60 Pf.

Dieses Büchlein unterscheidet sich von anderen Conversationsbüchern namentlich darin, dass sein Gesprächsstoff nicht nur nach Kategorien, sondern auch methodisch, d. h. vom Leichteren zum Schwereren geordnet ist. Es zerfällt in drei Stufen; die Unterstufe setzt nur geringe grammatische Kenntnisse voraus, die Mittelstufe bringt schon Gerundial-, Participial- und Infinitivconstructionen und die Oberstufe ergänzt die beiden vorangehenden Stufen nach der idiomatischen Seite. Es muss noch hinzugefügt werden, dass jede mitgetheilte englische Phrase entsprechend verdeutscht ist und dass sich, wie schon der Titel andeutet, zahlreiche erklärende Fußnoten unter dem Texte befinden, wodurch dem Anfänger das Studium des Buches bedeutend erleichtert wird. Ein „Alphabetisches Wörterverzeichnis“ und ein „Register“ beschließen das inhaltlich gediegene und äußerlich sehr hübsch ausgestattete Büchlein.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Dr. Fr. Mart. Mayer, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Realschulen. I. Theil: Alterthum. Mit 53 Abbildungen. 183 SS. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Preis geh. 1 K 50 h, geb. 2 K.

Kann auch die Realschule mit ihrer mehr auf das Moderne und Praktische gerichteten Organisation ihre Zöglinge nicht in gleich eingehender Weise in die Kenntnis der Antike einführen wie das Gymnasium, so muss sie es denn doch auch als eine ihrer wichtigsten Aufgaben erachten, die allgemeine Bildung, die sie vermittelt, historisch zu fundieren, die reichen Bildungsmittel, die das Alterthum gewährt, wenigstens theilweise zu verwerten und zahlreiche Erscheinungen des modernen Staats- und Culturlebens durch die Vergangenheit begreifen zu lehren. Und diese ebenso umfangreiche als bedeutsame Aufgabe fällt hier in erster Linie dem Geschichtsunterrichte zu. Die an Großthaten überreiche äußere Geschichte der alten Völker, ihre Religionen, Sitten, Verfassungen und wirtschaftlichen Verhältnisse, ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft bilden kein geringes Pensum, das da zu bewältigen ist, und es bedarf aller Sorgfalt bei der Auswahl des Stoffes und einer intensiven Ausnützung der Zeit, um derselben halbwegs gerecht zu werden. Die dem Normalplane für Real-

schulen vom 15. April 1879, Z. 5607 beigegebene Geschichtsinstruction hat sich durch die Art und Weise, wie sie diesen schier unübersehbaren Stoff sichtet und disponiert, unstreitig ein großes Verdienst um den bezüglichen Unterricht erworben; der Lehrer braucht nur diesen Winken zu folgen und er wird nicht leicht eine hervorstechende Seite des antiken Lebens außeracht lassen.

Auch das vorliegende Buch hat sich an diesen methodischen Wegweiser gehalten, und so lässt sich gegen seine Einrichtung im großen Ganzen nichts Wesentliches einwenden. Die Darstellung beschränkt sich zumeist auf die Hervorhebung der Hauptzüge der historischen Thatsachen, nur bei besonderen Anlässen ergeht sie sich in einer größeren Ausführlichkeit, die den betreffenden Stellen eine gewisse Frische und Anschaulichkeit verleiht. Es wäre nur zu wünschen, dass noch mehr Stellen eine derartige Behandlung gefunden hätten, — nicht etwa in der Weise, dass eine weitere Stoffvermehrung gewünscht würde, sondern dass sich die Erzählung hie und da auf einer breiteren Basis bewegen würde. Das Buch hätte schon noch eine kleine Erweiterung vertragen, ohne dickleibig zu werden; es zählt im ganzen 183 Seiten, von denen aber ein recht beträchtlicher Theil von den 53 Abbildungen eingenommen wird.

Das Buch beginnt mit einer Einleitung (S. 1 f.), die von der alten Blumenbach'schen Eintheilung des Menschengeschlechtes in fünf Rassen ausgeht und diese selbst wieder in große Völkergruppen gliedert; es wird sodann das Gebiet der Prähistorie kurz gestreift, die wichtigsten Geschichtsquellen werden zusammengestellt, — und mit der Eintheilung der Weltgeschichte in drei Perioden schließt hierauf dieser Abschnitt. Dass die Culturvölker nicht immer „edle religiöse Anschauungen“ haben, wie der Verf. (S. 1) annimmt, wurde schon bei einer anderen Gelegenheit (vgl. diese Zeitschr. 1897, S. 63) hervorgehoben. Warum der Verf. das Alterthum in dem von ihm bearbeiteten Lehrbuche Gindelys für Gymnasien (S. 6) mit dem Beginne der Völkerwanderung (375 n. Chr.), in dem vorliegenden Buche aber (S. 2) mit dem Untergange des weströmischen Reiches (476 n. Chr.) schließen lässt, ist nicht klar.

An diese Einleitung reiht sich in dem „ersten Theile“ die Geschichte der morgenländischen Völker (S. 3—34) an; die äußeren Ereignisse treten, wie dies nur entsprechend ist, hinter dem Antheile, den diese Völker an dem großen Culturwerke der Menschheit genommen haben, zurück. Bei diesem Abschnitte hätte ich bloß zu bemerken, dass der Mörissee, dieses gewaltige Meliorationswerk der Ägypter, nicht unerwähnt hätte bleiben sollen, und dass die älteste Residenz der assyrischen Fürsten Assur nicht am linken (S. 13), sondern am rechten Ufer des Tigris gelegen war.

Der „zweite Theil“ befasst sich mit der jugendfrischen Geschichte der Griechen (S. 34—98). Der Aufschwung Athens, das

bald der geistige und politische Brennpunkt von ganz Hellas wurde, das Emporsteigen anderer Städte zur zeitweisen Führerrolle, die ruhmreichen Kämpfe gegen den orientalischen Despotismus, aber auch die erbitterten Bruderfehden im Inneren, die Blüte des Geisteslebens in Kunst und Wissenschaft gewähren ein so vielseitiges, farben- und gestaltenreiches Bild, wie es in der Geschichte ein zweitesmal nicht wiederkehrt. Das vorliegende Buch behandelt diese Glanzzeit des Alterthums in einer Weise, die innerhalb des engen Rahmens, in dem sie sich bewegen muss, der politischen und der Culturgeschichte der Griechen thunlichst gerecht zu werden sucht. Mir sind bei diesem Theile nur wenige Stellen aufgefallen, gegen die sich Einwendungen erheben lassen. So heißt es S. 63: „Die Bundescasse befand sich auf der allen Joniern heiligen Insel Delos." War denn diese Insel bloß den Joniern heilig? — Dass die Seefahrer schon vom Cap Sunium aus „die goldene Lanzenspitze der Göttin (Athene Promachos) glänzen" sahen (S. 70), ist unrichtig. — Epidamnus liegt nicht an der Küste von Epirus (S. 75), sondern von Illyrien. — S. 94 ff. wird die „Alexandrinische Cultur" vorgeführt. Warum Aristoteles erst hier seinen Platz findet, ist ebensowenig einzusehen, wie die in einer Ausführlichkeit gehaltene Besprechung des Massilioten Pytheas, deren sich sonst kein Geistesheros des griechischen Volkes zu erfreuen hat.

Der „dritte Theil" befasst sich mit der Geschichte der waffengewaltigen Römer (S. 99—183). Viele Jahrhunderte sind fast ausschließlich von auswärtigen Kriegen und den um politische Rechte und wirtschaftliche Interessen sich drehenden ständischen Kämpfen im Inneren ausgefüllt; erst verhältnismäßig spät gelingt es auch den Musen, „inter arma" festen Fuß zu fassen. Man kann auch hier mit der getroffenen Auswahl des Stoffes und der Behandlung desselben im ganzen einverstanden sein, — im einzelnen muss jedoch auf mehrere Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten aufmerksam gemacht werden. Nicht der palatinische Hügel (S. 104), sondern das Capitol war die gemeinsame Zufluchtsstätte der ältesten Bewohner Roms. — S. 106 heißt es bei der Servianischen Verfassung: „Den Centuriatcomitien kam es jetzt zu, über Krieg und Frieden, neue Gesetze zu entscheiden und die Wahl der Beamten vorzunehmen". Zu dieser maßgebenden Bedeutung kamen die Centuriatcomitien erst zur Zeit der Republik. — S. 108 ist bei der Einrichtung der Republik in Rom gesagt, dass die Centuriatcomitien im allgemeinen dieselben Rechte hatten, welche zuerst den Curiatcomitien zukamen, also „die Wahl der obersten Beamten". Die Curiatcomitien hatten dieses Recht nicht; die obersten Beamten wurden zur Königszeit von den Königen ernannt. — Der tarpejische Felsen ist nicht der nordöstliche (S. 114), sondern der südöstliche Abhang des Capitols. — S. 115 wird bei dem Latinerkriege erzählt, dass P. Decius Mus die Weiheformel nachgesprochen habe, „die ihm der Pontifex Maximus vorsagte". Livius spricht

VIII, 9 bloß von einem „pontifex publicus“ (M. Valerius). — S. 116 ist bei dem ersten Samniterkriege von dem Friedensvertrage, welchen die Consuln nach ihrer Einschließung in den caudinischen Pässen mit den Samnitern schlossen, die Rede, und dann heißt es weiter: „da die Consuln nicht das Recht hatten, einen Frieden zu schließen, so verwarf der Senat das Abkommen.“ Nicht die Competenzüberschreitung — die Feldherren vereinbarten ja in der Regel die Präliminarien —, sondern die für die Römer ungünstigen Bestimmungen waren die Ursache, weshalb der Senat dieses Übereinkommen verwarf. — P. Cornelius Scipio Ämilianus wurde nicht von Scipio Africanus maior an Sohnesstatt angenommen (S. 133), sondern von dessen Sohne. — Mit Gaius Sempronius Gracchus kamen nicht 300 (S. 138), sondern 3000 seiner Anhänger um. — S. 142: „Sulla landete im Frühjahr 87 in Griechenland, besiegte Mithridates in zwei Schlachten und nöthigte ihn zum Frieden.“ Nicht Mithradates, sondern sein Feldherr Archelaos wurde von Sulla besiegt. — S. 152: „Antonius wurde zwar bei Mutina besiegt, erhielt aber durch seinen Freund Lepidus, den Statthalter von Spanien, Unterstützung.“ Lepidus war damals Statthalter vom transalpinischen Gallien; erst später, nämlich nach dem Abschlusse des zweiten Triumvirats, wurde ihm Spanien (und ein Stück von Gallien) zugetheilt. — S. 156 ist von der Baukunst der Römer die Rede; hier hätte das Composita-Capitäl, diese charakteristische römische Fortbildung der griechischen Säulenformen, erwähnt werden sollen. — S. 166: „Die Zuschauer konnten (den verwundeten Gladiatoren) Gnade gewähren, aber lieber gaben sie mit der Hand, den Daumen nach unten gewendet, das Todeszeichen.“ Das Todeszeichen wurde durch Ausstrecken der Hand gegeben. — Die Regierungszeit des Kaisers Titus ist mit „79 bis 80“ (S. 166) unrichtig angegeben; dieser Kaiser regierte bis zum Jahre 81 (13. September). Eine ähnliche Unrichtigkeit findet sich (S. 169) bei dem Kaiser Domitian „81—95“; derselbe regierte bis 96 (18. September). — An diese letzterwähnten Versehen möchte ich noch eine weitere Bemerkung betreffs der Chronologie anfügen. Es ist gerade nicht überraschend, wenn man bei zahlreichen Ereignissen des Alterthums verschiedenen Zeitangaben begegnet; die Chronologie bewegt sich eben hier auf einem vielfach schwankenden Boden, so dass der Combination ein weiter Spielraum eröffnet ist; allein das kann man wohl verlangen, dass der Verf. von Lehrbüchern sich für bestimmte Daten entscheidet und sich dann consequent an dieselben hält. In dieser Beziehung zeigen leider Mayers Bücher auffallende Verschiedenheiten. Ich will nachstehend einzelne Daten aus dem vorliegenden Buche anführen und diesen in der Klammer die Jahreszahlen beisetzen, die sich in der neuesten Auflage von Gindelys Lehrbuch, das für Gymnasien bestimmt ist und von Mayer bearbeitet wurde, finden. S. 5: König Amasis 569—526 (S. 17: 570—526). — S. 5 u. 23:

Untergang des Reiches Juda 587 (S. 22: 586). — S. 18: Gründung Carthagos 814 (S. 31: um 850). — S. 21: Auszug der Israeliten aus Ägypten um 1320 (S. 25: nach 1300). — S. 46: Beginn des ersten messenischen Krieges um das J. 743 (S. 62: 730). — S. 47: Ende des zweiten messenischen Krieges 628 (S. 62: 630). — S. 139: Der Jugurthinische Krieg 111—106 (S. 194: 111—105). — S. 179: Constantius als Alleinherrscher 351—361 (S. 251: 353—361).

Auch in sprachlicher und orthographischer Hinsicht — und gerade auf diese Seite sollte bei Schulbüchern besonders gesehen werden — hätte noch eine genaue Durchsicht, wie aus der nachfolgenden Zusammenstellung erhellt, vorgenommen werden sollen. S. 51: „Als seine Kinder . . . gefangen wurden, versprach er (Hippias), gegen Herausgabe seiner Kinder (st. derselben) Attika zu verlassen. — S. 78, 3. Abs., 8. Z.: „(Alkibiades hatte) sich ganz dem strengen spartanischen Leben bequemt“ (st. anbequemt). — S. 151, 2. Abs., 10. Z.: „Als im J. 68 die Witwe des Marius starb, ließ er (Cäsar) bei ihrem Leichenbegängnisse die Büste des Marius tragen“ (st. die Büste desselben einhertragen). — S. 174, 1. Z.: „. . . (es) entstanden in Rom und den Provinzen zahlreiche Tempel“ (st. in Rom und in den Provinzen). — S. 174, 8. Z.: „Jetzt ist das ganze Bauwerk von (st. vom) Alter geschwärzt.“ — S. 65, 2. Abs., 4. Z.: „des Areopag.“ — S. 72, letzte Z.: „Antigones Verlobter“. — S. 150, 23. Z.: „des diesseitigen Galliens.“ — S. 50, 3. Z.: „. . . (die Knaben) lernten . . . Lesen und Schreiben“. — S. 75, 5. Z.: „zu Gebote stehen“. Ebenso S. 140, 4. Z. v. u. — S. 88, 2. Abs., 10. Z., und auf ders. S., letzte Z.: „zu Hilfe (rufen)“. — S. 119, 4. Abs., 12. Z.: „zu Hilfe kommen“.“ — S. 158, 2. Abs., letzte Z.: „zu Tage (fördern)“. — S. 180, 5. Z. v. u.: „des Einzelnen“. — S. 4, 8. Z. v. u.: „Blüthe“. — S. 56, 4. Z. v. u.: „tellt“ (st. stellt). — S. 59, 3. Abs., 3. Z.: „entgegen zu gehen“. — S. 74, 5. Z.: „über einander“. — S. 81, 2. Abs., 13. Z.: „von einander“. — S. 115, 1. Abs., 5. Z.: „mit einander“. — S. 165, 2. Abs., 4. Z.: „gegen einander“. — S. 180, 2. Abs., 2. Z.: „bei einander“. — S. 76, 3. Z.: „infolge dessen“.

Ich habe das Capitel der Abbildungen schon bei verschiedenen Anlässen berührt, ich muss auch hier wieder einige Worte über dasselbe sprechen. Vor allem möchte ich vor einem zu häufigen Gebrauche dieses ebenso berechtigten als trefflichen Anschauungsmittels warnen, um seine Wirkung nicht abzuschwächen; man beschränke es auf der Oberstufe auf bedeutsame culturgeschichtliche Thatsachen, auf die der Unterricht ein besonderes Gewicht legt. Die in Vignettenform gehaltene Abbildung der „Pyramiden von Gizeh“ (Fig. 1) ist bei ihrer Kleinheit für diese Riesenwerke denn doch nicht entsprechend. — Drei Abbildungen für die „Via Appia“ (Fig. 34, 34a, 34b) ist wohl des Guten zu viel. — Neben

dem „Colosseum" (Fig. 41) auch noch das Amphitheater zu Pola (Fig. 40) abzubilden, ist überflüssig. Auch hätten nach meinem Ermessen die Figuren 9 (Assyrischer König auf der Löwenjagd), 12 (Darius-Denkmal von Behistan), 24 (Das Innere eines griechischen Tempels), 27 (Reiter vom Parthenonfries), 28 (Vom Parthenonfries), 29 (Plato), 33 (Plan von Rom), 36 (Cicero), 42 (Gladiatorenkämpfe) und vielleicht noch manche andere wegbleiben und theilweise durch Abbildungen des Zeus von Otricoli, der Juno Ludovisi, des griechischen Theaters (S. 73 wird ein solches beschrieben), des Zeusaltars von Pergamum und des Pantheon ersetzt werden können.

Der Verf. hat dem zweiten und dritten Theile seines Lehrbuches am Schlusse Zeittafeln angefügt, bei dem vorliegenden (ersten) Theile dies aber unterlassen; wie sich diese Inconsequenz rechtfertigen lässt, weiß ich nicht.

Das vorliegende Buch zeigt unverkennbar eine zweckmäßige, auf praktischen Erfahrungen beruhende Anlage, die seine Brauchbarkeit für Unterrichtszwecke außer Zweifel stellt; insbesondere macht seine klare Darstellung einen guten Eindruck; wenn bei der nächsten Auflage manche Einzelheiten einer sorgfältigeren Prüfung unterzogen würden, könnte dies demselben nur zur weiteren Empfehlung gereichen.

Linz. Chr. Würfl.

Beispielsammlung zur Arithmetik und Algebra von Dr. Hermann Schubert. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1896. (Nr. 48 aus der »Sammlung Göschen«.)

Das Büchlein enthält auf 134 Seiten 2765 systematisch geordnete Aufgaben zu folgenden Capiteln: 1. Übergang vom numerischen Rechnen zur allgemeinen Arithmetik, 2. Rechnungsarten erster Stufe, 3. Rechnungsarten zweiter Stufe, 4. Anwendungen dieser zwei Rechnungsarten, 5. Quadratisches, 6. Rechnungsarten dritter Stufe, 7. Anhang (Reihen sammt Anwendungen, Binomialsatz, Satz von Moivre, cubische Gleichungen).

Resultate sind nur über Gleichungen mitgetheilt und zwar nur da, wo „die Kenntnis des Resultates dem Lernenden die Denkarbeit nicht abnimmt".

Obwohl ein Mangel gerade an ähnlichen Aufgabensammlungen nicht vorhanden ist, so ist doch das billige Werkchen empfehlenswert, weil es durch leichtfassliche Vorfragen und Vorübungen die wichtigsten Vorstellungen richtig zu wecken und die fundamentalsten Lehrsätze leicht beizubringen vermag. Mit ihm dürfte sich ein guter Erfolg erzielen lassen, auch in rein rechnerischer Hinsicht.

Niedere Analysis von Dr. Benedict Sporer. Leipzig, G. J. Göschen-sche Verlagshandlung 1896. (Nr. 53 der »Sammlung Göschen«.)

Inhalt: 1. Kettenbrüche, diophantische Gleichungen (von den quadratischen die Formen: $y = ax^2 + bx + c$, $x^2 + y^2 = z^2$ und $x^2 - ay^2 = 1$), 2. Combinatorik (und Wahrscheinlichkeitsrechnung), 3. arithmetische Reihen (und Interpolationen nach Lagrange und Newton), 4. Convergenzkriterien für unendliche Reihen und Producte, Darstellung einiger niederen Transcendenten in Reihen- und in Productform, endlich 5. höhere Gleichungen mit einer Unbekannten (und zwar einige allgemeine Eigenschaften algebraischer Gleichungen, Auflösung biquadratischer nach mehreren Methoden, näherungsweise Auflösung höherer numerischer Gleichungen).

Das Büchlein soll offenbar zur ersten Einführung in das mannigfaltige und gewiss sehr anregende Gebiet der algebraischen Analysis dienen.

Am meisten dürften neben den Gleichungen die Reihen- und Productentwicklungen interessieren, weil sie es sind, die dem Anfänger eine erste klare Erkenntnis der Abhängigkeit einer Function von ihrem Argumente vermitteln.

Es bedarf zwar kaum der Erwähnung, dass schon wegen des beschränkten Raumes (174 Seiten) keines der oben genannten Capitel ausführlicher behandelt werden konnte; aber gerade deswegen wäre eine kleine Literaturangabe behufs weiterer Orientierung des Anfängers wohl am Platze gewesen.

Ebenso sind Klarheit und Richtigkeit des sprachlichen Ausdruckes, dann Vollständigkeit der zur Reproduction richtiger Vorstellungen nothwendigen und hinreichenden Bedingungen, sowie mathematische Richtigkeit der Entwicklungen und ihrer Resultate solche Forderungen, auf die der für sich studierende Anfänger am allerwenigsten verzichten kann.

Leider ist in dieser Beziehung manches zu bemängeln. So setzen unter anderem die vielen Druckfehler (namentlich die im rechnenden Theile enthaltenen) die Brauchbarkeit des Büchleins nicht wenig herab; ja selbst in dem (recht unvollständigen) Druckfehlerverzeichnisse finden sich abermals Fehler vor.

Trotz der erwähnten Mängel kann das billige Büchlein (80 Pf.) wegen der im allgemeinen kurzen und recht elementaren Darstellungsweise als Taschenbuch noch immerhin empfohlen werden.

Ref. ist gerne bereit, dem Verf. bei Veranstaltung einer neuen Auflage mit einem Verzeichnisse der bemerkten Fehler zu dienen.

Wien. M. Kuschniriuk.

Franz Neumann (geb. 11. September 1798, gest. 23. Mai 1895). Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Wissenschaft. Unter Benützung einer Reihe von authentischen Quellen gesammelt und herausgegeben von P. Volkmann, ord. Professor an der Universität Königsberg i. Pr. Mit einem Bildnisse Franz Neumanns. Leipzig, Teubner 1896.

Diese dem „Andenken an den Altmeister der mathematischen Physik gewidmeten Blätter“ sind in pietätvoller Weise von Prof. Volkmann, dem Nachfolger Neumanns auf dem Lehrstuhle an der Universität in Königsberg, auf Grund eines umfangreichen Literatur- und Actenstudiums und der Mittheilungen der Tochter und des Sohnes des großen Physikers gesammelt und verfasst worden. Wir finden in der vorliegenden Schrift einen Abdruck der Rede, die Prof. Volkmann am Sarge Neumanns im Sterbehause am 27. Mai 1895 hielt, in welcher begreiflicherweise auf die Verdienste Neumanns, auf die Würdigung seines Charakters im allgemeinen nur kurz eingegangen werden konnte. In zweiter Linie werden persönliche Erinnerungen aus dem Leben Neumanns herausgegriffen, und unter diesen sind besonders jene auf die Geschichte des mathematisch-physikalischen Laboratoriums zu Königsberg i. Pr., sowie die Würdigung, welche der berühmte Astronom Bessel Neumann angedeihen ließ, von Interesse. Bedeutend angelegt und durchgeführt ist die Rede, welche Prof. Volkmann bei der von der Universität in der Aula am 23. Juni 1895 veranstalteten Gedächtnisfeier für Neumann gehalten hat, in der die großartige Persönlichkeit desselben dem Leser in beredten Worten vorgeführt, auf den Entwicklungsgang dieses Forschers verwiesen und namentlich auf eine Skizzierung der Arbeiten desselben auf dem Gebiete der Krystallographie, der Krystalloptik im besonderen, der Optik im allgemeinen, der Theorie der elektrischen Ströme, namentlich der Inductionsströme eingegangen wird. Belehrend ist auch manche Bemerkung in dieser Rede, die auf die Wechselbeziehungen zwischen dem großen Lehrer und seinen Schülern Bezug nimmt und zeigt, in welch hohem Grade Neumann es verstand, seine Schüler zu fesseln und für ihren Beruf ganz und gar zu gewinnen. Willkommen werden einige Ergänzungen zu dieser Rede sein, welche unter dem Titel „Historische und wissenschaftliche Bemerkungen zur Aularede“ in der vorliegenden Schrift zum Abdrucke gelangten. Hier finden wir auch einige Mittheilungen von dem Sohne des Verstorbenen, Prof. Karl Neumann, herrührend, welche Licht auf einige Ansichten Franz Neumanns verbreiten und in denen unter anderem auf die Entdeckung der beiden Integralgesetze in der Theorie der inducierten Ströme eingegangen wird. Weiters finden wir ein Titelverzeichnis sämmtlicher Publicationen von F. E. Neumann, dann eine Geschichte und das Titelverzeichnis der von seinen Schülern herausgegebenen Vorlesungen über mathematische Physik, gehalten an der Universität Königsberg von Franz Neu-

mann. Ebenso wurden nach den Acten der philosophischen Facultät zu Königsberg die auf Neumann zurückzuführenden Königsberger Doctor-Dissertationen verzeichnet. Den Schluss der sehr lesenswerten Schrift bildet eine Skizze „Zur Geschichte des mathematisch-physikalischen Seminars der Albertus-Universität in Königsberg in den Jahren 1834 bis 1875“ und ein Verzeichnis sämmtlicher von F. Neumann gehaltenen Vorlesungen mit Angabe der Zuhörerzahl und eine Liste der Schüler von F. E. Neumann. Zur Charakterisierung der Seminarthätigkeit werden einige Äußerungen Neumanns wiedergegeben, welche aus den Curatorialacten geschöpft wurden. Interesse dürfte auch erregen, wie schon in der Mitte der Fünfzigerjahre Franz Neumann auf das vielversprechende Talent seines bedeutendsten Schülers Gustav Kirchhoff aufmerksam gemacht hat.

So gewinnen wir aus dieser prächtigen Schrift ein vollständiges Bild von einem Gelehrtenleben, das sich durch einige Menschenalter abgespielt hat, von dem Wirken eines Mannes, der in den Landen deutscher Zunge den Zweig der Physik, die wir als mathematische bezeichnen, zu Ehren brachte und durch seine Forschungen bis in sein hohes Alter — Neumann erreichte das seltene Alter von 97 Jahren — bereicherte. Dass die vorliegende Schrift viele erhebende Züge für die Epigonen enthält, wird der Leser derselben bestätigen.

Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie.

9. umg. u. verm. Aufl. von Dr. Leopold Pfaundler, Professor der Physik an der Universität Innsbruck. In 3 Bänden. Mit gegen 2000 Holzstichen, Tafeln, zum Theil in Farbendruck, und 1 Photographie. 1. Band; 2. Band: 1. Abtheilung; 1. u. 2. Lieferung; 3. Band Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1895.

Fast 20 Jahre sind verflossen, seitdem der österreichische gelehrte Physiker Prof. Pfaundler nach dem Ableben des berühmten Autors des bekannten Lehrbuches der Physik die 8. mehrfach veränderte Auflage herausgab. Das Buch bekam zu den alten Freunden neue dank der klaren Diction und der Einbeziehung der neuesten Forschungen; es erschien in der 8. Auflage nicht unbedeutend erweitert und auch in didaktischer Beziehung wesentlich verbessert. Was hier von der 8. Auflage gesagt wird, ist umso intensiver für die vorliegende 9. Auflage zu betonen, da in derselben der moderne Standpunkt der physikalischen Wissenschaft dem Leser in der denkbar günstigsten Weise entgegentritt, und auf Grund der für den Herausgeber feststehenden Grundsätze die Durcharbeitung des großen Materials erfolgte. Insbesondere hoch anzuschlagen ist der Umstand, dass das didaktische Moment in allen Partien, die hier dem Leser entgegentreten, die genaueste und liebevollste Berücksichtigung erfahren hat: das Buch war und ist auch in der gegenwärtigen Form ein Lehrbuch in des Wortes

strengster Bedeutung, bestimmt, physikalische Kenntnisse in die weitesten Kreise zu tragen. Aus diesem Grunde wurde noch immer nur die Deduction in elementar-mathematischer Weise gewählt; höherer Calcül wurde grundsätzlich vermieden, welcher Umstand wesentlich zur großen Verbreitung des Buches beigetragen hat.

Es kann hier nicht Sache des Ref. sein, auf all die Veränderungen gegenüber den früheren Auflagen hinzuweisen, ebenso würde es kaum zweckentsprechend sein, den reichen Inhalt auch nur skizzenhaft anzudeuten; bloß die eingreifendsten Änderungen sollen an dieser Stelle hervorgehoben werden.

Die consequente Durchführung der absoluten und der neueren Maßsysteme, die Ein- und Unterordnung der Statik gegenüber der Dynamik, die stete Berücksichtigung und Anwendung des Principes der Erhaltung der Energie (auch auf die Lehre von den Maschinen, welche nun geistvoll behandelt erscheint), die eingehende Darstellung der Messapparate und deren Verwendung werden dem Leser dieses Buches nur willkommen sein. Dass der Bearbeiter der gleichförmig beschleunigten Bewegung mehr Raum gönnt, als es früher der Fall war, dass er in diesen Betrachtungen den Begriff der Kraft in kaum zu übertreffender Weise klarlegt, dass er die erweiterten Anwendungen der Atwood'schen Fallmaschine zur Darstellung der ungleichförmig beschleunigten und auch der schwingenden Bewegung einfügt, wird den Fachmann nur befriedigen. Auch auf den historischen Gesichtspunkt ist in der Mechanik Rücksicht genommen, und manche Entwicklungen aus der beachtenswerten Schrift von Prof. E. Mach (Die Mechanik in ihrer Entwicklung usw.) haben in die neueste Auflage Eingang gefunden. In dieser Beziehung möchten wir besonders die Bemerkungen hervorheben, welche zur Erläuterung der Lehre vom physischen Pendel, vom Schwingungspunkte und vom Reversionspendel dienen. Thatsache ist es, dass derjenige, der seinen Studien und seinen Forschungen Nachdruck verleihen will, der Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung seiner Wissenschaft nicht entrathen kann, und dies zeigt sich kaum irgendwo so ausgeprägt, wie in der Mechanik, in welcher die strenge Anlehnung an die Forschungen von Newton, Huygens und anderer nur Vortheil in sich birgt. In der Lehre von den Capillarerscheinungen finden wir eine Berücksichtigung der Arbeiten von Quincke und eine detaillierte Hervorhebung der diesen Erscheinungen zugrundeliegenden Gesetze. Beträchtlich erweitert erscheint auch der Abschnitt von der Reibung der Flüssigkeiten. Ausführlich behandelt erscheint die Lehre vom Barometer und von den Luftpumpen, unter denen auch die Quecksilberpumpen der verschiedenen Systeme eingehend gewürdigt werden.

Die Akustik erfuhr eine namhafte Bereicherung. Dies gilt sowohl in theoretischer Beziehung als auch in Bezug auf die praktischen Details. Die Darstellung der fortschreitenden und stehenden Wellen, die Interferenz derselben, die Demonstration

dieser Wellen mittelst der verschiedenen Wellenmaschinen wurde ausführlicher als in den vorhergehenden Auflagen besprochen. Wertvolle Zusätze finden wir auch in jenem Abschnitte, der von den Tonleitern handelt; die Anwendung der stereoskopischen Methode ist für verschiedene Fälle dargethan; dass es Abweichungen vom Principe der Coexistenz kleiner Bewegungen gibt, wird durch die Versuche von Mach über Funkenwellen demonstriert, aus denen zur Genüge hervorgeht, dass durch Interferenz zweier isochronen Wellen unter Umständen nicht allein eine Welle mit größerer Amplitude entstehen, sondern dass dieselbe sich auch schneller fortpflanzen kann als die Componenten. Auch die Lehre von der Zusammensetzung und Zerlegung der Klänge, von der Analyse der Sprachlaute wurde in bemerkenswerter Weise erweitert.

Von dem zweiten Bande liegen vorderhand nur die erste und zweite Lieferung der ersten Abtheilung vor. Diese Abtheilung wurde von Prof. Pfaundler und Dr. Otto Lummer, Mitglied der physikalischen technischen Reichsanstalt zu Charlottenburg, bearbeitet; die Herbeiziehung des letztgenannten Gelehrten war insoferne erwünscht, als man einen Mitarbeiter gewinnen wollte, der mit den Arbeiten von Abbe vollkommen vertraut ist und auch die praktischen neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Optik genau kennt. Durch Heranziehung dieses Mitarbeiters gelang es, dem Abschnitte, welcher die Lehre von den optischen Instrumenten und der in denselben stattfindenden Abbildungen behandelt, eine ganz neue Gestalt zu geben und die alten Anschauungen, die sich auch bezüglich dieses Gegenstandes noch in unseren Lehrbüchern vorfinden, in ihre Grenzen zurückzuweisen. Besonders die Bilderzeugung im Mikroskop zeigt, dass die Gesetze der geometrischen Optik uns imstiche lassen, wenn wir die Erklärung der Erscheinungen anstreben, und dass man die Wellentheorie des Lichtes zu diesem Zwecke heranziehen muss. Wenn das Object nicht selbstleuchtend ist, würde sogar die bisherige Betrachtungsweise zu ganz irrigen Resultaten führen. Damit die genannten Instrumente in dem bezeichneten richtigen Gange zur Erörterung gelangen, musste zwischen der geometrischen Optik und der Darstellung der Abbe'schen Forschungen ein Abschnitt über die Wellentheorie des Lichtes eingeschaltet werden. Als theoretische Capitel, die neu eingeschaltet wurden, wären zu bezeichnen: „Die Abbildung im Sinne der Wellenlehre", „Verwirklichung der Abbildung durch weit geöffnete Strahlenbüschel", „Abbildung nicht selbstleuchtender Objecte" und jener Abschnitt, in welchem auf Grund der Abbe'schen Theorie der Strahlenbegrenzung die Helligkeit optischer Bilder und der Zweck der optischen Instrumente in klarer Weise definiert wird. Aus dem von Dr. Otto Lummer bearbeiteten Theile des vorliegenden Buches erfahren wir auch viele wertvolle Winke bezüglich der praktischen Durchführung optischer Instrumente und der Methoden der experimentellen Prüfung der zur Verfertigung

von Instrumenten dienlichen Gläser. Dass Dr. Lummer als Leiter der optischen Abtheilung der physikalisch-technischen Reichsanstalt die geeignete Persönlichkeit war, auf Grund der reichen in diesem bedeutenden Institute gemachten Erfahrungen über die bezeichneten Gegenstände zu unterrichten, dürfte unbestreitbar sein. Derselbe hat auch die Abschnitte, welche auf die Photometrie Bezug nehmen, entsprechend den neuesten Forschungen bearbeitet. Was über Spectralanalyse, über die Umwandlungsproducte des Lichtes handelt, wurde von Prof. Pfaundler bearbeitet, der auch die Behandlung der Lehre von der Polarisation, der Doppelbrechung und der einschlägigen Erscheinungen übernommen hat. Eingehend finden wir die Umwandlung des Lichtes in chemische Energie besprochen und die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Photographie — soweit dieselben dem Physiker Interesse abzugewinnen vermögen — gewürdigt.

Die erwähnten Umstände bewirkten, dass in dem Abschnitte „Optik“ eine nennenswerte Erweiterung des in den vorigen Auflagen Gebotenen vorgenommen werden musste, so dass dieser Abschnitt kaum mehr erkennbar ist. Diesen Umständen ist es auch zuzuschreiben, dass der zweite Band in zwei Abtheilungen erscheinen muss, von denen die erste der Optik, die zweite der Wärmelehre gewidmet werden wird.

Die Neubearbeitung des dritten Bandes, der die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus enthält, erschien früher als der zweite Band, was in dem Umstande begründet war, dass die achte Auflage des dritten Bandes in Anbetracht der großartigen Fortschritte auf dem Gebiete der Elektricitätslehre im allgemeinen, der Elektrotechnik im besonderen als bald veraltet erschien. Der Bearbeiter Prof. Pfaundler hat sich in diesem Bande vollinhaltlich der theoretischen Begriffe und Eigenschaften jener Functionen bedient, welche der Entwicklung der Elektricitätslehre so mächtig Vorschub geleistet haben. Dazu sind wohl in erster Linie die Niveauflächen und die Kraftlinien, sowie die Potentialfunction zu rechnen; ebenso musste entsprechend den neueren Vereinbarungen überall das Centimeter-Gramm-Secunden-System den Entwicklungen zugrunde gelegt werden. Die Kraftlinientheorie wurde auch durch sehr ansprechende Figuren in den einzelnen Fällen illustriert, und wir müssen in dieser Hinsicht sowohl dem Verf. als auch der Verlagsbuchhandlung dafür Dank wissen, dass keine Mühe und kein Geldopfer gescheut wurde, um diesem Gegenstande zum Durchbruche zu verhelfen. Sowohl durch die Kraftlinien als auch durch die vielfache Heranziehung hydrostatischer und hydrodynamischer Analogien wurde dem Verständnisse der in der Elektrostatik vorgetragenen Partien wesentlich Vorschub geleistet. Dass die Potentialtheorie nur insoferne Berücksichtigung fand, als sie zur Erklärung der Erscheinungen dienlich ist, von einer eigentlichen mathematischen Theorie aber Abstand genommen wurde, kann nur gebilligt werden,

da dies den Tendenzen des Buches widersprochen hätte. Die Trennung der Begriffe Potential, Spannung und Dichte wurde in scharfer und decidierter Weise in der Einleitung zur Elektrostatik gegeben. Gewünscht hätte der Ref., dass auch den Dimensionen der einzelnen Größen mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre, dass beziehungsweise neben den usuellen Formeln auch die Dimensionalformeln parallel gelaufen wären. Dank müssen wir dem Bearbeiter Prof. Pfaundler zollen, dass er seinen gediegenen didaktischen Darstellungen, z. B. in der Lehre von der Induction, Eingang verschaffte. Dem geschichtlichen Theile wurde in entsprechender Weise Rechnung getragen; so finden wir unter anderem in anziehender Form die Geschichte der Entwicklung der modernen Influenzmaschine, die einleitenden historischen Betrachtungen in die Lehre vom Galvanismus, ebenso die geschichtlichen Details bezüglich der magnetoelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen berücksichtigt. Die magnetischen und elektrischen Messmethoden sind begreiflicherweise nur insoweit herangezogen worden, als sie dem Zwecke dieses allgemeineren Lehrbuches dienstbar gemacht werden konnten. Dabei wurde sofort auf das absolute Maßsystem eingegangen, welches dann ausschließliche Anwendung erfuhr. Um die Einheiten des Widerstandes und der elektromotorischen Kraft unabhängig von den Inductionswirkungen abzuleiten, wurden dieselben auf die Wärmewirkungen des Stromes gegründet. Dieser Vorgang muss schon aus Utilitätsgründen gebilligt werden, da man von den genannten Einheiten recht bald Gebrauch zu machen in der Lage ist. Dem Volta'schen Fundamentalversuche wurde eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt; einerseits wird der Contactversuch vom Standpunkte des Principes der Erhaltung der Energie, andererseits der Ursprung und der Sitz der elektromotorischen Kraft bei der Berührung heterogener Leiter erster Ordnung besprochen. Gelegentlich dieser letzten Betrachtungen wird der Theorie des Volta'schen Fundamentalversuches, wie sie von Franz Exner aufgestellt wurde, gedacht. Immerhin scheint aus derartigen Versuchen zur Genüge hervorzugehen, dass die Luft gegenüber den Metallen eine ähnliche Rolle wie ein Leiter zweiter Ordnung spielt.

Bemerkenswert ist auch die Darstellung der Schlussabschnitte, in welchen nach einer Übersicht der absoluten mechanischen, elektrostatischen und elektromagnetischen Maßsysteme die Bedeutung und die Anwendung der Dimensionsformeln dargestellt, eine Besprechung des Verhältnisses der elektrostatischen zum elektromagnetischen Maßsysteme gegeben und das Wesen der Elektricität von verschiedenem Standpunkte aus beleuchtet wird. In letzterer Beziehung wäre es geboten gewesen, weiterzugehen als dies im vorliegenden Lehrbuche geschah.

Wir empfehlen das Buch allen Freunden der Naturwissenschaften, welche gediegene und gründliche Belehrung suchen, auf

das Beste und glauben, dass dasselbe auch beitragen wird, dem Unterrichte recht ersprießliche Dienste zu leisten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

F. Humpert, Leitfaden der Chemie und Mineralogie für Gymnasien. Mit 32 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Simion 1896. Preis geh. 60 Pf.

Das 47 Seiten zählende Büchlein ist dem Lehrplane für preußische Gymnasien angepasst, nach dem „die wichtigsten chemischen Erscheinungen und einzelne besonders wichtige Mineralien nebst den einfachsten Krystallformen" den Unterrichtsgegenstand bilden.

Der Stoff wird gegliedert in 1. die Luft, 2. das Wasser, 3. das Kochsalz, 4. Salpeter, Salpetersäure, Ammoniak, 5. das Eisen und die Eisenerze, 6. Quarz, Thonerde, Feldspat, Thon, 7. Schwefel und Schwefelverbindungen, 8. den Kohlenstoff, 9. kohlensauren Kalk, Gips, 10. Atomtheorie, und wird im großen und ganzen schlicht und einfach vorgetragen. Meist wird der Vorgang befolgt, dass zuerst das Mineral, welches als Erz dient, beschrieben wird und dann die Betrachtung des Metalles folgt. Vom krystallographischen und mineralogischen Stoffe ist gerade nur so viel aufgenommen, als zum Chemieunterrichte auf dieser Stufe nöthig ist. Es soll hier bemerkt werden, dass diese Angaben meist gut sind, nur das über die Feldspate Gesagte liefert kein klares Bild. Recht nett ist die Satzbildung behandelt, gut und fasslich werden die stöchiometrischen Gesetze besprochen, in recht verständlicher Weise wird die Herleitung der Atomgewichte und Volumgewichte der Elemente durchgeführt; das ist wohl einer der besten Absätze des theoretischen Theiles. Was soll man aber zu folgendem Schlusse sagen: „Es verbinden sich 2 Gewichtstheile H mit 16 Gewichtstheilen O zu 18 Gewichtstheilen H_2O; also ist das Verbindungsgewicht $H = 1$, des $O = 16$, des $Hg = 200$, des $N = 14$" (S. 11)? „Die in Wasser löslichen Verbindungen, welche einen sauren Geschmack haben, nennt man Säuren, die von laugenhaftem Geschmacke Basen." Eine solche Definition genügt ebensowenig wie die des „krystallinischen Quarzes" als eines solchen „mit nur mikroskopisch wahrnehmbaren Krystallen".

Die Namengebung entspricht im allgemeinen; N_2O sollte aber nicht als „Stickstoff*dioxyd*" bezeichnet werden. Die besprochenen Versuche sind der Zahl nach völlig ausreichend, viele sind auch recht gut beschrieben. Sachlich recht lehrreich ist auch der auf S. 20 angeführte, um mittelst Fe aus KNO_3 N, aus KOH H, aus $KNO_3 + KOH$ NH_3 zu erzielen. Genauer sollte Versuch 1 auf S. 35 beschrieben sein: „quer *durch eine Flamme*" darf man das Drahtnetz wohl nicht halten. Auch die Zersetzung von

HCl (S. 16) und von NH_3 (S. 20) im U-Rohre wird, nach den Angaben ausgeführt, nicht gelingen. Als Schulversuch auf dieser Stufe eignet sich auch die Elektrolyse des $CaCl_2$ (S. 40) nicht. Gefährlich können werden der S. 14 beschriebene Versuch: „Man bringe auf der Öse eines Pt-Drahtes ein Stückchen Na ...“, sowie der S. 16 erwähnte: „Auf Na tröpfle man Salzsäure ... oder Schwefelsäure.“

Der Stil lässt leider an manchen Stellen zu wünchen übrig. So heißt es z. B. S. 2: „Man mische ..., so zeigt ...“; S. 9: „schiebe man ..., so entzündet sich ...“; S. 10: „Man nehme .., so bleibt ...“ usw. S. 16 beginnt ein ganz selbständiger Absatz so: „Nun war zur Darstellung des Chlorwasserstoffes Kochsalz, 2NaCl, mit Schwefelsäure, H_2SO_4, gemischt, also wechseln ...“ Dunkel ist der Rede Sinn im 2. und 3. Absatz auf S. 41 und ein wahres Räthsel ist der 2. Absatz auf S. 40. Etwas allzu populär wird gesprochen von im Blute enthaltener „Kohle“ (S. 20) und etwas übertrieben von der „sonnenähnlichen Flamme“ des Phosphors (S. 4). Erwähnenswert wären noch folgende Äußerungen: 1. „Verbrennt ein Körper mit einer Flamme, so muss man die in die Luft entweichenden Gase auffangen“ (S. 5); 2. Auf der linken Seite der chemischen Gleichung stehen die „vor der Stoffverwandlung vorhandenen Körper“ (S. 12); 3. „Erscheinungen, die ... entstehen“ (S. 12); 4. Al wird „weißglänzend“ bezeichnet (S. 26); 5. Geschmolzener S wird durch Eingießen in kaltes Wasser „gestaltlos“ (S. 29); 6. Durch Verkohlen der Steinkohlen .... gewinnt man Coaks (S. 35); 7. „CO_2 lagert sich ... stets am Boden“ (S. 38); 8. „Durch die Vereinigung gleichartiger Atome entstehen die Elemente“ (S. 42). Ungenau ist die Wendung: „Der brennende Phosphor füllt das Glas mit weißem Rauche, der Phosphorsäure“ (S. 1). Geradezu unrichtig ist es, wenn dem Leuchtgase ein stechender Geruch zugeschrieben wird (S. 36) und wenn die an der Luft verwitterten Sodakrystalle als calcinierte Soda bezeichnet werden (S. 39); oder wenn behauptet wird: „Die Krystalle haben bei demselben Stoffe stets dieselbe Form“ (S. 13), oder: „Salpetersäure löst mit Ausnahme von Au und Pt alle Metalle auf“ (S. 18). Unrichtig ist ferner, dass Eisenglimmer als roth gefärbt bezeichnet wird (S. 22) und dem Smirgel eine blaugraue Farbe und hexagonale Rhomboeder zugeschrieben werden (S. 26); weiters, dass das gewöhnliche Glas sich vom Wasserglas „durch seinen größeren Gehalt an Kieselsäure, der es unlöslich macht, unterscheidet“ (S. 26); endlich die Behauptungen: „Bei der Verwitterung von Feldspat- und Glimmergesteinen werden die kieselsauren Salze von K, Na und Calcium vom Wasser aufgelöst“ (S. 28), dass man beim Kalkbrennen die Kalksteine mit Kohle glüht (S. 40) und dass „die Wertigkeit in Bezug auf Wasserstoff unveränderlich ist“ (S. 43). Recht eigenthümlich ist die Bemerkung, dass Kohlenstoff in fast allen organischen Körpern enthalten ist (S. 33).

Sollte eine Neuauflage des Büchleins nothwendig werden, so könnten nach der Behebung der oben berührten Mängel etwa noch folgende Kleinigkeiten Berücksichtigung finden: S. 3 sollte die Art der „Unzerlegbarkeit" angegeben werden, welche einen Stoff als Element charakterisiert. S. 7 sollten die auffälligen Eigenschaften des Wassers zuerst angegeben werden. S. 6 sollte in der vorletzten Zeile des 3. Absatzes zwischen „können" und „noch" das Wörtchen „oft" eingeschaltet werden. S. 9 wäre beim Knallgas statt „Theile" „Raumtheile" zu setzen. S. 12 wäre ein gründlicherer Beweis dafür zu erbringen, dass die Luft ein „Gemenge" ist. S. 27 wäre eine genauere Charakteristik des Glimmers sehr erwünscht. S. 30 müsste beim „Kupferkies" die Art des Glanzes angegeben und S. 32 einiges über die Photographie erwähnt werden. Endlich wären S. 21 die Figuren 12 und 13 in paralleler Stellung zu zeichnen. Die Ausstattung ist in Bezug auf Druck und Bilderschmuck zu loben.

Wien. Joh. A. Kail.

Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. 2. gänzlich neu bearb. Aufl. Erster Band: Gestalt und Leben der Pflanze. Mit 215 Abbildungen im Text, 21 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln. 766 SS. Leipzig u. Wien (Bibliographisches Institut) 1896. Pr. 16 Mk.

Wir zeigen hiemit ein Buch an, welches das bedeutendste und schönste Werk der modernen botanischen Literatur in populärwissenschaftlicher Darstellung bildet. Welch außerordentlichen Beifall Kerners „Pflanzenleben" in allen Culturstaaten gefunden hat, ergibt sich aus der Thatsache, dass von der deutschen und englischen Ausgabe allein in acht Jahren gegen 70.000 Exemplare im Buchhandel verkauft wurden.

Die Disposition des Stoffes ist im großen und ganzen dieselbe geblieben wie in der ersten Auflage; im besonderen wurden jedoch vielfache Umarbeitungen des Textes vorgenommen. Wir geben im Folgenden ein gedrängtes Resumé des reichhaltigen Inhaltes der vorliegenden zweiten Auflage des ersten Bandes mit absichtlicher Vermeidung textkritischer Bemerkungen.

Der erste Abschnitt: „Das Lebendige in der Pflanze" beschäftigt sich hauptsächlich mit der Morphologie und Biologie des Protoplasmas, dessen Ortsveränderungen und mit der wichtigen Auffindung der directen Communication der Protoplasmen benachbarter Zellen („Zellkammern").

Im zweiten Abschnitte: „Die Aufnahme der Nahrung" werden nach der Natur der Nahrungsmittel mehrere biologische Typen unterschieden und besprochen: *a)* Pflanzen, die ausschließlich anorganische Stoffe aufnehmen, und in Wasserpflanzen, „Steinpflanzen" und Erdpflanzen eingetheilt werden. *b)* Zu den

„Verwesungspflanzen“ stellt der Verf. gewisse auf thierischen Excrementen lebende Moose (Splachnum ampullaceum, Tetraplodon angustatus), die in der Jauche von Dungstätten vorkommenden Euglenen und die in den Mündungen von Cloaken und Abzugsgräben vegetierenden Algen, wie Hormidium murale, Oscillaria limosa, Beggiatoa versatilis. *c)* Als Scheinschmarotzer sind die auf der Borke von Bäumen wachsenden Moose, Farne und Orchideen aufzufassen. *d)* Zu den Humusbewohnern gehören zahlreiche Pilze und Moose, von Phanerogamen die Pirolaceen und viele Erdorchideen, so insbesondere die Korallenwurz (Corallorhiza), die Nestwurz (Neottia) und das Ohnblatt (Epipogum). *e)* Die bekannten insectivoren Gewächse werden in drei Gruppen unterschieden, nämlich: *α*) Pflanzen, welche Thiere in Fallen und Fanggruben fangen (Utricularia, Sarracenia, Darlingtonia, Nepenthes), *β*) Pflanzen, welche Thiere durch Bewegung der Blätter erbeuten (Pinguicula, Drosera, Dionaea, Aldrovandia), *γ*) Thierfänger mit Klebevorrichtungen (Drosophyllum). *f)* Echte Parasiten sind viele Pilze und verschiedene chlorophyllfreie Phanerogamen. Von den letzteren gibt der Verf. anregende Schilderungen und schöne Abbildungen mehrerer Arten der hochinteressanten Balanophoreen und Rafflesiaceen. Von den ersteren werden Langsdorffia hypogaea (Centralamerika), Langsdorffia, Hildebrandtii (Comoro-Inseln), Scybalium fungiforme (Brasilien), Rhophalocnemis phalloides (Java), Helosis gujanensis (Mexiko), Lophophytum mirabile (Brasilien) und Sarcophyte sanquinea (Cap) morphologisch und biologisch besprochen. Alle diese so merkwürdig aussehenden Gewächse leben in den Wäldern heißfeuchter Tropengebiete auf Baumwurzeln; die einzige südeuropäische Balanophoraee, Cynomorium coccineum schmarotzt auf den Wurzeln von Pistacien und Myrten. Zu den nicht minder eigenthümlichen Rafflesiaceen gehören die (auf Borneo und Java einheimischen) Brugmansien, von denen der Verf. eine Art beschreibt und abbildet, ferner die im Jahre 1818 zu Pulo Lebbas auf Sumatra entdeckte Riesenblume, Rafflesia Arnoldi, deren expandierte Blüte einen Meter im Durchmesser hat. *g)* Grüne Schmarotzer, darunter die Loranthaceen. *h)* Ernährungsgenossenschaften. In diesem Capitel wird die Algen-Pilz-Symbiose der Flechten und die Wurzel-Mycel-Association der Mycorrhiza erläutert. Weiters bespricht der Verf. in diesem Abschnitte die Aufnahme des Wassers, sowie dessen Bedeutung für das Leben der Pflanze und in ausführlicher Weise die Aufnahme von Regen und Thau durch oberirdische Pflanzentheile.

Im dritten Abschnitte: „Die Leitung der Nahrung“ werden die (übrigens noch nicht in befriedigender Weise ermittelten) Kräfte erörtert, durch welche die Hebung des rohen Nahrungssaftes in die Kronen der Holzgewächse vermittelt wird. In eingehender Weise werden die Erscheinungen der Transpiration behandelt. Der Einfluss der Organisation der Pflanze auf die

Transpiration und deren Abhängigkeit von äußeren Bedingungen, die Förderungsmittel der Verdunstung, die mannigfaltigen Schutzmittel gegen übermäßige Wasserabgabe bei Pflanzen heißer und zugleich regenarmer Gegenden, die Transpirationsgröße in den verschiedenen Jahreszeiten usw.

Im vierten Abschnitte „Die Bildung organischer Stoffe aus der aufgenommenen unorganischen Nahrung" gehört das erste Capitel dem Chlorophyll und behandelt die Formen, die Anordnung und Verbreitung der Chlorophyllkörper, die Hypothesen über die Vorgänge im Chlorophyll bei der Neubildung organischer Stoffe, die Beziehungen zwischen Licht und Chlorophyll usw. Das zweite Capitel ist den Laubblättern gewidmet. Der Verf. erörtert die Gesetze der Blattstellung, die Beziehungen der Blattlage zur Blattgestalt, Polymorphie und Assymetrie der Blätter, und in ausführlicher Weise, zugleich auf zahlreiche Eigenbeobachtungen gestützt, die Schutzmittel der Laubblätter gegen Knickung durch den Wind und gegen die Angriffe verschiedener Thiere.

Im fünften Abschnitte: „Die Wandlung und Wanderung der Stoffe" werden die wichtigsten organischen Verbindungen in der Pflanze besprochen: Kohlehydrate, Fette, Öle, Harze, Eiweißstoffe, Alcaloide, Glycoside, Enzyme, Farbstoffe (ausführlich die biologische Bedeutung des Anthokyan). Die folgenden Capitel behandeln die Wanderung und Speicherung der plastischen Stoffe in der Pflanze, die Athmung, mit besonderer Berücksichtigung der bei derselben erzeugten Eigenwärme, endlich die Gährung. Eine lebhafte Athmung findet bekanntlich insbesondere während der Keimung und Blütenentwicklung statt. Die Größe der Wärmebildung wird durch eine Reihe thermometrischer Angaben illustriert, so namentlich für die Hymenialschicht höherer Pilze, für die Blütenkolben der Aroiden und auch für die Blüten verschiedener Alpenpflanzen, deren Biologie kaum ein zweiter Botaniker so genau kennt als Kerner. Auf Oxydationsprocesse ist ferner die vom Verf. geschilderte Lichtentwicklung gewisser Agaricus-Arten zurückzuführen. Damit schließen die ernährungsphysiologischen Mittheilungen und die beiden letzten Abschnitte sind den Wachsthumserscheinungen gewidmet.

Der sechste Abschnitt: „Wachsthum und Aufbau der Pflanze" behandelt die Mechanik des Wachsthums, den Einfluss der Wärme auf das Wachsthum, die Gestalt und Verbreitung der Pflanzen, ferner den Umsatz von Licht in Wärme in der Pflanze, die Schutzmittel gegen Wärmeverlust, Erfrieren, Versengen, weiters Berechnungen über die zum Wachsthum nöthige Wärme, endlich die Zelltheilungsprocesse, sowie die Theorien über die Elementarstructur und das Wachsthum der Zelle, insbesondere Nägelis Micellar- und Wiesners Plasomen-Lehre.

Im siebenten Abschnitte: „Die Pflanzengestalten als vollendete Bauwerke“ führt uns der Verf. vom einzelligen Organismus zu den Zellvereinen, unter denen er gleichmäßig zusammengesetzte und gemischte Verbände unterscheidet. Die vielgestaltigen, aus Zellverbänden gebildeten Pflanzentheile werden auf drei Grundformen: Blatt, Stamm und Wurzel zurückgeführt. Es folgt nun die Beschreibung der Blattgebilde (Keim-, Nieder-, Mittel-, Hochblätter), der Stammgebilde und der Wurzelgebilde. In vorzüglicher Weise sind namentlich die „klimmenden Stämme“ und „das Antlitz der Bäume“ bearbeitet, mit welchem Ausdruck der Verf. treffend dasjenige bezeichnet, was der Landschaftsmaler Baumschlag nennt.

Aus dieser in sehr gedrängter Form reproducierten Inhaltsübersicht ergibt sich die außerordentliche Reichhaltigkeit des Stoffes in dem angezeigten Buche. Durch die Verbindung organographischer und histologischer Merkmale mit biologischen Erscheinungen und pflanzengeographischen Thatsachen zu einem einheitlichen Ganzen, durch die lichtvolle Darstellung des ausgewählten Stoffes, durch die Einstreuung historischer Daten, classischer Citate und geistreicher Aperçus wird die Lectüre des „Pflanzenlebens“ außerordentlich anregend und belehrend. In der Weise, wie der Verf. seinen Gegenstand darstellt, ist die Botanik wirklich eine scientia amabilis. Nur eine Bemerkung sei gestattet: Wir hätten eine häufigere Nennung von Autornamen erwartet, da doch der Inhalt des „Pflanzenlebens“ die Resultate der Studien einer großen Zahl von Botanikern umfasst.

Eine besondere Sorgfalt wurde auf die Auswahl und Ausführung der Illustrationen verwendet. Zunächst seien die 21 Farbendrucktafeln hervorgehoben, welche zumeist Vegetationsbilder darstellen. Sie wurden nach Originalen hergestellt, die von anerkannten Künstlern an Ort und Stelle gemalt worden sind. Diese Chromotafeln sind eine wahre und große Zierde des Werkes. Von den 20 Bildern der 1. Auflage fehlen zwei; sie sollen dem zweiten Bande inseriert werden. Dafür sind in die 2. Auflage des ersten Bandes drei neue farbenprächtige Tafeln hinzugekommen, nämlich „die Schattenpalme (Corypha umbraculifera) auf Ceylon“, „Rohr- und Riedgrasbestände an der Donau in Ungarn“, dann „Grasbäume und Eucalyptuswald in Australien“ (nach einem reizenden Aquarell von J. Selleny). Auf 13 Holzschnitt-Tafeln erscheinen theils mehrere ganzseitige Holzschnitte der 1. Auflage, theils neue Bilder, alle vortrefflich und wahrheitsgetreu concipiert, meisterhaft gezeichnet und geschnitten. Es ist eine wahre Freude, beispielsweise die Bilder der dargestellten einheimischen Coniferen zu betrachten; so sind sie in Wirklichkeit! Neue Schwarzdrucktafeln sind u. a. die prächtige Musacee Ravenala Madagascariensis, die Himalayische Aroidee Rhaphidophora decursiva, die mexikanische Bromeliacee

Achmaea paniculata und die hochinteressante Welwitschia mirabilis aus der Kalahariwüste. Zweihundertfünfzehn Holzschnitte (mit ca. 800 Einzelfiguren) sind im Texte eingedruckt. Diese Bilder, welche physiognomische, biologische, morphologische, anatomische und entwicklungsgeschichtliche Erscheinungen zur Anschauung bringen, sind zweckmäßig ausgewählt und ohne Ausnahme vorzüglich ausgeführt. Besonders interessant sind die Darstellungen der „centrifugalen und centripetalen Ableitung des Wassers bei Caladium und Rheum", die Ameisenstraße mit Chelidonium, das Eindringen der Früchte von Stipa und Erodium in den Boden, die Abbildungen der Balanophoren und Rafflesiaceen, des Phallus indusiatus, der Aroidee Pothos celatocaulis, der Asclepiadee Dischidia Rafflesiana mit ihren Urnenblättern, weiters die Formen der Deckhaare, die Querschnitte durch Rollblätter usw. — Allenfalls hätten noch einige physiologische Versuche zur Anschauung gebracht werden können, da die physiologischen Erscheinungen in der Regel mittelst Apparaten und Experimenten studiert, oder wie der Verf. anführt, „mit Hebeln und Schrauben der lebendigen Pflanze abgezwungen werden".

Gleichzeitig verdient auch das Bibliographische Institut in Leipzig Dank und Anerkennung, dass es weder Mühe noch Kosten gescheut hat, um die Ausführung der zahlreichen gediegenen Illustrationen durch berufene Künstler zu ermöglichen.

Wien. Dr. A. Burgerstein.

Otto Willmann, Geschichte des Idealismus. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1894—1896. 2 Bde. Preis 19 Mk.

„Denken wir uns die Speculation unter dem Bilde einer Pflanze, so ist ihre Herzwurzel der mystische Zug der Menschennatur, der sie sich erkühnen macht, die Gottes- und Weltwahrheit in den Geist zu fassen; ihre Nebenwurzeln aber sind die in dem Gottesdienste entsprossenen, von der Erfahrung und Forschung groß gezogenen Wissenschaften, welche dem Wahren in den Theilgebieten der Erkenntnis bedachtsam nachgehen; zu ihrer gesunden Entwicklung bedarf aber die Pflanze eines Geländers zum Anschließen, und dies ist der Gedanke des Gesetzes und eines ewigen Gesetzgebers, zu welchem nicht mystischer Aufflug, sondern aufklimmender Gehorsam hinaufführt."

Mit diesen Worten möge das oben genannte Werk selbst (I. 262; II. 58) Grundriss und Plan bezeichnen. Die vorliegenden zwei Bände führen die Geschichte des Idealismus von seinen Anfängen bis zur Neuzeit, und es ist der abschließende Theil „Der Idealismus der Neuzeit" in einem dritten Bande in Aussicht gestellt. Wer Willmanns „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung"

schätzen gelernt hat, wird auch die „Geschichte des Idealismus“ nicht ohne den reichen Ertrag aus der Hand legen: sie geht den „geschichtlichen Typen des Bildungswesens“ der Didaktik ausweitend und vertiefend zur Seite und gibt der „Bewertung der Bildungszwecke und Bildungsideale“ das führende Ziel. Die obersten Principien der Bildungsarbeit, die social-ethischen Motive und der transcendente Zug nehmen Leben und Kraft aus dem Idealismus.

Es ist keine leichte Aufgabe, welche sich der Verf. der „Geschichte des Idealismus“ gestellt hat. Er sucht die werdenden Gedanken an ihren Quellen, den naiven Volksvorstellungen, auf, verfolgt ihr Wachsen und Entfalten im politischen und religiösen Leben der Völker, legt ihre Stellung in den geschlossenen Systemen der Denker dar; die Philosophenschulen und Glaubensrichtungen erhalten ihren bestimmenden Typus, Analogien und Contraste werden, wo sie sich ergeben, mit leuchtender Klarheit nebeneinandergestellt. Es sei hier nur auf die Gedankenharmonie hingewiesen, welche aus der altgriechischen Spruchweisheit, dem Dekaloge des alten Testamentes und den Bitten des Vaterunser hervorgehoben wird (I. 174, 246; II. 13, 17).

Wenn die ideale Weltanschauung kurz dahin bestimmt wird (II. 575), dass im Sichtbaren das Unsichtbare erkannt, in der Auswirkung das Gedankliche verfolgt, das Außen durchsichtig gemacht wird für das Innere, und wenn, wie die einleitenden Worte es besagen, Mystik, Wissen und Gesetz hiebei in Eins zusammentreten, so ist die Pythagoreische Philosophie als Anfang und Vorbild aller idealistischen Speculation zu bezeichnen. P y t h a g o r a s wirkte durch die Erneuerung der orphischen Culte nachhaltig auf das religiöse Leben, und durch die Einreihung der Mathematik unter die liberalen Studien auf die allgemeine Bildung. Seine Ethik nimmt die Tugendlehre, die Güterlehre, Gesetzeslehre und Gesellschaftslehre in Angriff und eröffnet so Gebiete, welche nachmals P l a t o n und A r i s t o t e l e s zu ihren Arbeitsfeldern machten. So ist es denn das philosophische Dreigestirn der Griechen, welches im ersten Bande eine eingehende Darstellung findet. Der Nominalismus der S o p h i s t e n und der Realismus des S o k r a t e s bleiben dabei nicht ungewürdigt. An P l a t o n s Namen knüpft sich die Ideenlehre. „Die Ideen sind mehr als Erzeugnisse der Poesie, und P l a t o n ist ebensowohl ein Baumeister wie ein Dichter. Er will ein Haus bauen, in dem der Mensch wohnen und seine heiligsten Güter bergen kann; die Ideen sind die Jochbalken oder die Kuppel des Baues, dem Himmel nachgebildet und hoch über dem Alltagsdasein schwebend“ (I. 438). Was er unter Philosophie versteht, ist eben die Weisheit, die Erfüllung des Geistes mit d e r Wahrheit, welche der Welt das Dasein gibt, mit d e m Nomos, welcher ihre Ordnung stiftet, also mit einem Inhalte, der ebensowohl Glaubens- und Wissensinhalt, ebensowohl B e kenntnis als E r kenntnis ist. P l a t o n hat in der Ideenlehre uralte religiöse

Vorstellungen von den Weltsiegeln speculativ ausgebildet, auch des Aristoteles Lehre von den Entelechien oder Formen geht auf religiöse Gedankenbildungen, auf die Intuition von den übersinnlichen Samen und Keimen der Wesen, zurück. An den Principien von *δύναμις* und *ἐνέργεια* hat er ein schmiegsames Instrument gewonnen, mit dem er in allem Gegebenen, gehöre es der Körperwelt oder dem geistigen und sittlichen Gebiete an, das gedankliche Element herauszulösen vermag, ohne sein Selbst zu schädigen und den Fluss des Lebens still zu stellen. Der Geist, höheren Ursprungs als die Dinge, ist ihm eine Lichtkraft, welche erst die Dinge erhellt. Die leitenden Begriffe seiner organischen Weltanschauung haben selbst etwas dem organischen Stoffe Verwandtes; sie sind selbst flüssig, gleich sehr unterschieden von der Starrheit der Eleatischen und der Flucht der Herakleiteischen und dem die Wirklichkeit überfliegenden Schwunge der Platonischen Principien.

Der volle Strom der philosophischen Speculation verflacht, die Reflexion zieht sich auf das Subject zurück und erzeugt das sittlichstrenge Ideal des stoischen Weisen, man lenkt wieder in die Gedankenkreise des Pythagoras und Platon ein, die geschichtlichen Ereignisse selbst brachten die Völker einander ungleich näher als früher. So bildete sich der Boden, auf welchem die griechische und jüdische Speculation zu einer gewissen Einheit verschmolz. Philon aus levitischem Gsschlechte steht an diesem Markstein. „Aus der Verbindung der verschiedenartigen Elemente erklärt sich auch die Wirkung seiner Lehre. Dem Streben, der Schrift gerecht zu werden, dankt er sein Ansehen bei den Juden und nachmals bei den Christen; seine zum Theil glückliche Verbindung biblischer und Platonischer Anschauungen finden bei den philosophierenden Kirchenvätern Anklang und wirken auf die christliche Kosmologie ein; in seiner ethnisierenden Richtung dagegen folgen ihm die Häretiker und es lassen sich bis in die pantheistische Theologie der Neuzeit Spuren seiner Einwirkung verfolgen" (I. 602). Philon lebte um Christi Geburt in Alexandrien und kam als Gesandter der alexandrinischen Juden an den Kaiser Tiberius nach Rom. Ein anderer Denker des ausgehenden Alterthums, der Römer Plotin, gleichfalls in Alexandrien geboren und gebildet, wirkte in Italien und wurde vom Kaiser Gallienus hoch geschätzt. In der Philosophie Plotins treibt die griechische Mystik eine späte, aber volle Blüte. Für die Geschichte des Idealismus liegt ihre Bedeutung besonders darin, dass er der Platonischen Lehre einen neuen Glanz verlieh, ihre Vereinbarkeit mit der Aristotelischen ans rechte Licht stellte und ihr so in der Zeit des Überganges und der christlichen Neubildungen eine hervorragende Stelle sicherte. Die Neubildungen vollzogen sich nun auf dem Boden des römischen Imperiums. Die Römer selbst hatten bereits begonnen, griechische Philosopheme in ihre Bildung

aufzunehmen. Ihren Schriftstellern ist es zu danken, dass die Philosophie lateinisch reden lernte und die Terminologie begründet wurde, welche das griechische Begriffssystem den abendländischen Völkern zugänglich machte (I. 644).

Die Philosophie der Alten war religiöser, als man gewöhnlich annimmt, und die christliche Religion ist speculativer als man, durch Missverständnisse beirrt, ihr einräumen mag. Im Christenthum weht ein echt speculativer Geist, durchglüht von der reinsten Mystik und geleitet von dem tiefernsten sittlichen Bewusstsein, dessen Schule das Gesetz ist. Dieser Geist bewährt sich in der Sicherheit, mit welcher die christlichen Denker den Wahrheitsgehalt der Systeme der alten Philosophie zu heben wussten, aber schon früher in der Aufnahme jener alten Intuitionen in das christliche Denken, wozu schon das Neue Testament den Anfang macht. Diese werden, ohne tastendes Versuchen, ohne unsicheres Schwanken aufgenommen und in einen höheren Zusammenhang eingereiht. Gar nicht als etwas Fremdes erscheinen die Anschauungen von den Vorbildern der Welt, von dem organischen Charakter des Geistes, von der Stufenfolge der Wesen, sondern wie auf dem Boden des christlichen Denkens selbst entsprossen. Alle Philosophie fußt auf Religion, die echte Philosophie auf der ganzen Religion, die wahre Philosophie auf der vollendeten Religion. Dies etwa sind die leitenden Gedanken, welche im zweiten Bande der „Geschichte des Idealismus" herausgearbeitet werden. Der warme und überzeugungsvolle Ton, mit welchem die Anfänge der christlichen Philosophie dargelegt werden, zeigt von der ganzen Hingabe des Verf.s an seinen Gegenstand. In dem weiteren Verlaufe der Darstellung treten besonders zwei Persönlichkeiten hervor: Augustinus und Thomas von Aquino. Acht Jahrhunderte trennen ihre Lebenszeit, und doch schließen sich die Ideen aneinander, als wären sie von Mund zu Mund geflossen. Augustinus, der größte der Kirchenlehrer, steht zwischen zwei Zeitaltern; das abgelaufene mit weit bis zu den Anfängen spähendem Blicke überschauend, für das nachfolgende ein Augenpunkt und noch für uns Nachgeborne ein ferner, aber kenntlicher Gipfel am Horizonte; Thomas, der vollkommenste Vertreter der Scholastik, voll Tiefsinn und speculativer Kraft, welcher das Erbgut echter Weisheit zum wohlgeordneten Besitz zusammenführte und in einen großen Zusammenhang einreihte. Die Philosophie des Mittelalters hat eine lehrhafte Tendenz, sie ist im wesentlichen Schulwissenschaft oder Scholastik. Auch hier bewährt der Verf. seine Meisterschaft in der lichtvollen Darstellung des weiten und vielverzweigten Stoffes. Die Abschnitte: „Die Scholastik", „Die Klärung der realistischen Grundanschauung im Streite des Nominalismus und Realismus", „Die Fortbildung der Erkenntnislehre durch den scholastischen Realismus" (§. 67, 69, 71) seien namentlich hervorgehoben. Mit dem Thomismus wetteiferte, ja stellte sich zum Theil in Gegen-

satz die Lehre des irischen Franciskaners Duns Scotus. In dem Vergleiche, welchen der Verf. zwischen beiden zieht, fallen auch manche Streiflichter auf Leibniz, Wolf und Kant. Dieselbe historisch-kritische Betrachtung bezeugt der folgende Theil. Der Monismus der Mystiker, der Nominalismus der Humanisten, Polyhistoren und Gesellschaftslehrer um die Wende des Mittelalters, die Reformation und das Zeitalter der Aufklärung erhalten ihre Stellung zu dem „scholastischen Realismus als Hüter der idealen Principien." Hiemit sei auch auf die realistische Geschichtsschreibung des Verf.s hingewiesen. Sie anerkennt die Realität der idealen Principien und fasst die Philosophie als hingeordnet auf einen realen gedanklichen Inhalt. Die Wahrheit, welche Pythagoras, Platon und Aristoteles suchten, ist dieselbe wie die, nach welcher Augustinus und Thomas forschten. Soweit die Wahrheit im Fortgange der Geschichte erarbeitet wird, ist sie eine Tochter der Zeit, soweit sie einen außerzeitlichen und darum übergeschichtlichen Gehalt in sich hat, ist sie ein Kind der Ewigkeit (II. 550).

Von dem Standpunkte des realistischen Idealismus weist der Verf. die Beseligung ab, welche nach dem bekannten Ausspruche Lessings in dem Suchen nach der Wahrheit liegt (II. 249); sie führt nur zu leicht auf die Irrwege der Skepsis. Wohl können wir auch das hohe Glück ermessen, welches das menschliche Gemüth durchweht, wenn es sich unter felsenfestem Vertrauen in den Urquell alles Seins versenkt und im geheimnisvollen Dämmer am liebsten anbeten möchte, auch wieder Worte und scharf bestimmte Begriffe findet, in denen sich die innere Fülle zum festgefügten Gedankenbau hervorarbeitet: Wie in dem lichtgedämpften und von ragenden Säulen getragenen gothischen Dome berühren uns Töne aus einer anderen Welt (II. 334, 478). Nehmen wir aber den Stand außerhalb des bewunderten Baues, so umflutet auch ihn die Eine Sonne der Wahrheit und lässt ihn nochmals in seinen himmelanstrebenden Formen erscheinen; der Wahrheit Sonne selbst können wir nicht vollends erschauen, denn ihr Glanz blendet das sterbliche Auge. Der Verf. zollt auch Dantes unsterblichem Werke die volle Anerkennung (II. 330), und doch sagt der Sänger der göttlichen Komödie: „Und wenn der Geist die Wahrheit sah, lässt er an ihrem Fuß den Zweifel Wurzel fassen und treibt von Höh'n zu Höh'n dem Höchsten nah."

Wien. Dr. Ant. Frank.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Das ästhetische Erziehungs-System. Ein Grundriss von Dr. A. Wittstock, Schuldirector a. D. Leipzig, Herm. Haacke 1896. X u. 212 SS.

Als ich den Titel dieses Buches gelesen hatte, freute ich mich, etwa den Versuch einer systematischen Darlegung jener bisher nur im einzelnen angebahnten Bestrebungen zu finden, deren Endabsicht dahin gerichtet ist, unser gewiss nicht von Einseitigkeiten freies Unterrichts- und Erziehungssystem dem Ideale einer harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit dadurch näher zu bringen, dass man die Aufgaben künstlerischer Vor- und Durchbildung und deren organische Einpassung in den Rahmen des Bestehenden ernster und zielbewusster ins Auge fasst. Für die bildende Kunst ist Erfreuliches schon geschehen, Musik ist noch, wohl mit Unrecht, fast ganz zurückgeschoben, und die Dichtkunst wird durch sprachliche oder literarhistorische, also rein intellectuelle Interessen noch recht sehr gefährdet. — Doch ich hatte mich geirrt. Der Verf. hat sich sichtlich viel höhere Ziele gesteckt. Er will alle Schäden unserer Zeit überhaupt heilen.

Die jetzige Erziehung sei einseitig verstandesmäßig, deshalb müsse das jugendliche »Empfinden« und »Wollen« ausgebildet werden (S. IX). »In der Gefühlsbildung liegt das Heilmittel gegen die selbstsüchtige und materialistische Zeitrichtung mit ihrer Versunkenheit und Entsittlichung« (ebd.). Da nun der Mensch »das Product der Erziehung ist« (S. VII), so folgt daraus, dass die neue Erziehung »die ästhetische« sein müsse. Wir werden dann darüber belehrt, dass der Verf. das Wort »ästhetisch« anders fasse als der jetzt geltende Sprachgebrauch. »Die ästhetische Erziehung ist diejenige, welche sich, wie der Name sagt (!), auf das Gefühlsvermögen αἴσθησις gründet.« Nun sagt der Name αἴσθησις allerdings nur so viel wie Wahrnehmung, schließt also weder Gefühl noch Gefühlsvermögen in sich. Doch der Verf. geht darüber leicht hinweg. Ja bald darauf lesen wir mit einiger Überraschung: »Ästhetik heißt Empfindungslehre«, und später wieder (S. 11): »das Gefühl ist das Leben«; ebenda: »wie man es auch nennen möge, Empfindung, Lebensprincip oder Inbegriff der Seelen-

erscheinungen, es ist immer ein und dasselbe Urvermögen, die Substanz der Seele, die Seele selbst. Das Gefühl ist die Seele« (!). S. 16 wird eine Unterscheidung von Gefühl und Empfindung versucht: »Das Gefühl wird zur vergeistigten Empfindung. So sieht man den Ausdruck für Empfindungen in den Geberden des Kindes, den Ausdruck für Gefühle in den Blicken.« (!) — Doch gehen wir weiter. S. 20 heißt es: »Aber alle Gefühle, ob körperlicher oder geistiger Natur, sind nur Ein ursprüngliches Gefühl als die letzte Einheit des psychischen Lebens, die zugrunde liegende wirkende Kraft, die alles bindet und ordnet, jenes Centrum, das alle einzelnen Gefühle wie die Radien des Kreises in sich concentriert, weil sie alle aus diesem Mittelpunkte ihren Ursprung nehmen.« Und S. 21: »Durch die ästhetische Erziehung soll allein das Gefühl wirken und treiben als ein durchgreifendes Mittel, das Aggregat des Mannigfaltigen in Einheit zu bringen und ein allgemein giltiges Princip aufzustellen, auf das sich alle pädagogischen Regeln wie auf einen gemeinschaftlichen Standpunkt zurückführen lassen, wobei es von Wichtigkeit ist, dass nur das Ganze des Gefühls in Betracht kommt.« U. s. f.

Soviel vom psychologischen Unterbau.

Aus der durch diesen gewonnenen Einsicht in das Wesen der ästhetischen Bildung wird (S. 22) die Nothwendigkeit körperlicher Ausbildung folgendermaßen abgeleitet: »Denn wie das Gefühl als geistige Form der Leiblichkeit am nächsten steht (?!), so ist auch nur durch eine zweckentsprechende, gesunde Beschaffenheit des Leibes ein natürliches, gesundes Gefühlsleben möglich.« — Im weiteren (S. 27 ff.) werden wir — auch auf Grund des ästhetischen Erziehungssystems? — in dankenswerter Weise darüber belehrt, dass zur gedeihlichen Entwicklung des Menschen 1. kräftige Nahrung nothwendig sei, wenn möglich nach vegetarianischen Grundsätzen, 2. viel freie Luft, 3. Reinlichkeit, 4. zweckentsprechende Kleidung, 5. Bewegung, 6. Spiel und 7. Gymnastik.

In dem Abschnitte über »Bildung des intellectuellen Gefühls« bespricht der Verf. die einzelnen Sinnesgebiete. Der Tastsinn wird als der »allgemeinste« und wichtigste bezeichnet. Von ihm heißt es S. 44: »Dieses Organ ist aus zahllosen Muskel- (!) und Nervenfasern gebildet, die sich bis ins Unendliche über die ganze Oberfläche unseres Körpers verbreiten ...« — »Dieser Sinn richtet (?) alle anderen Sinne.« — »Neben dem Tastgefühl entwickelt sich zunächst das Sehgefühl und das Hörgefühl, dann das Geschmacksgefühl und zuletzt das Geruchsgefühl ...« Ferner S. 45: »Mit dem ersten Strahl des Lichtes, der in die Sehnerven (!) eindringt, was erst einige Wochen nach der Geburt geschieht, dringt auch der erste Geistesstrahl in die Seele.« — ».... der Gehörsinn, das unmittelbare Organ der Intelligenz (!), wodurch wir die Gedanken anderer vernehmen und unsere eigenen mittheilen können.« — Gesicht und Gehör werden (ebenda) als »geistige Sinne« bezeichnet, weil die »Modulationen der Luft ... an sich keine Körper sind, ebensowenig wie das Licht in genauer Auffassung eine Materie ist.« Dagegen sind Geschmack und Geruch »physische« Sinne. »Das hauptsächlichste Organ des ersteren ist die Zunge mit der Fortsetzung

nach Mund, Kehle und Magen, und die Geruchsempfindung geschieht (!) auf der Schleimhaut, die die Nasenhöhlungen überzieht.« — Interessant ist es zu erfahren (S. 45), dass derjenige, »dem eines der Sinnesvermögen fehlt, auch sämmtliche nur dadurch möglichen Empfindungen und Ideen entbehrt«. »So hat der Blindgeborne keine Idee von Farbe ...« — Einer eigenthümlichen Beweisführung begegnen wir S. 47: »Ein mächtiges Sinnesvermögen ist auch das Gehör. In der Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Paris wird berichtet, dass ein Musiker von einem heftigen Fieber dadurch geheilt wurde, dass man ein Concert in seinem Zimmer spielte.« — S. 49 handelt von Anschauung und Wahrnehmung. »Anschauen ist das unmittelbare Vorstellen von Gegenständen.« »Die Anschauung kann auch Wahrnehmung genannt werden.« »Wahrnehmen heißt Empfinden.« »Was man anschaut, wird empfunden, Anschauung ist der Umfang sämmtlicher Empfindungen, die wir von einem Dinge haben.« »Anschauung und Empfindung sind ihrem Wesen nach nicht verschieden, die Empfindung ist die innere Wahrnehmung der Anschauung (!). Während eine Anschauung durch einen Sinn stattfindet, ist damit eine Empfindung verbunden oder es ist vielmehr die Anschauung zugleich die Empfindung und diese Empfindung ist die eigene innere Wahrnehmung.« — Hierauf wird übergegangen zur Besprechung von äußerem und innerem Sinn, womit, wie es scheint, der Unterschied von Wahrnehmungs- und Phantasievorstellungen gemeint ist. Da heißt es denn unter anderem (S. 50): „Das Gefühlsvermögen ist das Ganze des inneren und äußeren Sinnes.« (?) — Gedächtnis ist dem Verf. »ein fortgesetztes, wenn auch nachlassendes Empfinden« (S. 67). »Das Gedächtnis geht, wie alle Geistesfunctionen, nach und nach durch gesetzliche Entwicklung aus dem Gefühlsvermögen hervor. Erinnerung und Gedächtnis ist bloß vorstellende Reproduction des früher Gefühlten, ist nur transformiertes Gefühl.« — S. 68 heißt es — gewiss richtig — von der Sprache: »Mancher Ausdruck würde nicht verstanden werden, wenn man nicht das, was der Ausdruck sagen will, gefühlt hat.« Doch der Verf. fährt kühn fort: »Das führt zum Sprachgefühl. Durch die Sprache wird aller (!) Inhalt an das Gefühl geknüpft.« — S. 69 ff. erörtert der Verf. den Begriff der Wahrheit. »Der Sinn für das Wahre hängt von früh an mit der gesammten Entwicklung zusammen, in allen Menschen ist das Wahrheitsgefühl regsam, sonst wäre keine Wahrheitserkenntnis möglich. Der Mensch würde zu keiner einzigen Wahrheit gelangen, wenn ihm nicht das Gefühl der Wahrheit vorher schon innewohnte.« (!) — »Denken ist nichts anderes als das Streben des menschlichen Geistes, die Wahrheit zu erlangen; wird die Wahrheit nicht gefühlt (?), dann ist es keine durch eigenes Denken gewonnene, sondern gelernte Wahrheit.«

Dass bei der Besprechung der Künste auch — ohne dass ein Wort darüber verloren würde — die Beredsamkeit behandelt wird (S. 78 ff.), darf bei der so weiten Fassung des Begriffes der Ästhetik wohl nicht wundernehmen.

Auf den theoretischen Theil will ich nun nicht weiter eingehen. Es sei vielmehr nur in Kürze der 2. Hauptheil des Buches besprochen,

der die »ästhetische Unterrichtslehre« behandelt. Ich kann auch hier vorwiegend den Verf. selbst sprechen lassen. S. 131 lernen wir ein neues Gefühl kennen, das »Lerngefühl«; es ist dies »der natürliche Trieb des Menschen, sein Wissen und Erkennen mehren zu wollen«. Ebenda heißtes: »Unterrichtet wird durch Mittheilung von Gefühlen.« S. 142 wird die für Sprachwissenschaft und Psychologie gleich wichtige und doch recht angreifbare Behauptung unbewiesen ausgesprochen: »Wort und Gedanke sind eins, Sprechen und Denken sind nicht verschiedene Dinge.« — Die einzelnen Lehrgegenstände werden in erfreulicher Kürze behandelt.

Hierauf bringt der Verf. S. 156 ff. einen »geschichts-pädagogischen« Rückblick, der den Nachweis erbringen soll, dass man schon seit langem das Bedürfnis nach einem »ästhetischen Erziehungssystem« gefühlt hat. Hierbei erfahren allerdings die Grundsätze der Herbart'schen Vorstellungslehre eine zweckentsprechende Weiterbildung, indem (S. 186) gesagt wird: »Die Vorstellungen selbst sind nicht Kräfte, sondern werden hervorgebracht durch das Gefühl. Die centrale Einheit des Menschen ist im Gefühl.« — »Ein Versuch wissenschaftlicher Behandlung der Gefühlspädagogik«, heißt es bescheiden S. 186, »liegt in Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung vor.«

Mit kräftigem Selbstbewusstsein spricht es der Verf. in dem Schlusscapitel »Die Pädagogik der Zukunft« aus, dass »es in der Macht der Erziehung steht, aus allen Zöglingen an Körper und Geist brauchbare tüchtige Menschen zu machen« (S. 193). — »Jeder ist eine Individualität, aber im Gefühl sind alle Menschen gleich.« (!) — »Die Menschen denken verschieden, aber sie fühlen alle auf dieselbe Weise.« — »Darum (!) wird die Wahrheit mit dem Herzen erkannt und nicht mit dem Verstande« (S. 195).

Nachdem (S. 207) nochmals der zu Anfang angeschlagene Gedanke anklingt, »der Mensch ist alles durch Erziehung«, ergibt sich der gewaltige Schluss von selbst (S. 208): »Die Erwartung Kants, dass ein zukünftiger besserer Zustand der Menschheit durch Erziehung hervorgebracht werde, ist nur durch die ästhetische Pädagogik zu erreichen«, und (S. 212): »In der ästhetischen Pädagogik liegt das Heil für alle Zukunft.«

Ich kann es wohl dem Leser überlassen, sich ein Urtheil über die »ästhetische Pädagogik« zu bilden. Doch die eine Bemerkung kann und darf ich nicht unterdrücken, dass Bücher, wie das vorliegende, nur dazu angethan sind, die Pädagogik in jener Missachtung zu — sagen wir es gelinde — erhalten, deren sie sich leider vielfach erfreut. Solange nicht gründliche psychologische Schulung die erste Bedingung für den Befähigungsnachweis bildet, in pädagogischen Dingen mitzusprechen, kann es nicht besser werden. Vor der Gepflogenheit aber, pädagogische Einfälle oder »Ideen« — und mögen sie auch bestgemeinte sein — sofort zu einem ganzen Buche auszuspinnen, indem man sie mit psychologisch sein-sollenden Erörterungen seichtester Art versieht, sei hiermit gewarnt.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

Didaktik und Methodik des Rechnen-, Mathematik- und Physik-Unterrichtes von Dr. Max Simon, Professor am Lyceum in Straßburg, und Dr. J. Kießling, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Sonderausgabe aus Dr. A. Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1895. Preis 4 Mk. 50 Pf.

Der erste weitaus umfangreichere Theil des vorliegenden Buches ist der Didaktik und Methodik des Rechnen- und Mathematikunterrichtes gewidmet und von Prof. Dr. Simon verfasst. In dem Abschnitte „Zur historischen Entwicklung des mathematischen Unterrichtes“ wird das geschichtliche Moment beim Unterrichte besonders betont und die Entwicklung des mathematischen Unterrichtes am Gymnasium skizziert. Dass die erste wirkliche „Methodik und Didaktik“ der Mathematik von Joh. Christ. Sturm herrührt, dass dieser Mann für die Bedeutung seines Faches volles Verständnis hatte, wird in beredter Weise dargethan.

In der „Allgemeinen Methodik“ verweist der Verf. auf die sehr instructive Programmabhandlung des Stadtgymnasiums zu Halle a. S. vom Jahre 1891, in welcher Friedrich Meyer eine Fülle tiefer und anregender Gedanken veröffentlicht und die Beziehungen der Mathematik zu den übrigen Fächern in sehr klarer Weise entwickelt. Gebürend werden die Verdienste Schellbachs um die Schaffung einer wirklichen Schule für Lehrer der Mathematik hervorgehoben und mit Bedauern ausgesprochen, dass Preußen seit dessen Tode den Weg des Fachseminars verlassen hat. — Im weiteren kämpft der Verf. gegen die leider nur allzusehr verbreitete Ansicht an, dass zum Studium der Mathematik eine besondere Veranlagung der Schüler erforderlich sei; schon Herbart schreibt Erscheinungen, welche zu diesem Wahne führen könnten, verspäteten und vernachlässigten Anfängen zu. Bemerkenswert finden wir den Satz, der glücklicherweise ebenfalls immer mehr und mehr an Geltung verliert, „dass es Spitzen von Behörden gibt, welche auf dem Standpunkte stehen, wissenschaftliches Arbeiten sei Sache der Universitätsprofessoren“. Dass man von einem Lehrer, der seinen Beruf voll erfasst, geradezu verlangen muss, dass er mit den Errungenschaften seiner Wissenschaft in Fühlung bleibe, ist zum Segen der Schule heute zumeist anerkannt; freilich ist es wünschenswert, dass die Arbeiten des Lehrers von der Schule ihren Ausgangspunkt nehmen, um in der Schule zu enden. — Weiters wird mit vollem Rechte auf die Eigenthümlichkeit der Deutschen aufmerksam gemacht, welche der Elementarmathematik an ihren Universitäten wenig oder gar keinen Platz einräumen, während dies in England, Frankreich, Dänemark und anderen Ländern sich ganz anders verhält. Namentlich wird auf die hohe Bedeutung Petersens hingewiesen, welcher Universitätslehrer das Studium der Elementarmathematik in solcher Weise förderte, dass alle Lehrer ihm nur Dank wissen. Seine Methodik der Constructionsaufgaben nimmt unter den neueren didaktischen Erscheinungen gewiss den ersten Rang ein. Der Ansicht ist allerdings der Verf., dass an die wissenschaftliche Ausbildung, welche

die Universität zu bieten vermag, sich die praktische anschließen müsse; auch diese letztere will er durch eine Prüfung abgeschlossen wissen. Dass der angehende Mathematiklehrer wie jeder andere sich auch in den übrigen Lehrgegenständen orientieren müsse, ist eine ganz gerechtfertigte Forderung. Zwecke, welche durch den mathematischen Unterricht erreicht werden, werden vom Verf. hervorgehoben und zwar speciell der Nutzen, den dieser Unterricht für die Logik, für die Erziehung zur „Kritik und geistigen Unabhängigkeit“, zum Verständnisse für die Naturgesetze, zur Erweckung der freien schöpferischen Selbstthätigkeit gewährt. Thatsächlich muss in letzterer Beziehung die Schaffensfreude, welche den Schüler beim Lösen von Aufgaben erfüllt, als ein sehr wichtiges erziehliches Element im mathematischen Unterrichte anerkannt werden. Gerade aus diesem Grunde muss der Lehrer den dogmatischen Vorgang vermeiden und der genetischen Methode den ihr gebürenden Rang einräumen; andererseits muss er in der Wahl der Aufgaben, die dem Schüler vorgelegt werden, sehr sorgsam sein, damit die Kraft des Schülers nicht überschätzt werde und derselbe die Lösung der Aufgaben nicht anderen überlasse. Im besonderen wendet sich S. zu den großen didaktischen Vortheilen, welche eine rationelle Übung von Constructionsaufgaben bietet. Durch diese Art von Aufgaben wird die Phantasie mehr wie durch irgendeine andere Art von Aufgaben entfesselt; in der Behandlung von Constructionsaufgaben tritt das wirklich künstlerische Element in der Mathematik klar zutage. In der Arithmetik spielt die Synthese, der Ansatz der Gleichung, dieselbe bildende Rolle; sie fördert in hohem Grade das selbständige Denken. Der wesentliche Zusammenhang des mathematischen und Zeichenunterrichtes, des ersteren und des Unterrichtes in der darstellenden Geometrie wird im Nachfolgenden hervorgehoben. Sehr richtig betont der Verf., dass die descriptive Geometrie der Mathematik zugehört und dass deren Lehrer über eine tüchtige mathematische Bildung verfügen müsse. Hier möchte Ref. wieder einmal für die Aufnahme der Elemente der Projectionslehre in den mathematischen, speciell in den stereometrischen Unterricht unserer Gymnasien eintreten; in Österreich sind in dieser Hinsicht erfolgreiche Lehrversuche zu wiederholtenmalen gemacht worden, und es ist kein Zweifel, dass die Schüler hiefür dem Lehrer nur Dank wissen werden. In den einfachen Aufgaben der Projectionslehre, welche eine vortreffliche Anwendung stereometrischer Elementarsätze sind, liegt das bildende Element derselben. Es soll mit weiser Einschränkung Projectionslehre und synthetische Geometrie an allen Schulen, welche den Charakter von Mittelschulen haben, betrieben werden. Auch die letzte Philologenversammlung in Wien hat — wie der Verf. ebenfalls erwähnt — zur facultativen Einführung der Projectionslehre und zwar durch den Lehrer der Mathematik aufgefordert. Was den Zusammenhang der Mathematik und der übrigen Lehrgegenstände der Mittelschulen betrifft, so wird das Verhältnis von Mathematik und Deutsch in erster Linie berührt; Prof. Schotten sagt: „Jede Mathematikstunde soll auch zugleich eine deutsche Stunde sein, denn gerade im mathematischen Unterrichte lässt sich eine Vollkommenheit der Sprache in Hinsicht der Correctheit und Folgerichtigkeit erreichen, die von

dem heilsamsten Einfluss auf die Sprache und das Denken überhaupt sein muss.« Dem stimmt der Ref. vollkommen bei: gerade der Lehrer der Mathematik hat es in der Macht, jedem überschwänglichen Phrasenthum entgegenzutreten und auf Präcision und Klarheit des Gesagten mit Nachdruck zu dringen. Auch bei den Reifeprüfungen soll — wie anerkannt wurde — dem deutschen Aufsatze bei der Beurtheilung der Reife des Candidaten die erste Rolle zugewiesen werden, andererseits soll aber die Ausdrucksweise des Schülers bei der mündlichen Prüfung, die logische Entwicklung in Anschlag gebracht werden, und dann kann man über Lücken im fachlichen Wissen, wenn sie keine allzu großen sind, gern hinwegsehen. — Weiter erörtert S. die Befähigung der Frauen für das Studium der Mathematik und gelangt zu dem Schlusse, dass seines Erachtens die ganze Entwicklung der Frauenfrage mit absoluter Nothwendigkeit auf die Einführung der Mathematik in den Lehrplan der höheren Töchterschule drängt, wie es ja thatsächlich an den meisten unserer österr. Anstalten dieser Art geschehen ist. — Bezüglich der Variabilität der Auswahl des Lehrstoffes stimmen wir den Ausführungen S.s vollkommen bei: dass die Auswahl des Lehrstoffes aus dem großen Gebiete der Elementarmathematik keine für alle Zeiten bleibende sein kann, ist begreiflich, wenn man erwägt, welche Wandlungen die Didaktik der einzelnen Disciplinen im Laufe der Zeiten durchmacht. So ist es z. B. mit der synthetischen Geometrie, welche durch die Forschungen und Arbeiten Steiners und seiner Schüler vollkommen schulgerecht gemacht wurde, so mit der Lehre von den Determinanten, der Wahrscheinlichkeitsrechnung und anderen Partien. Sehr beherzigenswert ist das Wort des Verf.s: »Nichts wirkt auf den Schüler der obersten Classen so bildend als die leidenschaftliche Hingabe des Lehrers an seinen Gegenstand, darum darf sich keine Schablone zwischen den Lehrer und seine Schüler drängen.« Man muss, wenn man einen befriedigenden Unterrichtserfolg erreichen will, der Eigenart des Lehrers den nöthigen Spielraum lassen, und es wird Sache der vorgesetzten Behörden sein, zu überwachen, dass die Arbeit des Lehrers zwischen den gesetzlich normierten Grenzen sich vollzieht. Wenn der Verf. S. 34 behauptet, dass »der österr. Lehrplan — der Vortrefflichkeit der Instructionen zum Trotz — die Mathematik auf der obersten Stufe des Gymnasiums ganz abschafft«, so muss dem widersprochen werden. In der letzten Classe soll die Wiederholung des mathematischen Lehrpensums platzfinden und dasselbe durch vielfache Aufgaben illustriert und geübt werden. Gerade in dem letzteren Punkte ist dem Lehrer ziemlich freies Spiel gelassen, und es können gelegentlich der Behandlung der einzelnen Probleme wertvolle Erweiterungen und Ergänzungen erbracht werden. Mit besonderem Nachdruck betont der Verf. in seinen weiteren Erörterungen das langsame Fortschreiten im mathematischen Lehrstoffe; er spricht sich ferner für keine der oft genannten Lehrmethoden ausschließlich aus, sondern fordert den Lehrer auf, dem Schüler die innere Nothwendigkeit anschaulich zu machen, welche Satz mit Satz, Erkenntnis mit Erkenntnis verknüpft. Jene Methode, welche die meisten großen Fortschritte im Gefolge hat, erkennt er als die combinatorische. So weit verbreitet sich

der Verf. in seinen Erörterungen über die allgemeine Methode des mathematischen Unterrichtes.

Der folgende Abschnitt handelt von der Methodik und Didaktik des Rechenunterrichtes. Die Worte Prof. Lorbergs in dieser Richtung müssen als Devise gelten: »Selbst wenn der algebraische Unterricht auf directe Unterstützung durch den Rechenunterricht verzichten muss, so darf er wenigstens auf das Bestimmteste die Forderung stellen, dass ihm die Schüler im Rechenunterrichte nicht verdorben werden, was durch Gewöhnung an ein mechanisches, gedankenloses Rechnen unausbleiblich geschieht; in diesem Falle ist die durch den Rechenunterricht erzielte Bekanntschaft mit dem wesentlichen Stoffe der Algebra geradezu ein Nachtheil, weil sie nach Abstumpfung der Wissbegierde dem algebraischen Unterrichte auch das Reizmittel der Neugier entzieht.« Dem Rechenunterrichte müssen alle mechanischen Griffe fern bleiben; denn nur dann kann dieser Unterricht als eine Propädeutik für jenen in der eigentlichen Mathematik betrachtet werden. Aus diesem Grunde wendet sich der Verf. auch gegen den Unfug, »den Rechenunterricht in den unteren Classen Elementarlehrern oder dem ersten besten Probecandidaten« zu übertragen. Dieser Unterricht soll nur gut dafür vorgebildeten Mathematikern vorbehalten werden. Die schwerwiegenden Bedenken, welche S. gegen die Voranstellung der Decimalbruchrechnung vor dem Rechnen mit den gemeinen Brüchen hat, theilt der Ref. nicht; im Gegentheile folgt die Decimalbruchrechnung so unmittelbar aus dem Wesen einer dekadischen Zahl, aus der Stellenbedeutung einer Ziffer, dass des Ballastes der Bruchrechnung ganz gut entbehrt werden kann. Dass die Decimalbrüche »sehr ungeeignet für das Kopfrechnen sind«, möchte Ref. ebenfalls anzweifeln. — Nach der Ansicht des Verf.s soll die abgekürzte Multiplication und Division aus dem Pensum der Schule ausgeschlossen werden; auch dem stimmt der Ref. nicht bei. Das Verständnis des Verfahrens übersteigt keineswegs die Fassungskraft der Schüler, wenn der Lehrer sich die Sache zurechtgelegt hat und Mühe und Geduld nicht scheut. Die Aufgaben aus der Kreismessung, der Flächenberechnung ebener Figuren, der Volums- und Oberflächenberechnung der Körper erfordern die Kenntnis des abgekürzten Rechnens mit den Decimalzahlen und den unvollständigen Zahlen und werden ohne Verwendung dieses Rechnens sehr oft sinnlos gelöst. Was den Umfang des arithmetischen Pensums betrifft, so geht hierin der Verf. weiter, als es für die österr. Gymnasien vorgeschrieben ist; denn er setzt als Grenze desselben die Leibniz-Gregory'sche Reihe und will die Ausdehnung des Binomes auf negative und gebrochene Exponenten, dessen Anwendung auf die Exponentialfunction, die logarithmischen und trigonometrischen Reihen aufgenommen wissen. Ob das Ziel des arithmetischen Pensums »die Vorbereitung auf die Functionentheorie« sein soll, mag auch dahingestellt bleiben; jedenfalls dürfte von den meisten Fachgenossen dieses Ziel als ein zu hoch gestecktes betrachtet werden, zumal die Mittelschule die Vorbereitung für das an der Hochschule zu Lehrende nicht im Auge zu behalten hat. Mit vollem Rechte betont S. die Einschränkung aller rein formalen Algorithmen, die Aufnahme der kubischen Gleichungen an

allen jenen Mittelschulen, welche diesem Gegenstande mehr Zeit zu widmen vermögen, da die Theorie dieser Gleichungen geeignet ist, den Schüler im mathematischen Denken zu üben, die Aufnahme der so fruchtbaren Lehre von den Maxima und Minima von Functionen. In letzterer Beziehung empfiehlt sich die Methode der gleichen Ordinaten, welche bessere Dienste leistet, als die Fermat'sche Methode und die Methode der Derivationen, die denn doch einer höheren mathematischen Unterrichtsstufe vorbehalten bleiben soll. Dass die Wahrscheinlichkeitsrechnung intensiv behandelt werden soll, ist wünschenswert, da »fast jede einzelne Aufgabe wegen der verschiedenen Möglichkeit der Auffassung eine treffliche Schule der Urtheilskraft bildet.« Der Verf. spricht sich auch für die Aufnahme des Infinitesimalen in das Pensum der höheren Schulen aus; allerdings — so muss der Ref. hinzufügen — muss in dieser Beziehung mit der größten Vorsicht vorgegangen werden, denn ein Zuviel müsste als entschieden gefährlich betrachtet werden. In dieser Beziehung, wie in so vielen anderen Behandlungen elementarer Partien, wird uns Schellbach ein Muster sein, der es verstanden hat, nach seinen Methoden auch schwierigere Probleme zugänglich zu machen.

In dem Abschnitte, der über die Didaktik der Arithmetik und Algebra handelt, finden wir unter anderem sehr beherzigenswerte Bemerkungen über die Behandlung der Irrationalzahlen, wobei auch des Zusammenhanges der letzteren mit Kettenbrüchen gedacht wird. Recht ansprechend müssen wir auch die vorgetragene geometrische Quadratwurzelausziehung betrachten. Gegen die Beseitigung der Wahrscheinlichkeitsrechnung aus dem Lehrplane der Gymnasien spricht sich der Verf. mit Recht aus und er bezeichnet einen derartigen Vorgang als »das schwerste Vergehen des neuen preußischen Lehrplanes gegen den Geist des mathematischen Unterrichtes«. Nicht zu billigen ist es, dass der Verf. für die Prima einen nicht unbeträchtlichen Theil der algebraischen Analysis vorschlägt, ja sogar soweit geht, die graphische Darstellung der Exponentialfunction mit complexen Exponenten zur Aufnahme in den Lehrplan zu befürworten, und dabei auch der conformen Abbildung zu gedenken.

Die Geometrie soll nach der Ansicht des Verf.s als eine Erfahrungswissenschaft aufgefasst werden, »deren Begriffe sich aus der Anschauung im Laufe ungezählter Jahrtausende entwickelt haben«. Was die nichteuclidische Geometrie betrifft, so glaubt Ref. im Sinne der meisten Fachcollegen zu sprechen, wenn er sich gegen die Aufnahme derselben in den Mittelschulunterricht mit aller Entschiedenheit ausspricht; der Lehrer muss selbstredend diese Geometrie genau kennen. Die systematischen Entwicklungen der gegenseitigen Abhängigkeit der Figuren voneinander, wie sie von Jakob Steiner gegeben wurden, sollen dem Schüler nicht ganz fremd bleiben, wenn andererseits auch ein tieferes Eindringen in dieselben in der Mittelschule schon wegen Zeitmangels nicht thunlich ist. Dass die antike Geometrie die Figuren im Sein, die moderne Geometrie dieselben im Werden betrachtet, kann dem Schüler an mehreren Stellen des geometrischen Unterrichtes klar gemacht werden. Mit Recht betont der Verf. die Constructionen in der Schule und ist

der gewiss ganz richtigen Ansicht, dass der Schüler zur »Ökonomie der Constructionen« verhalten werden müsse. Bezüglich der eventuellen Trennung der Stereometrie und Planimetrie oder der »Mit- und Durcheinanderentwicklung« dieser Disciplinen glaubt nach den gemachten langjährigen Erfahrungen der Ref. sich für die erstere aussprechen zu sollen; andererseits möchte er sich aber für eine engere Verbindung stereometrischer und trigonometrischer Aufgaben aussprechen, als sie bisher stattfand. Aus diesem Grunde würde er auch der Absolvierung der Trigonometrie vor der Stereometrie das Wort reden. Was der Verf. von den didaktischen Schwierigkeiten, welche die analytische Geometrie in sich bergen soll, behauptet, kann der Ref. keineswegs unterschreiben. Erfahrungsgemäß erzielen die Lehrer in Österreich gerade in diesem Fache der Elementargeometrie sehr befriedigende Erfolge, und für keinen anderen Zweig derselben — vielleicht die Constructionsaufgaben ausgenommen — zeigen die Schüler ein so besonderes Interesse, als gerade für die Coordinatengeometrie, deren Wichtigkeit für den zukünftigen Studierenden der Naturwissenschaften, der Medicin, der Statistik und anderer Wissenschaften genügend einleuchtet.

In der speciellen Didaktik der Planimetrie möchte der Ref. bemerken, dass die Winkeldefinition, welche der Verf. S. 83 gibt: »Der Winkel ist die Grenze des Kreissectors bei fortwährend und über jedes Maß wachsendem Radius«, eine nicht entsprechende und zu gekünstelte ist. Die Betrachtung des Winkels als des Richtungsunterschiedes zweier Geraden wird denn doch immer die besten Dienste leisten. Verfehlt erscheint es dem Ref. weiters, die goniometrischen Functionen als »Maßzahlen« zu definieren.

Die Volumsberechnung will der Verf. ebenfalls, wie die meisten Lehrer der Mathematik, auf das Princip von Cavalieri gegründet wissen. Nur nebenbei kann gezeigt werden, dass die Volumsbestimmung gut gelingt unter Anwendung der Sätze über die Summe der Quadrate oder der Kuben der natürlichen Zahlen, wobei allerdings sehr scharf auf den Grenzbegriff eingegangen werden muss. Für vortheilhaft hält es der Ref., an die Lehre vom Kegel einige wichtige Eigenschaften der Kegelschnitte in einfacher synthetischer Weise anzureihen; in dieser Beziehung liegt dem Ref. ein Heft vor, welches die Vorträge über diesen Gegenstand von Dr. Karl Neumann umfasst. — Dass man Biographien hervorragender Mathematiker den Schülern gibt, hält Ref. für ersprießlich. — Den Satz: »Will der Lehrer Differentialrechnung oder höhere Algebra treiben, so hindere man ihn nicht, vorausgesetzt, dass er das Nothwendige absolviert hat« (S. 108) hätte der Verf. lieber beiseite lassen sollen; bei aller Hochachtung für jene Männer, welche dem Lehrer innerhalb gewisser Grenzen freien Spielraum gestatten, hält er einen derartigen allzu freisinnigen Ausspruch geradezu für gefährlich.

Ein specieller Abschnitt ist der Unterrichtsführung gewidmet, und mehrere in demselben vorkommende Dicta mögen im Folgenden näher beleuchtet werden. Die Extemporalien erkennt der Verf. mit Recht als schädlich an. Für die Bearbeitung der Quartalfragen in der Schule

würde Ref. — soweit es die oberen Classen betrifft — stimmen, da derartige Arbeiten eine passende Vorbereitung für die Maturitätsprüfung bilden. — In die Maturitätsaufgaben solche einzuflechten, welche Reproductionen des vorgenommenen Lehrstoffes bilden, hält Ref. für unpassend. Ob das „ganze Maturitätsexamen, das aus dem Misstrauen gegen den Lehrerstand hervorgegangen ist, zu verwerfen“ sei, wie der Verf. S. 110 angibt, möchte Ref. sehr in Abrede stellen; es kann sowohl dem Lehrer erwünscht sein, vor einer behördlich nominierten Person zu zeigen, wie es ihm gelungen ist, seinen Schülern den zum Besuche einer Hochschule erforderlichen Grad geistiger Reife zu ertheilen, andererseits wird — gerade in unserer Zeit der Concurrenz — durch die Vorbereitung zum Maturitätsexamen der Candidat zu ernster Arbeit, die wohl abgetheilt und erwogen werden muss, angehalten werden; weiters könnte — so glauben wir — der Staat auf diese Controle der Leistung einer Schule nie und nimmer verzichten. Freilich muss die Maturitätsprüfung in jenem Sinne gehalten werden, wie er durch unseren Organisationsentwurf und durch die demselben angeschlossenen, im Laufe der Jahre hinzugekommenen Vorschriften angegeben ist; der Candidat muss auf seine geistige Kraft erprobt werden, Gedächtnismäßiges und Eingehen auf Subtilitäten muss in den Hintergrund gedrängt werden. Dass ein so gehaltenes Examen „die Grenze dessen überschreitet, was man den Nerven des Knaben (wohl doch Jünglings sollte es heißen) zumuthen sollte“, stellt Ref. direct in Abrede. — Nach der Ansicht des Verf.s sollen die Hausarbeiten (darunter sind unsere Präparationen verstanden) in den untersten Classen in erster Linie der allgemeinen Schulzucht dienen und dem Fache nur insoferne, als Schüler ein Fach, für das sie nicht schriftlich arbeiten müssen, auch nicht zu respectieren vermögen. Dem kann Ref. ebenfalls nicht vollends beistimmen; die Präparationen dienen zur Festigung des vorgetragenen Lehrstoffes, zur Repetition desselben und sollen der freien Thätigkeit des Schülers (namentlich in den Oberclassen) den erforderlichen Spielraum gewähren. Freilich wird dabei vorausgesetzt, dass der Schüler sich nicht mit fremden Federn schmücke und des Hauslehrers, der überflüssig ist, wenn die Schule vollauf ihre Pflicht thut, entbehre. — Der Verf. spricht sich gegen die Vornahme der indirecten Beweise in der Schule aus und will dieselben durch das Princip von Drobisch ersetzt wissen. Sei dem, wie es sei, jedenfalls darf in der Schule kein Beweis platzfinden, der nicht den zureichenden Erkenntnisgrund aufdeckt. — Dass der Verf. in seinen weiteren Erörterungen sich gegen die fortgesetzte Verdeutschung der Fachausdrücke ausspricht, gegen die „Sprachreinigung“, wie sie heutzutage bezeichnet zu werden pflegt, kann Ref. nur vollends billigen. Es genügt nur darauf hinzuweisen, dass durch einen solchen Vorgang das Verständnis zwischen den verschiedenen Nationen in höchst unnöthiger Weise erschwert wird. — Dass die für das Gymnasium anzustrebende wöchentliche Stundenzahl in der Mathematik vier für alle Classen sein soll, ist nur ein billiges Verlangen, und es würde daraus sicher ein für den Unterrichtserfolg erheblicher Vortheil entspringen. Mit dem, was der Verf. über die Lehrbücher und Aufgaben-

sammlungen sagt, können wir uns ebenfalls vollkommen einv
erklären. So spricht er sich ziemlich scharf dagegen aus, dass
buch dem Schüler das Material liefern soll, dass dieser ängs
an das erstere klammere. — Bezüglich der Geometrie spricht er
großer Anerkennung — und dies mit vollstem Rechte — über
buch von Henrici und Treutlein aus. Der Verf. befürwo
die Verwendung von Werken der außerdeutschen Literatur, w
selben in schul- und sachgemäßer Weise ins Deutsche übertra
In dieser Beziehung wird auf die Schriften von Serret (
Elemente der Arithmetik), auf das Lehrbuch der Trigonom
Briot und Bouquet, auf die Werke des Engländers Todhu
des Franzosen Biot aufmerksam gemacht. Die nicht zu unters
österreichische Schulbücherliteratur auf dem Gebiete der E
mathematik wird von dem Verf. in keinerlei Weise gewürdigt.

Der zweite Theil des vorliegenden Buches ist der
gewidmet. In demselben wird eingehend über die Stellung, d
und das Ziel des physikalischen Unterrichtes, dann über die Bed
für den Erfolg desselben gesprochen und es werden wesentliche Bem
zu den einzelnen Erscheinungsgebieten gemacht. Mit Recht hebt
hervor, dass der Lehrstoff für den naturwissenschaftlichen Unte
allgemeinen, für den physikalischen im besonderen theils aus
fahrungen des täglichen Lebens, theils durch richtig geleitete
tungen an den Experimenten unter steter Heranziehung der Sel
keit des Schülers erst gewonnen werden müsse. Ein Ve
der Fähigkeit der Schüler, welche dem Gymnasi
der Realschule entstammen, selbständige Arbei
greifen zu können und selbständig ihre Wege zu
fällt in Übereinstimmung mit den Anschauungen u
führungen von Helmholtz zu Gunsten der ersteren
Unter den Bedingungen für den Erfolg des Unterrichtes in d
wird in erster Linie hervorgehoben, dass der Lehrapparat nach
Inhalt und Anordnung den Forderungen des Unterrichtes en
dies wird erreicht durch geeignete Unterrichtslocalitäten, du
ausreichende Apparatensammlung, wobei der objectiven Dar
mittel besonders gedacht wird, durch die mechanische Hand
des Lehrers, welche derselbe sich schon in seiner Studienzeit
muss. Mit gutem Grunde betont der Verf., dass es nur im Un
interesse liegen kann, wenn in den einzelnen Schulen Expe
bücher ausgearbeitet werden, die für den Lehrer ein gerade
behrlicher Behelf beim physikalischen Unterrichte werden kö
dieser Beziehung erwähnt der Verf. den Leitfaden für phy
Schülerübungen von Noack und die für die Selbstthätigkeit d
bestimmten Anweisungen von Meiser und Mervig, welche
Ausarbeitung eines solchen Experimentierbuches sich vortheilhaft
können. — Was die Stoffauswahl betrifft, so ist vom Verf. da
betont, dass »weniges gründlich betrieben bei der Mehrzahl d
unfehlbar ein nachhaltiges Interesse erweckt, während das Übe
mit vielen, besonders aber mit vereinzelten Notizen, die Empfä

des Geistes abstumpft und auch bei den Fleißigen ein todtes Wissen zur Folge habe«. Die Bifurcation des physikalischen Unterrichtes wird von dem Verf. anerkannt, doch wird mit gutem Grunde gefordert, dass, wenn der Unterricht auf der Unter- und Oberstufe in verschiedenen Händen liegt, eine Einigung der betreffenden Lehrer über eine bindende Auswahl des auf jeder Stufe zu behandelnden Stoffes ein dringendes Bedürfnis ist. Im weiteren wird eine auf drei Semester berechnete Stoffauswahl für die Unterstufe nach dem Vorschlage von Börner, eine solche für einen zweistufigen (je zwei Jahre) umfassenden Unterricht am Gymnasium, wie sie von Eichler vorgeschlagen wurde, angegeben. Der Unterrichtsgang, welcher durch bestehende Vorschriften und Instructionen in allen Ländern normiert ist, muss durch das behördlich zum Unterrichtsgebrauche zugelassene Lehrbuch gegeben sein. Ein knechtisches Befolgen des Lehrbuches würde den Flug des Lehrers hemmen und didaktisch zu verwerfen sein. Als Muster zweistufiger Darstellung hebt der Verf. das 1885 von Krumme herausgegebene Lehrbuch der Physik hervor.

Die Lehrform im Physikunterrichte betreffend, sagt der Verf., dass »über die zu befolgende Unterrichtsmethode allgemeine Vorschriften nicht gegeben werden können«; er hebt diesbezüglich den Gegensatz »der bis ins Einzelne bindenden Bestimmungen der Instructionen für die österreichischen Gymnasien« und der preußischen Unterrichts- und Prüfungsordnung vom Jahre 1859 hervor. Dem muss Ref. entgegentreten, da nach dem Sinne der österreichischen Instructionen der Lehrer durchaus nicht in der freien Bewegung gehindert werden soll, und allgemeine Winke insbesonders dem Anfänger nur erwünscht sein können. Dem aber muss unbedingt beigestimmt werden, dass im Physikunterrichte auf jeder Stufe und in allen Erscheinungsgebieten im mannigfachen Wechsel, je nach dem Fortgange der Entwicklung inductive und deductive Schlussreihen einander ablösen müssen. Die Anschließung an den historischen Gang der Forschung im Unterrichte wird sich nur vortheilhaft erweisen. Dementsprechend befürwortet der Verf. die Einbeziehung biographischer Daten, welche auf die großen Geistesheroen bezugnehmen, in den Physikunterricht. Vollständig in Übereinstimmung befindet sich der Ref. mit den Anschauungen des Verf.s bezüglich der didaktischen Ausnützung des Unterrichtsstoffes; insbesonders hält es der Ref. für angezeigt, die Irrthümer und Fehlschlüsse, welche den fehlerhaften Antworten der Schüler zugrunde liegen, eingehend und liebevoll zu prüfen. Eine genaue und in jeder Beziehung entsprechende Erörterung erfahren die Bedenken gegen eine dogmatische Darstellung des physikalischen Lehrstoffes, und es werden auch wertvolle Winke ertheilt, welche auf den Wert der Berücksichtigung der Hypothesen bezugnehmen. Dass das experimentelle Verfahren den Mittelpunkt des physikalischen Unterrichtes bilden müsse, dass ferner dem Versuche oder der messenden Versuchsreihe eine genaue Beschreibung des Apparates mit Hervorhebung der wesentlichen und unwesentlichen Theile desselben voranzuschicken ist, dass weiter es nicht rathsam erscheint, eine Erscheinung zuerst eingehend zu beschreiben und dann zu zeigen, vielmehr es geboten ist, die Aufmerksamkeit der Schüler

auf das zu Beobachtende zu richten, die Schüler dann selbst beobachten und das Beobachtete beschreiben zu lassen, wird in klarer Weise hervorgehoben. Auf Grund der Erörterungen in der Directorenversammlung für Schleswig-Holstein im Jahre 1889 werden die Gesichtspunkte dargelegt, welche für die Stellung des Experimentes im physikalischen Unterrichte in Betracht zu ziehen sind. — Was die praktische Selbstthätigkeit der Schüler betrifft, so befürwortet der Verf. die Anregung zu häuslicher Beschäftigung mit physikalischen Fragen, insbesonders die graphische Darstellung ausgeführter Beobachtungsreihen, und spricht auch den Wunsch aus, dass für die häusliche praktische Beschäftigung Sammlungen von solchen Aufgaben hergestellt würden. Dort, wo die Verhältnisse günstig liegen, in erster Linie der den Physikunterricht leitende Lehrer regen Sinn für die Sache hat, die Sammlungen und die Raumverhältnisse die entsprechenden sind, mögen Schülerexperimente als facultativer Unterrichtsgegenstand platzgreifen; gegen die allgemeine Einführung solcher Übungen muss aber Stellung genommen werden. — Der Verf. kommt nun auf das Verhältnis des Physikunterrichtes zum mathematischen Unterrichte zu sprechen und wünscht eine rege Beziehung derselben; insbesonders soll die Mathematik recht oft ihre Aufgaben dem Gebiete der Physik entnehmen. Physikalische Rechenaufgaben sollen berücksichtigt werden. Besonderes Gewicht legt der Verf. auf die Behandlung der Näherungsformeln in der Physik, auf die Betonung des allgemeinen Functionenbegriffes, der auch graphisch dargestellt werden soll, auf die Hervorhebung des Begriffes der Proportionalität und des Proportionalitätsfactors. — Mit gutem Grunde spricht er sich — eingehend auf die Behandlung der einzelnen Erscheinungsgebiete — gegen die Voranstellung der »allgemeinen Eigenschaften« beim Physikunterrichte aus, zumal man hier zu leicht in die Lage kommt, auf Hypothesen beruhende Betrachtungen einzuflechten. In der Mechanik der Unterstufe hält es der Verf. für gerathen, die »einfachen und classischen Beobachtungen und Gedanken, aus welchen die großen Forscher die Physik aufgebaut haben«, zu benützen. Die Grundbegriffe der Mechanik sollen nach der zu billigenden Ansicht des Verf.s in einer Weise dargestellt werden, wie dies von Hertz in seiner epochemachenden »Mechanik« geschehen ist. Mit Recht betont der Verf., dass die Einführung des Vectorbegriffes in den Unterricht, welche keinerlei Schwierigkeiten in sich birgt, große Vortheile bietet. Das Centimeter-Gramm-Secunden-System soll von vornherein allen mechanischen Maßbestimmungen zugrunde gelegt werden. Bezüglich der Erläuterung des Begriffes der lebendigen Kraft als einer verwandelbaren Größe macht der Verf. auf die »Schule der Elementarmechanik« von Schellen aufmerksam. Eingehend verbreitet sich der Verf. über die Darstellung der Schwingungsbewegung in der Schule und ist der Ansicht, dass man hier auch mit großem Vortheile von der zwischen Arbeit und lebendiger Kraft für eine veränderliche Kraft geltende Beziehung ausgehen müsse. — In der Wärmelehre hält es der Verf. mit vollem Rechte für angemessen, von der ersten Darstellung der Wärmeerscheinungen auf der Unterstufe jede theoretische Speculation fernzuhalten, ferner die Thermometrie von der Calorimetrie

zu trennen. Der Begriff der Wärmemenge und deren Einheit soll nicht unvermittelt eingeführt, sondern durch entsprechende Versuche vorbereitet werden. Auf den Parallelismus der Begriffe Wärmequantität und Wärmeintensität einerseits, elektrische Ladungsquantität und Ladungsintensität andererseits soll eingegangen werden. — Einen Abriss der meteorologischen Lehren der Wärmelehre nachzustellen, hält der Verf. mit Recht nicht für gerathen; die Grundzüge der Meteorologie sollen mit den betreffenden calorischen Erscheinungen im Zusammenhange dargestellt werden. — In der Optik empfiehlt der Verf. zur objectiven Darstellung der Lichterscheinungen dort, wo elektrisches Licht nicht vorhanden ist, die Anwendung der von Dr. Elkan in den Handel gebrachten Zirkonlampe. Wenn, so meint der Verf., die Polarisationserscheinungen nicht in ausreichender Weise zur Darstellung gebracht werden können, so wäre auf eine theoretische Auseinandersetzung über das Wesen des Lichtes zu verzichten. Der Ref. ist derselben Ansicht, stellt aber gleichzeitig die Forderung auf, dass man unter keinerlei Umständen von einer Erörterung der Polarisationserscheinungen absehen dürfe. Gerade die Lehre vom Lichte bietet dem Lehrer Gelegenheit, den Schülern ein vollkommen abgerundetes System einer naturwissenschaftlichen Disciplin in mustergiltiger Weise vorzuführen, und man wird gut thun, eher specielle Details in anderen Partien wegzulassen, als die Lehre vom Lichte einzuschränken. — Was den Unterricht in der Lehre vom Magnetismus und der Elektricität betrifft, so betont der Verf. richtig den Gebrauch des Lehrbuches der Elektricitätslehre von Jamieson seitens des Lehrers. Dies ist — was Anordnung der Versuche betrifft, was ferner Eingehen auf die neueren Methoden und Anschauungen anbelangt — thatsächlich eines der besten Hilfsmittel bei der Leitung des Unterrichtes in der Lehre vom Magnetismus und der Elektricität. Nach den Ansichten des Verf.s darf die Vorstellung zweier elektrischer Fluida stofflichen Charakters als Träger der elektrischen Erscheinungen gegenwärtig dem Unterrichte nicht mehr zugrunde gelegt werden. Ob man dies auf leichte Weise erreichen wird, möchte Ref. sehr anzweifeln; immerhin wird das obengenannte Lehrbuch von Jamieson auch hierin dem Lehrer ein verlässlicher Rathgeber sein. Für die Einführung in das Gebiet der elektrostatischen Erscheinungen auf der Unterstufe schlägt der Verf. folgende Gruppierung vor: Erregung des elektrischen Zustandes, Erkennungsmerkmal, Wirkungsgesetz; Übertragbarkeit des elektrischen Zustandes, verschiedenes Verhalten der Leiter und Nichtleiter, Construction und Anwendung des Elektroskops; Sitz der elektrischen Ladung; Ladungsmenge, Ladungsdichtigkeit, Ladungsgrad; Capacität; Vorgänge im elektrischen Felde. Unter Ladungsgrad oder elektroskopischer Kraft versteht der Verf. eine der Divergenz der Goldblättchen proportionale Größe. Man hat dieselbe zuweilen auch nach dem Vorschlage von Poske als »Elektricitätsgrad« bezeichnet. Ein Eingehen auf die in der Faraday-Maxwell'schen Darstellung enthaltenen Hypothesen hält der Verf. für den Schulunterricht entschieden ungeeignet, da »diese Hypothesen noch keine einwurfsfrei klare und anschauliche Gestaltung angenommen haben«. Dem kann Ref. nicht vollinhaltlich beipflichten;

wenn man auch dem Schüler nicht noch nicht bestätigte Hypothesen bieten darf, so wird man doch in dem besprochenen Falle — wenn man mit der dualistischen Hypothese gebrochen hat — auf die von Faraday-Maxwell'sche Theorie der elektrischen Erscheinungen nothwendigerweise auch im Schulunterrichte geführt werden, die an Klarheit und Einheitlichkeit der Darstellung nichts zu wünschen übrig lässt und die am meisten den Erscheinungen entsprechende ist. Die Aufnahme des Begriffes des elektrischen Potentiales und der Kraftlinien in den Unterricht hält der Verf. für ersprießlich; nur müssen diese Begriffe durch mannigfache Versuche erläutert und, wenn sie einmal aufgenommen sind, in conseqenter Weise verwendet werden. In dieser Beziehung würde der Ref. den Lehrern empfehlen, die schulgemäßen Darstellungen über diesen Gegenstand in den Werken von Silvanus Thompson, Kolbe, Pfaundler und die sehr bemerkenswerte Schrift von Mach „Über die Grundbegriffe der Elektrostatik“ nachzulesen. In Übereinstimmung mit dem Ref. befindet sich auch der Verf., wenn er die Ansicht hegt, dass die Volta'schen Fundmentalversuche aus dem Schulunterrichte ausgeschieden werden sollen. Die Übereinstimmung in den Wirkungen des Entladungsvorganges bei der Elektrisiermaschine und beim galvanischen Element soll hervorgehoben werden; auf die hydrodynamischen Analogien der strömenden Elektricität wird im Unterrichte mit großem Vortheile verwiesen werden. Die Anordnung des Lehrstoffes betreffend hält der Verf. die folgende Gruppierung für zweckentsprechend: 1. Wirkungen des elektrischen Stromes im Stromkreise; 2. Wirkungen außerhalb des Stromkreises; 3. Stromerregung durch Induction; 4. Stromerregung durch Wärme. Das Gesetz von Ohm soll experimentell inductiv begründet werden. Um die mannigfaltigen elektrisch-magnetischen Wechselbeziehungen leicht zu überblicken, muss das magnetische Feld des elektrischen Stromes mit seinen magnetischen Kraftlinien betrachtet und erörtert werden. Diese erweisen sich insbesonders bei der Darstellung der Inductionserscheinungen von großem Vortheile. Die sogenannte „Faustregel“ liefert einen schätzenswerten Zusammenhang zwischen der Stromrichtung und den entsprechend erzeugten Kraftlinien; sie und das Hemmungsprincip von Lenz sind auch bei der Beschreibung der Erscheinung der galvanischen und Magnetoinduction vollkommen ausreichend.

Mit Recht befürwortet der Verf. am Schlusse des physikalischen Unterrichtes in zusammenhängendem Vortrage einen Rückblick auf das ganze Wissensgebiet der Physik zu werfen. Ref. ist der Meinung, dass dieser Rückblick sich insbesonders auf die Darstellung der Giltigkeit des Energieprincips in den Naturerscheinungen und auf die der Umwandlungsformen der Energie beziehen soll. An dieser Stelle könnten auch einige formvollendete Darstellungen, wie sie von Tyndall, Helmholtz und anderen Forschern gegeben wurden, platzfinden. — Dem Buche sind viele Leser zu wünschen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Berechtigung und Ziel des griechischen Unterrichtes. Von Prof. Josef M. Reinkens. Leipzig, G. Fock 1894.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Theile; der erste beschäftigt sich mit der Frage der Berechtigung des griechischen Unterrichtes. Der Verf. tritt mit warmen Worten und mit voller Überzeugung für den griechischen Unterricht ein; aber das Wesentliche hätte schärfer hervorgehoben werden sollen. Neue Argumente wird man ja nicht zu finden hoffen in einer Abhandlung über dieses so vielfach behandelte Thema; aber noch immer kann man von den Vertheidigern des Griechischen als ein Hauptargument hören, dass der Theologe, Philologe, Historiker und Philosoph das Griechische nothwendig brauche, dass es auch der Arzt zum Verständnisse der Namen in den Naturwissenschaften benöthige u. dgl. m., ein Argument, das die Erlernung der griechischen Sprache am Gymnasium gewiss nicht zu rechtfertigen vermag. Da wäre es nun zu wünschen gewesen, dass vor allem zwei Argumente, die die Nothwendigkeit der Erlernung des Griechischen am Gymnasium wirklich beweisen, mit größter Schärfe herausgearbeitet würden: erstens dass ohne das Griechische mit dem Lateinischen allein die nothwendige historische Bildung nicht erreichbar ist, indem ja die Hauptwurzeln unseres Geisteslebens im Griechischen stecken, und zweitens, dass wer auf das Griechische verzichtet, dies nicht kann, »ohne«, um mit dem geistvollen Physiologen E. Brücke zu sprechen, »manches andere mit zu entbehren, was das Leben des Menschen veredelt und verschönt«. Der hohe ethische Wert der griechischen Literatur ist es, der dem Griechischen seinen Platz in jener Schule, wo den Jünglingen die höchste Bildung des jugendlichen Geistes zutheil werden soll, für immer sichert. — Der zweite Theil der Abhandlung beschäftigt sich mit dem Ziele des Unterrichtes und der Möglichkeit, es zu erreichen, mit Rücksicht auf die preußischen Lehrpläne vom Jahre 1891. Für uns Österreicher ist es ergötzlich zu sehen, wie sich unsere Collegen im Deutschen Reiche abmühen mit der Frage, ob mit 36 Wochenstunden griechischen Unterrichtes überhaupt etwas zu erreichen ist, während wir mit 28 Stunden in der Woche nicht nur glauben müssen, Tüchtiges erreichen zu können, sondern auch wirklich Jahr für Jahr den Beweis hiefür erbringen. — Wenn übrigens S. 22 aus dem Fehlen der »sprachlich-logischen Schulung« beim Griechischen in den Lehrplänen allerlei Bedenken gefolgert werden, so halte ich das für unnöthig; denn den Verf.n der Lehrpläne wird gewiss klar gewesen sein, dass mit jedem Übersetzen die sprachlich-logische Schulung unbedingt verbunden sei; den Grund dafür, dass dies beim Griechischen nicht ausdrücklich hervorgehoben ist, erblicke ich darin, dass die Lehrpläne vermeiden wollen, dass die griechische Syntax mit derselben Breite wie die lateinische behandelt werde; die lateinische Syntax dient wesentlich der sprachlich-logischen Schulung der jungen Geister: das genügt aber bei einer Sprache und wird am besten erreicht bei der lateinischen. Die griechische Syntax steht der deutschen näher, kann daher rasch und weniger systematisch durchgenommen werden.

Wien. A. Scheindler.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Österreichisch-Archäologisches Institut in Wien.

Se. k. u. k. Apost. Majestät haben mit a. h. Entschließung vom 15. März l. J. über einen vom Minister f. C. u. U. erstatteten Vortrag die Errichtung eines österreichisch-archäologischen Institutes in Wien allergnädigst zu genehmigen geruht. Dieses Institut soll zu Beginn des Jahres 1898 ins Leben treten. Als Aufgaben des Institutes sind gedacht: Leitung und Überwachung der vom Staate unternommenen oder geförderten Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiete der classischen Archäologie, die Veranstaltung archäologischer Reisen, Expeditionen und Grabungen, die Herausgabe von Publicationen und Werken, die Oberleitung der selbständigen staatlichen Antikensammlungen, die Überwachung aller staatlich subventionierten Grabungen und die Studienleitung der österreichischen Reisestipendiaten im Auslande hinsichtlich ihrer archäologischen Studien. An der Spitze des Institutes wird ein Director stehen, welchem das erforderliche Hilfspersonale, darunter vier Secretäre mit Staatsbeamtencharakter, beigegeben werden wird. Die Secretäre werden nach Bedarf auch im Auslande, zunächst in Athen und im Oriente verwendet werden.

Die Einrichtung von pädagogischen Seminarien für die Lehramtscandidaten der philologisch-historischen Fächer an den Gymnasien Bayerns.

Die bayerische Regierung hat mit Erlass vom 2. Februar 1897 an fünf Gymnasien Seminare organisiert. Diese Seminarien haben den Zweck, die approbierten Candidaten auf der Grundlage theoretischer Unterweisung mit den Aufgaben der pädagogischen Praxis allseitig bekannt zu machen und zu selbständiger Wirksamkeit als Lehrer auszubilden. Die Zahl der Theilnehmer soll in der Regel sechs nicht überschreiten. Die Zutheilung erfolgt durch das Staatsministerium. Mit der Einführung der Candidaten wird der Director und ein Lehrer (Seminarlehrer) betraut. Mittel der Einführung sind: 1. Theoretische Belehrung durch Besprechungen und Vorträge. 2. vorbildlicher Unterricht, 3. eigene Unterrichtsertheilung durch die Candidaten. Über alle Vorgänge während eines Seminarcurses sollen die Candidaten ein Tagebuch führen.

Gegenstände der Besprechungen und Conferenzen sind: *a*) Vorträge des Vorstandes und des Seminarlehrers über die Hauptgrundsätze der

allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtslehre und ihre Anwendung auf die höheren Mittelschulen, dann über die Methodik der einschlägigen Lehrfächer unter Hinweis auf Literatur und Unterrichtsmittel, sowie auf die neuere, insbesondere bayerische Schulgesetzgebung; Besprechung der wichtigsten pädagogischen Richtungen und ihrer Vertreter; *b*) Berichte der Candidaten über ihre beim Hospitieren gemachten Beobachtungen und kürzere Referate derselben pädagogischen und schultechnischen Inhalts. Hiebei ist gleichzeitig Übung der Candidaten in freiem Vortrage und Bekanntmachung derselben mit der Seminarbibliothek anzustreben; *c*) Vorbereitung der Candidaten für ihre eigene Lehr- und Erziehungsthätigkeit und Kritik der letzteren, sowie der pädagogischen Schlussarbeiten. Vor Schluss des Curses hat nämlich jeder Seminarist eine größere pädagogische Arbeit einzuliefern. Unbemittelte Seminaristen erhalten Staatsstipendien. Über den Besuch des Seminarcurses wird ein Zeugnis nach bestimmtem Muster ausgetheilt.

Daraus ist zu ersehen, dass die neue Einrichtung in Bayern in den wesentlichsten Punkten, vom Tagebuche etwa abgesehen, mit unserem erweiterten Probejahr (vgl. diese Zeitschrift 1893, S. 830 ff.) übereinstimmt. Wir constatieren dies mit besonderer Befriedigung und bemerken, dass das bayerische Reglement auf den Vortheil, Candidaten der humanistischen und realistischen Richtung in einem Curse zu vereinigen, auffallenderweise verzichtet.

Literarische Miscellen.

Ćwiczenia łacińskie dla klasy I. Według książki Józefa Steinera i Dr. Augusta Scheindlera opracował Dr. Zygmunt Samolewicz. Drugie wydanie. (Lateinisches Übungsbuch für die I. Classe. Nach dem Buche von Josef St. und Dr. August Sch. bearbeitet von Dr. Sigmund S. 2. Aufl.) Lemberg, Verlag des Mittelschullehrervereines 1896. 8°, 68 SS.

Spis wyrazów do Ćwiczeń łacińskich dla I. klasy. Według książki J. Steinera i Dr. Aug. Scheindlera opracował Dr. Z. Samolewicz. (Wortkunde zu dem Lateinischen Übungsbuche. Nach dem Buche von St. und Sch. bearbeitet von Dr. S. S.) Ebenda 1896. 8°, 99 SS. Preis zusammen 80 kr.

Vier Jahre nach dem Erscheinen des Steiner-Scheindler'schen Lese- und Übungsbuches für die erste Classe der österr. Gymnasien (Wien u. Prag. F. Tempsky 1889) hat der galizische Verein von Lehrern an höheren Schulen eine polnische Bearbeitung des deutschen Originals durch einen nicht genannt sein wollenden Pädagogen (Lemberg 1893) veröffentlicht (vgl. Swibas und meine Anzeige in der Lemberger Monatsschrift »Muzeum« 1893, S. 960—967). Diese Bearbeitung des vorzüglichen Buches zum Gebrauch an den galizischen Gymnasien mit polnischer Unterrichtssprache liegt nun in zweiter Auflage, von dem gewesenen Landesschulinspector Hofrath Samolewicz besorgt, vor und schließt sich an die zweite, umgearbeitete Auflage des »Lateinischen Lese- und Übungsbuches« (Wien, Tempsky 1894) an. Man könnte meinen, der polnische Bearbeiter habe die lateinischen Lesestücke aus der deutschen Ausgabe unverändert herübergenommen und nur die Lesestücke zum Hinübersetzen dem Geiste der polnischen Sprache und deren syntaktischen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragend einer Umarbeitung unterzogen. Allein in dieser Erwartung werden wir durch einen vergleichenden Blick in die lateinischen Lesestücke sofort gründlich enttäuscht. Der Herausgeber hat sich seine Arbeit durchaus nicht leicht gemacht. Er hat oft

Änderungen vorgenommen, die darauf beruhen, dass sowohl ganze Sätze als auch einzelne Wörter im Satze bald umgestellt, bald fortgelassen, bald hinzugefügt wurden. Bei den fast immer wohldurchdachten und begründeten Änderungen handelt es sich meistens um Herstellung einer dem Lateinischen mehr entsprechenden Wortfolge, um Wegräumung einer sachlichen oder formalen Schwierigkeit. Nur eine Änderung kann ich nicht billigen. Weil die polnische Sprache in der Regel dem Passivum aus dem Wege geht, so hat Samolewicz alle diejenigen Sätze in den lateinischen Lesestücken (bis zum 139. einschließlich, mit welchem die sogenannte erste Conjugation beginnt), welche bei Steiner und Scheindler passivisch ausgedrückt sind, in die active Form umgewandelt, ein Verfahren, welches nur bei den polnischen, zum Übersetzen ins Lateinische bestimmten Übungsstücken insoferne berechtigt ist, als man den Schüler womöglich mit Formen verschonen soll, die er in seiner Muttersprache meiden muss. Da nun das lateinische Lesebuch doch wohl dazu da ist, dem Schüler die Kenntnis dieser Sprache zu vermitteln, die lateinische Sprache aber das Passivum nicht nur nicht meidet, sondern vielmehr bevorzugt, so muss ihm die passive Form in seinem Lesebuche von Anfang an entgegentreten, damit sich Ohr und Auge an sie gewöhnen. Das geflissentliche Umformen der bei Steiner und Scheindler in passiver Form gegebenen Sätze ins Activum hat verschuldet, dass der erste und der letzte Satz im 118. Stücke mit denselben Worten *quam ex studiis litterarum haurimus* ausklingen, während wir bei Steiner und Scheindler im ersten Satze *quam ex studiis litterarum haurimus*, im letzten *quae ex studiis litterarum hauritur* lesen. Nur im 98. Stücke finden sich die medialen Formen movetur (2mal) und volvitur, auch hat S. die zusammengesetzten Passivformen (z. B. cinctus, a, um est, erat, fuit u. dgl.) meistens beibehalten. Es ist weder möglich noch nöthig, alle Änderungen, die das deutsche Buch durch die in Rede stehende polnische Bearbeitung erfahren hat, an diesem Orte im einzelnen anzugeben, ich will daher an einem Lesestücke von mäßigem Umfange zeigen, inwieferne die polnische Ausgabe von ihrer deutschen Vorlage abweicht. Ich wähle das 99. Stück, welches die Überschrift führt: Alexander der Große, und also lautet

bei Samolewicz:

1. Alexander Magnus anno ante Christum natum trecentesimo quinquagesimo sexto natus est. 2. Annos viginti unum natus ad regnum pervenit, tredecim annos *Macedonum regnum* obtinet, ab anno a. Chr. n. trecentesimo tricesimo sexto usque ad annum trecentesimum vicesimum tertium. 3. E prioribus Macedonum regibus clarum est *Philippi nomen*, Alexandri Magni patris; omnium regum antiquitatis clarissimus est Alexander. 4. *Alexander Magnus* ingens Persarum regnum tribus proeliis *superat; sic universi fere orbis terrarum dominus est*. 5. *Alexandriam, urbem celeberrimam* Aegypti, *Alexander Magnus* anno a. Chr. n. trecentesimo tricesimo secundo *condit*.

bei Steiner und Scheindler:

1. Alexander Magnus anno ante Christum natum trecentesimo quinquagesimo sexto natus est. 2. Annos viginti unum natus ad regnum pervenit, tredecim annos *regnum Macedonum* obtinet, ab anno a. Chr. n. trecentesimo tricesimo sexto usque ad annum trecentesimum vicesimum tertium. 3. E prioribus Macedonum regibus clarum est *nomen Philippi*, Alexandri magni patris; omnium regum antiquitatis clarissimus est Alexander. 4. *Ab Alexandro Magno* ingens Persarum regnum tribus proeliis *superatum est*. 5. *Alexandria, urbs celeberrima* Aegypti, *ab Alexandro Magno* anno a. Chr. n. trecentesimo tricesimo secundo *condita est*.

(Vgl. auch Steiner und Scheindler, Lat. Lese- und Übungsbuch, 1. Aufl. 1889, St. LXXII.)

Die zahlreichsten und bedeutendsten Umgestaltungen haben sich die zum Hinübersetzen bestimmten Übungsstücke gefallen lassen müssen, da die syntaktischen Eigenthümlichkeiten der polnischen Sprache von

denjenigen der deutschen öfters wesentlich abweichen. Vom Passivum war schon früher die Rede, doch will ich bemerken, dass von der sogenannten ersten Conjugation (d. h. vom 140. Stücke) angefangen sogar in den polnischen Übungsstücken passiv ausgedrückte Sätze, die dem Geiste der polnischen Sprache widerstreben, häufig begegnen. Auch stößt man hie und da auf Constructionen und Wendungen, die nicht ohne Bedenken sind, z. B. St. 44, 5; 49, 2; 51, 2; 61, 10; 63, 4; 89, 15; 108, 6; 117, 4; 117, 6; 126, 8; 131, 6; 141, 13; 145, 1; 176, 4; 176, 13; 176, 15; 191, 4; 196 b, 3. — Das Wörterverzeichnis entspricht der Steiner-Scheindler'schen „Wortkunde" abgesehen von einigen, durch die im Texte vom Bearbeiter vorgenommenen Änderungen bedingten Abweichungen. Die Verweisungen auf die Paragraphen der Scheindler-schen Schulgrammatik der lateinischen Sprache sind ohne Ersatz weggefallen; der Herausgeber hätte auf seine eigene „Kurzgefasste Grammatik der lateinischen Sprache", welche an den Gymnasien Galiziens mit polnischer Unterrichtssprache verwendet wird, verweisen können. — Die meisten sowohl im Übungsbuche als auch im Wörterverzeichnisse vorkommenden Druckfehler sind auf der Kehrseite des Titelblattes berichtigt, einige, leicht zu verbessernde sind stehen geblieben, z. B. 47, 10; 152, 5.

Kolomea. Z. Dembitzer.

Revue de l'Université de Bruxelles. Première Année 1895—1896. Bruxelles, E. Bruylant 1896.

Unter diesem Titel hat eine neue monatliche Zeitschrift mit einem sehr umfassenden Programme zu erscheinen begonnen. Das uns vorliegende Heft mit den Nummern 8—10 (Juli—September) bringt Arbeiten aus dem Gebiete der Alterthumswissenschaft (L. Vanderkindere: *Quelques feuillets de la vie privée des Athéniens*), der Mathematik (J. Vollgraff: *Une résolution graphique des équations du troisième degré*), der älteren niederländischen Geschichte (E. Lameere: *Essai sur l'origine et les attributions de l'audiencier dans les anciens Pays-Bas*) und Sociologie (L. Wodon: *Législation du travail: Les règlements d'atelier*. — E. Maxweiler: *Notes de Suisse: Les lois protectrices du travail*), woran sich Besprechungen über Erscheinungen aus diesen und anderen Wissensgebieten schließen. Die Artikel machen durchaus den Eindruck der Gediegenheit und ist kein Zweifel, dass sich diese Zeitschrift namentlich in ihrem Heimatlande ihren Leserkreis erobern wird.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag von Wilh. Vietor, Professor an der Universität Marburg. 2. Aufl. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1895. 8°, 28 SS. Preis 50 Pf.

Die Ansichten V.s über deutsche Aussprache sind vor nicht langer Zeit in dieser Zeitschrift[1]) so eingehend erörtert worden, dass ich von einer neuerlichen Darlegung seines und meines Standpunktes wohl absehen darf. Nur etwas Nebensächliches möchte ich kurz berühren. S. 15, Anm. 1 meint V.: Wer im Auslaut 'weiche' Laute (d. h. stimmlose Lenes) zu sprechen glaube, müsse auch die Auslaute in knapp, bunt, dick 'weich' nennen. Es ist jedoch ein Irrthum, dass im Auslaut stimmlose

[1]) Vgl. 1895, S. 904 ff.; 1896, S. 91 ff. und S. 376 ff.

Lenes und Fortes nicht unterschieden werden oder gar nicht unterschieden werden können. Dass in einzelnen Fällen Fortis gesprochen wird, wo die Schrift das Zeichen der Lenis hat, wird damit nicht geleugnet.

Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Übertragung von August Dühr. Kiel u. Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer 1895. 8°. XII u. 656 SS. Preis 4 Mk.

Zu einer Beurtheilung des dichterischen Wertes dieser Übertragung halte ich mich nicht für competent. Nur der kann dem Werke gerecht werden, der dem Plattdeutschen nicht nur das bloße Wortverständnis entgegenbringt, sondern es als seine Muttersprache beherrscht.

Ich gebe also nur meinen ganz subjectiven Eindruck wieder, wenn ich sage, dass mir manche Stellen recht gut gefallen haben. Interessant und wie ich glaube nicht unglücklich ist der Gedanke des Übersetzers an Stelle des antiken Hexameters gereimte achthebige Trochäen zu verwenden.

Seltsam sind die in der Einleitung ausgesprochenen Theorien. Weil die homerischen Gesänge nicht in der attischen Sprache, sondern in einem 'Dialect' abgefasst sind, so können sie, meint der Übersetzer, nur in einer dialectischen, nicht in einer hochdeutschen Übertragung congenial widergegeben werden.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 16. Jahrgang 1894. Dresden u. Leipzig, Verlag von Carl Reissner 1895. 8°, 396 SS. Preis 9 Mk.

Meines Erachtens ist eine eingehende Besprechung des 'Jahresberichts' unnöthig. Denn ich denke, jeder Germanist kennt dieses ganz unentbehrliche bibliographische Werk und ist den Männern, die ihm opferwillig ihre Kräfte leihen, aufrichtig dankbar. Dies oder jenes mag man anders haben wollen; ich für meinen Theil würde z. B. gerne so manches subjective Urtheil missen, das in dem knappen, den einzelnen Referaten gegönnten Raume allzu apodiktisch auftritt. Allein derartige Ausstellungen fallen nicht ins Gewicht gegenüber den großen Vorzügen des wahrhaft nützlichen Werkes.

Baden. M. H. Jellinek.

Graesers Schulausgaben classischer Werke: Johann Anton Leisewitz, Julius von Tarent. Ein Trauerspiel. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Adolf Lichtenheld, k. k. Prof. am Staatsgymn. im IX. Bezirk in Wien. Verlag von Karl Graeser. 48 SS. Preis 25 kr.

Die Einleitung enthält einen kurzen Lebensabriss des Dichters, hierauf bespricht der Herausgeber das Drama 'Julius von Tarent', indem er zunächst über die Entstehung und Veröffentlichung der Dichtung handelt. Sodann wendet er sich der Bearbeitung des Stoffes zu und erörtert den Gang der Handlung, indem er den Inhalt eines jeden Actes analysiert. Hinsichtlich dieser Methode stimme ich allerdings mit dem Verf. der Einleitung nicht überein; bei diesem Stücke ist die Inhaltsanalyse freilich ungefährlich, da dessen Privatlectüre wohl nur von solchen Schülern betrieben wird, die sich mit dem Drama aus freiem Willen beschäftigen. Bei den Stücken, welche aber Gegenstand der obligaten Privatlectüre sind, würde es bedenklich sein, dem Schüler einen Inhaltsauszug in die Hand zu geben. Schließlich spricht der Herausgeber über den Text,

welcher nach dem Abdrucke der Handschrift, den R. M. Werner herausgegeben hat, hergestellt wurde. Die Zahl der Anmerkungen ist nicht groß, denn das Stück ist leicht verständlich. — Anmerkung 12 zum 1. Acte erklärt einen Ausdruck für unschön. Vielleicht sollte man den Schüler darauf nicht aufmerksam machen, er mag die Schwächen einer Dichtung selbst herausfinden.

Dass Lichtenheld dieses Drama, welches zu den besten Erzeugnissen der Geniezeit gehört, unseren Schülern zugänglich gemacht hat, ist verdienstlich. Für Redeübungen kann das Stück, welches mit Schillers Räubern und der Braut von Messina in so engem Zusammenhange steht, nutzbringend herangezogen werden. Des Vergleiches wegen wäre auch eine Ausgabe von Klingers Zwillingen, dem bühnenwirksameren Rivalen des vorliegenden Stückes, recht erwünscht.

Wien. Dr. F. Prosch.

W. Martens, Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. Lieferung 1. Hannover, Manz & Lange 1895.

Lässt sich auch über den Gesammtcharakter der vorliegenden Weltgeschichte ein endgiltiges Urtheil noch nicht abgeben, da im Augenblicke nur die erste Lieferung von den 16, die das ganze Werk enthalten soll, vorliegt und müssen wir demnach unser Gesammturtheil bis nach dessen Vollendung zurückhalten, so lässt sich doch schon aus dem Umstande, dass der Verf. sich bereits durch ein sehr brauchbares Lehrbuch der Geschichte (Hannover-Linden 1892 ff.) bekannt gemacht hat, auch für die Weltgeschichte das Beste erwarten. Er hat sich schon dort als ein tüchtiger Darsteller auf dem Gebiete zusammenfassender historischer Darstellung und als guter Pädagoge bewährt. Das vorliegende Handbuch ist bestimmt, den Gebildeten unseres Volkes eine gedrängte, wissenschaftlich zuverlässige Kenntnis der wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten in ihrem Zusammenhange zu geben. Da es an einem derartigen knappen Handbuch, das auch die Resultate neuerer Forschung berücksichtigt, fehlt (wenn man von eigentlichen Lehrbüchern absieht), so befriedigt der Verf. ein entschieden vorhandenes Bedürfnis. — In recht guter Weise, soweit dies für Laien verständlich und nothwendig ist, wird man hier in die Quellen der Geschichte eingeführt, wird aus der Chronologie und der Geschichte das Wichtigste ausgehoben und dann aus der Geschichte der orientalischen Völker des Alterthums in stetem Hinblicke auf die Cultur die der Babylonier, Assyrier, Ägypter und Perser dargestellt. Die vorliegende Lieferung enthält noch die Anfänge der griechischen Geschichte. Es ist selbstverständlich, dass die Geschichte der weniger bedeutenden Völker, wie der Meder und Lydier, nicht unerwähnt bleibt, sondern an den gehörigen Stellen eingeschoben ist.

G. Laube, Volksthümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung. Prag, Calve'sche Buchhandlung (J. Koch). (Auch unter dem Titel: „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde". Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. 1. Bd., 2. Heft.)

Auch auf diesem Gebiete heißt es: Sammelt die übrig gebliebenen Stücke, damit sie nicht verloren gehen; in unserer alles nivellierenden Zeit sind solcher Verluste nur zu viele zu verzeichnen. Darum ist es ein Verdienst der genannten Gesellschaft, dass sie in planmäßiger Weise Beiträge zur deutschen Volkskunde in Böhmen sammelt, auf deren Grund sich dann eine größere Arbeit über das deutsche Volksthum in Böhmen aufbauen lässt. Der Verf. hat alles, was sich an volksthümlichen Ge-

bräuchen noch vorfindet und noch nach der Überlieferung feststellen lässt, aufgezeichnet. Er hat mit Recht alle Äußerungen volksthümlichen Lebens in Betracht gezogen und verbreitet sich über die Volksnahrung ebenso, wie über die Volkstracht, die Hausindustrie und die alten Sitten und Gebräuche der Teplitzer, von denen er eine ansprechende Schilderung gibt. Er erörtert hierauf die Sitten und Gebräuche aus älterer Zeit, die volksrechtlichen Gebräuche, die Volksmeinungen und abergläubischen Anschauungen, die Volksmedicin, geht dann auf die Lieder und Sprüche, Räthsel, Geheimsprachen u. dgl. ein. Im Anhang werden „A poor Geschichteln" (Sagen und Märchen) und „Spassettln" (Schwänke) mitgetheilt.

Graz. J. Loserth.

Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten bearbeitet von Johann Neubauer und Dr. Josef Diviš. 10. Jahrgang. Wien u. Prag, F. Tempsky 1897. Preis geb. 3 fl. 60 kr.

Der neue Jahrgang des vortheilhaft bekannten Jahrbuches unterscheidet sich von den unmittelbar vorhergehenden, dass in demselben die Hochschulen, Kunstinstitute, Studienbibliotheken und Staatsmuseen wieder berücksichtigt sind. Dies gereicht dem Buche, das das ganze höhere Unterrichtswesen im Titel nennt, nur zum Vortheile. Leider ist die Veröffentlichung in einem verspäteten Zeitpunkte erfolgt. Die Zahl der Unrichtigkeiten ist verhältnismäßig gering. Trotz der Ergänzungen und Berichtigungen (S. 337) sind einige Angaben gegenwärtig nicht mehr wahr.

Programmenschau.

59. **Nussbaum V., De morum descriptione Plautina.** Progr. des gr.-or. Obergymn. in Suczawa 1895, 8°, 37 SS.

Der Verf. behandelt einen oft berührten Gegenstand. Vor kurzem ist ja auch noch Ribbecks Kritik und Darstellungskunst in der „Geschichte der römischen Dichtung" diesem Gebiete zugute gekommen. Dennoch hat Nussbaum durch näheres Eingehen auf die Sache manche hübsche Einzelheit zutage gefördert und eine reinliche Scheidung der Charaktertypen sich angelegen sein lassen. Um für beides Beispiele anzuführen, macht er darauf aufmerksam, wie Stasimus im Trinummus den unbezwinglichen Drang der Verschmitztheit mangels eines anderen Gegenstandes an sich selbst bethätigt (S. 10); andererseits dürfte der Gegensatz, den die Charaktere der servi rustici und urbani darstellen, S. 7 und 8 ebenfalls richtig hervorgehoben sein. Die Arbeit ist sichtlich die Frucht einer genauen Lectüre der plautinischen Stücke.

Die moralisierende Tendenz scheint uns der Verf. zu überschätzen. Ferner wissen wir auch von den griechischen Vorlagen zu wenig, um sagen zu können, dass die vom Komiker dargestellten Verhältnisse gerade zeitgenössischen römischen entsprechen und nicht vielmehr den Zuständen, wie sie dort zugrunde liegen. Das bekannte scherzhafte Hineinzerren vaterländischer Dinge in eine fremdartige Umgebung ist nicht beweisend, es dient nur der augenblicklichen Bühnenwirkung. Der lebhafte moderne Geist des Verf.s zieht auch aus dem Lieblingsgebiete der deutschen Literatur gerne Analogien heran.

Radautz. Dr. S. Spitzer.

60. Heinrich Alfred, Troja bei Homer und in der Wirklichkeit. Progr. des k. k. I. Staats-Gymn. in Graz 1895, 8°, 47 SS.

Durch die vom h. k. k. Ministerium seit mehreren Jahren jährlich verliehenen Reisestipendien ist der Programmliteratur frischer Stoff zugeführt worden, der sich zur Bearbeitung gerade in einer Schulschrift eignet, da die Anschauung der altclassischen Zustände von Seite der Gymnasialschüler dadurch gefördert wird. Vorliegende Bearbeitung eines nicht ganz neuen, aber lange noch nicht erschöpften Gegenstandes gehört zu dem Besten, was wir auf diesem Gebiete aufweisen können, und es ist gerade von österreichischen Gelehrten und Forschern Treffliches in der mykenischen und trojischen Frage geleistet worden. Der Verf. hatte als Stipendiat das Glück, im Jahre 1894 den Grabungen Dörpfelds auf Hissarlik beizuwohnen. Damals stellte es sich heraus, dass nicht die zweite Stadt Schliemanns, sondern die sechste das homerische Troja insofern darstelle, als sich hier die Spuren der sogenannten mykenischen Cultur am deutlichsten zeigen. Dadurch stellt vorliegende Abhandlung einen Fortschritt dar gegenüber der an sich tüchtigen Programmarbeit von Dr. A. Ludewig, Feldkirch 1893 (vgl. diese Zeitschr. 1895, S. 570—571). Auch die Beigabe von Abbildungen und Plänen ist ein Vorzug der Abhandlung Heinrichs. In den Text sind zwei Pläne eingeschaltet: die Troas und die Burg der VI. Schicht und das Athenaheiligthum der IX. Schicht; eine ganzseitige Abbildung bietet ein Mauerstück der VI. Burg mit Vorsprung; eine kleinere Abbildung ist von der Nordecke des großen Thurmes gegeben. Die Ausführungen Heinrichs können hier nicht Schritt für Schritt verfolgt werden, es kann nur die Eintheilung der ganzen Arbeit wiedergegeben werden, und daran sei es erlaubt, einige Randbemerkungen, die sich dem Ref. aufgedrängt haben, anzuschließen.

Im einleitenden Theile wird im allgemeinen die Frage erörtert, inwieweit wir bei Homer ein Abbild der Wirklichkeit zu finden haben. Im ersten Abschnitt wird eine Schilderung der Troas und der Ansiedlungen auf Hissarlik gegeben, wobei — was wohl nicht wieder in Frage gestellt werden wird — als einzig mögliche Stelle, wo Troia gestanden haben kann, die Höhe von Hissarlik erklärt wird. Im zweiten Abschnitte wird die mykenische Cultur und ihr Verhältnis zum homerischen Epos erläutert; im dritten wird die sechste Ansiedlung in Rücksicht auf die Angaben der Ilias geprüft.

Die Lösung der sogenannten homerischen Frage ist nicht auf einem Wege möglich, sondern muss von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen werden, daher auch das archäologische Rüstzeug allein nicht ausreicht, jene ersehnte Lösung in die Nähe zu rücken, und von diesem Standpunkte aus mögen einige unmaßgebliche Bemerkungen zu den Worten des Verf.s beurtheilt werden.

Über die Verwandtschaft der Danaer und Minyer, welche S. 18 als wahrscheinlich angenommen wird, könnte mythologische Forschung Aufklärung geben; leider ist aber diese Art der Forschung wenig beliebt; mit dem Zusammentragen von Stellen aus Autoren ist noch wenig gethan; da ist noch viel brachliegender Boden. Auf S. 21 wird des auffälligen Widerspruches gedacht, der zwischen den Machtmitteln des Agamemnon und der Unfügsamkeit des Achill einerseits sowie der Fügsamkeit der übrigen Fürsten andererseits besteht. Da wäre auch der *ἀγοραί* zu gedenken; diese stimmen nämlich zu einem starken Königthum gar schlecht. Bei Besprechung der Waffen hat Heinrich das Richtige getroffen, wenn er sich nicht ganz an Reichel anschließt, sondern auch Scheindlers allen Lesern dieser Zeitschrift noch in frischer Erinnerung stehenden Ausführungen Recht gibt; es waren im Belagerungsheere wie im Perserheere, das gegen Hellas zog, die mannigfachsten Waffen und Rüstungen vertreten. Aus mehreren Bemerkungen ersieht Ref., dass der Verf. in der Frage nach dem Alter der uns vorliegenden Gedichte auf demselben

Standpunkte steht wie er; man liest von »mit Zähigkeit geretteten Zügen der Vorzeit«, ja von »Prachtstücken, die trefflich im Geiste und Charakter der mykenischen Zeit erdacht sind«, von dem »merkwürdig strengen Festhalten des Epos an den Zuständen der älteren Zeit«; damit wollen nun andere Urtheile nicht recht stimmen: S. 17 heißt es, dass die Ilias schon im 9. Jahrhundert abgeschlossen war; S. 30 lesen wir, dass dem Homer bewusstes Antikisieren gar nicht in den Sinn kommen konnte, womit nicht zu reimen ist, dass es S. 26 heißt, »das Epos hat hier wieder einen Zug der Vorzeit in großer Zähigkeit festgehalten (Unbekanntschaft mit dem Reiten außer in der Dolonie) und keinen Anachronismus hineingebracht«. In sprachlicher Hinsicht sind Archaismen in den homer. Gedichten nicht zu verkennen. S. 27 ff. spricht Heinrich von den Verschiedenheiten in der homerischen und mykenischen Cultur und erwähnt dort der Bestattungsart. Da möchte zu erinnern sein, dass sich das Verbrennen und das Bergen der Asche unter einen Grabhügel, der nichts anderes ist als ein in dem zugänglichen Stoffe aufgeführter Grabbau, sich für die Zeit einer Unternehmung auf fremdem Boden gut eignet; den Grabhügeln ist von den später auf jenem Boden Wohnenden und von den dort Landenden die Todtenehre erwiesen worden aus Scheu vor den Todten und so war ein Seelencult gewährleistet. Was die Ausdehnung der Burg anlangt und den Mangel von Spuren einer befestigten Unterstadt, wobei H. *M* 16—32 nicht verwertet hat, so dürfen wir hier phantasievolle Darstellung annehmen; ein Zusammendrängen von so vielen Menschen, als nach den Belegstellen in Ilium zur Zeit der Belagerung sich aufgehalten haben sollen, lässt sich nicht mit den Raumverhältnissen vereinen. Dass zum Palast ein Tempel gehörte, lässt sich aus Vergil, Aen. 7, 171 ff. gut erweisen. Was den Thierdienst anlangt, so sprechen die alten Beiwörter γλαυκῶπις und βοῶπις entschieden für das ehemalige Vorhandensein von Fetischthieren, durch welche die Gottheit einst selbst dargestellt worden sein muss, dann wurde das Thier zum 'Attribut'.

Wer sich über die einschlägigen Fragen auf kurzem Wege unterrichten will, wird Heinrichs Programmaufsatz mit Nutzen zur Hand nehmen.

Villach. G. Vogrinz.

---

61. Hrkal E., Etudes sur le patris de Démuin. Progr. der Landes-Oberrealschule in Krems 1895, 8°, 25 SS.

Démuin ist ein kleiner Marktflecken im Norden der Picardie im Departement Somme. Der Dialect dieser Ortschaft wurde von A. Ledien (Petit Glossaire du patois de Démuin, Paris 1893) in Form eines Idiotikons dargestellt. Unser Verf. hat sich der Mühe unterzogen, auf dieser Basis eine systematische Lautlehre zu construieren und damit jenes Werk den Compilatoren eigentlich erst zugänglich gemacht. Es kann somit nicht Schuld unseres Autors sein, dass die Lautbeschreibung eine sehr approximative ist. Wir finden im großen und ganzen die bekannten Züge des Picardischen, daneben aber auch einzelne interessante Eigenthümlichkeiten; nur hätten wir gewünscht, dass der Verf. letztere besonders hervorgehoben und uns über deren geographische Verbreitung belehrt hätte. So wird z. B. secundäres ai durch vorangehendes Labialis regelmäßig zu oi, f. foire, moitre, moison, poyer. Für welchen Bezirk gilt dieses Lautgesetz? Bekanntlich finden sich solche Lautformen (allerdings nur sporadisch) auch im Centralfranzösischen; apprivoiser, armoire etc. sind die Überbleibsel dieser Mode. Sollte diese aus der Picardie gekommen sein? Weiterhin gilt in Démuin und vermuthlich auch in seiner Umgegend das Gesetz, dass auslautendes *r* in mehrsilbigen

Wörtern ausfällt; -atorem gibt -eu; auch das war in Paris im 16. Jahrhunderte gang und gäbe und bestärkt uns in der Annahme, dass die Schriftsprache jener Zeit sich in der Nachahmung picardischer Sprechweise gefiel. Von Interesse ist ferner die Thatsache, dass in Formeln wie flairier, aidier, boisier (= küssen) lat. a regelmäßig ie ergibt; auch die Erweiterungen durch Analogie, wie avisier, baptisier fehlen nicht, also ganz wie in den besten Zeiten des Altfranzösischen; freilich erscheint dieses »parasitische« i auch in den Ableitungen, cf. pissieu, prisieu (= Schnupfer). Es liegt die Vermuthung nahe, dass hier ziemlich früh ein Suffixtausch zwischen einsilbigem und zweisilbigem ier stattfand; es wäre darum von großem Werte gewesen, die Aussprache dieses ie genau festzustellen. Von den übrigen Fällen des Bartsch'schen Gesetzes scheint die Formel cá bald que bald quie zu ergeben; unserer begreiflichen Neugierde, wie die beiden anderen Formeln, nämlich a nach mouilliertem l und n, sich verhalten, hat der Verf. leider keine Rechnung getragen. Ebenso bedauern wir, dass die Consonantenlehre über die Gutturalen nicht hinausgekommen ist; Formen, wie iue = fz. lieue, ieuf = frz. lièvre, ayeuf = it. allievo, sind nichts Gewöhnliches. Einzelne dunkle Wörter sind mit vielem Geschick gedeutet; nur méraleresse (= Hebamme) ist wohl schwerlich mater *alatrissa, sondern einfach m. levatrix mit bekanntem Suffixtausch.

Brixen. Dr. F. A. Singer.

---

62. **Hehl Karl, Zur Methodik des deutschen Unterrichtes in der zweiten Gymnasialclasse.** Progr. des k. k. Staatsgymn. im VI. Bezirke von Wien 1895, 8°, 16 SS.

Absicht des Verf.s ist es, mitzutheilen, welchen Weg er in der zweiten Gymnasialclasse beim deutschen Unterrichte eingeschlagen habe, um den Anforderungen des Lehrplanes gerecht zu werden und das vorgeschriebene Lehrziel nach Möglichkeit zu erreichen. Der Verf. hat bereits in einem früheren Jahresberichte derselben Lehranstalt (1893) den deutschen Unterricht in der ersten Gymnasialclasse behandelt, und wie in seinem ersten Aufsatze fußt er auch in diesem zweiten auf den Instructionen und auf einem Apparate methodischer Schriften, welche er gewissenhaft verzeichnet und auch einzeln zu Worte kommen lässt. Er schmückt sich nirgends mit fremden Federn, und schon seine schlichte und gewissenhafte Art nimmt für ihn ein. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher ein paar grundlegende Anschauungen über Stoff und Betrieb des deutschen Unterrichtes im Untergymnasium vorgetragen werden, erörtert der Verf. seinen eigentlichen Gegenstand, den methodischen Unterricht in der zweiten Classe, gegliedert in sechs (freilich oft ineinander übergreifende) Capitel: Inhalt des Lesebuches, Methodische Winke für den Lesevortrag, Behandlung der Lesestücke, Übungen im mündlichen Gedankenausdruck, Schriftliche Übungen, Grammatik. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt der Arbeit scheint dem Ref. nicht erforderlich, erstens, weil Hehl keine neuen Theorien aufstellt, sondern der Hauptsache nach compiliert; zweitens, weil seine Compilation — mitbestimmt durch eigene schulmännische Erprobung der Theorie — verständig ist und kaum in einem wesentlichen Punkte Widerspruch erfahren wird. Wenn also auch neue Perspectiven nicht gewonnen sind — was bei der auch vom Verf. hervorgehobenen Flut von neueren Schriften über die Methodik des deutschen Unterrichtes kaum anders zu erwarten war — so bezeugt die Arbeit doch das eifrige Bestreben sowie die Fähigkeit des Verf.s, die einschlägigen didaktischen Hilfsmittel zu verwenden und seinen Unterricht nach methodischen Grundsätzen zielbewusst zu regeln. Jeder Fachcollege dürfte die fleißige, das Hauptsächliche geschickt

zusammenfassende Arbeit mit Befriedigung lesen, besonders aber kann sie mit Nutzen gelesen werden von Neulingen im Lehramte, die sich ihren Weg theoretisch und praktisch noch nicht zurechtgelegt haben und zuweilen mit einem Lesestücke nichts anderes anzufangen wissen, als es eben lesen zu lassen: innerhalb der vom Verf. abgesteckten Zielpunkte wird jedem noch Raum gegeben sein zur Ausgestaltung seiner individuellen Didaktik. — Sinnstörend ist der Druckfehler S. 3, Z. 16 v. u. „dritter“ (statt vierter Classe). Unsere Schulschreibung erfordert „Folgendes“ (VIII), „imstande“ (XIII, XVI). Constructionen wie: „Es ist ganz zwecklos, in den unteren Classen den Schülern Regeln für den Lesevortrag lernen zu lassen“ (VIII), „Schließlich muss der Lehrer den Schülern das Lesen von Vorder- und Nachsatz lehren“ sind keineswegs nachahmenswert.

63. Kogler Peter, Die starke Abänderung der Hauptwörter. Progr. des fürsterzbischöfl. Gymn.-Collegiums Borromäum in Salzburg 1895, 8°, 17 SS.

Der Verf. liebt es, Fragen der Schulgrammatik zu behandeln. Diesmal ist es die Declination, deren Darstellung in den Schulgrammatiken er anficht und zu verbessern sucht. Im besonderen ward an das bekannte Lehrbuch von Dr. Fr. Willomitzer angeknüpft. Nachdem der Verf. seinem Missmuthe über die fremden Termini der deutschen Grammatik — nicht ohne gefühlvolle Kennzeichnung der deutschen Redetheile, des „herrschenden“ Hauptwortes, des „bequemen“ Geschlechtswortes, des „treuen“ Eigenschaftswortes usw. — sowie über die „schlechte Rechtschreibung“ Ausdruck gegeben, bespricht er die starke Declination („Abänderung“) der Hauptwörter, „weil nach Vergleich der Musterbeispiele und Regeln in den Abänderungen leicht gefunden werden kann, dass man zu keiner klaren Vorstellung kommt, wenn man nicht die Menge der Regeln in den Unterpunkten der Paragraphe und in den Anmerkungen und Zusätzen in einer tabellarischen Übersicht zur Anschauung und Unterscheidung bringt“. Also auf eine alle Typen umfassende Tabelle zielt der Verf. ab und auf ein Regelwerk, aus welchem sich eine solche Tabelle ableiten ließe. Der Verf. hat ja recht, wenn er die Hauptregel jedesmal so gefasst haben will, dass nicht „Unterarten“ die Allgemeinheit der Hauptregel aufheben. Dieselbe Forderung hat auch Ref. z. B. in seiner Besprechung der Tumlirz'schen Grammatik (Zts. f. öst. Gymn. 1891, S. 1009) erhoben. Grundsätzlich will Kogler die Abänderung der Hauptwörter „so darstellen, wie sie heute gefunden wird“; nur bei unregelmäßigen Formen wird eine kurze geschichtliche Erörterung zugelassen. So wird eine alle Typen umfassende, freilich mit „entweder — oder“ operierende, Hauptregel für die starke Declination aufgestellt, diese sodann nach Gruppen, Arten und Unterarten gegliedert und in einer Übersichtstafel zur Anschauung gebracht. Die vom Verf. gemachten Vorschläge sind nicht kühn, noch neu, aber meist folgerichtig und voller Beachtung wert. Nur wird durch das Festhalten am rein Äußerlichen der nhd. Lautform die Fühlung mit dem Archaischen preisgegeben und dem Mittelhochdeutschen mancher bequeme Anknüpfungspunkt entzogen. Deshalb wird man sich z. B. auf Seite Willomitzers stellen müssen, wenn dieser die im Plural schwach declinierten Feminina der gemischten Declination einordnet, denn ihre Singularform ist — ob ursprünglich oder durch Übertragung — stark. Der Ausdruck „neues *-e*“ usw. ist nicht glücklich gewählt, sogar irreführend; bei „neuem *-er*“ im Pl. wird jeder Leser zunächst mit Recht an die analogische Herkunft dieser Endung aus dem stammbildenden *-es* denken. Es ist aber diese Bezeichnung der Endungen ganz überflüssig — die Hauptregel (7): „Jene Hauptwörter, welche im 1. Falle der Mehrzahl als Endung neues *-e* oder neues *-er* annehmen oder keinen neuen Zuwachs gegen den 1. Fall der Einzahl

bekommen, gehen nach der starken Abänderung usw.« wird um den Pleonasmus zu erleichtern sein. *Magazin, Magnét* usw. (3) werden schon der undeutschen Betonung wegen nicht als deutsche Wörter anzuerkennen sein, nur *Altar* bei Betonung der ersten Silbe; zudem, wie will der Verf. *Altar, General, Notar* deutsch »anders« schreiben? An die officielle Schreibung hält sich der Verf. nicht, aber auch an die von ihm (Progr. 1892) selbst verfochtene nicht; an welche denn? Sein Stil ist mitunter recht bedenklich (vgl. »Die Hauptwörter haben im 4. Fall wie im ersten«, »Endlich führe ich an, dass in obiger Regel für die starken Hauptwörter auch das Gebiet genannt ist, das betreff des Zuwachses oder des Mangels daran (?) beachtet werden soll, der 1. Fall der Einzahl« u. ä., auch »des Latein«), auch ein paar Druckfehler haben sich gerettet. Doch bleibt der Gesammteindruck der Abhandlung ein guter. — Dem Verf. sei noch empfohlen zu erwägen, ob die starke Abänderung nicht durch ein negatives Merkmal (im Gegensatze zur schwachen) kürzer und allgemeiner gekennzeichnet werden könnte.

Wien. Gustav Burghauser.

---

64. Schuchter Josef, Der Begriff der Seele in der empirischen Psychologie. Progr. des fürstbischöfl. Privatgymn. am Seminarium Vincentinum in Brixen 1895, 8°, 37 SS.

Die Wichtigkeit des Seelenbegriffes für die empirische Psychologie zu beweisen und eine »Psychologie ohne Seele« abzulehnen, war ein dankenswertes Unternehmen des als Psychologen bestbekannten Verf.s. Selbst wenn man den philosophischen Standpunkt des Verf.s nicht theilt und mit seiner Formulierung des Seelenbegriffes nicht einverstanden ist: darin wird man ihm rechtgeben müssen, dass die empirische Psychologie als propädeutische Wissenschaft mindestens einen roh bearbeiteten Seelenbegriff zur weiteren Bearbeitung der Metaphysik an die Hand geben soll. Obwohl der Verf. in Bezug auf das Seelische die speculativen Ansichten des Aristoteles und der Scholastiker theilt, fasst er die empirische Psychologie als vorherrschend naturwissenschaftliche Disciplin auf, die es nicht nöthig habe, auf die Lehre der Theologie Rücksicht zu nehmen. Als warmer Vertheidiger der Lehre von den Seelenvermögen, die der empirischen Psychologie völlig entspreche, betrachtet er auch die Frage nach dem Ursprung der Seele als Gegenstand der propädeutischen Psychologie; ebenso die Frage nach der Fortdauer der Seele nach dem Tode, die im Gefühle des Erhabenen, in den Ideen der Ewigkeit, des Wahren, Schönen und Guten, besonders in der Idee Gottes, lauter Begriffe, welche der empirischen Psychologie angehören, ihre Berechtigung und Begründung finde. Die gegentheiligen Ansichten werden in gewandter Darstellung bekämpft, die übereinstimmenden Resultate neuerer philosophischer Forschungen zur Stütze der eigenen Behauptungen angeführt. Die vornehme Form der Darstellung und die Wichtigkeit des Gegenstandes empfehlen die aufmerksame Lectüre dieses anregenden Aufsatzes. Der Druck ist im ganzen correct; aufgefallen ist mir nur S. 15, Z. 5 v. u. Pynthese st. Synthese und S. 20, Z. 6 v. u. Nehme st. Nähme.

65. Kubánek, Dr. Cyrill, Unsterblichkeit und Unsterblichkeitslehre. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Iglau 1895, 8°, 17 SS.

Die Unsterblichkeit der Seele leitet der Verf. ab aus ihrem Wesen und ihren Thätigkeiten (Erkenntnis, Selbstbewusstsein, Wille, freie Selbstbestimmung), aus ihren Grundeigenschaften (Sittlichkeit, Glückseligkeitstrieb, Verlangen nach immerwährendem Leben) und aus den überein-

stimmenden Anschauungen aller Zeiten und aller Völker von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, trotz der Versuche, welche zu allen Zeiten gemacht wurden, diesen Glauben zu erschüttern. Die ganze Arbeit leidet gar sehr durch die ungenügende Darstellung, die durch undeutsche Wendungen, Uncorrectheiten des Ausdruckes und Inconsequenzen in der Orthographie den Unmuth des Lesenden erregt. Es sei erwähnt, dass die folgernde Conjunction »also« zum Überdruss ohne Variation und oft unnöthig gesetzt ist (auf S. 5 siebenmal), dass die S-Schreibung dem Verf. ganz unbekannt zu sein scheint, und dass die ganz regellose Setzung des Beistriches fast ununterbrochen beim Lesen stört. Von Inconsequenzen in der Schreibung sei angeführt: Kultur und kulturell neben Culturentwickelungen, Angriffspunkt neben Endpunct, klassisch neben classisch, Ägypter und Aegypter (hingegen consequent Göthe st. Goethe). Als Druckfehler dürften die Schreibungen anzusehen sein: enstand, Emantion st. Emanation, Asyrer, golten st. galten, zerissen, Seeligkeitsgebäude, mann, vielleicht auch geistigen st. geistigem, was st. relat. das, herabsteigen st. hinabsteigen.

66. Kučera Eduard, Aus dem Traumleben. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Mähr.-Weißkirchen 1895, 8°, 22 SS.

Im vorstehenden Aufsatze werden in populärer und übersichtlicher Weise die wichtigsten Seiten des Traumlebens behandelt und überall vom physiologisch-psychologischen Standpunkte zu erklären gesucht. Besonders wird die Abhängigkeit des Traumlebens von den Gemüthszuständen, dem Alter, Geschlecht, Temperament usw. betont und das Traumleben im Vergleich mit dem wachen Bewusstsein, sowie dessen Abhängigkeit vom wirklichen und wachen Leben besprochen. Hervorgehoben mögen die wiederholten Erklärungen auffallender und interessanter, besonders prophetischer Träume werden. Der Verf. zeigt, dass auch solche Träume nach bestimmten physiologischen und psychologischen Gesetzen erfolgen, und weist mit Recht eine abergläubische und mystische Mantik ab. Auch auf die pathognomische Bedeutung des Traumes und die Wichtigkeit der Traumanalysis wird hingewiesen. Mit einer Bemerkung über das Interesse, welches das Traumleben zu allen Zeiten gefunden hat, und dass man die Träume als wirksames Vehikel des Glaubens an die Unsterblichkeit erkennt, schließt der lesenswerte Aufsatz. Schließlich sei noch erwähnt, dass der Verf. jahrelang Beispiele aus belletristischen Schriften und politischen Zeitungen gesammelt und mit großem Fleiße die Literatur über den Gegenstand benützt hat. Der Druck ist durchwegs correct.

Wien. Johann Schmidt.

---

67. Himer K., Griechische Wörter in den Palliaten des Plautus (Řecká slova v palliatách Plautových). Progr. der k. k. Staats-Mittelschule in Prag-Kleinseite 1895, 8°, 23 SS.

Die Einleitung berührt übersichtlich die natürlichen Bedingungen, welche das häufige Vorkommen und die Beliebtheit griechischer Wörter und Wendungen bei Plautus erklärlich machen. Es sind dies hellenische Einflüsse, wie sie in ältester Zeit direct aus den griechischen Colonien oder durch etruskische Vermittlung nach Rom gelangten, später aber infolge geschichtlicher Ereignisse flutartig einbrechend eine völlige Umwälzung römischer Cultur hervorbrachten. Darauf werden die Indicien der Entlehnung und die lautlichen Wandlungen behandelt, welche die Lehnwörter im römischen Gewande erfahren mussten. Wir lernen hier Plautus auch als novator verborum auf griechischem Sprachgebiete kennen; um komische Wirkung zu erzielen, gebraucht er eine Anzahl griechischer

Wörter in kühn übertragenem Sinne. Abgeschlossen wird der unsere Kenntnis des Plautus fördernde Beitrag durch ein Verzeichnis griechischer Lehnwörter und griechisch geschriebener Wendungen, die in den 20 erhaltenen Palliaten vorkommen.

68. Brtnický Lad., Der Palatin. Eine topographische Abhandlung. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Königgrätz 1893 u. 1894, 8°, 34 u. 37 SS.

Von den Uranfängen ausgehend verfolgt der Verf. die Bau- und Verfallsgeschichte des Palatinus bis auf unsere Tage. Die Abhandlungen, in denen sich Quellenstudium und Autopsie fruchtbar verbunden haben, sind trotz ihrer Gedrängtheit so reichhaltig, dass sie dem Schulbedürfnisse als ausreichendes Nachschlagewerk dienen können. Zwar weiß der Verf. seine Arbeit Oblivioni geweiht; doch werden Lehrer, die an den topographischen und archäologischen Notizen der Classikerlectüre nicht gleichgiltig vorbeigehen zu müssen glauben, besonders bei Livius, Ovid und Tacitus, gerne zu diesen Programmen greifen. Die 29 Capitel bieten Forschungsresultate über specielle und auch allgemeine Fragen (z. B. pomoerium, mundus), die man sonst in nicht immer zu Gebote stehenden Werken mühsam zusammensuchen müsste. Ein Index über die behandelten Bauten und Örtlichkeiten hätte die Brauchbarkeit der Schrift noch bedeutend erhöht.

69. Čermák Joh., Vergleichende Betrachtung über das Symposion des Xenophon und Plato (Srovnavací úvaha o Symposiu Xenofontové a Platonově). Progr. des k. k. böhm. Staats-Gymn. in Olmütz 1893 u. 1894, 8°, 48 u. 36 SS.

Die ausführliche Abhandlung gliedert sich in neun Capitel, in denen über Anlass, Inhalt, Grundidee und Tendenz, zeitliche Bestimmung beider Symposien, ferner über die Versuche berichtet wird, die Erzählung des Apollodoros und die eigentliche Abfassung des Plat. Symposiums zu datieren; darauf folgt eine eingehendere Erörterung der gegenseitigen Berührungspunkte, insbesondere soweit sie Einleitungen, Prosopographie, Inhalt und Schlusscenen betreffen; den Schluss bildet die Frage der Priorität. Offenbar hat sich der Verf. das Ziel gesteckt, Lesern, die über die nothwendigen literarischen Hilfsmittel nicht verfügen, eine orientierende Übersicht der das Studium der Symposien berührenden Fragen zu bieten. Mit anerkennenswertem Fleiße werden die verschiedenen Anschauungen und Gesichtspunkte hervorgehoben, und der Verf. benützt die Gelegenheit, selbständig Stellung gegen dieselben zu nehmen. Doch erfährt der Wert seiner Zusammenstellung nicht geringe Beeinträchtigung dadurch, dass die neuere durchaus nicht spärliche Literatur keine Berücksichtigung findet. Die Beiträge von Resl (Programm von Brody 1886), Koch (Berlin 1886), Schirlitz (Fleckeisens Jahrbücher 1893) und die Rettig'sche Ausgabe des Xenoph. Symposiums waren doch nicht so unzugänglich, dass sie nicht hätten verwertet werden können. In der Frage der Priorität beider Schriften vermissen wir Bezugnahme auf sprachliche Beobachtungen, die doch hier auch mitzuentscheiden haben.

70. Steinmann W., Eine homerische Studie. Ὄφρα in temporaler Bedeutung (Homérská studie. Ὄφρα o významě časovém). Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Königgrätz 1895, 8°, 14 SS.

Um vollständige Evidenz zu erreichen, hat der Verf. alle (100) homerischen Stellen, an denen ὄφρα als Conjunction in temporaler Be-

deutung vorkommt, gesichtet und nach Tempus- und Modusgebrauch gruppiert. Dabei wurde auch auf die Stellung des Nebensatzes zum regierenden Satze Rücksicht genommen. Auf Grund der gemachten Observationen finden einige von den Herausgebern zurückgewiesenen Lesarten neue Stütze; z. B. H. 193, wo die Stellung des Temporalsatzes und die stark betonte zeitliche Coincidenz Aristarchs *δύνω* verlangen. *ρ* 298 wird mit gelinder Änderung statt *ἂν ἄγοιεν ἀγάγοιεν* gelesen; *ψ* 151 die Lesart der besten Codices *ὄφρ' ἂν ἵκοιτο* vertheidigt. Die mit *ὄφρα* viermal zweispännig erscheinenden Partikeln *ἄν — κεν* dienen zur nachdrücklichen Hervorhebung der äußersten Grenze, bis zu welcher die Handlung des Nebensatzes von der Haupthandlung begleitet werden soll (= so lange nur). In *M* 11 sieht sich der Verf. gezwungen, *ἔπλε* als Imperfectform gelten zu lassen. Wenn aber *ἀπόρθητος πόλις ἔπλε* die Folgen des vorhergehenden *ὄφρα μὲν Ἕκτωρ ζωὸς ἔην καὶ μήνι' Ἀχιλλεύς* abschließend zusammenfasst, so kann dieser Aorist durchaus nicht störend auf den Zusammenhang der Stelle einwirken. Übrigens gibt es bei Homer noch immer eine stattliche Anzahl von Stellen, wo mitten in der Erzählung Aorist und Imperfectum abwechseln, ohne dass sich — von Spitzfindigkeiten abgesehen — ein Unterschied der Actionsart feststellen ließe. (Vgl. das Programm von Stiebeling, Beiträge zum hom. Gebrauch der tempora praeterita, insbes. des Imperfectums. Siegen 1887, S. 28.)

71. **Dušánek Franz**, *Ἡ μερὶς ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου* (Deinarch. I. §. 56).

72. **Mach Josef**, Über antike Motive bei Jaroslav Vrchlický (O antických motivech Jar. Vrchlického). Progr. des k. k. Staats-Realobergymn. in Chrudim 1895, 8°, 8 u. 18 SS.

1. Nach Deinarchos' Zeugnis strafte der Areopag diejenigen seiner Mitglieder, welche es gewagt hatten, *τὴν μερίδα τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου* zu verkaufen. Zur Erklärung des unbestimmten Ausdruckes werden die Fundstellen des Wortes *μερίς* verglichen und zur näheren Begriffsbestimmung die von Ussing zuerst zergliederte, von Rangabé aber unter mehrseitiger Zustimmung abweichend ergänzte Panathenäeninschrift herangezogen (A. R. Rangabé, Antiquitès hell. II. Th. Athen 1855. Nr. 814). Dem Verf. ergibt sich das Resultat: *Ἡ μερὶς ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου* bezeichnet die den Areopagiten von jenem Voropfer gebürende Fleischportion, welches an dem Tage des panathenäischen Festzuges von einer Abordnung der Festtheilnehmer der Athene auf dem Areopag dargebracht wurde. Die Forscher, welche Rangabés Ergänzung angenommen haben, sind zwar angeführt, über die Gründe aber, kraft welcher diese Ergänzung vorzuziehen wäre und welche also auch für den Verf. bestimmend waren, fehlt jede Auskunft.

2. Der berufene Dolmetsch böhmischer Poesie Dr. Albert hat in einer Studie über Vrchlický sein Befremden darüber geäußert, dass sich unter den zahlreichen böhmischen Philologen keiner gefunden habe, der des Dichters Verhältnis zur Antike einer genaueren Analyse unterzogen hätte. In vorliegender Abhandlung sehen wir das Thema in Angriff genommen, aber nicht gelöst. Der Verf. wird sich wohl selbst bewusst gewesen sein, dass es nicht leicht möglich ist, in dem Rahmen eines kurzen Programmaufsatzes einem Dichter von Vrchlickýs Bedeutung gerecht zu werden. Seinen Zweck erreicht er nur theilweise, indem der Leser eine gewisse Vorstellung gewinnt von dem Reichthum classischer Elemente, die in V.s Schöpfungen niedergelegt sind. Aus 22 Gedichtsammlungen der Jahre 1879—95 werden die Stücke aufgezählt, welche sich auf antike Vorwürfe beziehen, von einigen werden auch die Hauptgedanken angegeben. Die Aufzählung wünschten wir genauer gesichtet

und gruppiert, denn nicht immer gesellt sich zu den classisch klingenden Titeln auch classischer Gedankeninhalt und nicht immer steht der Dichter mit seinem Fühlen auf classischem Boden. Im Folgenden wird die Tragödie 'Tod des Odysseus', ausführlicher die Hippodamiatrilogie besprochen. (Brautfahrt des Pelops — Des Tantalus Sühnung — Hippodamias' Tod.) Den Schluss bilden kurze Notizen über drei Komödien Vrchlickýs: Im Fasse des Diogenes, Catulls Rache, Die Ohren des Midas. Über die Trilogie fällt der Verf. S. 24 das schließliche Urtheil: 'In der Trilogie weht nach allen Richtungen der Hauch hellenischen Geistes. Nicht nur die Grundidee, sondern auch die Compositionsweise, die Charakteristik, einzelne Scenen, Gedanken, Bilder, Epitheta u. a. zeigen uns den Dichter als gründlichen Kenner der Antike. Den directen Reminiscenzen des Dichters aus griechischer Poesie nachzugehen würde eine dankbare Studie abgeben.' Mit der letzten Bemerkung sind wir einverstanden und fügen hinzu, dass gewisse Partien geradezu zu griechischen Übersetzungsversuchen einladen. Aber mit dem völlig antiken Gepräge hat es seine guten Wege. Eindringende Beobachtung würde eher zum Ergebnis führen, dass äußerer und innerer Aufbau der Trilogie, insbesondere Motivierung und Entschlussgenesis, einen weiten Abstand von der antiken Einfachheit und Harmonie aufweisen, dass die Denk- und Sprechweise von modernen Elementen durchtränkt ist, kurz dass auch hier der Dichter seine Eigenart bewahrt hat und nicht vermochte einseitig aufzugehen in seinem Stoffe.

73. Groh, Dr. Franz, Zur Bühnenfrage des griechischen Theaters (O jevišti divadla řeckého). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) 1895, 8°, 29 SS.

Zuerst werden die Zeugnisse der dramatischen Literatur untersucht, soweit sich in einzelnen Tragödien und Komödien scenische Andeutungen sicherstellen lassen; in Verbindung mit directen Nachrichten über scenische Darstellungen beweisen dieselben, dass zu allen Zeiten griechische Dramen auf erhöhter Bühne aufgeführt wurden. Im zweiten Theile versucht der Verf. die Gründe der Dörpfeld'schen Bühnentheorie durch Betrachtung der Proskenienverhältnisse der Theater in Epidauros und Oropos zu entkräften, welche sich in die neue Theorie ohne bedeutende Schwierigkeiten nicht einfügen lassen. Im dritten Theile macht der Leser mit dem Verf. eine Runde durch die Theaterbauten von Athen, Eretria, Sikyon, Magnesia a. Maeander, Megalopolis, wobei Gelegenheit gefunden wird, neben speciellen auch allgemeine Fragen aufzunehmen und zu beleuchten. Der Verf. ist fest überzeugt, dass die alte Theorie sich siegreich behaupten werde.

Wenn auch manche Leser die Zuversicht des Verf. nicht theilen werden, so sind doch seine objectiven Ausführungen, welche auf umfassender Kenntnis der einschlägigen Literatur beruhen, ohne sich aber in Weitschweifigkeiten zu verlieren, wohl geeignet, in die verwickelte Frage Einsicht zu verschaffen und auch selbständiges Urtheil zu ermöglichen. Inzwischen ist aber das so lange und sorgfältig vorbereitete und nach Reisch' Vortrag auf der letzten Philologenversammlung mit besonderer Spannung erwartete Hauptwerk erschienen (Dörpfeld-Reisch, Das antike Theater. Athen 1896). Aus manchen Gründen wäre es angezeigt, wenn der Verf. in einem Ergänzungsartikel über den Inhalt des Buches einen genaueren kritischen Bericht nachfolgen ließe.

Prerau. Alois Fischer.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 30. Dec. 1896, Z. 26.362 ex 1896, an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend die Lehrerbibliotheken an Mittelschulen. — Aus den Berichten der Landesschulbehörden, sowie aus den gedruckten Jahresberichten der einzelnen Mittelschulen habe ich entnommen, dass infolge der gesteigerten Ansprüche für die Bereicherung und Vervollständigung der Lehrmittelsammlungen die verfügbaren Geldmittel nicht immer hinreichen, die Lehrerbibliotheken an den Mittelschulen sowohl rücksichtlich der wissenschaftlichen als auch der pädagogisch-didaktischen Literatur in erwünschtem Maße zu erweitern, ferner, dass die für Bibliothekszwecke bestimmten Gelder nicht immer in zweckentsprechender Weise verwendet werden. Insbesondere werden namhafte Beträge zum Ankauf und für das Abonnement von Zeitschriften der verschiedensten Art verbraucht und gewisse kostspielige Monumentalwerke in einzelnen Orten in mehreren Exemplaren angeschafft, ohne dass der wirkliche Bedarf dies erfordern würde. Da zudem der Preis der Bücher selbst im Steigen begriffen ist, größere Subventionen aus Staatsmitteln aber für Bibliothekszwecke nicht zur Verfügung gestellt werden können, so erscheinen besondere Maßnahmen erforderlich, um eine rationelle Verwendung der vorhandenen Mitteln zu sichern. Auf Grund der in den einzelnen Lehrkörpern über diese Angelegenheit gepflogenen Berathungen und der von den Landesschulbehörden mir erstatteten Berichte finde ich nun im Sinne der »Weisungen zur Führung des Schulamtes« S. 70, Punkt *e*) Nachstehendes zu erlassen: I. Es ist wünschenswert und verdient jede thunliche Förderung, dass mehrere Mittelschulen (Gymnasien, Realschulen und Lehrer-[Lehrerinnen-] Bildungsanstalten, sowie verwandte höhere Schulen) desselben Landes, derselben Stadt, eventuell desselben Bezirkes zum Zwecke der Anschaffung und des Austausches von Fachzeitschriften zu Gruppenverbänden sich vereinigen. Der Austausch der Zeitschriften, von dem übrigens bestimmte, für jede Anstalt unentbehrliche Organe (wie die »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« und die »Zeitschrift für das Realschulwesen«) auszuschließen sind, erfolgt in größeren Orten etwa alle 14 Tage, in Verbänden voneinander entfernter liegenden Mittelschulen etwa innerhalb 3—4 Wochen. Die Einzelbestimmungen wegen des geordneten regelmäßigen Austausches und wegen Sicherung der in Umlauf gesetzten Zeitschriften haben die im Verbande stehenden Anstalten untereinander in der Art zu treffen, dass der Umtausch ohne zeitraubende Formalitäten erfolge. Über die Anschaffung und den Austausch der Zeitschriften, sowie wegen des Ankaufes gewisser kostspieliger literarischer Werke haben die Directoren (und Bibliothekare) der im Verbande stehenden Anstalten etwa im November jedes Jahres Berathungen zu

pflegen und Vereinbarungen zu treffen. Zu diesen Besprechungen können eventuell auch die Vorstände von Lyceal- und Musealbibliotheken, sowie von Bibliotheken vertrauenswürdiger wissenschaftlicher Vereine eingeladen werden. II. Um eine größere Ausnützung der Bücherbestände an den Mittelschulen zu ermöglichen, ist es erforderlich, dass die Kataloge der Lehrerbibliotheken, wofern dies nicht schon vor kürzerer Zeit geschehen sein sollte, in den nächsten Jahren im Jahresprogramme nach einem einheitlichen Plane und womöglich als Ganzes veröffentlicht werden. Zu diesem Behufe wird gleichzeitig ein Entwurf für die Anlage gedruckter Kataloge der Lehrerbibliotheken an Mittelschulen übermittelt. Der gedruckte Katalog kann im Bedarfsfalle an Stelle einer wissenschaftlichen Abhandlung erscheinen. Es empfiehlt sich auch, dass die im Verbande stehenden Anstalten nicht sämmtlich gleichzeitig, sondern der Reihe nach ihre Kataloge veröffentlichen. Über die Durchführung dieser Anordnungen, die auf ein bereitwilliges und verständnisvolles Entgegenkommen der Lehrerschaft berechnet sind, sowie über die gemachten Erfahrungen wolle der k. k. Landesschulrath seinerzeit in den Jahreshauptberichten sich aussprechen.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 12. Febr. 1897, Z. 17.261 ex 1896, mit welcher der Lehrplan und die Instruction für den Unterricht im Turnen an den Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen erlassen wird; s. Verordnungsblatt, Stück VII, S. 185 ff.

Erlass des Min. für C. und U. vom 6. Jan. 1897, Z. 25.728 ex 1896, betreffend die Maturitätsprüfungen an den Gymnasien und Realschulen. — In Ergänzung der Verordnung des Min. für C. und U. vom 10. Dec. 1885, Z. 22.906 (M. V. Bl. ex 1886, Nr. 1), finde ich für Abiturienten, welche die im Sommertermine bereits begonnene Maturitätsprüfung zu Ende zu führen thatsächlich verhindert waren, im folgenden Herbsttermine aber im Sinne des Punktes 2, Absatz 2 der citierten Min.-Verordnung zur Fortsetzung der Prüfung zugelassen wurden, bei dieser Prüfung jedoch wegen der nichtgenügenden Note aus einem einzelnen Gegenstande auf ein Jahr reprobiert werden mussten, zu gestatten, dass die im Punkt 4 der bezogenen Min.-Verordnung ausgesprochenen Begünstigungen auch auf die Candidaten der bezeichneten Art bei Wiederholung der Maturitätsprüfung im nächsten Sommertermine ausgedehnt werden.

Der Min. für C. und U. hat der I. und II. Classe des Communal-Untergymn. in Bregenz für das Schuljahr 1896/97 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen (Min.-Erl. v. 10. Jan. 1897, Z. 31.299 ex 1896).

Der Min. für C. und U. hat der IV. Classe des Communal-Untergymn. in Aussig vom I. Semester des Schuljahres 1896/97 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehen und das Reciprocitätsverhältnis im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das aus Anlass der Eröffnung der genannten Classe angestellte Lehrpersonal anerkannt (Min.-Erl. v. 5. Jan. 1897, Z. 32.412 ex 1896).

Der Min. für C. und U. hat das der I., II., III. und IV. Classe des städt. Kaiser Franz Joseph-Realgymn. in Karlsbad mit den Erlässen vom 3. Juni 1893, Z. 11.718, vom 28. Dec. 1893, Z. 28.710, vom 20. Jan. 1895, Z. 646, und vom 8. Jan. 1896, Z. 30.835 ex 1895, auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehene Recht der Öffentlichkeit, sowie das im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) anerkannte Verhältnis der Reciprocität vom Schuljahre 1896/97 angefangen auch auf die V. Classe ausgedehnt (Min.-Erl. v. 8. Jan. 1897, Z. 32.532 ex 1896).

Der Min. für C. und U. hat das Öffentlichkeitsrecht verliehen für das Schuljahr 1896/97 der I. Classe des Privat-Gymn. in Gmunden (Min.-Erl. v. 13. Febr. 1897, Z. 3383) und der I. Classe des Privat-Untergymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Hohenstadt (Min.-Erl. v. 5. Febr. 1897, Z. 2585).

Der Min. für C. und U. hat das dem Communal-Gymn. in Friedek für die I. Classe verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die II. Classe unter gleichzeitiger Anerkennung des Bestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das Schuljahr 1896/97 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 11. Febr. 1897, Z. 3072).

Seine k. u. k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 28. Jan. l. J. a. g. zu gestatten geruht, dass das Staats-Gymn. im XII. Gemeindebezirke in Wien fortan den Namen „Karl Ludwig-Gymnasium“ führe (Min.-Erl. v. 2. Febr. 1897, Z. 2321).

Der Min. für C. und U. hat auf Grund der von den Erhaltern der Landes-Realschule in Ungar.-Brod abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) anerkannt (Min.-Erl. v. 25. Oct. 1896, Z. 25.937).

Der Min. für C. und U. hat der I.—VII. Classe des städt. Franz Joseph-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königinhof für das Schuljahr 1896/97 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Fortbestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen (Min.-Erl. v. 22. Dec. 1896. Z. 30.915).

Der Min. für C. und U. hat der Privat-Unterrealschule des Arthur Speneder in Wien das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Schuljahre 1896/97 und 1897/98 verliehen (Min.-Erl. v. 11. Jan. 1897, Z. 32.126 ex 1896).

Der Min. für C. und U. hat der I. und II. Classe der Communal-Realschule in Laun für das Schuljahr 1896/97 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen (Min.-Erl. v. 10. Jan. 1897, Z. 32.411 ex 1896).

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Gymn. des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg mit dem Min.-Erl. v. 8. März 1896, Z. 1618, für die I.—VI. Classe unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen bis zum Schlusse des Schuljahres 1897/98 verliehene Öffentlichkeitsrecht auch auf die VII. Classe für die nämliche Zeitdauer, und zwar rücksichtlich der als öffentliche Schüler des genannten Privat-Gymn. eingeschriebenen internen Zöglinge der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt daselbst ausgedehnt (Min.-Erl. v. 19. Jan. 1897, Z. 355).

Der Min. für C. und U. hat das dem Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau für die vier unteren Classen verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die V., VI. und VII. Classe unter gleichzeitiger Anerkennung des Bestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das Schuljahr 1896/97 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 19. Jan. 1897, Z. 351).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Director des Elisabethgymnasiums in Wien Dr. August Scheindler zum Landesschulinspector in Niederösterreich; der Prof. am böhm. Staats-Gymn. in Olmütz Rudolf Freiherr Henniger von Eberg

zum Director des böhm. Staats-Gymn. in Kremsier, der Supplent an der Oberrealschule im IV. Wiener Gemeindebezirke und Assistent an der techn. Hochschule in Wien Johann Sobotka zum a. o. Prof. der darstellenden Geometrie an der genannten Hochschule.

Der Prof. an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Trient Lorenz Müller zum Director der Staats-Realschule in Rovereto.

Zum Director an der böhm. Staats-Realschule in Budweis der Director der Privat-Realschule des Vereines »Matice školská« in Budweis Josef Mrňávek und zu wirkl. Lehrern an der genannten Staats-Realschule die Proff., bezw. wirkl. Lehrer der Privat-Realschule des Vereines »Matice školská« in Budweis Thomas Marek, Josef Honzik, Josef Braniš, Johann Novák, Julius Kudrnáč, Peter Rada, Matthias Vaněček, Simon Pokoj, Matthias Kaska, Josef Kubin, Franz Bartoš und Johann Matzner; zum wirkl. Lehrer am Staats-Gymn. in Saaz der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Anton König, zum röm.-kathol. Religionslehrer für die vier unteren Classen des Staats-Obergymn. in Zara der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Marcellus Mondini.

Die Proff. am Staats-Real- und Obergymn. im II. Wiener Gemeindebezirke Heinrich Koziol, Dr. Konrad Kürschner, Adolf Seidl, Dr. Victor Ritter von Kraus, Josef Zycha, Theodor Schulz, Ignaz Möller, Dr. Egyd Filek Edler von Wittinghausen, Victor von Renner, Dr. Alfred Burgerstein und Emil Friedl wurden in die VIII. Rangsclasse befördert.

Zu wirkl. Lehrern am Staats Gymn. in Teschen der Supplent am Gymn. in Linz Dr. Karl Sigmund und der Supplent am Gymn. in Teschen Dr. Karl Werber.

Zum wirkl. Lehrer an der Staats-Realschule in Triest der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Rüdiger Solla.

Zum wirkl. Religionslehrer an der Staats-Realschule in Tarnopol der Religionslehrer an der Bürgerschule für Mädchen in Kołomea Josef Poręba, zum Religionslehrer am Staats-Untergymn. in Časlau der Katechet an der Knaben-Bürgerschule in Königsstadtl Franz Kohout.

Der Religionsprof. am Staats-Gymn. in Trient Alois Rosati zum Religionslehrer an der Staats-Realschule in Rovereto.

Der Prof. am Staats-Gymn. in Saaz Josef Blasig zum wirkl. Lehrer am Staats-Gymn. in Triest.

Dem Turnlehrer an der böhm. Staats-Realschule in Budweis Ottokar Hulec die Rechte und Bezüge eines Übungsschullehrers.

Zum Director-Stellvertreter bei der k. k. deutschen Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Prag der Prof. an der deutschen techn. Hochschule in Prag Dr. Wilhelm Gintl und zum Mitgliede dieser Commission und Examinator für Mathematik der Prof. an der deutschen techn. Hochschule in Prag Dr. Anton Grünwald.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Kuttenberg der Supplent an der böhm. Staats-Realschule in Prag-Kleinseite Johann Šebek.

Zum prov. Bezirksschulinspector für die böhm. Schulen des Stadtschulbezirkes Olmütz der Director des böhm. Staats-Gymn. in Olmütz Maximilian Vrzal.

Zum wirkl. Lehrer an der Staats-Gewerbeschule in Reichenberg der Supplent an der Staats-Realschule in Leitmeritz Franz Himmel.

Dem Turnlehrer am I. Staats-Gymn. in Graz Kurt Kohl die Rechte und Bezüge eines Übungsschullehrers.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Wien für den Rest der laufenden Functionsperiode der Revisor im reichsräthlichen Stenographen-Bureau und Vorstand des Stenographen-Bureaus des Wiener Gemeinderathes Karl Weizmann und der Rechnungsrevident im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht Emil Kramsall.

Auszeichnungen erhielten:

Die Landesschulinspectoren Anton Maresch und Christian Schneller aus Anlass der von denselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel und Charakter eines Hofrathes; der Director der Realschule im I. Gemeindebezirke Wiens Dr. Franz Wallentin, der Director des Gymn. im VI. Gemeindebezirke Wiens Josef Steiner aus Anlass der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Director des Gymn. im VIII. Gemeindebezirke Wiens Pius Knöll den Titel eines Regierungsrathes; der Director des Gymn. der Benedictiner in Melk P. Hermann Ulbrich und der Prof. am Gymn. im II. Gemeindebezirke Wiens Dr. Leo Smolle den Titel eines Schulrathes.

Der Prof. an der Realschule im III. Gemeindebezirke Wiens Ferdinand Axmann anlässlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines kais. Rathes.

Nekrologie.

Gestorben sind:[1]) Johann Lang, Gymnasialprof. (H) in Saaz, 47 J. alt; Dr. Wenzel Hanzlík, Realschulprof. (H) in Teltsch, 53 J. alt; P. Theodor Jungwirth, Gymnasialprof. (LG) in Melk, im 57. Lebensjahre; Franz Gerdinić, Gymnasialprof. (LG) in Laibach, 49 J. alt; Josef Borghi, Realschulprof. (It. d.) in Laibach, 56 J. alt; Balthasar Vogl, Director des f.-e. Privatgymn. in Salzburg, 53 J. alt; Ingenuin Moser, Prof. (LG) am Stiftsgymn. in Brixen, 68 J. alt; Ludwig Christoph, Gymnasialprof. (H) in Braunau, 39 J. alt; Adolf Lang, em. Landesschulinspector und k. k. Hofrath, 73 J. alt; Method Molčik, Prof. (LG) am böhm. Gymn. in Ung.-Hradisch, 37 J. alt; Josef Raile, Gymnasialprof. (LG) in Trient, 32 J. alt; Josef Kirschner, Prof. (Z) an der I. deutschen Realschule in Prag, 50 J. alt; Alwin v. Wouwermans, Prof. (Z) an der deutschen Realschule in Pilsen, 49 J. alt; Adolf Zanom, Realschulprof. (H) in Rovereto, 46 J. alt; Josef Jahn, Bezirksschulinspector und ernannter Director in Olmütz, im 48. Lebensjahre; Alfred Krob, Gymnasiallehrer (LG) in Villach, im 35. Lebensjahre; Leopold Rewig, Realschulprof. (H) in Troppau, 49 J. alt; Dr. Cassian Helfer, Gymnasialprof. (R) in Innsbruck, 49 J. alt; Franz Batek, Prof. (LG) am böhm. Obergymn. in Brünn, 53 J. alt; Georg Dražoević-Jelić, Realschulprof. (Ch. nl.) in Spalato, 51 J. alt; Karl Rupik, Gymnasialprof. (Plg) in Stryj, 52 J. alt; Vincenz Vyhnis, Gymnasialprof. (LG) in Prag (Korngasse), 55 J. alt; Ludwig Blume, Gymnasialprof. (HD) in Wien, im 52. Lebensjahre; Matthias Steger, Gymnasialprof. (H) in Troppau, 42 J. alt; Heinrich Offer, Gymnasialprof. (MNl) in Innsbruck, 43 J. alt.

Am 26. Febr. in Wien der frühere Prof. der Mathematik an der techn. Hochschule in Wien, Chefredacteur der »Zeitschrift für das Realschulwesen« Hofrath Dr. Josef Kolbe, im 72. Lebensjahre.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

Landesschulinspector Hofrath Adolf Lang †.

Immer mehr lichten sich die Reihen jener Schulmänner, die an der praktischen Einführung des Organisations-Entwurfes in jugendfrischer Kraft mitzuwirken berufen waren. Den Schöpfern des großen Reformwerkes, die bereits im Mutterschoße der Erde ruhen, folgt aus der Schar begeisterter Mitarbeiter an der Durchführung desselben einer um den andern, und vor kurzem hat auch Adolf Lang den beredten Mund geschlossen zu ewigem Schweigen.

Am 8. März 1823 wurde L. als Sohn des Actuars der Polizeidirection Johann Lang in Wien geboren. Er besuchte das damals sechsclassige Gymnasium in der Josefstadt, dann von III. ab bei den Schotten in Wien und absolvierte an der k. k. Lehranstalt in Krems 1842—1844 die philosophischen Studien mit vorzüglichem Erfolge. Ins Benedictinerstift zu den Schotten als Novize aufgenommen, legte er nach wenigen Monaten das Ordenskleid ab, unter ehrenvoller Anerkennung seines Eifers und seines Betragens über eigenes Ansuchen entlassen, und widmete sich zunächst an der Wiener Universität den juridisch-politischen Studien (1845—1849). Vor Abschluss derselben war L. vorübergehend bei der k. k. Gefällen- und Domänen-Hofbuchhaltung als beeideter, unentgeltlicher Praktikant thätig und erprobte Ende 1846 durch ein vorzüglich abgelegtes Examen als »Privatstudierender« seine immer mehr dem Lehrfache zuneigenden Kräfte, so dass er ein Jahr später sich die Befugnis, Privatunterricht in den Grammaticalclassen zu ertheilen, durch eine am Schottengymnasium abgelegte Prüfung erwerben konnte. Gar bald war L. ein gesuchter, stets von neuem empfohlener Hauslehrer. Trotzdem vernachlässigte er keineswegs die juridischen Studien, mächtig angeregt durch Hyes, des nachmaligen Justizministers, Beredsamkeit, und errang bei den Prüfungen fast durchwegs Vorzugsclassen. Ungeachtet seiner Lernerfolge scheint er die innere Befriedigung im Dienste der Themis nicht gefunden zu haben, denn schon 1849 lauschte er den Vorlesungen des zeitlebens von ihm hochverehrten Meisters Bonitz über Tacitus' Agricola und besuchte den am Wiener akademischen Gymnasium eröffneten Lehrcurs über Gymnasialmethode unter regster Theilnahme an den damit verbundenen praktischen Schulübungen.

Schon Mitte 1851 meldete sich L. bei der Wiener Prüfungscommission zur Lehramtsprüfung, zunächst mit Beschränkung auf das Untergymnasium, und wurde nach seiner Approbation und der am Theresianischen Gymnasium abgehaltenen Probelection im Herbste desselben Jahres als Supplent, bezw. Probecandidat dem Staatsgymnasium in Marburg zugewiesen. Bereits October 1852 wurde er wirklicher Lehrer an derselben Anstalt, mit der Verpflichtung, während des Trienniums seine Lehrbefähigung zu vervollständigen. 1853 an das deutsche Staatsgymnasium in Pressburg versetzt, unterzog sich L. im Mai 1854 der Ergänzungsprüfung mit glänzendem Erfolge und kam 1854 an das Theresianische Gymnasium unter gleichzeitiger Verwendung im akademischen Erziehungsdienste. Im October 1856 im Lehramte definitiv bestätigt, wurde er dem Marburger Gymnasium als Director wiedergegeben, das er 1856 bis 1868 leitete. Durch treffliche Lehrkräfte unterstützt, fand L. in dieser Stellung ein ergiebiges Feld für seine Schaffenslust. Seinem persönlichen Einflusse gelang anlässlich des Centenariums der Anstalt 1858 die Schaffung einer Schülerlade und ein Jahr darauf die Gründung einer Schillerstiftung zur Prämiierung gelungener poetischer Schülerversuche. 1862 erwirkte L. die Einführung des Turnunterrichtes an der Anstalt, die sich in demselben Jahre auch an der Londoner Weltausstellung ehrenvoll betheiligte und 1863 zum Range eines Gymnasiums zweiter Classe erhoben wurde.

Doch Neid und Parteisucht scheute sich nicht, den verdienstvollen Mann in seiner Wirksamkeit, die doch von berufenster Seite

wiederholt anerkannt worden war, offen und insgeheim anzugreifen, was ihm seine Stellung so sehr verleidete, dass er in den Herbstferien 1868 freiwillig von seinem Dienstposten zurückzutreten sich entschloss und um eine Lehrstelle an dem neugegründeten Staats-Real-Obergymnasium im III. Wiener Bezirke sich bewarb, die ihm auch „in Würdigung seiner Verdienste und der ihn zu diesem Schritte nöthigenden Umstände“ verliehen wurde.

Trotzdem wurde ihm der Abschied von Marburg nicht leicht gemacht: der Gemeinderath der Stadt bezeichnete L.'s Scheiden als einen empfindlichen Verlust für die Lehranstalt und die geselligen Zirkel, und der Lehrkörper, der treu zu seinem Director stand, gab in einer von zwölf Professoren gefertigten Kundgebung seiner tiefsten Indignation Ausdruck über die dem Amtsvorstande „sowohl durch böswillige Zungen, als von Seite der öffentlichen Presse widerfahrenen Unbilden und Kränkungen“ und brandmarkte die Anwürfe geradezu als „absurde und infame Verleumdungen“. Und da auch der steierische Landesschulrath L.s Enthebung mit der Anerkennung „gewissenhafter, einsichtsvoller und humaner Amtsführung“ und mit dem „verbindlichsten Danke“ begleitete, war sein freiwilliger Rücktritt ein ehrenvolles, fast allgemein beklagtes Zurückweichen vor Neid und Bosheit.

Nach Wien zurückgekehrt, fand sich L. rasch in seine neue Stellung und musste gleich im 1. Semester für seinen erkrankten Director A. Gernerth die Leitung übernehmen. Von 1869—1872 versah L. auch das Amt eines provisorischen Bezirks-Schulinspectors des politischen und Schulbezirkes Groß-Enzersdorf in N.-Ö. und erwarb sich in dieser Eigenschaft um die Begründung einer Bezirkslehrer-Bibliothek wesentliche Verdienste. Für sein Wirken in der Schulinspection und im Lehramte 1871 mit dem Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet, leitete er in demselben Jahre als Ministerial-Commissär die Maturitätsprüfung an fünf mährischen Gymnasien und wurde im September 1871 zum Landes-Schulinspector für die humanistischen Fächer an sämmtlichen Mittelschulen Niederösterreichs ernannt.

Noch nicht 50 Jahre alt, gieng L. mit jugendlichem Eifer an die neue Arbeit, und zu thun gab es in reichlicher Fülle, da gerade um diese Zeit durch den Wetteifer von Gemeinde, Land und Staat die Zahl der Mittelschulen in Niederösterreich bedeutend anwuchs und so das Inspectionsgebiet sich allmählich erweiterte. Auch die heimische Schulbücher-Literatur nahm einen erfreulichen Aufschwung; das Mittelschulwesen begann immer weitere Kreise zu interessieren, und der nie erstorbene Streit zwischen humanistischer und realistischer Bildung loderte wieder auf. All diesen Erscheinungen durfte der Inspector seine Aufmerksamkeit nicht versagen, und L. bewies, dass sein Auge scharf, sein Mund beredt, seine Feder kampfgeübt sei. Da erkrankte er plötzlich während einer Inspection in St. Pölten 1877 und ward nahezu ein Jahr dem liebgewordenen Amte entzogen. Wenngleich genesen, bedurfte er der größten Schonung und wurde auf die Dauer seiner Reconvalescenz vorläufig im Unterrichtsministerium verwendet, ein Dienstverhältnis, das von 1880 ab in ein dauerndes verwandelt wurde. In dieser Stellung, die zwar seinem Wissen wie seiner Erfahrung reichliche Gelegenheit zur Verwertung bot, aber ihn doch zu seinem Leidwesen von dem unmittelbaren Verkehr mit der Schule entfernte, wirkte L. nur zwei Jahre. Nach seiner erbetenen Enthebung von der Leitung der Prüfungscommission für das Stenographie-Lehramt zwang ihn fortdauernde Kränklichkeit, um seine Pensionierung einzuschreiten, die ihm 1882 unter Verleihung des Titels und Charakters eines Hofrathes gewährt wurde.

Dass sich der allzeit Unermüdliche nicht sofort in die Stille des Ruhestandes eingewöhnen werde, war zu erwarten. Die ersten sieben Jahre verbrachte L. in Baden und ließ sich gerne bestimmen, seiner neuen Heimstätte als Mitglied der Gemeindevertretung und mehrerer

Localcomités zu dienen. Endlich musste er sich auch von diesen Geschäften zurückziehen und übersiedelte zu dauerndem Aufenthalte nach Wien. Nach wiederholt bestandenen schweren Anfällen warf ihn im October des Vorjahrs eine gefährliche Krankheit neuerdings aufs Lager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Am 4. Januar 1897 verschied der zeitlebens gottesfürchtige Mann, von unsäglichen Leiden erlöst, ohne Todeskampf.

L.s schulmännische Individualität lässt sich nicht trefflicher charakterisieren, als mit dem frappanten Urtheil über seine philosophisch-didaktische Prüfungsarbeit (1851), die Zeugnis gebe „von Sinnes- und Empfindungsweise des jungen Mannes, der zum Lehramt inneren Beruf hat." Für diesen Beruf war er, wie wenige, reichlich ausgestattet, zuvörderst mit jener sieghaften Beredsamkeit, die, warm im Ton und effectvoll im Ausdruck, den Hörer anregt und gefangen nimmt. Der Pedanterie und dem Bureaukratismus in der Schule abhold, gehörte er zeitlebens zu den begeistertsten Anhängern und Vertheidigern des Organ.-Entwurfes im allgemeinen und der classischen Bildung im besonderen, und zwar nicht von amtswegen, sondern aus innerer Überzeugung, die er, ein enthusiastischer Ästhetiker, wie er sich selbst nannte, mit dialektischer Schärfe zu vertreten wusste. Schlagfertig in der Debatte suchte er den Gegner in urbaner Form zu widerlegen, nicht zu verletzen, und dieser menschlich schöne Zug seines Herzens ließ ihn auch in seinem Inspectorate lieber das Lobenswerte freudig anerkennen, als das Mangelhafte mit kritischer Sonde bloßlegen.

Von seinen literarischen Arbeiten sind in Gymnasialprogrammen veröffentlicht: Über den Hesiodischen Mythos der ältesten Menschengeschlechter (Theresian. Gym. 1856); Homer und die Gabe des Dionysos (Marburg 1862) und ein Festgedicht: Epilog zur 100. Jubelfeier des k. k. Gymnasiums in Marburg (ebd. 1858), aus 20 achtzeiligen jambischen Strophen bestehend. Außerdem stammen Nekrologe auf Mitglieder des Marburger Gymnasiums in den Jahrgängen 1864 und 1865 aus L.s Feder.

Auch in dieser Zeitschrift hat L. wiederholt das Wort ergriffen, als er, den oft kleinlichen und kraftzersplitternden Schulsorgen entrückt, an der Lösung organisatorischer Fragen mitzuwirken berufen war. Hieher gehören die Aufsätze: Die Realien am Gymnasium (1871, S. 300); Über die Maturitätsprüfung an den österr. Gymnasien (1872, S. 199); Über die Lehrziele der österr. Gymnasien und Realschulen (ebd. S. 742). Sein letztes Wort in diesen Blättern war dem Andenken an den verstorbenen Ministerialrath Joh. R. v. Kleemann geweiht (1885, S. 239).

Hiemit war seine schriftstellerische Thätigkeit keineswegs erschöpft, die besonders während seiner Dienstleistung im Ministerium sich derart verzweigte, dass er wiederholt zur Bewältigung der abzufassenden Gutachten und fachmännischen Berichte seine Muße hinzunehmen musste, was übrigens seitens seiner Vorgesetzten nicht unbemerkt blieb. Dabei verabsäumte er es nicht, an den Verhandlungen der Wiener Mittelschulvereine persönlich theilzunehmen, nicht als stummer Zuhörer, sondern mit voller Bethätigung des geistigen Interesses, das er sich für alle Schulfragen unverkümmert erhalten hatte.

Ein Leben liegt nun abgeschlossen vor uns, reich an schönen Erfolgen, aber auch an vielen Heimsuchungen, die zu überwinden ihm seine tiefreligiöse, gegen Andersdenkende stets tolerante Gesinnung ermöglichte und die aufopferungsvollste Hingebung seiner Gattin, mit der er 47 Jahre in glücklichster Ehegemeinschaft verbracht hatte. Nun liegt er in Baden, wo er einst sich so wohl gefühlt hatte, zu ewiger Ruhe gebettet. Sein Andenken aber bleibe lebendig unter uns und ehrenvoll und unvergessen!

Wien. C. Ziwsa.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die stilistische Abwechslung in Homers Ilias und Odyssee.

Das Princip der Wiederholung, welches für die epische Sprache so bezeichnend ist, hat man häufig einer eingehenden Untersuchung unterzogen; die verschiedenen Seiten desselben sind vielfach gewürdigt und der homerischen Forschung dienstbar gemacht worden. Den Gegensatz zu diesem Principe bildet das der stilistischen Abwechslung. Ihr ist nur sehr geringe und bloß gelegentliche Aufmerksamkeit geschenkt worden. Es begreift sich dies auch leicht. Das Iterationsprincip rückt dermaßen in den Vordergrund, dass für das entgegengesetzte Verfahren kaum Platz zu bleiben scheint. Zum Theile liegt der Grund für diese Erscheinung wohl in der mündlichen Überlieferung, wie dies Gottfried Hermann in der Abhandlung 'De iteratis apud Homerum' hervorgehoben hat (Opuscula VIII, p. 13: Consequens fuit illius quam exposui rationis, ut veteres illi poetae saepenumero in eadem re eadem verba eosdemque versus iterarent, quod vitatum est ab illis, qui scripto carmina sua expoliverunt). Mag nun auch der Wirkungskreis der Variation in Ilias und Odyssee nach der Natur der Verhältnisse ein begrenzter sein, sie macht sich dessenungeachtet ganz deutlich geltend. Dies soll im folgenden des näheren ausgeführt werden. Ein verschiedenes Verhalten der verschiedenen Partien ist auch hier wahrnehmbar. Aber es scheint nicht mit der Entstehungszeit in Zusammenhang zu stehen, vielmehr mit der dichterischen Eigenart und der größeren oder geringeren Bewegtheit der Handlung. Im VI. und XVI. Gesange der Ilias finden wir die intensivste Anwendung des Verfahrens.

Berühren wir zunächst kurz den Gebrauch von Synonymen im ganz gewöhnlichen Sinne. Darin liegt ja auch eine gewisse künstlerische Absicht, wenn auch sehr elementarer Natur. Die Darstellungen auf dem Achilles-Schilde werden bekanntlich durch

die Worte eingeleitet (Σ 483): *ἐν μὲν γαῖαν ἔτευξ'*. Für das hier verwendete *τεύχειν* wird im folgenden bald *ποιεῖν* gesetzt (490, 573, 587), bald *τιθέναι* (541, 550, 561), bald *ποικίλλειν* (590). So werden im Schiffskatalog die Bezeichnungen der Ortsangehörigkeit variiert (*ἔχειν, νέμεσθαι* usw.), Ilias *E* 43 ff. für die Erlegung der Feinde *ἐνήρατο, ἕλε, ἔπεφνε* zur Anwendung gebracht. Von substantivischen Synonymen möchte ich zwei Beispiele anführen: Ilias *Φ* 606 ff.: *ἦλθον ὁμίλῳ | ἀσπάσιοι προτὶ ἄστυ, | πόλις δ' ἔμπλητο ἀλέντων* und Odyssee *ι* 38 f.: *Τροίηθεν ἰόντι. | Ἰλιόθεν με φέρων ἄνεμος κτλ.* In all diesen Fällen kann von einer inhaltlichen Scheidung nicht die Rede sein; es besteht eben nur das Bedürfnis, der Ermüdung des Hörers oder Lesers durch formelle Abwechslung vorzubeugen. Hie und da wird auch eine ganz leise Änderung für diesen Zweck ausreichend befunden. So wenn Ilias *M* 88 Polydamas *ἀμύμων* heißt, 109 *ἀμώμητος*; oder *Φ* 141 der Fluss Axios *εὐρυρέεθρος* genannt wird, *εὐρὺ ῥέων* 157; ferner Achilles *X* 7 *Πηλείων*, im folgenden Vers *Πηλέος υἱός*. Hieher gehört auch *A* 33: *ἔδεισεν δ' ὁ γέρων* verglichen mit *ἠρᾶθ' ὁ γεραιός* zwei Verse später und die Epitheta *ἑκήβολος, ἑκατηβελέτης, ἕκατος, ἑκάεργος* (Ilias *A* 14, 21, 438, 75, 385, 479).

Hier könnten wir den bekannten Wechsel von *Ἀχαιοί, Ἀργεῖοι* und *Δαναοί* besprechen. Ausführlich hat sich darüber Düntzer, Homerische Abhandlungen S. 566 ff. geäußert. Auch La Roche berührt den Gegenstand in der Zts. f. öst. Gymn. 1862, S. 862. Sie wenden sich beide mit Recht gegen den Versuch einer durchgehenden inhaltlichen Scheidung. Jedenfalls kann an sehr vielen Stellen der Ilias und Odyssee davon nicht mehr die Rede sein. Die ursprüngliche Bedeutung ist verwischt, und so hat denn die formelle Verschiedenheit bei inhaltlicher Gleichheit diese Ausdrücke dem stilistischen Abwechslungsbedürfnisse dienstbar machen können. Düntzer hat seinen negativen Standpunkt dadurch zu begründen getrachtet, dass er die ersten 100 Verse der Ilias auf die sachliche Verschiedenheit der genannten Bezeichnungen hin einer Prüfung unterzogen hat. Übrigens selbst wenn man z. B. in Ilias *A* 78 f.: *ὃς μέγα πάντων | Ἀργείων κρατέει καί οἱ πείθονται Ἀχαιοί* mit Rücksicht auf die Doppelstellung des Agamemnon durchaus eine derartige feine Distinction erkennen wollte, ist dies bei Versen nicht möglich, wie Il. *B* 334 f.: *..Ἀργέιοι δὲ μέγ' ἴαχον, ἀμφὶ δὲ νῆες | σμερδαλέον κονάβησαν ἀυσάντων ὑπ' Ἀχαιῶν* oder *Γ* 82: *ἴσχεσθ', Ἀργέιοι, μὴ βάλλετε, κοῦροι Ἀχαιῶν* oder auch Odyssee *κ* 15: *Ἀργείων τε νέας καὶ νόστον Ἀχαιῶν*. Nicht selten findet sich der Wechsel in Ansprachen, zwischen diesen selbst und ihrer Ankündigung. So Il. *B* 109 f.: *.. ἔπε' Ἀργείοισι μετηύδα· | ὦ φίλοι ἥρωες Δαναοί, θεράποντες Ἄρηος* oder *Θ* 227 f.: *ἤυσεν δὲ διαπρύσιον Δαναοῖσι γεγωνώς· | αἰδώς, Ἀργέιοι.*

Von einer folgerichtigen Durchführung des Grundsatzes der Abwechslung ist dabei keine Rede. Es sind oft nur Spuren, die im Sande verlaufen. Wir haben soeben aus der großen Zahl von Fällen, die zur Verfügung stehen, nur einige typische Beispiele herausgehoben, und zwei davon waren dem Gesange *B* der Ilias entnommen. Betrachten wir aber V. 79 ff. desselben Gesanges. Dieselben lauten: *ὦ φίλοι, Ἀργείων ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες,| εἰ μέν τις τὸν ὄνειρον Ἀχαιῶν ἄλλος ἔνισπεν, | ψεῦδός κεν φαῖμεν . . . . | . Νῦν δὲ ἴδ' ὃς μέγ' ἄριστος Ἀχαιῶν εὔχεται εἶναι. | ἀλλ' ἄγετ', αἴ κέν πως θωρήξομεν υἷας Ἀχαιῶν.* Wenn also auch zunächst variiert wird, so hält dann der Dichter den Ausdruck *Ἀχαιοί* standhaft fest. So findet sich denn auch ohne innere Nothwenigkeit sowohl V. 193, wie auch V. 195, also in fast unmittelbarer Nachbarschaft *υἷας Ἀχαιῶν* wiederholt. Ähnlich erscheint in *H* von V. 442 bis 476 immer wieder die Bezeichnung *Ἀχαιοί*, während im früheren Theile die Abwechslung in dieser Beziehung nicht vermisst wird; auch *M* 223—261 ließe sich da heranziehen. Es ist eben die Abwechslung häufig die Wirkung eines Verfahrens der Compilation, welches verschiedene formelhafte Wendungen nebeneinander stellt; und diese Wirkung muss nicht immer beabsichtigt sein. So kommt es, dass wir Ilias *Ψ* 657 f. lesen: *μῦθον ἐν Ἀργείοισιν ἔειπεν· | Ἀτρείδη τε καὶ ἄλλοι ἐυκνήμιδες Ἀχαιοί.* Dagegen 456 f.: *μῦθον ἐν Ἀργείοισιν ἔειπεν· | ὦ φίλοι Ἀργείων ἡγήτορες.* In beiden Fällen sind solenne Formeln mit einander verbunden. Das einemal hat sich daraus die Variation ergeben, das anderemal die Wiederholung. Eine sichere Vernachlässigung der ersteren werden wir Ilias *O* 732 f. festzustellen haben. Es heißt dort: *Δαναοῖσι κέλευεν· | ὦ φίλοι ἥρωες Δαναοί, θεράποντες Ἄρηος,* wo die Fassung *Δαναοῖσι κέλευεν· ὦ φίλοι Ἀργείων ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες* wohl ebenso gut möglich gewesen wäre.

Das ergiebigste Feld für die Bethätigung des Abwechslungsbestrebens stellen die Epitheta dar. Freilich äußert es sich auch hier nicht durchwegs. Ilias *Ξ* 170 ff. herrscht in der Beschreibung, die hier von der Ausschmückung der Hera entworfen wird, eine große Eintönigkeit vor. Die Göttin selbst wird 170 *ἀμβροσίη* genannt, ebenso das Kleid 172 (*ἀμβροσίῳ ἑδανῷ*), die Locken 177 (*καλοὺς ἀμβροσίους*), dann wieder das Kleid 178 (*ἀμβρόσιον ἑανόν*). Kopftuch und Sandalen müssen sich unmittelbar hintereinander mit dem Beiworte *καλός* begnügen, wie schon vorher das Haar (185, 186). Eine geringe Entwicklung des Sinnes für den Wechsel der Epitheta zeigt sich auch an Stellen, wie Ilias *Δ* 114 f.: *μὴ πρὶν ἀναΐξειαν ἀρήιοι υἷες Ἀχαιῶν, | πρὶν βλῆσθαι Μενέλαον ἀρήιον Ἀτρέος υἱόν* oder Odyssee *ξ* 3 und 4, wo Eumaios und Odysseus *δῖος* genannt werden (*δῖον ὑφορβόν, δῖος Ὀδυσσεύς* [ähnlich *ρ* 506 und 507]). Nicht ganz auf derselben Linie steht es, wenn im ersten Gesange die Chryseis und die Briseis fast ausschließlich beide *καλλιπάρῃοι* heißen (143, 184, 310, 323, 346, 369).

Im allgemeinen aber ist der Fall selten, dass ein und dasselbe stereotype Epitheton in einem Gesange ausschließlich verwendet wird, wie etwa *οὖλος ὄνειρος* in Ilias *B*. Auch die oftmalige Wiederholung häufiger Verbindungen in kurzen Zwischenräumen, wie Ilias *H* 458, 472, 476 *κάρη κομόωντες Ἀχαιοί*, kann man nur als Ausnahme betrachten. Wenn dagegen ein Beiwort neu auftritt, wird es dann gerne einigemale hintereinander ins Treffen geführt. Im 1. Gesange der Ilias erfreut sich Zeus einer großen Zahl von Beinamen. Er heißt abwechselnd *ὑψιβρεμέτης*, *κελαινεφής*, *τερπικέραυνος*, *νεφεληγερέτης* usw. V. 508 taucht vorübergehend *Ὀλύμπιος* auf und wird von 580 an eintönig festgehalten (580, 583, 589).

Die Abwechslung ist nicht nur in den verschiedenen Gesängen eine verschiedene, sondern es tritt auch je nach der Persönlichkeit oder dem Gegenstande, welcher mit dem Beiworte versehen wird, eine Änderung ein. Selbst Achilleus steht in dieser Beziehung im 1. Gesange der Ilias hinter Zeus zurück, Hera im 5. Gesange weit hinter Zeus, Athene und Ares (sie heißt namentlich gegen Ende fast immer nur *θεὰ λευκώλενος Ἥρη*). Dabei fällt auch nicht ausschließlich die Bedeutung der Gestalt ins Gewicht, weder die objective noch die subjective. Gewiss stellt bei hervorragenderen göttlichen oder menschlichen Persönlichkeiten die Tradition oder die Thätigkeit der Vorgänger den Dichtern eine größere Zahl von Beinamen zur Verfügung, unter denen sie — von ihrer freien Schöpfung abgesehen — ihre Auswahl treffen können. Aber dies hindert sie nicht, auch Nebengestalten in dieser Beziehung reichlicher zu bedenken. So wird die Iris Ilias *Θ* 398 *χρυσόπτερος* genannt, *ταχεῖα* 399, *ἀελλόπος* 409, *πόδας ὠκέα* 425; ähnlich *Λ* 185 *χρυσόπτερος*, 186 *ταχεῖα*, 195 *ποδήνεμος ὠκέα*, 199 und 210 *πόδας ὠκέα*. Geringere Abwechslung herrscht dagegen in Ilias *Σ*, wo die Göttin 166, 183, 196, 202 *ποδήνεμος ὠκέα* genannt wird und nur 202 *πόδας ὠκέα*. Andererseits werden wir es sehr wohl begreifen, dass die Epitheta der Schiffe eine abwechslungsreiche Fülle aufweisen, mag nun der Grund in der durch Erfahrung genährten Erfindungskraft des Volkes oder in der individuellen dichterischen Phantasie gelegen sein. Wir können diese Wahrnehmung in der Ilias und in der Odyssee in gleicher Weise machen, wenn man dabei auch für die letztere es von vornherein begreiflicher fände. So haben wir Ilias *Π* die Variation von *θοαί* 201, *ποντοπόροι* 205, *γλαφυραί* 296, *μέλαιναι* 304; Odyssee *μ* die Beinamen *γλαφυρός* 82, 83, *ὠκύαλος* 182, *μέλας* 186, *κοῖλος* 245, *θοός* 247, 367, *ἀμφιέλισσα* 368 u. a. m. Beispiele hiefür sind überhaupt in sehr vielen Gesängen zu finden. Ausnahmsweise erscheint *γλαφυρός* in Odyssee *ν* dreimal (69, 74, 117) und nur e i n mal *ἐύζυγος*. Auch für die Beinamen der Rosse ließe sich Ähnliches zeigen. Dabei können unsere Anführungen uns die Thatsache lehren, dass

im Abwechslungsbestreben nicht so weit gegangen wird, um etwa die Wiederholung desselben Epithetons selbst in unmittelbar aufeinanderfolgenden Versen gänzlich zu vermeiden. So wird Odyssee *ν* 82 und 83 *γλαφυρός* wiederholt. Durch inhaltliche Verschiedenheiten ist die Wahl der Beiwörter auch hier nicht veranlasst. Düntzer hat a. a. O. S. 510 ff. auf die Thatsache hingewiesen, dass die Schiffe auch im ruhenden Zustande schnell genannt werden. Sehr gezwungen hat Schuster (Zts. f. d. Gymnasialwesen 1860, S. 465), um diesem Einwande zu begegnen, an den in Frage kommenden Stellen *νῆες θοαί* = Kriegsschiffe gedeutet.

Was die Epitheta der Götter und Helden anlangt, so haben wir zwei Fälle für unsern Zweck zu sondern. Die Abwechslung zeigt sich da wirksam, wo es nöthig ist, denselben Personennamen in nah bei einander stehenden Versen zu wiederholen, aber auch in dem Gebrauche der Epitheta für dieselbe Person in einem größeren Ganzen, etwa einem Gesange. Lesen wir beispielsweise Ilias *Γ* 118: *αὐτὰρ ὁ Ταλθύβιον προΐει κρείων Ἀγαμέμνων* und 120: *ὁ δ' ἄρ' οὐκ ἀπίθησ' Ἀγαμέμνονι δίῳ*, so ist der Wechsel des Epithetons etwa mit dem Ersatz des Substantivs durch das Pronomen gleichbedeutend; *Ἀγαμέμνονι δίῳ* nimmt dem *κρείων Ἀγαμέμνων* gegenüber ungefähr dieselbe Stellung ein, wie *ὁ δ'* im Verhältnisse zu *Ταλθύβιον*. Vergleichen lässt sich damit auch, wenn offenbar aus stilistischen Gründen Ilias *Α* 9 *ὁ γὰρ βασιλῆι χολωθείς* gesagt wird, nachdem es zwei Verse vorher *Ἀτρείδης τε ἄναξ* geheißen hat. Wie schon oben einmal berührt, pflegt namentlich in der Apostrophe der Wechsel der Epitheta einzutreten. So Ilias *Λ* 185 f.: *Ἶριν δ' ὤτρυνεν χρυσόπτερον ἀγγελέουσαν· | βάσκ' ἴθι, Ἶρι ταχεῖα* . . . oder *Χ* 7 f.: *αὐτὰρ Πηλείωνα προσηύδα Φοῖβος Ἀπόλλων· | τίπτε με, Πηλέος υἱὲ* . . . Von einer folgerichtigen Durchführung des Grundsatzes ist nicht die Rede. Wir haben soeben aus Ilias *Γ* ein Beispiel gewählt. Aber in demselben Gesange lesen wir V. 430 ff.: *ἦ μὲν δὴ πρίν γ' εὔχε' ἀρηιφίλου Μενελάου | σῇ τε βίῃ καὶ χερσὶ καὶ ἔγχεϊ φέρτερος εἶναι· | ἀλλ' ἴθι νῦν προκάλεσσαι ἀρηίφιλον Μενέλαον . . . . ἀλλά σ' ἐγώ γε | παύεσθαι κέλομαι μηδὲ ξανθῷ Μενελάῳ | ἀντίβιον πόλεμον πολεμιζέμεν*. Die Möglichkeit der Variation ist vorhanden, sie wird aber nicht voll ausgenützt.

Die Rücksicht auf ein größeres Ganzes fehlt auch nicht, mag sie auch, schon nach der Natur der Dichtung, mangelhafter zum Ausdrucke gelangen. Ich möchte nur ein Beispiel hervorheben, welches mehr typische Geltung besitzt. Betrachten wir die Epitheta des Menelaos in Ilias *Ρ* 1—246, so finden wir: *ἀρηίφιλος* V. 1, *ξανθός* 6, *διοτρεφής* 12, *ξανθός* 18, *διοτρεφής* 34, *κυδάλιμος* 69, *ἀρήιος* 79, *ξανθός* 113, *ἀρηίφιλος* 138, *διοτρεφής* 238, *βοὴν ἀγαθός* 246. Für die Abwechslung ist also wohl gesorgt, wenn auch gewisse Lieblingsbeinamen auftreten;

diese werden wohl häufiger gebraucht, doch wird die unmittelbare Wiederholung vermieden. Übrigens sehen wir das Abwechslungsbestreben über eine größere Partie hin auch sonst sich bethätigen. Ilias *T* 207 tritt das ungewohnte *ἄκμηνος* auf, das der Dichter weiterhin gerne verwendet, aber nicht in gleichen Verbindungen: *νήστιας ἀκμήνους* 207, *ἄκμηνον πόσιος καὶ ἐδητύος* 320, *ἄκμηνος καὶ ἄπαστος* 346.

Interessant ist die Art und Weise, wie der Widerstreit der beiden einander gegenüberstehenden Methoden, der epischen Wiederholung und der Variation, hie und da durch ein Compromiss versöhnt wird. Parallele Handlungen werden gerne durch gleichen Wortlaut gekennzeichnet. Aber eine leise oder auch tiefer greifende Veränderung ist dadurch nicht ausgeschlossen. Ilias *N* 183 wird Hektors Speerwurf mit den Worten geschildert: *Ἕκτωρ δ' ὁρμηθέντος ἀκόντισε δουρὶ φαεινῷ*, 190 der Gegenwurf des Aias durch den Vers: *Αἴας δ' ὁρμηθέντος ὀρέξατο δουρὶ φαεινῷ.* *B* 292 f. lässt der Dichter den allgemeinen Satz aussprechen: *καὶ γάρ τίς θ' ἕνα μῆνα μένων ἀπὸ ἧς ἀλόχοιο | ἀσχαλάᾳ σὺν νηὶ πολυζύγῳ* .... Dann folgt 296 f. die Nutzanwendung auf den gegebenen Fall: *τῷ οὐ νεμεσίζομ' Ἀχαιοὺς | ἀσχαλάαν παρὰ νηυσὶ κορωνίσιν.* Alexandros erklärt Ilias *H* 362 ff.: *ἄντικρυς δ' ἀπόφημι, γυναῖκα μὲν οὐκ ἀποδώσω· | κτήματα δ', ὅσσ' ἀγόμην ἐξ Ἄργεος ἡμέτερον δῶ, | πάντ' ἐθέλω δόμεναι καὶ οἴκοθεν ἄλλ' ἐπιθεῖναι.* Der Herold Idaios bestellt die Botschaft in folgender Form: *κτήματα μέν, ὅσ' Ἀλέξανδρος κοίλῃς ἐνὶ νηυσὶν | ἠγάγετο Τροίηνδ'* ... | *πάντ' ἐθέλει δόμεναι καὶ οἴκοθεν ἄλλ' ἐπιθεῖναι· | κουριδίην δ' ἄλοχον Μενελάου κυδαλίμοιο | οὔ φησιν δώσειν* ....

Schließlich haben wir uns noch mit einer Ansicht Düntzers auseinanderzusetzen. Er hat in seinen oft berührten „Homerischen Abhandlungen“ einige der stilistischen Erscheinungen, die uns interessieren, einer Erörterung unterzogen, wenn auch von einem andern Gesichtspunkte aus. In ihrem negativen Theile scheinen die Düntzer'schen Ausführungen das Richtige getroffen zu haben. Aber mit dem leitenden Gedanken, der sich durch dieselben hindurchzieht, könnten wir uns minder einverstanden erklären. Er glaubt, die Verschiedenheit der Epitheta durchwegs nur auf das metrische Bedürfnis zurückführen zu sollen. Nun mag ja hie und da auch eine derartige Rücksicht maßgebend gewesen sein oder mitgespielt haben. Aber gegen die Alleinherrschaft dieses Beweggrundes sprechen deutlich einige Beispiele, die wir anführen wollen. Sie sind alle so geartet, dass die Verwendung desselben Epithetons durch das Metrum nicht verwehrt wäre. Ilias *E* 386: *κρατερῷ ἐνὶ δεσμῷ*, 391: *χαλεπὸς δέ ἑ δεσμὸς ἐδάμνα.* *Z* 130: *κρατεροῦ Λυκόοργος.* 134: *ὑπ' ἀνδροφόνου Λυκοόργου.* *Z* 245 f.: *ἔνθα δὲ παῖδες | κοιμῶντο Πριάμοιο παρὰ μνηστῇσ' ἀλόχοισιν*, 249 f.: *ἔνθα δὲ γαμβροὶ | κοιμῶντο Πριάμοιο παρ'*

α ἰ δ ο ί ῃ σ' ἀλόχοισιν. An ersterer der zwei zum Schlusse angeführten Stellen ist auch *αἰδοίῃσ'*, an letzterer *μνηστῇσ'* überliefert, allerdings nur in minderwertigen Handschriften. Offenbar wollte man eine vollkommene äußere Gleichheit herstellen, wie sie ja auch das Versmaß gestattet. Ähnlich steht die Sache Odyssee *λ* 582: *χαλέπ' ἄλγε' ἔχοντα* (von Tantalos gesagt), verglichen mit 593: *κρατέρ' ἄλγε' ἔχοντα* (nämlich Sisyphos); auch hier findet sich eine derartige Schlimmbesserung. Ilias *Π* 134 heißt es: *ποδώκεος Αἰακίδαο*, 140: *ἀμύμονος Αἰακίδαο.* In demselben Gesange wird Achilleus 166 *ἀρήιος*, 169 *διίφιλος* genannt. Fügen wir schließlich noch zwei Beispiele hinzu, die nicht dem Bereiche der Epitheta angehören. Eines wurde schon oben aus einem andern Grunde angeführt. Ilias *Ν* 183: *Ἕκτωρ δ' ὁρμηθέντος ἀ κ ό ν τ ι σ ε δουρὶ φαεινῷ*, 190: *Αἴας δ' ὁρμηθέντος ὀ ρ έ ξ α τ ο δουρὶ φαεινῷ.* Ferner Ilias *Ω* 657: *κ τ ε ρ ε ι ζ έ μ ε ν Ἕκτορα δῖον*, 660: *τ ε λ έ σ α ι τ ά φ ο ν Ἕκτορι δίῳ.*

Radautz. Dr. S. Spitzer.

Zur Erklärung von Horaz Sat. I. 4, 81—85.

Absentem qui rodit, amicum
Qui non defendit alio culpante, solutos
Qui captat risus hominum famamque dicacis,
Fingere qui non visa potest, commissa tacere
Qui nequit: hic niger est, hunc tu, Romane, caveto.

Obige Worte werden von einigen Erklärern als vom Standpunkte des Dichters, von anderen als von dem des Gegners gedeutet. Für die erstere Deutung werden von Lucian Müller folgende Gründe angeführt: „Erstens müsste bei so schweren Anschuldigungen der andere doch zunächst den Autor (v. 80) nennen; zweitens könnte auf solche Anklagen Horaz nur mit schwerem Geschütze erwidern. Er vertheidigt sich aber gar nicht dagegen, sondern wirft einfach dem Alltagsmenschen, mit dem er verhandelt, das im Verse 81—85 geschilderte Gebrechen vor, vgl. Vers 90 ff." Allein diese Deutung befriedigt nicht. Namentlich sprechen die Worte 90—91: *Hic tibi comis et urbanus liberque videtur* | *Infesto nigris* und die Worte 100—101: *Hic nigrae sucus loliginis, haec est* | *Aerugo mera* gegen die Deutung obiger Worte vom Standpunkte des Dichters. Die Worte *tibi infesto nigris* und die Worte *hic nigrae sucus loliginis, haec est aerugo mera* sind eine Erwiderung auf die Worte *hic niger est* und was damit zusammenhängt. In den Worten *tibi infesto nigris* geht das Wort *infesto* unzweifelhaft auf den Gegner, und wenn dieser als *infestus nigris* bezeichnet wird, so muss die Bezeichnung *nigri* von ihm früher angewendet worden sein. Wenn wir dort suchen, finden wir

diese Bezeichnung in den Worten *hic niger est.* Diese Worte sind demnach dem Gegner in den Mund zu legen. Desgleichen erfordern die Worte *hic nigrae sucus loliginis, haec est aerugo mera* einen Gegensatz. Auch dieser Gegensatz liegt in den obigen Worten *hic niger est,* insofern diese Eigenschaft dem Dichter seitens des Gegners böswillig und unverdient zugeschrieben werden will. Der Zusammenhang ist folgender. Der Gegner sagt: *Laedere gaudes, et hoc studio pravus facis.* Der Dichter erwidert: *Unde petitum | Hoc in me iacis? Est auctor quis denique eorum, | Vixi cum quibus?* Der Gegner hiemit aufgefordert, für seine Anklage die Quelle, den Gewährsmann anzugeben, ergeht sich in allgemeinen Beschuldigungen, indem er die satirischen Gedichte des Horaz von seinem Standpunkte kennzeichnend — vgl. V. 34 – 38 — sagt, wer einen Abwesenden schmäht, wer seinen Freund gegen Beschuldigungen nicht vertheidigt, wer auf die Lachmuskeln zu wirken sucht und auf den Ruhm eines Witzboldes ausgeht, wer nicht Gesehenes erdichtet und Anvertrautes nicht verschweigen kann, der ist — *niger,* und vor dem sollst du dich, Römer, inacht nehmen. Damit macht der Gegner seinen komisch-pathetischen Schluss. Der Dichter erwidert zunächst auf die Worte *Absentem qui rodit* in der Weise, dass er zuerst einen Possenreißer vorführt, der seinen Spott auf alle anwesenden Tischgenossen und zuletzt auf den Gastgeber selbst ausgießt, und dann dem Gegner vorhält, dass ihm, der den *nigris* feind ist, ein solcher Possenreißer artig, höflich und freimüthig vorkomme. Im Gegensatze zu obigem *Absentem* V. 81 bilden die anwesenden Tischgenossen und der Gastgeber selbst V. 86—89 eine Art Überbietung, ebenso die Worte *amet quavis aspergere cunctos* V. 87 im Gegensatze zum obigen *rodit* V. 81. Und doch wurden solche Unziemlichkeiten beim Gelage in den Kreisen des Gegners, wie es scheint, einfach nur zu den Belustigungen gerechnet, wiewohl dieser im übrigen den *nigris* feind sein will. Es folgt nun noch die ausdrückliche Erklärung des Dichters, dass er seinerseits — ohne sich das eine oder das andere zuschulden kommen zu lassen — nur über den läppischen Rufillus lacht oder über Gorgonius, wenn ersterer nach Pastillen riecht oder letzterer nach einem Bock, und dass er darob wohl nicht als schmähsüchtig und bissig gelten könne. Im folgenden erwidert der Dichter auf die Worte *amicum qui non defendit alio culpante,* indem er wieder dem Gegner seine Moral vorhält, die ihn auch in diesem Punkte nicht berechtigt, an Horaz Kritik zu üben. Er führt aus, dass der Gegner seinerseits den Freund Petillius, wenn das Gespräch zufällig in seiner Gegenwart auf dessen muthmaßlichen Diebstahl geleitet werden würde, derart vertheidigte, dass er ihm als gefälligem Freunde und Genossen von Jugend an alles Gute wünschte, aber sich zugleich wunderte, wie er der Bestrafung entgehen konnte. So etwas, sagt der Dichter, ist der Saft des „schwarzen“ Tintenfisches, das ist

die echte Verleumdungssucht. Dieser Fehler werde, erklärt Horaz, stets fern bleiben seinen Schriften, fern bleiben seinem Herzen. Damit ist die Erwiderung des Dichters auf die Beschuldigungen des Gegners in Betreff der beiden ersten Punkte nachgewiesen. Die Anschuldigung V. 63 *qui captat risus hominum famamque dicacis* ist zum Theile schon in der ersten Erwiderung V. 91 *ego si risi,* zum Theile von V. 104 an ins rechte Licht gestellt. Dagegen finden die Worte *fingere qui non visa potest,* ferner *commissa tacere qui nequit* keine ausdrückliche Erwiderung. Wegen ihrer augenscheinlichen Übertreibung verdienen sie vielleicht auch keine Erwiderung. Indes dadurch, dass Horaz ausführt, wie er dazu kam, Satiren zu schreiben, inwieweit und zu welchem Zwecke er in seinen Satiren die typischen Schwächen und Fehler der Mitmenschen darstellt, erscheinen auch die Anschuldigungen, als ob er den Mitmenschen die Fehler andichte oder Geheimnisse verrathe, von selbst als hinfällig. Demnach sind die Worte *hic niger est, hunc tu, Romane, caveto* V. 85 nur eine Variation zu den Worten V. 34 *Foenum habet in cornu, longe fuge!* und sind dem Gegner in den Mund zu legen. Es empfiehlt sich daher, die in Rede stehenden Worte von *Absentem qui rodit* bis *hunc tu, Romane, caveto* in den Ausgaben, wie dies auch z. B. bei Kießling geschehen ist, ebenso wie *Laedere gaudes* mit dem Anführungszeichen zu versehen.

Laibach. J. Šuman.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. Julius Deutschle, Platons Protagoras. 5. Aufl. bearbeitet von Dr. Emil Bochmann. Leipzig, Teubner 1895. 98 SS.

Bei der Neubearbeitung der trefflichen Schulausgabe des Protagoras von Deutschle war Bochmann vor allem bestrebt, die Brauchbarkeit des Buches für die Schule zu erhöhen, ohne die Vorzüge der früheren Bearbeitung in irgendeiner Weise zu beeinträchtigen. Diese Absicht hat der Verf. meiner Ansicht nach auch erreicht. Die Einleitung wurde auf das für die Schule nothwendige Maß beschränkt, die erklärenden Anmerkungen erscheinen der Fassungskraft der Schüler angepasst, das Verständnis des Textes wurde an schwierigen Stellen durch eine entsprechende Übersetzung oder eine geschickte Anleitung zu einer solchen erleichtert und wesentlich gefördert. Die an der Spitze der einzelnen Capitel gegebenen Andeutungen des Gedankenganges sind jedenfalls in einer Schulausgabe sehr erwünscht, doch wäre es von besonderem Vortheile gewesen, wenn der Verf. zu Anfang größerer Abschnitte die bereits gewonnenen Resultate kurz recapituliert hätte.

Dem Texte ist die Ausgabe von Schanz zugrunde gelegt, die abweichenden Lesarten sind im kritischen Anhang verzeichnet, dem auch die Reconstruction des Simonideischen Gedichtes nach Aars beigegeben ist.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

Demosthenes. Die Olynthischen und Philippischen Reden nebst der Rede über den Frieden. Zum Gebrauche für Schüler herausgegeben von Dr. Hans Windel. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1896. Text: XXIII u. 104 SS. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf. Commentar: 46 SS. 8°. Preis 60 Pf.

Der erste Theil enthält zunächst eine recht zweckmäßige Einleitung. Sie handelt von den Jugendjahren und von der

rednerischen Ausbildung des Demosthenes (I) und bespricht dann nach einer kurzen Darstellung der damaligen politischen Verhältnisse (II, III) die staatsmännische Wirksamkeit des Redners (IV, V). Es muss lobend hervorgehoben werden, dass hier gerade nur so viel gebracht wird, als zum Verständnis der einzelnen Reden nothwendig ist. Im VI. Abschnitte der Einleitung „Wesen des Demosthenes und seine Reden“ hätte der erste Punkt wohl wesentlich kürzer gefasst werden können. An die Einleitung schließt sich in chronologischer Reihenfolge der Text der Ol. und Phil. Reden nebst der Rede „über den Frieden“ an. Die Rede „über die Angelegenheiten im Chersones“ ist nicht aufgenommen. Ich glaube aber, dass sie, abgesehen von anderen Gründen, schon im Hinblick auf die Privatlectüre nicht hätte ausgeschlossen werden sollen. Auf die Feststellung des Textes hat der Herausgeber lobenswerte Sorgfalt verwendet. Kann man auch nicht überall, wo er von der handschriftlichen Überlieferung abgewichen ist, mit ihm übereinstimmen, so muss man doch zugeben, dass die von ihm aufgenommenen Lesarten alle klar und daher auch für die Schule brauchbar sind. Was aber die III. Phil. Rede betrifft, so bin ich ein Verfechter der kürzeren Redaction, die ich auch meinerseits zu stützen gesucht habe.[1]) Die Eigenart und Bedeutung dieser Ausgabe liegt indessen nicht in der Einleitung und Gestaltung des Textes, sondern in der Gliederung der einzelnen Reden und in den Randbemerkungen. Bevor ich hierüber berichte, muss ich mir eine kleine Abschweifung gestatten. Während der Herausgeber nämlich den Gewährsmann für jede aufgenommene Conjectur gewissenhaft anführt und für den Commentar aus den vorhandenen Ausgaben geschöpft zu haben eingesteht, unterlässt er es, auch seine Quelle für die Gliederung der einzelnen Reden und für die Randbemerkungen zu nennen. Seine e i n z i g e Quelle war aber m e i n e „Dispositive Inhaltsübersicht zu Demosthenes' acht Staatsreden. Wien, Alfred Hölder 1894.“ Dieser Schrift hat er nicht bloß die ganze Eintheilung der Demosthenischen Reden, sondern auch die Randbemerkungen — die meisten beinahe wörtlich — entnommen. Ich kann dies umsoweniger verschweigen, als auch ich eine Schulausgabe Demosthenischer Reden zu veranstalten im Begriffe bin, die nunmehr mit der vorliegenden natürlich eine gewisse Ähnlichkeit haben wird.[2]) Durch meinen Hinweis auf den Thatbestand wollte ich mir bloß das Prioritätsrecht wahren. Windel hat meine dispositive Übersicht in der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen (October 1895) angezeigt und erklärt dort, dass er dieser Schrift „manche Anregung“ für seine erscheinende Schulausgabe verdanke. Ich finde, dass er in Wirklichkeit mehr als „m a n c h e

---

[1]) Vgl. Gymnasialprogramm Teschen 1895: „Den Staatsreden des Demosthenes ..... ist ein einheitlicher Plan zugrunde gelegt“ S. 27.

[2]) Die Ausgabe ist soeben bei Alfred Hölder in Wien erschienen.

Anregung" in ihr gefunden hat. Im übrigen bin ich weit entfernt, ihm aus dem Verschweigen meines Namens im Vorworte einen besonderen Vorwurf zu machen; muss es mir doch eine Genugthuung sein, zu sehen, wie die Ergebnisse meiner Bemühung Gemeingut zu werden beginnen. Doch nun zur Sache! Ich habe in der genannten Schrift nachzuweisen gesucht, dass die Staatsreden des Demosthenes nach einem einheitlichen Plane gebaut sind. Es steht nämlich in der Mitte jeder Rede als Kern der Antrag oder Rath des Redners (*πρόϑεσις*, propositio). Der Propositio geht nun die Einleitung (*προοίμιον*, exordium) und ein auf den Antrag vorbereitender Theil (*διήγησις*, narratio) voraus, während ein die Zweckmäßigkeit des Antrages beweisender Theil (*πίστεις*, probatio) und der Schluss (*ἐπίλογος*, peroratio) nachfolgen; nur in drei Reden (I. Phil., II. Ol., Chers.) schließt sich an die probatio noch eine denselben Zweck verfolgende Widerlegung der gegnerischen Ansichten (*λύσις*, refutatio) an. Windel hat nun die einzelnen Reden nach meinem Vorgange in fünf oder sechs Haupttheile zerlegt und diesen die angeführten Bezeichnungen im Texte vorausgeschickt. Nur an wenigen Stellen weicht er von mir ab. In der III. Ol. Rede nimmt er §§. 21—33 excl. eine *λύσις* an. Ich glaube mit Unrecht. Vgl. mein Progr. S. 13. In der II. Phil. nimmt er an, dass die probatio mit der refutatio verquickt sei und setzt daher beide Bezeichnungen als Überschrift des IV. Abschnittes. Dass ein solches Vorgehen der von ihm gebilligten Schematisierung zuwiderläuft, braucht nicht erst näher beleuchtet zu werden. Den Schluss setzt W. in dieser Rede schon mit §. 35 an. In der III. Phil. Rede nimmt der Herausgeber von §. 51 (53) bis 67 (69) incl. eine refutatio an und bezeichnet das folgende Stück bis 73 (75) incl. im Widerspruche mit mir als neue propositio. Beides fälschlich. Vgl. mein Progr. S. 29.

Die den einzelnen Hauptabschnitten beigegebenen Randbemerkungen sollen dem Schüler einen Einblick in die logische Gliederung des Ganzen gewähren. Ich will mich hier nur auf die Besprechung der einen oder andern Stelle beschränken, wo der Herausgeber mehr oder weniger von mir abweicht. Im allgemeinen wäre es vortheilhaft gewesen, wenn er den Randbemerkungen in der probatio zur Erleichterung des Verständnisses nach meinem Vorgange die Worte „mein Vorschlag ist empfehlenswert, nothwendig usw." vorausgeschickt hätte. Wenn der Schüler z. B. die Bemerkungen zur probatio der II. Ol. Rede liest: „seine Hausmacht ist unbedeutend und seine Ziele sind andere als die seiner Unterthanen", so wird er kaum herausfinden, inwiefern diese Worte eine Empfehlung des gelesenen Vorschlages sein sollen. Er fasst die ganze Stelle aber sofort richtig auf, wenn noch die Worte vorausgeschickt werden: „die Annahme meines Vorschlages ist zu empfehlen, denn ...." Auch die Bemerkungen zur narratio sind nicht immer ganz zweckmäßig. In der I. Ol. Rede darf es nicht

heißen: „der gegenwärtige günstige Augenblick muss benutzt werden". Um eine solche Aufforderung kann es sich in einer narratio nicht handeln. Demosthenes beginnt auch ganz anders: „Der gegenwärtige Augenblick ist günstig usw."

Es erübrigt mir noch, über die den einzelnen Reden vorausgeschickten kurzen Inhaltsangaben zu sprechen. Da in den zahlreichen Randbemerkungen auf den Inhalt selbst zur Genüge Rücksicht genommen ist, erscheinen sie mir überflüssig, umsomehr als es dem Schüler auf dieser Stufe keine besonderen Schwierigkeiten mehr machen kann, den Inhalt des Gelesenen kurz zusammenzufassen.

Trotz dieser Ausstellungen, zu denen ich mich veranlasst sah, bin ich überzeugt, dass diese Ausgabe die Auffassung der einzelnen Reden wesentlich unterstützen und daher vielen gewiss recht willkommen sein wird. Durch eine elegante Ausstattung und durch deutlichen Druck empfiehlt sie sich noch obendrein.

Der zweite Theil enthält den Commentar. Die Erklärungen sind, soweit ich sie prüfen konnte, klar und leicht verständlich. Doch wird entschieden zu wenig geboten. Die Übersetzung des Demosthenes bietet dem Schüler oft unüberwindliche Schwierigkeiten. Der Commentar muss ihm daher, um ihm den Gebrauch gedruckter Übersetzungen überflüssig erscheinen zu lassen und in der Schule die Vorpräparation zu erleichtern, möglichst ausgiebige Erleichterungen bringen und neben den üblichen Anmerkungen, so oft es nur zweckmäßig erscheint, auch schwierigere Constructionen erläutern und auf die entsprechende Übersetzung einzelner Ausdrücke und Redensarten aufmerksam machen. In der I. Phil. Rede sollte meines Erachtens beispielsweise §. 1 auf die intr. Bedeutung von *ἐπέχειν* hingewiesen und auf die Zusammengehörigkeit der Worte *ἐπειδὴ .... συμβαίνει ..... σκοπεῖν .....*, *ἡγοῦμαι .... ἂν .... τυγχάνειν* aufmerksam gemacht werden. Bei *πραττόντων* in §. 2 vermisse ich den Zusatz concessiv, bei *φυλαττομένοις* (§. 3) den Zusatz hypothetisch und bei *ἔχουσι* (§. 5), zumal wenn man davor einen Beistrich setzt, den Zusatz caus. Part. Einer Besprechung bedürfen auch noch in §. 5 die Worte *ἔρημον ὄντα συμμάχων*, dann *ἆθλα τοῦ πολέμου κεῖμεν' ἐν μέσῳ* und endlich *ὑπάρχει τοῖς παροῦσι τὰ τῶν ἀπόντων*. In der I. Ol. Rede erscheint mir die Besprechung der Worte *μόνον οὐχὶ ... φωνὴν ἀφιείς* (§. 2) zu mangelhaft; ebendort vermisse ich eine Erläuterung der Worte *ἀντιλαμβάνεσθαι τῶν πραγμάτων*. Endlich hätte das Verhältnis der Worte *μὴ ..... παρασπάσηταί τι* und der Participien *ὤν, εἴκων, ἀπειλῶν, διαβάλλων* (§. 3) gründlich dargelegt werden sollen. In §. 46 der III. Phil. Rede fehlt ein Hinweis darauf, dass die Worte *οὐ γὰρ οὕτως ἔχετε ..... ἀλλὰ πῶς* auf den Mangel an Gemeinsinn unter den Griechen zu beziehen sind. Allein dürfte der Schüler den richtigen Sinn kaum herausfinden. Diese wenigen Beispiele dürften genügen,

um meine Ansicht zu bestätigen. Ich fürchte, dass der vorliegende Commentar den Schüler nur zu oft imstiche lassen wird.

Teschen. Eduard Bottek.

J. R. Asmus, Julian und Dion Chrysostomos. Tauberbischofsheim, J. Langs Buchdruckerei 1895. 4°, IV u. 41 SS.

Die Tendenz der ganzen Untersuchung erhellt aus den zwei an die Spitze gestellten Aussprüchen: „Julian war in vielen Dingen nichts weniger als ein Originalgenie (Klopstock)“ und „Gemacht, aus Reminiscenzen zusammengesetzt sind die Schriften Julians (Strauss)“. Näheres erfahren wir über die Absichten des Verf.s aus der Vorrede: „Es ist der vielgestaltige philosophisch-politische Topos von der Königsherrschaft, in dessen Behandlung Julian sich durchgehends als Schüler Dions erweist. Eine annähernd erschöpfende Darstellung dieses Abhängigkeitsverhältnisses wird sich daher auf dem vergleichenden Studium der beiderseitigen Schriften aufbauen müssen, welche in irgend welcher Beziehung von der Königsherrschaft und den damit zusammenhängenden Fragen handeln ...... Da das genannte Thema bei dem Kaiser an den verschiedensten Orten erörtert wird, so eröffnet eine derartige Untersuchung neben dem Gewinne für ihren unmittelbaren Zweck auch noch die Aussicht, manches zum besseren Verständnisse der Werke Julians im einzelnen und zur Erkenntnis ihres inneren Zusammenhanges beizutragen .... . Endlich hoffen wir, mit der culturhistorischen Begründung dieses auf den ersten Blick so auffälligen engen Anschlusses des Kaisers an den Rhetor auch die Auffassung, welche Julian von seiner eigenen Herrscheraufgabe hatte, in ein helleres Licht setzen zu können.“

Um jenen Fachgenossen, welche sich für die Frage näher interessieren, den Inhalt der Abhandlung vorzuführen, verfolge ich auszugsweise den Gedankengang des Verf.s. Zunächst werden ausgedehnte Theile der siebenten Rede Julians gegen den Kyniker Herakleios, namentlich die mythische Erzählung zufolge der inhaltlichen Verwandtschaft auf die erste Rede Dions über die Königsherrschaft zurückgeführt, speciell auf die Partie, in welcher die Erziehung des jungen Herakles dargelegt wird. Dabei gibt Asmus eine Deutung jenes Mythos, die in den Sätzen gipfelt (S. 12): „Mit dem reichen Herdenbesitzer ist Konstantinus, mit den verderbten Nachkommen seine Söhne, mit dem Erben Konstantius und mit dem missachteten Verwandten Julian selbst gemeint. Wir haben somit in dem Mythos eine historisch-politische Satire vor uns, in welcher gezeigt werden soll, wie der Kaiser Julian als ein zweiter Herakles durch die Gnade der Götter zum Menschen erzogen wird.“ Ferner wird für Julians zweiten Panegyrikos auf Constantius dieselbe erste Rede Dions als Quelle ermittelt. Julians Trostrede an

sich selbst anlässlich des Wegganges des trefflichen Salustios beruht nach A. auf der dreizehnten Dionischen Rede über seine eigene Verbannung, die der Tyrann Domitian über ihn wegen seiner Freundschaft zu einem in Ungnade gefallenen Hofmann verhängt hatte. „Wenn demnach", sagt A. S. 17, „die Trostschrift sich an Dions Rede über die Verbannung anlehnt und diese Anlehnung eine bewusste, für den Adressaten verständliche Spitze gegen Konstantius enthält, so hätten wir in ihr die frühste Satire Julians gegen seinen kaiserlichen Vetter zu erblicken. Da der zweite Panegyrikos später anzusetzen ist, so fällt hiedurch auf die Aufrichtigkeit der darin zur Schau getragenen Gesinnung ein grelles Streiflicht, und ein Leser wie Sallustius konnte denselben auf keinen Fall ernst nehmen. Den Eingeweihten mussten die Lobsprüche auf den Kaiser nothwendigerweise einen ironischen Eindruck machen." Für *Συμπόσιον ἢ Κρόνια* soll Julian außer bei der ersten auch bei der vierten Rede Dions Anleihen gemacht haben. Da hienach Dions erste Rede in mehreren Schriften Julians benutzt erscheint, so ist es klar, dass diese Schriften auch einander enger berühren müssen; ja Asmus glaubt sogar, dass die Trostschrift, der Mustermythos der siebenten Rede und das *Συμπόσιον* denselben Adressaten, nämlich Salust hatten. Anderseits zeigt er an ihnen eine gewisse Verschiedenheit auf, indem der zweite Panegyrikos und die Skizze der Heraklessage in der siebenten Rede das Herrscherideal durch Herakles darstellen und mehr nach der Seite der praktischen Lebensbethätigung schildern, während die mythische Erzählung der siebenten Rede und das *Συμπόσιον* auf die Identität des Herrschers und des Philosophen abzielen und diese Auffassung im Bilde des göttlichen Dionysos veranschaulichen. Dionysos ist natürlich Julian selbst, in Silen aber sieht A. seinen Lehrer Maximus von Ephesos. Dass der Anstoß zur Heranziehung der Dionysossage von Themistios herrühre, wird aus dem Brief an Themistios gefolgert. Aber auch dieser Brief berührt sich mit Dion insoferne, als der Kaiser „hier einen Passus aus Platon legg. IV, p. 713 C ff. citiert, in welchem der Philosoph von dem bekannten Vergleich des Herrschers mit dem Hirten Gebrauch macht. Diese Platonstelle ist jedoch für uns besonders deswegen interessant, weil sie von dem alten Mythos von Kronos handelt, der gute Dämonen zu Herrschern über die Menschen einsetzt, und weil sie zu dem Schlusse kommt, die Herrscher müssten das Leben unter Kronos nachahmen. Man braucht sich hiebei nur daran zu erinnern, dass der Mitunterredner in dem Prooemium der Caesares erklärt, er liebe in Übereinstimmung mit Julian und ihrem gemeinsamen Freunde Platon die richtig gebildeten Mythen, da ja auch dieser Philosoph manches Ernste in Mythenform gekleidet habe, und man wird überzeugt sein, dass eben diese den Kronosmythos behandelnde Stelle dem Kaiser die Grundidee zu seinen Kronia (Caesares) eingegeben hat, zumal da sich auch sonst

noch manche Beziehungen zwischen dem Briefe an Themistios und den Caesares nachweisen lassen" (S. 29). Nachdem noch das Fragmentum epistulae, die Galiläerschrift und der Misopogon in Abhängigkeit von verschiedenen Werken Dions gesetzt sind, schließt der Verf. mit einer Auseinandersetzung darüber, dass Themistios es war, der Julian auf Dion hingewiesen hat.

Die Ausführungen des Verf.s klingen oft recht bestechend, sind aber keineswegs durchaus überzeugend. Die Belege sind häufig nicht beweiskräftig, die Beweisgründe nicht stichhältig. Zur Entscheidung der ebenso schwierigen wie wichtigen Frage nach der literarischen Abhängigkeit genügt es nicht, Gedanken, Vergleiche, Wendungen, zumal solche, die nur eine oberflächliche oder partielle Ähnlichkeit haben, zusammenzustellen. Es ist nicht bloß gewissenhaftes Eindringen in den Inhalt der verglichenen Stellen vonnöthen, sondern es bedarf auch noch als Correctives des negativen Nachweises, dass nicht etwa andere Schriftsteller oder gar die ganze Tradition und Anschauung jener Zeit die Quelle gebildet haben können; vor allem aber muss der sprachliche Ausdruck geprüft und verglichen werden, und gerade in dieser Hinsicht hat A. alles zu thun übrig gelassen, indem er nicht einmal auf den griechischen Text zurückgreift, sondern sich begnügt, die Belege ausnahmslos in der deutschen Übersetzung Hertleins wiederzugeben. Richten sich diese Einwände gegen die Methode des Verf.s, so muss gegen manche seiner Resultate das Bedenken geltend gemacht werden, dass eine so weitgehende und so detaillierte Nachahmung, wie er sie annimmt, bei einem überhaupt noch selbständig concipierenden Schriftsteller schwer glaublich ist. Ich will nicht leugnen, dass der Nachweis der Abhängigkeit oder doch Ähnlichkeit für manche Stellen wohlgelungen ist; dennoch lautet mein Urtheil, dass die Arbeit, wenn sie zu bleibenden, für die Literaturgeschichte verwertbaren Ergebnissen führen soll, einer ergänzenden Revision bedürftig ist.

Wien. Ernst Kalinka.

B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller. Des C. Julius Caesar gallischer Krieg. Herausgegeben von Franz Fügner, Oberlehrer am kgl. Kaiser Wilhelms-Gymnasium in Hannover. Commentar. Leipzig, Teubner 1895. 8°. VI u. 200 SS.

Der Cäsartext ist von mir in dieser Zeitschrift bereits besprochen worden (vgl. 1895, S. 977 ff.).

Das vorliegende Heft, welches vom Verf. am liebsten im Anschlusse an seine Neposausgabe verwendet sein möchte, gliedert sich in drei Capitel. Das erste enthält eine „Anleitung zum Übersetzen", worin das Wichtigste an Regelwerk sammt zugehörigen Beispielen vorgeführt wird. Cap. II bringt den Commentar. Er

ist so einfach gehalten als nur möglich, bringt aber alles, was dem Schüler zu wissen noththut, gibt Übersetzungs- und Constructionshilfen und verweist nur auf Cäsar oder Nepos. Angestellte Stichproben erwiesen die Zuverlässigkeit des Gebotenen. Auch die eingestreuten, an den Schüler gerichteten Fragen, eine Einrichtung, die mir immer gelindes Unbehagen verursacht, kann man im großen Ganzen billigen, weil sie der Schüler bei einigem Nachdenken thatsächlich beantworten kann. Entsprechend der pädagogischen Grundlage des Werkes sind die Bemerkungen im Verlaufe der weiteren Bücher auch spärlicher ausgefallen, was gewiss zu billigen ist, wenn man immer das nächste Buch liest. Freilich stellt sich ein Übelstand ein, wenn die Lectüre einer Auswahl folgt. Indes sind die Anmerkungen auch in den letzten Theilen so gehalten, dass Wichtiges besprochen erscheint. Cap. III enthält 'grammatisch-stilistische Regeln'. Hiedurch bekommt das Cap. I eine entsprechende Erweiterung.

Druck und Ausstattung sind ganz entsprechend. Die Bemerkung S. 195 'Im D. gibt es kein Fut. II.' ist in dieser allgemein gehaltenen Form unrichtig. Es hätte doch auch in der Ausdrucksweise Rücksicht auf die unmittelbar vorhergegangene Regel genommen werden sollen. Anstößig ist auf derselben Seite die Wortstellung 'der sich zu sterben geweigert hätte'. Geradezu unerträglich für den Süddeutschen ist die Häufung 'sie tödten sich einander' S. 193. Doch solche Kleinigkeiten beeinträchtigen den hohen praktischen Wert des Büchleins nicht, das demgemäß sowohl Schülern als auch Lehrern wärmstens empfohlen sein mag.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Volumen XXXV. Ex recensione Ottonis Guenther.

Epistulae Imperatorum, Pontificum, aliorum inde ab anno CCCLXVII usque ad annum DLIII datae, Auellana quae dicitur collectio. Recensuit, commentario critico instruxit, indices adiecit Otto Guenther. Pars I. Prolegomena. Epistulae I—CIV. Vindobonae et Pragae, F. Tempsky, Lipsiae, G. Freytag 1895. XCIIII et 493 pp.

Aus Concilsbeschlüssen, päpstlichen Entscheidungen und kaiserlichen Constitutionen wurden schon frühzeitig Zusammenstellungen von kirchlichen Rechtssätzen anfangs chronologisch, später systematisch angelegt, und unter diesen Canonsammlungen, die als Quellen des canonischen Rechtes gelten, nimmt die Collectio Avellana, eine Sammlung von 244 Briefen, meist von Päpsten und Kaisern, aus den Jahren 367—553, eine hervorragende Stelle ein.

Sie überliefert uns mehr als 200 wichtige Urkunden, die sonst ganz verloren wären, so dass diese Collection als Supplement, als Ergänzung und Vervollständigung der übrigen Sammlungen einen hohen Wert besitzt.

Die Avellana scheint in Rom nur zu privaten Zwecken, aber auf Grund selbständiger archivalischer Forschungen angelegt worden zu sein, und da das jüngste Stück ein Schreiben des Papstes Vigilius vom 14. Mai 553 ist, so darf man die Entstehung der Sammlung in die Zeit unmittelbar nach der Mitte des 6. Jahrhunderts ansetzen. Fast fünf Jahrhunderte sind verflossen bis zu der Zeit, aus der uns die ältesten Handschriften davon erhalten sind, zwei Pergamentcodices, V und *α*, die beide aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts stammen, cod. Vatic. 3787 und Vatic. 4961, an die sich mehrere Papierhandschriften des 15. und 17. Jahrhunderts anreihen.

Die gelehrten Veroneser Brüder Ballerini, Peter († 1769) und Hieronymus († 1781), veröffentlichten in ihrer epochemachenden Quellenkunde „De antiquis tum editis tum ineditis collectionibus et collectoribus canonum ad Gratianum usque" Partes IV, Venetiis 1757, einem als III. Band zu der Ausgabe der Werke Leos d. Gr. beigegebenen Anhange (II 12), zuerst eine Beschreibung der Sammlung und gaben ihr den Namen Avellana nach dem Codex *α*, der sich im Kloster S. Crucis fontis Avellanae (Dioec. Eugubium) befand, als Petrus Damianus (1043—1058) Abt war. In neuester Zeit machte Friedrich Maaßen in seiner „Geschichte der Quellen und der Literatur des canonischen Rechtes im Abendlande bis zum Ausgange des Mittelalters", I. Graz 1870, S. 787, und in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Cl. der k. Akademie d. Wissensch. in Wien LXXXV 1877, S. 227, die Sammlung zum Gegenstande eingehender Studien. Seitdem wurde, wiewohl die einzelnen Briefe in verschiedenen Werken von Caraffa, Baronius u. a. bereits gedruckt waren, der Mangel einer kritischen Gesammtausgabe immer lebhafter empfunden. Daher regte die Savigny-Stiftung die Herstellung einer Edition an, und mit dieser Aufgabe wurde 1884 Paul Ewald betraut, der aber schon 1887 starb, nachdem er nur die Collation des *α* vollendet hatte. Ein erhöhtes Interesse wurde der Angelegenheit dadurch zutheil, dass Wilhelm Meyer aus Speyer in drei Göttinger Universitätsprogrammen 1888 und 1889, die bisherige Anschauung vom Werte des *α* verwerfend, nachwies, dass *V* als Fundament zu betrachten sei. Als 1888 Otto Günther den Auftrag übernahm, fand er Meyers Ansicht immer mehr bestätigt und legte den *V* der neuen Ausgabe zugrunde. Er begann die Arbeit ab ovo und führte sie mit dem schönsten Erfolge zuende.

Die Collection enthält auch Briefe, die in anderen Canonsammlungen, wie in der des Dionysius Exiguus († zwischen 526 und 555), in der Quesnelliana u. a. vorkommen, und die Avellana wurde schon in der Dionysio-Hadriana, die seit 774 alle übrigen

Sammlungen verdrängte und bis zu den systematischen um die Mitte des 9. Jahrhunderts maßgebend blieb, sowie in der systematischen Collection des h. Anselm, Bischofs von Lucca († 1086), benützt; daher war der Herausgeber bemüht, bei solchen Briefen, die auch anderwärts überliefert sind, die dortigen Quellen gleichfalls zurathe zu ziehen.

Das Ergebnis fleißiger Forschungen ist in den Prolegomena niedergelegt, die eine eingehende Beschreibung der Handschriften (p. III—XXXXIIII), eine Besprechung der Ausgaben (XXXXIIII bis LV) und eine Erörterung der anderweitigen Überlieferung gewisser Briefe (LV—LXXXIX) enthalten. Die Frage aber, aus welchen Quellen der Sammler seine Collection angelegt habe, will der Herausgeber in einer besonderen Arbeit demnächst behandeln; er darf in dieser Sache darauf rechnen, dass man seinen Studien die größte Theilnahme entgegenbringt.

Der Text ist mit möglichster Treue nach *V* und vielfach durch geschickte Emendation hergestellt, und manche evidente Verbesserung hat v. Hartel beigetragen. Leider darf auch eine so sorgfältige Arbeit nicht ohne einen Druckfehler bleiben, wie *proter* 326, 13.

Bei der genauen Datierung der Briefe sind die Citate aus der h. Schrift für die Geschichte des lateinischen Bibeltextes von unschätzbarem Werte. Der Herausgeber hat auch in den citierten Stellen einen guten Text erzielt, und selbst an gefährlichen Klippen ließ er sich in der Regel durch keine Rücksicht irreführen, wie 336, 21 bei Agapitus an Justinian vom 15. October 535: *numquid incredulitas eorum fidem dei* *e u a c u a u i t?* Rom. 3, 3 (καταργήσει, Vulgata *euacuabit*). Nur in wenigen Fällen ist er diesem löblichen Principe untreu geworden. Er musste 418, 11 und 419, 16 bei Gelasius *a b s o r t a est mors in uictoria* Cor. I 15, 54 schreiben, da *V* an beiden Stellen die Form *absorta* überliefert (vgl. diese Zeitschr. 1896, S. 735; Hilarius ed. Zingerle 534, 24). In demselben Schreiben des Papstes Gelasius gegen die Pelagianische Häresie wurde 405, 13 in dem Citate *s o b r i i e s t o t e* ⟨*et*⟩ *u i g i l a t e* Petr. I 5, 8 (νήψατε, γρηγορήσατε) gegen die Autorität der Hss. *et* eingesetzt, und zwar unter Berufung auf die Vulgata, während doch gerade die beste Überlieferung dieses hieronymianischen Textes gleichfalls das Asyndeton hat: *s o b r i i e s t o t e, u i g i l a t e* (vgl. Cod. Amiatinus ed. Tischendorf), wie auch bereits in dem älteren Texte z. B. nach Lucifer († 371) De non parcendo 23, ed. Hartel, p. 260, 3, gelesen wird (vgl. auch Augustin. Speculum, ed. F. W., Corpus XII, p. 267, 14). Umgekehrt durfte in demselben Briefe 358, 17 in der Stelle .. *in corruptione sua et p e r i b u n t recipientes mercedem iniustitiae* Petr. II 2, 12 das durch *V* überlieferte *et* nicht „cum Vulgata" getilgt werden, zumal die besten Vulgatahandschriften eben *et p e r i b u n t* haben, während der Ausfall des *et* in interpolierten Codices durch Correctur nach

dem griechischen Schreibfehler κατακφθαρήσεται anstatt καὶ φθαρήσεται entstanden sein wird.

Wenn nun auch diese Stellen mit dem hieronymianischen Bibelwerke übereinstimmen, so entsprechen doch sonst die Citate meist einem älteren Texte und weichen von der Vulgata, sowohl von der Sixto-Clementinischen Ausgabe, als auch von den besten Handschriften, in vielen Stücken ab, wie in der Übersetzung einzelner Worte: 336, 27 *recte ingrediuntur* Gal. 2, 14 (ὀρθοποδοῦσιν, Vulg. *r. ambularent*) mit Claromontanus des 6. Jahrhunderts (und Sangerm.); — 406, 5 *ambitio saeculi* Ioh. I 2, 16 (ἡ ἀλαζονεία τοῦ βίου, Vulg. *superbia vitae*) mit Cyprian († **258**) Test. 3, 11; de habitu virg. 7; De domin. orat. 14; De mortal. 24 (ed. Hartel I 125, 9; 192, 26; 277, 15; 312, 14); mit Augustinus gegen **389** De musica 6, 14, n. 44; um **390** De uera relig. 38, n. 70; ib. 55. n. 107: um **416** In Ioh. epist. tract. 2, n. 10—14; gegen **418** De patientia 17, n. 14; um **419** De nupt. et concup. 18, n. 20; im Jahre **421** Contra Iulianum 6, 2, n. 3: gegen Ende des Jahres **427** Epist. 220, n. 6; ib. n. 9; auch Serm. 311, 5, n. 5; En. in ps. 8, n. 13; — 407, 4 *captiuum me ducentem* Rom. 7, 23 (αἰχμαλωτίζοντά με, Vulg. *captiuantem me*) mit Hilarius († **368**) Tract. super psalm. 118 Aleph 3, Iod 8; ib. ps. 136, n. 9 (ed. Zingerle, Corpus XXII, 360, 14; 443, 19; 729, 14); mit Augustinus im Jahre **392** Contra Fortun. 21; um **414** Epist. 157, n. 15; Enarr. in ps. 30, II, s. I, n. 6; in ps. 70, I n. 2, n. 5; ib. II n. 1; in ps. 83, n. 9; in ps. 139, n. 11; — 417, 4 *figmentum* Eph. 2, 10 (ποίημα, Vulg. *factura*) mit Claromontanus (und Sang.); mit Aug. um **401** De s. virgin. 40, n. 41; nach Ostern **412** Epist. 140, 20, n. 51; im Jahre **412** De peccat. mer. et rem. et de bapt. paru. 1, 27, n. 46; De spir. et litt. 32, 56; gegen **415** De gen. ad litt. 8, 12; ib. 10, 6; gegen **416** In Ioh. euang. tract. 82, 1; in ps. 30, enarr. II, s. II, n. 13; in ps. 67, n. 10; in ps. 137, n. 18; endlich im Jahre **426** oder **427** De gratia et lib. arbitrio 8, n. 20; — 419, 6 *adoptionem* Rom. 8, 23 (υἱοθεσίαν, Vulg. *adoptionem filiorum*) ohne Zusatz mit Aug. um **394** Propos. ex epist. ad Rom. n. 53; um **400** Contra Faust. 3, 3; ib. 11, 7; um **420** Contra duas epist. Pelag. 1, 10, n. 17; ib. 11, n. 23; In ps. 31, enarr. II, n. 20; in ps. 70, en. II, n. 10; — 455, 8 *accusatores tui* Ioh. 8, 10 (ἐκεῖνοι οἱ κατήγοροί σου edd. Steph., Elz., *qui te accusabant* Vulg. ed. Sixto-Clement., *qui te accusant* al., eine Interpolation, die in den besseren Vulgatahandschriften fehlt) mit der man. rec. im Mediolanensis der Vulgata; — 455, 8 *ulterius iam noli peccare* Ioh. 8, 11: μηκέτι ἁμάρτανε, Cantabr. Bezae μηκέτι ἀπὸ τοῦ νῦν ἁμάρτανε, Vulg. *amplius iam noli p.*; Cantabr. Bezae, Colb. *ex hoc iam noli p.*; Ambros. *amodo uide ne pecces*, Hieron. *amodo noli p.*; Augustinus um **393** De serm. dom. in m. 1, 16, n. 43

uide deinceps ne pecces; um **414** Epist. 153, 5, n. 15 und um **419** De coniug. adult. 2, 7, n. 6 *iam deinceps noli p.*; En. in ps 50, n. 8 *deinceps iam noli p.*; — durch Anschluss an einen besser oder schlechter beglaubigten griechischen Text: 7, 9 *nobis .. credamus .. patiamur* Philipp. 1, 29 (cod. Alex. ἡμῖν .. πιστεύειν .. πάσχειν, Vulg. *uobis .. credatis .. patiamini*); 118, 13 *speciem* Tim. II 3, 5 (μόρφωσιν, Vulg. *speciem quidem*) mit Claromontanus und Sang., mit Lucifer ed. Hartel 305, 28; mit Aug. gegen **416** In Ioh. euang. tract. 123, 5; im Jahre **419** Epist. 199, 8; — 242, 24 *filii dei sunt* Rom. 8, 14 (Vulg. *sunt filii Dei*) nach Sinaic., Alex., Ephr., Clarom. mit Claromontanus und Fuldensis, mit Aug. im Jahre **428** oder **429** De praedestin. sanctorum 11, 22 nach Eugipp. cod. Vatic. ed. Knöll 926, 26; — 303, 30 *habeo* Cor. I 7, 40 ἔχειν, Vulg. *quod .. habeam*) nach Boern. ἔχω mit Aug. gegen **416** In Ioh. euang. tract. 37, n. 3; — 336, 5 *bonitate* Rom. 15, 14 (ἀγαθωσύνης, Vulg. *dilectione* nach ἀγάπης Boern. Augiens.); — 427, 26 *unus ex uobis* Ioh. 6, 70 (Vulg. *ex uobis unus*) nach εις εξ υμων Cantabr. Bezae und Corr. des Sinait. (im Sinait. fehlt εἷς von erster Hand), mit Brixianus, Colb. Corb.; mit Augustin. De gen. ad litt. 11, 24; Quaest. in Heptat. 1, 117;[1]) — durch Zusätze: 22, 14 *pacem meam relinquo uobis* Ioh. 14, 27; — 193, 6 *Christum Iesum et hunc crucifixum* Cor. I 1, 23; — 304, 13 *ex infirmitate carnis* Cor. II 13, 4, womit zu vgl. Augustin. De trinit. 1, 13, n. 28; — durch Auslassungen: 182, 13 *et arma nostra* Cor. II 10, 4 (Vulg. *nam arma militiae nostrae*); — 417, 1 *igitur* Cor. II 5, 17 (Vulg. *ergo in Christo*); — 417, 27 *carnem, ut* Gal. 5, 17 (Vulg. *carnem: haec enim sibi inuicem aduersantur: ut*) mit Aug. In Ioh. tract. 41, n. 9; — 418, 12 und 419, 17 *ubi est* Cor. I 15, 55 (*ubi est, mors, uictoria tua? ubi est*); — 423, 24 *sint uiris* Petr. I 3, 1 (τοῖς ἰδίοις ἀνδράσιν, *sint suis uiris* Amiat., *sint uiris suis* Vulg. Sixto-Clement.); — durch andere Auffassung des griechischen Particips: 182, 13 *eleuatum* Cor. II 10, 5 (ἐπαιρόμενον, Vulg. *extollentem se*); — 408, 2 *qui aliis praedico* Cor. I 9, 27 (ἄλλοις κηρύξας, Vulg. *cum aliis praedicauerim*); — 335, 7 *crescente fide* Cor. II 10, 15 (*crescentis fidei*); — oder des Infinitivs 405, 9 *rogo ut .. abstineatis uos* Petr. I 2, 11 (παρακαλῶ .. ἀπέχεσθαι ὑμᾶς, Vulg. *obsecro .. abstinere uos*); — endlich durch freiere Behandlung: 35, 9 *in tribulationibus et doloribus afflicti* Hebr. 11, 37 (θλιβόμενοι, κακουχούμενοι, Vulg. *angustiati, afflicti*); — 330, 19 *et liberauit nos ab* Luc. 1, 71 (σωτηρίαν ἐξ, Vulg. *salutem ex*); — 418, 10 *ut fiat* Cor. I 15, 54 (τότε γενήσεται, Vulg. *tunc fiet*).

---

[1]) Von besonderer Art sind 182, 12 *athleta* Tim. II 2, 5 nach ἀθλητής 183, 11 Adn., und 204, 20 *primam* Tit. 3, 10 nach πρώτην 205, 18.

Aus diesem Grunde wird man in zweifelhaften Fällen nicht so bald zur Vulgata greifen dürfen, als vielmehr nach näher liegenden Quellen sich berathen müssen. So ist denn an zwei Stellen eine fehlende Präposition wahrscheinlich anders als nach der Vulgata zu ergänzen. Wenn nämlich der Herausgeber 358, 25 bei Gelasius *resipiscat* ⟨*a*⟩ *diaboli laqueis* ⟨*a quo*⟩ *captiuus detinetur* . . Tim. II 2, 26 mit o² „secundum Vulgatam" schreibt, so ist gegen einen solchen Nothbehelf im allgemeinen zwar nichts einzuwenden, aber man muss doch beachten, dass der Claromontanus (und Sangerm.) *resipiscant* **de** *diaboli laqueis* hat und dass Augustinus im Winter 397 auf 398 Epist. 43, 1, 1, sowie ums Jahr 400 Epist. 53, 3, 7 und um 406 Contra Cresconium 1, 6, 8 schrieb *resipiscant* **de** *diaboli laqueis, captiuati ab ipso in ipsius uoluntatem.* Ob das übrigens schon alte *a quo* dem griechischen Schreibfehler *ἐξ ω γϱημενοι* des Boern. (dem *εξω-γϱημενοι* des Augiensis) oder einem *εξωεζωγϱημενοι* seine Entstehung verdankt, ist zweifelhaft und mag vorläufig dahingestellt bleiben. Ähnlich muss auch 313, 23 die bei Vigilius vom 14. Mai 553 nach den edd. Leonis, Fac., Pelag. vorgenommene Ergänzung der Präposition in der Stelle *uerbis enim contendere* ⟨*ad*⟩ *nihil utile est nisi ad subuersionem audientium* Tim. II 2, 14 beurtheilt werden; denn abgesehen davon, dass der Auct. de sing. cler. p. 536 auch bloß *nihil* bietet, so ist darauf zu achten, dass der Claromontanus (und Sang.), der Fuldensis und Toletanus *in nihil* haben, womit Ambros. de Abrah. 2, 6 und Aug. Specul. 251, 21 übereinstimmen, während im Boern. *in nihilum*, im Augiensis *in nihilo* gelesen wird, wie denn schon im Griechischen die Hss. zwischen *ἐπ' οὐδέν, ἐπ' οὐδενί* und *εἰς οὐδέν* schwanken.

Dass die Auslassung des *de* vor *diaboli* und des *in* vor *nihil* wahrscheinlicher ist als die von *a* und *ad,* bedarf kaum der Erwähnung.

Auffallend ist es schließlich, dass 159, 10 in dem Schreiben der römischen Synode vom 15. October 485 bei dem Citat *et portae inferi non praeualebunt aduersus eam* Matth. 16, 18 die durch *V* überlieferte Form *inferni,* welche nicht allein im Brixianus des 6. Jahrhunderts, sondern auch in einer Handschriftengruppe der Vulgata (worunter der Harleianus des 6.—7. Jahrhunderts) gelesen wird, dem Berliner Meermannianus zuliebe verworfen wurde, während *aduersus* (statt des richtigen *aduersum*) doch aus derselben geringeren Quelle der Vulgata geflossen ist; doch will ich hier nichts entscheiden und noch weniger darauf einen Wert legen, dass Iuvencus 3, 281 (ed. Huemer, Corpus Vol. XXIV, p. 90) sagt: *Infernis domus haec non exsuperabile portis Claustrum . . . habebit.*

Dagegen ist 435, 5 ⟨*re*⟩*cipiat* (Vulg. *referat*) Cor. II 5, 10 unzweifelhaft richtig ergänzt und stimmt so zu Aug. In Ioh. tract. 22, n. 4; Serm. 162, n. 1; vgl. De ciu. D. 17, 4.

Möge man entschuldigen, dass ich mit diesen Ausführungen in scheinbar so geringfügigen Problemen die Grenze einer Anzeige fast überschritten habe, allein die Sache hat noch ein weiteres Interesse und kommt vielleicht auch den Bibelstellen des 2. Theiles zugute, von dem man wünschen und hoffen darf, dass er bald nachfolgen werde.

Die Edition ist eine Leistung, die dem Herausgeber zu großer Ehre gereicht.

Wien. Franz Weihrich.

Dr. Leo Bloch, Römische Alterthumskunde. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1895. kl. 8°, 168 SS. u. 7 Vollbilder. Preis in Ganzleinen geb. 80 Pf.

Dieser Abriss verdankt seine Entstehung dem Bemühen der Göschen'schen Buchhandlung, ihre 'Sammlung von Schulausgaben aus dem Kreise sämmtlicher Lehrfächer' auszugestalten. Ein Bedürfnis, dem Lesepublicum hiemit einen bequemen Behelf zu geben, lag bei der in den letzten Jahren auf diesem Gebiete von vielen Seiten entwickelten Thätigkeit sonst nicht vor. Der Verf. hat auf engem Raume viel gebracht und sich seiner Aufgabe kundig und meist mit gutem Geschicke entledigt, aber wahrscheinlich in sehr rascher Arbeit. Denn nur so wüsste ich es zu erklären, wie er am Schlusse des ganzen Büchleins, also nach Darstellung der 'Verfassungsgeschichte', der 'Staatsgewalten', des Kriegs-, Justiz- und Finanzwesens, ferner des Cultus, des Privatlebens und der Topographie Roms, zwei Anhänge bringen kann, deren erster den römischen Kalender darstellt, während der zweite in vier Capiteln auf acht Seiten — — die Verfassung des Kaiserreiches behandelt. Auch die Auswahl und Ökonomie in der Illustration muss in gleicher Hinsicht Bedenken erregen; der Verf. bringt im ganzen sieben Bilder, von denen nicht weniger als zwei, welche die S. 115 und die SS. 120 fg. bedecken, den Grundriss und die Bühnenwand des Theaters von Aspendos zeigen. Versehen und Inconsequenzen fallen nicht so selten auf, so z. B. die Behauptung S. 165, dass die Legionscommandanten der Kaiserzeit ritterlichen Standes gewesen seien, dass (S. 94) in der Kaiserzeit 'das Verhältnis der Sesterz als $^1/_4$ Denar und des Denars als $^1/_{25}$ Aureus durch die weiteren Reductionen nicht berührt' worden sei, dass (S. 91) die römische Silbermünze dem 'sicilischen Statere' nachgebildet worden sei, u. a.; andere Sätze, wie dass (S. 34) an die Consuln 'gegen die Disciplinarstrafen der anderen Magistrate, auch der Volkstribunen, die Berufung vier Monate statthaft' gewesen sei, 'gegen ihren Spruch gab es dagegen keine Berufung', werden durch den Zusammenhang, in dem sie der Verf. gibt, unrichtig. Der Satz S. 144: 'Ein Wandgemälde von Herculaneum zeigt, dass die damalige Pädagogik für ungelehrige

Schüler dieselben Mittel besaß wie die heutige' enthält eine Unrichtigkeit und eine fragwürdige Aufstellung; auch glaube ich nicht, dass in irgend einer europäischen Schule in dem letzten Jahrhundert eine Züchtigung so ausgeführt worden sei, wie jenes Gemälde zeigt. Die Ausstattung des Buches ist gefällig, die zinkographischen Bilder hingegen sind zum Theile unklar ausgefallen. Ich bemerke nur noch, dass zum Verständnisse des Buches eine lateinlose Vorbildung nicht ausreicht.

Graz. J. W. Kubitschek.

Lohengrinstudien von Friedrich Panzer. Halle a. S., Max Niemeyer. 8°, 60 Ss.

Im ersten Abschnitt (S. 1—11) handelt P. von dem Verhältnis der Handschriften. Manche der von ihm als beweisend aufgeführten Stellen scheinen mir von keinem besonderen Gewichte. Auch ist die Untersuchung so wenig gründlich geführt, dass man in dem Vorgebrachten wohl nur vorläufige Bemerkungen sehen kann,[1]) und eine ausführliche Darlegung und Begründung von der neuen Ausgabe des Lohengrin, die P. nach S. 11 Anm. vorbereitet, zu erwarten berechtigt ist.

Das Verhältnis zwischen Lohengrin und Lorengel beschäftigt den Verf. im zweiten Abschnitt (S. 12—20). Bekanntlich geht die Erzählung im Wiener Lorengel mit der im Lohengrin in allem Wesentlichen vollkommen parallel bis zu dem Punkte, wo auch im Lohengrin (67, 3) ein anderer Dichter einsetzt, wie das scharfe Auge Lachmanns (Kl. Schr. I 149 f. 314) gesehen und Elster (Beitr. 10, 81 ff.) in trefflicher Weise des Näheren dargelegt hat. Eine dritte Darstellung desselben Stoffes endlich (in der Kolmarer Liederhandschrift) enthält, soweit sie überhaupt reicht, im allgemeinen gleichfalls dieselben Strophen, doch so, dass sie bald dem Lohengrin, bald dem Lorengel näher steht. Und sie bricht merkwürdigerweise zwei Verse vor eben der Stelle ab, an der im Lohengrin nachweislich ein anderer Dichter einsetzt und an der auch der Wiener Lorengel vom Lohengrin abzuweichen beginnt. Der Kolmarer Schreiber muss jedoch eine vollständigere Vorlage gehabt haben, denn wir finden in der Hs. die Bemerkung, dies sei nur ein Theil des Lorengel, dessen ganzer Umfang 400 [350] Strophen im schwarzen Tone betrage: leider stimmt diese Angabe durchaus nicht mit der Strophenzahl im Wiener Lorengel. Endlich ist noch in Betracht zu ziehen, dass der Dichter des Lohengrin bald nach

---

[1]) Bietet Loh. 63, 8 auch die Münchener Hs. das sinnlose *in*? Nach Ausweis von Str. 61, 4 ist dafür *Kyir* einzusetzen. Sonst entsteht ein Widerspruch. Auch die entsprechenden Lorengelstrophen sprechen für diese Besserung.

jenem Punkte, wo der Wiener Lorengel abzuweichen beginnt und der Kolmarer aufhört, sich auf eine in Strophen abgefasste Dichtung als auf seine Quelle beruft: *als ich hân vernomen Und uns diu âventiur seit in den lieden* (70, 5). Lachmann stellte ohne Kenntnis der beiden Lorengel zwei Erklärungen dieses Thatbestandes als möglich hin: entweder habe der Umarbeiter eben den Anfang unangetastet gelassen und erst von jener Stelle an zu ändern begonnen; oder aber, was ihm wahrscheinlicher dünkte, habe der spätere Dichter nur das unvollendete deutsche Gedicht nach dem französischen Original fortgesetzt, ohne etwas umzuarbeiten.

Unterstützt durch die beiden inzwischen bekannt gewordenen Lorengelhandschriften hat Elster die Frage aufgenommen und sich dafür entschieden, dass die ursprüngliche Lohengrindichtung unabhängig von dem Fortsetzer des Lohengrin einerseits und von der Quelle der beiden Lorengel andererseits benutzt worden sei, und zwar giengen letztere wiederum unabhängig voneinander auf diese Quelle zurück. Bei dieser Sachlage ist es natürlich nicht ausgeschlossen, dass das Gut des ersten Dichters weiter reichte, als bis zu dem Punkte, wo die Kolmarer Handschrift abbricht. Und das meint denn in der That auch Elster, der sich S. 176 ff. bemüht, die Spuren des alten Gedichtes in der Wiener Überlieferung nachzuweisen — in der Wiener Überlieferung, nicht im Lohengrin II, wo nur einige ganz unbedeutende Züge durch ihre Übereinstimmung mit dem Wiener Lorengel nach der Meinung Elsters ihre Herkunft aus dem alten Gedichte verrathen. Es liegt auf der Hand, dass die skizzierte Auffassung zwei bedenkliche Punkte in sich schließt: warum weicht der Umdichter des Lohengrin von Strophe 67, 3 an von der älteren Dichtung bis auf verschwindende Ausnahmen so gänzlich ab, da er ihr doch bis zu dieser Stelle so getreu folgte? Und zweitens: warum bricht die Kolmarer Handschrift gerade an demselben Punkte ab, an dem der Umarbeiter mit seiner eigenen Thätigkeit einsetzte? Den letzteren Umstand vermag Elster in der That nicht zu erklären, er behilft sich mit der Annahme eines Zufalls, indem er darauf hinweist, dass die Vorlage jedenfalls nach dem Zeugnisse der Überschrift weit umfangreicher gewesen sei. Den ersterwähnten Umstand aber legt er sich in der Weise zurecht, dass der Umarbeiter bis 67, 2 das ältere Werk in einem Spielmannsbuche handschriftlich benutzen konnte, während ihm die Fortsetzung nur aus dem Vortrage eines Fahrenden bekannt geworden sei. Die Annahme, dass er ein solches bei 67, 2 abbrechendes Heft besessen habe, sei dadurch geboten, dass es ihm sonst, hätte er mehr von seiner Quelle gehabt, doch nicht auf die zwei Zeilen 67, 1. 2 hätte ankommen können.

Dieser Schluss hat jedoch nur für den etwas Bestechendes, der an die Existenz der alten Quelle über 67, 2 hinaus glaubt. Dies thut nun Panzer nicht. Er macht auf verschiedene Umstände aufmerksam, die gegen Elsters Annahme sprechen, der Umarbeiter

des Lohengrin habe die Fortsetzung nur vom Hören gekannt: so beständen zwischen dem zweiten Theile des Lohengrin und dem Wiener Lorengel mehr wörtliche Berührungen, als Elster bemerkt habe, und es sei doch nicht wahrscheinlich, dass der Umarbeiter sich an solche Einzelheiten erinnert, den Gang der Handlung dagegen so vollkommen vergessen hätte. Zudem seien die gemeinsamen Stellen gerade von solcher Beschaffenheit, dass sie dem Stile des alten Dichters vollkommen unangemessen erschienen. Demnach, schließt P., bleibe nur éine Erklärung übrig: der Dichter des Lorengel hat sowohl das alte (bis Strophe 67 reichende) als auch das neue Lohengringedicht gekannt und benutzt.

Wahrscheinlich kann ich diese Lösung nicht finden, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens bleibt nach wie vor unaufgeklärt, warum der Kolmarer Lorengel gerade mit der Strophe 66 abbricht. Zweitens ist es ein psychologischer Widerspruch, dem Überarbeiter des Wiener Lorengel, der sich doch im ersten Theile ziemlich getreu an seine Quelle anschließt, zuzumuthen, dass er im zweiten Theile, wo er zwei Quellen zur Verfügung hatte, in weitaus größerem Ausmaße Zudichtungen und Interpolationen eingeschoben habe, als er im ersten nachweislich gethan. P. irrt offenbar, wenn er S. 19 sagt, die unverhältnismäßige Häufung dieser eigenen Zuthaten des Umdichters im zweiten Theile rühre eben daher, dass er von hier ab im jüngeren Lohengrin eine zweite Quelle gehabt habe, aus der ihm jetzt der Stoff für seine Zuthaten zuströmte: denn dann müsste man diese Zuthaten im wesentlichen unverändert in der Lorengelfortsetzung wiederfinden, was aber nicht der Fall ist, denn die, wie bemerkt, überhaupt sehr fragwürdigen (s. u.) Parallelen, die P. vorbringt, beziehen sich nur auf einen verschwindenden Theil der Abweichungen. Drittens endlich muss P. annehmen, dass der Fortsetzer des Lohengrin das alte Gedicht, wiederum zufällig, nur bis zu jener ominösen Strophe 67 gekannt habe.

Ich muss allerdings bekennen, dass ich nicht sicher bin, die Ausführungen P.s in allen Punkten richtig verstanden zu haben. So begreife ich die Beweisführung S. 19 f. ganz und gar nicht. P. erklärt sich hier gegen die Annahme, dass das alte Lohengringedicht mit Str. 67 'abgeschnappt' habe. Dem widerspreche die Kolmarer Hs., die den Umfang ihrer Vorlage ausdrücklich auf 400 Strophen angebe, ein Umfang, der sich leicht erkläre, wenn man für das Folgende auszügliche Bearbeitung des Lohengrin annehme, während er für die Erzählung der reinen Schwanrittersage viel zu groß erscheine. Soweit sind mir P.s Gedanken klar. Aber er fährt fort: 'So muss es wohl bei der Annahme sein Bewenden haben, dass dies Abbrechen eben nur der stumpfe Sinn des Lorengeldichters veranlasste, der ja in der letzten Strophe noch die Tendenz seines Machwerkes enthüllt und ausdrücklich festgelegt hat, wes Geistes Kind er gewesen.' Diese Worte sind am ehesten ver-

ständlich, wenn P. annimmt, dass der alte Lorengel (der aus dem ersten und zweiten Theile des Lohengrin schöpfte) in seiner ursprünglichen Gestalt lediglich in jener Vorlage der Kolmarer Hs. überliefert gewesen sei, und dass der Wiener Lorengel seinerseits nur eine Überarbeitung dieses Lorengel darstelle. Aber auch dann bleibt es unklar, wieso der 'stumpfe Sinn des Lorengel**dichters**' das Abbrechen veranlasst haben konnte. Ist dafür 'des **Schreibers** des Wiener Lorengel' zu setzen? Oder geht die Meinung P.s dahin, dass die Vorlage der Kolmarer Hs. mit ihren 400 Strophen von dem Punkte an, wo die Wiener Hs. endet, eine selbständige Fortsetzung 'mit auszüglicher Benutzung des Lohengrin' enthalten habe? Wie immer ich seine Worte zu deuten versuche, immer stoße ich auf ähnliche Schwierigkeiten, wie die eben dargelegten.

Bleiben also auf diese Weise die Resultate P.s nach meiner Meinung unbefriedigend, so liegt der Grund davon ohne Zweifel auch darin, dass P. die Lösung mit ganz unzureichenden Mitteln unternommen hat: ein Versuch, über das Verhältnis der Lohengrinfortsetzung zu dem alten Lohengrin und zu den beiden Lorengeln zu handeln, ein solcher Versuch ist von vornherein aussichtslos, wenn man den Wartburgkrieg beiseite lässt. Das zu zeigen dürfte nicht schwer fallen. Bekanntlich gehen der eigentlichen Lohengrinerzählung im Lohengrin nicht wenige Strophen voran, die ebenso auch im Wartburgkriege zu finden sind. Nicht so enge ist die Verknüpfung der Lorengelgedichte mit dem Wartburgkriege: soviel man bis jetzt weiß, enthält nur Str. 2 des Wiener Lorengel eine Hindeutung auf diese Dichtung, in der Kolmarer Hs. fehlt sogar diese. Und doch lässt sich deutlich nachweisen, dass die Quelle der Lorengeldichtungen ein Lohengrin war, der gleichfalls in engster Verbindung mit dem Wartburgkriege gestanden haben muss.

Die Beängstigung, die der unaufhörliche Schall von Elsas Schelle am Hofe des Königs Artus hervorrief, hat ihren Höhepunkt erreicht: mehrere Versuche, dem Läuten ein Ende zu setzen, haben sich bereits als vergeblich erwiesen. Da gibt Key einen Rath, dessen Inhalt im Lohengrin Str. 47, im Wiener Lorengel Str. 25, im Kolmarer Lorengel Str. 18 mitgetheilt ist, und zwar im wesentlichen übereinstimmend. Daran schließt sich im Wiener Lorengel die folgende Strophe, die im Kolmarer unmittelbar vorhergeht, im Lohengrin gänzlich fehlt:

Wiener Lor. Str. 26:

Die künigin sprach zu der frist
'her Key, ich wen dasz gotes engel in dir ist
3 und hat den pösen geist von dir gezwungen.
was du hast in deim sinn erdacht
hast du mit gotes kraft vor uns zu worten bracht.
6 von dir wirt noch gesaget und gesungen.
der engel hat den pösen geist mit kraft von dir getriben,
grosz wunder ist an dir geschehn.

kein wort hort nie kein mensch vor von dir ie gejehn.
10 die gnade gots ist ganz in dir bekliben'.
Kolm. Lor. Str. 17:
'Ach got got wer gabe dir den list.
ich wene daz der engel by dir erwachet ist
3 und hat den bösen geist von dir gedrungen.
was du ie gutes hast gedacht
wenig und daz din munt zu lichte ie hat bracht
6 daz wirt von dir gesaget und gesungen.
der engel hat den bosen geist in falken wys verbrewet.
du ret bofer und redest golt
usz dem kupfer. dar umb sint dir die meinster holt.
10 wer hat dirs uff die zungen din gesewet?'

Was zunächst das Verhältnis der beiden Überlieferungen betrifft, so kann kein Zweifel sein, dass die Kolmarer Hs. das Ursprüngliche treuer repräsentiert als die Wiener, die auch sonst immer einen schlechteren, vulgarisierten Text bietet. Nur muss v. 5 *wenig* wohl mit Elster, Beitr. 10, 129 als *wæn ich* aufgefasst werden. *verbrewet* (v. 7) gehört zu dem Verbum *bræwen*, Mhd. Wb. I 231. Ob die von Elster für v. 8 vorgeschlagene Besserung *du rettest bofer* (= 'du redetest Geifer') das Richtige trifft, lasse ich dahingestellt sein. Dagegen stimme ich ihm unbedingt bei, wenn er es als ausgemacht ansieht, dass die Strophe nicht eine Zuthat des Lorengeldichters sein könne. Aber, setze ich hinzu, ebensowenig Eigenthum des Lohengrindichters, dem Elster sie zuweist. Der Zusammenhang, in dem sie steht, ist höchst merkwürdig. Warum diese plötzliche Begeisterung der Königin über Keys Einfall, von dem sich ja noch gar nicht gezeigt hat, ob er zum Ziele führen wird? Und woher die Vorstellung, dass Key von einem Teufel besessen gewesen sei, und dass ein Engel diesen Teufel nun vertrieben habe? Und warum die bestimmten Artikel bei *engel* und *böser geist*, als ob von der Sache schon früher die Rede gewesen wäre? Und was für 'Meister' sollen Key hold sein? Auch dem Wiener Bearbeiter muss das Pathos der Königin unmotiviert vorgekommen sein, und so suchte er diesen Anstoß zu beheben, indem er durch eine Änderung von v. 9 den Key bis zu diesem Augenblicke stumm gewesen sein lässt, eine Erfindung, auf die schon Str. 23, 3. 6 vorbereitet (*der was ein stum ... er ward reden*), und die Str. 27, 6 noch einmal vorgebracht wird (*Kei was ein stum, sein red hat für gebrochen*), ohne dass die Kolmarer Überlieferung und der Lohengrin, welche diese beiden Strophen gleichfalls aufweisen, etwas dergleichen enthielten. Dass diese Motivierung ursprünglich ist, davon kann nach dem Gesagten nicht die Rede sein, und man muss sich also nach einer andern Erklärung für die Strophe umsehen. Da bietet sich denn eine Strophe des Wartburgkrieges dar, die Elster bereits zum Vergleiche herangezogen hat, ohne merkwürdigerweise auf das

Richtige zu kommen. Str. 51 des Wartburgkrieges (Simrock) sagt nämlich Klingsor zu Wolfram, der eben von Brandan gesprochen hat (demselben, der auch in der Lohengrineinleitung eine Rolle spielt):

Bînamen, du hâs mir wâr gesaget.
wiltu nu hœren wie diu sælde ist dir betaget,
3 daz man dir hôher meisterschefte gihet?
Ein wiser engel bî dir gât,
der dînen tiubel sô von dir gescheiden hât,
6 daz er dich weder hœret noch ensihet:
Kartanîe leite er ane dich, dâ von dir tihten leidet.
doch iemer an den vierden tagen
verirret er dîn hôhez singen unde sagen
10 unz daz in aber der engel von dir scheidet.

Wolfram sieht sich genöthigt, die Existenz dieses Teufels zuzugeben (Str. 52), worauf Klingsor ihn fragt, womit er sich den Engel erhalte, der ihn vor den täglichen Anfechtungen des Teufels (*vor argem valsche, dâ mite dich der tiubel lemet*) bewahre.

Ich denke, es kann kein Zweifel sein, dass jene Lorengelstrophe die eben angeführte Strophe zur Voraussetzung hat, und dass sie nur mit Rücksicht auf sie verständlich wird. Der Sinn deckt sich in beiden. Der Satz L. 9 *dar umb sint dir die meinster holt* findet W. 3 *daz man dir hôher meisterschefte gihet* seine Bestätigung, die Zeile L. 3 *und hat den bösen geist von dir gedrungen* hat ihre Parallele in W. 5 *der dînen tiubel sô von dir gescheiden hât*; dem Ausdruck L. 6 *daz wirt von dir gesaget und gesungen* entspricht in W. 9 die Wendung *dîn hôhez singen unde sagen*, und die Eingangsfrage in L. *ach got wer gabe dir den list* [1]) stimmt überein mit der Frage in W. Str. 53 *wie heldestu den engel wert*. Jene Lorengelstrophe stammt also aus dem Wartburgkrieg, die Worte sind nicht von der Königin an Key, sondern von Klingsor an Wolfram gerichtet, und die *meinster* sind die übrigen dem Sängerkriege beiwohnenden Dichter. Klingsor von Bewunderung über Wolframs Wissen hingerissen, unterbricht ihn und preist seine Kunst, indem er dabei auf seinen früheren, dem Gegner gemachten Vorwurf weist und denselben feierlich zurückzieht. Dass die Strophe echt ist, habe ich schon oben S. 508 hervorgehoben. Dass sie in die Quelle der beiden Lorengel nicht nachträglich interpoliert ist, scheint mir gleichfalls keines Beweises zu bedürfen. Wie sollte der Überarbeiter, der die Quelle der Lorengel herstellte, das Bedürfnis empfunden haben, eine einzelne Strophe aus dem Wartburgkriege seinem Texte einzufügen, da er

[1]) Vgl. dazu die Worte Klingsors zu Wolfram in W. (Str. 36): *ich wil gelouben daz den list dîn engel vindet, alde der tiuvel in dir ist*, sowie Lohengrin Str. 8. Zur Wendung L. 8 f. *du ... redest golt usz dem kupfer* vgl. W. Str. 103 *wie man ûz kupfer klârez golt gewinnet*; zu L. 7 vgl. W. Str. 103, 5.

sich doch sonst überall ängstlich bemüht zeigt, die Lorengelerzählung von der Verbindung mit dem Wartburgkriege gänzlich loszulösen, und da doch, wie oben S. 508 gezeigt wurde, diese Strophe in den ganzen Zusammenhang durchaus nicht hineinpasst, vielmehr nur unter den im Wartburgkriege gegebenen Voraussetzungen deutlich verständlich wird? Fand er sie dagegen bereits in seiner Vorlage, ohne dass die Verse etwa ausdrücklich als Worte Klingsors bezeichnet waren, so konnte er sie leicht gedankenlos übernehmen, indem er sie fälschlich als von der Königin an Key gerichtet betrachtete. Der Lohengrinbearbeiter hingegen, der ja auch sonst, wie Elster a. a. O. S. 126 ff. gezeigt hat, echte Strophen übergieng, hatte allen Grund, diese Strophe, die die Erzählung Wolframs so auffällig unterbrach, zu eliminieren. Inwiefern damit die oben S. 507 theilweise erwähnten Umstellungen der Nachbarstrophen zusammenhängen, ist nicht schwer zu erweisen.

Im allgemeinen scheinen mir viele Umstellungen durch Auslassungen veranlasst zu sein. Dies zeigt sich z. B. deutlich bezüglich der Str. 31 des Lohengrin. Mit Wilmanns, Anz. 10, 330, Zarncke (bei Elster S. 134) halte ich es für sicher, dass sie ursprünglich vor Str. 29 L. ihren Platz hatte. Im Lohengrin wurde sie an einen andern Platz gestellt, um alles, was zur eigentlichen Erzählung gehörte, ohne Unterbrechung durch die Rahmenerzählung abrollen zu lassen. Im Lorengel nun (auch in W., vgl. Elster S. 135) wurde sie von ihrem ursprünglichen Platze noch viel weiter entfernt: sie steht nach Str. 39 L. Der Grund ist klar: es sollte einerseits von den rein erzählenden Strophen möglichst viel gerettet werden, dagegen die Rahmenerzählung beiseite bleiben. Somit wäre Str. 31 L. an die Spitze der Erzählung gekommen, [1]) wozu sich aber ihr Inhalt, der sofort mit *Elsam von Prâbant* beginnt, durchaus nicht eignete. Es blieb also dem Bearbeiter nichts übrig, wollte er die Strophe nicht streichen, als sie an späterer Stelle unterzubringen, so gut oder schlecht es gehen wollte. — Mit dem Unterdrücken der Rahmenerzählung war nun für den Autor der Quelle der Lorengel die Nothwendigkeit einer weiteren Umstellung gegeben. Da die eben erwähnte Str. 31 sich für den Eingang nicht eignete und daher an späterer Stelle untergebracht werden musste, so hätte nunmehr Str. 33 L. den Anfang der Erzählung bilden sollen. [2]) Aber auch diese Strophe taugt dazu nicht, da sie ja beginnt: *diu magt in grôzen sorgen was* usw. Auch sie musste also für später verspart werden, und es kam nun die Reihe an Str. 34 L., die endlich einen passenden

[1]) Oder hätte — ebenso unpassend — die einleitenden Strophen, die im W. Lorengel noch erhalten sind, gänzlich unterbrochen, da sie ja zwischen W. Str. 1 und 2 zu stehen gekommen wäre.

[2]) Str. 32 L. stand in der Vorlage der Lorengel (wie noch im Wiener) als orientierende Einleitungsstrophe, ein Rest der Rahmenerzählung.

Eingang ergab und daher an die Spitze der eigentlichen Erzählung trat, vgl. Steinmeyer, Zs. f. d. Alt. 15, 234 und Elster S. 132.

Wir haben also hier einen deutlichen Beleg für die Richtigkeit des oben ausgesprochenen kritischen Grundsatzes, dass Divergenzen in der Reihenfolge der Strophen vielfach auf Auslassungen hindeuten. Einen weiteren Beleg für die Stichhältigkeit dieses Kriteriums, das bei einer kritischen Untersuchung auch des Wartburgkrieges nicht vernachlässigt werden darf, bietet die Divergenz in der Anordnung der Strophen, die jener oben S. 508 besprochenen Lorengelstrophe (K. 17, W. 26) unmittelbar vorangehen und folgen. Die Anordnung ist folgende: Loh. 45. K. 14. W. 22. — Loh. 46. K. 15. W. 23. — Loh. 44. K. 16. W. 24. — Loh. 47. K. 18. W. 25. — Loh. O. K. 17. W. 26. — Loh. 48. K. 19. W. 27. Was zunächst die Divergenz K. 18 + 17 = W. 25 + 26 betrifft, so ist es klar, warum W. die Umstellung vorgenommen hat. Die Quelle von K. und W. in dem Bestreben nur auszumerzen, was sich auf die Rahmenerzählung bezog, dagegen alles andere nach Möglichkeit zu conservieren, hatte, wie oben gezeigt wurde, aus Versehen eine an Wolfram gerichtete Strophe aufgenommen, in der Meinung, sie beziehe sich auf Key. Diese Quelle bot also dieselbe Strophenfolge wie K., demnach K. 14. 15. 16. 17. 18. Daran nahm nun der Autor von W. mit Recht Anstoß: denn es erscheint nicht passend, dass das überschwängliche Lob der Königin auf Key, welches Str. 17 enthält, bereits hier erfolgt, da ja Key nur einen Theil seines Rathes kundgethan hat (Str. 15. 16), während der wichtigste (Str. 18) erst nach ihrer Rede nachgehinkt kam. Viel besser schien es, zuerst Keys vollständigen Rath (Str. 15. 16. 18) und dann die Anerkennung der Königin (Str. 17) zu erzählen. Umgekehrt, wenn die in W. stehende Strophenfolge das Ursprüngliche darstellte, wäre nicht zu begreifen, warum K. umstellte. Auch ist nach der Folge in K. das zweimalige Anheben mit *hœrt wie* (Loh. 46, 1 und 47, 1), an dem Elster S. 133 Anstoß nahm,[1]) vortrefflich motiviert: K. 15 beginnt *hœrt wie ez Key an gevienc*, dann folgt (mit vorläufiger Übergehung von K. 16) die Unterbrechung von Wolframs Erzählung durch die in K. 17 enthaltenen Worte Klingsors, dann nimmt in K. 18 Wolfram seine Erzählung wieder auf mit den Worten *hœrt wie ez Key kan vürbaz jagen.*[2]) — Der Bearbeiter des Loh. empfand die Schwierigkeit, die K. 17 in seiner ursprünglichen Stellung bereitete, falls man ihren Bezug auf Wolfram nicht mehr erkannte, ebensowohl wie W.: nur behob er dieselbe nicht durch Umstellungen, sondern durch Auslassung der widerhaarigen Strophe. — Es erübrigt, zu

---

[1]) Freilich nicht ganz mit Recht, vgl. den gleichlautenden Anfang von Loh. 41, 1. 42, 1.

[2]) Dass die Worte in der Quelle von W. und K. so gelautet haben, ergibt die Überlieferung.

ermitteln, welche Stellung die Strophe K. 16, W. 24, Loh. 44 ursprünglich einnahm, ob sie vor Loh. 45 stand oder wie in K. W. auf Loh. 46 folgte. Wie bei Conjecturen muss auch in der höheren Kritik der Weg, auf dem eine Verderbnis zustande kommen konnte, deutlich sichtbar sein, sonst taugt die ganze Annahme nichts. Ein Grund, warum der Bearbeiter unseres Lohengrin der Str. 44 einen falschen Platz angewiesen hätte, ist nicht zu finden (wie denn selbst Elster, der die Strophenfolge in den Lorengeln S. 132 f. bevorzugt, nichts dergleichen anzuführen vermag). Umgekehrt erklärt es sich sehr befriedigend, warum die Quelle von K. W., für die oben die Anordnung K. 14. 15. 16. 17. 18 ermittelt wurde, die echte Strophenfolge des Lohengrin nicht belassen konnte, die gewesen wäre K. 16. 14. 15. [17.] 18. Denn dann wäre die irrthümlich auf Key bezogene Lobrede Str. 17 ganz und gar unmotiviert gewesen: Key[1]) hat ja in der ursprünglich unmittelbar vorausgehenden Strophe K. 15 eben erst den ohne Fortsetzung ganz bedeutungslosen Rath gegeben: *vrowe, nu volget mîner lêre: Elyze, Parzivâles barn, von der wirt ez versuochet, Penylle, Lanzuleten kint, Gâwânes tohter, diu vil süeze Sygelint, der magtuom ist sô klâr, des got geruochet.* Hierauf die begeisterte Anrede der Königin (wofür ja Str. 17 galt) folgen zu lassen, wie dies in der Vorlage thatsächlich der Fall war, schien dem Autor der Quelle von K. W. mit Recht undenkbar. Hatte ja doch Key noch gar nicht gesagt, was diese Jungfrauen zu thun hätten! Es musste also eine Strophe, die einen des Lobes würdigen Rath enthielt, eingeschaltet werden, und deshalb wurde die Strophe Loh. 44 (K. 16), die den Vorschlag enthält, Ezidemon und Sibîne zu gewinnen, nach Loh. 46 (K. 15) und vor der von Loh. übergangenen Strophe K. 17 eingeschoben. Was Elster gegen die Ursprünglichkeit der Stellung von Str. 44 im Lohengrin einwendet (S. 132 f.) gründet sich nur auf eine höchst unsichere Vermuthung über das Wesen des Ezydemon. Er erblickt darin den guten Engel des Kindes (was ist aber dann sein *friedel Sibîne*?) und meint, dieser könne nicht resultatlos herbeigeholt werden (wie dies nach der Stellung der Strophe in Loh. der Fall wäre), sondern müsse die von allen ersehnte Aufklärung über das Läuten von Elsas Glocke bringen, bilde also mit Recht in K. W. einen Theil von Keys Rath, der ja zum Ziele führt. Diese Begründung ist unhaltbar: alles spricht für die Strophenfolge in Loh. Erstens schließt die Strophe Loh. 43 mit folgenden Worten der Königin: *nû merket reht waz ich wil sagen: waz ob der grâl uns ungemüete slihtet.* Auf diese Worte muss eine Fortsetzung ihrer Rathschläge folgen, die denn auch die Strophe Loh. 44 enthält (Ezydemon). Nach der Quelle

[1]) In K. allerdings räth nicht Key, sondern *der kung.* Aber die Quelle bot noch *Key*, wie sich aus der Übereinstimmung von W. und Loh. ergibt.

von W. K. hingegen wäre hiermit der Rath zu Ende, die deutlich angekündigte Fortsetzung fehlt, es folgt unmittelbar Strophe Loh. 45.[1]) Zweitens: Loh. 44 beginnt: *durch got nû sult ir mit mir gân. Ezidemôn daz reine tier daz sul wir hân.* Diese Aufforderung stimmt vortrefflich, wenn Loh. 43 vorhergeht, wo die Königin die Jungfrauen gleichfalls in directer Rede mit *ir* apostrophiert und fortfahrend sagt *nû sul wir in daz münster gân.* Dagegen ist die Anrede mit *ir* auffällig, wenn Loh. 46 unmittelbar vorhergeht. Denn dann würde Key zuerst die Jungfrauen namentlich anführen, hierauf in Strophe Loh. 44 an die Königin die Aufforderung richten, mit ihm den Ezidemon zu holen, und käme erst später, Loh. 47, wieder auf jene Jungfrauen zurück, um den Vorschlag zu machen, sie mögen Falken tragen. Drittens: Die Strophen Loh. 48 ff. schildern, wie der Rath Keys ausgeführt wurde: sie enthalten auch wirklich alles, was Key in den Strophen Loh. 46 und 47 vorgeschlagen hatte: aber von dem Inhalte der Strophe Loh. 44 wird nichts erwähnt. Aus all diesen Gründen glaube ich bestimmt behaupten zu dürfen, dass die Strophe Loh. 44 im Lohengrin, nicht in den beiden Lorengeln, am richtigen Platze steht. Meine Ansicht ist also, kurz zusammengefasst, folgende. Ursprünglich folgten die Strophen in dieser Weise aufeinander: Loh. 42. 43. 44. 45. 46. K. 17. Loh. 47 usw. Die Strophe K. 17 wurde, weil eine erläuternde Überschrift fehlte, irrthümlicherweise auf Key bezogen, passte aber bei dieser Auffassung nicht in die überlieferte Reihenfolge. Daher wurde sie von dem Autor unseres Lohengrin unterdrückt, von dem Bearbeiter der Quelle von K. W. dagegen an einen andern Platz gestellt, so dass die Reihenfolge Loh. 42. 43. 45. 46. 44. K. 17. Loh. 47 usw. resultierte. Der Autor der Wiener Bearbeitung endlich gieng in seinem Bestreben, inhaltlich Verwandtes auch äußerlich aneinanderzureihen, noch weiter und setzte die Strophe K. 17 an den Schluss des Rathes: Loh. [42. 43.] 45. 46. 44. 47. K. 17 usw.

So gewährt also die richtige Auffassung der Strophe K. 17 einen Einblick in das von den Bearbeitern unseres Lohengrintextes und der beiden Lorengel beobachtete Verfahren und zeigt gleichzeitig, dass die Quelle der letzteren mit derselben Bestimmtheit wie unser Lohengrintext auf eine Darstellung zurückgeführt werden muss, in der die Rahmenerzählung mit der Lohengrinfabel zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen war. Somit haben wir in der Überlieferung nirgends eine Stütze, die einstige Sonderexistenz des ersten Theiles der Lohengrinerzählung anzunehmen. Es ergibt sich daraus jedoch noch ein anderer, methodischer Gewinn: man

[1]) Allerdings bietet K. (das allein K. W. repräsentiert) statt der obigen Worte der Königin andere Worte, die keine Fortsetzung des Rathes nöthig machten. Dass hier nur eine bewusste Änderung des in Loh. bewahrten echten Textes vorliegt, ist auf den ersten Blick klar, lehrt übrigens zum Überfluss Loh. 45, 4.

sieht, dass es bei diesem engen Zusammenhange von Lohengrin-Lorengel und Wartburgkrieg verkehrt ist, Lohengrinstudien anzustellen, ohne gleichzeitig den Wartburgkrieg eingehend und kritisch zu untersuchen. Hiefür sei es mir gestattet, noch ein Beispiel zu bringen.

Key endet seinen Rath Loh. 47. K. 18. W. 25 mit den Worten:

vrowe, lâts kleiden in den Vlesîant
6 den Jûdas ûz dem Pelibronne brâhte.
die s t e i n e ob aller kiusche swebent. hœrt waz mîn sin bediutet:
wirt in der êren niht gegeben,
sô müeste gotes muoter, weiz got, niendert leben,
10 durch die der grâl muoz tuon swaz sie gebiutet.

Elster fragt S. 127 mit Recht: 'Was sind das plötzlich für Steine? Gewiss Edelsteine! Aber wo kommen sie her? Befinden sie sich an dem Vlesiant der Jungfrauen? Auch bei den wunderbar krausen Phantasien des ersten Lohengrindichters sind doch nirgends neun Zehntel des Gedankens fortgelassen.' Aber er irrt, wenn er die in einer späteren, sicher echten Strophe von K. erwähnten, an Gürteln angebrachten Edelsteine mit diesen *steinen* in Verbindung bringt. Zur Erklärung muss vielmehr eine Strophe des Wartburgkrieges (Simrock 142) herangezogen werden, wo die Kleidung der Barmherzigkeit geschildert wird:

Wie nu ir mantel wære aldâ?
von Klisteriôn ein phesiân anz vünfte blâ,
3 dar ûz nâch viures vünkelînen brante
vil manec guot stein, der dâ inne liget.

Der hier genannte *phesiân* ist wohl sicher identisch mit dem *Vlesîant* des Lohengrin, und *die steine* sind eben die an ihm angebrachten kostbaren Edelsteine, die wie Feuer glänzen. Dass die Jungfrauen mit demselben Stoffe bekleidet werden, wie die Barmherzigkeit, hat gewiss symbolischen Sinn, da es sich ja darum handelt, Elsa in ihrer verzweifelten Lage Rettung zu verschaffen. Auch die Berufung auf die Mutter Gottes, die in der Lohengrinstrophe auffallend wirkt, erhält nunmehr Bedeutung: denn in jener Episode des Wartburgkrieges ist die mit dem *phesiân* geschmückte Barmherzigkeit die Dienerin und Botin der Jungfrau Maria.

Wie erklärt sich nun jene oben besprochene Thatsache, dass K. an demselben Punkte abbricht, wo W. und Loh. gänzlich auseinanderzugehen beginnen, und Loh. einen anderen Verfasser verräth? Wir haben bereits gesehen, dass Wartburgkrieg und die Lohengrinfabel in der engsten Verbindung gestanden haben müssen, so dass die fortlaufende Erzählung Wolframs durch eingestreute Reden anderer Personen unterbrochen wurde. In diesem Wartburgkriege spielte die Rahmenerzählung die Hauptrolle, das Lohengrinräthsel war nur eine Episode, die, soweit wir nach den erhaltenen

ursprünglichen Strophen schließen können, in knappem Tone vorgetragen wurde. Ob dieser Wartburgkrieg überhaupt die ganze Erzählung bis zum Scheiden Lohengrins von Elsa enthielt, ist fraglich. Der Umstand, dass in der alten Einleitung bei der Fragestellung nur von Begebenheiten bis zum Zweikampfe Lohengrins die Rede ist (Loh. Str. 26. 27. 29), kann das Gegentheil nicht stricte erweisen. So frei nun die den Wartburgkrieg überliefernden Schreiber bezüglich der Auslassung von anderen Räthseln verfuhren, haben sie es auch mit diesem gethan: so erklärt es sich, dass aus der Überlieferung des Wartburgkrieges das Räthsel von Lohengrin bis auf geringe Reste gänzlich verschwunden ist.

Umgekehrt haben andere Schreiber und Bearbeiter sich nicht mehr für die ganze Dichtung interessiert, sondern nur für einzelne Theile derselben. So wurden also einzelne Räthsel, wie wir dies in der Überlieferung vielfach beobachten können, herausgerissen und in selbständiger Gestalt überliefert. Wir konnten dies bezüglich des Lohengrinräthsels schon im ersten Theile unseres Lohengrintextes beobachten, viel weiter gieng hierin die Vorlage der beiden Lorengel, und den letzten Schritt in dieser Richtung that der Autor der Kolmarer Bearbeitung. Im alten Lohengrinräthsel nun stand die Frage nach den Zuständen im Gralsreiche und der Aussendung Lohengrins im Vordergrunde des Interesses,[1]) so dass dieser uns erhaltene Theil der Erzählung ohne Zweifel ausführlicher war, als der eventuelle Bericht über die späteren Ereignisse. Wer aber die Lohengrinfabel selbständig behandelte, für den waren gerade die späteren Ereignisse (der Zweikampf, das Verbot der Frage und seine Übertretung, die Trennung) von ungleich höherer Wichtigkeit und erheischten demnach eine breite Darstellung, während für den Anfang die von dem Dichter des Lohengrinräthsels gebotene Schilderung genügen konnte. Es lag also für einen Dichter, der einen selbständigen Lohengrin schaffen wollte, nahe, die Erzählung bis zu einem deutlichen Ruhepunkte dem alten Räthsel im großen und ganzen unverändert zu entnehmen, und von da ab mit der eigenen Fortsetzung zu beginnen, wobei immerhin noch einzelne Strophen oder Verse aus dem alten Räthsel benutzt worden sein mochten.

Bis zu einem deutlichen Ruhepunkte! Ein solcher ist in den zwei Versen, bei denen die wörtliche Übereinstimmung von

---

[1]) Loh. 24, 4 *die vrâgt ich wie der künic lebe, Artûs und wer der massenîe spîse gebe, wer ir dâ pflege mit dem getranke reine, harnasch, kleider unde ros*; Str. 26, 3 *hœrt wie die selben boteschaft ein glocke wol über tûsent rast erwarp, dâ von ein hôher grâve sît in kampfe starp. hœrt obe sîn übermuot ze valsche in locke. hœrt wie ez umb die glocken stât* ... Str. 27, 4 *der Clingezor tuot uns niht bekant wer sî der kempfe den Artûs habe ûz gesant. er seit ouch niendert wer die glocken liutet*; 29, 4 *kanst uns mit singen tuon bekant wie Lohengrîn von Artûs wart ûz gesant, dâ von liez wir uns alle nœte wenden.*

Loh. und W. ihr Ende findet, allerdings nicht erreicht. In der vorhergehenden Strophe Loh. 66 wird erzählt, wie Lohengrin und sein Schwan am fünften Tage ihrer Meeresfahrt auf wunderbare Weise gespeist werden. Dann heißt es:

Loh. 67:

Der vogel huop an unde sanc,
daz ez suoze dem vürsten in sîn ôre klanc,
3 wan er in engels wîse was gestimmet.
in solher varwe er im erschein,
daz er gedâht 'diz ist vür wâr ein engel rein,
6 der hie bî mir ûf disem wâge swimmet.
in hât got nâch mir gesant, daz er mich habe in huote.
ich wil nû kleine sorge hân
wie ez ûf dem wilden wâc mir müge ergân:
10 ich weiz wol, daz mîn vart kumt zallem guote.

Stellen wir nun die entsprechende Strophe aus dem Wiener Lorengel daneben:

W. 59:

Der schwan aus süsser stimme sang
dasz es dem ritter liplich in sein oren trang.
3 sein süsz gesank den fürsten schlafen lerte.
des engels stim was lobeleich,
des ward erfreut der edel fürst kün unde reich.
6 dar mit der helt gen Antorf schnell zukerte.
da stund ein purger auf dem land, der het in bald ersehen,
bei im sein weip und ir genosz.
si sahen wie der helt her auf dem wasser flosz.
10 der purger sprach 'wunder wil hie geschehen'.

Hier ist nun mit Vers 6 ein vorläufiger Abschluss gegeben, wie er besser nicht gedacht werden kann. Und dass die Verse 3 bis 6 gleichfalls, wie 1 und 2, aus dem alten Gedichte stammen, lässt sich deutlich zeigen. Erstens: die Localisierung in Antwerpen kann wohl der ältere, mit Wolfram gut vertraute Dichter aus Parz. 821, 1 entnommen haben, nicht aber der mit dem Parzival nirgends Bekanntschaft zeigende Fortsetzer, dessen Werk der Wiener Schreiber von hier ab überliefert. Zudem bringt diesen Zug mit ausdrücklicher Berufung auf eine in Strophen abgefasste Quelle auch die Fortsetzung des Lohengrin.[1] Zweitens: die Angabe,

---

[1] Die Stelle lautet (Loh. 70, 5): *zAntwerf was diu sprâche, als ich hân vernomen und uns diu âventiur seit in den lieden.* Schon Lachmann (Kl. Schr. 1, 314) hat gesehen, dass damit ein vertrauenswürdiger Hinweis auf eine in Strophen abgefasste Quelle gegeben sei, und Elster S. 170 ist ihm mit Recht gefolgt. Was Panzer S. 43 neuerdings dagegen vorbringt — wie es scheint, ohne zu wissen, dass schon Rückert S. 243 seiner Ausgabe ebenso argumentiert — ist nicht stichhältig. Die Quellenberufung sei rein formelhaft, denn der Dichter berufe sich nie auf die *âventiure*, wo er aus Wolfram oder dem jüngeren Titurel schöpfe, stehe also ganz auf einer Stufe mit der gleich folgenden

dass der Ritter infolge des Schwanengesangs entschläft, muss ohnehin im alten Räthsel gestanden haben, da sie sich auch im Lohengrin Str. 68, 2 findet: es liegt also am nächsten, da für Vers 1, 2 und 6 die Echtheit bereits feststeht, anzunehmen, dass diese Bemerkung im alten Räthsel gleichfalls in dieser Strophe und zwar in Vers 3 angebracht war. Drittens findet sich die Deutung des Schwanes als Engel auch im Loh. (Str. 67, 3): dadurch wird also auch Vers 4 als ursprünglich erwiesen. [1])

So bietet also die Wiener Bearbeitung mit dem sechsten Verse einen ausgezeichneten vorläufigen Abschluss, der bereits in dem alten Räthsel ebenso gegeben war, wie, beiläufig bemerkt, ja auch der Fortsetzer des Lohengrin gleich in der nächsten Strophe (68, 3 ff.) ebenfalls einen Einschnitt macht: *nu lât in ligen, sîn wart gepflegen schône: got selbe wolt sîn huoter sîn. nû sagen von der reinen klâren herzogîn.*

Aber was nach V. 6 in der Wiener Bearbeitung folgt, kann nicht mehr ursprünglich sein: denn es bildet — ganz abgesehen von dem *purger* und seinem *weip*, vgl. Elster S. 176 — die Einleitung zur Landung Lorengels, die, wie Steinmeyer in der vortrefflichen Abhandlung im Anhange seiner Ausgabe Zs. 15, 237 f. und Elster S. 176 gezeigt haben, später ein zweitesmal und erst hier mit mehreren den älteren Dichter verrathenden Zügen erzählt wird (Elster S. 185).

Was aber mag in dem alten Räthsel auf Vers 6 gefolgt sein? Doch wohl etwas, das den Eindruck, hier sei ein sichtlicher Abschnitt in der Erzählung, ganz unabweisbar machte, so dass der Fortsetzer des Lohengrin sowohl, als der des Lorengel unabhängig voneinander dazu verleitet werden konnten, gerade an diesem Punkte ihre breite Zudichtung zu beginnen. Nichts konnte diesen Eindruck sosehr erwecken, als wenn hier die Rahmenerzählung wieder einsetzte, indem, an einem Wendepunkt angelangt, Wolfram sich an die Zuhörer wandte, oder Klingsor die Erzählung Wolframs unterbrach. Solche Unterbrechungen werden für das alte Räthsel ja sicher bezeugt durch jene Strophe K. 17, s. oben S. 509, sowie

---

Angabe (71, 1 f.): *wie lange er ûf dem wâge wær, des bescheident mich der âventiure mær*, die sich schon dadurch als fingiert erweise, dass der ältere Dichter keine solchen Zeitangaben mache. Da möchte man doch fragen, ob P. die alte, in allen drei Bearbeitungen im wesentlichen übereinstimmende Strophe Loh. 65, K. 40, W. 55 nicht gelesen hat, wo es ausdrücklich heißt: *ein snellez wazzer in dô truoc ûf daz mer, dâ gewan er ungemaches gnuoc. die ünde wurfen in ûf gein den lüften. daz werte wol gein fünf tagen.* Sowie also diese Berufung auf Wahrheit beruht, so auch die obige, nur muss man den Ausdruck nicht pressen und auf *sprâche* beziehen, sondern auf *Antwerf*. Dass die genaue Angabe *in den lieden* lediglich dem Reimzwange ihre Entstehung verdanke, ist an sich unwahrscheinlich, und kann neben dem eben Bemerkten keinerlei Glauben beanspruchen.

[1]) Die beiden letzten Punkte schon bei Panzer S. 43, der aber daraus für den Loh. unrichtige Schlüsse zieht.

durch die mehrfachen Dialoge Wolframs und seiner Zuhörer in der Lohengrinfortsetzung (Str. 106, 8 ff. 228, 4 ff. 667, 1 ff.), die der Fortsetzer gewiss nicht ohne die Anregung durch seine Quelle selbständig erfunden hätte, zumal er sogar vergaß, der Rahmenerzählung auch nur den nothdürftigsten Abschluss zu geben!

Bei dieser Annahme begreift es sich leicht, dass beide Fortsetzer an demselben Punkte aufhörten: die Vorlage der beiden Lorengel suchte ja überhaupt die Rahmenerzählung zu tilgen, s. oben S. 509 f., fand also hier ein starkes Hindernis, der Fortsetzer des Lohengrin, der schon früher nachweislich eine solche Strophe übergieng, s. oben S. 510, war mit Lohengrin glücklich in Antwerpen gelandet, wo mit Elsas Auftreten sein eigentliches Interesse an der Erzählung erst begann, und von welchem Punkte an seine verschiedenen Quellen, die Weltchronik, Wolframs Werke und der j. Titurel ihm reichliche Ausbeute gestatteten.

Mit dieser Annahme erklärt sich auch in einfacher Weise, warum der Kolmarer Schreiber gerade vor der Strophe Loh. 67, W. 59 seine Thätigkeit einstellte. Dass sein Text und der Wiener mittelbar oder unmittelbar auf eine gemeinsame Vorlage zurück gehen, bedarf keines Beweises, vgl. Elster S. 125 ff. Es ist also das einfachste anzunehmen, dass die umfangreichere Vorlage, aus der K. schöpfte, über den Punkt hinaus, wo K. abbrach, im großen und ganzen dasselbe geboten habe wie der Wiener Lorengel, d. h. also, dass schon die Vorlage von K. in Strophe W. 59, 7 nicht mehr das Rahmenmotiv brachte, sondern dasselbe bereits ebenso ersetzt hatte wie W. Es ist nun eine naheliegende Vermuthung, dass der, der die Fortsetzung von 59, 7 an dichtete, am Rande irgendeine Notiz oder Überschrift anbrachte, dass an dieser Stelle der zweite Theil des Lorengel beginne. Solche Bemerkungen hat ja jeder, der mit mittelhochdeutschen Handschriften zu thun gehabt, schon oft gelesen.[1]) Diese Worte wurden vom Wiener Schreiber nicht überliefert, dagegen gaben sie dem Kolmarer Schreiber, der des Stoffes oder Abschreibens müde geworden war,[2]) eine willkommene Gelegenheit, seine Thätigkeit abzubrechen, und da die Schlussworte nur einen Theil der Strophe bildeten, er sonst jedoch, wie seine Handschrift zeigt, fast immer nur ganze Strophen überlieferte, so machte er bei der letzten vollständigen Strophe des ersten Theiles Halt. Ein anderer hätte wohl die der Schlussstrophe fehlenden vier Verse hinzugedichtet. Aber das war offenbar nicht seine Sache, wie er ja auch im Vorhergehenden niemals gegenüber W. und Loh. eine Zusatzstrophe bietet. Einen Nachhall jener Randnotiz seiner Vorlage glaube ich in der Bemerkung zu

---

[1]) Eine Notiz der Art bietet ja auch z. B. die Pariser Liederhandschrift in ihrer Überlieferung des Wartburgkrieges, s. Strack S. 21.

[2]) Wie sich dies auch sonst bei ihm öfter beobachten lässt, vgl. die Nummern 336, 434, 826 f. bei Bartsch, Meisterlieder der Kolm. Hs., S. 34 ff.

finden, mit der er die Lorengelstrophen einbegleitet: *Diss ist ein teile an dem Lorengel dez mit einander IIII C* [nach Elster, s. den Nachtrag, 350] *lieder sint jm swarczen tone.*

Die Vorlage von K. hatte also 400 [350] Strophen, enthielt somit wohl die vollständige Lohengrinfabel. Und da K. und W., soweit sie sich vergleichen lassen, auf éine Vorlage zurückgehen, so bot höchst wahrscheinlich auch die Vorlage von W. die ganze Erzählung, und wenn W. in seinen 207 Strophen bis zur Ehe Lohengrins mit Elsa gelangt, so hat der Schreiber offenbar an einem späteren Punkte dasselbe gethan, was K. bereits bei Str. 59 that, nämlich vorzeitig abgebrochen. Nur ist K. auch sonst nicht verlegen, Zusatzstrophen zu schaffen, und so gab der Schreiber dem Ganzen mit Str. 207 einen nothdürftigen Abschluss.

Vielleicht lässt sich der ursprüngliche Schluss jener Strophe, von der nur die ersten sechs Verse in W. uns überliefert sind, noch ermitteln. Loh. 105 beschließen die Fürstin, der Bischof und der Abt, dass letzterer am nächsten Tage eine Messe singen solle, während die Fürstin nach den Herren ihres Landes senden solle, um sich mit ihnen zu berathen. *diu vürstin sprach 'daz schaf ich morgen drâte'.* Die folgende Strophe Loh. 106 lautet:

Guot naht sie nâmen zuo der maget.
diu vürstinne schuof, als ez des morgens taget
3 daz man die landes herren zuo ir bræhte
gar vruo in daz münster hêr,
wan sie wol bedorfte ir helfe, râtes unde lêr,
6 und ie der besten zwên ûz dem geslehte.
dâ mite schiet sie sich von dan von disen vürsten beiden. —
Klingzor, wilt dû niht vürbaz sagen?
sô wil ich des sanges mîn durch dich gedagen,
10 ob dû sîn künnes baz dan ich bescheiden.

Diese Darstellungsweise ist ohne Zweifel auffallend. Zuerst wird der Abschied der beiden Kirchenfürsten erzählt, dann ist davon die Rede, dass die Fürstin die verabredeten Anordnungen für den nächsten Tag traf, und dann heißt es nochmals: *dâ mite schiet sie sich von dan von disen vürsten beiden.* Es sieht fast so aus, als wäre diese Zeile ein Flickvers, der dadurch nöthig wurde, dass die drei folgenden Verse bereits fest gegeben waren. Es wäre also immerhin möglich, dass die Stelle von der Erwähnung Klingzors an aus dem alten Räthselspiele stammte und ursprünglich den Schluss jener Strophe W. 59, Loh. 67 bildete. Doch dies ist nur eine unsichere Vermuthung, nichts weiter.

Es hat sich bisher ergeben, dass das alte Räthsel von zwei Bearbeitern fortgesetzt wurde, und ich glaube gezeigt zu haben, warum diese beiden Fortsetzungen an einem und demselben Punkte begannen. Es erhebt sich nun die weitere Frage, ob der eine Fortsetzer von der Arbeit des andern Kenntnis gehabt habe. War dies der Fall, so könnte nur der vollständige Lohengrin dem Autor

des Lorengel bekannt gewesen sein. Und das meint, im Gegensatze zu Elster, denn auch Panzer in der That, s. oben S. 506. Von vornherein ist dies, wie bereits angedeutet, aus psychologischen Gründen sehr unwahrscheinlich, denn da der Autor des Lorengel das ihm vorliegende alte Räthsel im ersten Theile, von einigen Zusätzen abgesehen, vollkommen ausschrieb, so hätte er, wäre ihm für die Fortsetzung eine genügend ausführliche Erzählung fertig vorgelegen, wohl kaum der Versuchung widerstehen können, nun diese Quelle in gleich ausgiebiger Weise zu benutzen. Diese Erwägung müsste jedoch immerhin zurücktreten, wenn sich zeigen ließe, dass zwischen den beiden Fortsetzungen nahe Berührungen bestünden, die über den Zufall hinausgiengen und dabei in Bezug auf Stil oder Motive Eigenthümlichkeiten aufwiesen, die dem Charakter des alten Räthsels vollkommen widersprächen, so dass diese Übereinstimmungen nicht dadurch erklärt werden könnten, dass beide Bearbeiter die Fortsetzung des Räthsels über Loh. 67, W. 59 hinaus gekannt hätten.

Solche Übereinstimmungen glaubt P. gefunden zu haben. Er bemerkt am Schlusse seiner Liste S. 18: 'Sie (die übereinstimmenden Stellen) schildern die Einzelheiten des Empfanges, der Mahlzeiten und gesellschaftlichen Unterhaltung, der Äußerlichkeiten des Gottesurtheils, also lauter Dinge, die wir dem ersten Dichter nimmermehr zutrauen dürfen.' Das trifft in der That für die meisten zu, aber gerade daraus ergibt sich, dass diesen Übereinstimmungen überhaupt kein Gewicht beigelegt werden darf. Was soll es beweisen, wenn dem landenden Lohengrin in der einen Bearbeitung von dem Bürger die Hand gereicht wird, und in der andern der Bischof und der Abt ihm beim Aussteigen behilflich sein wollen, Lohengrin jedoch ihre Hilfe ablehnt? Kein einziges Wort, nicht einmal *hant* ist beiden Stellen gemeinsam! Oder wenn der Helm Lohengrins nach Lor. 68, 7 *leucht als ein spigelglas*, und derselbe Vergleich (*schilt unde helm lûter als ein spiegelglas*) im Loh. an einer anderen Stelle (208, 9, also um etwa 1700 Verse später) wiederkehrt! Von dieser Art sind die meisten Übereinstimmungen, und ich glaube demnach, dass P. nirgends Zustimmung finden wird, wenn er S. 15, wohl im Gefühle der Schwäche seiner Beweisstellen, sich dagegen verwahrt, dass man diese Übereinstimmungen lediglich aus der Formelhaftigkeit der gebrauchten Wendungen erkläre.

Dagegen bleibt nun allerdings ein kleiner Rest, der nur durch die Annahme einer mittelbaren oder unmittelbaren Beeinflussung erklärt werden kann. Lor. 145, 8 sagt der Dichter von Telramunt: *het er die ein sach nit getan, kein laster ich von im sust me vernumen han. sein treu brach er mit laster und geferde.* Das stimmt allerdings vortrefflich überein mit Loh. 224, 4: *het er daz eine dinc bewart gein der edelen kiuschen klâren megde zart, sô wær ze klagen wol sîner jugende vrüete.* Aber gerade

diese Übereinstimmung beweist schlagend das Gegentheil von P.s Annahme, denn die beiden Stellen gehen unabhängig voneinander auf eine Strophe des alten Räthsels zurück: Loh. 39, K. 8 (in W. fehlt die Strophe, da ein Blatt der Hs. verloren gegangen ist, sie muss aber nach Ausweis der Strophenzählung auf diesem Blatte gestanden haben) heißt es:

Artûs nu habe diz ungemach,
unt klage wir daz von Telramunt sîn triuwe zerbrach
3 Friderîch an der vil edelen maget reine.
het er des einen niht getân,
sô möhte er in hôher vürsten wirde stân.
6 sîn habe was aller gernder diet gemeine.
man lobete in in landen wît; wer möht im daz versâzen?
in prîsten vrouwen unde man.
wandels man im hâres breit niht vinden kan,
10 het er die einen missetât verlâzen.

Das ist deutlich die Quelle für jene beiden späteren Stellen der Fortsetzungen. Und dass sie unabhängig voneinander diese Strophe benutzt haben, geht daraus hervor, dass sie den Gedanken nicht an demselben Orte anbringen (in Loh. nach der Besiegung Telramunts, in W. weit vor Beginn des Zweikampfes, als sich die Gegner kennen lernten) und dass sie nicht dieselben Phrasen aus der Strophe entlehnen. Im Loh. sind die Worte *gein der edelen kiuschen klâren megde zart* aus Vers 3 entnommen, während in W. gerade andere Verse benützt sind: *sein treu brach er* vgl. V. 2; *het er . . . nit getan* vgl. V. 4. Zudem hat der Inhalt der alten Strophe in W. noch über die besprochene Stelle hinaus nachgewirkt. Denn es ist wohl nur ein Nachklang von V. 6 ff. der alten Strophe, wenn W. im unmittelbaren Anschlusse an das oben Mitgetheilte fortfährt (146, 1 ff.): *Graf Friderich erzeigen wolt sein milt und gütikeit. manch ritter was im holt.* Auch ist es bezeichnend, wie der Ausdruck *des einen* der Originalstrophe (V. 4) durch zwei verschiedene Wörter paraphrasiert wird: in W. durch *ein sach*, in Loh. durch *daz eine dinc.* Die selbständige Benutzung einer alten Strophe durch die beiden Bearbeiter ist somit hier sicher erwiesen, und diese Beobachtung lehrt auch die Entstehung der übrigen, beweiskräftigen Parallelstellen richtig verstehen. Es sind freilich wenig genug: ich vermag nur noch die Übereinstimmung von W. 153, 9 mit Loh. 158, 7 und vielleicht von W. 169, 2 mit Loh. 202, 2 anzuerkennen. Diese werden somit gleichfalls durch Verse des alten Räthsels veranlasst sein. Der Autor des Lorengel hat also die Fortsetzung des Lohengrin nicht gekannt. Die Abwesenheit zahlreicherer Übereinstimmungen in wichtigen Dingen ist ein weiterer Beweis dafür.

Eine weitere Frage ist, ob beide Fortsetzer das alte Räthsel über jene Strophe W. 59 hinaus benützt haben. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht nach dem eben Gesagten dafür,

doch kann die Frage ohne eingehende Untersuchung nicht sicher entschieden werden.

Im dritten Abschnitte (S. 21—53) handelt P. über die Quellen des Lohengrinfortsetzers. Nachdem bereits Massmann in der von dem Fortsetzer wiederholt citierten *Korônic* die Sächsische Weltchronik erkannt und Rückert und nach ihm Traunwieser die Benützung der Werke Wolframs sowie des jüngeren Titurel an vielen Beispielen erwiesen hatten, konnte P. naturgemäß in diesem Abschnitte wenig Neues bringen. Er legt also das Hauptgewicht auf die mehrfach erörterte Frage, ob der Fortsetzer eine der uns bekannten Recensionen der Weltchronik benützt habe, oder eine verloren gegangene, und entscheidet sich, wie mir scheint mit guten Gründen, für die erstere Annahme. Auch bereichert er im einzelnen vielfach die Liste der nachgewiesenen Entlehnungen.

Im letzten Abschnitte (S. 54—60) beschäftigt sich P. mit dem Verfasser der Fortsetzung und sucht zu einer Datierung zu gelangen. P. sieht in dem Dichter einen hochgestellten Ministerialen in der Umgebung des bairischen Herzogs. Dass diese Vermuthung, die sehr viel für sich hat, schon von Elster a. a. O. S. 169 geäußert wurde, hätte wohl eine Erwähnung verdient. Für die Datierung benützt P. den Umstand, dass der Fortsetzer, der sich mit den Verhältnissen in den niederrheinischen Landen durchaus wohlvertraut zeigt, seiner Heldin den Titel einer Herzogin von Limburg und Brabant beilegt. Die Verwertung dieses Umstandes scheint mir ein sehr glücklicher Gedanke P.s. Wie er bemerkt, erwarb Johann von Brabant im Jahre 1283 Limburg, das allerdings erst fünf Jahre später endgiltig mit Brabant vereinigt wurde. Da andererseits, wie schon Rückert hervorgehoben hat, als terminus ad quem das Jahr 1289/1290 gegeben ist (indem Baiern noch als im Besitze der Kurwürde befindlich genannt wird), so kommen wir damit auf die Zeit zwischen 1283 (1288?) und 1290.

Ich wünsche dringend, dass es mir gelungen sein möge, P. davon zu überzeugen, dass eine wirklich kritische Ausgabe des Lohengrin nicht möglich ist, solange nicht eine gründliche Untersuchung die Frage entschieden hat, ob der Autor gewisser Strophen des Wartburgkrieges nicht auch den ersten Theil des Lohengrin verfasst hat. Denn wenn sich hierauf eine bejahende Antwort ergeben sollte, was ja schon Lachmann und nach ihm Elster für wahrscheinlich gehalten haben und ich oben S. 507 ff. mit weiteren Gründen gestützt und plausibel zu machen gesucht habe, dann ist eine Ausgabe des Lohengrin ohne die des Wartburgkrieges bloßes Stückwerk. Und es thäte mir leid, wenn gerade P. solches lieferte, der nur lernen muss, mehr in die Tiefe zu arbeiten, um bei seiner sichtlichen Begabung Tüchtiges zu leisten.

[Nachdem meine Besprechung sich bereits längere Zeit in den Händen der Redaction befunden hatte, erschien eine Abhandlung

Elsters (Philol. Studien, Halle 1896, 252 ff.), worin der Verf. gegenüber Panzers Darlegungen auf seinen früheren Ansichten beharrt. Soweit E.s Ausführungen sich gegen P. wenden, decken sie sich mehrfach in erfreulicher Weise mit den meinigen (vgl. besonders S. 260; 269 f.): dagegen würde allerdings seine Hypothese über die Beschaffenheit der den erhaltenen Texten zugrundeliegenden Handschriften und der alten Dichtung selbst wesentlich modificiert, falls die oben vorgetragenen Ansichten (insbesondere die Auffassung der Str. W. 26, K. 17) sich als richtig erweisen sollten.]

Wien. Carl Kraus.

Eugen Kölbing, Lord Byrons Werke in kritischen Texten mit Einleitung und Anmerkungen. 2. Band. The Prisoner of Chillon and other Poems. Weimar, Emil Felber 1896. 8°, 450 SS. Preis 7 Mk.

Kölbing hat sich die schwierige, aber überaus dankenswerte Aufgabe gestellt, die wichtigeren Dichtungen Lord Byrons in kritischen Texten herauszugeben und durch allseitige Beleuchtung derselben ein tieferes Verständnis des größten englischen Dichters unseres Jahrhunderts anzubahnen. Der erste Band dieser auf zwölf Bände berechneten Ausgabe, welcher The Siege of Corinth enthält, ist schon im Jahre 1893 erschienen und wurde von uns in dieser Zeitschrift, Jahrg. 45 (1894), S. 54—57 besprochen. Der vorliegende zweite Band bringt genau dieselben Gedichte, die im December 1816 in einem Bande bei Murray in London veröffentlicht wurden, nämlich: 1. The Prisoner of Chillon, 2. Sonnet, 3. Stanzas to —, 4. Darkness, 5. Churchill's Grave, 6. The Dream, 7. The Incantation, 8. Prometheus. Der Text dieser Gedichte nimmt jedoch nur etwa ein Zehntel des Buches ein (S. 273—317), während die übrigen neun Zehntel auf die „Einleitung" (S. 1 bis 271) und die „Anmerkungen" (S. 323—450) entfallen.

Die „Einleitung" ist nach denselben Grundsätzen eingerichtet wie im I. Bande. Im ersten Abschnitt erfahren wir alles Nöthige über die Abfassung der erwähnten Gedichte, sowie über deren Aufnahme in der Öffentlichkeit. The Prisoner of Chillon entstand Ende Juni 1816 in Ouchy bei Lausanne, wo Byron nach einer Rundfahrt, die er mit seinem Freunde Shelley im Genfer See unternommen hatte, zwei Tage lang durch ein Regenwetter zurückgehalten wurde. Kölbing sucht aus einigen Briefen Shelleys nachzuweisen, dass die Abfassung des Prisoner auf den 28. oder 29. Juni fallen müsse. Doch konnte der Dichter schon am 27. Juni, an welchem Tage er, wie er selbst in einem Briefe an Murray berichtet, zu Ouchy ankam, das Gedicht, wenigstens theilweise, niedergeschrieben haben. Die übrigen Gedichte, die in dem oben genannten Bande mit dem Prisoner vereinigt waren, entstanden in

der Zeit vom 1. bis 28. Juli in der Villa Diodati bei Genf. Was die Aufnahme des Bandes in der Öffentlichkeit betrifft, so wurde demselben eine im ganzen wohlwollendere Kritik zutheil als den früheren Dichtungen Lord Byrons. Allerdings fehlte es nicht an Stimmen, die besonders an dem Prisoner manches Tadelnswerte fanden. — Der zweite Abschnitt enthält eine ausführliche Zusammenstellung und Besprechung der verschiedenen Ausgaben von Byrons Werken, die seit 1816 in England, Frankreich, Deutschland, Amerika und in der französischen Schweiz erschienen sind. Diese bibliographischen Notizen sind umso wertvoller, als sich fast alle angeführten Werke im Besitze Kölbings befinden, der sich somit rühmen kann, eine nahezu vollständige Byron-Bibliothek sein eigen zu nennen. — Der dritte Abschnitt bringt einen trefflichen Beitrag zur Entstehungsgeschichte und ästhetischen Würdigung der in dem Buche abgedruckten Dichtungen. Besonders eingehend werden natürlich die drei bedeutendsten derselben, nämlich: The Prisoner of Chillon, Darkness und The Dream besprochen. Bezüglich des ersten dieser Gedichte führt der Verf. aus, dass es Byron nicht nur unter dem unmittelbaren, überwältigenden Eindrucke der ganzen Scenerie und beeinflusst von Rousseaus „La Nouvelle Héloïse" geschrieben habe, sondern dass darin auch manche Reminiscenzen an frühere Werke der englischen Literatur, ja sogar an Dante zu finden seien. Er gibt zu, dass das Gedicht zu manchem berechtigten Tadel Anlass gebe, nimmt es aber entschieden in Schutz gegen J. Hengesbach, der demselben in der Programmabhandlung „Shall we read Lord Byron in our classes and which of his works?" (Fulda 1888) den Rang eines organischen Kunstwerkes bestreitet. Es würde uns zu weit führen, wollten wir all die scharfsinnigen Ausführungen des Verf.s in diesem, sowie in dem folgenden Abschnitte, der die „Behandlungen derselben Stoffe, Nachahmungen und Parodien" zum Gegenstande hat, auch nur skizzieren; jedenfalls werden alle künftigen Byronforscher aus dieser reichen Quelle der Belehrung schöpfen müssen. — Die zwei letzten und kürzesten Abschnitte handeln über die sprachliche und metrische Form der Dichtungen, sowie über die bisherigen commentierten Separatausgaben des Prisoner of Chillon und den vorliegenden Text der Gedichte.

Dem Texte Kölbings ist, wie im ersten Bande, derjenige der editio princeps von 1816 zugrunde gelegt, wiewohl dieser nicht die hohe Bedeutung der ersten Ausgabe der Siege of Corinth zukommt, da die Correctur derselben nicht von Byron selbst, sondern von Gifford besorgt wurde. Im kritischen Apparat wird der Text von 33 verschiedenen Gesammtausgaben der Werke Byrons, von denen 19 bei Murray in London, 9 bei Galignani und 5 bei Baudry in Paris erschienen sind, und für den Prisoner noch derjenige der Lausanner Ausgabe von 1818 und der 1824 bei Chubb in London erschienenen Ausgabe verarbeitet. Die Varianten zeigen meist nur Verschiedenheiten in Interpunction und Orthographie;

vgl. z. B. in letzterer Beziehung *grey : gray* (Pris. 1), *mold : mould* (Pris. 27),[1]) *enthralls : inthrals* (Pris. 112), *favorite : favourite* (Pris. 164). Auch folgende Abweichungen sind für den Sinn belanglos: *The dark vault lies : The dark vaults lie* (Pris. 116) oder *my failing race : my falling race* (Pris. 217). Eine sachliche Änderung war nur an einer Stelle nöthig, indem der sinnlose Vers der editio princeps: *Fettered in hand, but pined in heart* (Pris. 55) nach der Lausanner Ausgabe zu *Fettered in hand, but joined in heart* geändert wurde; Kölbing gehört zu jenen Forschern, die an der Klarlegung dieser Lesart mitgearbeitet haben.

Die „Anmerkungen" sind ebenso gründlich gearbeitet, wie die „Einleitung" und übertreffen an Reichhaltigkeit alle bisherigen Commentare. Kölbing unterscheidet sich besonders darin von seinen Vorgängern, dass er schwierige und dunkle Stellen durch Anführung von Parallelstellen aus Byron und seinen Zeitgenossen oder durch Heranziehung von Übersetzungen in verschiedene fremde Sprachen aufzuhellen und zu erklären sucht. Die meisten seiner Erklärungen werden wohl ungetheilten Beifall finden; dass man bei einigen verschiedener Meinung sein kann, versteht sich bei der Fülle des Gebotenen von selbst. Ich will die wenigen Erklärungen, mit denen ich nicht ganz einverstanden bin, herausheben.

Pris. 113 *A double dungeon wall and wave*
Have made — and like a living grave.

Zu diesem *living grave* sagt K. mit Fischer: „das Grab ist gleichsam lebendig wegen der Wogen, die es einschließen." Indes hat wohl Allmain recht, wenn er *living grave* mit *grave for the living* erklärt.

Pris. 119 *And I habe felt the winter's spray*
Wash through the bars when winds were high
And wanton in the happy sky.

K. möchte „*sky*" als „Luftraum" fassen, doch kommt man mit der gewöhnlichen Bedeutung „Himmel", „Firmament" aus.

Pris. 145 *I saw, and could not hold his head,*
Nor reach his dying hand — nor dead,
Though hard I strove, but strove in vain,
To rend and gnash my bonds in twain.

Dazu bemerkt K.: „Statt des auffälligen *but* „freilich" würde man nur *I* erwartet haben, nachdem *Though* vorausgegangen war." Diese Bemerkung verstehe ich nicht; „*but strove in vain*" ist doch von *Though* abhängig, so dass der Vers 147 heißt: „Obwohl ich mich sehr, aber vergebens bemühte, usw."

Pris. 182 *I've seen the sick and ghastly bed*
Of Sin delirious with its dread.

---

[1]) Da sich Kölbing hier für *mold* entschieden hat, so hätte er auch Pr. 140 *mould* in *mold* ändern können, zumal die neuesten Murrayschen Ausgaben hier *mold* haben.

Es ist kein zwingender Grund vorhanden, den Ausdruck „*the sick and ghastly bed*“ als „Kranken- und Sterbebett“ aufzufassen. Wollte der Dichter nicht „*the ghastly sick-bed*“ sagen?

Pris. 223 *I had not strength to stir, or strive.*
K. sagt zu dieser Stelle: „Der Recensent im Portfolio bemerkt richtig, dass *nor* für *or* stehen sollte.“ Doch da beiden sinnverwandten Infinitive „*to stir or strive*“ gleichsam einen Ausdruck bilden, so bezieht sich die bei dem Verbum finitum stehende Negation *not* nicht nur auf *to stir*, sondern auch zugleich auf *strive.*

Darkness 18 *A fearful hope was all the world contained.*
K. übersetzt: „Nur ein mit Furcht gemischtes Hoffen hielt noch die Welt zusammen.“ Doch heißt die Stelle wohl: „Ein mit Furcht gemischtes Hoffen war alles, was die Welt noch enthielt.“

Churchill's Grave 20 *The Architect of all on which we tread.*
K. erklärt diesen Vers folgendermaßen: Der Architekt aller, d. h. der, welcher für alle ein Haus gebaut hat, auf welche, d. h. auf deren Gebeine, wir unseren Fuß setzen.“ Dann fügt er hinzu: „*all* und *which* ist also doch wohl von Personen zu verstehen, während die meisten Übersetzer diese Worte sachlich aufgefasst haben“. Ich muss gestehen, dass ich *all* ebenfalls auf etwas Sachliches, nämlich die Gräber beziehe.

Dream 158:

. . . . ; he coud see
Not that which was, nor that which should have been —
But the old mansion, and the accustom'd hall,
And the remembered chambers, and the place,
The day, the hour, the sunshine, and the shade,
All things pertaining to that place and hour,
And her who was his destiny, came back
And thrust themselves between him and the light.

Zu V. 164 bemerkt K.: „Von (lies: Vor) *her* ist natürlich *pertaining to* zu supplieren, also: „Und was mit ihr, die sein Verhängnis war, zusammenhieng“; die meisten Übersetzer aber fassen die Stelle so auf, als ob nicht *her,* sondern *she* im Text stünde: so m², 2. Aufl. (von der Marwitz): „Und alles, was zum Ort, zur Zeit gehörte, Und sie, die sein Verhängnis war.““ Ich glaube, dass hier Byron wirklich *her* für *she* gesetzt hat. Dass dem Dichter die Setzung der obliquen Casus des Personalpronomens für den Nominativ geläufig war, beweisen folgende Beispiele, die Mätzner, Gr. II, 9 aus seinen Werken citiert: Manfred 3, 4 *I knew and know my hour is come, but not To render up my soul to such as thee* und Parisina 20 *And goodly sons grew by his side . . . But none so lovely and so brave As him who whither'd in the grave.* Dazu möge noch ein Beispiel aus Mazeppa 4 hinzutreten: *Of all our band, ... none Can less have said or more have done Than thee, Mazeppa.* Übrigens kann man vielleicht in der obigen Stelle eine Anakoluthie annehmen. Die vielen Subjecte, die

dem erst viel später folgenden Prädicate „*came back*“ vorangehen, mögen wohl vom Dichter zuerst als Objecte zu „*he could see*“ gefasst worden sein; daher die oblique Form *her*.

Der Druck des Buches ist sehr sorgfältig; ich habe nur einen störenden Druckfehler gefunden: S. 310 (The Dream 172) carth f. earth.

Wir schließen unsere Besprechung mit dem Wunsche, der dritte Band der Kölbing'schen Byron-Ausgabe, der Childe Harold bringen soll, möge nicht so lange auf sich warten lassen, wie der vorliegende zweite Band, der hiemit allen Freunden Lord Byrons auf das wärmste empfohlen sei. [1])

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

J. Dürr, Th. Klett und O. Treuber, Lehrbuch der Weltgeschichte für obere Classen der Gymnasien und Realschulen. I. Alterthum. Stuttgart, P. Neef 1895. 370 SS.

Soviel mir bekannt ist, ist dies das erste Schulbuch, das nicht von einem Verfasser herrührt. Ich glaube, dass diese Arbeitstheilung auf dem Gebiete der alten Geschichte nach dem Muster beschlossen worden ist, das die Oncken'sche Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, die Perthes'schen Handbücher, das J. von Müller'sche Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft, die Bibliothek deutscher Geschichte und andere ähnliche Werke gegeben haben. In dieser gemeinsamen Arbeit dreier Verff. kommt daher das Bestreben sehr deutlich zum Ausdruck, in dem Schulbuche möglichst den neuesten Stand der Forschung festzulegen. Die Verff. sind wohl hauptsächlich deshalb von der bisherigen Übung abgegangen, derzufolge nicht nur die alte, sondern auch die mittlere und neuere Geschichte für die Schule von einem und demselben Verf. dargestellt zu werden pflegte.

Ich halte diese übermäßige Rücksichtnahme auf die „Wissenschaftlichkeit“ des Lehrbuches gar nicht für erwünscht, und sehe darin die Gefahr, dass eine künstliche Frühreife der Schüler erzeugt wird, dass sie mit Dingen überladen werden, die nun einmal nicht in die Schule gehören, und ich hege die Befürchtung, dass jene Kenntnis der antiken Überlieferung, die zu vermitteln Aufgabe der Mittelschule ist, durch Mittheilung der Ergebnisse der neuesten kritischen Forschung nur beeinträchtigt wird. Ich sehe also auch keinen Grund, weshalb mehrere Specialisten sich zusammenthun müssen, um ein Lehrbuch für das Gymnasium zu

---

[1]) Der Verf. hat die Absicht, den Text der Gedichte mit den Anmerkungen (ohne die Einleitung) separat herauszugeben und so eine billigere Ausgabe zu schaffen, die besonders den Studenten zugute kommen wird.

verfassen. Ich halte es für ein kleineres Übel — von direct Unrichtigem natürlich abgesehen — wenn in einem solchen Buche nirgends ein Einfluss der neuesten Forschung zu bemerken ist und für ein viel größeres, wenn man bei dessen Lectüre immer versucht ist, Anmerkungen in der Form von Literaturnachweisen hinzuzufügen, die sich auf die neuesten Handbücher, Monographien, ja bis herab auf die Zeitschriftenartikel erstrecken. Nicht darauf sollen meines Erachtens die vorbereitenden Studien des Verf.s eines Lehrbuches gerichtet sein, was neuestens über die antiken Berichte behauptet und vermuthet wird, welche Hypothesen zu ihrer Erklärung vorgebracht werden, sondern das quellenmäßige Studium für die Abfassung eines Lehrbuches soll in der Lectüre der Alten bestehen. Auf ihr beruhen die Vorzüge der m. E. noch immer unübertroffenen alten Lehrbücher, sie soll man auf Schritt und Tritt aus den Worten des Verf.s heraushören und nicht die letzten Ansichten neuerer Forscher. Das wäre die richtige Kost für die Jugend und wenn dabei viel Anekdotenhaftes und Unglaubwürdiges mit unterläuft, so ist das keineswegs ein Unglück, sondern ein Vorzug, die Jungens lernen dadurch wenigstens zum Theil jene unübertrefflichen Kunstwerke kennen, die uns die antiken Geschichtschreiber vermacht haben. Ich gebe zu, dass das Bild, das vom Alterthum in früheren Lehrbüchern entworfen wurde, ein trügerischer Schein der Wirklichkeit gewesen ist, aber ich halte es für ein schönes Vorrecht der Schule, dass sie dem Knaben die Möglichkeit gewährt, sich einmal im Leben und in der dafür günstigsten Zeit an dem zu begeistern und zu lernen, was uns Homer und Herodot, Xenophon, Plutarch, Cornelius Nepos, Tacitus, ja selbst noch viel Spätere von den Alten hinterlassen haben.

Nach einer Richtung sollen aber allerdings die älteren Bücher vervollständigt werden. Von den großartigen Entdeckungen in den orientalischen und classischen Ländern soll den Knaben erzählt werden, von den Ausgrabungen selbst und von ihren Ergebnissen, soweit wir Tracht und Sitten, Bau- und Bildkunst, kurz, was man Culturgeschichte zu nennen pflegt, kennen gelernt haben; mit den Königsnamen und den ewig sich wiederholenden Kriegszügen sollen sie aber verschont werden, und die Ergebnisse der Hieroglyphik und Keilschriftentzifferung für die Chronologie oder die Pentateuchkritik gehören erst recht nicht in die Schule.

Nach diesen Bemerkungen, von denen ich wohl weiß, dass sie im Gegensatze zu der jetzt herrschenden Richtung stehen, wende ich mich nun zur Besprechung des vorliegenden Buches, in dem Treuber die orientalische und griechische Geschichte, Klett die römische bis 133 v. Chr. und Dürr deren übrige Abschnitte behandelt haben.

Die Verff. selbst geben zu, dass dieser Band „umfangreicher als sonst üblich geworden ist“, auch dass er so manches enthalte, was über den Gesichtskreis der Secunda hinausreicht. Sie

haben die orientalischen Völker, Culturgeschichte und Alterthümer ausführlicher behandelt und meinen, dass beim Unterrichte je nach den Umständen Abschnitte weggelassen werden könnten und hoffen, dass die Schüler das Buch auch noch später zurathe ziehen werden. All dies trifft, mit Ausnahme vielleicht des zuletzt Erwähnten, in vollem Maße zu. Die Menge des Gebotenen ist auf den 370 Seiten des Textes noch dadurch vermehrt, dass viele Abschnitte in einem kleinen und sehr engen Druck gesetzt sind und dass eine nicht geringe Anzahl von Detailfragen bloß durch andeutende Hinweise gestreift wird, die beim Unterricht eine ausführlichere Erörterung fordern. Auch ein anderes noch, was die Vorrede ankündigt, ist durch das Buch erfüllt. Die Verff. haben in der That die Ergebnisse der neueren Forschung mit selbständigem Urtheil verwertet und besonderes Gewicht darauf gelegt, die Schüler in das Verständnis staatlicher und gesellschaftlicher Begriffe und Zusammenhänge einzuführen.

Ich glaube aber nicht, dass auf diese Weise ein brauchbares Lehrbuch für die Mittelschule entstanden ist. Ich könnte mir denken, dass es z. B. als Hilfsmittel zum Examenstudium eines absolvierten classischen Philologen gute Dienste leistet, wenn dieser, wie es bei uns der Fall ist, ein Nebenexamen aus griechisch-römischer Geschichte abzulegen hat; ich bezweifle aber, dass ein solcher, wenn er nicht zahlreiche historische Collegien gehört und die Literatur über das „eigentliche Arbeitsgebiet“ der Geschichte einigermaßen verfolgt hat, dasjenige was in dem einleitenden wie in späteren Paragraphen über politische, Cultur- und Wirtschaftsgeschichte steht, wirklich zu würdigen vermag. Ebenso bin ich auch der Meinung, dass ein Lehrer an der Mittelschule zum Selbststudium sich dieses Buches mit Erfolg bedienen wird. Ich kann mir aber nicht vorstellen, wie ein Lehrer aus dieser an sich vortrefflichen Darstellung, in der alles aufs engste miteinander zusammenhängt, Theile ausscheiden und so das bescheidenere Ausmaß gewinnen soll, was er in der Schule vorbringen und bewältigen kann. Dazu kommt als erschwerend, dass die Verff. keineswegs breit und behaglich erzählen, sondern eine stark comprimierte, inhaltsreiche Darstellung bieten, deren Aneignung den Schülern nicht leicht fallen wird.

Es ist nun ferner ganz natürlich, aber für ein Lehrbuch keineswegs erwünscht, dass die Verff. nicht ganz gleichmäßig gearbeitet haben. Treuber hat den Ergebnissen der neuesten Forschungen einen viel breiteren Platz eingeräumt, als die beiden Bearbeiter der römischen Geschichte, die viel mehr in den herkömmlichen Bahnen der Gymnasiallehrbücher sich gehalten haben. Während also dem Schüler, der nach diesem Buche Unterricht aus der alten Geschichte erhält, in der griechischen Geschichte die allerneuesten Forschungsergebnisse mitgetheilt werden, erfährt er in der römischen nur im allgemeinen, dass die römische und

griechische Überlieferung über die Königszeit nicht historisch sei, im übrigen aber wird deren Hauptinhalt wiedergegeben, was ich durchaus für das Richtige halte; die Geschichte der Republik ist sogar recht conservativ behandelt, auch dagegen finde ich persönlich nicht das mindeste einzuwenden, allein der Gegensatz, in dem dieses Verfahren zu den Abschnitten über griechische Geschichte steht, ist doch als sehr auffällig hervorzuheben. Auch die beiden Bearbeiter der römischen Geschichte haben einzelnes zu detailliert behandelt und manches für die Schule Ungeeignete beigebracht. Was sollen z. B. Secundaner mit dem Latein der zwölf Tafeln oder der columna rostrata trotz der erklärenden Anmerkungen anfangen. Im griechischen Theil ist wiederum der Wortlaut einer Urkunde mit genauer Wiedergabe der attischen Schreibweise $o = ου$ mitgetheilt. Ich sage auf die Gefahr hin, dass daraus geschlossen wird, unsere Anforderungen seien geringer als die im Reiche, dass ich mich beim Staatsexamen mit einer wirklichen Kenntnis und richtigem Verständnisse dessen vollständig zufrieden gebe, was in dem von Treuber bearbeiteten Abschnitte behandelt ist, ich spreche damit zugleich aber die Ansicht aus, dass ich die Secundaner aufrichtig bedauere, die aus diesem Buche griechische Geschichte lernen sollen. Für die Schule sind mit einigen nothwendigen Kürzungen die Abschnitte über römische Geschichte allein verwendbar, die übrigens auch den Vorzug haben, dass sie nicht so übermäßig gedrängt erzählen.

Graz. Adolf Bauer.

Lehrbuch der Geschichte für die mittleren Classen höherer Lehranstalten von Prof. Dr. H. K. Stein, Director des kgl. Gymnasiums zu Glatz. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh. 1. Theil: Alterthum. 1895, 102 SS.; 2. Theil: Geschichte der Deutschen im Mittelalter. 1896, 80 SS.

Director Stein in Glatz, der Verf. eines Lehrbuches der Geschichte für Oberclassen, lässt jetzt auch ein Lehrbuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten erscheinen, von dem der 1. und der 2. Theil vorliegen. Der 1. Theil beschäftigt sich mit den Griechen und Römern, die Geschichte der Ägypter, Phönizier, Assyrier, Babylonier und Perser wird unter der Aufschrift „Übersicht über die Entwicklung der morgenländischen Reiche“ wie eine Einleitung zur Geschichte der Perserkriege behandelt. Die griechischen Sagen sind nicht aufgenommen, die Religion der Griechen und Römer ist nur kurz behandelt. Das Lehrbuch hält die Mitte zwischen trockener Aufzählung der Ereignisse und breiter Erzählung; Anekdoten und Aussprüche großer Männer sind nicht verschmäht, das Culturgeschichtliche wollte der Verf. nur in geringem Maße heranziehen, aus der Verfassungsgeschichte ist das Noth-

wendigste geboten. Der erste Theil endet mit dem Tode des Kaisers Augustus; die folgenden Kaiser werden im zweiten Theile behandelt. Erst nach Theodosius d. Gr. wird von der „Urzeit der Germanen" und den Kriegen der Römer mit ihnen gesprochen. Deutsche Sagen sind ebenso wenig wie die der Griechen berücksichtigt. In beiden Theilen ist in richtiger Weise das Wesentliche hervorgehoben und alles vermieden, was auf dieser Stufe unverständlich ist.

Dr. Johannes Bumüllers Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Aufl. in gänzlich neuer Bearbeitung von Dir. Dr. Simon Widmann. II. Theil: Geschichte des Mittelalters. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1896. 8°, 384 SS.

Die Bumüller'schen Lehrbücher der Weltgeschichte sind zu bekannt, als dass es nothwendig wäre, sich ausführlicher über sie auszusprechen. Das „Mittelalter" wurde von Dr. Simon Widmann stark umgearbeitet, doch ist die den Bumüller'schen Büchern ursprünglich zugrunde gelegte Anschauungsweise dieselbe geblieben, wenn auch, wie mir scheint, den Urtheilen manche Schärfe genommen ist. Dies gereicht der Neubearbeitung zum Vortheile. Director Widmann hat die neuen Forschungen berücksichtigt, die Erzählung ist fließend; auf die ausführlichen und gut ausgeführten Culturbilder ist große Sorgfalt verwendet worden. Daneben gibt es auch Abschnitte, die an Unklarheit leiden und verbessert werden müssen. Dahin gehört S. 73 die Darlegung der Verhältnisse Mährens unter Svatopluk. Dort liest man, dass Arnulf die Magyaren herbeigerufen und mit ihrer Hilfe das großmährische Reich zertrümmert habe. Auch die Darstellung der Ereignisse, die sich nach dem Aussterben der Babenberger in Österreich abspielten (S. 228), leidet an Unklarheit; die Begebenheiten sind zu sehr durcheinander geworfen. Gegenüber anderen Abschnitten ist die Geschichte der Entdeckungen, sowie die Maximilians I. etwas zu kurz gerathen. Im Jahre 1156 kann man noch nicht von einem Erzherzogthum Österreich reden (S. 143).

Lehrbuch für den erzählenden Geschichtsunterricht an höheren Schulen von Prof. Ernst Keller. 2. durchges. Aufl. Freiburg i. B., Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung 1895. 340 SS.

Ich habe in dieser Zeitschrift die erste, im Jahre 1891 erschienene Auflage von Kellers Lehrbuch angezeigt und konnte die Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung rühmend hervorheben. Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch einige wenige Kürzungen und durch Beigabe einer Übersicht der deutschen und der badischen Verfassung, sowie einer Zusammenstellung der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel, welche der Verf. benutzt hat. Da Kellers Lehrbuch an Schulen Deutschlands und insbesondere an Anstalten in Baden im Gebrauche steht, so ist die erste Beigabe jedenfalls sehr dankenswert; die Zusammenstellung

der Quellen und Hilfsmittel ist aber meiner Meinung nach überflüssig; der Lehrer, für den dieses Verzeichnis bestimmt ist, muss doch wissen, was er für den Unterricht zu benutzen hat. Und dann berührt es doch sonderbar, wenn man neben Caesar, Svetonius u. ä. Ecksteins Roman Prusias, Nero, die Claudier, und neben Procop Dahns Kampf um Rom unter den „Quellen und Hilfsmitteln“ verzeichnet findet.

Karten und Skizzen aus der außerdeutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte. Ergänzung zu den »Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte«. Zur raschen und sicheren Einprägung zusammengestellt und erläutert von Prof. Dr. Eduard Rothert. Düsseldorf, Druck u. Verlag von August Bagel; s. a.

Prof. Rothert in Düsseldorf ließ in Druck erscheinen: „Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der neueren Zeit“ (1517—1789) und in einem zweiten Hefte: „Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der letzten 100 Jahre (neueste Zeit). Im Anschlusse an diese zwei Hefte erschien eben ein drittes Heft, das Karten und Skizzen zur raschen Einprägung kriegsgeschichtlicher und anderer Verhältnisse aus der neuen Geschichte der außerdeutschen Länder bietet. Das erste Doppelblatt zeigt die Karte von Großbritannien und Irland; auf derselben wird durch Striche der Verlauf des Krieges von 1642—1646 graphisch dargestellt. Außerdem befindet sich auf diesem Blatte ein Plan der Schlacht bei Naseby, eine Stammtafel der Tudors und der Stuarts, sowie eine Skizze der englischen Geschichte in der Neuzeit bis 1702. Wer Zeit und Lust hat, sich in die Kriegsgeschichte zu vertiefen, wird derartige Karten mit Nutzen verwenden können. In solcher Weise werden auch der nordamerikanische Freiheitskrieg, Napoleons Feldzug nach Ägypten und Syrien, die Unternehmungen der Engländer und Franzosen in Ostindien, die Besitzveränderungen Frankreichs 1792—1810, Belgiens Unabhängigkeitskrieg 1830 bis 1832, der Krieg in Polen 1830—1831, der Krimkrieg, der russisch-türkische Krieg und andere Kriege und Begebenheiten zur Anschauung gebracht. Sehr lehrreich sind die Blätter 6, 12 und 13. Auf dem 6. Blatte werden die Feldzüge der Engländer und Franzosen in Portugal und Spanien, sowie der Abfall der Colonien von Spanien dargestellt. Auf dem 12. Blatte werden die afrikanischen Colonien der europäischen Mächte dargelegt, und der dazu gehörige Text handelt von der Erwerbung dieser Colonien. Das 13. Blatt veranschaulicht Russlands neueste Entwicklung und den chinesisch-japanesischen Krieg. Das letzte Blatt (Nr. 15) beschäftigt sich mit den drei Theilungen Polens.

Zur raschen Gewinnung einer Übersicht und zur Einprägung des Geschichtsstoffes scheinen derartige Karten recht dienlich zu sein.

Die Augsburger Allianz von 1686. Von Rich. Fester. München, Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung 1895. 187 SS.

Über die sogenannte Augsburger Allianz, welche 1686 zum Schutze der von Frankreich bedrohten Reichsgrenzen abgeschlossen wurde, hat zuerst H. von Zwiedineck-Südenhorst auf Grund von Archivalien gehandelt (Archiv der Wiener Akademie LXXVI. Band, S. 1 ff.). Darauf hat R. Fester in einer größeren Zahl deutscher Archive und im Staatsarchiv zu Zürich die bezüglichen Acten durchforscht und die Verhandlungen mit einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit dargelegt, welche zu dem Gegenstande insofern in keinem Verhältnisse steht, als die Allianz niemals lebensfähig geworden ist. Festers Büchlein bietet keine Lectüre für einen oberflächlichen Leser, auf den die Darstellung so langwieriger Verhandlungen trotz der frischen und nicht selten witzigen Sprache des Verf.s ermüdend wirken wird. Wenn man sich aber in die Schrift vertieft, wird man diesen Verhandlungen manches Interesse abgewinnen. Die ganze Jämmerlichkeit der Zustände im Deutschen Reiche tritt uns da entgegen. Wir werden über das Verhalten Brandenburgs, Hollands, Schwedens zum Allianzprojecte, von dem Versuche eines Bündnisses des Kurfürsten von Brandenburg mit den Eidgenossen, über die Streitigkeiten um die Elbeherzogthümer unterrichtet und erfahren von einem von Hannover ausgehenden Plane einer Änderung der deutschen Reichskriegsverfassung, wonach die Reichsarmee künftig aus neun Armeecorps bestehen sollte. — Dass Wilhelm von Oranien die eigentliche Triebfeder der Allianz gewesen, wie man mitunter geglaubt hat, davon kann nicht die Rede sein. — Im Anhange bietet der Verf. 25 Briefe und Actenstücke, darunter auch eine Instruction, welche den erwähnten Plan einer neuen Reichskriegsverfassung enthält.

Graz. F. M. Mayer.

Fleischner Ludwig, Österreichische Bürgerkunde. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. 136 SS. Preis geb. 80 kr.

In einer jüngst erschienenen Broschüre[1]) heißt es: „Aber wovon reden Männer sofort, wenn sie, obwohl einander fremd, auf kurze Zeit zusammen verkehren müssen? Allerdings auch von naturwissenschaftlichen Dingen, besonders wenn soeben eine Entdeckung gemacht ist, bald aber gleitet die Unterhaltung von selbst über zum Antrag Kanitz, zu irgend einem Streik, zum Einfluss unserer Arbeiterversicherungen auf unsere Concurrenzfähigkeit im Auslande, auf das neue bürgerliche Gesetzbuch u. dgl. m.“ Und verhält es sich bei uns mutatis mutandis nicht ebenso? Bilden

---

[1]) Friedrich G., Die höheren Schulen und die Gegenwart. Leipzig 1896, S. 4.

nicht auch bei uns die wirtschaftlichen, socialen und politischen Fragen, von deren Lösung ja ein jeder mehr oder weniger mitbetroffen wird, den Mittelpunkt der Erörterungen, denen sich die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme zuwendet? An und für sich wäre es nur erfreulich, wenn das öffentliche Leben so frisch und kräftig pulsiert, wenn die Bethätigung an demselben in immer weitere Kreise dringt und wenn alle Schichten des Volkes zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt nach Maßgabe ihrer Kräfte ihr Scherflein mit Rath und That beitragen. Allein dieses vielseitige Streben, bei dem die verschiedenartigsten Mittel in Bewegung gesetzt und voneinander weit abliegende Zwecke verfolgt werden, kann nur dann zu einem das allgemeine Wohl fördernden Gesammtergebnisse führen, wenn es den Einblick in das Wesen der menschlichen Gesellschaft und wenigstens eine elementare Kenntnis des modernen Staates und seiner wichtigsten Einrichtungen zur Voraussetzung hat: jeder Staatsbürger sollte sich über die Fragen, welche Pflichten der Staat seinen Angehörigen gegenüber zu erfüllen hat, welche Leistungen in dieser Beziehung bereits vorliegen und was man billigerweise noch weiter von ihm zu erwarten berechtigt ist, was andererseits aber auch in das Reich der frommen Wünsche gehört und wohl immer gehören wird, einigen Bescheid zu geben imstande sein. Leider ist es aber in dieser Hinsicht im großen Ganzen noch schlecht bestellt. Wie viele unterliegen nicht der Zauberformel volltönender Schlagworte, blendender Thesen und Hypothesen und leisten, „von arger Führer gift'ger Zunge irr'-geführt", ihr Lebenlang selbstsüchtigen Demagogen willige Gefolgschaft! Die mangelhafte politische Bildung ist, insbesondere in Zeiten weitverbreiteter Unzufriedenheit, der geeignete Boden, auf dem die Umsturzmänner ihre herostratischen Pläne entwerfen können; es hieße den Ernst der Lage verkennen, wenn man die Gefahren, die die menschliche Gesellschaft umdrohen, leugnen, wenn man gegenüber den sturmbewegten Tagen, denen wir entgegengehen, einfach nach Vogelstraußart die Augen schließen wollte. Hier muss vorgebeugt werden, damit nicht Trümmer den Weg bezeichnen, den die modernen Catilinarier zu gehen gedenken, hier heißt es vorsorgen, um das große Culturwerk von Jahrtausenden ungeschmälert den nachfolgenden Generationen überliefern zu können, — und der sicherste Weg hiezu und das wirksamste Mittel hiefür ist die in gebotenen Grenzen gehaltene Belehrung durch die Schule. „Das Leben wird es auf die Dauer nicht ertragen, dass die Schule ablehnend sich verhält gegen ein Gebiet, welches ihm so wichtig ist." Damit soll nicht etwa gesagt werden, dass zu den bereits vorhandenen zahlreichen Gegenständen ein neuer hinzukommen, oder dass das geräuschvolle Getriebe der Politik in die friedlichen Hallen der Lehranstalten verpflanzt werden solle, es ist auch nicht gemeint, dass den Knaben und Jünglingen ein bestimmter „Gesinnungsdrill" eingeimpft oder dass dieselben etwa gar zu zünftigen

Politikern herangebildet werden sollen, — sondern die Schule erfüllt ihre Aufgabe in dieser Beziehung schon vollauf, wenn sie sine ira et studio an gegebene Anlässe anknüpft, wenn sie die Kenntnis der Hauptzüge der Verfassung und Verwaltung unserer Monarchie vermittelt und so den Rechtsstaat wenigstens einigermaßen begreifen lehrt, wenn sie in das Verständnis der einfachsten volkswirtschaftlichen Lehren und der wichtigsten Gesetze einführt und dadurch das Interesse für diese so bedeutsamen Dinge überhaupt erst anregt, und wenn sie weiter darthut, dass eine Besserung der bestehenden Verhältnisse nur auf dem Wege friedlicher Ausgestaltung der bereits vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen möglich ist, dass aber die gleißnerischen Verheißungen der radicalen Weltverbesserer, die im Handumdrehen den besten Staat schaffen zu können erklären, nur zu welterschütternden Katastrophen führen müssten. Dabei soll der Staat nicht etwa nur immer zu der Rolle des Schuldners herabgedrückt werden, es soll auch die Reciprocität der Pflichten jedes Bürgers der Gemeinde und dem Staate gegenüber nachdrücklichst betont und dadurch der Sinn für Gesetz und Gesetzlichkeit bei der heranwachsenden Generation kräftig ausgebildet werden. Eine derartige, auf das Wesentlichste sich beschränkende, nach den einzelnen Schulkategorien selbst wieder sich verschieden gestaltende Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen wäre insbesondere bei den Schülern der höheren Altersstufen der Volks- und Bürgerschule [1]) und der an dieselben sich anschließenden Fortbildungsschulen, dann aber auch an den zahlreichen industriellen Bildungsanstalten, commerciellen Schulen, land- und forstwirtschaftlichen Lehranstalten, die ja zum Theil die Elite unserer Arbeiterschaft und deren Leiter heranzubilden berufen sind, am Platze. Prof. Dr. A. Fournier hat diesen Gegenstand in dem angedeuteten Sinne bereits im Jahre 1891 in einer Reichsrathssitzung anlässlich der Budgetdebatte in eingehender und überzeugender Weise behandelt.

Einfacher ist die Sache bei der Mittelschule, wo sich z. B. bei der Geschichte [2]) die dankbarsten Anknüpfungspunkte für derartige Betrachtungen von selbst ergeben. Das große Werk des weisen Solon war in erster Linie eine volkswirtschaftliche Reform. Die innere Zersetzung Roms, der Sturz der Republik und der schließliche Zusammenbruch dieses Weltreiches lässt sich den Schülern überhaupt nur begreiflich machen, wenn ihnen wenigstens ein theilweiser Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit gewährt und ihnen gezeigt wird, wie das auf der breiten Grundlage des Sclaventhums in Latifundien („latifundia Italiam perdiderunt." Plinius) und im fabriksmäßigen Betriebe

[1]) Vgl. Patuschka, Volkswirtschaft und Schule. Gotha 1888.

[2]) Schenk K., Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage. Leipzig 1896.

der Gewerbe arbeitende römische Großcapital der Untergang des Mittelstandes zur Folge hatte, der, da sich die herrschende Classe durchgreifenden Reformen widersetzte und sich bloß Palliativmittelchen abringen ließ, den Staat in seinen Grundfesten erschüttern musste. In nicht minder ausgiebiger Weise bieten sich dem altsprachlichen Unterrichte Gelegenheiten zu socialwissenschaftlichen Betrachtungen dar, und der schon citierte G. Friedrich wünscht geradezu, dass dieser Gesichtspunkt bei der classischen Philologie in ihrem eigensten Interesse stärker hervorgekehrt werde. Dadurch würden dem Schüler die anregendsten Ausblicke eröffnet, es würde gewissermaßen eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart geschlagen, der Schüler würde durch Quellenlectüre selbst zur Erkenntnis gelangen, dass die scheinbar so modernen Fragen unserer Zeit bereits in der antiken Welt wurzeln, — und wenn er dann im Zusammenhange damit erführe, dass schon die Geistesheroen des Alterthums, ein Aristoteles und ein Plato, [1]) die Schärfe ihres Geistes an den Problemen versucht haben, die die Gegenwart bewegen und für die trotz zahlreicher dankenswerter Leistungen die lösende Formel noch immer nicht gefunden ist, dann würde er sich vielleicht durch eigenes Nachdenken ein von der Alltagsmeinung sich wesentlich unterscheidendes Urtheil über das Alterthum und die in unseren Tagen nicht immer gewürdigte Alterthumskunde bilden. Auch sonst fehlt es nicht an geeigneten Anlässen, auf diese und ähnliche Gegenstände zurückzukommen. Man denke nur an die Vaterlandskunde. Nach dem Lehrplane ist im II. Semester der VIII. Classe „Verfassung und Verwaltung, Production und Cultur der österr.-ung. Monarchie mit Vergleichung der heimischen Verhältnisse und der anderer Staaten, namentlich der europäischen Großstaaten“ eingehend zu besprechen. Nach den Instructionen (S. 156) ist „die neuere Geschichte möglichst weit bis zur Gegenwart herabzuführen“, wobei aber nicht versäumt werden soll, „dem Schüler eine klare und richtige Vorstellung zu verschaffen von der Umgestaltung aller unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und der Beziehungen der Völker durch die allgemeine Benutzung und die stetige Vervollkommnung der Dampfmaschine, des Dampfschiffes, der Eisenbahnen und Telegraphen; denn diese Dinge greifen tiefer und weiter als jedes politische Ereignis“. Ich zweifle, ob diese Worte allseits die gebürende Beachtung finden; vor allem wäre zu wünschen, dass zunächst unsere Lehrbücher auf diese trefflichen Winke der leider nicht ganz nach Verdienst gewürdigten Instructionen genauer eingiengen, — es würde dann auch der Unterricht mehr auf dieses Gebiet, das nunmehr ein wesentlicher Bestandtheil der allgemeinen Bildung ist, hingelenkt werden. — In Preußen wurde die „Be-

---

[1]) Vgl. Wetzel, Die Bedeutung des classischen Alterthums für die Lösung der socialen Aufgaben der Gegenwart. Paderborn 1895.

lehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen“ in die neuen Lehrpläne vom 6. Januar 1892 aufgenommen, wobei allerdings nicht verkannt wird, dass die Auswahl und Behandlung des einschlägigen Stoffes „sicheren Takt und große Umsicht“ erheische.

Ich habe mit diesen einleitenden Worten etwas weiter ausholen müssen, da die Recension des vorliegenden Buches einen Gegenstand betrifft, der bei uns noch verhältnismäßig wenig in der Öffentlichkeit erörtert worden ist, der aber zweifellos in einer nicht zu fernen Zeit auf die Tagesordnung gesetzt werden wird.

Nach dem Voranstehenden kann ich Fleischners Österreichische Bürgerkunde, die sich die löbliche Aufgabe stellt, die Elemente der Verfassungs- und Gesetzeskunde und der Volkswirtschaftslehre weiteren Kreisen zugänglich zu machen, nur mit Freuden begrüßen. In 13 Capiteln werden der Staat und seine Grundlagen, Verfassung und Verwaltung, die Ministerien, der Kaiser und sein Hof, das Militärwesen, Erziehung und Unterricht, das Gerichtswesen, das Steuer- und Zollwesen, Rechte und Pflichten der Staatsbürger, das Verkehrswesen, das Erwerbs- und Gewerbewesen, die socialpolitische Gesetzgebung und schließlich Handel, Geld und Credit behandelt. Wie schon aus dieser Inhaltsangabe entnommen werden kann, sind es die wichtigsten Thatsachen des staatlichen und volkswirtschaftlichen Lebens, die hier zur Darstellung kommen. Es ist selbstverständlich, dass bei dem mäßigen Umfange des Buches diese überaus reichhaltige Materie, zu der noch weiter 15 Lesestücke hinzukommen, die das Behandelte an concreten Fällen des praktischen Lebens in elementarer Weise veranschaulichen sollen, nur in gedrängter Kürze besprochen werden kann; gleichwohl ist der Wunsch nach einer stellenweise ausführlicheren Darstellung nicht unberechtigt, und der nöthige Raum hätte sich hiefür, wenigstens zum Theile, auch gewinnen lassen, wenn bei der Auswahl des Stoffes eine strengere Sichtung vorgenommen und manches an sich wertvolle, aber in seiner Häufung nur überlastend wirkende Detail ausgeschieden worden wäre. Jeder Staatsbürger soll einen Einblick in den Staat und seine Grundlagen, seine Verfassung und Verwaltung haben; er soll das Wesen der Gemeinde und die Aufgaben der Gemeindevertretung, den Wirkungskreis der Bezirkshauptmannschaft und der Statthalterei kennen, er soll sich eine Vorstellung von der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt und deren Organen bilden können (Cap. I und II, S. 1—12), aber es ist in Anbetracht des Publicums, das das Buch zunächst im Auge hat, zu weit gegangen, wenn (S. 13—25) bei den gemeinsamen und den österreichischen Ministerien der Geschäftskreis eines jeden in seinen Einzelheiten besprochen und wenn sodann weiter bei dem Militärwesen (S. 32 bis 38) der „Einjährig-Freiwillige“ und der „Officier“ (mit Bemerkungen über den Ehrenrath, die Pensionierung, Entlassung, über Verwundungszulagen, Versorgung in Invalidenhäusern) in be-

sonderen Abschnitten (III und IV) behandelt wird. In gleicher Weise würden in dem VI. Capitel „Erziehung und Unterricht" die Abschnitte (III und IV) „Mittelschulen" und „Hochschulen" eine Kürzung recht gut vertragen. Der Mann aus dem Volke — das Buch will ja ein Volksbuch werden — dürfte z. B. kein allzu großes Interesse für die Unterscheidung von vollständigen und unvollständigen Universitäten, für die Organisation derselben, für ihren Unterrichtsbetrieb in Collegien, Seminaren und klinischen Instituten und für ihr Vorrecht der Lern- und Lehrfreiheit (S. 42) haben. Dagegen ist unser blühendes industrielles Bildungswesen, das unstreitig einen Ruhmestitel unserer Unterrichtsverwaltung bildet, und das gerade für das Volk eine besondere Bedeutung hat, mit einem kaum sieben Zeilen umfassenden Absatze (S. 45, Punkt 5) allzu stiefmütterlich behandelt. Ebenso kommt in dem Abschnitte „IV. Museen, Sammlungen und Bibliotheken" (S. 47, P. 3) mit den kurzen und allgemein gehaltenen Worten: „Auch das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien bietet eine Fülle des Sehenswerten auf den durch seinen Namen bezeichneten Gebieten" die Bedeutung dieser Hochschule des gebildeten Geschmackes und des feinen Stils und der veredelnde Einfluss, der von diesem Institute auf zahlreiche heimische Industriezweige ausgeht, durchaus nicht gebürend zum Ausdrucke. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Stellen, bei denen meiner Ansicht nach ein Zuviel oder Zuwenig vorliegt, besprechen; ich will nur kurz bemerken, dass der Verf. im allgemeinen mehr auf eine möglichst vollständige Aufzählung des einzelnen als auf eine sorgfältige Auswahl und Hervorhebung des Hauptsächlichen gesehen hat. So heißt es z. B. in dem (XIII.) Capitel über „Handel, Geld und Credit" (S. 118, P. 5): „Unter den Handelsgesellschaften, von denen das Gesetz die offene Handelsgesellschaft, die Commanditgesellschaft, die Commanditgesellschaft auf Actien, die Actiengesellschaft, die stille Gesellschaft, sowie die Vereinigung zu einzelnen Handelsgesellschaften für gemeinschaftliche Rechnung kennt, ist die offene Handelsgesellschaft, bei welcher zwei oder mehrere Personen ein Handelsgewerbe unter gemeinschaftlicher Firma betreiben oder wo bei keinem der Gesellschafter die Betheiligung auf Vermögenseinlagen beschränkt ist, die wichtigste". Ich kann mich mit einer solchen Häufung allzu reichen und durchaus nicht leichten Details in einem Buche, das für breitere Volksschichten bestimmt ist, nicht befreunden. — Einen wichtigen und interessanten Gegenstand behandelt das Capitel XII, nämlich die „socialpolitische Gesetzgebung". Dieses Gebiet ist so recht zur brennenden Frage unserer Zeit geworden; eine Reihe moderner Neuerungen zeugt von der Fürsorge des Staates für die Arbeiter, deren Los im Vergleiche mit dem früherer Zeiten vielfach ein besseres und gesicherteres geworden ist, wenn auch in dieser Beziehung in der Zukunft noch manches wird geschehen müssen.

Hier genügt es nicht, bloß eine trockene, codificatorische Zusammenstellung der bereits getroffenen Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen zu bieten, sondern es sollte doch auch der Wert und die Bedeutung dieser Schöpfungen für das Volkswohl gebürend beleuchtet werden.

Neben der Stoffülle, die eine ausführlichere Behandlung des einzelnen erschwert, möchte ich noch auf eine andere Seite des vorliegenden Buches aufmerksam machen, und diese betrifft die Sprache. Der Verf. hat die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen vielfach wörtlich in sein Buch aufgenommen, dadurch auch demselben den Charakter einer gewissen Steifheit und Gedrungenheit aufgedrückt, der bekanntlich unsern Gesetzesstil bei dem Streben, den Gegenstand in möglichst erschöpfender und zugleich knapper Form auszudrücken, charakterisiert. Sätze, wie (S. 70): „Das Verfahren kann im Stadium der Voruntersuchung durch Abfindung beendet werden, indem der wegen einer Gefällsübertretung Angeklagte unter Verzicht auf die Vertheidigung vor Beginn des ordentlichen Verhöres freiwillig den mindesten Strafbetrag erlegt“, sind wohl in einem Gesetzbuche am Platze, bieten aber in einem Werke, das für die Schule und für das Volk bestimmt ist, eine schwer verdauliche Lectüre. Auch hätte die Fasslichkeit gewonnen, wenn einzelnen technischen Ausdrücken, wie z. B. Trajectanstalt (S. 24, Punkt 1), Fassionen (S. 64, P. 5), Fiscus (S. 70, P. 5) die Verdeutschung oder eine kurze Erklärung beigefügt worden wäre.

Sonst ist wohl vom Standpunkte der sachlichen und sprachlichen Richtigkeit aus nicht viel auszustellen. Behufs Erlangung einer Subvention für einen Schulhausbau ist nicht bei der Bezirkshauptmannschaft (S. 4), sondern bei dem Bezirksschulrathe einzuschreiten. — S. 5, P. 3 wäre statt „das Kronland kann Schulden aufnehmen“, besser zu sagen „das Kr. kann Anlehen aufnehmen“. — Das zweite Aufgebot des Landsturmes umfasst nicht die Altersclassen vom 31. bis 42. (S. 34, P. 3), sondern vom 38. bis 42. Lebensjahre. — Czernowitz hat keine vollständige Universität (S. 42, P. 2); die medicinische Facultät fehlt. — S. 46, P. 8 ist von Kriegsschulen die Rede; wir haben bloß eine Kriegsschule. — S. 91: „Am liebsten hätte ich ihm den Wassereimer an den Kopf (st. über d. K.) geschüttet“. — S. 122—124 ist vom Wechsel die Rede. Da wäre es nun auch Sache eines Volksbuches, vor dem leichtsinnigen Gebaren mit Wechseln zu warnen; Wechsel sind insbesondere für den kleinen Mann ein Damoklesschwert, das leicht seine Existenz gefährden und vernichten kann. — S. 124 wird in dem IV. Abschnitte die „Postsparcasse“ und der „Checkverkehr“ besprochen; auffallenderweise werden aber die allgemeinen Sparcassen, die so segensreich wirken und gegenwärtig nicht bloß in größeren, sondern auch in zahlreichen kleineren Orten bestehen, nicht erwähnt. Ebenso vermisse ich ungerne „Raiffeisens Darlehenscassen“, die bei der bäuer-

lichen Bevölkerung immer mehr Eingang finden. — Bezüglich der Orthographie hätte das Buch einer nochmaligen genauen Durchsicht unterzogen werden sollen, seine Schreibweise steht vielfach nicht im Einklange mit der vorgeschriebenen Rechtschreibung. So findet sich: *J*edermann (S. III, 28, 29, 37), *J*emand (S. 1), *J*edem (S. 28), *A*lle (S. 8), vor *A*llem (S. 89), von *W*eitem (S. 14), im *A*llgemeinen (S. 50), vor *K*urzem (S. 88), als *L*etzter (S. 7), viel *ü*bles (S. 13), *h*underte von Ansprachen, *t*ausende von Audienzen (S. 29), ein *p*aar (S. 61), alles ... *n*öthige (S. 64), Geschichte der *n*apoleonischen Kriege (S. 36), registr*ir*te (S. VIII), concession*ir*te (S. 133), w*i*hern (S. 37), Ja*c*ob (S. 6), Advo*k*aten (S. 54), Mathias (S. IV u. 13), Joseph S. 26, 31), l*ü*derlich (S. 118), Gebü*h*renbemessungsämter (S. 133), au*ss*en (S. 28), (er) wei*ss* (S. 28), grö*ss*te (S. 29), gro*ss*en (S. 29), gegrü*ss*t (S. 66), Mü*ss*iggänger (S. 78), zu *H*ilfe kommen (S. 93), zu *H*ilfe rufen (S. 97), zu zeiten (S. 117), sich zu *N*utze machen (S. 24), zu gute kommen (S. 24), der Stadt zu gehen (S. 3, statt: der Stadt zugehen), zu einander (S. 27), von einander (S. 28), mit einander (S. 115), bezw. (S. 24), entgegen zu kommen (S. 62), einher gieng (S. 120), Bezirksschul-Inspector (S. 132), Landesschul-Inspector S. 134), Genossenschaften gewer-bliche (S. 133).

Das Buch bedarf in der Form, in der es gegenwärtig vorliegt, einer Erläuterung, wenn sein wertvoller Inhalt weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden soll. Der Verf. ist sich dessen auch bewusst, und er wendet sich deshalb in erster Linie an die Lehramtscandidaten, die dereinst seine Interpreten bei ihren Schülern werden sollen. Geht dem Buche eine mündliche Unterweisung zur Seite, dann ist es gewiss geeignet, das Verständnis für öffentliche und wirtschaftliche Fragen anzubahnen, das Interesse für dieselben zu wecken und zur weiteren Beschäftigung mit denselben anzuregen. Der Verf. würde jedoch seinem Buche eine weitere Verbreitung sichern, wenn er sich bei der nächsten Auflage desselben eine größere Stoffbeschränkung auferlegen und sich einer mehr populären Darstellung befleißen würde.

Fleischner hat mit seiner Bürgerkunde bei uns den ersten, durchaus nicht leichten Versuch gemacht, einen für das praktische Leben, aber auch für die allgemeine Bildung wichtigen Gegenstand, der sich kaum auf die Dauer von der Schwelle unserer Schulen wird fernehalten lassen, schulmäßig zu behandeln; seine Arbeit zeugt von Fleiß und Beherrschung des Stoffes, und deshalb kann sie der Beachtung der Leser dieser Zeitschrift nur empfohlen werden.

Linz. Chr. Würfl.

Elemente der Arithmetik für die mittleren und oberen Classen höherer Lehranstalten von Prof. W. Pflieger. Oberlehrer an der Oberrealschule in Straßburg i. E. Straßburg, Friedrich Bull 1896. 127 Ss.

Das vorliegende Buch, welches nach des Verf.s eigener Angabe dem Gedankengange folgt, den Prof. Dr. Simon an verschiedenen Stellen [1]) dargelegt hat, lässt schon bei oberflächlicher Durchsicht manche schätzenswerte Vorzüge erkennen: es besitzt eine klare und fließende, dabei präcise und bündige Sprache; die herkömmliche scholastische Schablone ist überall sorgfältig vermieden, und das Buch unterscheidet sich in dieser Beziehung vortheilhaft von vielen der üblichen Schulbücher. In dem Werke ist überhaupt auf Form wie auf Inhalt großer Fleiß verwendet worden, und man sieht dem Buche die Wärme an, mit der es geschrieben ist. — In sachlicher Hinsicht besteht sein größter Vorzug wohl darin, dass die Erklärung der maßgebenden Grundbegriffe (Zahlenreihe und deren Erweiterungen) mit großer Sorgfalt ausgearbeitet ist. Auffallend ist es gleichwohl, dass die Auswahl des Stoffes von der allgemein üblichen Zusammenstellung nicht unerheblich abweicht, sowie der Umstand, dass den Bedürfnissen des praktischen Rechnens in dem Werke verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit zugewendet erscheint. Dies zeigt u. a. die dürftige Behandlung des Capitels über die Potenzierung und Radicierung dekadischer Zahlen: die Cubierung solcher Zahlen und die Ausziehung der dritten Wurzel ist gänzlich unberücksichtigt geblieben, die wirklich nützlichen abgekürzten Methoden zur Quadrierung und Ausziehung der Quadratwurzel fehlen ebenfalls, und das Rationalmachen des Nenners ist bloß an einer Stelle kaum merkbar gestreift. Ähnliches gilt von der Auflösung der Gleichungen verschiedener Grade mit einer und mit mehreren Unbekannten. Auch ist der Fassungskraft eines Studierenden der Elementarmathematik stellenweise zuviel zugemuthet, wie z. B. in den Capiteln über den binomischen Lehrsatz und die Exponentialreihe, mitunter aber auch ganz unnöthigerweise und ohne dass dies durch die Schwierigkeit des behandelten Gegenstandes verschuldet würde. Dies gilt namentlich von den Existenzbeweisen für die Wurzeln linearer und quadratischer Gleichungen. Nachdem die factische Herstellung der Lösungen unter allen Umständen der beste Beweis ihrer Existenz ist, so sind die gegebenen umständlichen und für den Schüler nicht ganz leicht verständlichen Beweise vollkommen überflüssig. Und wären sie es nicht, und könnte noch ein Zweifel übrigbleiben, so würde er durch die gegebenen Entwicklungen auch nicht beseitigt werden, da diese nicht überall auf die allgemeinsten

[1]) Elemente der Arithmetik (Straßburg, R. Schultz u. Co. 1884). — Sieh auch das Baumeister'sche Werk: Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Lehranstalten. Abtheilung IX. München 1895.

Voraussetzungen gegründet sind. Andererseits wieder wäre der im Capitel „Gleichungen" fehlende Hinweis auf die Existenz von sich widersprechenden Gleichungssystemen — nämlich von solchen, die kein einziges endliches Lösungssystem besitzen — wünschenswert gewesen.

Außer einigen Druckfehlern, z. B. S. 47, Z. 13, wo es heißen soll: $\frac{536}{1000^n}$ statt $\frac{536}{1000}$, dann S. 73, Z. 8 $\sqrt[\frac{1}{x}]{a} \,.\, \sqrt[\frac{1}{y}]{a}$ statt $\sqrt[\frac{1}{x}]{a} \,.\, \sqrt[\frac{1}{y}]{b}$ und S. 73, Z. 7 v. u. $a^{x_1+x_2}$ statt $a^{x_1} + a^{x_2}$, findet sich auf S. 46, Z. 19 auch ein Flüchtigkeitsfehler sachlicher Natur. Es soll an dieser Stelle (wo von periodischen Decimalbrüchen die Rede ist) heißen: „Kehrt aber einer (nämlich Rest) wieder, so kehren auch alle folgenden Reste in ihrer früheren Reihenfolge wieder", während es im Texte statt „alle folgenden" heißt: „die übrigen".

Nicht unerwähnt darf es bleiben, dass gerade jene Stellen des Buches, welche früher als zu schwierig für den Studierenden bezeichnet wurden, häufig recht interessante Entwicklungen darbieten — interessant aber nur für denjenigen, der weit über der Materie steht und aus einem Lehrbuche der Elementarmathematik in der Regel nichts mehr zu lernen wünscht; diejenigen aber, für die das Buch doch eigentlich bestimmt ist, werden an all diesen Schönheiten kühl und gelangweilt vorübergehen.

Aus diesen Gründen wird das Pflieger'sche Buch, wie viele andere Lehrbücher, in erster Linie mehr für den Gebrauch des Lehrers als den des Schülers geeignet sein. Jener aber wird neben den in der Praxis leicht corrigierbaren Mängeln seine großen Vorzüge zu schätzen wissen.

Prossnitz (Mähren). Dr. Max Mandl.

Theorie der Abel'schen Functionen von Dr. Hermann Stahl, Professor der Mathematik in Tübingen. Leipzig, B. G. Teubner 1896. gr. 8°, X u. 354 SS.

Der Verf. hat die Absicht, in einem Lehrbuch eine Übersicht über die Riemann'sche Theorie der Abel'schen Functionen und die seither hinzugekommenen Ausführungen derselben zu geben. In dem, was unter Riemanns Theorie zu verstehen sei, besteht nun eine wesentliche Differenz zwischen dem Verf. und dem Ref. Während der erstere nämlich die algebraischen Ansätze Riemanns dafür ansieht, sieht der letztere gerade in den transcendenten Existenzsätzen den Kern von Riemanns Auffassung, weil dadurch allein in völlig allgemeiner Weise eine feste Grundlage der algebraischen Sätze geschaffen wird, seit diese Grundlagen von Schwarz und Neumann vollkommen streng bewiesen worden sind. Die Riemann-sche Theorie in diesem Sinne wird hier nicht einmal literarisch erwähnt.

Der erste Theil behandelt die algebraischen Functionen und ihre Integrale. Er hätte vielleicht an Klarheit und Präcision gewonnen durch Einführung der Begriffe „Functionselement“ und „algebraisches Gebilde“. Curve und Riemann'sche Fläche stehen unvermittelt nebeneinander. Ref. vermisst auch den Aufbau der algebraischen Functionen aus Integralen zweiter Gattung, welche den Riemann-Roch'schen Satz am klarsten wiedergibt. Auch die Weierstrass'sche Normalform hätte ausführlicher behandelt werden können. Dagegen ist die ausführliche Behandlung der algebraischen Theorie in der Form von Brill-Nötter unter gewissen Beschränkungen der Allgemeinheit dankbar anzuerkennen.

Der zweite Theil behandelt das Umkehrproblem und seine Lösung mit Hilfe der Thetafunctionen, die Haupteigenschaften der Abel'schen Functionen und die lineare Transformation der Thetafunctionen. In den Literaturangaben auf S. 270 wäre auch die Abhandlung von Aronhold (Berl. Ber. 1864) zu nennen gewesen. Ferner wäre wohl auch zu erwähnen, dass die Lösung des Umkehrproblems im Grunde von jeder Charakteristikenbeziehung frei ist.

Zur Einführung in die algebraischen Theorien von Brill und Nötter, sowie in die Verwendung der Thetafunctionen für das Umkehrproblem ist das Buch geeignet.

Vorlesungen über Algebra von Dr. Eugen Netto. Professor der Mathematik an der Universität Gießen. 1. Band. Leipzig, Teubner 1896. gr. 8°, X u. 338 SS.

Das vorliegende Werk ist ein Lehrbuch der höheren Algebra. Nach Anlage und Zweck ist es von dem kürzlich erschienenen Weber'schen Werke gänzlich verschieden. Während nämlich dort die Theorie der algebraischen Zahlkörper die Hauptsache bildet, dagegen die dazu nothwendigen Hilfsmittel von den Elementen an entwickelt werden, ist hier auf die einzelnen formalen Theorien um ihrer selbst willen eingegangen, die Elemente der Zahlentheorie und Determinantentheorie dagegen sind als bekannt angenommen. Das Buch zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die allgemeinen Begriffe, die symmetrischen Functionen sowie Resultanten und Discriminanten, der zweite die Trennung der Wurzeln und die numerische Auflösung, der dritte und letzte Abschnitt die Gleichungen zweiten, dritten und vierten Grades, sowie die Kreistheilungsgleichungen einschließlich ihrer Auflösung durch Wurzelzeichen behandelt. Im zweiten Abschnitt ist besonders die Darstellung der Newton'schen Näherungsmethode hervorzuheben, dagegen wäre zu wünschen, dass auch die Regula falsi, die Horner-sche Methode und der Gebrauch von Differenzreihen bei den vorbereitenden Rechnungen gegeben würde.

Ein Namen- und Sachregister beschließt das Buch.

Innsbruck. W. Wirtinger.

Dr. J. Fricks physikalische Technik, speciell Anleitung zur Ausführung physikalischer Demonstrationen und zur Herstellung von physikalischen Demonstrations-Apparaten mit möglichst einfachen Mitteln. 6. umgearb. u. verm. Aufl. von Dr. Otto Lehmann, Professor der Physik an der techn. Hochschule in Karlsruhe. 2. Band. Mit 1016 eingedruckten Holzstichen und 3 Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1895.

In diesem umfangreichen Bande von 1054 Seiten sind die Versuche über Elektricität, jene über strahlende Energie, sowie die zur Lehre von den optischen Instrumenten und den Lichtempfindungen und zur Lehre von den Tonempfindungen und den Musikinstrumenten in so abgerundeter und erschöpfender Darstellung angegeben, wie wir sie in keinem deutschen oder fremdländischen Buche, das denselben Gegenstand behandelt, wieder antreffen; dabei ist auf die Herstellung von physikalischen Demonstrationsapparaten mit möglichst einfachen Mitteln die gebürende Rücksicht genommen und — worin ein wesentlicher Unterschied zwischen der neuen Auflage und den früheren gelegen ist — es ist in Anbetracht der außerordentlichen Entwicklung der Elektrotechnik den elektrischen und magnetischen Messungen ein relativ breiter Raum gewidmet. Auch die theoretischen Erläuterungen finden mehr Berücksichtigung, als es in den früheren Auflagen der Fall war. Derjenige, welcher eine ausführlichere Darstellung dieses Abschnittes wünscht, beziehungsweise eine sachgemäße Erklärung der theoretischen Formeln sich zu eigen machen und die großen Fortschritte auf dem Gebiete der elektromagnetischen Lichttheorie und die neuen Forschungen auf dem theoretischen Felde der Elektrolyse kennen lernen will, wird auf das Werk desselben Autors, Prof. Dr. Otto Lehmann, „Elektricität und Licht, Einführung in die messende Elektricitätslehre und Photometrie“ verwiesen. In dem genannten Buche wird der Leser auch mehrfache Anregungen bezüglich der von Hertz angestellten und der Tesla'schen Versuche empfangen.

Dass im allgemeinen in dem vorliegenden Buche die verschiedenartigsten Methoden, eine Erscheinung zu demonstrieren, kritiklos nebeneinander gestellt sind, wobei der Verf. von der Meinung ausgeht, das ihm brauchbar Erscheinende möge jeder Lehrer nach eigenem Ermessen auswählen, kann der Ref. nur billigend hervorheben.

Die meisten der vorgeführten Experimente können mit verhältnismäßig einfachen Mitteln ausgeführt werden; immerhin ist, um den physikalischen Unterricht, der an der Mittelschule vorzugsweise experimentell sein muss, in einer Weise zu betreiben, wie er dem in dem Buche skizzierten Vortrage entspricht, eine höhere Dotation erforderlich, als sie derzeit den Mittelschulen beschieden ist, andererseits wird mit gutem Rechte zu fordern sein, dass die Mittelschulen die erforderlichen Behelfe besitzen, um die meisten Experi-

mente objectiv darstellen zu können. In den meisten Partien, die das Buch enthält, scheint dieser Umstand vorausgesetzt zu sein. Auf eine vollständige Anleitung zur Ausführung der Experimente hat der Bearbeiter in dem vorliegenden Buche verzichtet, da er der ganz richtigen Ansicht ist, dass ein erfolgreicher Experimentalvortrag keine Schablonenarbeit, sondern ein Kunstwerk sein soll, welches wie jedes andere lange und mühevolle Vorstudien erfordert und sorgfältige Berücksichtigung aller in Betracht kommenden psychologischen Momente und technischen Möglichkeiten erheischt.

Wenn wir die neue Bearbeitung der physikalischen Technik von Frick mit den früheren Auflagen vergleichen, so müssen wir gestehen, dass diese Auflagen durch die vorliegende formell und sachlich weit überholt sind, so dass der alte Frick — wie wir ihn kurz bezeichnen können — in der vorliegenden Form nicht mehr zu erkennen ist.

Besonders hervorzuheben wäre der ausführliche, ganz umgearbeitete Abschnitt über Elektrisiermaschinen (besondere Hervorhebung des Multiplicationsprincipes bei den Influenzmaschinen), ferner die Versuche über die chemische Wirkung der Elektricität, über den Magnetismus und Elektromagnetismus, in welch letzterem Abschnitte der mannigfaltigen elektromagnetischen Apparate gedacht wird; unter den Galvanometern sind auch die Stromwagen berücksichtigt. Die Wirkungen der Dynamomaschinen werden unter den Versuchen über die Induction erläutert. Als einen mehr der Theorie gewidmeten Abschnitt müssen wir den bezeichnen, der mit „Versuche über elektrische und magnetische Größen“ überschrieben ist. Die Theorie der magnetischen und elektrischen Messinstrumente findet in diesem Abschnitte ebenfalls eine sachgemäße Erläuterung. Mehrfach werden die elektrischen, hydrostatischen und hydrodynamischen Analogien herangezogen, um die Erklärung einfacher zu gestalten. Auch dem elektrotechnischen Detail wird Aufmerksamkeit zugewendet. So finden wir wichtige Bemerkungen über die Dynamomaschinen, über elektrische Kraftübertragung, über Wechselströme und Wechselstromleitungen, über die Transformatoren, über den Drehstrom. In den Auseinandersetzungen der Versuche über den Durchgang der Elektricität durch schlechte Leiter sind die Versuche von Hertz beschrieben. Diese Darstellung der Eigenschaften der elektrischen Wellen gehört zu den anziehendsten, die wir in dem Buche antreffen. Ebenso wird der gesammte Abschnitt „Versuche über strahlende Energie“, in dem ein bemerkenswerter Übergang von der Elektricitätslehre zur Optik vollzogen wird, wohl zu den besten Darstellungen dieses Gegenstandes gerechnet werden müssen. Die Erscheinungen der Kathodenstrahlen und deren Wirkungen, ebenso jene der elektrischen Strahlen im allgemeinen werden mit den Strahlen gewöhnlichen Lichtes in Parallelismus gesetzt und dieselbe Giltigkeit der Gesetze erwiesen. — In den Versuchen zur Lehre von den optischen Instrumenten und

den Lichtempfindungen werden speciell die Versuche über das Sehen, über optische Täuschungen, jene mit dem Fernrohre und dem Mikroskope in Ausführlichkeit angegeben und dabei wird unter anderem auch der Beobachtung der Interferenz- und Beugungserscheinungen, der Phänomene der Polarisation, der Interferenz polarisierten Lichtes gedacht. Auch die Handhabung der auf Reflexion und Brechung des Lichtes beruhenden Instrumente wird aus den Erörterungen dieses Abschnittes gelernt werden können. Der letzte Theil des gehaltvollen Buches ist der Erörterung der Versuche zur Lehre von den Tonempfindungen und den Musikinstrumenten gewidmet. Erwähnenswert sind in diesem Abschnitte die Betrachtungen über die objective Darstellung von Schwingungsfiguren, über die verschiedenen Formen der Telephone und Mikrophone, die Versuche mit den sensitiven Flammen, ferner die Erläuterung der Vorrichtungen zur Analyse des Schalles und zur Wiedergabe und Übertragung desselben. Es konnte nur sachgemäß befunden werden, wenn der Verf. die Lehre vom Schall und jene vom Lichte jener der Elektricität hintanstellt, da mehrfache Errungenschaften der letzteren — sei es, dass sie theoretischer, sei es experimenteller Art sind — in den beiden erstgenannten Partien gebraucht werden. Für den Physiker belangreich, insbesondere für jenen, der nicht musikkundig ist, ist der Schlussabschnitt, der von der Harmonielehre handelt. Die experimentellen Forschungen, welche sich für Schulversuche eignen und während des Druckes des ersten und zweiten Bandes der Frick-Lehmann'schen physikalischen Technik bekannt gemacht wurden, hat der Verf. in zwei Nachträgen gesammelt.

Zusammenfassend kann man wohl mit gutem Rechte behaupten, dass wir in der nunmehr bearbeiteten und erweiterten Frick'schen physikalischen Technik einen Behelf für den physikalischen Unterricht besitzen, wie er kaum anders gedacht werden konnte. Das Buch trägt allen Forderungen, auch den rigorosesten, die von dem praktischen Physiker gestellt werden können, in vollstem Maße Rechnung und soll in keinem physikalischen Laboratorium fehlen, da es bei Veranstaltung von Schulexperimenten sich unentbehrlich erweisen wird. Die Ausstattung des Buches ist die denkbar schönste, die wir jemals getroffen haben.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

G. Hempel und K. Wilhelm, Die Bäume und Sträucher des Waldes in botanischer und forstwissenschaftlicher Beziehung geschildert. 12.—15. Lieferung. 9 Farbentafeln. Wien u. Olmütz, E. Hölzel 1896/7.

Von dem wiederholt an dieser Stelle in anerkennendster Weise besprochenen Werke wurde mit der 15. Lieferung der 1. Theil

des II. Bandes, enthaltend die Kätzchen tragenden Laubhölzer *(Cupuliferae* und *Salicaceae)* und wallnussartigen Gewächse *(Juglandaceae)* fertiggestellt. Die naturgetreuen, künstlerisch schönen Abbildungen, welche, wir betonen es neuerdings, zu den besten und formvollendetsten gehören, die wir überhaupt kennen, sind damit auf die Zahl 36 gestiegen, wobei schon jetzt einige Tafeln aus der 2. Abtheilung des II. Bandes, Ulmen, Linden, Ahornarten darstellend, noch beigeheftet wurden. Sie bieten ob ihrer Größe und ihrer künstlerischen Ausführung ein durch nichts anderes überbotenes Demonstrationsmateriale für den Unterricht.

In textlicher Beziehung erwähnen wir neuerdings die großen Vortheile, welche dieses Werk durch die Einbeziehung der bosnisch-hercegovinischen Gehölze für den Fachmann — sei er Botaniker oder Forstmann — bietet. Sind darin doch viele Arten, wie z. B. die Dalmatiner- und Hercegoviner-Eichen, zum erstenmale näher besprochen und formvollendet abgebildet. Auch die in forstlicher Beziehung volle Aufmerksamkeit verdienenden, nordamerikanischen Gehölze, für welche bisher gute Beschreibungen und Abbildungen nicht so leicht zugänglich waren, da sie nur in fast unerschwinglich theueren Werken, wie z. B. in Sargents „*Sylva of North America*" geboten wurden, sind in dem vorliegenden verdienstvollen Werke erschöpfend beschrieben und wenigstens durch zahlreiche, correcte und klare Textillustrationen dargestellt. Für die gediegene Behandlung des Stoffes vom forstwissenschaftlichen Standpunkte bürgen die beiden bekannten Verfasser.

Dr. K. Schumann und Dr. E. Gilg, Das Pflanzenreich. Hausschatz des Wissens, Abth. V (Band 7). Neudamm, J. Neumann 1896. gr. 8°, 858 SS., 6 Farbentafeln, 480 Textfiguren. Preis geh. 6 Mk., elegant geb. 7 Mk. 50 Pf.

Man darf es getrost aussprechen, dass es an einem guten Buche bisher gebrach, welches den heutigen Stand unserer Kenntnisse auf dem Gebiete des Pflanzenreiches volksthümlich, aber im wesentlichen auch erschöpfend behandelt. Kerners Pflanzenleben, das durch seine glänzende Ausstattung im ersten Momente besticht, kann von dem Fehler nicht freigesprochen werden, dass es der wissenschaftlichen Forschung nicht objectiv gegenüberstand, vieles absichtlich verschwieg und sogar vielfache Gebiete der wissenschaftlichen Forschung arg vernachlässigte, wie z. B. die Entwicklungsgeschichte, die hochinteressanten Pflanzen des Plankton, die Peridineen und andere Kryptogamengruppen, ferner, dass es auch in der Systematik der Pflanzen einen von keinem anderen Forscher bisher acceptierten Standpunkt einnimmt.

Das vorliegende, verdienstvolle Werk aus der Hand zweier bekannter Botaniker füllt zum Theil die Lücke, welche Kerners Werk in der für weitere Kreise bestimmten botanischen Literatur, namentlich in Bezug auf die systematische Behandlung des Pflanzen-

reiches und der damit innigst verbundenen Besprechung der Nutzpflanzen offengelassen hat, in zweckentsprechender Weise aus. Es gibt uns nach einer knappen Geschichte der Pflanzenkunde als Wissenschaft einen kurzen Überblick über die wichtigsten Lebensfunctionen der Pflanzen, um sodann zur Systematik überzugehen. Hiebei sei sofort hervorgehoben die präcise, mit sehr instructiven und sorgfältig ausgewählten Textfiguren ausgestattete, vortreffliche Behandlung der Kryptogamen aus der Hand Dr. Gilgs, wie sie bündiger und klarer in dem engen Rahmen von über 200 Seiten kaum vorher geleistet worden ist. Dagegen tritt die Behandlung der Phanerogamen von Seite Prof.s Schumann stark zurück. Offenbar hat der Verf. aus Furcht vor dem Anschwellen seines Theiles seiner Feder allzugroßen Zwang auferlegt. Demnach ist die allgemeine Biologie viel zu kurz ausgefallen, der allgemeine Blütenbau, Frucht, Same und namentlich die Entwicklungsgeschichte des letzteren sind geradezu flüchtig behandelt. Der Ausfall einiger minder gelungener Vollbilder (insbesondere Pflanzentotalbilder) hätte für eine entsprechendere Behandlung dieser wichtigen Capitel genügend Platz geschaffen. Hingegen anerkennen wir die Bedeutung des systematischen Theiles als ein gutes Nachschlagebuch für das allgemeine Publicum, welches sich bekanntlich nicht nur für schönblühende Gewächse interessiert, sondern sich immer gern über nutzbringende Pflanzen informieren will. Die sechs Farbentafeln, darstellend: Speise- und giftige Pilze, Orchideen, Zierblumen, Obst- und Colonialpflanzen, stehen zwar nicht auf der Höhe vollkommener Kunstleistungen, bilden aber neben den sehr zahlreichen, oft aus bekannten Werken entnommenen Textfiguren immerhin eine Zierde des Buches. In Bezug auf die Behandlung der Kryptogamen und des systematischen Theiles der Phanerogamen kann somit das geschmackvoll sich repräsentierende und dabei billige Buch mit gutem Rechte bestens empfohlen werden.

B. Landsberg, Hilfs- und Übungsbuch für den botanischen Unterricht an höheren Schulen und Seminarien. Leipzig, Teubner 1896. 8°, 508 SS.

Dem Verf. ist man schon für manches Buch dankbar, welches die Jugend für die Naturbeobachtung, die Lehrerschaft aber für einen belebenden naturwissenschaftlichen Unterricht zu gewinnen sucht. Im vorliegenden Werke schafft der Verf. nun ein neues Hilfsbuch für Lehrer der Botanik an höheren Schulen, welches im Geiste des im Jahre 1891 erlassenen preußischen Lehrplanes verfasst wurde, welcher bekanntlich die Einschränkung der Morphologie, eine größere Berücksichtigung und Betonung der Biologie und die Concentration der Disciplinen als leitenden Gesichtspunkt des naturwissenschaftlichen Unterrichtes hinstellt. Der Verf. hat sich dabei mit sehr großer Mühe der schwierigen Aufgabe unterzogen, auch für den 3. und 4. Curs einen Behelf auszuarbeiten,

der unseres Wissens noch nicht vorlag. Wir finden in der That mannigfache und nützliche Winke ertheilt, aber unseres Erachtens eine viel zu weitläufige Behandlung, die unmöglich im Wege eines normalen Unterrichtes bemeistert werden kann. Ungern wird auch der Lehrende in einem von anderem Geiste beseelten Hilfsbuche die Beantwortung der gestellten Fragen in dem vom Verf. gewünschten Sinne vermissen, ebenso kaum der erklärenden Zeichnungen entbehren können. Es wird ferner dem Schüler recht schwer fallen, dem noch so anregenden Unterrichte mit vollem Verständnisse folgen zu können, wenn dem Hilfsbuche für Lehrer nicht auch ein darnach ausgearbeitetes Schulbuch als Pendant gegenübersteht. Beobachtungen von Schülern zu verlangen, die nicht im Lehrzimmer selbst gemacht werden können, z. B. §. 1, Absatz 20: „Beobachte, wie sich die Blüten eines Tulpenbeetes vor einem heranziehenden Regen und am Abend benehmen!" §. 2, Absatz 4: „Vergleiche die Knollen des Scharbockskrautes im Frühjahre und im Spätsommer!", und andere zum Theile schwierige „Beobachtungsaufgaben" in freier Natur schießen wohl schon über das zu erreichende Lehrziel hinaus. Hat das Werk demnach sein Verdienst, so weist es auch, wie es bei der Durchführung einer neuen schwierigen Aufgabe nur zu erklärlich ist, Fehler auf, die wohl erst der praktische Gebrauch desselben aufdecken und entfernen wird.

Dr. O. Wünsche, Die verbreitetsten Pflanzen Deutschlands. Ein Übungsbuch für den naturwissenschaftlichen Unterricht. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1896. kl. 8⁰, VI u. 272 SS. Preis in Lwd. geb. 2 Mk. 40 Pf.

Rasch ist der 1. Auflage die vorliegende 2. gefolgt — ein Beweis, dass Wünsches floristische Arbeiten trotz ihrer Einschränkung dem naturwissenschaftlichen Unterrichte an den sechs deutschen Mittelschulen vollkommen entsprechen. Für österreichische Schulen, wo sich der naturwissenschaftliche Unterricht in sehr beschränkten Bahnen bewegt, würde Wünsches Übungsbuch viel zu weitläufig sein.

Wien. Dr. G. v. Beck.

Weishaupt Heinrich, Das Ganze des Linearzeichnens für Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Selbstunterrichte. Vier Abtheilungen mit 132 Tafeln nebst erläuterndem Text. I. Geometrische Zeichnenlehre, II. Geometrische Projectionslehre, III. Geometrische Schattenconstruction, IV. Axonometrie und Perspective. Leipzig, Hermann Zieger 1896.

Obiges Werk erfreut sich schon seit Jahren eines wohlverdienten guten Rufes. Gegenwärtig liegt die II. Abtheilung „Geometrische Projectionslehre", 1. Stufe, in 4. Auflage vor. Sie ist von Dr. Max Richter, Oberlehrer an der 1. Realschule in Leipzig, mit Geschick neu bearbeitet und verbessert worden.

Namentlich gilt dies von dem Textbuche (8, VI, 91 SS. mit 11 Figuren), welches durchgehends neu entworfen wurde und den heutigen Anforderungen der Wissenschaft sehr gut entspricht. Die Entwicklungen sind einfach und präcis, die Sprache klar, leicht verständlich und correct. Lobenswert ist insbesondere das Streben des Verf.s seine Lehrmethode von langathmigen stereometrischen Einleitungen frei zu halten und das erforderliche Hilfsmateriale an Ort und Stelle in zweckdienlicher Form herbeizuschaffen und sodann zum organischen Aufbau zu benutzen.

Der Atlas (Qu.-Fol., 142 Figuren auf 30 Tafeln) unterstützt mit seinen sauberen und deutlichen Darstellungen das Verständnis des Textes auf das Beste. Das Ziel der Autoren Weishaupt und Richter, den Schüler mittelst einfacher Motive möglichst tief in das Gebiet der darstellenden Geometrie einzuführen und dabei dessen praktische Ausbildung zu fördern, ist bei fachmännischer Benutzung des Werkes sicher erreichbar. Letzterer Umstand ist umso gewichtiger, als sich derzeit im Deutschen Reiche das Bedürfnis nach Einführung der Projectionslehre an den Mittelschulen Bahn bricht.

Transformationen der Bildebene, Lagenveränderungen der Objecte, Schnitte von Flächen, Körperdurchdringungen, Netzconstructionen und Schattierungsmanieren sind passend gewählt und bieten eine treffliche Vorschule für alle Künste und Gewerbe, welche die Darstellung der Idee im Stoffe zur Aufgabe haben. Auf technische Details einzelner Gewerbe kann sich jedoch die Schulgeometrie ebensowenig einlassen, wie der Sprachunterricht auf Fachausdrücke im engeren Sinne, zumal beide Disciplinen nur die Fundamente für spätere Specialstudien zu legen haben.

Neben den orthogonalen Abbildungen von Raumformen sind auch die parallelperspectivischen Darstellungen in ausreichender Weise gepflegt worden, welche vermöge ihrer Anschaulichkeit oft das Modell zu ersetzen vermögen. Zu beanständen ist nur, dass bei der Cavalierperspective mehrfach Kreise in Verwendung kommen, woselbst elliptische Kreisbilder am Platze sind.

Die typographische Bezeichnung der Originale und Bilder ist, wie in den meisten Werken über darstellende Geometrie, leider nicht im Einklange mit der mathematischen Unterscheidung von Punkten, Strecken, Winkeln u. s. f. Vielleicht geht in Zukunft der fromme Wunsch nach Einheitlichkeit der Symbolik in Erfüllung.

Der soeben besprochenen Abtheilung „Glück auf den Weg!“ zurufend, sieht der Ref. den noch ausständigen Theilen des vorzüglichen Werkes mit Interesse entgegen.

Wien. Adalbert Breuer.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Biegungsarten der deutschen Hauptwörter.

Die folgenden Zeilen fußen auf der vortrefflichen Abhandlung P. Koglers: »Die starke Abänderung der Hauptwörter« (Progr. d. fürsterzb. Gymn. am Collegium Borromäum zu Salzburg 1894/5) und möchten für die Aufnahme der Kogler'schen Regeln in die geläufigen Lehrbücher der deutschen Sprache eine Lanze brechen.

An drei Wunden kranken die verbreitetsten deutschen Sprachlehren: Sprachmengerei, schlechte Rechtschreibung, Mangel an vollständiger Übersicht in einzelnen Abschnitten. In einer für Gymnasien bestimmten deutschen Grammatik kann man die Aufnahme fremder termini technici noch entschuldbar finden. Dass aber auch die deutschen Sprachlehren der Lehrerinnenbildungsanstalten, Bürgerschulen, ja sogar der Volksschulen eine Musterkarte an Sprachgemisch bieten, ist unbegreiflich. Welch ein »Kunststück von Regellosigkeit und Schwierigkeiten« ist weiters unsere Rechtschreibung! Man lese einmal die gediegene Arbeit von F. Wania: »Zur deutschen Rechtschreibung« (Progr. d. Landes-Unter- u. Comm.-Obergymn. in Mähr.-Schönberg 1895).

Die zwei ersten der erwähnten wunden Stellen werden von K. nur leichthin in der Einleitung berührt, den dritten Fehler der meisten deutschen Sprachlehren aber, mangelhafte Übersicht, beleuchtet er eingehender durch eine besondere Behandlung der »Abänderung[1]) der Hauptwörter«.

Willomitzer stellt über die schwache Declination folgende Regel auf: »Substantiva, welche den Gen. Sing. und Nom. Pl. auf n oder en bilden, gehen nach der schwachen Declination.« Durch den Ausdruck »en oder n« wird also auf eine Unterabtheilung Rücksicht genommen. Die in der Mehrzahl auf en oder n ausgehenden weiblichen Hauptwörter können hier nicht mitgerechnet werden, weil sie im 2. Falle der Einzahl nicht auch en oder n haben; sie werden von Willomitzer, wie in den

---

[1]) Eine Folge der Sprachmengerei ist auch die schwankende Bezeichnung für Declination: die einen reden von »Beugung«, andere von »Biegung«, andere von »Fallbiegung« oder »Abänderung«.

meisten Sprachlehren, zur gemischten Abänderung geschoben nach folgender unglücklichen Regel: »Substantiva, welche den Singular oder einzelne Casus des Singulars nach der starken Declination, den Plural nach der schwachen bilden, gehören zur gemischten Declination.« Gerade einige Zeilen vorher hat man bei der Erklärung der starken Declination gelesen, dass das Kennzeichen für die Abänderung bloß im 2. Falle der Einzahl sei, jetzt ist aber auf einmal von »einzelnen Casus des Singulars« die Rede. In obige Regel ist eben zuviel »zusammengeschachtelt, was sich miteinander nicht verträgt«. Als Folge dieser unglücklichen Fassung ergibt sich die für Gymnasialschüler wenig übersichtliche Darstellung der starken Abänderung §§. 15—18 (A: starke Declination der Masculina und Neutra, 1. erste Abart der starken Declination der Masculina und Neutra mit drei Unterpunkten; 2. zweite Abart der starken Declination der Masculina und Neutra mit drei Unterpunkten und einer Anmerkung. B: starke Declination der Feminina).

Demgegenüber stellt K. bessere Hauptregeln auf und ermöglicht eine klarere Übersicht über alle Formen der Abänderung. Die neue Regel über die Abänderung starker Hauptwörter lautet nach Kogler: »Jene Hauptwörter, welche im 1. Falle der Mehrzahl als Endung neues e oder neues er annehmen oder keinen neuen Zuwachs gegen den 1. Fall der Einzahl bekommen, gehen nach der starken Abänderung; zugleich haben sämmtliche hieher gehörigen Hauptwörter mit Ausnahme der weiblichen, welche in der Einzahl überhaupt keine Endung annehmen, im 2. Falle der Einzahl neues es oder neues s.«

Zunächst würde sich etwa folgende kürzere Fassung dieser Regel empfehlen: »Zur starken Abänderung gehören jene Hauptwörter, welche im 1. Falle der Mehrzahl e oder er oder gar keine Endung annehmen. Zusatz: Substantiva, die nur im Singular gebräuchlich sind, gehören zur starken Declination, wenn sie im 2. Falle der Einzahl es oder s erhalten, z. B. Gehorsam, Neid, Sand, Schnee.«

Der Gewinn der Kogler'schen, von mir nur kürzer gefassten Regel besteht darin, dass man die Einzahl bei Beurtheilung der starken Abänderung mit Ausnahme der Singularia tantum ganz unberücksichtigt lässt. Ein weibliches Substantiv also, wie z. B. Frau, das im Sing. keine Endung annimmt, soll auch nach dem Singular zu keiner Declination gezählt werden. Bei weiblichen Hauptwörtern hingegen, die nur in der Einzahl vorkommen, im 2. Falle aber keine Endung annehmen, bestimme man die Abänderung nach der vorhandenen Mehrzahl stammverwandter Hauptwörter; z. B. 'die Zukunft' biegt stark wegen 'Einkünfte'; umgekehrt entscheide man bei den Pluralia tantum die Art der Abänderung durch Zurückführung auf einen stammverwandten Singular; z. B. zu 'Trümme*r*' vgl. 'Trumm', also starke Declination, zu 'Eltern' vgl. 'alt, ältere, die Älter*en*', also schwache Declination. Überflüssig erscheint mir in Koglers Regel das Wörtchen 'neues'; denn weist bereits der Nom. Sing. e oder er auf, so haben wir es eben mit einem Substantiv zu thun, das im Nom. Pl. »keinen Zuwachs« erhält.

Für die schwache Declination stellt K. folgende Fassung der Regel auf: »Jene Hauptwörter, welche im 1. Falle der Mehrzahl neues n oder

en annehmen, gehen nach der schwachen Abänderung. Die hieher gehörigen Hauptwörter des männlichen Geschlechtes erhalten dieses n oder en schon im 2. Falle Einzahl und behalten es auch im 3. und 4. Falle der Einzahl, die des weiblichen Geschlechtes haben in der Einzahl überhaupt keine Veränderung; Hauptwörter des sächlichen Geschlechtes dieser Abänderung kommen nicht vor.« Ich schlage folgende Kürzung vor: »Zur schwachen Declination gehören diejenigen Hauptwörter, welche im 1. Falle der Mehrzahl n oder en annehmen; kein Hauptwort sächlichen Geschlechtes gehört zu dieser Declination.«

Auch in der 2. Regel hätte K. das Wort »neues« auslassen können. Denn bei einem Substantivum wie 'Garten' oder 'Brunnen' hat der Schüler sofort den 1. Fall der Mehrzahl zu bilden; er findet, dass beide Substantiva keinen Zuwachs an Endung erhalten, und weist sie daher richtig der starken Declination zu. Nach Koglers richtiger Regel gehören weibliche Hauptwörter, die bisher in die gemischte Declination aufgenommen wurden, zur schwachen; z. B. 'Frau' nimmt im Singular gar keine Endungen an; es soll daher auch nicht behauptet werden, dass es im Singular zu irgendeiner Abänderung (zur starken) gehöre, vielmehr hat bei diesem Worte, wie überhaupt bei derartigen weiblichen Hauptwörtern, nur die Bildung der Mehrzahl in die Wagschale zu fallen.

Die 3. Regel lautet nach Kogler: »Hauptwörter, welche im 1. Falle der Mehrzahl neues n oder en, im 2. Falle der Einzahl aber s oder es annehmen, gehören zur gemischten Abänderung. Sie sind gleichsam eine Mischung der beiden Grundarten.« Man sage kürzer: Zur gemischten Declination gehören Hauptwörter, die im 1. Falle der Mehrzahl n oder en und zugleich im 2. Falle der Einzahl s oder es annehmen; z. B. Strahl, Strahlen, Strahles. Die Hauptwörter: 'Fels, Friede, Funke, Gedanke, Glaube, Haufe, Name, Same, Schade, Wille' weisen nicht bloß in der Umgangssprache, sondern auch in der Schriftsprache die Form auf n bereits im Nom. Sing. auf (Felsen, Frieden, Schaden usw.), sie nehmen also im Plural eigentlich keine neue Endung an, gehören somit zur starken Declination. Das bereits im Gen. Sing. dieser Wörter erscheinende n spricht auch schon für das ursprüngliche n im Nom. Sing. Eine Ausnahmsstellung nimmt 'Herz' ein. Der Genetiv 'Herzens' entspricht der ältesten deutschen Form 'hairtins', es hatte also ursprünglich auch n im Nom. Sing. und muss somit wie 'Wille' usw. zur starken Declination gerechnet werden. Für die gemischte Declination bleiben somit die männlichen Hauptwörter: Dorn, Gevatter, Vetter, Lorbeer, Muskel, Mast, Pantoffel, Schmerz, See, Sporn, Staat, Stachel, Strahl, Zins. Bei den Substantiven 'Bauer' und 'Nachbar' schwankt die Declination; sie kann schwach oder gemischt sein. Sächliche Substantiva der gemischten Declination sind nur: Auge, Bett, Ende, Hemd, Ohr.

S. 10—14 gibt K. eine vollständige Darstellung der starken Abänderung der Hauptwörter nach drei Hauptgruppen mit Arten und Unterarten. So richtig dieselbe ist, wird sie in der Schule nicht in gleicher Ausdehnung durchgenommen werden können; wohl aber wird das gesammelte Material als Übungsstoff gut benützt werden können. Für die Schule scheinen mir die drei Hauptregeln vollkommen zu genügen und

zwar in der Darstellung Koglers unter Benützung der von mir vorgeschlagenen Kürzung. Ich führe sie zum Schlusse im Zusammenhange an:

I. Zur starken Declination gehören jene Substantiva, welche im Nom. Pl. e oder er oder gar keine Endung annehmen, z. B. Brief, Bild, Brunnen.

Zusatz: *a*) Substantiva, die nur im Singular gebräuchlich sind, gehen nach der starken Declination, wenn sie im Gen. Sing. s oder es erhalten (z. B. Gehorsam, Neid) oder wenn ein stammverwandtes Substantiv den Plural nach der starken Declination bildet, z. B. Zukunft — Einkünft*e*.

b) Die Substantiva: Fels, Friede, Funke, Gedanke, Glaube, Haufe, Name, Same, Schade, Wille haben auch die Nebenform auf n (Felsen, Schaden usw.). Sie nehmen also im Plural eigentlich keine neue Endung an und fallen somit unter die starke Declination. Auch das Substantiv 'Herz' biegt stark (vgl. Herz*ens* — Fels*ens*).

II. Zur schwachen Declination gehören jene Substantiva, welche im Nom. Pl. n oder en annehmen. Kein Substantivum sächlichen Geschlechtes gehört zur schwachen Declination. Beispiele: Mensch, Knabe, Frau usw.

Zusatz: Substantiva auf n, die nur im Plural vorkommen, führe man auf einen stammverwandten Singular zurück, z. B. die Eltern = die Älteren, Pl. von älter; wie 'die Älteren' wegen der Endung n zur schwachen Declination gehört, ebenso ist es bei 'Eltern' der Fall.

III. Zur gemischten Declination gehören jene Substantiva, welche im Nom. Pl. n oder en und zugleich im Gen. Sing. s oder es annehmen, z. B. Strahl, Auge, Staat.[1])

Eger. Dr. J. Simon.

Der deutsche Unterricht und die philosophische Propädeutik

von Dr. Gustav Wendt, Geheimrath und Director des Großherz. Gymnasiums in Karlsruhe. (Sonderabdruck aus Baumeisters »Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre«.) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1896. Preis 3 Mk.

Wenn der Verf. der Didaktik des deutschen Unterrichtes an die Spitze seines kurzen Vorwortes die Ansicht stellt, »dass die Richtung, in der sich seit einer Reihe von Jahren gewisse Reformbestrebungen bewegen, dem Lehrgegenstande, um den es sich handelt, neben mancher dankenswerten Anregung doch auch ernste Gefahren gebracht hat, weil hier durch eine unverkennbare Übertreibung der daran geknüpften Forderungen und Erwartungen das Bessere, wie so oft, zum Feinde des Guten zu werden droht«, und wenn er am Schlusse seiner dem deutschen Unterrichte gewidmeten Auseinandersetzungen (S. 133) noch einmal auf

---

[1]) Dieser Aufsatz war im Herbste des vorigen Jahres der Redaction zugesendet worden. Mit der unterdessen im Maihefte dieser Zeitschrift (S. 466) erschienenen Recension Burghausers treffen einige meiner Bemerkungen zusammen, was nur für die Berechtigung derselben sprechen kann.

die nirgends verleugnete Absicht hinweist, „diesem Lehrfache eine Verstiegenheit und Übertreibung fern zu halten, die ihm selbst kein Heil, wohl aber ihm und unserem gesammten Schulwesen ernsten Schaden bringen kann"; so sind hiemit die Wege und Ziele dieser Didaktik kurz und bündig gewiesen: wir haben eine deutsche Unterrichtslehre vor uns, welche auf reicher und reifer Erfahrung sowie auf einer umfangreichen und beherrschenden Literaturkenntnis beruht und sich das Ziel steckt, diesem Unterrichtsgegenstande auf Grund der bestehenden Lehrpläne und des diesem Lehrgegenstande zugewiesenen Stundenausmaßes, zunächst wohl des Gymnasiums, daneben aber auch der Realschulen, seine Stellung als einem wichtigen Concentrationspunkte der gesammten humanistischen Bildung zu sichern und denselben zu einem der wirksamsten Mittel der sittlichen und der nationalen Erziehung zu gestalten.

Wenn der hochverdiente, im Schulamte durch hervorragende Thätigkeit langjährig bewährte Verf. von „unserem gesammten Schulwesen" spricht, so hat er dabei das höhere Schulwesen des Deutschen Reiches, vor allem das des Hauptstaates, im Auge; von österreichischen Verhältnissen spricht er, obwohl er unseren Organisations-Entwurf und die Instructionen von 1884 kennt und auch einigemale österreichische Veröffentlichungen erwähnt (S. 106, 118 Anm., 138, 144 Anm., 147 Anm.), doch nur wenig, am meisten in dem der philosophischen Propädeutik gewidmeten Abschnitte; gleichwohl verdient seine Didaktik auch von den Vertretern des deutschen Unterrichtes an den höheren Schulen Österreichs gelesen und eifrig studiert zu werden: der erfahrene Lehrer wird in derselben mit freudiger Genugthuung eine mittelbare Rechtfertigung unseres durch die Instructionen vom J. 1884 vorgezeichneten Unterrichtsganges im großen und ganzen erkennen, und der Anfänger wird aus Wendts Buche reiche Anregung und sicher führende Belehrung schöpfen.

Weise ich noch hin auf die Wärme des Tones des für seinen Gegenstand und dessen Aufgaben begeisterten Schulmannes, auf den angenehmen, leicht lesbaren Stil, den stellenweise hervorbrechenden köstlichen und doch nie verletzenden Humor, den freudigen Kampfmuth gegen jede Art von Pedantismus, Scheinwissen und Dünkel, endlich die liebenswürdige Bescheidenheit des Verf.s: so habe ich zwar die Vorzüge dieses Buches noch nicht erschöpft, aber doch hoffentlich den Lesern dieser Zeitschrift und insbesondere den Vertretern des deutschen Unterrichtes und der philosophischen Propädeutik an unseren Gymnasien die Begierde erhöht, sich mit Wendts Didaktik recht bald und recht gründlich bekannt zu machen.

Die Didaktik gliedert sich in eine Einleitung und sechs Hauptstücke: I. Aus der Geschichte des deutschen Unterrichts, II. Die deutsche Grammatik, III. Der Lesestoff, IV. Die Literaturgeschichte auf der Schule, V. Aufsätze und mündliche Vorträge, VI. Die philosophische Propädeutik.

In der Einleitung (S. 1—10) setzt sich der Verf. zunächst mit dem Schlagworte, „der deutsche Unterricht müsse zum Mittelpunkte des gesammten Unterrichtes, also des Lehrplanes der höheren Schulen werden" auseinander; er weist demselben und der Einführung in die Nationalliteratur zwar mit Rücksicht auf die gegenwärtige Weltstellung des

Deutschen Reiches und Volkes sowie auf die Entwicklung des öffentlichen Lebens eine erhöhte Bedeutung für die nationale Erziehung und für die Ausbildung des mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruckes zu, aber unter Hinweis auf den Unterschied des Betriebes der Muttersprache und fremder Sprachen lehnt er die Forderung einer alle anderen Gegenstände übersteigenden Stundenzahl ab, da eine allzu breite Behandlung des Lehrstoffes, besonders der Poesie, den Eindruck eher abschwächen als vertiefen könnte, und warnt ernstlich vor derartigen, die Grundlagen der gegenwärtigen humanistischen (sprachlich-historischen) Bildung gefährdenden Bestrebungen schon im Interesse des Unterrichtsgegenstandes selbst, namentlich des tieferen Verständnisses der classischen Literatur. Indem der Verf. den Schwerpunkt des Gymnasialunterrichtes nach wie vor in die Beschäftigung mit den Sprachen und der Literatur der beiden Culturvölker des Alterthums verlegt, glaubt er, sich mit der bisherigen Stundenzahl des Deutschen begnügen zu können, und verlangt nur dort, wo es noch nicht so gehalten wird, für die unterste und für die oberste Stufe je vier Wochenstunden, für letztere mit Einschluss der philosophischen Propädeutik, dort wegen der regelmäßigen orthographischen Übungen und der Entwicklung der Sprachfertigkeit, hier wegen der eingehenden Beschäftigung mit den Hauptwerken der dramatischen Literatur. In dieser Beschränkung kann jedoch der deutsche Unterricht seine Aufgabe nur dann voll und ganz erfüllen, wenn er nicht zu einer Encyklopädie alles irgend Wissenswerten der verschiedensten und entlegensten Gebiete missbraucht wird.

Schließlich wird für Schulen, deren Mittelpunkt nicht das classische Alterthum bildet, die Herstellung des nöthigen Zusammenhanges unserer classischen Literatur mit dem classischen Alterthum durch Übersetzungen oder Inhaltsangaben antiker Hauptwerke, für Realschulen als Ersatz und zur Vertiefung des Verständnisses unserer classischen Dramen eingehende Beschäftigung mit Shakespeare empfohlen.

Das I. Hauptstück (S. 10—30) bringt zwar dem eifrigen Leser der dem deutschen Unterrichte gewidmeten Schriften nichts Neues, sollte aber doch nicht überschlagen werden, weil es in raschem Überblicke und mit Hervorhebung der Knotenpunkte der Entwicklung, die Entstehung, Wandlung und Verdrängung der leitenden Ideen des deutschen Unterrichtes im Zusammenhange mit der Geschichte des deutschen Volkes, seines Geisteslebens und seiner Literatur aufzeigt. Auch hier eine Fülle feiner Bemerkungen, z. B. über das Gesetz deutscher Entwicklung: erst die geistigen Kräfte zu entbinden, dann die materielle Macht zu entfalten; oder über den Übergang des Wetteifers mit den Alten in formaler Beziehung zur Erkenntnis und Wertschätzung des Inhaltes, angebahnt durch Comenius, und damit in Zusammenhang steigende Schätzung des Homer gegenüber dem früher vergötterten Vergil, Zurücktreten des Terenz, Zurückgehen auf die Griechen.

Nach einem kurzen Überblicke über die Anfänge eines eigentlichen deutschen Unterrichtes an gelehrten Schulen in der Francke-Stiftung in Halle, den Fortschritten desselben, welche sich an den Namen des preußischen Unterrichtsministers v. Zedlitz, an Adelung und Sulzer anknüpfen,

und einer warmen Würdigung von Kobersteins Thätigkeit in Schulpforta wendet sich Wendt dem XIX. Jahrhundert, den durch die Germanisten, insbesondere durch die Brüder Grimm, erzeugten Neuerungen, K. F. Beckers Versuche einer philosophischen Grammatik und den durch die Namen Hiecke, R. v. Raumer und Ph. Wackernagel gekennzeichneten Bestrebungen zu.

Was vor diesen drei Persönlichkeiten liegt, gehört der Geschichte d. h. einer abgeschlossenen, überholten Zeit an und wirkt nur mehr mittelbar in die Gegenwart; allerdings müssen wir dabei absehen von den Anregungen, welche eine unter dem Drucke der Fremdherrschaft aufgeregte Zeit der Wiederbelebung des Volksbewusstseins durch Hinweis auf die glänzenden Schöpfungen der Hohenstaufenzeit geboten hat — die romantische Schule und die Germanisten —; aber was Hiecke, Raumer und Wackernagel angestrebt haben, wirkt heute noch lebendig: ein Lehrer des Deutschen, der es mit seinem Fache ernst nimmt, soll zwar auch über Gottsched, Adelung, Grimm usw. sich geschichtlich informiert haben; aber die drei muss er selbst gelesen haben, sonst versteht er Laas, Lehmann und Hildebrand nicht und weiß auch das vorliegende Buch nicht zu würdigen. Es ist ein großes Verdienst des Wendt'schen Abrisses, den trefflichen, wenn auch etwas hohen Anforderungen Hieckes gerecht geworden zu sein, Raumers Reaction gegen dieselben voll gewürdigt und Laas' Streben nach Verbindung philosophisch-rhetorischer Bildung mit Literaturkenntnis auf ihr rechtes Maß zurückgeführt zu haben. In dieser kurzen Charakteristik der genannten Persönlichkeiten liegt der Schlüssel der folgenden Hauptstücke, die der eigentlichen Unterrichtslehre gewidmet sind.

W. spricht sich im II. Hauptstück für die Nothwendigkeit eines grammatischen Unterrichtes nicht bloß zur Übung in der Orthographie und zur Gewöhnung an das Richtige aus, sondern er fordert diesen Unterricht auch aufgebaut auf den lateinischen, den er als Grundlage für alles grammatische Wissen wenigstens auf dem Gymnasium festgehalten wünscht. Dieser Fundierung zuliebe will W. von der deutschen Terminologie in der Grammatik, den „zum Theil ganz schiefen und lächerlichen deutschen Bezeichnungen“, welche die Knaben aus der Volksschule mitbringen, absolut nichts wissen; er erklärt derartigen Verdeutschungen, „die uns wieder auf die Wege des alten Gottsched zurückzubringen drohen“, mit aller Entschiedenheit den Krieg. Im Rahmen einer Anzeige ist natürlich nicht Raum zu einer erschöpfenden Polemik; ich begnüge mich daher, erfahrungsmäßig festzustellen, dass im Sprachunterrichte der Volks- und Bürgerschule mit der lateinischen Terminologie nichts anzufangen ist, weil die Verbindung der unbekannten Sache (grammatische Kategorie) mit dem unverständlichen Namen (lateinischer Terminus) doppelte Schwierigkeit schafft; dass die Volksschule nicht mit Unrecht eine allgemein giltige, einheitliche deutsche Terminologie für den Sprachunterricht fordert, und dass man mit derselben, sobald sie gefunden und irgendwo von Seite der obersten Unterrichtsbehörde vorgeschrieben worden ist — es wird damit nicht anders gehen als mit der Rechtschreibung —, sich auch auf den Lehrerseminarien wird begnügen können, da der künftige

arbeitet hat, so dass er seine Sprache mit allen ihren Eigenheiten genau kennt und zugleich in der Ideenwelt heimisch ist, in welche die Lectüre die Jugend einführen soll.«

Den sog. Schulausgaben bringt W. nur ein kühles Interesse entgegen; gegen die heutzutage allzu weitgehende Verstümmlung der Texte aus Schicklichkeitsgründen kehrt sich ein scharfes Urtheil, das in den Worten ausklingt: »Etwas mehr Vertrauen sollte man doch zur gesunden Natur der deutschen Jugend haben.«

Die Methode der Interpretation stellt als leitenden Satz auf: »Der eigentliche Mittelpunkt jeder Erläuterung muss überall die Dichtung selbst sein, und so weit als irgend möglich hat man den Dichter aus ihm selbst zu erklären.« Von diesem Gesichtspunkte aus nimmt W. Stellung zu den Fragen, inwieweit, z. B. bei einem Drama, auf dessen Quelle, auf das Verhältnis zwischen geschichtlicher Treue und dichterischer Gestaltung, Entstehungsgeschichte, persönliche Beziehungen des Dichters einzugehen sei. Wichtig sind Gliederung, Aufbau und Grundgedanke. Kritik und Tadel werden auf das richtige Maß zurückgeführt; den Beschluss bildet eine Lehrprobe, wie Goethes Iphigenie analysierend zu behandeln sei (S. 78—86).

In der oben angeführten Umschreibung des Lesestoffes liegt die Methodik der Literaturgeschichte (IV. Hauptstück) schon begriffen. Da anschauendes Erkennen eine Bedingung des Wissens ist, so können nur jene Literaturperioden und jene Persönlichkeiten behandelt werden, die in entsprechenden Proben durch das Lesebuch, die Schul- oder die von der Schule geleitete Privatlectüre vorgeführt worden sind. Der von W. empfohlene Gang der Belehrung steht demjenigen sehr nahe, welcher an unseren Gymnasien befolgt wird, nur dass bei uns Klopstock und Herder stärker betont werden. W. empfiehlt, die literarhistorische Übersicht etwa mit Goethes Tod zu schließen; die spätere Entwicklung als noch nicht abgeschlossen und spruchreif soll von der Schule ausgeschlossen sein; denn »die eigentliche Aufgabe des deutschen Unterrichtes ist jedenfalls nur, der Jugend das Verständnis für die im seitherigen Geistesleben zu dauernder Geltung gelangten Schöpfungen zu erschließen und die in unserer classischen Poesie enthaltenen anregenden Kräfte für die Bildung unserer Jugend wirksam zu machen«. Gegen einen literaturgeschichtlichen Abriss hat W. nichts einzuwenden, eine besondere Metrik oder Poetik in den Händen der Schüler hält er für überflüssig.

Das V. Hauptstück: Aufsätze und mündliche Vorträge stellt an die Spitze den Grundsatz: »Von der richtigen mündlichen zur richtigen schriftlichen Wiedergabe!« und entwickelt demgemäß zunächst die Regeln des Vortrages des memorierten Stoffes und der freien Wiedergabe. W. warnt vor verfrühten freien schriftlichen Nacherzählungen und empfiehlt gemeinsame Anleitung dazu in der Schule; »derartige Classenarbeiten sollen nicht eine allwöchentlich wiederkehrende Prüfung dessen sein, was die Schüler zu leisten vermögen, am wenigsten in den unteren Classen, wo zwar fehlerfreie Arbeiten die Reife, aber nur selten ungeschickte oder fehlerhafte die Unreife eines Knaben beweisen können.« Die beschreibenden Aufgaben aus der Naturgeschichte, Geographie und

Geschichte werden dem Fachlehrer dieser Gegenstände zugewiesen. Auch auf der Mittelstufe kann von eigentlichen Aufsätzen noch keine Rede sein, und wird dem Nacherzählen gegebener Geschichten vor anderen beliebten Übungen, wie Nachbilden von Fabeln, prosaischer Nacherzählung von Gedichten, der Vorzug gegeben. Auch über die innere Unwahrheit mancher stimmungsvollen Beschreibung fällt ein hartes, aber wahres Wort: »Landläufige Phrasen über solche Eindrücke zusammenzulesen ist ja nicht besonders schwer; was aber dabei herauskommt, ist doch geradezu eine Unwahrheit, wozu in diesem Falle der Unterricht selbst Anlass gegeben hat.« Also auch auf der Mittelstufe ist noch alles fern zu halten, was in das Gebiet eigener Production einschlägt, und auch für die Oberstufe gilt der Grundsatz: »Wir müssen vollständig darauf verzichten, auf unseren Schulbänken schon selbständig schaffende Schriftsteller sitzen zu sehen.« Eigentliche Aufsätze sind den beiden obersten Classen vorbehalten; auch hier haben sich dieselben auf die Verarbeitung des durch den Unterricht mitgetheilten oder nahegelegten Inhalts zu beschränken. Da die Lebenserfahrung junger Leute noch gering ist, so warnt W. vor den beliebten, zuweilen geradezu empfohlenen allgemeinen Betrachtungen; an den planmäßigen Aufgaben zum Zwecke einer philosophischen Vorbildung Ludwig Giesebrechts zeigt er, dass selbst ein Meister wie der Genannte es nicht viel weiter als bis zu einer mehr minder genauen Wiedergabe des vom Lehrer in der Vorbesprchung Mitgetheilten gebracht hat. Der formale Gewinn solcher rhetorisch-dialectischen Übungen ist ja nicht gering; die im ganzen vorherrschende Abneigung der Jugend dagegen ist bekannt. Für Reifeprüfungen erfreuen sich solche reflectierende Themata bei den Lehrern immer noch einer gewissen Beliebtheit; aber einen Prüfstein wirklicher Geistesreife vermögen sie nach des Ref. Ansicht und Erfahrung weniger zu geben, als ein dem Erfahrungskreise der Maturanten, also den von ihnen durchmessenen Wissenskreisen oder ihrer Lectüre entlehntes Thema. Den letzterwähnten Gebieten räumt W. daher auch mit Recht den Vorzug ein; er verweist auf Geschichte, besonders auf das Alterthum, auf die classische Lectüre, insbesondere der Griechen, für Realschüler auf die französischen und englischen Classiker. Wie bei der Erklärung der classischen Werke der Muttersprache vor dem Zuviel um des ästhetischen Eindruckes willen gewarnt worden war, so empfiehlt er, um den Eindruck nicht abzuschwächen, eine sparsame Heranziehung der classischen Dramen für schriftliche Übungen. Die aus verbreiteten Aufsatzsammlungen beigebrachten Beispiele beweisen die Richtigkeit seiner Behauptung. Ästhetische Kritik hat unbedingt ferne zu bleiben: »Die jungen Herren kommen sich sehr stolz vor, wenn sie auch an den Koryphäen unserer Literatur etwas tadeln dürfen, und das wird in den meisten Fällen die Pietät schwächen.«

Im Abschnitte, welcher die Stellung des Aufsatzthemas behandelt, werden die Anweisungen der alten Rhetoren, die Form der Chrie eingehend erörtert; hier findet W. Gelegenheit, sich mit Laas und Klaucke auseinanderzusetzen und so manches von diesen beliebten Führern in der Aufsatzlehre der Oberstufe empfohlene Thema aus triftigen Gründen ab-

zulehnen. W. empfiehlt, auf der Oberstufe die Aufsätze in der Regel zu Hause arbeiten zu lassen und bei einzelnen Schularbeiten den Schüler ja nicht zu drängen; wir wissen ja, wie sehr solche sog. Schulaufgaben durch die Besorgnis, nicht fertig zu werden, nach Stil und Schrift leiden. — Im Abschnitte über die Correctur, für welche ein sog. Correcturschlüssel, Nachbesserung durch die Schüler und Controle derselben, Vormerkung der zu besprechenden Stellen sowie Classenbeschäftigung bei der Rückgabe der Aufgaben gefordert wird, betont er ausdrücklich, dass jede Arbeit zu einer wirklichen Sprachübung werde, und weist der höheren Schule die Aufgabe zu, ein sicheres Gefühl für Correctheit und Reinheit des Stils zu erzielen; doch darf durch zu pedantische Verfolgung von Sprachdummheiten, Fremdwörtern u. dgl. die rechte Freudigkeit an der Arbeit nicht zerstört werden; wie überall, so sieht W. auch hier das Richtige auf der goldenen Mittelstraße: »Es gibt noch andere Arten, sich ums Vaterland verdient zu machen, als die Hetzjagd auf harmlose Fremdwörter«.

Dem mündlichen Vortrage oder den sog. Redeübungen weist W. einerseits ein weiteres Gebiet als gewöhnlich zu, indem er die Pflege einer wohlgebildeten, zusammenhängenden Rede als Aufgabe jedes Lehrers, nicht bloß des der Muttersprache bezeichnet; anderseits engt er ihr Gebiet bedeutend ein, beschränkt dasselbe auf Vortrag von Gedichten, kurze Berichte über Privatlectüre, einzelne Prosaaufsätze u. ä. Von Übungen, die dem jungen Menschen eine gewisse Fertigkeit aneignen sollen, über jedes beliebige Thema zu reden, will er nichts wissen: »Die ganze Kunst, die dadurch gelernt werden soll, besteht darin, dass man einem jungen Menschen die nöthige Dreistigkeit beibringt, inhaltleere Phrasen oder unüberlegte, flüchtig aufgeraffte Weisheit keck als eigene Eingebung auszusprechen«.

Und so zieht sich durch die ganze Didaktik der Kampf gegen Unwahrheit, Verstiegenheit, Phrase und leeres Geflunker hindurch; durch Beschränkung in den Zielen, aber Vertiefung des mit Sorgfalt gewählten Stoffes soll Gründlichkeit, Bescheidenheit erzielt, Freude an der Muttersprache und ihren edelsten Erzeugnissen gewahrt, der Geschmack veredelt, das Urtheil gebildet werden.

Das der philosophischen Propädeutik gewidmete letzte Hauptstück erscheint in diesem Zusammenhange mit Rücksicht auf den Lehrplan der preußischen Gymnasien vom J. 1856, welcher diesen Gegenstand mit dem deutschen Unterrichte verband und denselben auch dort, wo ihm eigene Stunden zugewiesen sind, dem Lehrer des Deutschen übertrug. Bei uns bildet diese Verbindung die Ausnahme; ich verzichte daher auch auf die Erörterung der hier von W. mit großer Sachkenntnis und besonders mit Berücksichtigung der österreichischen Verhältnisse aufgestellten Grundsätze, so anziehend und belehrend es wäre, auf seine Polemik gegen die herkömmliche Anordnung des Stoffes, auf seine Forderung nach Mittheilungen aus der Geschichte der Philosophie, die von ihm aus anderen Gegenständen (classische Lectüre, Religionsunterricht, deutsche Literatur) angedeuteten Anknüpfungspunkte, seinen Lehrgang der Logik usw. näher einzugehen. Mögen unsere Fachmänner auf diesem

Gebiete die 24 diesem Gegenstande gewidmeten Seiten nicht ungelesen lassen!

Druck und Ausstattung des Buches sind sehr schön. An Druckfehlern habe ich verzeichnet: S. 68, Z. 14 v. o. l. Worte st. Werke; S. 80, Z. 21 v. u. l. Zueignung st. Zuneigung; S. 117, Z. 7 v. u. l. reden st. der Reden; S. 133, Z. 12 v. o. l. davon st. daran.

Wien. Dr. K. F. Kummer.

Der neue Lehrplan und die neue Instruction für den Unterricht im Turnen an Mittelschulen.

In der Begünstigung der Pflege körperlicher Übungen schreitet man in Österreich wacker vorwärts. Das ehrenvolle Andenken des Unterrichtsministers Frh. von Gautsch ist durch zwei bedeutende Enuntiationen gesichert für alle Zeiten nicht nur in den Annalen des österreichischen Mittelschulwesens, sondern in der Geschichte der Pädagogik überhaupt; es sind dies einmal der Erlass über die Einführung der Jugendspiele (vom 15. September 1890, Z. 17.097), dann die Min.-Verordnung vom 12. Februar 1897, Z. 17.261 ex 1896, betreffend den Lehrplan und die Instruction für den Unterricht im Turnen an den Mittelschulen Österreichs (V.-Bl. 1897, S. 185 ff.). Letztere ist eben insoferne von großer Bedeutung, als aus der Anmerkung zum „Ziele" des Lehrplanes (S. 185, al. 1) unzweideutig hervorgeht, dass in kürzester Zeit der Unterricht im Turnen an sämmtlichen Mittelschulen obligatorisch eingeführt werden soll.[1])

Was zunächst den Lehrplan anlangt, so stellt derselbe nicht geringe Anforderungen, und wir glauben, es wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis wir auch nur an einer verhältnismäßig geringen Zahl von Anstalten die Durchführung desselben werden verzeichnet finden. Einzelne Übungen sind als Classenziel, als das sie, wenn auch als Einzelnübung (s. S. 203), gedacht zu sein scheinen, geradezu zu hoch gegriffen:[2]) werden sie aber ausdrücklich nicht als solche bezeichnet,[3]) dann waren sie gesondert anzuführen. So aber ist nicht ersichtlich, ob diese Übungen etwa dem Kürturnen, von dem übrigens nirgends gesprochen wird, zuzuweisen seien.

---

[1]) „Insoferne an Gymnasien der Turnunterricht bisher freier Lehrgegenstand war oder überhaupt erst neu eingeführt werden soll, wird das im Lehrplane angegebene Classenziel nicht erreichbar sein."

[2]) S. 195, VI. Classe, Barren: Vorbereitung des Schwingens im Knickstütz. — Aus dem Schwingen im Streckstütz am Ende des Barrens Überdrehen vorwärts zum Niedersprung. — S. 196, VII. Classe, Barrenspringen: Kehre über den Barren, dann auch Kehre in den Barren. — S. 198 f., VIII. Classe, Pferd, lang gestellt: Freisprung und Hocke. — Reck: Aus dem Schwingen im Streckhang Schwungstemmen.

[3]) S. 194, VI. Classe, Reck: „Felgüberschwung (als Versuch für einzelne Fälle)".

Solche Übungen entsprechen nicht den in der beigegebenen Instruction (S. 202 f.) aufgestellten, allgemein anerkannten Grundsätzen, dass unter besonderer Berücksichtigung der Grundübungen (S. 185, Anm. al. 2) nur jene Übungen als Classenziel für das Schulturnen aufgestellt werden, deren correcte Ausführung möglichst ohne Hilfe[1]) und ohne besondere Gefahr[2]) für die Übenden „*allen*[3]) Schülern der Classe ohne erhebliche Schwierigkeiten möglich ist“, d. h. mit anderen Worten, solche Übungen stehen nicht mehr im Einklange mit den durchschnittlich vorhandenen Fähigkeiten der betreffenden Classe.

Überdies dürfte, wenn, wie es den Anschein hat, mit Rücksicht auf solche Gipfelübungen, die Anordnung ungleicher Übungsformen, die wir nur hinsichtlich der Anforderungen bei Weit- oder Hochsprung, der verschiedenen Höhe des Recks, Barren oder Bock u. dgl. für das Schulturnen billigen können — wenn anders nicht die Turnlust der schwächeren Schüler herabgemindert, die Prahlsucht der geschickteren unterstützt werden soll —, empfohlen wird (S. 203, 205), damit doch etwas über das Ziel hinausgeschossen sein.

Warum die Scheere gar so häufig als Übungsform wiederkehrt, ist uns ebensowenig klar, als warum von Ordnungsübungen im Laufe bei der sonstigen Detaillierung des Lehrplanes nichts gesprochen wird. Die auffällige Betonung der Schrittarten wäre wohl besser einem Lehrplane des Turnens für Mädchenschulen vorbehalten geblieben. Die Bezeichnung „Ziehen in der Acht“ lässt den Hauptzweck dieser Marschübung nicht deutlich genug hervortreten.

Ein directer Widerspruch zwischen dem Lehrplane für das Turnen und der Instruction hiezu liegt darin, dass an ersterer Stelle für jede Classe eine Zahl von Spielen, die großentheils im Turnsaal überhaupt nicht ausführbar ist, aufgezählt wird, während in der Instruction, und gewiss mit Recht, „Turnstunden durch Spiele auszufüllen als nicht zulässig“ bezeichnet wird (S. 208). Denn wenn es an letztgenannter Stelle auch heißt, „ihre Vorbereitung finden die Spiele am besten durch den Turnlehrer“, so möchten wir schon im Interesse des Turnens auch diese Vorbereitung, wie dies daselbst concediert wird,[4]) nicht in die zwei wöchentlichen Turnstunden verwiesen wissen, zumal ausdrücklich an eben derselben Stelle betont wird, dass „Lauf- und Ballspiele, wenn sie im Turnsaale stattfinden, selbst gefährlich werden können“ und die Vor-

---

[1]) S. 203: „Hilfen, durch deren Anwendung einem Schüler die Ausführung einer Übung erst ermöglicht wird, sollen in der Regel nicht ertheilt werden, oder wenn sie doch wünschenswert sind, nur vom Lehrer selbst.“

[2]) S. 202 (durchgehends gesperrt gedruckt): „Gefahren, denen nicht durch richtige Anweisung und methodisches Vorgehen, in letzter Linie durch Hilfen begegnet werden kann, sind von dem Turnplatze durchaus enthalten.“

[3]) Auch im Original gesperrt gedruckt.

[4]) 208: „Um die Schüler mit den Spielen bekannt zu machen, auch ein Theil der Turnzeit verwendet werden.“

bereitung derselben einen großen Theil so mancher Turnstunde absorbieren dürfte. Wie ich mir dies denke, habe ich in meinem Vortrage „Was ist auf dem Gebiete der körperlichen Ausbildung unserer Mittelschuljugend erreichbar?“ auf dem VI. deutsch österreichischen Mittelschultage auseinandergesetzt. Bei strenger Scheidung von Turnspielen und Spielen für den Spielplatz wünsche ich für die Einübung der letzteren eine dritte Turnstunde, die dann späterhin auch zur Pflege der oben genannten schwierigeren Einzelnübungen als Kürübungen verwendet werden könnte.

Dass bei Freiübungen Arm- und Beinthätigkeiten einerseits, Rumpfbeugen und Armthätigkeiten andererseits schon von der ersten Classe an „auch“ in Verbindung zu üben seien, ist wegen der „allseitigen und ebenmäßigen Kräftigung des Körpers“ so naheliegend, ja geradezu selbstverständlich, dass es nicht erst ausdrücklich hätte erwähnt werden müssen.

So können denn einmal die hochgespannten Anforderungen hinsichtlich der Schülerleistungen beim Geräthturnen, dann aber auch die allzu breite Detaillierung des Lehrstoffes nicht als Vorzüge dieses neuen Lehrplanes bezeichnet werden. —

In der Instruction zu diesem Lehrplane ist eine Fülle von vortrefflichen Winken enthalten, von welchen nebst den früher erwähnten noch folgende hervorgehoben werden mögen: die Bekämpfung des Kunstturnens, der Schauturnen und jeder sportlichen Ausartung, wozu vom Standpunkte des Schulturnlehrers auch die Vorliebe für militärische Exercitien gezählt werden muss,[1]) das Widerrathen solcher Übungsformen, welche das Gedächtnis belasten (S. 208, c, al. 2), die Betonung der Selbstleitung der Schüler bei den Spielen,[2]) die Bevorzugung des Turnens in Riegen, welche nach der Leistungsfähigkeit zusammengestellt sind (an mehreren Stellen), die Art der Hilfeleistung, sei es durch Schüler oder durch den Turnlehrer, beziehungsweise ihre Versagung (S. 202 f.), die Disciplin auf dem Turnplatze,[3]) der Maßstab, welcher bei der Classi-

[1]) S. 200: „Die Abrichtung zu turnerischen Kunstleistungen ist der Schule fremd“; S. 201: „Durch diese Auffassung wird auch das eigentliche Kunstturnen und jeder auf Wettbewerb abzielende Sport von der Schule fern gehalten“; S. 204: „Öffentliche Prüfungen oder Schauturnen sind keinesfalls empfehlenswert; sie stehen mit den Zielen der Mittelschule im Widerspruche und schaden meist mehr als sie nützen“; S. 201: „Aus diesem Grunde kann eine die militärische Befehlsweise und Behandlung nachahmende Art der Unterrichtsertheilung beim Schulturnen nicht stattfinden.“ — „Militärische Exercitien in der Schule können weder der körperlichen Erziehung noch dem künftigen Soldaten unmittelbar dienen.“

[2]) S. 208, VII, letzter Absatz: „Wünschenswert wäre es, die Schüler zu vollkommener Selbständigkeit beim Spielen zu erziehen, damit mehrere Spielabtheilungen oder Schulclassen unter Überwachung eines Lehrers zu gleicher Zeit auf demselben Raume Beschäftigung finden können.“ (Ich verweise diesbezüglich auf meinen obcitierten Vortrag, der vor Erscheinen dieser Instruction bereits ausgearbeitet war).

[3]) S. 203: „Während der Turnübungen ist unbedingtes Schweigen der Schüler in der Regel nur bei Ordnungs- und Freiübungen zu fordern.“ (Aber doch wohl auch noch während des Vorturnens einer Geräthübung.)

Schätzung anzulegen ist (S. 204), die Hervorkehrung des ästhetischen Momentes des Turnuterrichtes (S. 202), die Art der Dispensertheilung der Schüler von dem obligaten Turnunterrichte auf eine bestimmte Zeitdauer, wobei dem Arzte beinahe die von mir auf dem VI. deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien geforderte Selbständigkeit, wenn auch mitunter nicht direct,[1]) eingeräumt wird[2]) (S. 208 ff.).

Allem kann ich allerdings nicht zustimmen, so vermisse ich manche Hinweise, z. B. S. 200 auf Spiele, welche eben der bloßen Befriedigung des Bewegungsbedürfnisses der Jugend entsprechen sollen, was meiner Ansicht nach den Spielbetrieb geradezu charakterisiert gegenüber dem Turnbetriebe, hinsichtlich der Classification (S. 204) auf die Bedeutung der Leistungsfähigkeit in den Frei- und Ordnungsübungen. In einzelnen Punkten möchte man geradezu Abänderungsvorschläge machen, so z. B. nicht am Ende eines Semesters (S. 204), sondern vor jeder Monatsconferenz Prüfungen abzuhalten, durch welche die Schüler zweifellos zu größerem Eifer angespornt werden, Freiübungen auch in den Oberclassen jede Stunde vorzunehmen[3]) (vgl. S. 208) und denselben mit den nothwendigen Ordnungsübungen einen Zeitraum von 15 Minuten zu gewähren,[4]) die Spiele auf dem Spielplatze nicht in eigens bestimmten Stunden treiben zu lassen.[5])

Wann diese Verordnung in Kraft tritt, ist nicht angegeben.

Trotz dieser offen zum Ausdruck gebrachten Bedenken ist die obcitierte h. Ministerial-Verordnung mit Freuden zu begrüßen; die herrlichen Früchte eines ausgedehnten (weil obligatorischen), geregelten Turnbetriebes, sie werden nicht ausbleiben, weder für die Gesundheit der Schüler, noch für die Zucht und Ordnung des gesammten Schul- und Unterrichtsbetriebes, noch für das Wohl unseres theueren Vaterlandes.

Aussig. Dr. G. Hergel.

---

[1]) Man lese die warnenden Worte S. 206: „Auch einer gewissen Indisposition zum Turnen wird der Lehrer häufig nachgeben, selbst dann, wenn er glaubt, Bequemlichkeit dahinter vermuthen zu dürfen. Directer oder indirecter Zwang könnte, wenn Krankheitskeime die Ursache sind, für die Gesundheit gefährlich werden.“ Dazu vergleiche man noch die die Individualität des Schülers immer und immer wieder hervorhebenden Bemerkungen durch die ganze Instruction hindurch.

[2]) S. 207: „Über eigentliche Gebrechen, welche vom Turnen theiweise oder ganz befreien können, hat der Arzt zu urtheilen.“

[3]) Ich habe in dieser Beziehung bei Obergymnasiasten (und älteren Handelsschülern) nur günstige Erfahrungen gemacht.

[4]) Man lese nur die langathmige Schilderung einer Turnstunde von Pawel (Zeitschr. f. Turnen u. Jugendspiel, Leipzig, II, S. 132, 200). Wie viel lässt sich da „in 10—12 Minuten“ fertig bringen?

[5]) Die Begründung hiefür glaube ich gleichfalls auf dem letzten Mittelschultage erbracht zu haben.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Sereni Antinoensis opuscula edidit et latine interpretatus est I. L. Heiberg (bibl. Teubneriana). Lipsiae 1896. XIX u. 303 SS.

Die beiden Schriften des Serenus, der aus Antinoeia oder Antinupolis in Ägypten, nicht aus Antissa, wie gewöhnlich angegeben wird, stammt und dem 4. Jahrhundert n. Chr. angehört, *περὶ κυλίνδρου τομῆς* und *περὶ κώνου τομῆς* waren bisher nur einmal im Originaltexte von Halley in seiner Ausgabe des Apollonios, Oxford 1710, herausgegeben worden. Eine lateinische Übersetzung des Ganzen hatte Federigo Commandini, Bologna 1566, einiger Theile Georgio Valla veröffentlicht, eine deutsche Nizza, Stralsund 1860/61. Nun liegt uns eine neue auf erschöpfender Vergleichung der Handschriften, unter welchen der Vaticanus gr. 206 saec. XII—XIII den ersten Platz einnimmt, und sorgfältiger Kritik beruhende Ausgabe vor. Dass sie allen Anforderungen entspricht, dafür bürgt schon der Name Heibergs. Dieser hat dem griechischen Texte eine lateinische Übersetzung beigefügt und diese durch entsprechende Figuren erleichtert, so dass die Bücher ohne Schwierigkeit studiert werden können. Verloren ist der Commentar des Serenus zu den *Κωνικά* des Apollonios, den dieser selbst erwähnt. Das S. XVIII f. angeführte Bruchstück, das in einigen Handschriften des Theon von Smyrna erhalten ist, kann aus diesem Commentare oder aus einer ähnlichen Schrift stammen.

Auswahl wichtiger Actenstücke zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Zusammengestellt von Dr. Oskar Jäger und Prof. Franz Moldenhauer. Berlin, Oswald Seehagen 1893. 606 SS.

Eine handliche Zusammenstellung der wichtigsten historischen Documente aus der Zeit von 1815—1890 ist unzweifelhaft ein Bedürfnis, und die Verff. des vorliegenden Buches haben gar nicht nöthig, ihr Unternehmen zu rechtfertigen. »Das Bewusstsein«, sagen sie, »ist jetzt erwacht, dass in einer Nation, welche mit der Erneuerung ihrer staatlichen Einheit ungeheure Aufgaben angetreten hat und folglich jedem ihrer Glieder, jedem wahlberechtigten Manne sehr ernste und schwere Pflichten auferlegt, keiner ihrer Bürger, der ein lebendiges Gefühl dieser seiner Pflichten gegen das Vaterland hat, es verabsäumen darf, sich um

eine eingehende Kenntnis der Geschichte der drei letzten Generationen zu bemühen. Nun ist diese Geschichte von 1815 bis zur Gegenwart oder bis zu einem Zeitpunkte nahe der Gegenwart in vielen Einzeldarstellungen sowie in zusammenfassenden Werken behandelt und diese Werke werden auch fleißig gelesen; unser Gedanke war, dieser Lectüre ein Mittel der Vertiefung darzubieten, indem wir die Lesenden in Stand setzten, die wichtigsten Actenstücke, Vorträge, Manifeste, Kundgebungen der Regierungen und der Parteien in natürlicher Zeitfolge einzusehen und so das, was ihnen jene zusammenfassenden Erzählungen bieten, aus den ersten Quellen zu erfrischen und zu ergänzen.«

Das Buch bietet 282 Actenstücke, von denen die meisten auf Deutschland entfallen; aber auch die anderen europäischen Staaten sind gut vertreten. Für die Geschichte von Mexiko werden sechs, für die der vereinigten Staaten von Nordamerika fünf Actenstücke mitgetheilt. Wir Österreicher finden für unsere Geschichte 43 Documente vor, darunter das Manifest das Kaisers vom 15. März 1848, die Olmützer Punctation vom November 1850, das Concordat, die Präliminarien von Villafranca, das Octobermanifest, das Februarpatent, das österreichische Bundesreformproject vom August 1863, die Gasteiner Convention, den Frieden von Prag, die confessionellen Gesetze, das deutsch österreichische Bündnis vom 7. October 1879.

Zwei Inhaltsverzeichnisse erleichtern die Benützung des Buches: ein chronologisches und eines »nach dem Alphabet der Länder«; das zweite verweist auch auf die bezüglichen Stellen in Oskar Jägers »Geschichte der neuesten Zeit«, 3. Ausgabe, 3 Bde. Das sehr gut brauchbare Buch wird nach meiner Meinung allenthalben eine freundliche Aufnahme finden.

Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Dr. H. K. Stein, Director des k. Gymnasiums zu Glatz. II. Band: Das Mittelalter. Die neuere Zeit bis 1648. III. Band: Die neuere Zeit von 1648 bis auf die Gegenwart. 5. nach den Lehrplänen vom 6. Januar 1892 umgearb. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1893. 288, 214 SS.

Die Lehrbücher des Directors Stein, deren 4. Auflage ich in dieser Zeitschrift angezeigt habe, sind jetzt in 5. Auflage erschienen. Ich kann das Urtheil, das ich über die 4. Auflage fällte, bezüglich der neuen Auflage aufrechthalten; das Buch scheint mir ein gutes Lehrmittel für die Schulen des Deutschen Reiches zu sein, wenn es auch etwas zu viele Einzelheiten aufweist. Die Bewältigung des zweiten Bandes im Laufe eines Jahres scheint mir eine zu große Aufgabe zu sein. Kürzungen könnten dem Buche nur nützen. Die Abschnitte culturgeschichtlichen Inhalts sind ganz als Nebensache behandelt und enthalten eine übermäßig große Zahl von Namen. An Versehen fehlt es nicht. Ich merke bloß die des zweiten Bandes an: S. 16. Dass Kaiser Valens nach der Schlacht bei Adrianopel in einer Hütte verbrannt ist, darf man nach Judeichs Untersuchung (Die Schlacht bei Adrianopel in Quiddes Deutscher Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft VI, 1—21) nicht mehr behaupten. S. 31 ist auf den Burgunderkrieg Chlodwigs Bezug genommen, der früher nicht erwähnt ist. S. 49 steht 720 statt 750. S. 50 ist die Entstehung des Kirchenstaates ziemlich unverständlich erzählt. S. 168 ist die Zeit der Gründung des rheinischen und des schwäbischen Städtebundes falsch angegeben. S. 174 Žižka heißt der Einäugige? S. 223 steht 1517 statt 1527. S. 225. »Sultan Suleiman eroberte (1529) Ofen und drang bis auf den Semering vor Wien vor.« Dies ist unrichtig. Der Verf. meint vielleicht Simmering bei Wien. Eine Schlacht bei Graz in Steiermark hat weder damals noch sonst einmal stattgefunden. S. 233 wird Zwinglis Auftreten in einem sehr sonderbaren Satze dargestellt. S. 258 steht

noch immer: Die protestantischen Stände drangen vor das Schloss und warfen die Statthalter aus dem Fenster. S. 259 auf 260 ist die Audienz der protestantischen Stände bei Kaiser Ferdinand II. unrichtig dargestellt. S. 271 wird in der Anmerkung behauptet, dass Gindely in seinem Werke: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, 4 Bände, Wallenstein für schuldig halte. Wenn der Verf. den 4. Band des genannten Werkes nachsehen wollte, würde er finden, dass Gindely dort von Wallenstein noch gar nicht handelt. In einem anderen Werke Gindelys wird Wallenstein schuldig gehalten. S. 280 ist die Lebenszeit M. Angelos nicht angegeben, während sie bei allen anderen Künstlern steht.

Geschichte des deutschen Volkes von Dr. S. Widmann. Mit einem Porträt des Kaisers Wilhelm II. Paderborn, F. Schöningh 1894. 908 SS.

An Geschichten des deutschen Volkes ist wahrlich kein Mangel. Ich selbst habe in dieser Zeitschrift innerhalb weniger Jahre vier angezeigt: die von Gehrke, von David Müller, von Ditmar und von Gebhardt. Die eben erschienene von Dr. Widmann wird meiner Meinung nach eine weite Verbreitung finden. Der Verf. nimmt den katholischen Standpunkt ein, aber er ist bei der Darstellung der religiösen Kämpfe nicht blind für die Gebrechen, welche der katholischen Kirche anhafteten, und die Worte des Verf s in der Vorrede über seine Darstellung entsprechen der Wahrheit. »Die religiösen Stürme«, sagt er, »die über das Vaterland hinzogen, behandelt der Verf., weit entfernt, durch Farblosigkeit unklarer oder verkehrter Auffassung Vorschub zu leisten, vom festen Standpunkte aus, aber rein sachlich, wie es eine Geschichte verlangt. Der Andersdenkende wird schwerlich seinen Standpunkt verlassen: aber er wird anstatt über seichte, halt- und gehaltlose Darstellung Mitleid zu empfinden, an dem offenen Bekenntnis keinen Anstoß nehmen, sondern im Gegentheil dem warmen Tone der Überzeugung seine Anerkennung zollen.« Die Darstellung ist gut und sehr oft durch Citate aus gleichzeitigen Schriftstellern und Dichtern belebt, so dass man mit Vergnügen der Erzählung folgt. Ich halte es nicht für angezeigt, an einzelnem zu mäkeln, Verbesserungsvorschläge zu machen oder die Punkte aufzuzählen, wo man die gegentheilige Ansicht vertreten könnte. Das Buch als Ganzes ist gut und wird ohne Zweifel zahlreiche Leser finden.

Leitfaden der Deutschen Geschichte für den Schulgebrauch von Dr. Karl Biedermann, ord. Honorar-Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1895. 95 SS.

Dieses Schriftchen, das für Bürgerschulen, Mittelschulen, lateinlose Realschulen des Deutschen Reiches bestimmt ist, behandelt auf 95 Seiten die Geschichte des Deutschen Reiches mit besonderer Berücksichtigung des inneren Volks- und Culturlebens. Begeisterung für die berühmten Männer und die großen Thaten des Deutschen Volkes wird das Büchlein wegen seiner Kürze nicht hervorzurufen vermögen, aber der Schüler wird darin Auskunft über die Entwicklung der Städte und des Bürgerthums, über die Herausbildung von Gewerben und Handel, über mancherlei Erfindungen und Entdeckungen u. dgl. finden. Der Darstellung des deutschen Städte- und Bürgerthums widmet der Verf. mehr Raum als den Kaisern aus dem sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Hause. Der politischen Geschichte von 1254—1519 ist nur doppelt soviel Raum gegönnt als dem preußisch deutschen Zollverein und dem Eisenbahnwesen. Die vier dem Büchlein beigegebenen Geschichtskarten sind sehr gut ausgeführt.

Quellensätze zur Kirchengeschichte. Erstes Stück: Alte Kirche. Von Heinrich B. Auerbach, Oberlehrer am f. Gymnasium zu Gera und Past. coll. Gera, Theodor Hofmann 1893. 48 SS.

Der Verf. bietet in diesem kleinen Schriftchen Mittheilungen aus Quellenschriften über wichtige kirchenhistorische Ereignisse und Zustände von bleibender Bedeutung. Wir finden darin die Stelle aus Tacitus' Annalen über die Verfolgung der Christen durch Nero, den Brief Plinius' des Jüngeren an Trajan über die Christen und die Antwort des Kaisers, das Martyrium Polykarps, wichtige Abschnitte aus Kirchenvätern, sechs Sätze des Pelagius u. a., alles in deutscher Übersetzung. Ferner hat der Verf. aufgenommen das Glaubensbekenntnis in verschiedenen Formen, griechisch und lateinisch, eine Hymne des Clemens von Alexandrien, griechisch und deutsch, eine des Ambrosius (Veni redemptor gentium), lateinisch und deutsch. Alle diese „Quellensätze" sind in vier Abschnitte gebracht: I. Kampf und Sieg, II. Bekenntnis und Lehre, III. Cultus und Sitte, IV. Amt und Gemeinde. In höheren Schulen, welche die Kirchengeschichte eingehender behandeln können, wird dieses Schriftchen recht brauchbar sein.

Genealogische Tafeln für den Geschichtsunterricht zusammengestellt von Franz Hölscher. Leipzig, Gustav Fock 1894.

Dieses hübsch ausgestattete Büchlein ist ein Lehrbehelf zunächst für Studierende an Mittelschulen, kann jedoch auch Zeitungslesern Dienste leisten, da manche Geschlechtsreihen bis auf die Gegenwart fortgeführt sind. Das Werkchen enthält unter den 56 Stammtafeln, die es bringt, auch solche aus dem Alterthum: die Achämeniden in Persien und das julisch-claudische Haus, ferner die wichtigsten Dynastien des Mittelalters, endlich eine große Zahl aus der Neuzeit. Die Tafeln enthalten nicht alle Mitglieder der Dynastien, sondern nur die wichtigeren, die wichtigsten sind mit sehr starken Lettern hervorgehoben. Auch mit Jahreszahlen sind die Tafeln nicht zusehr belastet, obwohl man sich bei einem Nachschlagewerke keine so große Zurückhaltung aufzulegen brauchte. Selbst für Mittelschulen sind manche Tafeln zu dürftig ausgefallen. Die für uns so wichtige Stammtafel der Babenberger, auf der noch die alte Zählung der Leopolde erscheint, ist bei den nächsten Nachkommen Leopolds I. unrichtig, Albert (Adalbert) I. ist in eine falsche Stellung gerathen; Leopolds VII. (VI.) Tochter Margaretha, die wir zum Verständnis der Zeit nach dem Erlöschen der Babenberger so nothwendig haben, erscheint auf der Tafel nicht. Auf der ersten Stammtafel der Habsburger hätte doch Johann Parricida, der in jedem Lehrbuche der Geschichte steht, platz finden sollen.

Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der letzten 100 Jahre. Zur raschen und sicheren Einprägung zusammengestellt und erläutert durch Prof. Dr. Eduard Rothert. Düsseldorf, August Bagel s. a.

Der Verf. hat die „Vorgänge der letzten 100 Jahre in knapper, deutlicher und charakteristischer Weise graphisch" zur Darstellung gebracht. Nur so ist es, meint er, möglich, eine einfache und klare Unterlage für die Kenntnis vieler Ereignisse rasch zu gewinnen und besonders in den verwickelten Kriegen der neuesten Zeit sich zurechtzufinden. Er stellt die Züge der Heere durch verschiedenfarbige dicke Linien dar. Den Kriegen der ersten Coalition widmet er drei, dem Kriege Österreichs im Jahre 1809 eine, den Freiheitskriegen drei Karten. Auch die Re-tionszeit von 1848—1851 wird graphisch dargestellt. Auf Blatt 22 die Geschichte Österreich-Ungarns von 1815—1879 graphisch ver-

anschaulicht; die Slovenen werden übrigens mit dieser Darstellung nicht zufrieden sein, denn ihre Wohnsitze sind in die Gegend zwischen Drau und Save östlich von Agram verlegt, während Krain leer geblieben ist. Das letzte Blatt enthält eine Übersicht über die französische Geschichte seit 1776, wobei bemerkt wird, dass in Frankreich alle 18 Jahre ein Systemwechsel einzutreten pflegt. Die Karten selbst enthalten nur einige Flussläufe und wenige Städte. Auf allzugroße Richtigkeit der geographischen Verhältnisse kann es dabei nicht immer ankommen, und man wird darüber hinweggehen, dass auf Karte 3 der Semmering bei Leoben zu finden ist.

Der Geschichtslehrer wird gewiss das Verständnis bedeutungsvoller Feldzüge mitunter durch graphische Darstellungen auf der Wandtafel zu erleichtern suchen; sich allzusehr in den Gang verwickelter Kriege zu vertiefen, verbietet ihm der Mangel an Zeit. Ob es sich übrigens verlohnt, die langweiligen Feldzüge während des ersten Coalitionskrieges darzustellen, ist sehr fraglich; ich halte es für nützlicher, rasch darüber hinwegzugehen. Der Lehrer, der Zeit zu solchen Darstellungen findet und die Schüler aneifern will, solche Skizzen zu entwerfen, wird in Rotherts Buch viel Belehrung finden.

Graz. F. M. Mayer.

Programmenschau.

74. Ehrengruber Stephanus, De carmine Panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano. Pars VI. Progr. des Gymn. in Kremsmünster 1895, 8°, 68 SS.

Der 6. Theil der vorzüglichen, in diesen Blättern schon oft gerühmten Arbeit beschäftigt sich mit der Anwendung der subordinierenden Conjunctionen bei dem Panegyristen im Vergleiche mit Tibull, Catull, Properz, Virgil, Horaz und Ovid, und wir können bei diesem Theile nur das schon früher einmal ausgesprochene Urtheil wiederholen: die Studien des Verf.s gehen weit über den Rahmen einer Untersuchung über die Echtheit des Panegyricus hinaus und sind für die lateinische Syntax und für die Kritik und Exegese der in den Kreis der Untersuchung einbezogenen Schriftsteller von großer Bedeutung; der Verf., der nicht bloß eine Statistik über das häufigere oder seltenere Vorkommen der einzelnen Conjunctionen, sondern auch eine exacte Untersuchung über ihre Anwendung an den einzelnen Stellen des Verses bietet, spricht — zum mindestens Philologen gegenüber — gewiss ein unbegründetes Bedenken aus, wenn er S. 67 meint, dass der in diesem Theile behandelte Gegenstand »nonnullis minima videtur«.

Es wäre sehr zu bedauern, wenn die trefflichen Abhandlungen Ehrengrubers infolge der schwierigeren Zugänglichkeit von Programmaufsätzen nicht die verdiente Verbreitung fänden; wir hoffen, dass der Verf. seine Untersuchungen nach ihrem Abschlusse (vorläufig heißt es noch: »continuabitur«) auch in Buchform edieren wird.

75. Kohm L., Die Composition der Sophokleischen Tragödie „Oidipus Tyrannos“. I. Theil 34 SS. II. Theil 32 SS. Progr. des Gymn. im III. Bezirke von Wien 1894 u. 1895, 8°.

Als langjähriger Recensent der österreichischen Sophoklesprogramme hatte ich öfter auch Abhandlungen ästhetischen Inhaltes zu lesen und zu beurtheilen und muss gestehen, dass dies nicht immer eine erquickliche Arbeit war. Wiederholt galt es da, sich durch einen Wust von

Phrasen hindurchzuarbeiten zu Gedanken von nicht sonderlicher Tiefe. Und wenn ich darum derlei Abhandlungen immer mit einer gewissen Unlust und mit Misstrauen zur Hand nehme, so wurde ich durch die beiden Kohm'schen Aufsätze aufs angenehmste enttäuscht; ich nehme keinen Anstand, sie den gediegensten Sophoklesstudien ästhetischer Art an die Seite zu stellen. Viel Scharfsinn und dabei nur selten eine zuweit gehende Subtilität, viel Geschmack, eine schlichte und dabei vollkommen klare Darstellungsweise, das sind nach meinem Urtheile die Vorzüge, die man den Kohm'schen Studien billigerweise nachrühmen muss. Wenn ich im folgenden in einigen Punkten einer von K. abweichenden Auffassung Ausdruck verleihe, so möge dies dem Verf. nur beweisen, dass ich seine Ausführungen einer gründlichen Prüfung unterzogen habe. — Nach meiner Meinung ist es gewiss nicht der »Cardinalfehler« des Dramas, dass Ödipus nach so vielen Jahren immer noch über das Ende seines Vorgängers völlig ununterrichtet ist und auch Jokaste ihren Gemahl noch nie nach dem Grunde fragte, der ihn, den Fremden, nach Theben geführt hat. Mag auch beides immerhin etwas unwahrscheinlich sein, so dürfen wir trotzdem dem Dichter nicht so peinlich zu Leibe gehen; wieviele Mängel ließen sich nicht auf diese Weise an den besten Dichterwerken nachweisen! Der wahre Dichter hat zu jeder Zeit Anerkennung für sein souveränes Recht gefordert, äußere Umstände so zu gestalten, wie sie für sein Werk nothwendig sind. Außerdem vergisst der Zuhörer über der spannenden Handlung des Dramas gewiss sehr bald die nicht einmal allzugroßen Unwahrscheinlichkeiten, welche jene allerdings zum Ausgangspunkte hatte. Und endlich, enthält nicht auch die Sage, die der Dichter schon fertig vorfand, manches Unwahrscheinliche, an dem gleichwohl die Griechen wenigstens nie Anstoß nahmen, so z. B. den bedeutenden Altersunterschied zwischen Ödipus und Jokaste, der trotzdem nicht hindert, dass die beiden einen Liebesbund schließen, einen Bund, dem überdies noch eine größere Zahl von Nachkommen entsprießt; auch hiebei dürfte man nicht allzupeinlich die Jahre nachrechnen. — An einer andern Stelle findet der Verf. das Unterbleiben einer zweiten Sendung nach Delphi, welche den Namen des Mörders ermitteln soll, zwar nach der Anlage des Dramas nothwendig, jedoch vom Dichter nicht genügend gerechtfertigt; ja, er will sogar einen Widerspruch darin erblicken, dass später der Diener des Gottes (Tiresias) aussagen konnte, was der Gott selber nicht angeben wollte. Ich denke, die vom Verf. selbst angezogene Stelle 280 ff., wo Ödipus auf die Bemerkung des Chors, dass Apollo den Mörder hätte namhaft machen können, entgegnet, kein Mensch könne die Götter gegen ihren Willen zu etwas nöthigen, klärt das Unterbleiben der Sendung zur Genüge auf. Es wäre doch wohl gegen alles Herkommen gewesen, vom delphischen Gotte ein zweites, präciseres Orakel zu begehren. Hätten die Griechen etwas Derartiges für denkbar gehalten, dann hätte man sich — um einen Fall aus historischer Zeit anzuführen — zur Zeit der Perserkriege in Athen gewiss nicht die Köpfe darüber zerbrochen, was Apollo mit der »hölzernen Mauer« meine, sondern ruhig ein zweitesmal in Delphi angefragt. Was ferner jenen angeblichen Widerspruch betrifft, so meine ich, Tiresias ist insoferne ein »Diener des Apollo«, als er seinerzeit von ihm die Sehergabe erhalten hat, doch nicht so, dass er dauernd in des Gottes Dienste stehen würde und nur verkünden dürfte, was der Gott verkündet wissen will. Wollte man übrigens besonders subtil zuwerke gehen, so könnte man vielleicht daran erinnern, dass Apollo eigentlich nur der Vorsteher von Pytho ist, eine Würde, in der er seine Vorgängerin Themis ablöste, und dass das delphische Orakel eigentlich nicht seinen Willen offenbart; doch es ist nicht nöthig, so
[illegible] hen. — Nicht einverstanden bin ich schließlich mit dem Verf.,
[illegible] Vorherrschen des Zufalls als eine Schwäche des
[illegible] lions bezeichnet. »Denn ein Zufall ist es«, schreibt er II,

S. 15, „wenn gerade um jene Zeit Polybos von dem Tode ereilt wird und der Bote mit dieser Nachricht erscheint, ein Zufall, wenn die beiden außer Oidip. und Jok. in Betracht kommenden Personen, der Bote und der Diener, noch am Leben sind und sich seit der Rettung des Knäbleins nie getroffen haben, ein Zufall, wenn der thebanische Hirte mit dem Reisebegleiter des Laios identisch ist, ein Zufall, wenn der Korinther vor dem erwarteten Sclaven auftritt, ein Zufall, wenn Jok. vor dem Erscheinen des Boten den Palast verlässt, und ein Zufall ist es, wenn die alten Choreuten sofort imstande sind, sich an die Person des Hirten zu erinnern und sie mit der des Dieners zu identificieren.“ Ich glaube, wenn man alle diese angeblichen Zufälle prüft, so wird man wohl fürs erste überhaupt nicht alles „Zufall“ nennen dürfen, so z. B. das gute Gedächtnis der Choreuten; und das Übrige, will man es wirklich als Zufall gelten lassen, könnte nur dann Anstoß erregen, wenn es besondere Unwahrscheinlichkeiten enthielte; dies kann aber wohl nicht einmal von dem Ableben des — vielleicht neunzigjährigen — Polybos gelten, denn dieses muss stündlich zu erwarten sein, noch viel weniger aber von dem Auftreten des Korinthers vor dem alten Sclaven; was ist da Besonderes daran? Aus solchen „Zufällen“ setzt sich das ganze menschliche Leben zusammen.

Doch, wie schon oben gesagt, dies und anderes kann die Bedeutung der verdienstvollen Arbeit Kohms nicht schmälern; ebenso soll das Lob, das oben der trefflichen Diction des Verf.s gespendet wurde, nicht eingeschränkt werden, wenn ich zum Schlusse den Wunsch äußere, der Verf. möge in einer ästhetischen Studie Ausdrücke wie „eventuell“ und „beziehungsweise“, vor allem aber das dem Kanzleistile angehörige Monstrum „diesbezüglich“ meiden.

Wien. H. St. Sedlmayer.

---

76. Hanna Franz, Das byzantinische Lehrgedicht Spaneas nach dem Codex Vindobonensis Theolog. 193. Progr. des k. k. akad. Gymn. in Wien 1896, 8°, 16 SS.

Man kann sich über dieses Lehrgedicht, seine Quelle, seine Ausgaben und seine literaturgeschichtliche Behandlung am besten Rath holen aus Krumbachers 'Geschichte der byzantinischen Literatur', 2. Aufl., München 1897. Diese 2. Auflage konnte der Verf. nicht benutzen, weil seine Abhandlung schon 1896 erschien. Er hat eine Version aus einer Handschrift herausgegeben, die früher nicht bekannt war; sie gehört zu den älteren und besseren Versionen, da sie vielfach noch mit Hilfe der Schrift des Isokrates *πρὸς Δημόνικον* verbessert werden kann, welche die ursprüngliche Quelle des Spaneas-Gedichtes ist. Der Ausgabe des Verf.s darf man sehr viel Lob spenden; man sieht, dass er in der Sprache dieser mittelgriechischen Dichtungen sehr gut zu Hause ist; und auch mit seinen Ergänzungen kann man meistens einverstanden sein, da sie mit steter Vergleichung aller anderen bekannten Versionen gemacht sind.

Graz. Gustav Meyer.

---

77. Brejcha Ant., Des M. T. Cicero Brief an seinen Bruder Quintus über Provinzialverwaltung (M. T. Cicerona dopis bratru Quintovi o správě provincie). Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Tábor 1896, 8°, 16 SS.

Inhalt und Zweck des gelesensten aller Cicerobriefe haben mitgewirkt, dass derselbe die stilistische Sauberkeit einer Abhandlung zur

Schau trägt. Dagegen zeigt vorliegende, sonst correcte Übersetzung ein etwas schwerfälliges Gepräge. Der Übersetzer scheint sich ängstliche Anlehnung besonders in Wort- und Satzfolge zur Pflicht gemacht zu haben. Behufs schärferer Fassung des Ausdruckes wäre es nur von Vortheil gewesen, zu einer Reihe von Stellen die Stilistik von Nägelsbach-Müller nachzuschlagen.

78. Frána Thomas, Welche Änderungen hat Sophokles am innern Aufbau seiner Tragödien vornehmen müssen, da er von der trilogischen oder tetralogischen Dichtungsweise des Aischylos abgieng? (K jakým změnám ve vnitřním ústrojí tragoedie donucen byl Sofokles, upustiv od trilogického či tetralogického skládání Aischylova?) Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Jungbunzlau 1895, 8°, 31 SS.

Der Zweck der Abhandlung ist unerfindlich; thatsächlich bringt sie nichts mehr und nichts anderes, als was in den Grundzügen alle Handbücher, in ausführlicher Darstellung die Einleitungen zu den Einzeldramen bieten.

Prerau. Alois Fischer.

---

79. Hemmelmayr Franz, Edler von Augustenfeld, Die modernen Theorien der Lösungen nebst einigen ihrer wichtigsten Anwendungen. Progr. der k. k. Staatsrealschule in Linz 1895, 8°, 22 SS.

Zuerst wird die Wichtigkeit der physikalischen Chemie hervorgehoben, sodann »das Verhältnis von Chemie und Naturgeschichte einst und jetzt« skizziert. Inhalt: Die modernen Theorien der Lösungen nebst einigen ihrer wichtigsten Anwendungen; dabei ist nur auf die wichtigsten Erscheinungen Rücksicht genommen. Die Darstellung ist in gedrängter Form gegeben. Zweck: »Nachweis der Vielseitigkeit für die modernen Theorien zu liefern.«

Mechanismus der Reactionen von gelösten Körpern. Den Betrachtungen sind sogenannte »verdünnten Lösungen« zugrunde gelegt, das sind Gemische, die den einen Bestandtheil im Vergleiche zu den anderen im großen Überschusse enthält.

Als erste Frage wird behandelt, »welche maximale Arbeit beim Zusatze von reinem Lösungsmittel zu einer Lösung zu gewinnen sei.« Dabei wird auf das überraschende Resultat der experimentellen Untersuchung hingewiesen, »dass auch für Lösungen die bisher für die Gase geltenden Gesetze Anwendung finden«, und zwar: »Es zeigt sich, dass der gelöste Körper, ebenso wie das Gas, ein Bestreben hat, den größtmöglichen Raum einzunehmen« (S. 7), ja weiter, »dass der osmotische Druck von Lösungen genau so groß ist wie der Gasdruck, den man beobachten würde, wenn man das Lösungsmittel entfernte und die gelöste Substanz den gleichen Raum bei gleicher Temperatur in Gasform erfüllend zurückließe« (S. 8). Durch Anwendung der Avogadro'schen Regel auf »in verdünnter Lösung befindliche Körper« kommt van t'Hoff zur Aufstellung der Hypothese: »Isosmotische Lösungen enthalten im gleichen Volum, bei gleicher Temperatur, die gleiche Anzahl von Molecülen an gelöstem Stoffe, und zwar ist diese Anzahl ebenso groß wie die im gleichen Volum eines idealen Gases von gleicher Temperatur und gleichem Drucke.« Dem Gesetze, dass der Molecularzustand der Stoffe in Lösung

im allgemeinen der gleiche sei wie im Gaszustande, fügt sich das Wasser als Lösungsmittel der Säuren, Basen und Salze nicht. „Bei allen diesen Verbindungen ergab der Versuch einen bedeutend größeren Druck, als wie er sich mittelst der Gasgesetze aus dem Moleculargewichte berechnet.“ Die scheinbar unerklärlichen Anomalien wurden von Arrhenius durch seine berührte sogenannte elektrolytische Dissociations-Theorie in höchst einfacher Weise dem Verständnisse zugänglich gemacht. Die Theorie von Arrhenius: „Dass jeder Elektrolyt, in Wasser gelöst, in größerem oder geringerem Grade in seine Jonen dissociiert, d. h. in jene Bestandtheile, in die er primär bei der Elektrolyse zerfällt“ wird an einem Beispiele näher erläutert (S. 10 ff.).

Sodann werden die wichtigsten Versuche angeführt, die zur Begründung der Theorie ausgeführt wurden (S. 13, 14), hierauf wird auf einige Anwendungen dieser Theorie übergegangen und gezeigt, „wie sich verschiedene, gerade der wichtigsten chemischen Vorgänge durch sie in höchst einfacher und vollkommen einwurfsfreier Weise viel besser erklären lassen, als wie es früher geschah, und wie auch verschiedene, bisher ungelöste Fragen und scheinbare Widersprüche durch sie auf die denkbar einfachste Art gelöst werden“ (S. 15—22). Hiebei werden in Betracht gezogen: 1. Die Salzbildung, 2. starke und schwache Säuren und Basen, 3. Bestimmung der Basicität von Säuren aus der elektrischen Leitfähigkeit ihrer Salzlösungen, 4. normale und anormale Reactionen, 5. Doppelsalze, 6. Auflösung von Metallen, 7. Ausscheidung der Metalle aus ihren Lösungen durch andere Metalle, 8. Einfluss der Feuchtigkeit auf das Zustandekommen chemischer Processe.

Der Verf. glaubt „die Zeit nicht mehr ferne, in der die Lehren der Dissociations-Theorie in alle Lehrbücher der Chemie werden aufgenommen werden, wodurch eine wesentliche Erleichterung des Studiums eintreten wird“ (S. 22).

Die Darstellung ist recht klar; die Literatur wird gewissenhaft angegeben.

Wien. Joh. A. Kail.

Nachtrag zur Anzeige:

Victor von Renner, Griechische Münzen, vgl. S. 184 ff.

Der Herr Verf. hat mich gütigst aufmerksam gemacht,[1]) dass er trotz des Zusatzes auf dem Titelblatte der Buchausgabe: „Für Schulzwecke zusammengestellt“ und trotz der auf die schulgemäße Verwendung der katalogisierten Münzen bezüglichen Worte seiner Einleitung nicht daran denke, eine ausgedehntere Sammlung von direct zum Anschauungsunterrichte in der Schule bestimmten Münzen allgemein zu empfehlen, als für die Belebung des Unterrichtes und zur Darlegung der Hauptmomente der Geldgeschichte nöthig erscheine. In dem Monatsblatte der numismatischen Gesellschaft in Wien, Nr. 131 (1894), S. 66, hatte er ein Verzeichnis von 17 Typen für das classische Alterthum aufgestellt, deren Zahl also noch um ein gutes Stück hinter der von mir ein Jahr vorher für die Schulen begehrten zurückbleibt, nur dass Renner für seinen Kanon Originale begehrt und die Ergänzung derselben durch Imitationen und Originale anregt, während mir Gründe nicht bloß der Wohlfeilheit,

---

[1]) Auch verdanke ich dem Verf. den freundlichen Nachweis (zu S. 186, Z. 12), dass aus den Bildnissen von viri illustres auch Lycurg in seinem Katalog vertreten sei (n. 121).

sondern vor allem der Zweckmäßigkeit und gleichmäßigen Verwendbarkeit an verschiedenen Schulen räthlich erscheinen ließen, für die von mir vorgeschlagene Liste nur Reproductionen zu empfehlen.[1])

Es macht mir große Freude, diese Erklärung weiteren Kreisen mittheilen zu können und mich durch sie mit Prof. Renner nun in Bezug auf den Umfang des den Schülern aus der Numismatik zu bietenden Materials ungefähr in Übereinstimmung zu wissen. Renner erklärt, seine beiden Programmaufsätze verfasst zu haben, nicht um zu zeigen, was ungefähr zum Bestande einer 'Mustersammlung' in seinem Sinne gehören möge, sondern um den nicht durch besondere Übungsgelegenheit in die Numismatik eingeschulten Collegen einen Behelf in die Hand zu legen, mit dem sie die Münzen ihrer eigenen oder der ihren Schulen gehörenden kleinen Sammlungen zu bestimmen und einzuordnen vermöchten.

Freilich bin ich nicht gerade der Ansicht, dass dieses Mittel glücklich gewählt ist. Die Mannigfaltigkeit auch nur der häufigeren Typen hat sich in Renners Ausführungen nichts weniger als erschöpfen lassen, und die Anlage der Schrift bietet zu wenig Erleichterungen für den Gebrauch des Laien. Es scheint mir ferner auch fast weniger geboten, die Sammelthätigkeit in der nächsten Zeit noch mehr zu animieren, als die numismatischen Sammlungen, welche sich gegenwärtig bereits an einzelnen österreichischen Mittelschulen befinden, benützbar zu machen und dadurch die Zweckmäßigkeit und die Vortheile ihres Gebrauches beim Anschauungsunterrichte in deutlichen Exempeln zu erweisen und weiterhin zu empfehlen. Benützbar müsste man aber meines Erachtens jene Schulsammlungen dadurch machen, dass man die Beschreibung der einzelnen Stücke nach einem einheitlichen, darum am besten von amtswegen vorgeschriebenen Schema durchführt und den Beschreibungsblättern Erklärungen historischer, antiquarischer und metrologischer Art beifügt und Winke über die Verwendbarkeit einzelner Stücke beim Unterrichte in der Geschichte und bei der Lectüre der classischen Autoren anschließt.

Die Durchführung dieser Arbeit, die auf das Wesentliche und pädagogisch Wertvolle gerichtet sein müsste, kann nicht gut mehr als einer Person übertragen werden, und es würde mich sehr freuen, wenn Prof. Renner dieser Aufgabe zu unterziehen sich bereit fände, und wenn er es vermöchte, die maßgebenden Kreise für diese Absichten zu gewinnen und so zu ihrer Realisierung Mittel und Wege zu finden. Dafür würden ihm die humanistischen Lehrer aller von ihm berücksichtigten Schulen aufrichtigen Dank wissen.

Graz. J. W. Kubitschek.

---

[1]) Diese Collection bitte ich übrigens als eine Einheit, als eine Art Compendium, anzusehen und also nicht mit einer etwa sonst an der Schule vorhandenen Sammlung von Originalen oder Nachbildungen zu vereinigen.

Berichtigung zu S. 338.

In der Besprechung von R. Pöhlmanns Grundriss der griechischen Geschichte heißt es infolge eines Druckfehlers irrthümlich, dass der Zuwachs der neuen Auflage „50 Seiten“ betrage. Ich bitte zu berichtigen, dass die zweite Auflage um „150 Seiten“ stärker ist als die erste.

Graz. Adolf Bauer.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Reform des Mittelschulwesens in Ungarn.

Von Zeit zu Zeit dringen aus der jenseitigen Hälfte der Monarchie Stimmen zu uns herüber mit der vernehmlichen Kunde, dass dort eine tiefgehende Umwälzung auf dem Gebiete des Mittelschulwesens in Vorbereitung ist. Und so ist es in der That. Die ungarische Mittelschulpolitik verfolgt schon seit Jahren ganz andere Ziele, als uns in Österreich vorschweben, und sie sucht dieselben auch auf ganz eigenartiger Bahn zu erreichen.

Bei uns in Österreich sind die Bestimmungen des Exner-Bonitz-Thun'schen Organisationsentwurfes vom Jahre 1849 heute noch in ungetrübter Wirksamkeit, und auch der Lehrplan für die Gymnasien weist, von den geringen Veränderungen des Jahres 1892 abgesehen, seit 1884, jener der Realschulen seit 1879 keine wesentlichen Umgestaltungen auf. Unter der Devise „Quieta non movere" ist man bei uns sichtlich bestrebt, die bewährten Einrichtungen des Organisationsentwurfes und des Lehrplanes sich einleben zu lassen, und in ruhig conservativer Weise beschränkt man sich auf die nothwendige „pädagogische und didaktische Kleinarbeit", sofern etwa praktische Erfahrungen dazu ermuntern. Als Typen der Mittelschule gelten bei uns das achtclassige Gymnasium mit Latein und obligatem Griechisch und die siebenclassige Realschule mit Unterricht in den modernen Sprachen, beide mit Gliederung in eine Unter- und Oberstufe, beide mit gesondertem Endziele, gesondertem Lehrplane und dementsprechend gesonderten „Berechtigungen", ferner das Realgymnasium, das allerdings auf das Aussterbeetat gesetzt zu sein scheint, denn seit dem Jahre 1877 wurden die meisten staatlichen oder in staatliche Verwaltung übergegangenen Realgymnasien in reine Gymnasien mit obligatem Zeichnen verwandelt.

Anders in Ungarn. Der österreichische Organisationsentwurf, der nach Niederwerfung der Achtundvierzigerkämpfe von der absoluten kais. Regierung im Jahre 1852 in Ungarn eingeführt

worden war, konnte sich keine acht Jahre behaupten und wurde, kaum dass sich die Möglichkeit dazu bot, im Jahre 1860 über Bord geworfen. Und sicherlich waren daran weder die Ziele noch die Beschaffenheit des Organisationsentwurfes Schuld, sondern nur das politische Ungeschick der damaligen Verwaltung im allgemeinen, die, wie der hochangesehene ungarische Pädagoge M. Kármán sich ausdrückt,[1] durch „Missachtung alles nationalen Wesens, verbunden mit dem politischen Bestreben nach Einverleibung des ungarischen Staates, jede ihrer Maßregeln von Beginn an verhasst und somit erfolglos machte". Die seither erfolgten reorganisatorischen Bestrebungen vollzogen sich rasch und sprunghaft, kaum Entstandenes wurde umgeworfen, wieder neu aufgebaut und eben entstandenen modernsten Strömungen dienstbar gemacht. Mit der Wiederaufrichtung des selbständigen ungarischen Staates sollte ferner die ungarische Staatsidee in der Schule feste Wurzel fassen und durch die Schule wieder in die gebildeten Kreise aller im Lande ansässigen Volksstämme hineingetragen werden. Dabei fanden auch die reichsdeutschen und die nordischen Einheitsschulbestrebungen in Ungarn mächtigen Wiederhall, und ihre Verwirklichung, in wiederholten Ansätzen versucht, wurde gesetzlich theilweise schon angebahnt.

Der nach Ablauf des absoluten Regimes wiederhergestellte kgl. ungar. Statthaltereirath wollte im Jahre 1861 den Mittelschulunterricht von Grund auf umgestalten, wurde jedoch mittels Hofdecretes daran gehindert.[2] Nach Wiederherstellung der ungar. Verfassung (1867) nahm der Unterrichtsminister Baron Josef Eötvös eine große Reform in Angriff: wir begegnen zum erstenmale der Einheitsschule. Er plante eine dreistufige einheitliche Mittelschule; ihre Durchführung kam, hauptsächlich infolge des Todes des Ministers, nicht zustande. Der folgende Minister Pauler (Februar 1871 bis September 1872) kehrte zur früheren Richtung zurück, modificierte den Organisationsentwurf und schuf so den Lehrplan vom Jahre 1871 mit je vierjährigem Unter- und Obergymnasium. Auch dieser Lehrplan konnte sich nicht lange behaupten, und unter der Ministerschaft August Treforts (Sept. 1872 bis Aug. 1888) trat das jetzt giltige Mittelschulgesetz (1883) in Kraft, das jedoch thatsächlich, wie wir sehen werden, bereits stark durchlöchert ist und durch die Pläne des gegenwärtigen Ministers Dr. Julius Wlassics vollends ins Wanken gebracht wird. In solch tempera-

---

[1]) Vgl. dessen ausgezeichnete, mit einem inhaltsreichen Vor- und Nachworte versehene deutsche Übersetzung des Allgemeinen Theiles der ungar. Instructionen zum Lehrplane der ungar. Gymnasien in der „Sammlung pädagogischer Abhandlungen", herausgeg. von Frick u. Meier, Halle a. S. 1890, III. Heft, S. 4.

[2]) Vgl. Fr. Keméný, Die Mittelschulen Ungarns. Im Auftrage des kgl. ung. Ministers für C. und U. für die Millenniumsausstellung verfasst. Pozsony (Pressburg) 1896, S. 6.

mentvoller Weise wurde jenseits der Leitha vorgegangen, und im Eilschritte strebt man dort neuen Zielen entgegen.

Gegenüber unseren österr. Mittelschulverhältnissen ergeben sich für Ungarn, kurz umrissen, folgende Abweichungen, die theils bereits gesetzlich bestehen, theils nach Absicht des Ministers ihrer Verwirklichung entgegengeführt werden sollen: In Ungarn ist das Gymnasium wohl achtclassig, es besteht jedoch nicht aus Unter- und Obergymnasium, sondern hat einen einheitlichen, auf psychologischer Grundlage beruhenden Lehrgang. Im Mittelpunkte des Unterrichtes stehen die nationalen Gegenstände: ungar. Sprache und Literatur, ungar. Landeskunde und Geschichte. Das Griechische wird von der fünften Classe an unterrichtet und ist nicht obligat; an dessen Stelle können Compensationsgegenstände treten. Die Realschule ist seit 1875 achtclassig, seit 1887 ist in derselben ein facultativer Unterricht im Latein eingeführt. Den Typus des Realgymnasiums kennt man nicht. Dagegen ist seit dem Wiederaufleben staatlicher Selbständigkeit eine Bürgerschule geschaffen worden, die auf Grund eines vierjährigen Elementarunterrichtes einen sechsjährigen Lehrcurs befolgen sollte, allerdings aber zumeist weder in Bezug auf ihre Organisation noch hinsichtlich ihrer Frequenz den gutgemeinten Absichten ihrer Schöpfer entspricht. Fügen wir hinzu, dass der jetzige Minister an Stelle der gegenwärtigen Gymnasien und Realschulen die „einheitlich berechtigende“ Mittelschule mit ganz eigenartigem Aufbau setzen will, der eine reorganisierte, mit erweiterten Berechtigungen ausgestattete Bürgerschule zur Seite stehen soll, dass ferner parallel mit dieser geplanten Neuorganisierung des Mittelschulwesens eine umfassende Revision der Lehrpläne in Vorbereitung ist, dass ferner der Minister bereit ist, zur Regelung der „Berechtigungen“ ein neues Qualificationsgesetz einzubringen, so wird schon durch diese Andeutungen zur Genüge dargethan, dass zwischen den bestehenden österreichischen und den bestehenden, beziehungsweise geplanten, ungarischen Mittelschulverhältnissen ebenso bedeutsame wie eigenartige Unterschiede obwalten.

Wie das alles geworden und gewachsen ist, welchen Impulsen die ungar. Unterrichtsverwaltung gefolgt ist, soll im nachstehenden, der Enge des verfügbaren Raumes entsprechend, wenigstens umrissweise gezeigt werden.

I.

Die gegenwärtige Organisation und der zur Zeit giltige Lehrplan der ungar. Mittelschulen, insbesondere der Gymnasien.

Die gegenwärtig bestehende Organisation der ungar. Mittelschulen (Gymnasium und Realschule) beruht wesentlich:

1. auf dem Gesetzartikel XXX vom Jahre 1883, der nach heftigen inner- und außerparlamentarischen Fehden und

Protesten am 23. Mai 1883 sanctioniert wurde und noch in demselben Jahre ins Leben trat;[1])

2. auf dem Gesetzartikel XXX vom Jahre 1890 über den facultativen Unterricht des Griechischen an den Gymnasien, sowie der eventuell an Stelle des Griechischen tretenden Compensationsgegenstände, und

3. gehört in gewisser Beziehung hierher das Statut über den facultativen Unterricht des Lateinischen an den Realschulen, bereits früher, im Jahre 1887, verlautbart mittels Min.-Erl. Z. 8296.

Durch die letztgenannten beiden Verfügungen beginnt eigentlich wieder eine neue Phase in der Entwicklung des ungar. Mittelschulwesens: es wurden durch dieselben die Einheitsschulbestrebungen, theilweise wenigstens, in die Praxis umgesetzt.

Das Mittelschulgesetz vom Jahre 1883 zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Organisation der Mittelschulen; II. Leitung und Aufsicht; III. Private Mittelschulen; IV. Über die Befähigungsprüfungen der Mittelschulprofessoren; V. Vermischte Maßregeln.

Die epochale Bedeutung dieses Fundamentalgesetzes, das sich an den Namen des Ministers Trefort knüpft, liegt zunächst darin, dass die ungar. Staatsregierung sich erst durch dieses Gesetz die rechtliche Handhabe errang, um ein Aufsichtsrecht auch über die autonomen confessionellen Mittelschulen auszuüben. Von der Zerstückung, der Zerfahrenheit, wie sie im Mittelschulwesen des nicht nur national, sondern auch confessionell so vielgestalteten Landes vor dem Inslebentreten jenes Grundgesetzes bestand, von der Zähigkeit und Eifersucht, mit welcher die autonomen Confessionen jede Einmengung seitens des Staates in Verwaltung und Organisation der von ihnen erhaltenen Mittelschulen zurückwiesen, hat man außerhalb Ungarns gemeiniglich keine rechte Vorstellung. So standen im Ausgleichsjahre (1867) — ich will nicht weiter in die Vergangenheit zurückgreifen — von 146 gymnasialen Anstalten im eigentlichen Ungarn im ganzen nur 12 unter voller staatlicher Verwaltung;[2]) diese waren natürlich

---

[1]) Der XXX. Gesetzartikel vom Jahre 1883 über die Mittelschulen und die Qualification der Professoren an denselben. Aus dem Ungarischen. Budapest, Verlag der kgl. ung. Universitätsbuchdruckerei 1886. — In deutscher Übersetzung ist das Gesetz ferner abgedruckt in der Zs. f. d. Realschulw. 1884, S. 607 ff.; 1885, S. 30 ff., 214 ff. — Auszugsweise übersetzt bei Kemény, Die Mittelschulen Ungarns, S. 17 ff. — Vgl. ferner: Der Mittelschulgesetzentwurf im ungar. Reichstage; Mittheilung der wichtigsten Reden aus der Generaldebatte des ungar. Abgeordnetenhauses vom 5.—17. März 1883; übersetzt aus den stenograph. Reichstagsberichten. Hermanstadt, J. Drotlef 1883; und: Die Specialdebatte über den Mittelschulgesetzentwurf im ungar. Reichstage, ibid.

[2]) Vgl. M. Kármán, Die Organisation des höheren Unterrichtes in Ungarn, in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, München 1897, I. Bd., II. Abth., S. 316 f.

katholisch, wie ja bis in die jüngste Zeit das vom Staate unterstützte und erhaltene Schulwesen rein katholisch war. Die übrigen katholischen Anstalten gehörten den verschiedenen Lehrorden: den Piaristen (etwa 8 vollständige und 16 kleinere Anstalten), den Benedictinern (3, 3), Cisterciensern (3), Prämonstratensern (3, 2), Franciskanern (4), Minoriten (3), welchen nicht nur die äußere Verwaltung, sondern auch das volle Aufsichts- und Disciplinarrecht in ihren Schulen zustand. War also schon der weitaus größte Theil der katholischen Schulen der staatlichen Ingerenz entrückt, so galt dies in nicht minderem Maße betreffs der sonstigen nichtkatholischen Schulen. Die Reformierten, die 10 vollständige und 14 kleinere, ebenso die Lutherischen, die 9 vollständige und 9 kleinere Anstalten hatten, waren gleicherweise im Schulwesen dem Staate gegenüber vollständig autonom. Hiezu kamen im eigentlichen Ungarn noch ein griech.-kath. (rumänisches) und ein griech.-orient. (serbisches) Obergymnasium, von welch letzterem bedeutsamerweise, wie Kármán erzählt, die Regierung seinerzeit nicht einmal statistische Daten zu erhalten vermochte. Noch schlechter lagen die Verhältnisse in Siebenbürgen; neben 29 autonomen gab es dort gar nur ein einziges Gymnasium, das der Regierung unterstand. Solchen chaotischen Verhältnissen gegenüber war das Mittelschulgesetz vom Jahre 1883 von erlösender Wirkung.

Die heutige Gestaltung des Mittelschulwesens, genauer gesagt die Gestaltung des Schulwesens im Jahre 1893/4 — für die allerjüngste Zeit stehen mir exacte Daten nicht zur Verfügung — weist folgende drei Gruppen von Mittelschulen auf:[1])

A. Der vollen Verfügung des Ministers unterstehen:

a) sämmtliche 38 Staatsanstalten, und zwar 15 Gymnasien und 23 Realschulen, alle insgesammt nicht confessionell,

b) die 17 königlichen Gymnasien, sämmtlich katholisch, die aus dem ungarischen Studienfond[2]) erhalten werden.

B. Unter der Leitung des Ministers stehen:

a) die von politischen Körperschaften (Comitaten, Städten, Gemeinden) oder durch Privatstiftungen nichtkirchlichen Charakters gegründeten und erhaltenen Anstalten (18 Gymnasien, 5 Realschulen),

b) sämmtliche römisch- und griechisch-katholischen Gymnasien, 43 an Zahl, die auf Grund früherer staatlicher Donationen oder aus Privatstiftungen kirchlichen Charakters erhalten werden.

---

[1]) Vgl. Kármán, Organisation usw. S. 319, und Kemény, Die Mittelschulen Ungarns, S. 13.

[2]) Dieser Studienfond wurde 1773 aus den eingezogenen Gütern der aufgehobenen Jesuitencollegien gebildet und seither durch sonstige kgl. Donationen und Privatstiftungen vermehrt.

In beiden Kategorien verfügen die Erhalter selbständig in ökonomischer Beziehung. Alle Schulbauten [1]) jedoch, ferner die Ausrüstung und die Lehrmittelbesorgung bedürfen der Gutheißung des Ministers. Auch üben die Erhalter entsprechenden Einfluss auf die Bestallung der Lehrkräfte. Und zwar stehen den nichtkirchlichen Schulerhaltern theils Ernennungs- theils Präsentationsrechte zu; dementsprechend vollzieht dann der Minister die Bestätigung oder die definitive Bestallung der Lehrer. Die kirchlichen Oberen (wie der siebenbürgische katholische Status, die Oberen der Lehrorden, einzelne Prälaten) hinwiederum haben das volle Recht, ihre Professoren zu ernennen oder zu versetzen, doch sind auch sie verhalten, ihre Beschlüsse dem Minister rechtzeitig zur Anzeige zu bringen und seine Genehmigung einzuholen. In disciplinärer Beziehung sind die Lehrer in den communalen Anstalten den staatlichen, in den confessionellen Anstalten den kirchlichen Instanzen unterstellt. In pädagogisch-didaktischer Beziehung stehen jedoch alle diese Anstalten vollends, geradeso wie die oben unter *A* aufgezählten, unter staatlicher Leitung, sind also betreffs des Lehrplanes und der Lehrbücher an alle für die Staatsanstalten giltigen Verordnungen gebunden und bedürfen selbst für die Festsetzung der Unterrichtssprache der Einwilligung des Ministers.

C. Nur die staatliche Oberaufsicht übt endlich der Minister gegenüber den zur autonomen Leitung ihres Schulwesens berechtigten Confessionen aus. Solcher autonomer (kirchlicher) Anstalten gab es im Jahre 1893/4 im ganzen 59 (55 Gymnasien und 4 Realschulen) und zwar: *a*) helvetischen Bekenntnisses 27 Gymnasien; *b*) evang.-augsburgischen Bekenntnisses 22 Gymnasien und 3 Realschulen; *c*) vereinigte protestantische: 1 Gymnasium; *d*) griechisch-orientalische: 3 Gymnasien, 1 Realschule; *e*) unitarische: 2 Gymnasien. Der Einfluss des Ministers auf diese Schulen ist, solange dieselben keine Staatssubvention in Anspruch nehmen, in mancher Beziehung beschränkt. Die Confessionen verwalten ihre Anstalten sowohl in ökonomischer als auch in pädagogisch-didaktischer Beziehung autonom. So steht ihnen die Festsetzung des Lehrplanes zu, doch gilt der staatliche Lehrplan als Unterrichtsminimum, und es ist sowohl der festgesetzte Lehrplan sowie jede Änderung desselben (den Religionsunterricht ausgenommen) von Fall zu Fall dem Minister zur Kenntnis zu bringen (§. 8 des Gesetzes v. J. 1883). Ebenso steht den Kirchen die Disciplinarmacht über Lehrer und Schüler zu, doch sind sie gehalten, jede diesbetreffende Verfügung dem Minister anzuzeigen. Auch die Unterrichtssprache und die Lehrbücher bestimmen die autonomen Kirchen; jedoch hat der Minister das Recht,

---

[1]) Bezüglich der zweckmäßigen Ausführung von Schulbauten besteht eine eigene Instruction in der mittels Verordnung Z. 6125 ex 1892 herausgegebenen „Anleitung zur Erbauung von Mittelschulgebäuden“.

die verwendeten Lehrtexte untersuchen zu lassen, ob sie nichts Staats- oder Gesetzwidriges enthalten. Ferner ist der Minister berechtigt, jede einzelne Anstalt durch seine Commissäre, zumeist sind es die Oberdirectoren (= unseren Landesschulinspectoren) des betreffenden Districtes, inspicieren zu lassen, und bei den Maturitätsprüfungen, die unter der Leitung der confessionellen Behörden abgehalten werden, ist stets ein Regierungsvertreter anwesend. Jede Anstalt ist überdies verpflichtet, alljährlich einen Jahresbericht einzusenden. Ferner wacht der Minister über die richtige Verwendung des Schulvermögens und der Stiftungen (§. 48 des Ges. v. J. 1883). Unter solchen Verhältnissen ist es dem Minister natürlich nur erwünscht, wenn die Confessionen für ihre Anstalten die staatliche Subvention in Anspruch nehmen. In den Verträgen, die dann zwischen dem Staate und der betreffenden Confession abgeschlossen werden, wird von Seite des Staates darauf geachtet, dass seine Ingerenzrechte erweitert werden. Andererseits wiederhüten sich die Nationalitäten, soweit sie sich mit dem ungar. Staatsgedanken noch nicht ganz befreundet haben, sorgfältig, eine Subvention zu erbitten.

Fassen wir die obgenannten Zahlen zusammen, so ergibt sich für das Schuljahr 1893/4 folgende Übersicht: Von den 151 Gymnasien und 33 Realschulen, also in Summa 184 Mittelschulen, standen:

a) unter staatlicher Verwaltung 55 Mittelschulen, und zwar 32 Gymnasien und 23 Realschulen = 29·8%;
b) unter staatlicher Leitung 70 Mittelschulen (darunter 3 Privatgymnasien und 1 israelit. Realschule), wovon 64 Gymnasien und 6 Realschulen = 38%, und endlich
c) autonome Anstalten 59, wovon 55 Gymnasien und 4 Realschulen = 32%.

Autonom ist also noch immer ein volles Drittheil sämmtlicher Anstalten. [1])

Eine zweite wichtige Errungenschaft, im Sinne der ungar. Staatsidee, ist die Bestimmung des §. 7 des obcitierten Gesetzes, wonach in den von Confessionen erhaltenen Mittelschulen, sofern die Unterrichtssprache nicht die ungarische ist, die Confessionen für den Unterricht in der Staatssprache, d. h. für den Unterricht in der ungar. Sprache und Literatur, als *obligaten* Lehrgegenstand Sorge tragen müssen. Derselbe wird in der VII. und VIII. Classe in ungar. Sprache ertheilt, und die betreffenden Schüler sind verhalten, aus diesem Gegenstande die Maturitätsprüfung, und zwar in ungar. Sprache, abzulegen. In dieser Beziehung ergibt sich ein wohlthätiger Gegensatz

[1]) Wer sich über die Details der Administration der autonomen Mittelschulen innerhalb der einzelnen Confessionen unterrichten will, sei auf Kármán, Organisation usw. S. 322, verwiesen.

zu den Verhältnissen, wie sie bei uns zulande sind. Bei uns gibt es ganze Provinzen, in deren Gymnasien das Deutsche nicht obligat ist; allerdings ist bei uns die deutsche Sprache als Staatssprache nicht gesetzlich inarticuliert. Noch augenfälliger wird die Anomalie, wenn man bedenkt, dass an den ungar. Mittelschulen Deutsch obligater Lehrgegenstand ist (§. 3 des Ges. v. J. 1883). In den Gymnasien wird es von der III. Classe an gelehrt und ist in summa mit 18 wöchentlichen Stunden bedacht, an den Realschulen wird es von der I. Classe an mit 24 wöchentlichen Lehrstunden unterrichtet.

Ein drittes wichtiges Ergebnis des Mittelschulgesetzes ist endlich, dass der Staat die Heranbildung der Mittelschullehrer, d. h. die Ertheilung der Lehrbefähigung an dieselben, in seine volle Gewalt bekam. Die Prüfungsordnung ist von der unserigen vollständig verschieden.[1] Zur Hebung der Heranbildung der Mittelschullehrer hat ferner der gegenwärtige Minister (Ende 1895) eine hochwichtige, bereits von seinem Vorgänger Baron Roland Eötvös angeregte Schöpfung ins Leben gerufen, das „Baron Josef Eötvös-Collegium", ein staatliches Internat für Lehramtscandidaten etwa in der Art der École Normale Supérieure in Paris. Das Statut desselben siehe bei Kemény, Die Mittelschulen usw. S. 48, und bei Kármán, der sich ja selbst bedeutende Verdienste um dieses Institut erworben hat, Organisation usw. S. 330 ff.

Vollständig außeracht gelassen ist im Gesetze vom Jahre 1883 der eigentliche Betrieb des Unterrichtes. In dieser Beziehung wurden später eigene Lehrpläne und methodische Instructionen sowohl für die Gymnasien (1887, bezw. 1889) als auch für die Realschulen (1884, bezw. 1886) hinausgegeben.[2] Ursprünglich hatte ich die Absicht, die Instructionen und den Lehrplan — besonders des ungar. Gymnasiums — eingehender zu besprechen. Doch scheint es räthlich, hievon, wenigstens für jetzt, abzustehen, da gerade in diesen Tagen die Revision des ungar. Lehrplanes in den betheiligten Kreisen aufs eifrigste ventiliert wird. Minister

---

[1]) Beispielshalber erwähne ich nur, dass in der pädagogischen Prüfung auch Fragen aus der Schulhygiene vorgesehen sind. Thatsächlich ist die Institution der Schulärzte und ebenso der Unterricht in der Schulhygiene an den Mittelschulen gesetzlich, und zwar mit je zwei Stunden in den beiden oberen Classen, eingeführt. Nach Keménys Ausweise (Die Mittelschulen usw. S. 64) wurde die Schulhygiene im Jahre 1894/5 bereits an 30 Mittelschulen, und zwar 659 Schülern vorgetragen. In Budapest besteht ein eigener Curs für Schulärzte und Professoren der Hygiene.

[2]) Eine tabellarische Übersicht des Lehrplanes der ungar. Gymnasien hat Kármán im Anschlusse an seine Übersetzung des Allg. Theiles der Instruction zum Lehrplane der ungar. Gymn., s. o. S. 578, Anm., mitgetheilt; vgl. auch von demselben Autor: Organisation usw. S. 335 ff.; in dem letztgenannten Werke S. 352 ff. findet man auch die wichtigsten ungen des Lehrplanes für die ungar. Realschulen.

Dr. Wlassics hat diese Revision angeordnet, das ständige Comité des ungar. Landesunterrichtsrathes [1]) hat zu derselben bereits Stellung genommen, und auch der ungar. Landes-Mittelschullehrerverein hat für den 26. und eventuell 27. Mai l. J. den Gesammtausschuss nach Budapest einberufen, [2]) um in der Frage der Lehrplanrevision Beschlüsse zu fassen. In Anbetracht dessen werde ich mich also darauf beschränken, nur die leitenden Gedanken, auf denen der gegenwärtige Lehrplan für die ungar. Gymnasien — auf letztere Anstalten beziehen sich ja die geplanten Reformen in erster Linie — aufgebaut ist, in gedrängtester Form hervorzuheben. Diese Leitideen dürften übrigens von der Revision kaum in Mitleidenschaft gezogen werden.

Mit Stolz weist man in Ungarn darauf hin, [3]) dass ein so hochgeschätzter deutscher Schulmann wie O. Frick den ungar. Lehrplan geradezu als „Muster eines rationellen Lehrplanes" [4]) bezeichnet hat. Und in der That ist ein Guttheil der Reformpläne Fricks durch den gegenwärtig bestehenden ungar. Lehrplan verwirklicht worden. Nicht minder ist der ungar. Lehrplan den von Frick so warm empfohlenen [5]) Herbart-Ziller-Stoy'schen didaktischen Grundsätzen, ebenso der Didaktik Willmanns gerecht geworden. Nur eines, nämlich das Zurücktreten des griechischen Unterrichtes hat Frick als Mangel des ungar. Lehrplanes beklagt. [6]) Und das darf uns allerdings nicht wundernehmen. Es ist ja bekannt, dass die Frick-Hornemann-Steinmeyer'sche Reformrichtung eine besondere Vorliebe für das Griechische auf Kosten des Latein an den Tag legt; ja, Hornemann glaubte sogar eine Zeit voraussehen zu dürfen, wo das Latein überhaupt aus den deutschen Schulen verschwunden sein würde. [7])

Schon der ganze Aufbau des ungar. Lehrplanes ist wesentlich verschieden von dem unsrigen. Das ungar. Gymnasium ist nicht zweistufig wie bei uns, also nicht in Ober- und Unter-

---

[1]) Über die Organisation und den Wirkungskreis dieser das Min. für C. und U. in pädagogischen und didaktischen Angelegenheiten berathenden Körperschaft vgl. Kemény, Die Mittelschulen usw. S. 14 f., und Kármán, Organisation usw. S. 321 f.

[2]) Vgl. die Nummer vom 28. März l. J. des Organes des ungar. Landes-Mittelschullehrervereines: Országos középiskolai tanáregyesületi Közlöny.

[3]) Vgl. z. B. das Februarheft der angesehensten ungar. Revue „Budapesti Szemle", S. 262.

[4]) Vgl. das oben S. 578 Anm. citierte III. Heft der Sammlung pädagogischer Abhandlungen, S. 3 Anm.

[5]) Vgl. Theobald Ziegler, Geschichte der Pädagogik S. 349. in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, I. Bd., I. Abth., München 1895.

[6]) Vgl. die Fußnote auf S. 19 des vorhin citierten Heftes der Sammlung pädagog. Abhandlungen.

[7]) Vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichtes, II², S. 588.

gymnasium getheilt, sondern „eine Anstalt mit einheitlichem Lehrcursus und strebt darnach, dass die Aufeinanderfolge des Lehrstoffes der Entwicklung der Zöglinge entsprechend eine Continuität bilde, welche die bereits erworbenen Kenntnisse nicht mehr brachliegen lässt, sondern dieselben als Basis des weiteren Fortschrittes betrachtet und gelegentlich auch anzuwenden sucht". Kármán (Sammlung usw., S. 5) charakterisiert den Aufbau des ungar. Gymnasiums folgendermaßen: „Das Gymnasium bildet eine einheitliche Schule, die continuierlich dem vorgefassten Ziele zustrebt, eine etwa cyklisch erfolgende Wiederholung desselben Lehrstoffes aber vermeidet, hingegen jede folgende Stufe, d. h. jedes Schuljahr, auf dem Grunde des früheren aufbaut", und er fährt dann fort: „Es lässt sich aber leicht erkennen, dass der Lehrplan in logischer Behandlung des Lehrstoffes eine dreifache Gliederung des Ganzen ins Auge fasst. Die ersten drei Jahre (I.—III. Classe) setzen etwa die begonnene Elementarbildung fort, wobei die Vertiefung in die einzelnen Thatsachen, die klare Anschauung des Einzelnen im Menschen- und Naturleben gewünscht wird. Die drei folgenden Jahre (IV.—VI. Classe) nehmen die begriffliche Fixierung, eine classificierende, ordnende Verknüpfung des Thatsächlichen in Aussicht, in Literatur und Geschichte, wie in Naturkunde und Mathematik. Die letzten Jahre (VII.—VIII. Classe) möchten sodann das Bewusstsein der gesetzmäßigen Bedingtheit aller historischen sowie natürlichen Erscheinungen zu wecken suchen und damit eben dem wissenschaftlichen Universitätsstudium die Wege bahnen." Es ist unschwer zu erkennen, welches deutschen Pädagogen Ideale hier in Wirklichkeit umgesetzt sind.

Höchst beachtenswert ist ferner, dass der ungar. Lehrplan im Sinne der Herbart'schen „Concentration" auf die wechselseitige Beziehung der gymnasialen Lehrfächer die weitestgehende Rücksicht nimmt. Die Allgemeine Instruction bemerkt in dieser Beziehung S. 9:[1]) „Am nöthigsten ist die Übereinstimmung in der Einsicht, dass die Mittelschule die einzelnen Gegenstände nicht in fachgemäßer Vereinzelung, sondern in harmonischer Gemeinsamkeit zu verwenden wünsche, indem sie dieselben der wissenschaftlichen Vorbereitung, der Begründung allgemeiner Bildung und dem Endziele ihrer Bestrebungen, der Entwicklung eines edlen sittlichen Charakters dienstbar macht. Mit dieser Aufgabe der öffentlichen Erziehung ist auf der gymnasialen Stufe, zumal in den unteren Classen, kein Unterricht vereinbar, der nach Fachwissenschaften sich gliedert." Und weiter heißt es ebendort: „Die Aufgabe der

---

[1]) Ich citiere nach der von Kármán mitgetheilten deutschen Übersetzung; s. oben S. 578 Anm.

Lehrer besteht vielmehr darin, dass sie, den Kreis ihres Faches reinhaltend, doch nicht verabsäumen, die in den übrigen Fächern gewonnene Einsicht und Fertigkeit, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, zweckmäßig zu benutzen; durch die Gruppierung des Lehrstoffes gilt es ferner zu ermöglichen, dass zwischen den verschiedenen Fächern, auf die der Unterricht sich erstrecken muss, und insbesondere zwischen den verwandten Studien eine wechselseitige Beziehung zutage trete, deren erläuternde Hilfe auch der Schüler selbst zu fühlen und zu würdigen vermag." Die Instruction spricht, vielleicht gerade um die „Concentration" leichter zu ermöglichen, S. 37 den Wunsch aus, dass die Professoren während des Unterrichtes beieinander hospitieren mögen. „Außer der Belehrung", heißt es dort, „die das gegenseitige Beispiel bietet, wird die Wahrnehmung der geistigen Solidarität in der Thätigkeit ihrer Lehrer auch auf die sittliche Entwicklung der Jugend wohlthätig wirken." Diese „Concentration" der einzelnen Lehrgegenstände auch im Detail folgerichtig durchzuführen, bietet naturgemäß die größte Schwierigkeit. Und auch Kármán (Sammlung usw. S. 6) gibt zu, dass „die Instructionen zu den einzelnen Lehrfächern mehr in ihren allgemeinen Gesichtspunkten als im Detail dieser pädagogischen Anforderung genügen." Consequenter und durchdringender als in der Gruppe der realen Fächer scheint mir die Concentration innerhalb der humanistischen Fachgruppe ausgearbeitet zu sein. Ermöglicht wird letzteres hauptsächlich dadurch, dass im ungar. Lehrplane der Unterricht in der Muttersprache vollständig in den Vordergrund gerückt erscheint, und dass diesem Unterrichtszweige der gesammte übrige literarische Unterricht, ich möchte sagen, geradezu tributär gemacht wird. Und damit sind wir bei einem weiteren, vielleicht dem eigenthümlichsten Characteristicum des ungar. Lehrplanes angelangt.

Das ungar. Gymnasium verfolgt als erstes und oberstes Endziel die Vermittlung nationaler Bildung. Es soll, wie Kármán (Sammlung usw. S. 5) sich ausdrückt, „die höchste nationale Gesammtbildung begründen, die lebendige Theilnahme an den Interessen nationaler Cultur gewährleisten". Demgemäß wird der „muttersprachliche Unterricht Mittelpunkt und Träger aller literarischen Bildung" (S. 49). Der Gedanke, das Unterrichtswesen unter möglichst weitgehender Beibehaltung des altsprachlichen Unterrichtes und der mit demselben untrennbar verknüpften Erziehungs- und Bildungsideale auf eine nationale Basis zu stellen, ist auch in Deutschland nicht neu; unbestreitbar ist es aber, dass die Nationalisierung des Schulwesens in Ungarn gesetzlich früher versucht wurde als z. B. in Deutschland. In Deutschland ist die Forderung, die Jugend national zu erziehen und die Muttersprache in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu rücken, zu wiederholtenmalen erhoben worden.

So im Jahre 1848, als Herm. Köchly — ein unverdächtiger Neuerer, denn als Schüler Gottfried Hermanns war er ein tüchtiger Philologe — auf der Leipziger Versammlung im Juli 1848 seine Anschauungen dahin entwickelte:[1]) „Das alte Gymnasium sei eine Lateinschule, sein Princip die lateinische Sprachbildung gewesen, darin habe es seinen Mittelpunkt gehabt. An die Stelle dieser Einheit sei inzwischen Vielheit und Zerfahrenheit getreten. Daher sei ein neuer Mittelpunkt zu suchen, und das sei das Deutsche; um dieses her müssten sich die übrigen Bildungsmittel gruppieren, auf der einen Seite die Naturwissenschaften und die Mathematik, auf der andern Seite die historisch-ethischen Disciplinen; so erst sei das Princip das modern-universelle. Daraus ergebe sich dann als Zweck der altclassischen Studien die Erkenntnis des Griechen- und Römerthums aus und durch die Quellen; könne man das nicht erreichen, so müsse man den altclassischen Unterricht ganz aufgeben." Diese Pläne, denen sich damals die Majorität der Versammlung anschloss, giengen in den Stürmen der Achtundvierzigerbewegung unter. Ähnliche Vorschläge tauchten nach 1870 auf, als die Wogen der nationalen Bewegung gleichfalls hoch giengen. Seine Auferstehung endlich feierte das nationale Bildungsideal in den Reformideen des im Jahre 1889 von Frick, Hornemann, Steinmeyer in Hannover gegründeten „Deutschen Einheitsschulvereines"[2]) und vollends einen Triumph, als auf der Berliner December-Conferenz des Jahres 1890 niemand Geringerer als der Träger der deutschen Kaiserkrone unter die Enquête-Mitglieder trat und folgende Worte an dieselben richtete:[3]) „Wer selber auf dem Gymnasium gewesen ist und hinter die Coulissen gesehen hat, der weiß, wo es da fehlt. Es fehlt vor allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage das Deutsche nehmen; wir sollen junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer. Wir müssen von der Basis abgehen, die jahrhundertelang bestanden hat, von der klösterlichen Erziehung des Mittelalters, wo das Lateinische maßgebend war und ein bischen Griechisch dazu. Der deutsche Aufsatz muss der Mittelpunkt sein, um den sich alles dreht." Was durch die Worte des Kaisers gezeitigt wurde, zeigten die neuen preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892: das Latein wurde am Gymnasium um 15, das Griechische um 4 Stunden verringert, das Deutsche aber erhielt eine Zubuße von 5 Stunden und wurde als der ethisch bedeutsamste Gegenstand bezeichnet.

Noch weiter als der deutsche Lehrplan geht in der Forderung nationaler Erziehung die ungar. Lehrverfassung, wie sich aus den Zielen ergibt, die dem muttersprachlichen und dem muttersprachlich-

---

[1]) Vgl. Ziegler, S. 332.
[2]) Vgl. Paulsen, II[2], S. 588.
[3]) Vgl. Paulsen, II[2], S. 592.

literarischen Unterrichte gestellt sind. In formaler Beziehung wird die selbstverständliche Forderung gestellt, dass sich der Schüler „über Gegenstände seines Erfahrungs- und Gedankenkreises mündlich und schriftlich [1]) präcis und gewandt auszudrücken wisse, was man“, wie die Instruction sagt, „mit Recht als sicherstes Zeichen der Bildung zu betrachten pflegt.“ In Bezug auf den muttersprachlich-literarischen Unterricht wird sodann bemerkt: „Außer der formalen Handhabung der Sprache hat der Sprachunterricht unserer Mittelschulen noch die wertvolle Aufgabe, dass die sich entwickelnde Seele unmittelbare Fühlung nehme mit dem geistigen Leben, welches die Grundlage der Gefühls- und Gedankenwelt der Gegenwart bildet, jene classischen Formen des Denkens und Empfindens sich aneigne, in deren Bewahrung wir die Garantie der nöthigen Continuität unserer Cultur erblicken. Als *vorzüglichstes* Ziel des ungar. Sprachunterrichtes gilt es, dass derselbe die nationale Gesinnung und Denkweise, wie solche veredelt und versittlicht in den ewig werten Blättern unserer Literatur zutage tritt, der künftigen Generation überliefere.“

Anschließend daran wird auch der Zweck des fremdsprachlichen Unterrichts gekennzeichnet: „Die Behandlung aller fremden Sprache hat wieder das eigenthümliche Verdienst, dass sie die Vertreter eines fremden Volksgeistes von großem culturellen Werte vor die jugendliche Seele stellt, deren richtige Würdigung und Wertschätzung vermittelt und somit für die gemeinsamen allgemeinen Interessen den Sinn entwickelt.“ Genauer äußert sich die Instruction über das Verhältnis zwischen dem muttersprachlichen und dem fremdsprachlichen Unterrichte auf S. 13 f.: „Indem wir den gesammten literarischen Unterricht als einheitliche Aufgabe betrachten, fällt gleicherweise dem ungar. Sprachunterrichte sowohl die Grundlegung als auch die systematische Zusammenfassung und Ergänzung der theoretischen Einsicht zu. Für die Organisation des Lehrstoffes in der ungar. Sprache und Literatur war dieser Gesichtspunkt in erster Reihe maßgebend. Der Plan bezweckt, dass die Analyse der ungar. Sprachformen stets vorangehe und das Verständnis der Bedeutung fremder Sprachformen erleichtere. Die Abfolge der Lectüre und damit in Verbindung der Gang des stilistischen, rhetorischen und poetischen Unterrichtes wurde derart festgestellt, dass die Erklärung und erläuternde Bearbeitung der Werke unserer nationalen Literatur dem Verständnisse, der gedanklichen und stilistischen Würdigung fremder Classiker vor-

---

[1]) Zu diesem Zwecke ordnet die Instruction (S. 12) ausdrücklich an, dass auch die Lehrer der realen Fächer „von Zeit zu Zeit, nach Beendigung mehr zusammenhängender Partien, durch Ertheilung geeigneter, schriftlicher Aufgaben dahin wirken, dass die Zöglinge dem Lehrfache entsprechende Gewandtheit in der Muttersprache sich aneignen“.

arbeite. Die Lehrer fremder Sprachen haben daher besonders darauf zu achten, dass sie die an der Behandlung der ungar. Sprache und Literatur erworbene theoretische Einsicht zweckmäßig zu einem beschleunigteren und umfassenderen, doch zugleich einheitlicheren Studium der fremden Literaturwerke benutzen, als es bisher Gepflogenheit war. Der Lehrer der ungar. Sprache erachte es seinerseits als Pflicht, die an der fremden Lectüre fortwährend sich bereichernde Erfahrung der Schüler hinterher bei Systemisierung der theoretischen Kenntnisse auch wirklich zu verwerten."

Neben dem muttersprachlichen Unterrichte wird, wie es ja bei der geschilderten Tendenz des Lehrplanes selbstverständlich ist, auch der Unterricht in ungar. Geschichte, ungar. Landeskunde und Verfassungsgeschichte den Zielpunkten nationaler Bildung in hervorragender Weise dienstbar gemacht. Demgemäß ist auch der Aufbau des ganzen geschichtlichen, geographischen und landeskundlichen Unterrichtes durchaus eigenartig. Aus dem oben S. 584 f. angeführten Grunde will ich jedoch derzeit auf eine nähere Darlegung des Aufbaues dieser Disciplinen nicht eingehen, sowie ich es mir auch versagen muss, genauer auszuführen, wie der ungar. Sprach- und Geschichts- und der fremdsprachliche Unterricht im Sinne der Concentration im Detail ineinandergreifen und sich gegenseitig fördern und unterstützen. Wir wollen erst abwarten, wie sich die in Vorbereitung befindliche Revision des Lehrplanes gestalten wird.

Eine Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Organisation und des zur Zeit giltigen Lehrplanes der ungar. Gymnasien besteht ferner darin, dass das Griechische, dessen Unterricht übrigens erst in der fünften Classe einsetzt und in der V.—VII. Classe mit je 5, in der VIII. Classe mit 4 Stunden bedacht ist, infolge des Gesetzartikels XXX vom Jahre 1890 als wahlfrei erklärt wird und für solche Schüler, die am griechischen Unterrichte nicht theilnehmen, der Ersatzunterricht in gewissen Compensationsgegenständen angeordnet wird. Ich habe auch bereits erwähnt, dass durch diese von dem damaligen Minister für C. und U. Grafen Csáky eingebrachte Gesetzes-Novelle und den bereits früher im Jahre 1887 eingeführten facultativen Unterricht des Lateinischen an den Realschulen das im Unterrichtsgesetze vom Jahre 1883 ausgesprochene Princip der Zweitheilung der ungar. Mittelschulen in reine Gymnasien (also mit obligatem Griechisch) und in reine Realschulen (ohne Lateinunterricht) durchbrochen und die Einführung der einheitlichen Mittelschule, wie sie Graf Csáky plante, angebahnt erscheint.

An den Namen des Grafen Csáky also und an seine Einheitsschulpläne knüpft sich die Ausmerzung des Griechischen aus der Reihe der obligaten Lehrgegenstände. Aber so ganz sang- und klanglos konnte das obligate Griechisch denn doch nicht zu Grabe gebettet werden. Im Gegentheile, alle gebildeten Kreise des Landes, das Parlament, die gelehrten Gesellschaften, die Schulmänner, die

berufene und die unberufene Publicistik, alles ergriff in leidenschaftlichster Weise pro oder contra Partei, je nachdem man Anti- oder Philhellene war. Auf eine detaillierte Schilderung der einzelnen Phasen des denkwürdigen Kampfes, auf eine Aufzählung und Würdigung der für und gegen das Griechische vorgebrachten Argumente des näheren einzugehen, ist hier nicht am Platze und hätte bestenfalls nur retrospectives Interesse. Iacta est alea! Wer sich darüber genauer unterrichten lassen will, der lese die geistvollen Artikel nach, die Fr. Kemény, als Realschulmann ein Anhänger der Reform, unter dem Titel „Der griechische Feldzug in Ungarn" in der Zs. f. d. Realschulwesen 1890, S. 341 ff., 416 ff., 595 ff. veröffentlicht hat. Einen klaren Überblick namentlich über die parlamentare Debatte, die der Schaffung des Gesetzes vorausgieng, bietet Frh. von Pirquets Schrift, Die Reform der Mittelschulen, Debatte im ungar. Reichstage vom 21.—29. Januar 1890, Wien, Hölder, wo man auch den bezüglichen Erlass des ungar. Unterrichtsministers vom 12. August 1889 und den Bericht des kgl. ungar. Unterrichtsrathes an den Minister in deutscher Übersetzung abgedruckt findet. Es ist derselbe Frh. von Pirquet, der die Frage der Einheitsschule auch bei uns in Österreich in Fluss bringen wollte. Ich erinnere nur an die Rede, die er am 30. März 1886 im österr. Reichsrathe gehalten hat, und an die Flut von Broschüren und Reformvorschlägen, die uns damals überschwemmten. Seither ist es bei uns darüber stille geworden, wesentlich infolge der energischen und dankenswerten Stellungnahme Sr. Exc. des Freiherrn von Gautsch, der damals und seither zu wiederholtenmalen mit größtem Nachdrucke erklärt hat, an der bewährten Organisation der österr. Mittelschulen nicht rütteln zu wollen. Das Wichtigste über den Kampf, der im ungar. Parlamente um das Griechische geführt wurde, hat W. Krumme kurz zusammengefasst in seinem Büchlein: Das höhere Schulwesen im Auslande während der letzten 20 Jahre, Braunschweig 1890, S. 28 ff.

Die wesentlichen Bestimmungen des Gesetzartikels XXX vom Jahre 1890 sind folgende:[1])

Die Lehrgegenstände, aus welchen Gymnasialschüler anstatt der „griechischen Sprache und Literatur" einen ordentlichen Unterricht erhalten, sind:

a) erweitertes Studium der ungarischen Literatur in Verbindung mit der Lectüre der Werke der griechischen Classiker in ungarischer Übersetzung;[2]) Grundlinien der griechischen Literatur und Culturgeschichte;

b) Zeichnen (Freihand- und geometrisches Zeichnen).

---

[1]) In deutscher Übersetzung bei Kemény, Die Mittelschulen usw., S. 26.

[2]) Vgl. die Bestimmung der neuen preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892, dass Ilias und Odyssee ganz zu lesen sind, wobei behufs Ergänzung deutsche Übersetzungen herangezogen werden mögen; s. Paulsen, II², S. 597.

Der Lehrplan dieser Compensationsgegenstände wurde sodann mittels Erlasses, Z. 30.820 ex 1890,[1]) näher bestimmt. In den Classen V—VIII, in welchen das obligate Griechisch mit je 5 Stunden (V.—VII. Cl.), bezw. mit 4 Stunden (VIII. Cl.) bedacht ist,[2]) sind je zwei Stunden zu dem erweiterten Studium der ungar. Literatur in Verbindung mit der Lectüre ungar. Übersetzungen der griechischen Classiker, ferner je zwei Stunden für den Cursus im Zeichnen zu verwenden. Für den Compensationsunterricht ergibt sich demnach gegenüber dem rein griechischen

---

[1]) Vgl. Kemény, Die Mittelschulen usw., S. 27; Kármán, Organisation, S. 351.

[2]) In Betreff des griech. Obligatunterrichtes bemerken die Instructionen (s. Kármán, Organisation, S. 342): »Aus der griech. Literatur kann im gegenwärtigen Stadium unseres gymnasialen Unterrichtes, wo dieser Sprache nur von der V. Classe an Zeit gewidmet wird, nur ein Autor auf eingehendere allseitige Beleuchtung rechnen«, und dieser Autor ist Homer. »Was der Lehrplan noch neben ihm anführt, das will mehr zur Ergänzung griechischer Sprachkenntnis dienen; es kann deshalb eine entsprechende Behandlung der betreffenden Schriftwerke nicht gefordert werden.« Der Lehrplan überlässt es den betreffenden Anstalten, mit dem attischen oder mit dem jonischen Dialecte zu beginnen. Demgemäß wird dann folgender Lehrgang empfohlen:

a) Mit dem attischen Dialecte beginnend:

V. Classe: Elemente der attischen Formenlehre, mit entsprechender Lectüre (äsopische Fabeln, historische Stücke). VI. Classe: Abschluss der Formenlehre und Hauptpunkte der Syntax mit Lectüre aus Xenophon (insbesondere aus den Memorabilien). VII. Classe: Homer (ausgewählte Stücke zur Beleuchtung der poetischen Diction, mit Erläuterung der Composition der Epen im ganzen). Formelle Abweichung des jonischen Dialects. Im zweiten Theile des Jahres eventuell ausgewählte Stücke aus Herodot. VIII. Classe: Homer, fortsetzungsweise (insbesondere zur Beleuchtung der sittlichen Weltanschauung der homerischen Zeit). Überdies ausgewählte Stücke aus Plato (zur Kennzeichnung der an Sokrates sich knüpfenden Umgestaltung der sittlichen Vorstellungen, insbes. Euthyphron, Apologie, Kriton oder Selecta aus ethische Fragen behandelnden Schriften). In jeder Classe entsprechende mündliche Übungen und schriftliche Aufgaben.

b) Mit dem jonischen Dialecte beginnend:

V. Classe: Nach Behandlung der Hauptpunkte der Formenlehre sobald als möglich homerische Lectüre: Odyssee (mindestens 1 Gesang. — Sorgfältige Einübung des Wortschatzes; Zusammenfassung nach sachlichen Gruppen und sinnverwandten Wörtern und Epitheta). VI. Classe: Homer (Odyssee) fortsetzungsweise (detaillierte Beleuchtung der epischen Weltauffassung, der religiösen Vorstellungen und socialen Sitten der Zeit). Daneben systematische Übersicht der Formenlehre und Elemente der Syntax. VII. Classe: Homers Ilias (nach Inhalt und Composition, auch mit Berücksichtigung der homerischen Frage); dann Auswahl lyrischer Gedichte (als Ergänzung der Poetik, Bruchstücke etwa aus Solon, Theognis, Mimnermos und Simonides); (etwa) auch ausgewählte Partien aus Herodot (zur Beleuchtung der sittlichen Auffassung der Zeit). VIII. Casse: Plato, größere ausgewählte Partien (zur Würdigung der sittlichen Auffassung des platonischen Sokrates); — oder, wenn möglich, ein Drama von Sophokles (Antigone). — In jeder Classe entsprechende schriftliche Aufgaben.

Unterrichte in den vier Classen ein Gesammt minus von 3 Stunden. Der Canon der ungar. Lectüre knüpft sich an den für das gemeinsame Studium festgesetzten Plan und beschäftigt sich namentlich mit solchen Schriftstellern eingehender, die sonst dem Privatstudium überlassen bleiben. Sie hier aufzuzählen, hätte nicht viel Wert. Die Lectüre der griechischen Classiker in ungar. Übersetzung, mit welcher eine Orientierung in der griechischen Alterthumskunde und Literaturgeschichte lehrplanmäßig Hand in Hand geht, ist folgendermaßen aufgetheilt:

V. Classe: Lectüre zusammenhängender Theile aus Thukydides (etwa II, 34—46, 47—54, 59—65, auf Perikles bezüglich, ferner die sicilische Expedition betreffend, VI, 8—14, 30—32; VII, 10—17, 42—87) mit sachlichen Erläuterungen und Erklärung der Composition.

VI. Classe: Lectüre und Erläuterung der Ilias und Odyssee. Religions- und Privatalterthümer (Plastik und Architektur).

VII. Classe: Lectüre je eines Dramas von Aischylos (Perser oder Agamemnon), Sophokles (Oedipus rex oder Antigone) und Euripides (eine der Iphigenien oder Medeia), dazu Übersicht der Geschichte der griechischen Poesie.

VIII. Classe: Nach einer Übersicht der Entwicklung der griechischen Prosaliteratur Auswahl aus Plato (Apologie und Kriton, mit vorgeschritteneren Classen auch aus der Politeia) und Aristoteles (aus der nikomachischen Ethik I, 2—13; III, 1—8; IV, 7—9, 10; V, 1—15; oder VIII und IX; und aus der Poetik I, 1—7; III, 7—13; IV, 14—16, oder, die Erziehung des Bürgers betreffend, VII, 17 und VIII).

Je zwei Stunden entfallen, wie erwähnt, in den vier oberen Classen auf den Zeichenunterricht; in der VII. und VIII. Classe wird der größere Theil der Unterrichtszeit der darstellenden Geometrie gewidmet.

Es ist selbstverständlich, dass durch diese Neuordnung auch das „Berechtigungswesen“ stark berührt wurde.

Doch bevor ich darauf näher eingehe, will ich anschaulich machen, in welcher Weise der facultative Unterricht im Lateinischen an den Realschulen durchgeführt wurde.

Wie bereits erwähnt, wurde im Jahre 1887 mittels Erlasses, Z. 8296,[1]) an den Realschulen als außerordentlicher Lehrgegenstand, der jedoch nur von qualificierten Lehrkräften unterrichtet werden soll, das Lateinische eingeführt. Der Unterricht erstreckt sich auf Schüler der V.—VIII. Classe. Als Ziel gilt (§. 2): gründliche Kenntnis der Grammatik, Verständnis und präcise Übersetzung der gelesenen Autoren, Fähigkeit, einen leichteren ungar. Text in das Lateinische zu übersetzen, Kenntnis der altclassischen und römischen Alterthümer und der Literatur, soweit

[1]) Auszugsweise bei Kemény, Die Mittelschulen usw., S. 21.

dieselbe mit der absolvierten Lectüre zusammenhängt. Die Lehraufgabe der einzelnen Classen gliedert sich folgendermaßen: V. Classe mit 4 Stunden wöchentlich: Formenlehre und aus der Syntax der einfache Satz. Sammlung entsprechenden Wortschatzes und Benützung desselben bei der mündlichen Übersetzung. — VI. Classe, wöchentlich 3 Stunden: Beendigung der Syntax; hiebei Lectüre aus Ciceros leichteren Briefen und aus einer poetischen Anthologie; Elemente der Prosodie. — VII. Classe, 3 Stunden: Auswahl aus Sallust, Cicero (Reden) und Vergil. — VIII. Classe, 3 Stunden: Auswahl aus Cicero, Tacitus (Agricola) und Horaz (Ars poetica). — Das Hauptgewicht ist auf die Prosaiker zu verlegen; ferner wird ausgiebige und in ihren Resultaten controlierbare häusliche Lectüre vorgeschrieben. — In jedem Cursus sind entsprechende schriftliche Aufgaben zu geben.

Gegen diese Einrichtung ist von keiner Seite ernstlicher Einspruch erhoben worden. Die Altphilologen waren offenbar erfreut, dass das Latein ein neues Geltungsgebiet gefunden hatte, der Realschule hinwieder erwuchs eine Erweiterung der von ihr gewährten „Berechtigungen". Auch die Zahl der Schüler, die an diesem Unterrichte theilnehmen, ist in steter Zunahme begriffen: im Jahre 1887/8 lernten 150 Realschüler Latein, im Jahre 1894 bereits 491. Dabei ist zu bedenken, dass die Zahl der ungar. Realschulen verhältnismäßig gering ist (s. o. S. 583) und dass die Frequenz derselben, obwohl stetig zunehmend, sehr stark hinter jener der Gymnasien zurückbleibt. Klage — namentlich in Realschulkreisen — wird nur darüber erhoben, dass Realschüler die Maturitätsprüfung aus Latein, sofern sie sich einer solchen überhaupt unterziehen wollen, nur an einem öffentlichen Gymnasium ablegen können. Es ist klar, dass bei der geringen Zahl der dem Lateinunterrichte an Realschulen eingeräumten Stunden (4 + 3 + 3 + 3) bei der Maturitätsprüfung an Realschüler nicht dieselben Anforderungen gestellt werden können wie an absolvierte Gymnasiasten. Das Statut bestimmt deshalb auch ausdrücklich, dass für die Ergänzungsreifeprüfung aus dem Lateinischen nur die oben erwähnten Anforderungen des Statuts maßgebend sind. Die Zahl der Schüler, welche diese Ergänzungsreifeprüfung bestehen, ist wohl in steter Zunahme begriffen, doch scheint der Erfolg noch immer ein recht mäßiger zu sein: im Jahre 1894/5 haben im ganzen nur 49 Realschüler die Reifeprüfung aus Latein bestanden. Es ist dies ein Beweis dafür, dass das Bedürfnis nach dem Lateinunterrichte an Realschulen denn doch nicht gar so groß war.

Was nun die „Berechtigungen" betrifft, so ist es selbstverständlich, dass dieselben durch die Einführung des facultativen Lateinunterrichtes an Realschulen und durch die Nichtobligaterklärung des Griechischen an den Gymnasien wesentlich beeinflusst werden mussten. Im §. 26 des Fundamentalgesetzes vom Jahre 1883 war bestimmt worden, dass die gymnasiale

Maturitätsprüfung zur Aufnahme an allen Hochschulen berechtigt,[1]) während die an der Realschule abgelegte Maturitätsprüfung vor Einführung des lateinischen Facultativunterrichtes nur zur Aufnahme ins Polytechnicum, in die mathem.-naturwissenschaftlichen Facultäten oder Sectionen der Universitäten oder Mittelschullehrerseminare, ferner zur Aufnahme in die Berg-, Forst- und Landwirtschaftsakademie qualificierte. Dagegen wurde nach Einführung der oben erwähnten Neuerung solchen Realschülern, welche im Sinne des Statuts vom Jahre 1887 die Ergänzungsreifeprüfung aus Latein (also nicht etwa auch aus Griechisch) ablegen, die Qualification zum Eintritte in die medicinischen und juridischen Facultäten zutheil. Der Beruf des Arztes und des Juristen ist demnach auch den „Nichtgriechen" zugänglich gemacht. Das Gymnasium berechtigt hinfort die am griechischen Unterrichte Theilnehmenden für alle Hochschulen, während den „Nichtgriechen" nur die theologischen Facultäten und die sprachlich-historischen Abtheilungen der philosophischen Facultäten und der Mittelschullehrerseminare (auch denen, die etwa moderne Sprachen studieren wollen) verschlossen bleiben. Es ist kein Zweifel, dass es in Ungarn wie auch anderwärts hauptsächlich nur die „Berechtigungen" sind, die auf eine Reorganisation der bestehenden Mittelschultypen hingedrängt haben — und noch hindrängen.

Überblicken wir das Gesagte, so ergibt sich, dass unter dem Schlagworte der Einheitsschule die beiden Arten von Mittelschulen, Gymnasium und Realschule, sich einander wesentlich genähert haben. Die Realschule hat dabei an Geltung gewonnen, in die Organisation des Gymnasiums in unserem Sinne ist eine breite Bresche geschlagen worden. Und fragen wir, wie sich die praktische Durchführung der Reform gestaltet hat, so berufen sich Freunde und Gegner der Reform zunächst immer nur auf die Statistik. Betreffs des facultativen Lateinunterrichtes an Realschulen sind bereits oben S. 594 Zahlen angeführt worden. Bezüglich der Gymnasiasten, die anstatt des Griechischen die Compensationsgegenstände wählen, weist die Statistik eine, wenn auch nicht rapide, so doch stete Zunahme der „Nichtgriechen" auf. Im Einführungsjahre 1890/91 meldeten sich 26% (an staatlichen Gymnasien 36%) der die V. Classe besuchenden Schüler für die Compensationsfächer, während wir im Jahre 1894/5 bereits 41% „Nichtgriechen" finden.[2]) Auf diesen Procentzuwachs der „Nichtgriechen" thun sich natürlich die Freunde der Reform einiges zugute. Die Gegner wieder freuen sich, dass die überwiegende Mehrzahl der Gymnasiasten dem Griechischen doch noch immer

---

[1]) Zeichnende Geometrie ist an den vier unteren Classen des Gymnasiums obligat.

[2]) Vgl. Keměny, Die Mittelschulen usw., S. 30.

ungen bleibt, und sie weisen außerdem schadenfroh auf das Zugeständnis des Ministerialberichtes vom Jahre 1893/4 hin, wornach diejenigen Schüler, welche anstatt des Griechischen die — allerdings zumindest ebenso schwierigen und überdies mit weniger Unterrichtsstunden bedachten — Ersatzgegenstände wählen, durchschnittlich eine mindere Qualität aufweisen als die Griechisch Lernenden, und dass von ihnen auch 14% weniger in die höheren Classen gelangen.[1]) Wir gehören zu jenen, die da meinen, dass eine culturelle Frage, wie es die theilweise Abschaffung des Griechischen ist, von einem andern Standpunkte als dem der Statistik betrachtet werden muss.

II.

Die Einheitsschulbewegung in Ungarn und die Reformpläne des Ministers Dr. Julius Wlassics.

So originell sich die ungarische Einheitsschulbewegung, namentlich in jüngster Zeit, auch gestaltet hat, so scheint sie doch durch die gleichzeitigen deutschen, vielleicht auch nordischen Reformbewegungen angeregt und beeinflusst worden zu sein. In Deutschland reicht die Bewegung zeitlich weit zurück. Bereits im April 1849[2]) beschäftigte sich die preußische Landesschulconferenz mit der Reform des mittleren Unterrichtes; man dachte an eine Anstalt mit einem dreiclassigen gemeinsamen Unterbau, über dem sich ein Obergymnasium für die gelehrten Studien mit fünf, und ein Realgymnasium ohne Latein ebenfalls mit fünf Jahrgängen erheben sollte. Doch wurde aus diesen Plänen damals nichts.[3]) Vierzig Jahre später wird die Frage von neuem aufgerollt, diesmal mit größerem Erfolge. Im October 1889 constituierte sich in Hannover unter der Leitung von O. Frick, Hornemann und Steinmeyer der „Deutsche Einheitsschulverein". Als Ziel setzte sich der Verein (s. Paulsen, II², S. 588) „eine Reform des Gymnasiums im Sinne der Anpassung an die Bedürfnisse der Gegenwart: Aufgebung des Lateinschreibens, dagegen stärkere Betonung des Deutschen (s. o. S. 587 f.), Aufnahme des Englischen, Fortführung des Zeichnens, um dadurch das Gymnasium ganz geschickt zu machen, die einheitliche Schule zu sein für alle, die eine höhere, allgemeinwissenschaftliche Ausbildung suchen. Das Realgymnasium wurde auf diese Weise (wie Paulsen sich ausdrückt) in das Gymnasium „aufgehoben". Als wichtigen Vortheil dieser „Verschmelzung von Gymnasium und Realschule" sah man den an, „dass dadurch die Spaltung in der Schulwelt und

---

[1]) Vgl. Zs. f. d. Realschulwesen 1894, S. 406.

[2]) Die Bewegung lässt sich sogar — ganz ungezwungen — bis ins Ende des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen; vgl. Paulsen II², S. 98.

[3]) Vgl. Ziegler, S. 332.

unter den höher Gebildeten beseitigt werde, die für die Einheit unserer nationalen Bildung verhängnisvoll zu werden drohe. Neben dieser höheren Einheitsschule würde es dann nur noch lateinlose Anstalten mit sechs- und neunjährigem Cursus geben. Der zu besorgenden Überbürdung dachte man durch bessere Methoden des Unterrichtes zu begegnen; nicht umsonst war Otto Frick einer der Führer der Bewegung." Beinahe gleichzeitig ward von Friedrich Lange ein neuer „Verein für Schulreform" gegründet, der Ideen zu verwirklichen suchte, die Director Ostendorf, ein rheinischer Schulmann, schon auf der Schulconferenz vom Jahre 1873 vertreten hatte. „Das Ziel des Lange'schen Schulvereines (vgl. Paulsen, II^2, 589) ist auch die Einheitsschule, aber nicht die des Hannoverischen Vereines, der bloß Gymnasium und Realgymnasium verschmelzen will, sondern eine radicale Einheitsschule, in die auch die sechsclassige Realschule, resp. Bürgerschule eingeschmolzen ist. Das Schema ist einheitliche sechsclassige Mittelschule, die zugleich höhere Bürgerschule und Unterbau für die aufzusetzenden drei Formen des Gymnasiums sein soll. Der Anfang des Unterrichtes in fremden Sprachen wäre hier natürlich mit einer modernen Sprache, Französisch oder Englisch, zu machen, Latein und Griechisch würden auf ein vorgeschritteneres Alter verschoben." Natürlich schwiegen die Vertreter des alten traditionellen Gymnasiums zu diesen Neuerungen nicht. Der bekannte Schulmann G. Uhlig, Gymnasialdirector und Professor in Heidelberg, gründete 1890 die Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" und gleichzeitig den „Gymnasialverein". Zeitschrift und Verein führen nunmehr den Kampf gegen alle Widersacher des traditionellen Gymnasiums.

So standen also drei Parteien in fröhlichem Kampfe einander gegenüber, als auf Anregung des deutschen Kaisers im Jahre 1890 in Berlin die December-Conferenz (s. o. S. 588) zusammentrat, die dann zu den neuen „Lehrplänen und Lehraufgaben" führte, die seit Ostern 1892 für die höheren Unterrichtsanstalten Preußens verbindlich geworden sind. Durch diese Conferenz (und durch die preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892) wurden einige wesentliche Forderungen des Hannoverischen Einheitsschulvereines verwirklicht (Paulsen, ib. S. 594): Einschränkung des classischen Unterrichtes, auf das Deutsche ist fortan der größte Nachdruck zu legen, die Zahl der Deutschstunden ist zu vermehren, eine eingehendere Behandlung der neueren vaterländischen Geschichte ist auf Kosten des sonstigen geschichtlichen Unterrichtes zu erreichen, die Einführung des Englischen, facultativ oder obligatorisch, ist zu empfehlen, ebenso die obligatorische Fortführung des Zeichnens. In organisatorischer Beziehung sprach sich die Conferenz für den Wegfall des Realgymnasiums aus, so dass es fortan nur Gymnasien und lateinlose Real-

schulen geben sollte, ferner für die gleiche Wertschätzung der realistischen und der humanistischen Bildung, für höhere lateinlose Bürgerschulen mit sechs Classen und die Ertheilung des Freiwilligenrechtes an die letzteren, sowie für Einschiebung einer Prüfung zu dem gleichen Zwecke nach dem sechsten Jahrgange neunstufiger Schulen.[1])

Während so die preußische Lehrverfassung des Mittelschulunterrichtes in die Bahn des Hannoverischen Einheitsschulvereines einbog, war schon viel früher in Norwegen[2]) und in den beiden anderen nordischen Königreichen (auch die Schweiz gehört in gewisser Beziehung hieher)[3]) die radical einheitliche Mittelschule mit darauffolgender Gabelung (Furcation) eingeführt worden, also eine Organisation, wie sie in Deutschland der Lange'sche Verein für Schulreform anstrebt.

Auch in Preußen verschloss man sich nicht der Nothwendigkeit, praktische Versuche mit einem lateinlosen Unterbau für alle Arten von Schulen anzustellen. Der erste Versuch mit einem solchen Unterbau wird mit Genehmigung des Unterrichtsministeriums seit Ostern 1892 in Frankfurt a. M. (Director K. Reinhardt) gemacht.[4]) Die Grundzüge dieses Systems sind folgende: Der Anfang des Lateinischen wird auf Unter-Tertia (= unserer Quarta) verschoben; dafür wird in Sexta (= unserer Prima) mit dem Französischen als erster fremden Sprache begonnen. Damit ist für alle höheren Schulen, Gymnasium und Realgymnasium, ein einheitlicher (lateinloser) Unterbau von drei Classen gewonnen. Mit dem IV. Jahrescursus (= unserer Quarta) tritt die Gabelung ein: *a*) in reines Gymnasium, und *b*) in Realgymnasium. Das Gymnasium setzt in Unter-Tertia (= unserer Quarta) mit 10 Stunden Latein ein und setzt es in Ober-Tertia mit 10, in den folgenden Classen mit 8 Stunden fort. (Das Französische wird im Gymnasium mit je 2 Stunden fortgeführt.) Das Griechische beginnt in Unter-Secunda (= unserer Sexta) und wird durch vier Jahre mit je 8 Stunden betrieben. Das Realgymnasium, dessen

---

[1]) Vgl. Baumeister, Organisation des höheren Unterrichtes in Preußen, in dem von demselben Verfasser herausgegebenen Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, S. 36.

[2]) Vgl. Krumme, Das höhere Schulwesen im Auslande, Braunschweig 1890, S. 7 f., und ferner Östbye, Organisation des höheren Unterrichtes in Norwegen, in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, S. 399 f. — Neuerdings ist man übrigens in Norwegen noch weiter gegangen: das Griechische wurde aus dem Lehrplane gänzlich gestrichen, Latein dagegen kann bis auf weiteres mit Genehmigung des Königs und des Storthings in einzelnen Gymnasien unterrichtet werden; vgl. Wychgrams Zeitschr. f. ausländisches Unterrichtswesen 1896, S. 97 f.

[3]) Vgl. Krumme, S. 22 ff.

[4]) Vgl. K. Reinhardt, Die Frankfurter Lehrpläne, 1892; dazu ein Vortrag von ebendemselben: Die Umgestaltung des höheren Schulwesens, 1892. — Als Gegenschrift vgl. Uhlig, Die Einheitsschule mit lateinlosem Unterbau, 1892. — Vgl. ferner Ziegler, S. 356; Paulsen, II^2, S. 616.

Abzweigung in Unter-Tertia stattfindet, betreibt das Latein mit je 2 Stunden weniger, setzt für Englisch (statt des Griechischen) in Unter-Secunda mit 6 Stunden ein und führt es dann mit je 4 Stunden fort. Die übrigen Lehrfächer sind gemeinsam. Aber auch außer der genannten praktischen Erprobung eines neuen Lehrplanes sind in den letzten Jahren probeweise auch manche andere Abweichungen von den Normallehrplänen gestattet worden; vgl. über dieselben Baumeister, Organisation usw., S. 56 f. Verfrüht wäre es, heute schon ein Urtheil über den Erfolg der Einheitsschule mit lateinlosem Unterbau abgeben zu wollen, da die erste Maturitätsprüfung z. B. nach dem Frankfurter System erst im Jahre 1901 abgehalten werden wird.

Es war nothwendig, diese Übersicht der nichtungarländischen Einheitsschulbewegungen vorauszuschicken, wenn man das, was in Ungarn geplant wird, verstehen und würdigen will. Über das Stadium des Umhertastens und Erwägens ist man dort noch immer nicht hinausgekommen. Nur das eine steht fest, dass man, wenigstens in den maßgebenden Kreisen, mit dem Althergebrachten brechen und eine Einheitsschule schaffen will. Ich werde im folgenden die Pläne des ungar. Unterrichtsministeriums, soweit dieselben in die Öffentlichkeit gedrungen sind, kurz zu skizzieren versuchen.

Die erste Bresche, die in die Organisation des ungar. Gymnasiums gelegt wurde, war, wie bereits ausgeführt wurde, die Degradierung des Griechischen zum nichtobligaten Gegenstande. Minister Graf Csáky (er war vom 22. Sept. 1888 bis 10. Juni 1894 Minister f. C. u. U.) erklärte in seinem (XX.) Jahresberichte für das Jahr 1890/1 ausdrücklich, dass er den an Stelle des Griechischen eingeführten Compensationsunterricht (s. o. S. 591 ff.) als einen Übergang zur Einheitsschule betrachte.[1]) Für den 15. Februar 1892 berief sodann der Minister eine Fachenquête, an welcher außer den Fachreferenten des Ministeriums noch 24 auswärtige Fach- und Schulmänner theilnahmen, darunter die Rectoren der Universität und des Polytechnicums in Budapest, der Vicepräses des Landesunterrichtsrathes, 3 Universitätsprofessoren, 3 Oberdirectoren (= unseren Landesschulinspectoren), der Präses des Landes-Mittelschullehrervereines, 1 Schulinspector, 1 Gymnasial-, 3 Realschul- und 1 Bürgerschuldirector, endlich je 3 Gymnasial- und Realschulprofessoren. Die Enquête wurde mit einer Rede des Ministers eröffnet. Die Debatte nahm vier Sitzungen in Anspruch. Es wäre zu weitgehend, all die Vorschläge, die auftauchten, anführen zu wollen. So ziemlich alle Ideen, die in Deutschland und im übrigen Auslande theils schon durchgeführt waren, theils noch propagiert wurden, fanden ihre Vertreter.[2]) Ich führe nur die

[1]) Vgl. Kemény, Die Mittelschulen usw., S. 81.
[2]) Die einzelnen Vorschläge s. in der Zs. f. d. Realschulwesen 1892, S. 273 ff.

[illegible] Das Latein muss obligater Lehr- [illegible] Mittelschule werden und bis zum letzten [illegible] obligatorisch bleiben. Bezüglich [illegible] die Ansichten darin überein, dass man mit [illegible] in der ersten Classe noch nicht beginnen [illegible] lateinischen Unterrichtes ist das Verständnis [illegible] Autoren; das übermäßige Grammatisieren ist [illegible] expansive Unterricht muss einem intensiveren [illegible] wünschte ferner einstimmig, dass zumindest [illegible] Classen vollständig einheitlich seien. [illegible] Classen soll eine Furcation nach frei zu [illegible] compensatorischen Gegenständen möglich [illegible] Gemeinsame, also gleichsam den Stammunterricht bil- [illegible] seien jene des Gymnasiums (natürlich auch [illegible] mit einiger Erweiterung der Naturwissenschaften [illegible] Besondere, compensatorische Gegen- [illegible] wären die griechische und eine moderne Cultursprache, [illegible] hinsichtlich anderer Compensationsgegenstände — [illegible] Naturwissenschaften ausgenommen — Meinungsverschieden- [illegible] In den gemeinsamen Lehrplan wären die Fächer [illegible] Ersatzcurses (s. o. S. 591 ff.) einzufügen, deren [illegible] sehr schönen Erfolg aufweise. In der Einrichtung [illegible] wäre bezüglich der Compensationsgegenstände einige [illegible] gewünscht. Eine Gliederung der Mittelschule, z. B. in eine [illegible] untere Abtheilung, wird nicht gewünscht, ebenso wird [illegible] ob es nicht zweckmäßig wäre, diese eventuelle untere [illegible] der Mittelschule durch eine Schlussprüfung[1]) ab- [illegible] welche unter Aufsicht der Regierung abgehalten würde, [illegible] verneint. Beschlossen wird ferner, dass die Einheits- [illegible] die Berechtigung für jedes Hochschulstudium verleihen [illegible] Neben der Einheitsschule soll die Bürgerschule be- [illegible] bleiben, jedoch reformiert werden und die Berechtigung [illegible] die niederen Beamtenlaufbahnen gewähren. Bei dem Übertritte [illegible] Anstalt in eine andere sei die Aufnahmsprüfung nur [illegible] Schulen mit verschiedenen Lehrplänen nothwendig. Das [illegible]zeugnis der Bürgerschule jedoch mit der Einjährig-Frei- [illegible]-Berechtigung auszustatten, bot nach der Erklärung des [illegible] noch Schwierigkeiten. — In seiner Schlussrede erklärte

---

[1]) In Preußen ist seit der Einführung der neuen Lehrpläne vom [illegible] 1892 an den „neunstufigen" Schulen eine Abschlussprüfung nach [illegible] sechsten Jahrgange für alle Schüler zum Zwecke der Versetzung in [illegible]-Secunda obligatorisch. Den Vorsitz der Prüfungscommission [illegible] ein kgl. Commissär. Wichtig ist, dass mit dieser Prüfung die [illegible]echtigung zum Einjährig-Freiwilligendienste verbunden [illegible] Damit ist endlich eine praktische Maßregel getroffen, wenigstens [illegible] obersten Classen der Mittelschulen zu entlasten. Vgl. Baumeister, [illegible]ganisation usw., S. 62. — Das Prüfungsstatut ist auszugsweise mit- [illegible]theilt in der Zs. f. d. Realschulwesen 1892, S. 337 f.

Minister Graf Csáky, dass, von einigen geringfügigen Details abgesehen, das Resultat der Enquête fast vollständig mit seinen eigenen, schon vor der Conferenz formulierten Plänen übereinstimme.

Fassen wir das Resultat der Enquête-Berathungen zusammen, so ergibt sich, dass die damals projectierte ungar. Einheitsschule eine Art Compromiss zwischen der Hannoverischen und der Lange-schen Einheitsschule und vielleicht auch mit der Frankfurter Reform darstellt. Mit der Hannoverischen Einheitsschule hat sie gemein, dass sie in wesentlichen Punkten, z. B. in Betreff des Lateins, ein Gymnasium bleibt, und dass die ungar. Realschule, die vorerst durch Einführung des facultativen Lateins zu einer Art Realgymnasium gemacht worden war, auf einem merkwürdigen Umwege in das Gymnasium „eingeschmolzen" wird, und dass ferner neben der geplanten Einheitsschule eine gesonderte Bürgerschule bestehen bleibt. Mit der radicalen Lange'schen Einheitsschule hat sie die Furcation in den oberen Classen gemeinsam, und weiterhin, dass der fremdsprachliche Unterricht nicht mit dem Latein beginnt; sie unterscheidet sich von der Lange'schen Einheitsschule hinwieder dadurch, dass sie die Bürgerschule als selbständigen Typus neben sich bestehen lässt, und dass ihr Unterbau nicht ganz lateinlos ist. Dadurch wieder, dass das Latein bis in die oberste Classe als obligatorisch gilt, ähnelt die vom Grafen Csáky geplante Einheitsschule der Frankfurter Reformschule, die ja das Latein sowohl in ihrem Gymnasium wie auch im Realgymnasium, in letzterem allerdings mit verminderter Stundenzahl, beibehält.

Der ungar. Landesunterrichtsrath behandelte die Frage der Einheitsschule am 27., 30. und 31. Januar 1894. Aus dem orientierenden Rescripte,[1]) kraft welches die Berathung der Modalitäten der Einheitsschule jener Körperschaft aufgetragen wurde, erfahren wir noch einige Details über die Absichten des damaligen Ministers. Die Einheitsschule wird mit acht Classen, ev. mit einer Vorbereitungsclasse, geplant, welche, den localen Verhältnissen Rechnung tragend, die Schüler bereits aus der 3. Classe der Volksschule aufnimmt. Unterrichtsgegenstände sind jene des Gymnasiums und der Realschule, wobei jedoch das Griechische, bezw. das Französische und die darstellende Geometrie im obligatorischen Sinne wegfallen, Latein und Chemie jedoch beibehalten werden. Latein gehört somit zu dem für alle Schüler verbindlichen Stammunterricht. Es beginnt jedoch erst in der 2. Classe, wo die Schüler in der Muttersprache hinreichend gekräftigt sind. Das (obligate) Deutsch beginnt in der 3. Classe. Die wahlfreien Fächer der vier oberen Classen sind: Griechisch, Französisch, Zeichnen; hievon können ein oder zwei Fächer frei gewählt werden. Die durch die neue Mittelschule gebotene Qualification ist einheitlich, d. h. sie

---

[1]) Auszugsweise bei Kemény, Die Mittelschulen usw., S. 34.

berechtigt für sämmtliche Hochschulen. Bei der Bestimmung und Auftheilung des Stoffes ist derselbe aufs eingehendste zu sichten, alles, was dem Hochschulunterrichte vorgreift, als überflüssig auszuscheiden, damit auch die körperliche Erziehung ihren angemessenen Theil finde.

Das ist die letzte ausführliche Enunciation des Ministers Grafen Csáky in Betreff der von ihm projectierten Einheitsschule. Sein Nachfolger, Baron Roland Eötvös, war nur wenige Monate, bis Januar 1895, im Amte. Er löste den Landesunterrichtsrath auf; von der Einheitsschule wurde kaum mehr geredet.

Ein neues Leben begann in allen Zweigen des ungar. Unterrichtswesens, als der gegenwärtige Minister für C. und U., Dr. Julius Wlassics, sein Amt antrat (Januar 1895). Um bei seinen zahlreichen Reformplänen[1]) in Fachfragen ein berathendes Organ zur Seite zu haben, ließ er den von seinem Vorgänger aufgelösten Landesunterrichtsrath im Januar v. J in reorganisierter Form neu erstehen. Über das Statut desselben vgl. Zs. f. d. Realschulwesen 1896, S. 211; Kemény, Die Mittelschulen usw., S. 14; Kármán, Organisation usw., S. 321. Im November v. J. hat der Minister sämmtliche 50 Mitglieder des Landesunterrichtsrathes ernannt.[2]) Das Gymnasium ist durch 7, die Realschule durch 3 Mitglieder in demselben vertreten. Unter diesen 10 befinden sich 7 Directoren, 1 titulierter Director, 2 Professoren.

Die Reform des Mittelschulwesens behält Minister Wlassics fest im Auge. Hiebei schweben ihm, wie er in dem weiter unten besprochenen, hochwichtigen Rescripte erklärt, zwei Ziele vor: ein entfernteres, nämlich eine gründliche, auf gesetzlicher Basis ruhende Reorganisation des gesammten Mittelschulwesens, und zweitens, als zunächst zu erreichendes Ziel, die Revision der gegenwärtig giltigen Lehrpläne, die auf dem Verordnungswege durchgeführt werden soll.

Über die Revision der Lehrpläne will ich aus dem oben S. 584 angeführten Grunde erst in einer späteren Abhandlung sprechen. Zunächst soll, soweit dies bei dem embryonalen Zustande der neuartigen Einheitsschulpläne möglich ist, dargelegt werden, wie sich der Minister die gründliche Reorganisation des Mittelschulwesens vorstellt.

Der Minister hat sich darüber hauptsächlich bei zwei Gelegenheiten geäußert: erstens in dem Rescripte, das er am 15. December v. J. (Präs.-Nr. 3887)[3]) an den Landesunterrichtsrath

---

[1]) Baron Josef Eötvös-Collegium zur Heranbildung von Mittelschullehrern (s. o. S. 584), Approbierung der Lehrbücher, Reifeprüfungen, Unterricht der Mädchen und Frauen an Mittel- und Hochschulen usw.

[2]) Vgl. Országos középiskolai tanáregyesületi Közlöny, XXX. Jahrgang, S. 151.

[3]) Hivatalos Közlöny, V. Jahrg., S. 5; auszugsweise deutsch übersetzt in der Zs. f. d. Realschulwesen 1897, S. 86 f.

gerichtet hat, und dann gelegentlich der Berathungen des Cultus- und Unterrichtsbudgets in der heurigen Session des ungar. Reichstages. In dem citierten Rescripte äußert sich der Minister folgendermaßen: „Dieses angestrebte Endziel (gemeint ist die Reorganisation des Mittelschulwesens) gipfelt in der Ausscheidung der die Gesellschaft beengenden frühzeitigen Berufswahl, bezw. in der Ausgleichung der von den zwei Arten der Mittelschulen gewährten Berechtigungen. Diese Unterscheidung der Berechtigungen steht mit den wichtigsten geistigen und wirtschaftlichen Interessen im Widerspruche; auch kann eine gründliche Reform nur mittelst Schaffung eines ganz neuen, organischen Mittelschulgesetzes, nicht aber mittelst partieller Maßnahmen verwirklicht werden. Für die Bestimmung des Wesens dieser endgiltigen Reform erachte ich an Stelle anderer landläufiger Ausdrücke die Bezeichnung von der Einheitlichkeit der Mittelschulberechtigung als zutreffender. Obgleich ich nun auch der Überzeugung bin, dass die leitenden Männer einer Nation sich einen in den wichtigsten Theilen identischen Culturstoff aneignen sollen, ist dessen vollkommene Identität, die in der Wirklichkeit einer absoluten Gleichheit des Lehrplanes gleichkommt, weder an sich, noch aber für den Übertritt an eine Hochschule durchaus nothwendig. Im Gegentheil ist es meine Überzeugung, dass, neben einer nothwendigen Gemeinsamkeit, nach den localen Umständen die möglichste Mannigfaltigkeit in der Einrichtung der Mittelschulen platzgreifen soll. Wo an einem Orte nur eine Mittelschule besteht, muss man für die Bethätigung der individuellen Neigungen der Schüler nach mehreren Richtungen hin Gelegenheit bieten; wo zwei, drei oder mehr Mittelschulen vorhanden sind, wären in der einen z. B. die griechische Sprache, in der zweiten die französische oder eine andere lebende Sprache, in der dritten wären andere, event. naturwissenschaftliche Gegenstände zu lehren; so jedoch, dass vermöge der ausschlaggebenden Bedeutung der allen gemeinsamen Unterrichtsgegenstände bei Befolgung jedweder Richtung für alle Mittelschulen die Berechtigung für den Besuch sämmtlicher Hochschulen gewahrt bleibe. Ich betrachte also die Reform vom praktischen Standpunkte der Einheitlichkeit der Berechtigungen, welche eine größere Freiheit in einem Theile der Studien wohl zulässt. Eine solche Einrichtung unseres Mittelschulunterrichtes erfordert ein ganz neues Grundgesetz, dessen Vorbereitung aber längere Zeit.“

Der Minister will also die „einheitlich berechtigende Mittelschule“; andere landläufige Bezeichnungen, worunter doch nur Namengebungen wie „Einheitsschule, Einheitliche Mittelschule“ gemeint sein können, weist er als minder zutreffend ab. Aber basierte nicht auch die Csáky'sche Einheitliche Mittelschule, so war damals ihr officieller Name, auf der Gleichheit der von ihr ertheilten Berechtigungen? Es scheint, der Minister wollte eben

durch den neuen Namen verhindern, dass die von ihm in Aussicht genommene Mittelschule etwa mit der vom Grafen Csáky geplanten, oder den sonstigen in Deutschland oder anderswo organisierten Einheitsschulen ohneweiters identificiert werde. Anderwärts, und auch für die Csáky'sche Mittelschule gilt dies, sind nicht nur die „Berechtigungen" der Einheitsschule die gleichen, sondern, und dies ist zu betonen, auch Organisation und Lehrplan einer jeden einzelnen Anstalt haben ganz dieselbe Structur. Das Originelle der Zukunftsmittelschule des Ministers Wlassics besteht nun darin, dass die Mittelschulen des Landes neben einer „nothwendigen Gemeinsamkeit" eine „möglichste Mannigfaltigkeit" in ihrer Einrichtung aufweisen sollen. Doch hören wir, wie der Minister seinen Reformplan im Reichstage entwickelte. In seiner Budgetrede (27. Februar l. J.) äußerte sich der Minister folgendermaßen:[1] „.... Mit Absicht habe ich nicht „einheitliche Mittelschule" gesagt, sondern „einheitlich berechtigende Mittelschule". Ich plane nämlich eine einheitliche Mittelschule solcher Art, welche für die Hochschulen vorbereitet. Dieser steht eine lebensfähige und entwicklungsfähige Bürgerschule gegenüber, welche nicht für die Hochschulen vorbereitet, sondern theils ihren Selbstzweck hat, theils für gewisse Fachschulen vorbereitet. Natürlich denke ich da in Verbindung mit der Bürgerschule an die Revision des Qualificationsgesetzes; denn bei uns werden — mit einem gewissen Übereifer — die Reifeprüfungen auch für solche Laufbahnen obligatorisch gemacht, welche man getrost an die Absolvierung einer gutorganisierten Bürgerschule knüpfen könnte. Ich will in aller Kürze sagen, wie ich mir die einheitlich berechtigende Mittelschule denke (Hört! hört!). Ich will keine solchen Mittelschulen, die einander so ähnlich sind wie ein Ei dem andern, besonders nicht in solchen Städten, wo es deren mehrere gibt. Ich wünsche, dass ein gewisser Kreis von Lehrstoff in allen Mittelschulen gleichmäßig und unverändert sei; doch wünsche ich, dass auch dort, wo es mehrere Mittelschulen gibt, z. B. in der einen die classischen Sprachen, in der andern die modernen, in der dritten die mathematischen Gegenstände überwiegen sollen. Unsere Neigungen sind ja verschieden. Selbst in der schablonenhaften einheitlichen Mittelschule legt der eine bei seinen Studien das Schwergewicht auf die Geschichte, der zweite auf einen andern Gegenstand, der dritte wieder auf einen andern Gegenstand, und schließlich haben doch alle die Befähigung, die Hochschulstudien fortzusetzen. Weshalb, geehrtes Haus, sollen wir z. B. dort, wo es mehrere solche Schulen gibt, nicht Sorge dafür tragen, dass in der einen mehr diese, in der anderen

[1] Ich citiere nach dem Pester Lloyd vom 28. Februar l. J., bezw. dem Országos középiskolai tanáregyesületi Közlöny, Jahrg. XXX, S. 456 ff.

mehr jene Richtung cultiviert werde . . . . . Ich will es nur vermeiden, dass, wenn es in einer Stadt drei Mittelschulen gibt, wir alle drei nach einer Schablone organisieren und in allen dreien eine Bifurcation schaffen. Dies hätte keinen Sinn . . . . Ich glaube, dass, wo es nur eine Mittelschule gibt, man auch in gewisser Beziehung für die Bifurcation wird Sorge tragen müssen. Ich möchte jedoch das Land nicht jener Last aussetzen, dass in jeder Anstalt, selbst wenn an einem Orte mehrere solche sind, die Bifurcation durchgeführt werde. Lange Zeit hindurch wäre dies sogar unmöglich, weil wir zu diesem Zwecke eines großen Lehrermaterials bedürften.“ In einer Entgegnung auf einige kritisierende Bemerkungen des Abgeordneten Major that der Minister am 8. März ferner die folgende Äußerung: „Ich verstehe die Idee der einheitlich berechtigenden Mittelschule so, dass, wenn z. B. der Staat in der betreffenden Stadt jetzt zwei Unterrichtsanstalten hat, sagen wir eine Realschule und ein Gymnasium, wir nach Durchführung der neuen Reform nicht in jeder von beiden die auch bei der einheitlichen Mittelschule unerlässliche Bifurcation durchführen, d. h. nicht in beiden Anstalten in den bifurcierten Richtungen eigene Lehrkräfte einstellen werden.“

Ziehen wir aus den citierten Stellen der Reden des Ministers ein Résumé und lassen wir das, was nur Paraphrase des oben erwähnten Rescriptes ist, weg, so ergibt sich Folgendes als Absicht des Ministers: Die sechsclassige Bürgerschule bleibt weiter bestehen, sie wird aber reorganisiert und erhält überdies neue „Berechtigungen“. Neben ihr gibt es eine „einheitlich berechtigende“ Mittelschule. Diese bietet trotz all ihrer sonstigen Schattierungen einen einheitlichen Stammunterricht. Wir können vorgreifend hinzufügen, dass zu diesen Stammgegenständen naturgemäß auch das Latein gehören muss, da die neue Mittelschule auch für solche Zweige des Hochschulstudiums die Berechtigung gewährt, für welche das Latein unerlässlich ist. Neben diesem Stammunterrichte gibt es einen Unterricht in gewissen wahlfreien Gegenständen. Wo gegenwärtig nur eine Mittelschule besteht, wird für diese wahlfreien Gegenstände in den oberen Classen eine Bifurcation eintreten. Wo zwei Mittelschulen sind, wird die Gabelung nicht an jeder der beiden Anstalten gesondert durchgeführt werden, sondern so, dass die Gegenstände, welche gewissermaßen die eine Zinke der Gabel bilden, in der einen, die die andere Zinke der Gabel bildenden Gegenstände in der anderen Mittelschule unterrichtet werden. Durch eine solche Maßregel will der Minister eingestandenermaßen Lehrkräfte, d. h. wohl Geld, ersparen. Wo endlich drei Mittelschulen bestehen, wird in gewissem Sinne eine Trifurcation eintreten, da neben dem Unterrichte in den Stammgegenständen, die in allen drei Anstalten natürlich die gleichen sind, in der einen die classischen Sprachen (also hauptsächlich Griechisch, wie es im o. g. Rescripte hieß).

in der andern das Französische oder eine andere lebende Sprache, in der dritten endlich andere Gegenstände, z. B. die mathematischen (nach dem Rescripte die naturwissenschaftlichen) Gegenstände überwiegen.

Zu diesen Plänen des Ministers hat das ständige Comité des Landesunterrichtsrathes bereits Stellung genommen. Nach einem Communiqué, das (aus dem Pester Lloyd) in die „Wiener Zeitung" (23. März l. J.) herübergenommen wurde, macht das Comité betreffs des Stammunterrichtes und der wahlfreien Gegenstände folgende präcisere Vorschläge: „Den Kern des Mittelschulunterrichtes (also die Stammfächer für die neue Mittelschule) bilden die lateinische und die ungarische Sprache, die Geschichte, die Geographie und die Mathematik. Neben diese Gegenstände sollen in einzelnen Schulen die griechische Sprache, in anderen die französische (event. englische oder italienische) Sprache, in einer dritten Art von Mittelschulen die Naturwissenschaften und der Zeichenunterricht treten. Diesem dritten Typus der Mittelschulen, heißt es weiter, könnten sich die Realschulen anschmiegen. Die letztgenannten Gegenstände sind offenbar die wahlfreien Fächer, und sie lassen sich, äußerlich wenigstens, leicht unterbringen, wenn in einer Stadt sich gerade drei Mittelschulen befinden. Wie sie aber in der „Furcation" an Einzelschulen oder dort, wo nur zwei Mittelschulen bestehen, untergebracht werden sollen, darüber hat der Minister geschwiegen, und schweigt auch das Comité."

Es ist einleuchtend, dass bei einer derartigen Umgestaltung des Mittelschulwesens der Fortbestand der Gesetznovelle vom Jahre 1890, mittelst welcher das Griechische als facultativ erklärt und dafür ev. der Unterricht in gewissen Compensationsgegenständen (s. o. S. 591 ff.) eingeführt wurde, haltlos und überflüssig wird. Deshalb hat auch der Minister in dem o. c. Rescripte sich bereit erklärt, jene Novelle, falls sich die Nothwendigkeit ergäbe, im Wege der Gesetzgebung abschaffen, bezw. modificieren zu lassen. Das ständige Comité des Landesunterrichtsrathes hat auf diese Anregung des Ministers hin Folgendes beschlossen (im o. c. Communiqué): „Das Comité beantragt einstimmig die Abschaffung des ganzen an Stelle des Griechischen getretenen Lehrcurses. Falls der Minister sich aber nicht auf diesen Standpunkt stellen wollte, so sei unbedingt die wöchentliche Stundenzahl dieses Lehrcurses der Zahl der griechischen Stunden gleichzustellen (s. o. S. 592); diese Stunden aber sollen der Lectüre größerer Werke gewidmet werden. Der Unterrichtsrath würde es übrigens am liebsten sehen, wenn der auf den griechischen Sprachunterricht bezügliche Gesetzartikel (nämlich G.-A. XXX vom Jahre 1890) ganz abgeändert würde."

Werfen wir einen Rückblick auf die Entwicklung der ungar. Einheitsschulbewegung, so erhellt, dass Graf Csáky die Frage der

Einheitsschule, die fast überall actuell, aber nirgends zur vollen Zufriedenheit erledigt ist, dadurch lösen wollte, dass er durch die Facultativerklärung des Griechischen — der nicht obligate Lateinunterricht an den Realschulen war bereits früher eingeführt worden — die bestehenden beiden Mittelschultypen einander so sehr nähern wollte, dass sie schließlich in Eins zusammengefallen wären. Der Minister Wlassics hingegen beginnt seine Einheitsschulreform damit, dass er das Einigende, das Graf Csáky geschaffen hatte, zuerst wieder umstoßen will, um dann seine „einheitlich berechtigende Mittelschule“ von Grund auf neu aufzurichten. Fünf Gegenstände: Latein, Ungarisch, Geographie, Geschichte, Mathematik werden in allen Anstalten gelehrt werden; jede Anstalt wird andererseits wieder ein eigenes Gepräge erhalten, je nachdem ob, und in welchem Ausmaße die übrigen Gegenstände: Griechisch, moderne Sprachen, Naturwissenschaften und Zeichnen in ihr vertreten sein werden.

Ob diese Reform des Ministers Wlassics, die jedenfalls höchst originell ist, praktisch durchführbar ist, wird erst die Zukunft lehren. Für dringend hält sie selbst ihr Schöpfer nicht, denn in jenem obcitierten Rescripte betont der Minister, der Landesunterrichtsrath möge sich mit der Reform nur nach „Maßgabe und Zeit“ seiner übrigen zahlreichen Agenden befassen. Der Landesunterrichtsrath und die Männer der Praxis haben, glaube ich, für Jahre hinaus harte Arbeit zu thun, wenn sie die Organisation und die Detailpläne für die „Einheitlichkeit“ und zugleich „möglichste Mannigfaltigkeit“ heischende Zukunftsmittelschule ausarbeiten wollen.

Eines scheint mir an der Reform vielversprechend. Sollte es gelingen, der reorganisierten sechsclassigen Bürgerschule die Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung zu verschaffen, so wäre die Mittelschule, wie immer sie auch gestaltet sein wird, von all dem Schülerballaste befreit, der heute die Mittelschule — nicht nur in Ungarn — bloß zu dem Zwecke aufsucht, um sich das Einjährig-Freiwilligen-Recht zu erobern, und die Mittelschule könnte dann freier, ungestörter sich den eigenen Zielen widmen.

Man wird nun fragen, wie sich das Parlament, die Öffentlichkeit, die Lehrerschaft zu den Plänen des Ministers verhalten? Die Debatte über das Cultus- und Unterrichtsbudget schleppte sich durch achteinhalb lange Sitzungen hin. Das Interesse wurde vielfach abgelenkt, so durch die Morzsányi-Affaire, ferner durch Interpellationen und Interpellations-Beantwortungen hochpolitischer Art. Über das Niveau, auf dem die Debatte sich bewegte, war man in Lehrerkreisen nicht sonderlich erbaut. Das Organ der ungar. Mittelschulprofessoren (Közlöny, XXX. Jahrg., S. 505) äußerte sich geradezu dahin: „Man habe wieder einmal die Erfahrung gemacht, dass die maßgebenden Unterrichtskreise vom Parlamente keine leitende Idee, ja nicht einmal einen leichten Impuls zu gewärtigen haben“. Von den Abgeordneten ergriffen mehrere Wort, um auf die Pläne des Ministers zu reagieren. Der einz.

der sie billigte, allerdings streifte dieser Redner die Frage nur, war der Abg. Johann Kola. Emerich Madarász hält das ganze ungar. Mittelschulwesen für ein Chaos. Die „einheitlich berechtigende“ Mittelschule aber, die der Minister plane, sei ein Geheimnis des Ministers, in das dieser keinen Einblick gewährt habe. Er selbst wünscht Abschaffung der Bürgerschule, intensivere Pflege des nationalen Geistes in der Schule, vollständige Auseinanderhaltung der Gymnasien und Realschulen, oder aber, wenn man das nicht wolle, die Einrichtung der längst gewünschten Einheitsschule, aber nicht die „einheitlich berechtigende“ Mittelschule des Ministers. Abg. Albert v. Berzeviczy, der unter Graf Csáky Staatssecretär im Ministerium für C. u. U., und als solcher an den Einheitsschulbestrebungen des Grafen Csáky hervorragend betheiligt gewesen war, sieht keinen wesentlichen Unterschied zwischen der „einheitlichen“ und der „einheitlich berechtigenden“ Mittelschule (!). Gegen diese Gleichstellung erhob der Abg. Albert Kiss lebhaften Widerspruch. Letzterer fürchtet übrigens gleich Madarász, dass auf die gegenwärtig bestehende Verwirrung ein noch ärgeres Chaos folgen, und dass die Freizügigkeit der Schüler durch die Reform erschwert werden dürfte. Auch von den übrigen Abgeordneten (Franz Komlóssy, Géza Pap, Franz Major), die zum Titel „Mittelschule“ das Wort ergriffen, sprach sich keiner für die Idee des Ministers aus.

Von Zeitungsstimmen will ich nur den „Pester Lloyd“, also ein gouvernementales Blatt, citieren, der am 28. Februar l. J. über die Reformpläne des Ministers Folgendes schrieb: „Eine solche Gestaltung des Unterrichtswesens (wie sie nämlich der Minister plant) wäre aber kein einheitlicher Mittelschulunterricht. Inwieweit dies Project dem angestrebten Ziele entsprechen wird, lässt sich natürlich heute, da der Minister nur einzelne Andeutungen über dasselbe gegeben hat, nicht beurtheilen. Immerhin aber wird dasselbe schwerlich ungetheilten Beifall in Kreisen der Schulmänner finden, und ein fachkundiger Meinungsaustausch über dieses Problem kann der Lösung desselben nur zum Vortheil gereichen. Heute scheint dasselbe noch lange nicht zur Genüge geklärt zu sein“.

Über die Stellung zu sprechen, welche die Mittelschullehrer dem Projecte des Ministers gegenüber einnehmen, wäre in diesem Momente noch verfrüht. Am 26. und 27. Mai l. J. wird in Budapest der Gesammtausschuss des ungar. Landes-Mittelschullehrervereins tagen. Auf der Tagesordnung steht als wichtigster Punkt der Berathung die Frage, in welcher Weise der Verein zunächst zu der im Zuge befindlichen Revision des Lehrplanes Stellung zu nehmen habe. Wahrscheinlich werden sich bei dieser Gelegenheit die Vertreter des Lehrerstandes auch über die in Aussicht genommene „einheitlich berechtigende Mittelschule“ äußern. Über die Ergebnisse dieser Berathungen soll in einem zweiten Artikel berichtet werden.

Wien (April 1897). C. F. Vrba.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sammlung wissenschaftlicher Commentare zu griechischen und römischen Schriftstellern. 1. Sophokles' Elektra. Erklärt von Georg Kaibel. Leipzig, B. G. Teubner 1896. VIII u. 310 SS.

Die äußere Einrichtung der neuen Commentare — erst die Einleitung, dann der selbständig constituierte Text mit knappem kritischen Apparat, endlich der Commentar — ist nicht mehr ganz neu. Das nächste Vorbild aber sind die in den letzten Jahren erschienenen Ausgaben einzelner Tragödien des Äschylos und Euripides von Wilamowitz-Möllendorff. Aber auch was den ganzen Geist und Gehalt der Forschung anlangt, soll offenbar das Beispiel des genannten Gelehrten den Mitarbeitern voranleuchten. Und wahrlich, unter solcher Vorbedeutung zu segeln, das gibt mühevolle, aber aussichtsreiche Schiffahrt! — Der Commentar ist abgetrennt, „um den Text nicht zu erdrücken“: damit ist in Wahrheit gesagt, dass die Fülle des Gebotenen keine Einschränkung erfahren soll und zwar schon deshalb nicht, weil beabsichtigt ist, zunächst zwar nur je ein Stück des betreffenden Autors zu geben, gleichwohl aber den Wert einer solchen Einzelausgabe dadurch zu erhöhen, dass auf das ganze Schriftthum des Autors, auf dessen Individualität, wie sie sich aus allen seinen Werken summiert, Rücksicht genommen wird. Das oberste Erfordernis soll aber dasjenige bleiben, welches v. Wilamowitz für eine erklärende Ausgabe festgestellt hat: 'der Commentar soll eine Brücke sein zwischen dem Schriftsteller und dem heutigen Leser; er soll es ermöglichen, uns in ein annähernd ähnliches Verhältnis zum Schriftsteller zu versetzen, in welchem seine Zeitgenossen zu ihm standen' (Prospect S. 4). Die Art der Durchführung dieses Principes ist der Individualität des jeweiligen Mitarbeiters anheimgegeben. Die Ausgaben sind für Philologen, nicht für Gymnasiasten bestimmt: den letzteren können sie — und das ist in hohem Grade wünschenswert — dadurch zugute kommen, dass der philologische Lehrer, selbst gefördert und angeregt, die richtige Auswahl dessen trifft, was das Verständnis seiner Schüler zu fördern und anzuregen vermag.

Die Sammlung segelt unter der Flagge von G. Kaibels Sophokleischer Elektra einher — ein Buch, das zunächst zeigt, wie wacker der gearbeitet, in wieviel Autoren er sich vollständig zurechtgefunden haben muss, welcher auf die Ehre eines Mitarbeiters Anspruch erheben will, das aber zugleich die letzten Zweifel zerstreut, welche die Nachfolge v. Wilamowitz' wachrufen könnte. Darüber herrscht nämlich heute keine Meinungsverschiedenheit mehr, dass v. Wilamowitz durch die vornehme Verachtung seiner Vorgänger, durch seine, ich möchte sagen, ostentative Originalität der Sache erheblich geschadet hat. Kaibels Arbeit hingegen ruht auf der breiten Grundlage der gesammten Sophokles-Literatur, ja man kann behaupten, dass der eigentliche Glanz seiner Leistung darin besteht, dass das Neue gleich einem Phönix aus den Trümmern widerlegter Erklärungen und Conjecturen erstanden ist. Hierin folgt K. dem Beispiele J. Vahlens.

In der Einleitung zeigt der Verf., wie Sophokles' Elektra aus der Äschyleischen (speciell aus der 'wunderbaren Elektraskizze' Choeph. 124 ff.) sich entwickelt hat, dann wie es der Dichter verstand, die Person seiner eigenartigen Heldin in die Mitte des gesammten Interesses zu stellen, indem der ganze Aufbau und jede einzelne Scene darauf abzielt, das Bild seiner 'passiven Heldin' bis ins Einzelste zu erfassen und verstehen zu lernen. Der Dichter war hier in der Schilderung des ganzen Reichthums an Gefühlen und Empfindungen einer edlen und gramgebeugten Frauenseele so recht in seinem Elemente: ein solches Problem war für seine beschauliche, zartbesaitete Seele wie geschaffen. Meisterhaft ist K.s Exposition der Charaktere der beiden Schwestern. Wie in der Antigone, so ist auch hier die schwache Chrysothemis das Gegenstück ihrer mannhaften Schwester. Dieser Widerspruch, in dessen Darstellung der Dichter gleich darin dem weiblichen Charakter verständnisvoll Rechnung trägt, dass er selbst die Toilettefrage mit hereinspielen lässt,[1]) wird uns hier mit reiferer Kunst vor die Augen geführt als in der Antigone. Chrysothemis ist übrigens nicht zu einem 'abstracten Schemen, zur Personificierung einer Idee verblasst', sie besitzt vielmehr 'den ganzen Zauber eines liebenswürdigen Kindes', das Elektra 'trotz aller Enttäuschungen unermüdlich zu ihrer Höhe heraufzuziehen bemüht ist: selbst zu den befreundeten Frauen des Chors redet Elektra nicht so weich und liebevoll wie zur unverbesserlichen Schwester'. — Die zweite Hälfte der Einleitung bringt den Beweis, dass die Euripideische Elektra das jüngere Stück ist. Für die Lösung dieser Frage werden insbesondere gleiche 'Gedankenreihen und selbst sprachliche Wendungen' in Betracht gezogen. Und thatsächlich ist Vergröberung

---

[1]) Vgl. v. Wilamowitz' Ausführungen über Sappho im Augustheft 1896 der Gött. Gel. Anz.

der Sophokleischen Gedanken durch Euripides (bes. Soph. El. 1425 und Eur. El. 971; 1422 und 1172), Entlehnung aber Verflachung (122 und 585 ff.), unbegründete Herübernahme (263 und 1120), endlich realistische Ausbeutung derselben (587 und 61; Soph. 341 und 365, Eur. 931 ff.) sehr überzeugend dargelegt.

In seinem kritischen Verfahren — in der Einleitung betont der Verf. mit Recht, dass cod. *P* als einziger Nachkomme einer von *L* unabhängigen Textrevision sorgfältigst geprüft werden muss — ist Kaibel überall in erster Linie bemüht, die Überlieferung scharf unter die Loupe zu nehmen. Er stellt eine staunenerregende Belesenheit und allseitige Gelehrsamkeit, scharfen Blick für die feinsten Nuancen des sprachlichen Ausdrucks und feine Beobachtungsgabe für psychologische Dinge in den Dienst dieser Sache. Dabei merkt man nur höchst selten ein Übermaß in der Wertschätzung der überlieferten Lesart. Diesem Umstande ist es zu danken, dass auch der Conjectur ihr Recht gewahrt ist: der Verf. recipiert nicht bloß fremde Conjecturen in erheblicher Anzahl, sondern er bringt auch selbst neue vor. Ich muss allerdings sagen, dass mir die letzteren, vom Autor selbst öfters nur zweifelnd gewagt, nicht gerade in hohem Maße darnach angethan scheinen, seine sonstige berechtigte Strenge gegen Conjecturen zu rechtfertigen.

Gehen wir daran, wenigstens mit ein paar Beispielen die sieghafte Kraft des Kaibel'schen Conservativismus zu belegen, so drängt sich uns unwillkürlich aus Elektra selbst das Citat auf: *ὅπως . . . ἐν πολλοῖσι παῦρά σοι λέγω, οὐκ οἶδα τοιοῦδ' ἀνδρὸς ἔργα καὶ κράτη.* Besonders überzeugend also ist die Überlieferung beibehalten an folgenden Stellen: 40 *ἴσθι* (durch Thuk. VI 42 *εἰσομένας*). 78 f. (durch Eur. El. 107). 100 *ἀπ' ἄλλης* (s. auch zu 883). 139 *πατέρων* (durch Eur. Kykl. 41). 187 *δόλος* zuerst, dann *ἔρος*. 325 *φύσιν*. 435 *πνοαῖσιν*. 530 *τὴν σὴν ὅμαιμον*. 533 *ὅτ' ἔσπειρεν*. 567 *παίζων*. 573 *λύσις*. 636 *εὐχὰς ἀνάσχω* (Nauck: 'Ohne Zweifel ist *ἀνάσχω* fehlerhaft'). 659 Vertheidigung des von O. Jahn athetierten Verses. 670 *πρᾶγμα πορσύνων μέγα*. 683 *κηρυγμάτων*. 720 Versfolge: doch kann ich Kaibels Vorschläge *ἔσχατος* und *δίφρῳ* nicht billigen. 739 *τότ' ἄλλος, ἄλλοθ' ἅτερος*. 878 *ἐναργῶς*. 887 *πίστιν ἰδοῦσα*. 957 der Vers gehalten. 973 *λόγῳ* (ziemlich einstimmig in *λόγων* geändert). 1113 glänzende Rettung der vielfach verspotteten Verse. 1125 *πρὸς αἵματος φύσιν*. 1146 *φίλος* (nicht *θάλος*). 1171 das parenthet. *φρόνει* treffend belegt mit Euphron bei Athen. IX, p. 397 d. 1189 *ἐχθίω*. 1220 *ὦ παῖ* als Ansprache der Elektra an ihren Bruder. 1302 *καὶ τοὐμὸν ἔσται*. — Dagegen finde ich an zwei Stellen unnöthigerweise eine Conjectur recipiert: 481 *ἁμναστεῖ σ'* (st. *γ'*) *ὁ φύσας Ἑλλάνων ἄναξ*. 591 *ταῦτ'* st. *τοῦτ'*: das zweimalige *ταῦτα* beleidigt das Ohr, und dies allein mag schon den Wechsel veranlasst haben.

Bei der durchgänglich mit peinlicher Genauigkeit vorgenommenen Prüfung der überlieferten Lesarten zu dem Zwecke, den wahren Gehalt derselben zu ergründen und daraufhin deren Echtheit zu erweisen — schier unabsehbar ist hier die Zahl der neu herangezogenen Stellen —, liegt eine Befürchtung überaus nahe, nämlich die, es möchte die Erklärung infolge der liebevollen Vertiefung und Hingabe ans Einzelnste hin und wieder, wenn auch oft bestrickend geistvoll, so doch allzu subtil gerathen. Diesen mit einem Lobe verbundenen Vorwurf möchte ich an folgenden Stellen erheben: 19 *μέλαινα ἄστρων εὐφρόνη* 'dunkle Sternenheiterkeit': dass *εὐφρόνη* mit *νύξ* völlig identisch ist (wie schon bei Herodot, einem Prosaiker!) lehrt V. 259 (vgl. Hom. *E* 490). 109 ist *ἠχώ* kaum richtig mit 'Wiederhall' gegeben: es ist eine poetische Nebenform von *ἠχή* (wie Nauck will), wie Sapphos (*fr.* 1, 6) *αὐδώ* für *αὐδή*. 149 die Nachtigall als *Διὸς ἄγγελος* für Elektra: da müsste doch wenigstens ein *μοι* dabei stehen. 180 f. in *ὁ τὰν Κρῖσαν βουνόμον ἔχων ἀκτάν* liege die Entschuldigung für Orests langes Säumen: aber damit wäre ein arger Vorwurf für ihn hineininterpretiert. 375 *μακρῶν γόων* soll 'die weitdringende Klage' sein: es kann nur bedeuten die langen Klagen in der Öffentlichkeit. 387 *τρόπους* 'Wege': *τρ.* heißt wirklich 'Sinnesart'; 'wenn du so sprichst, so kennst du meinen Charakter (meine Art) schlecht'. 418 fasse ich *εἰσιδεῖν* als schämigen Ausdruck für 'träumte von ....' 466 *οὐκ ἔχει λόγον* soll heißen 'bietet nicht Redestoff.' 589 *παιδοποιεῖς* 'du machst den Ägisth zum Vater anderer Kinder': auch *παιδοποιεῖ* (so mit Blaydes) halte ich für einen züchtigen Ausdruck. 756 *ἄθλιον δέμας* 'dies arme Kunstwerk der Natur.' 1071 *φύλ-οπις* 'Streit unter Blutsverwandten.' 1187 *ὁρῶν σε πολλοῖς ἐκπρέπουσαν ἄλγεσιν*: *ἐμπρ.* 'strahlend'.

Neue oder doch wesentlich modificierte Erklärungen habe ich mir an nachstehenden Stellen besonders notiert: 167 *τί γὰρ οὐκ ἐμοὶ ἔρχεται ἀγγελίας ἀπατώμενον.* 277 *τοῖς ποιουμένοις.* 480 *ἁδυπνόων ὀνειράτων.* 561 schön beleuchtet durch Plato Legg. I 644 e. 721 *προσκείμενον.* 788 *ἆρ' ἔχει καλῶς;* 864 *ἄσκοπος.* 888 *πυρί* = *πυρετῷ* (Poll. IV 186). 948 *παρουσία* = 'Beistand'. 1232 *γοναὶ σωμάτων ἐμοὶ φιλτάτων.* 1241 *περισσὸν ἄχθος γυναικῶν ὂν αἰεί.* 1358 *πῶς οὕτω πάλαι ξυνών μ' ἔληθες οὐδ' ἔφαινες. ἀλλά με λόγοις ἀπώλλυς* usw.

Um die Mannigfaltigkeit neuer Darbietungen zu veranschaulichen, diene folgende Zusammenstellung. Wir finden feine grammatikalische Observationen: 35 über den Artikel bei Götternamen. 47 über *ὁθούνεκα* = *ὅτι*. 202 über den Superlativ im Sinne eines Positivs. 317 über den Genetiv bei *φάναι* (auch zu 552). 448 über *σὺ δὲ* nach *ταῦτα μέν*. 589 über *ἔχω* beim Particip, z. B. *ἐκβαλοῦσ' ἔχεις*. 653 Assimilation ans folgende Relativ. 680 über das Imperfect (auch zu 728). 851 Composita mit *πᾶς*.

914 über *ἄν* beim Imperfect. 1030 über die Infinitiv-Casus. 1052 über *οὐ μή*. — Lexikalisch-etymologisch-semasiologisches: 135 *ἀλύειν*. 178 *εὐμαρής*. 183 *ἀπερίτροπος* (von Nauck verdächtigt). 329 *φάτις*. 351 *δειλία* 'Nichtswürdigkeit'. 589 über den Unterschied von *τέκνον* und *παῖς*. 749 *στρατός*. 901 *νεώρης*. 948 *παρουσία*. 1005 *λύειν* = *λυσιτελεῖν*. 1058 über *ἄνωθεν* als nicht völlig gleich *ἄνω*. 1109 f. über die völlige Gleichwertigkeit der Synonyma in der 'metrisch beengten Dichtersprache'. 1130 *λαμπρός*. 1189 *ἐχθρός*. — Feine metrische Observationen: 86 ff. über die Katalexe in anapästischen Systemen. 121 ff. über äolisch-logaöd. Systemschlüsse. 137 ff. über die Entstehung der Glykoneen aus dem jambischen Metrum. 714 über den Trimeter als Sinneseinheit. 823 ff. über halbierte Trimeter. 1398 ff. über die Metra der lyrischen Partien zwischen Dialogstücken. — Dramaturgisches: zu 666, 822, 1189 ff. (S. 256), 1384 ff. (S. 282). — Psychologisch feine Rechtfertigungen: 516 ff., 677, 916 ff., 1142 (S. 248), 1145 die schöne Erklärung dessen, warum Sophokles die Amme des Orest fortgelassen hat, 1151, 1165. Die ganze Scene 1301 bis 1321 ist herrlich erklärt, desgleichen 1326—1338, wo dann, nachdem der ihr innewohnende Humor einmal erkannt ist, die ganze Erklärung flott von statten geht, ohne mit vermeintlichen Schwierigkeiten ringen zu müssen. 1406 ff. — Aufgefallen ist es mir, dass die psychologischen Momente der Schlusscene nicht genug klargelegt sind: wie Ägisth, wehrlos von seinen Feldern heimkehrend, in der alle seine Kräfte lähmenden Erkenntnis, den Orest vor sich zu sehen (1480), auf dessen 'Vorwärts zum Tode!' (1491 f.) in seiner Todesangst zitternd nur matte Argumente vorzubringen vermag. Das ist nicht Hohn noch Frechheit, sondern das Stammeln des armen Sünders.

Sehr wichtig für das ganze kritische Verfahren des Verf.s ist es, dass er an einer Reihe von Stellen Mängel und Ungereimtheiten einfach constatiert, sie aber gleichzeitig innerlich begründet und so den Text vor Änderungen schützt. So 20 f., wo Naucks Versuch, die Verse lächerlich zu machen, damit zurückgewiesen wird, dass es einfach scenischer Zwang sei, dass die Ankömmlinge Orestes und Pylades gerade vor dem Palaste, also dem ihnen gefährlichsten Orte, ihre Reden führen. Mit Recht heißt 46 *τυγχάνει* und 383 die ganze zweite Hälfte des Verses *νῦν γὰρ ἐν καλῷ φρονεῖν* ein versfüllender Ersatz für Besseres; ebenso wird die zugestandene Mattheit von 941 *οὐ γὰρ ὧδ' ἄφρων ἔφυν* richtig damit erklärt, dass eine Antwort auf 940, die an sich nicht nothwendig war, eben durch die Stichomythie gefordert wurde und daher nicht leicht besser ausfallen konnte. Vgl. auch zu 990 f., 1021 ff. und 1170. Hieher gehören auch zwei Bemerkungen über den Chor: zu 121 ff. (S. 89), dass dessen Kommen durch nichts motiviert ist als dadurch, dass ein Chor nothwendig ist, und zu 369 ff., dass der Chor der jüngeren Tragödie als 'Prellstein' für

leidenschaftliche Scenen dient. Endlich führe ich an die Note zu 254 ff., dass die Disposition der Rede trotz *πρῶτα μὲν — εἶτα — ἔπειτα* doch keine strenge ist, sondern der Dichter sich Freiheit in der Abfolge der Gedanken wahrt. Bedenklicher ist allerdings die Bemerkung zu 155 *πρὸς ὅτι* 'in Bezug auf welches Leid': 'freilich etwas prosaisch, zudem sollte man *πρὸς ὅ* erwarten. Aber die Prosa wird man hinnehmen müssen.'

Ich möchte ferner folgende Nachträge der Berücksichtigung des Verf.s anheimgeben: Zu 75 wäre noch Pind. *Pyth.* IX 78 *ὁ δὲ καιρὸς ὁμοίως παντὸς ἔχει κορυφάν* zu vergleichen; zu 435 *πνοαῖσι* auch Sappho *fr.* 17. Den 684 ausgesprochenen Gedanken drückt klarer und einfacher aus Pind. *Ol.* IX 94 *διήρχετο κύκλον ὅσσᾳ βοᾷ ὡραῖος ἐὼν καὶ καλὸς κάλλιστά τε ῥέξαις.* Zu 721 ist wichtig das von H. Diels (*Hermes* XXXI, 371, not. 1) zu Alkm. *fr.* 23, 92 beigebrachte Citat Dionys. Antiq. VII 73, 2 *δυσὶ γὰρ ἵπποις ἐξευγμένοις ὃν τρόπον ζεύγνυται συνωρίς, τρίτος παρείπετο σειραῖος ἵππος ῥυτῆρι συνεχόμενος, ὃν ἀπὸ τοῦ παρηωρῆσθαι τε καὶ ⟨μὴ⟩ συνεζεῦχθαι παρήορον ἐκάλουν οἱ ποιηταί.* 758 billige auch ich die Conj. *δειλαίαν σποδόν*, nur müssen die Kommata fehlen. Zu 917 *δαίμων* 'das mit dem Tage wechselnde Geschick' vgl. Pind. *Pyth.* V 123, *Ol.* XIII 25, bes. *Pyth.* III 34 *δαίμων δ' ἕτερος ἐς κακὸν τρέψαις ἐδαμάσσατό νιν.* Unrichtig ist Lesart und Erklärung von Pind. *Ol.* II 61 zu 1364 (S. 280).

Der Druck ist überaus sorgfältig; ich habe nur folgende Versehen wahrgenommen: S. 110, Z. 4 v. u. fehlt der Titel des betr. Dramas des Sophokles; 195, 25 v. u. *ἐκαὶ πὶ* st. *καὶ ἐπὶ*; 204, Not. 1 Synoym st. Synonym.

Alles in Allem verdient es Kaibels Buch vollauf, als eine Leistung ersten Ranges bezeichnet zu werden, als ein glänzendes Muster für seine Nachfolger.

Wien. Hugo Jurenka.

Dr. Christian Cron, Platons Vertheidigungsrede des Sokrates und Kriton. 10. Aufl. besorgt von Prof. Dr. Heinrich Uhle. Leipzig. Teubner 1895. VII u. 151 SS.

Vorliegende Neubearbeitung der Cron'schen Ausgabe kann sich in jeder Hinsicht mit ihren Vorgängerinnen messen, sie übertrifft dieselben sogar sowohl in der Gestaltung des Textes als auch im erklärenden Theile. Zu bedauern ist nur, dass der Herausgeber nicht über die nöthige Zeit verfügte, die allzulange Einleitung Crons einer gründlichen Revision zu unterziehen und entsprechend kürzer zu fassen.

In kritischer Hinsicht schließt sich Uhle an die Schanz'sche Ausgabe an, verfährt aber möglichst conservativ und weicht ohne

zwingende Gründe nirgends von der handschriftlichen Überlieferung ab. Dass er sich gegenüber Athetesen und Klammern nicht so ablehnend verhält wie sein Vorgänger, kommt wohl daher, dass seine Ausgabe, wie er selbst ausdrücklich bemerkt, nicht bloß eine „Schülerausgabe" sein soll. Die einzige Conjectur des Verf. 45 B. *ξένοι αὖ τοι* für das überlieferte *ξένοι οὗτοι* hat viel Bestechendes, zumal sie der handschriftlichen Überlieferung sehr nahe bleibt und dabei sinngemäßer ist.

Der exegetische Theil, in welchem nebst der Schanz'schen Ausgabe auch die Commentare Göbels und Bertrams gebürend Berücksichtigung gefunden haben, erfuhr, insbesondere in der Apologie, gegen die 9. Auflage Crons eine gründliche Umgestaltung, so dass wir fast auf jeder Seite Neues, auf vielen Seiten nur Neues finden. Dabei ließ sich der Verf. durchaus nicht von der Sucht leiten, um jeden Preis Neues zu bieten, sondern zeigt überall das Bestreben, die älteren, wenn auch oft guten Erklärungen durch bessere zu ersetzen oder in eine entsprechendere Form zu kleiden.

Bei der Beliebtheit der Cron'schen Ausgaben ist zu hoffen, dass auch diese Neubearbeitung nicht nur die alten Freunde sich erhalten, sondern sich auch neue erwerben werde.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen mit erläuternden Anmerkungen von Joh. Siebelis. 2. Heft, Buch X—XV. 13. Aufl. besorgt von Friedrich Polle. Leipzig, B. G. Teubner 1895. IV u. 213 SS.

Anthologie aus den Elegikern der Römer für den Schulgebrauch erklärt von Karl Jacoby. 2. verb. Aufl. 4. Heft: Ovid. Leipzig, B. G. Teubner 1896. 88 SS.

Polle hat auch dieser neuen Auflage der bewährten Metamorphosenausgabe wieder die gewohnte Sorgfalt zugewendet und manches erneuter Überlegung unterzogen. Im Texte findet sich an mehreren Stellen nun strammerer Anschluss an die Überlieferung der besseren Handschriften; so X, 732 *sparsit* statt *spargit*; XI, 635 *non illo quisquam* st. *non illo iussos* (Ref. hat die jetzt auch von P. aufgenommene Fassung stets geschützt und verweist noch auf XIV, 623); XIII, 652 *expellitque* st. *expilatque*; XIV, 574 *barbarus* st. *Dardanus*; XV, 23 *et pete* st. *i pete*; wenn XV, 93 nun *ritusque* st. *rictusque* in den Text gesetzt ist, so war erstere Lesart im Anhange nicht mit h zu bezeichnen (vgl. auch Magnus, Studien zur Überlieferung der Metam. V. Berlin 1893, S. 6). Andererseits begegnen wir auch Veränderungen in der Aufnahme von „Vermuthungen Neuerer"; was die im Anhange mit Heinsius bezeichneten betrifft, so sind dieselben zum Theile freilich auch

handschriftliche Lesarten. Wir nennen XI, 295 *creatis* mit Damsté (nicht recht sympathisch und für Schüler eine erschwerende Lesart, wie auch die neue Anmerkung zeigt); XII, 487 *caecumque* mit Riese (Planudes las in seiner Handschrift sichtlich auch das überlieferte *caecamque*); XIII, 456 *at tu* mit Heinsius resp. cod. rec. (vgl. Jahns Ausg. S. 848. Gut; vgl. auch des Ref. Ausg. S. XIX); XIV, 160 *is* mit Korn; XIV, 176 *aut tumulo* mit Heinsius, resp. mit einer Reihe von Handschriften und der ed. pr. (Jahn p. 906. Gut); XIV, 613 *Aepitus* mit Riese (vgl. dessen Ausg.[2] S. XXVII, wo auch noch des Planudes *Αἴγιπος* angefügt werden könnte); XV, 332 ist im Anhange ungenau nur eine Änderung nach Magnus verzeichnet, es wurden aber im Texte zwei vorgenommen: *locus* mit 12 Hs. und *Pheneon* mit 4 Hs. und ed. pr., welches letztere auch bei Jahn im Texte steht und von Magnus Stud. V, S. 9 mit Recht neuerdings empfohlen wurde (zu *locus* vgl. Magnus ebenda S. 17 ff.).

Am Schlusse des kritischen Anhanges sind von dem tüchtigen Forscher auch diesmal beachtenswerte Bemerkungen über einige noch immer besonders unsichere Stellen angefügt. Unter den zugleich mitgetheilten Vorschlägen scheint der zu XII, 61 *Additioque recens* (st. *Seditioque recens* mit Hinweis auf v. 58 *auditis aliquid novus adicit auctor*) wohl etwas gewagt, da er, abgesehen vom Nichtvorkommen dieses Substantivums bei Ovid, überhaupt dem dichterischen Sprachgebrauche abliegt. Dass die Überlieferung selbst mit der nun fast überall und auch von P. in den Text gesetzten leichten Änderung des Heinsius (*Seditioque repens*) im ganzen Zusammenhange der Stelle immerhin etwas Auffallendes hat, wird kaum geleugnet werden können, und der Herausgeber hat dies vielleicht doppelt gefühlt, da er in seinem Commentar eine bei Neueren sonst gewöhnlich fehlende präcise Erklärung zu geben versuchte. Sollte an der schwierigen Stelle etwa an *religioque recens* in der Bedeutung „neue religiöse Angst“ mit Anspielung auf übertreibende Prodigienberichte gedacht werden können? Vgl. *portenti religio* Iustin. XXII, 6, 1. Findet sich ja *religio,* resp. *religiones* geradezu auch für *prodigia,* worüber Luterbacher, Prodigienglaube, Burgdorf 1880, S. 39, näher gehandelt hat. Und eine solche Anspielung würde nicht nur dem Dichter und seinem Zeitgeiste entsprechen, sondern auch in den Rahmen der da aufgezählten Diener der Fama passen. Es gehen unmittelbar vorher die *consternati Timores* (vgl. Verg. Aen. VIII, 349 *Iam tum religio pavidos terrebat agrestis Dira loci*) und es folgen die *dubio auctore Susurri.* Auch paläographisch dürfte *religio,* namentlich wenn man an ein schon frühes Verderbnis in Uncialschrift denken würde, dem *seditio* (*sedicio*) jedenfalls näher stehen als *additio.* An der Stelle der Metam., wo Ovid das Wort noch gebraucht, X, 693, hat er es auch für den Anfang des Hexameters verwendet (*Religione sacer*). — Ein näheres Eingehen

auf die stets in gewissenhafter Weise fortschreitende Ausgestaltung des Commentars würde hier zu weit führen, und Ref. kann für die betreffende, immer consequenter verfolgte Methode auf seine Besprechungen der früheren Auflagen dieser empfehlenswerten Ausgabe verweisen.

Welche Fortschritte Jacoby in der 2. Auflage seiner Anthologie aus den römischen Elegikern gemacht hat, konnte Ref. bereits bei der Recension der früheren Hefte constatieren. Auch das vorliegende vierte, welches nunmehr eine Auswahl aus Ovid für sich enthält, während dieser Dichter früher im ersten Theile mit Catull zusammengestellt war, verfolgt die neu eingeschlagene Bahn, zeugt überall von genauer und verständiger Benutzung der neueren Literatur und kann in den äußerst gewissenhaften Zusammenstellungen des Anhanges auch jungen Philologen und Lehrern gute Dienste leisten. In der Auswahl der Lesestücke aber hielt sich der Herausgeber consequent an das für Schulen zunächst Passende. Ein paar Gedichte hätten jedoch, namentlich mit Rücksicht auf die verhältnismäßig reiche Auswahl aus Catull im ersten Hefte, auch bei Ovid wohl noch beachtet werden können, ohne den Grundplan des guten Buches wesentlich zu ändern. Nur ein Beispiel: Die Aufnahme der auch Schülerkreisen keinen Anstoß bietenden Elegie Amor. II, 6 auf den Papagei der Geliebten läge schon in Hinsicht auf die gute Anmerkung zum Sperlingsgedichte des Catull im ersten Hefte nahe und würde sich, da Derartiges dann bekanntlich auch auf die deutsche Literatur einwirkte und dort in Nachbildungen dem Schüler wieder vor Augen tritt, selbst noch von diesem Standpunkte empfehlen.

Dem Texte ist die Merkel-Ehwald'sche Ausgabe zugrunde gelegt, doch hat sich der Herausgeber einige Abweichungen gestattet, welche er zunächst im Anhange S. 83 übersichtlich zusammenstellt und dann im kritischen Commentar zu den einzelnen Gedichten, der bei schwierigeren Stellen auch einen Überblick über den Apparat und die bisherigen Heilungsversuche anstrebt, weiter beleuchtet. Ich notiere beispielshalber noch ein paar Stellen, die vielleicht erneuter Überlegung würdig wären, und theile dabei die Lesarten eines Linzer Miscellancodex saec. XI mit, welcher u. a. die epistulae ex Ponto enthält und nächstens bei anderer Gelegenheit etwas näher besprochen werden soll. Ich bezeichne denselben mit L. — ex P. III, 2, 102 würde ich mit Güthling nach der besseren Überlieferung, der sich auch L anschließt, *duros* schützen (vgl. auch ex P. I, 5, 12, wo alle Herausgeber *ad duros Musa vocata Getas* lesen), ebenso im Verse 109 derselben Elegie das besser bezeugte und ebenfalls durch L gestützte *lasso,* welches auch dem Sprachgebrauche entspricht (Trist. III, 3, 13 sagt Ovid *lassus in externis iaceo,* wo *lassus* von allen neueren Herausgebern mit Recht gehalten wird und doch auch 6 cod. *lapsus* bieten, wozu jetzt der Apparat von Owen S. 93 zu vergleichen

ist; Amor. III, 11, 8 haben auch 4 cod. det. *lapsis* st. *lassis*); im Verse 19 desselben Gedichtes ist wohl kaum ein zwingender Grund vorhanden, von *possint* (so auch L), das Riese und Güthling in den Text setzten, abzuweichen.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Dr. G. E. Benseler, Griechisch-deutsches Schulwörterbuch. 10. vielfach verb. Aufl. besorgt von Dr. Adolf Kaegi. Leipzig, Teubner 1896.

Wer die gründliche Genauigkeit in Kaegis Arbeiten kennt und weiß, wie seine auf den griechischen Sprachunterricht zielende Thätigkeit befruchtend und anregend wirkt, wird es wohl mit Freuden begrüßt haben, dass gerade ihm die Weiterführung des beliebten Benseler'schen Wörterbuches übertragen wurde. Dass die von ihm verfolgten Ziele, wie er sie in der Vorrede genauer ausführt, möglichst erreicht sind, kann Ref. nach der vollständigen Durcharbeitung der Buchstaben *Α*, *Κ* und *Ω* und nach Stichproben aus den übrigen Partien des Buches bestätigen; nur ist es ihm nicht möglich gewesen, Kaegis Arbeit genau festzustellen, da ihm die unmittelbar vorausgehende Ausgabe des Buches nicht zur Verfügung stand. So will er denn im folgenden, was ihm von dem Buche, so wie es nun vorliegt, als lobenswert, was ihm als noch wünschenswert erscheint, klarlegen, um auf diese Weise festzustellen, was an der jetzigen Gestalt des Werkes unverändert beizubehalten ist und was nach seiner Überzeugung gebessert werden könnte.

Den praktischen Schulmann verräth es, wenn auch Einzelformen als solche alphabetisch eingereiht sind und deren Zugehörigkeit zu ihrem Stammverbum durch Verweisung auf das letztere dem Schüler angegeben wird: so bei *κεχαρησέμεν*, *κεχάροντο*, *κέχηνα*, *κῆαι*, oder wenn unter *ἄγνυμι* ausdrücklich hervorgehoben wird, dass zu den passivisch verwendeten Formen auch das Perfectum II. activum gehöre, oder die Bemerkung unter *ἀγείρω*: „*ἤγειρα* kann auch zu *ἐγείρω* gehören".

In den Etymologien und den lateinischen Übersetzungen, bei deren Benützung Kaegi vorsichtiger, bezw. sparsamer ist als sein Vorgänger, wird der Schüler zumeist klare und ausreichende Belehrung finden: vgl. *ἀβακέω*, *ἀντάξιος* unter *ἄγω* 1 a, *ἀγών*, *ἅδην*, *εἷλον* unter *αἱρέω* (*Ϝελ*, *βόλεται*, volo), *αἰχμή*, *αἶψα*. Gut ist die Erklärung des Gebrauches von *ὡς* als Präposition unter *ὡς* III oder die Erklärung einer schwierigeren Stelle unter *ὥρα*.

Nicht geringeren Beifall verdienen die historischen Erklärungen bei Eigennamen wie *Ἀγησίλαος*, *Ἆγις*, *Ὠρωπός* oder die antiquarischen unter *αἴθουσα*, *προβούλευμα*, *τίμημα* (2).

Als Muster lexikalischer Behandlung in Knappheit, Übersichtlichkeit, Klarheit und Vollständigkeit erscheint dem Ref. der Artikel *ἀγείρω*.

Wünschenswert hingegen ist es, dass die Etymologie der Wörter consequent angegeben, bezw. durch Zerlegung in deren Bestandtheile angedeutet werde, wenigstens bei jenen Wörtern, die mit den gleichen, größeren Lettern gedruckt sind, wie bei *ἀδάματος, ἀδημονέω, ἀδινός, ἀεκαζόμενος, ἀζαλέος, αἰνίσσομαι, αἴσυλος, αἰφνίδιος, ἀκριβής, κατάφρακτος*. In Fällen wie *ἄ-δαστος, ἀ-δευκής, ἀ-δέψητος, ἀ-θῷος, αἰν-αρέτης* wäre wohl das Stammwort, bezw. beide Stammwörter besser angegeben. Bei *καταφερής* fehlt am Schlusse der Zusatz: „von *καταφέρω*". Im übrigen herrscht, was die Angabe der Etymologie oder die Trennung der Wörter in ihre Bestandtheile, bezw. die Verbindung dieser beiden Erklärungsmittel betrifft, überhaupt keine durchsichtige Einheitlichkeit des Standpunktes.

Der Artikel *ἀγαθός* bietet eine ganze Abhandlung über den Bedeutungswechsel und die syntaktischen Constructionen des Wortes ohne Übersichtlichkeit und ohne entsprechende Sonderung des formellen und des sachlichen Momentes; ähnlich findet man unter *ἀγγέλλω* eine weiter ausgesponnene Darlegung ohne instructive Beispiele. Dazu kommt, dass bei längeren Artikeln wie bei *αἱρέω* der allerdings mit Rücksicht auf die Erzielung eines niedrigeren Preises gewählte ununterbrochen fortlaufende Druck (ohne jegliche Abschnitte) infolge des Mangels jeglicher Übersichtlichkeit die Arbeit des Schülers unnöthig erschwert.

Verwirren muss es ferner den Schüler, wenn er bei *αἰδέομαι* als erste Bedeutung „blöde sein", bei *αἰδώς* hingegen „Blödigkeit" als abgeleitete Bedeutung angegeben findet.

Unrichtig ist es, wenn unter dem Begriffe *λειτουργία* ohne genauere Unterscheidung neben den Leiturgien im engeren Sinne auch die Kriegssteuern im allgemeinen subsumiert werden. Die Gleichsetzung *ἐγγύη* = Verlobung, *ἐγγυᾶν* = verloben lässt sich nach der neueren Forschung nicht mehr halten. Ungenau ist die Erklärung unter *τριηραρχέω*, da die in den verschiedenen Zeiten eingetretenen Veränderungen der Verpflichtungen des Trierarchen nicht berücksichtigt sind.

Unnöthig ist unter *ἄγγελος* der Zusatz: von Vögeln, „deren Flug vorbedeutend war, die also eine Kunde von der Zukunft oder von Zeus brachten"; denn aus dem Zusammenhange muss wohl dem Schüler die Übertragung des Begriffes *ἄγγελος* auf die Vögel klar werden; überflüssig ist endlich die Erklärung: „*καταφρονητικῶς* Adverbium von *καταφρονητικός*".

Die vorgebrachten Bemängelungen wollen als Beispiele für die verschiedenen Gesichtspunkte gelten, von denen aus das Buch zu der von Kaegi gewünschten einheitlich und vollständig durchgeführten Verbesserung gebracht werden kann; im übrigen sei das

Wörterbuch als tüchtiger, praktisch gut verwendbarer Lernbehelf für die Schüler bestens empfohlen.

Troppau. V. Thumser.

Handbuch der neugriechischen Volkssprache. Grammatik, Texte, Glossar von Dr. Albert Thumb. Mit einer Schrifttafel. Straßburg. Trübner 1895. 8°, XXV u. 240 SS.

Obwohl die Bedeutung und der Nutzen der neugriechischen Sprache für ein tieferes Verständnis des altgriechischen Sprachschatzes seit Curtius (Das Neugriechische in seiner Bedeutung für das Altgriechische, Göttinger Nachrichten 1857) von Griechen wie Hatzidakis, Psichari und Nichtgriechen wie Krumbacher, G. Meyer, Thumb u. a. wiederholt betont worden ist, so scheint doch noch immer unter den philologischen Lehrern ein gewisses Misstrauen und eine scheue Zurückhaltung gegenüber dieser echten Tochter des Altgriechischen zu bestehen. Das Wort Comparettis 'Neograeca sunt, non leguntur' (Kuhns Ztschr. XVIII 133) hat auch heute seine Giltigkeit noch nicht verloren. Vielleicht darf man den Grund dieser Erscheinung theilweise auch dem Umstande zuschreiben, dass es bisher an passenden Hilfsmitteln zu einer gründlicheren Aneignung des Neugriechischen gefehlt hat. Seit Mitsotakis' ganz brauchbarer Grammatik (s. meine Anzeige in dieser Ztschr. 1892, S. 219 ff.), welcher der Verfasser auch eine 'Chrestomathie der neugriech. Schrift- und Umgangssprache' folgen ließ, sind zwar bis jetzt noch zwei Grammatiken erschienen, die eine von Pecz, Neugriechische Grammatik mit Lesestücken und einer Einleitung in die neugriech. Sprachwissenschaft, Budapest 1894 (ungar.), die andere von Petraris, Neugriechische Conversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht, Heidelberg 1895, aber alle diese Bücher können höheren wissenschaftlichen Anforderungen nur unvollkommen genügen. In dem vorliegenden Handbuche nun bietet uns Thumb ein Hilfsmittel, „das zuverlässig und ausreichend über die Thatsachen der neugriechischen Volkssprache unterrichtet, das nicht nur dazu geeignet ist, jeden Gebildeten in das Verständnis des reichen Schatzes neugriechischer Volks- und volksthümlicher Literatur einzuführen, sondern auch dazu dient, den Sprachforscher wie den Philologen mit den Grundzügen der neugriechischen Sprachentwicklung bekannt zu machen.'

Diese Grammatik soll vor allem der Darstellung der vulgärgriechischen '*Κοινή*' dienen. Im Gegensatze nämlich zu jenen, welche neben der archaisierenden Schriftsprache nur Dialecte bestehen lassen wollen, hält Thumb an der Ansicht fest, dass neben den Dialecten sich noch eine gewisse Durchschnitts-Volkssprache herausgebildet habe, die überall, in den Städten so gut wie auf dem Lande verstanden werde. Maßgebend für den Umfang des

mitgetheilten Sprachstoffes waren dem Verf. zunächst die 'Texte', doch kommen daneben auch wichtigere mundartliche Erscheinungen ausreichend zur Geltung. Die eingestreuten sprachgeschichtlichen Bemerkungen geben uns lehrreichen Aufschluss über die Beziehungen der neugriechischen Formen zu den altgriechischen, über das Verschwinden oder Fortbestehen einzelner Formen sowie über das Entstehen neuer Typen.[1]) Es ist dem Verf. ganz vortrefflich gelungen, durch übersichtliche Anordnung des Stoffes auf knappem Raume die reichen Ergebnisse der neugriechischen Sprachforschung und die Früchte seines Aufenthaltes auf griechischem Boden zur lebendigen Anschauung zu bringen. Freilich kann man den Wunsch nicht unterdrücken, er möchte über gewisse sprachliche Erscheinungen hie und da etwas mittheilsamer gewesen sein, so über die unter der 'Prothese' und der 'Vertauschung des anlautenden Vocals mit einem anderen' (§. 8 b, c) angeführten Fälle, über die Substantiva mit dem Suffix *-ᾶς* (§. 54), das zur Bezeichnung der verschiedensten Verhältnisse dient (vgl. Hatzidakis, Einl. 182 ff.), über die auffälligen Femininbildungen auf *-οῦ* (§. 72) u. a. Auch bei den Fremdwörtern hätte häufiger als es geschieht ihr Ursprung angegeben werden sollen; so findet sich auf S. 79 eine ganze Reihe von lateinischen oder romanischen Lehnwörtern *ὀρδινάζω*, *ἀκκουμπίζω*, *βιγλίζω*, *κοστίζω*, *σεργιανίζω*, *ταμπακίζω* ohne nähere Angabe ihrer Herkunft. Über *πουγγί* 'Beutel' vgl. G. Meyer, Ngr. Studien III.

Der erste Theil, die **Grammatik**, umfasst die Lautlehre, die Flexionslehre und anhangsweise 'Partikeln'. Dass dieser Theil sich überwiegend auf Hatzidakis bahnbrechende Arbeiten stützt, wird vom Verf. selbst im Vorworte dankbar anerkannt. Höchst einfach und übersichtlich, wie bisher nirgends, finden wir die Declination der Substantiva durchgeführt. Das Haupteintheilungsprincip beruht auf dem Genusunterschied, für die weiteren Unterabtheilungen ist maßgebend, ob Singular und Plural gleichsilbig oder ungleichsilbig sind. Ebenso einfach ist die Gruppierung der

---

[1]) So sind, um einige Beispiele anzuführen, von den altgriechischen Bildungen verschwunden: die Substantiva contracta, die sog. attische Declination und die weiblichen Stämme auf *-ος*: *πλοῦς* ist durch *ταξεἰδι*, *λαγώς* durch *λαγός*, *νῆσος* durch *νησί*, *ὁδός* durch *δρόμος* verdrängt worden. Wörter wie *μῦς*, *σῦς*, *ἰχθύς* sind durch *ποντίκι*, *χοῖρος*, *ψάρι*, die Diphthongstämme *γραῦς* und *ναῦς* durch *γριά* und *καράβι*, die Formen *ἠχώ*, *αἰδώς*, *ἠώς* durch *ἀντιλαλιά*, *ντροπή*, *αὐγὴ χαραυγή*, ferner *ὕδωρ*, *πῦρ*, *φρέαρ* durch *νερό*, *φωτιά*, *πηγάδι* ersetzt worden. Verschwunden aus der echten Volkssprache sind die alten Adjectiva auf *-ης*, wofür entweder neue Adjectiva: *ἀδιάντροπος* statt *αὐθάδης*, oder Umbildungen eintreten: *εὐγενικός* st. *εὐγενής*, *πρεπός* st. *εὐπρεπής*. — Von den Verben ist *εὕρηκα* der einzige Rest des alten Perfectums, *εἶμαι* das einzige Überbleibsel der Verba auf *-μι*; alle anderen gehen in Formen auf *-ω* über: *τίθημι* in *θέτω*, *ἵσταμαι* in *στέκω*, oder werden durch neue ersetzt: *φημί* durch *λέγω*, *λαλῶ*, *οἶδα* durch *ξεύρω*, *πίμπλημι* durch *γεμίζω* usw.

Verba auf Grund der verschiedenen Präsens- und Ariostformen. — Die 'Texte' bieten umsichtig ausgewählte poetische und prosaische Stücke aus der Volks- und Kunstliteratur, sowie Dialectproben, letztere theilweise auch in phonetischer Transcription. Der größte Theil der Volkslieder und der Disticha ist, wie natürlich, Passows Popularia carmina entlehnt, während Volksmärchen und Sagen zumeist Pios Contes populaires entnommen sind. Den der Kunstliteratur angehörigen Stücken, die zugleich einen lehrreichen Einblick in die Literatur- und Culturverhältnisse des modernen Hellas gewähren, sind kurze biographische Notizen beigegeben. Die Dialectproben beziehen sich auf Unteritalien, die Inseln Ägina, Cypern, Karpathos, auf Gegenden in Macedonien und im Pontos, den Schluss macht ein kleines Stück der zakonischen Mundart. Drei Stücke, nämlich *Λαμπεδόνα* (eine Sage aus Patras) S. 156 und zwei Dialectproben aus Ägina S. 186 und aus Samsun im Pontos hat Thumb aus eigenen Aufzeichnungen beigesteuert. — Das Glossar enthält ein vollständiges Verzeichnis der in den Texten und in der Grammatik vorkommenden Wörter mit gelegentlichen Verweisen auf letztere. Auch Bemerkungen über das Vorkommen einzelner Wörter in der Schriftsprache oder in einem bestimmten Dialecte finden sich. Vielleicht wäre es am Platze gewesen, hier auch alle Lehnwörter irgendwie kenntlich zu machen. Aufzunehmen war noch *λόγιος* wegen S. 160 *Ὁ λόγιος*.

Zu den S. 239 f. angeführten Berichtigungen, wo sich S. 239, Z. 2 v. u. der Druckfehler 147 st. 47 eingeschlichen hat, sind noch folgende hinzuzufügen: S. 32, Z. 6 v. o. lies *νοικοκυρέοι* st. *νοικυρέοι*, S. 45 *τρελλούτσικος* st. *τρελλούτσκιος*, S. 50 *λαμπρότατος* st. *λαμπιρότατος*, S. 127 *Γραικοὶ* st. *Ιραικοί*, S. 179, Z. 7 v. o. *σακκούλι* st. *σκακκούλι*, S. 38 *κερά* st. *κέρα*, S. 52 *καλός* st. *κάλος*, S. XIV I c, 7 st. b, 7, S. 184, Z. 1 v. u. 8 st. 7. S. 24, Z. 10 v. o. muss 'ganz' wegfallen. Eine eigenthümliche Folge hatte der Druckfehler *κλέφτης* statt *κλέφτες* S. 29. Körting nämlich hat diesen Fehler leichtgläubig in sein etwas schnell geschriebenes Buch 'Neugriechisch und Romanisch', Berlin 1896 herübergenommen und erklärt allen Ernstes die Form *κλέφτης* als 'vermuthlich aus *κλέφτη-ες* zusammengezogen, also ebenfalls nach der 3. Declination umgebildet'! Dass *κλέφτης* ein Druckfehler sei, konnte K. aus §. 60 bei Thumb, den er selbst anführt, leicht erfahren.

Wer mit dem Altgriechischen vertraut ist und sich in die volksthümliche Literatur der Neugriechen gründlich einführen will, dem kann Thumbs Buch als verlässlichster Führer und Rathgeber nicht warm genug empfohlen werden.

Wien. F. Hanna.

Karl Domanig, Porträtmedaillen des Erzhauses Österreich von Kaiser Friedrich III. bis Kaiser Franz II. Aus der Medaillensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses herausgegeben mit Genehmigung des hohen Oberstkämmerer-Amtes Sr. k. und k. apost. Majestät. 50 Tafeln in Lichtdruck von Max Jaffé. Wien, Verlag von Gilhofer und Ranschburg 1896. 40 SS. gr.-Folio und 50 Tafeln in farbigem Lichtdruck nebst einer Stammtafel des Erzhauses Österreich von 1400—1800.

Nachdem im Auftrage des hohen Oberstkämmereramtes Sr. Majestät die für weitere Kreise berechneten Werke „Album hervorragender Gegenstände aus der Waffensammlung“ von W. Böheim, „Album von Objecten aus der Sammlung kunstindustrieller Gegenstände“ von A. Ilg, „Album auserlesener Gegenstände der Antikensammlung“ von R. v. Schneider veröffentlicht wurden und damit auch jenen, welchen das „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses“ wegen seiner Kostbarkeit nicht zugänglich ist, wenigstens die hervorragendsten Schätze dieser wahrhaft großartigen Sammlung in die Hande gegeben wurden, hat es nunmehr der Verf. des vorliegenden Buches unternommen, auch die Perlen der in ihrer Art einzigen Sammlung von Porträtmedaillen des Erzhauses Österreich allgemein zugänglich zu machen. Auf 50 Tafeln werden nicht weniger als 359 Abbildungen von Medaillen geboten, unter denen sich eine ganze Reihe wahrer Prachtstücke befindet, oder solche, die geradezu als Unica zu bezeichnen sind, so die schönen Modelle in Kehlheimerstein (Nr. 10 und 38), in Thon (Nr. 20) und Holz (Nr. 31 und 32), die berühmte bemalte Wachsbossierung mit dem Bilde Rudolf II. von Antonio Abondio (Nr. 114), das Kaiser Ferdinand II. darstellende Wachsmodell Nr. 181 und ähnliches.

Zu besonderem Danke sind wir dem Herausgeber verpflichtet für die Wiedergabe der getriebenen Medaillen Nr. 29 (von Hans Reinhard d. Älteren, 1541) und Nr. 289 (von Anton Domanök, 1754). Beide wahre Meisterstücke, wohl einzig in ihrer Art. Die Technik des Treibens im Metalle selbst scheint am Porträt überhaupt nur von deutschen Künstlern geübt worden zu sein. Den in der rühmlich bekannten Kunstanstalt von Max Jaffé hergestellten Tafeln, welche in mehrfarbigem Drucke in nach genealogischen Grundsätzen geordneten Gruppen die verschiedenen Medaillenporträts der Glieder des Erzhauses bringen, hat der Herausgeber einen erläuternden Text vorangestellt. Hier werden zunächst bei jedem Regenten von Kaiser Friedrich III. an bis Franz II. die wichtigsten genealogischen Daten im Zusammenhange besprochen und daran die einzelnen Medaillen angereiht, welche auf ihn selbst und auf seine Familie Bezug nehmen. Jeder Medaille ist das Datum ihrer Entstehung, der Name des Meisters, das Metall, in dem sie ausgeführt wurde, und die Angabe der Technik beigegeben. Ist eine Seite der Medaille nicht abgebildet, so wird die auf derselben vorhandene Darstellung im Texte kurz besprochen. Die Daten sind

— einzuräumen, sofern die Bestellung unter Berufung auf diese Notiz entweder direct bei den Verlegern, Wien, I., Bognergasse 2, oder bei einer beliebigen Buchhandlung erfolgt.

Und auch die Herstellung galvanoplastischer Reproductionen einer ununterbrochenen Folge von Porträtmedaillen der Kaiser aus dem Habsburgisch-Lothringischen Hause ist nunmehr bereits in Aussicht gestellt. Es sollen zunächst 24 Stücke zu beliebiger Auswahl für Schulzwecke fertiggestellt werden, und zwar die Nummern 1, 6, 9, 10, 43, 72, 76, 102, 119, 128, 172 (148), 175, 189, 198 (214), 228, 234, 237, 254, 277, 289, 309, 323, 328 und 341. Hoffentlich sind wir bald in der angenehmen Lage, auch hierüber Näheres mittheilen zu können.

Wien. V. v. Renner.

R. Wülker, Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimile-Beilagen. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1896. 8°, XII u. 632 SS. Preis geb. 16 Mk.

Dank der scharfen, öfters vernichtenden Kritik, wovon in verschiedenen unserer wissenschaftlichen Zeitschriften, namentlich in den „Englischen Studien“ (vgl. Bd. VII, 174, VIII, 186, XIII, 101, XXII, 123), einige in neuerer Zeit erschienene populäre Darstellungen der englischen Literaturgeschichte betroffen worden sind, Werke, zumeist herrührend von Verff., deren Oberflächlichkeit und Unwissenheit nur noch durch ihre Unverfrorenheit und Anmaßung übertroffen wurde, scheint doch endlich die Ansicht durchzudringen, dass es, um eine brauchbare Literaturgeschichte schreiben zu können, nicht genügt, eine leidlich gewandte Feder, große Ungeniertheit im Ausschreiben und Umgießen früherer einschlägiger Werke, sowie ein möglichst selbstbewusstes, den bisherigen Auffassungen thunlichst oft und keck widersprechendes Urtheil zu besitzen, sondern dass dazu namentlich doch noch eine Kleinigkeit gehört, worüber nicht jeder beliebige Scribent ohneweiters verfügen kann: umfassende Belesenheit in der betreffenden Literatur selber, gründliche eigene wissenschaftliche Studien, wenigstens über einige größere Gebiete derselben, sowie genaue Bekanntschaft mit dem Gang und Stand der wissenschaftlichen Detailforschungen, die nicht nur über die darzustellende Literatur, sondern auch über verwandte, für diese bedeutungsvolle Literatur- und Geschichtsgebiete angestellt worden sind. Eine Verlagsbuchhandlung, die von der Nothwendigkeit dieser Erfordernisse durchdrungen ist, konnte und kann sich, wie dies Robert Oppenheim schon vor 25 Jahren gethan hat, mit dem Ansinnen, eine Geschichte der englischen Literatur für das gebildete Publicum zur Veröffentlichung zu erhalten, nur an einen bewährten Fachgelehrten wenden.

[illegible] Brink, auf den Vorschlag Oppenheims ein-
[illegible] gesteckt hatte, dessen Erreichung bei seiner
[illegible] dass auf eigener Forschung beruhenden Dar-
[illegible] Menschenleben unmöglich war, hat Wülker,
[illegible] und einstigen Lehrer belehrt, seinem Unter-
[illegible] gezogen und es überraschend schnell zu
[illegible] Abschluss gebracht.

[illegible] zu einem vorläufigen Abschluss, denn es ist
[illegible] dass jede neue Auflage eines derartigen Werkes
[illegible] Verbesserungen wird enthalten, dass es den fort-
[illegible] Anforderungen der Wissenschaft möglichst wird gerecht
[illegible] mit ihnen wird Schritt halten müssen, wenn es seinen
[illegible] will.

Schon die bisherigen Kritiken des Werkes (vgl. namentlich
[illegible] Beiblatt VII, 161—169, 370—372, Engl. Studien XXIII
[illegible] 311) haben bei aller warmen Anerkennung, die sie dem-
[illegible], dem Verf. mancherlei Hinweise geboten zu Ergän-
zungen hinsichtlich des behandelten Stoffes, zu Erweiterungen und
[illegible] einiger Gebiete, zu Correcturen von Einzelheiten.
Es würde einem neuen Kritiker nicht schwer fallen, derartige
[illegible] nach seinem subjectiven Ermessen um eine Anzahl
[illegible] zu vermehren.[1])

Wir ziehen vor, den Lesern dieser Zeitschrift in erster Linie
eine kurze Charakteristik zu geben von der Anlage und dem Inhalt
des verdienstlichen Werkes.

Schon die Eintheilung des Stoffes erweckt eine günstige Vor-
stellung von dem Verhältnisse der einzelnen Hauptabschnitte zu
einander: Die keltische Literatur umfasst S. 1—14; die angel-
sächsische S. 16—63; die altenglische S. 74—179; die neu-
englische S. 193—543. Wie man sieht, ist Wülcker der lockenden
Gefahr glücklich entgangen, die angelsächsische Literatur, das
Hauptgebiet seiner früheren Forschungen, zu breit anzulegen und
dadurch von vornherein die richtigen Proportionen des Ganzen zu
schädigen; auch die ein größeres Publicum erfahrungsmäßig ebenso
wenig interessierende altenglische Literatur hält sich innerhalb
zweckmäßiger Grenzen; der neuenglischen Epoche dagegen ist mit
Recht bei weitem der größte Theil des Buches gewidmet worden.

[1]) Neben den von Kölbing, Engl. Stud. XXIII 304—311 genannten, mit
Unrecht unberücksichtigt gebliebenen neueren Autoren Alexander Barclay,
Churchill, Mrs. Shelley möchten wir den Verf. noch auf die didaktischen
Dichter Thomas Tusser und Sir John Davis, den hervorragenden Sati-
riker Joseph Hall, die Schotten Alexander Montgomery und Drummond
von Hawthornden aus älterer, d. h. Shakspere'scher, James Hogg, den
Ettrick Schäfer, aus neuerer Zeit, aufmerksam machen, während es aller-
dings kaum verständlich ist, obwohl es ja unvermeidlich war, eine Aus-
wahl zu treffen, wie ein Dichter von der Bedeutung George Crabbes,
von dem Lord Byron stets mit der größten Achtung sprach, ganz uner-
wähnt bleiben konnte.

Zweifelhaft will es uns erscheinen, ob es zweckmäßig war, den ersten Abschnitt, der die Vorgeschichte der britischen Inseln vor der Einwanderung zu behandeln hatte, überhaupt als „Keltische Literatur“ voranzustellen und darin nicht nur Aneurin, Talliessin, Llywarch Hen und Merddin zu besprechen, sondern auch auf die für die englische Literaturgeschichte wichtigeren Mabinologion und Arthursagen, zumal aber auf die erst im achtzehnten Jahrhundert auftauchenden Ossian-Umdichtungen Macphersons einzugehen. Nach unserem Dafürhalten wäre es zweckmäßiger gewesen, diese Erscheinungen an der chronologisch ihnen zukommenden Stelle zu besprechen und bei der Gelegenheit auf ihr Verhältnis zu den keltischen Quellen, deren Alter zudem schwer bestimmbar ist, kurz hinzuweisen, dafür aber das eigentlich Historische der Vorgeschichte etwas eingehender zu behandeln, als es geschehen ist, und auch das zur Orientierung über die Sprachgeschichte Nothwendige in allgemein fasslicher Weise hinzuzufügen.

Die angelsächsische Literatur wird dann von dem Verf. in fünf Capiteln, betitelt „Die heidnische Dichtung“, „Die christliche Dichtung“, „Die ältere Prosa“, „Die jüngere Dichtung“, „Die jüngere Prosa“ der Angelsachsen, im wesentlichen der chronologischen Folge dieser Literaturgebiete entsprechend, vorgeführt. Dabei wird allerdings auf die reiche lateinische Literatur des angelsächsischen Volkes nur vereinzelt in den Haupterscheinungen und betreffs dieser (Bedas Kirchengeschichte und Aldhelms Räthsel) nur insoweit Bezug genommen, als sie in directem Zusammenhange mit der angelsächsischen Literatur stehen; die für die Verbreitung des Christenthums und der gelehrten Bildung auf dem Continente aber so bedeutsame Thätigkeit der Angelsachsen wird — wohl um innerhalb der für den Umfang des Buches gezogenen Grenzen zu bleiben — gänzlich unberührt gelassen.

Dass nun bezüglich dieser ersten Epoche der nationalen Literatur, deren Haupterscheinungen in treffender Charakteristik, stets, dem Plane des Werkes entsprechend, ergänzt durch knappe, aber ausreichende Analysen der betreffenden Literaturdenkmäler, vorwiegend der Dichtungen, unter meistens genauer Berücksichtigung der sie betreffenden philologischen Forschungen, jedoch ohne die Darstellung damit zu beschweren, von dem Verf. behandelt worden sind, versteht sich von einem so genauen Kenner dieses Zeitraumes von selbst. Die unwesentlichen Ausstellungen, die von der bisherigen Kritik hinsichtlich dieses Abschnittes gemacht worden sind, kommen nicht in Betracht gegenüber den großen Vorzügen desselben, die hauptsächlich in einer klaren, übersichtlichen, zuverlässigen, auch die unwesentlichen Erscheinungen hinlänglich berücksichtigenden, einheitlichen Gesammtdarstellung bestehen.

Die Ansicht freilich, dass „das Gedicht vom Tode des Byrhtnoth, das 991 oder ganz kurz nachher gedichtet wurde, auch das Lied vom Tode der alten Dichtungsart“, der alliterierenden Lang-

zeile, sei (S. 15), die jedenfalls noch im Jahre 1065 ganz correct in der angelsächsischen Chronik gehandhabt wurde, vermag ich ebenso wenig zu theilen, als diejenige, dass zu Ende des 10. Jahrhunderts ein neues Metrum, ein Vers (d. h. Halbvers) mit vier Hebungen, eine Nachahmung des *dimeter jambicus acatalecticus*, ähnlich dem von Otfrid in Deutschland eingeführten, in Gebrauch gekommen und dass in ihm die Heiligenleben und „Das Buch der Richter" Älfrics, ferner auch die älteren mittelenglischen Heiligenlegenden „Katharina", „Juliana", „Margarete", sowie Layamons „Brut" geschrieben seien. Ich bin vielmehr nach wie vor von der gänzlichen Hinfälligkeit dieser zuerst von Trautmann aufgestellten, von mir wiederholt bestrittenen Ansicht überzeugt. Übrigens hat Wülker sich der Annahme, dass sogar das „Poema Morale" und das „Ormulum" (welche beiden letzteren Gedichte er mit Recht für in siebenfüßigen jambischen Zeilen geschrieben erklärt) in dem nämlichen Otfrid'schen Metrum abgefasst seien, doch nicht angeschlossen. Von der mittelenglischen alliterierenden Dichtung sagt Wülker (S. 107), dass sie im 14. Jahrhundert im westlichen Mittellande Englands wieder aufkam. Wie aber ist das zu erklären, wenn diese Vers- und Dichtungsart schon in angelsächsischer Zeit abgestorben sein soll und somit die Bindeglieder fehlten?

Die mittelenglische Epoche füllt den zweiten Hauptabschnitt des Werkes aus. Wülker nennt sie, früherer Gepflogenheit treu bleibend (wie der Schreiber dieser Zeilen es früher in seiner „Englischen Metrik", 3 Bände, Bonn 1881—8, ebenfalls gethan hat), die altenglische. Würde es nicht zweckmäßig sein, um endlich eine einheitliche Bezeichnung für die drei Hauptperioden der englischen Sprach- und Literaturgeschichte herzustellen, sich für die Benennungen angelsächsisch oder altenglisch (beliebig und gleichbedeutend zu verwenden) für den ersten Zeitraum, mittelenglisch für den zweiten, neuenglisch für den dritten (wie es in meinem „Grundriss der englischen Metrik", Wien 1895, geschehen ist) zu einigen?

Was nun die Literatur des mittelenglischen Zeitraumes betrifft, so wird sie von Wülker zweckmäßig nach einer kurzen, einleitenden, rein historischen Skizze der „politischen Lage" (richtiger der geschichtlichen Hauptereignisse vom Anfange des 10. Jahrhunderts an bis zur Gewährung der Magna Charta im Jahre 1215) besprochen in folgenden Hauptabschnitten: Die Literatur der Übergangszeit, Die Entwicklung der altenglischen Dichtung bis zu ihrer Blüte, Chaucer und seine Schüler, Die englische Literatur beim Ausgange des Mittelalters, Die schottische Literatur.

Innerhalb der beiden ersten, allgemeineren Abschnitte, in denen es sich zumeist um Literaturwerke handelt, deren Autoren unbekannt geblieben sind, werden die Stoffe nicht, wie in einer neueren Specialdarstellung der mittelenglischen Literaturgeschichte, nach den Landschaften, denen sie angehören, gruppiert (wodurch verwandte Gattungen auseinandergerissen werden und die ganze

Darstellung etwas Zerfahrenes erhält), auch nicht nach den Metren, in denen sie sich bewegen, wie Kölbing (Engl. Stud. XXIII, 309) für die Romanzenpoesie empfehlen möchte, sondern mit Recht nach der inneren Verwandtschaft der behandelten Gegenstände, die mir doch innerhalb gewisser Grenzen der einzig richtige Eintheilungsgrund für die Literatur eines Volkes zu sein scheint.

Bemerkt muss werden, dass für die ersten Abschnitte dieses Zeitraumes die Besprechung der anfangs ja durchaus dominierenden normännisch-lateinischen und namentlich auch der normännisch-französischen Literatur noch schmerzlicher vermisst wird als die fehlende Behandlung der lateinisch-angelsächsischen für den vorangehenden Zeitraum, sowie auch leider auf das Verhältnis der normännisch-französischen und der englischen Volkssprache zu einander während der ersten Jahrhunderte nach der Eroberung nur wenig eingegangen wird.

Der Laie, der nicht aus eigener Kenntnis das Bild zu ergänzen versteht, erhält so jedenfalls keine klare Vorstellung weder von der Entwicklung der Sprach- und Culturzustände, noch auch des literarischen Lebens im damaligen England. Rücksichten auf den vorgezeichneten Plan haben auch hier wieder dem Autor eine wenig zweckmäßige, für die nächste Auflage des Buches hoffentlich entfallende Beschränkung auferlegt.

Innerhalb der gezogenen Grenzen aber, die also lediglich die in der Landessprache abgefassten Denkmäler einschließen, werden diese, wenn auch nicht jedes unbedeutendere Erzeugnis erwähnt wird, doch mit zweckmäßiger Hervorhebung der hauptsächlichsten Erscheinungen in chronologischer Folge mit jedesmaligem Hinweise auf die Localität, der sie angehören, vorgeführt, meist auch kurz analysiert, öfters auch durch geschickte Übersetzungen des Autors, in anderen Fällen durch Übertragungen anderer, S. XI und XII citierter, Forscher charakterisiert und besprochen.

Es ist nicht nothwendig, die einzelnen Gruppen von Schriftwerken namhaft zu machen, die in diesen beiden Abschnitten behandelt worden sind. Es genügt die Bemerkung, dass nichts Wesentliches übergangen worden ist und auch die einzelnen Stoffe zu einander, ihrer relativen Wichtigkeit entsprechend, meistens in das richtige Verhältnis gesetzt worden sind.

Was die Gruppierung anlangt, so würden wir es allerdings vorgezogen haben, wenn Langland, Wiclif, Gower und die Mysterienspiele zu dem folgenden Abschnitte, der von Chaucer und seinen Schülern handelt, gezogen, die letzteren aber mit den im Schlussabschnitt der mittelenglischen Zeit behandelten schottischen Dichtern, die doch trotz aller ihrer Originalität ebenfalls stark unter Chaucers Einfluss standen, zu einem besonderen Capitel vereinigt worden wären.

Auch ist die Darstellung gelegentlich etwas zu knapp gerathen. So wird der Leser z. B. aus Wülkers Ausführungen über

die Alexander-Romanze (S. 100) von dem abenteuerlichen Stoff derselben oder aus der einen Seite, die er der „Confessio Amantis“ gewidmet hat, von dem eigentlichen Inhalt dieser umfangreichen, nicht unwichtigen Dichtung Gowers schwerlich den richtigen Begriff erhalten.

Recht eingehend ist dagegen Chaucer behandelt worden; Wülker lässt sogar der Besprechung der Canterbury Tales eine Schilderung der damaligen Culturzustände Londons vorausgehen, die, so hübsch und anschaulich sie ist, doch zum besseren Verständnisse des betreffenden Abschnittes nicht nöthig war und mit der ganzen Anlage des Werkes — auch hinsichtlich der an einen populär-wissenschaftlichen Vortrag erinnernden Darstellung — nicht in rechtem Einklange steht, insofern für andere Hauptabschnitte desselben, wie z. B. für die Zeit König Älfreds oder diejenige Shaksperes derartige culturhistorische Excurse fehlen.

An Chaucer, von dessen dichterischer Persönlichkeit wir durch Wülkers Darstellung ein anschauliches Bild gewinnen, schließen sich seine Schüler Occleve, Lydgate u. a. m. an, von denen der Verf. dem ersteren mehr gerecht geworden ist als dem hervorragenderen, vielseitigen Benedictinermönche von Bury St. Edmunds. Auch die alten Balladen und die Moralitäten, eine andere wichtige Dichtungsgattung dieses Zeitraumes, sind allzu kurz behandelt, wohingegen die schottische Literatur, die den Schluss des mittelenglischen Abschnittes bildet, mehr zu ihrem Rechte kommt.

Wir müssen es uns versagen, auf den reichen Inhalt des letzten, die neuenglische Literatur behandelnden Abschnittes näher einzugehen, für welche dem Verf. noch zahlreichere und eingehendere Specialarbeiten zu Gebote standen als für die beiden ersten Zeiträume, wenn auch unter den vielen Gesammt- oder Einzeldarstellungen kein einziges Werk von der Bedeutung wie ten Brinks die alt- und mittelenglische Periode umfassende Literaturgeschichte anzutreffen ist. Nur Ward's History of English Dramatic Literature kann allenfalls für das nun zu so großer Wichtigkeit gelangende Zweiggebiet der dramatischen Dichtung neben jenem hervorragenden Werke genannt werden.

Und hieran anknüpfend, hätten wir gewünscht, dass Wülker dem englischen Drama des Shakspere'schen Zeitalters eine mehr einheitliche, zusammenhängende Darstellung gewidmet hätte.

Wülkers Unterabtheilungen des ersten Capitels sind: Die Zeit der Renaissance (mit einer allzu dürftigen einleitenden Charakteristik ihres Wesens und ihrer Bedeutung), dann John Skelton (eingehend), John Heywood, John Bale, Die erste regelmäßige, von Sackville und Norton in Blankversen geschriebene Tragödie „Gorboduc“, nebst den daran sich anschließenden Stücken, darauf Das Lustspiel seit John Heywood — Ralph Roister Doister — Gammer Gurton's Needle — Goscoigne's Supposes. Nun erst wendet sich Wülker Thomas Wyatt und dem Earl von Surrey, dem Erfinder

des Blankverses, zu, die doch als die eigentlichen Vertreter der Renaissance in England diesen Zeitraum hätten eröffnen und Sackville vorangehen sollen, dessen Mirror for Magistrates, sowie die Werke der übrigen, vorwiegend die Epik und verwandte Gebiete pflegenden Dichter, wie Sidney, Spenser, Warner, Drayton, Daniel, die von Wülker im 3. Capitel behandelt sind, sich u. E. zweckmäßigerweise daran hätten anschließen lassen. Dadurch wären die im 2. Capitel behandelten nächsten Vorgänger und älteren Zeitgenossen Shaksperes unmittelbar an diesen im 4. Capitel behandelten Mittelpunkt des ganzen Zeitraumes hinangerückt worden, anstatt dass sie jetzt durch die nichtdramatische Literatur von ihm getrennt sind.

Von den Dramen der Vorgänger Shaksperes, wie von denjenigen dieses Dichters selber, gibt Wülker, dem Gesammtplane seines Werkes entsprechend, mehr oder weniger eingehende Analysen. Auch auf die Quellen der Stücke des letzteren wird hingewiesen und die Resultate der Shakspereforschung werden verwertet — im ganzen in zuverlässiger Weise. Kleine Ungenauigkeiten kommen vor — aber wo finden sich diese nicht? Jedenfalls ist es ein geringerer Fehler, wenn Wülker (S. 263) sagt, dass dem Dichter für seinen Kaufmann von Venedig neben den „Gesta Romanorum“ noch die Erzählung „Der Dummkopf“ (Il Peccorone, richtig wäre zu drucken gewesen Il Pecorone) als Quelle vorgelegen habe (wogegen es hätte heißen sollen: eine der Erzählungen des Sammelwerkes „Il Pecorone“), oder wenn er, wie schon von anderer Seite bemerkt wurde, in der Analyse von Chaucers „Troilus and Chryseide“ den kupplerischen Oheim der letzteren, Pandarus, wohl nur durch einen Schreibfehler („sein“ für das richtige „ihr“) den Oheim des Troilus nennt, als wenn der Verfasser einer neueren Monographie über Shakspere gelegentlich seiner Analyse des Stückes „Der Sturm“ den König Alonso von Neapel ganz verschwinden lässt und den Sohn desselben, Ferdinand, zum Sohne des Antonio, des verbrecherischen Bruders des Prospero, macht. Etwas nähere Angaben über die Entstehungszeit der einzelnen Stücke, von denen viele doch jetzt ziemlich sicher datiert sind, wären erwünscht gewesen, ebenso eine genauere Charakteristik der Eigenthümlichkeiten seines dichterischen Schaffens innerhalb der einzelnen Perioden seiner Thätigkeit, wie denn überhaupt der Ton und Inhalt des ganzen Werkes mehr referierend als charakterisierend ist.

Dankenswert und zweckmäßig zur Aufklärung für das gebildete Laienpublicum ist der knappe, aber ausreichende Hinweis (S. 296/7) auf die Widersinnigkeit und gänzliche Hinfälligkeit der einfältigen Bacontheorie.

Im Verhältnis zu den „Vorgängern“ Shaksperes sind die zumeist während der zweiten Hälfte seiner Lebenszeit auftauchenden „Nachfolger“ entschieden zu kurz gekommen, weniger Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, Webster, als Chapman, Marston, Dekker, Middleton, Ford, Shirley u. a. Freilich war hier die Fülle des Stoffes erdrückend und Beschränkung daher geboten.

Eingehend — vielleicht allzu eingehend mit Rücksicht auf die Anlage des Werkes — ist dann der allerdings für die Entwicklung der englischen Literatur äußerst wichtige und auch als Dichter zu den ersten Größen derselben zählende Milton behandelt, wobei freilich, wie schon Kölbing bemerkt hat, auf die Frage nach den Quellen des Paradise Lost nicht hinlänglich eingegangen wird.

Rühmend hervorheben möchten wir ferner noch aus der Darstellung der sonstigen reichhaltigen neuenglischen Literatur den eingehenden Paragraphen über Butlers „Hudibras“, das antipuritanische Gegenbild Miltons (wogegen der auf dem Gebiete des Dramas, wie der satirischen Dichtung gleich einflussreiche Dryden nicht hinlänglich gewürdigt erscheint), die Besprechung der Dichtungen Popes (wo Wülker freilich eine Probe von dessen „Essay on Man“ in einer von Hohlfeldt herrührenden, dem Metrum des Originals nicht entsprechenden Distichen-Übersetzung vorführt), ferner derjenigen Thomsons, Priors u. a. m. Unter den neueren Dichtern nehmen Robert Burns, von dessen Dichtungen zahlreiche Proben in leider nicht immer glücklich gewählten Übertragungen vorgeführt werden, Walter Scott, die Dichter der Seeschule, Thomas Moore, Lord Byron und Shelley mit Recht einen breiten Raum ein, deren Hauptdichtungen in meist ausreichenden Analysen (trotz einzelner, schon von anderer Seite hervorgehobener Ungenauigkeiten) vorgeführt und charakterisiert werden. Die weniger hervorragenden Zeitgenossen gruppieren sich um sie und schließen sich ihnen an. Die großen Romanschriftsteller Bulwer, Dickens, Thackerey fesseln dann aufs neue in eingehenderer Behandlung die Aufmerksamkeit des Lesers, Tennyson und Robert Browning bilden in ebenso sorgfältiger Ausführung den Schluss des Werkes, während auf die zeitgenössischen Dichter, „über die das Urtheil noch nicht abgeschlossen sein kann“, nur in einem kurzen Ausblick hingewiesen wird.

Wir würden uns einer großen Ungerechtigkeit gegen Wülkers Werk schuldig machen, wenn wir nicht der zahlreichen Facsimile-Beilagen von Handschriften aus allen drei Hauptperioden der Literatur, der Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferstich und namentlich der vielen Abbildungen im Text gedenken wollten, die demselben nicht nur zum wertvollen künstlerischen Schmuck dienen, sondern auch sehr zur Belebung und besseren Veranschaulichung des Inhalts beitragen. Die Landschaft von Tintagel, die Burg König Arthurs in Cornwall zu Anfang des Werkes, wie die Reproduction einer Doré'schen Illustration zu Tennysons Königs-Idyllen gegen Ende desselben sind beide gleich sehr geeignet, dem Leser die Scenerie jener Sagen und Dichtungen vorzuführen. Die sauberen Schriftzüge der Beowulf-Handschrift und die prachtvollen Initialen des Durhambuches veranschaulichen dem Leser nicht minder deutlich die hohe Cultur, die bei den Angelsachsen herrschte, als es die interessanten Abbildungen der Ruinen des Klosters zu Whitby oder des noch berühmteren zu Lindisfarne thun.

Besonders wertvoll sind dann die zahlreichen Dichter- und Prosaiker-Porträts, die von Wiclif und Chaucer an bis auf Tennyson herab in den Text aufgenommen worden sind und bei deren Auswahl und Herstellung der Verf. wie die Verlagshandlung ebenso viel Umsicht als Geschmack bekundet haben. Neben manchen bekannten Köpfen, wie den Bildern von Shakspere, Milton, Byron, Shelley und anderen begegnen viel zahlreichere, die den meisten Lesern hier wohl zum erstenmale entgegentreten, so Sir Phil. Sidney, Edmund Spenser, Beaumont, Fletcher, Massinger, Chapman, Abraham Cowley, Thomas Otway und viele andere.[1]) Auch interessante Stätten und Häuser aus der neueren Literaturgeschichte sind in ziemlicher Anzahl vorgeführt, wie z. B. Anna Hathaways Geburtshaus zu Shottery bei Stratford, wo der jugendliche Shakspere sich fürs Leben an die ihm wohl wenig geistesverwandte Gattin fesselte; das Haus in Chalfont St. Giles, wo der erblindete Milton das „Verlorene Paradies“ zu dichten begann; die ärmliche, mit Stroh gedeckte Lehmhütte, in der Robert Burns, der größte Lyriker Englands, das Licht der Welt erblickte; Abbotsford, wo Sir Walter Scott sein glänzendes und schließlich so sorgenvolles Schriftsteller- und Gutsherrndasein führte; die Ruine von Drybury, wo er, der Romantiker, eine unvergleichlich romantische Ruhestätte fand; Newstead Abbey's „vast and venerable pile“, berühmt geworden als Lord Byrons Stammschloss, wo er einige wilde Jugendjahre verlebte, und andererseits Missolunghi, wo dieser größte englische Dichter der Neuzeit, der Vorkämpfer für Griechenlands Befreiung, auf fremder, jetzt wieder und mit geringerem Recht von der Kriegsfackel grell beleuchteter Erde seine Seele aushauchte.

Solche Gedanken und Vorstellungen sind es, die durch die von Wülker mit sorgsamer Auswahl seinem Text eingestreuten Bilder in dem Leser wachgerufen werden und ihn das Fehlen eines gewissen Schwunges und wärmeren Tones der Darstellung, den wir manchen Partien des Buches wünschen möchten, weniger empfinden lassen. Und doch, wenn wir die Wahl haben zwischen der geistreich thuenden, burschikosen und öfters saloppen Schreibweise, wie sie in einigen neueren Literaturwerken beliebt wird, und der klaren, ruhigen, gelegentlich etwas trockenen Darstellungsweise Wülkers, so ziehen wir unbedingt die letztere vor.

Alles in allem ist Wülkers „Geschichte der englischen Literatur“ ein Werk, dessen große Vorzüge die ihm noch anhaftenden, mit jeder zu erhoffenden neuen Auflage sicher mehr und mehr schwindenden Mängel weit überragen. Der Verf. hat sich durch die Veröffentlichung dieser ersten von einem vertrauenswürdigen Fach-

[1]) Die irrthümliche Unterschrift »Byrons Mutter« unter dem interessanten Bilde von Byrons Gattin (S. 495) hat Wülker selbst in einem dem Werke beigelegten Flugblatte berichtigt. Für diejenigen Leser, denen es abhanden gekommen sein sollte, sei hier nochmals darauf aufmerksam gemacht.

manne herrührenden, populär geschriebenen Gesammtdarstellung der englischen Literaturgeschichte um die Wissenschaft der englischen Philologie aufs neue ein großes Verdienst erworben. Denn das Buch kann nicht nur dem allgemein gebildeten Leserkreise wärmstens empfohlen werden, auch der Student, der sich über das große und wichtige Gebiet der englischen Literatur näher orientieren will, kann sich, zumal mit Hinzuziehung des billigen und brauchbaren Körting'schen Grundrisses als Ergänzung für die wissenschaftlichen Belege, der Führung Wülkers ruhig anvertrauen, und der Gelehrte, der mit ihm denselben Raum durchmisst, wird nur selten, niemals aber dauernd Anlass haben, sich allzu weit von ihm zu entfernen. — So werden die seichten und oberflächlichen Erzeugnisse des Büchermarktes, auf die wir eingangs dieses Artikels hingewiesen haben, hoffentlich bald und endgiltig durch das treffliche Wülker'sche Werk verdrängt werden.

Wien. J. Schipper.

Zeehe Andreas, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Classen der Gymnasien. Laibach, Kleinmayr u. Bamberg 1896.

Die Lehrbücher von Zeehe haben, wenn sie auch bisher nur an einer geringen Anzahl von Gymnasien festen Fuß zu fassen vermochten, die Aufmerksamkeit der fachmännischen Kreise in bedeutendem Grade auf sich gelenkt — und dies nicht mit Unrecht. Verdient ja schon der Fleiß, der auf diese Bücher verwendet wurde, alle Anerkennung; der Verf. hat sich in der einschlägigen Literatur gründlich umgesehen und die Ergebnisse der neueren Forschung seiner Darstellung zugrunde gelegt. Die Auswahl und Anordnung des Stoffes zeigt von großer Umsicht und sorgfältiger Erwägung; der Forderung der modernen Pädagogik, durch den Unterricht vor allem die Urtheilskraft der Schüler zu schärfen und zu läutern, erscheint thunlichst Rechnung getragen, indem jene Gebiete stärker herangezogen wurden, die zur denkenden Verarbeitung auffordern, wie Verfassungs- und Culturverhältnisse. Und wer wollte verkennen, dass das Culturleben des Mittelalters nicht wenige interessante Seiten aufweist; manche Schöpfungen desselben können geradezu als Höhepunkte einzelner Kunstrichtungen bezeichnet werden. Und wenn auch betreffs der Verfassungsverhältnisse nicht das Gleiche gilt, so ist denn doch auch hier ein unablässiges Ringen von einfachen, zum Theile noch patriarchalischen Zuständen zu vollkommeneren, der äußeren und inneren Entwicklung der Staaten besser Rechnung tragenden Einrichtungen zu bemerken, — und auf diesen wenn auch nur langsam fortschreitenden Process mit seinen zahlreichen Schwankungen und vielfach noch unfertigen Ergebnissen soll der beobachtende Blick des Schülers hingelenkt und damit zu

einer richtigeren Beurtheilung unserer modernen staatlichen Zustände angeleitet werden. Der Verf. sucht die Einsicht in die geschichtlichen Vorgänge und die Übersicht über dieselben auch dadurch zu fördern, dass er sich nicht allzu ängstlich auf den streng chronologischen Standpunkt stellt und die Ereignisse etwa in annalistischer Weise Jahr für Jahr aneinanderreiht, sondern dass er das Zusammengehörige vereinigt und zu einem relativen Abschlusse bringt. So z. B. werden wir bei der langen und inhaltsreichen Regierung Ottos I. des Großen (S. 85 — 91) zuerst mit der Stellung, die dieser Herrscher den Herzögen im deutschen Reiche gegennüber einnahm, bekannt gemacht, sodann wird seine Politik gegenüber den Nachbarvölkern im Osten behandelt, daran schließen sich seine Beziehungen zu Italien, und zum Schlusse wird in Kürze die geschichtliche Bedeutung dieses Kaisers besprochen. Bei passenden Gelegenheiten wird auf analoge Verhältnisse früherer Zeiten und anderer Völker hingewiesen; dadurch wird der Schüler zum Vergleichen angeregt, wodurch sich bei ihm von selbst allmählich die Vorstellung von einzelnen, im großen Ganzen wiederkehrenden (typischen) Erscheinungen in der Entwicklung der Geschichte der Völker herausbildet. Große Bewegungen auf geistigem, wie auf materiellem Gebiete, deren Anfänge oder Keime wohl im Mittelalter liegen, die aber erst in der Neuzeit zur vollen Entfaltung gelangt sind, wie z. B. der Humanismus und die Renaissance, die die gesammte Geistescultur umgestaltende Kunst Gutenbergs, die der Entdeckung der neuen Welt vorangehenden Expeditionen des 15. Jahrhunderts werden nicht schon in dem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters behandelt, sondern bleiben der Neuzeit vorbehalten. Die Geschichte der Völker des Nordens und des Ostens Europas, die in diesem Zeitraume auf den Gang der Weltgeschichte nur einen geringen Einfluss ausgeübt haben, findet in dem vorliegenden Buche, von einzelnen gelegentlichen Bemerkungen abgesehen, noch keine nähere Berücksichtigung. In ähnlicher Weise treten auch die Völker des Südens und des Westens unseres Erdtheiles gegenüber den Deutschen zurück, und das, was der Schüler aus der Geschichte derselben erfährt, ist nicht in kleinen Abschnitten im ganzen Buche verstreut, sondern wird am Schlusse desselben im Zusammenhange dargestellt. Durch diese Kürzungen und Ausscheidungen wird der nöthige Raum für eine ausführlichere Behandlung der deutschen Geschichte gewonnen; das deutsche Volk schreitet in diesem Zeitraume an der Spitze der übrigen Völker einher und an seiner Geschichte soll der Schüler den Gang der Ereignisse im Mittelalter im großen Ganzen kennen lernen.

Das sind in Kürze die Grundsätze, von denen sich der Verf. bei Abfassung des vorliegenden Buches leiten ließ. Unverkennbar tritt uns hier ein wohldurchdachter Plan entgegen, der, da der Verf. es an Mühe nicht hat fehlen lassen, denselben genau und consequent durchzuführen, dem Buche den Charakter einer gewissen

[illegible]

Zergliederung zum Principe zu erheben und immer und immer wieder anzuwenden. S. 62 f. werden z. B. die Kriege Karls des Großen mit den Sachsen mit Zugrundelegung folgender Eintheilung erzählt: Ursachen und Bedeutung der Sachsenkriege. Verlauf der Kriege (Erster Abschnitt 772—782, Zweiter Abschnitt 782—785, Dritter Abschnitt 793—804). Ergebnis; bei letzteren Abschnitte werden selbst wieder drei Punkte angeführt. Die Herrschaft der Langobarden ist (S. 30 f.) auf vier Abschnitte vertheilt, die die Überschriften tragen: 1. Die Langobarden bis zu ihrem Einbruche in Italien; 2. Die Besitzergreifung Italiens; 3. Fernere Schicksale der Langobarden. 4. Innere Verhältnisse. Bei den Husitenkriegen werden (S. 188 f.) drei Zeitabschnitte unterschieden: 1. Die Husiten in der Vertheidigung 1419—1426; 2. Die Husiten im Angriffe 1427—1431; 3. Die Verhandlungen mit dem Basler Concile und der Friedensschluss 1431—1436. Das Leben und Wirken des heiligen Bonifatius wird (S. 45—47) in drei Theile zerlegt: 1. Aus seinem Leben; 2. Seine Thätigkeit als Missionär; 3. Seine kirchliche Reformthätigkeit. Bei dem zweiten Absatze

werden die Gründe seines Erfolges als Missionär selbst wieder unter *a*), *b*), *c*), *d*) und *e*) aufgezählt. Durch eine solche Behandlungsweise wird der Verstand des Schülers wohl genügend beschäftigt, allein sein Gemüth erhält bei einer derartigen atomistischen Zerlegung des Ganzen in seine Theile nur geringe Anregung, und doch ist das „Erfassen mit dem Herzen“ ein Factor, auf den gerade der Geschichtsunterricht, wenn er einen bleibenden Erfolg erzielen will, nicht verzichten soll und nicht verzichten darf. Diese Wirkung kann aber nicht durch eine absatzweise, sich immer wieder unterbrechende Darstellung, sondern nur durch eine anschauliche, in einer entsprechenden Ausführlichkeit gehaltene, zusammenhängende und von einer gewissen Wärme für den Gegenstand getragene Erzählung erreicht werden. Der Unterricht in der Geschichte auf der Oberstufe soll sich gewiss nicht damit begnügen, bloß den äußeren Hergang der Ereignisse zu erzählen, er soll vielmehr bis zu einem gewissen Grade auch die Triebfedern aufdecken, die im gegebenen Falle wirksam waren, und soll sodann auch die Folgen erörtern, von denen dieselben begleitet waren; allein hiebei muss zwischen der Aufgabe des Lehrbuches und der des Lehrers unterschieden werden. Unser Verf. ist unermüdlich thätig, bei bedeutsamen Ereignissen immer wieder zuerst die „Ursachen“ und zum Schlusse „die wichtigsten Folgen“ derselben hervorzuheben, und zwar in äußerlich voneinander getrennten, mit fortlaufenden Zahlen und Buchstaben eingeleiteten Sätzen. Da geschieht aber des Guten mitunter zuviel. Was der Unterricht durch die gemeinsame Thätigkeit des Lehrers und des Schülers erst erarbeiten soll, und was demselben erst seinen bildenden Wert verleiht, das wird hier dem Schüler ohne jedes eigene Hinzuthun einfach in dogmatischer Weise dargeboten. Ich will damit nicht etwa sagen, als ob Bemerkungen dieser Art in einem Geschichtsbuche nicht vorkommen dürfen; bei manchen geschichtlichen Ereignissen fehlt dem Schüler der Einblick in die Beschaffenheit und den Zusammenhang der wirkenden Kräfte, da sind orientierende Winke nur am Platze: aber man gängle ihn nicht allzusehr, sondern überlasse bei weniger verwickelten Verhältnissen seiner Denk- und Urtheilskraft einen gewissen freien Spielraum zur Bethätigung.

Würde sich der von dem redlichsten Streben erfüllte Verf. zu einer theilweisen Umarbeitung seines Buches in dem angedeuteten Sinne verstehen, würde er insbesondere das reflectierende Moment hinter die Erzählung mehr zurücktreten und letztere stärker zur Geltung gelangen lassen und dadurch den Gegenstand dem Fassungsvermögen und dem Interesse der Schüler zusagender gestalten, er würde demselben bei den unverkennbaren sonstigen Vorzügen, die es besitzt, den Zutritt zu unserer humanistischen Mittelschule wesentlich erleichtern.

Originalität verleiht, durch die es s
anderen Büchern gleicher Kategorie u
Verf. nur dankbar sein, dass er, wer
seinen Vorgängern abweichende Richtun
und Wege ausfindig zu machen suchte
richt zu vertiefen. Ich habe gegen
des Verf.s nichts Wesentliches einzuw
und Weise, wie er seine Grundsätze d
nicht immer der gleichen Meinung mi

Was zunächst die Auswahl des
mir scheinen, als ob das deutsche Ve
des Mittelalters eine mitunter zuweit
funden hätte; eine gewisse Einschrä
umsomehr geboten, als diese Materie
durchsichtig sind wie die analogen
Völkern des Alterthums. Betreffs
der Verf. bemüht, die Materien
das Zusammengehörige zu verein
darzustellen. So wird die Verfass
dessen gesellschaftliche Zustände
Gesichtspunkten behandelt: Da
des Reiches, Beamte (1. Staatsb
Heeresverfassung, Entstehung
2. Beneficialwesen, 3. Verbind
ficialwesen), Finanzwesen, die
einleuchtend, dass bei Gegen
Zerlegung des Stoffes in sein
ist, und dass die Übersicht
gewinnt, — allein es empf
Zergliederung zum Princip
wieder anzuwenden. S. 6
Großen mit den Sachsen
erzählt: Ursachen und B
Kriege (Erster Abschnitt
Dritter Abschnitt 793—
werden selbst wieder
Langobarden ist (S. 3
Überschriften tragen:
in Italien; 2. Die Be
der Langobarden. 4.
werden (S. 188 f.)
Husiten in der Vert
Angriffe 1427—14
Consile und der
Wirken des heilig
zerlegt: 1. Aus se
3. Seine kirchlich

[illegible] feirnden, nämlich bei [illegible] Flusse Salepu nahm. [illegible] Freiherns [illegible] „Haupt- [illegible] Streit mit den Waffen zu [illegible] Thätigkeit des Kaisers [illegible] des Vaterlandes“ eintrug. [illegible] mit seinen für [illegible] wichtigen Bestimmungen [illegible] ist mir unerfind- [illegible] die Verhältnisse [illegible] zurückgekommen muss. — [illegible] Heinrich V. von Österreich [illegible] genommen. — S. 137 [illegible] angegeben. — [illegible] — S. 157: [illegible] und die Pfalz einer- [illegible] die V. [illegible] Be- [illegible] — S. [illegible] zum großen [illegible] die Entwicklung [illegible] Kraft der Nation zurück- [illegible] — [illegible] Habsburg bemühte. [illegible] S. [illegible] sondern von [illegible] Meinhard von Görz Tirol. [illegible] hat denn Meinhard auch [illegible] Söhne Rudolfs von Habs- [illegible] auf dem Reichs- [illegible] — S. 167. [illegible] — S. 169: „Die [illegible] — S. 170. [illegible] Z.: [illegible] 3. Abs. [illegible] Z.: [illegible] Karl [illegible] erhob sie (die [illegible] die Mediceer erlangten [illegible] S. 200. [illegible] Z.: [illegible] S. 203 heißt es: [illegible] — Karl VI. [illegible] seinen Ludwig von [illegible] von Burgund, dem [illegible] dass die Minder- [illegible] jüngeren [illegible] zu streben. Be- [illegible] Karls VI. nicht normal, und dies [illegible] jener bekannten Zerwürfnisse am königlichen [illegible] — S. 206 [illegible] — S. 211: „Guntramn (st. [illegible]). — S. 212: „Stefan von Ungarn“ (st. Stephan v. U.).

[illegible] vorliegende Buch enthält keine Abbildungen: ich huldige [illegible] übermäßigen Gebrauche, der mit diesem unstreitig trefflichen

Anschauungsmittel in neuerer Zeit in Geschichtsbüchern getrieben wird, durchaus nicht, — gleichwohl hätte ich es gerne gesehen, wenn einzelne Materien, z. B. bautechnischer Natur, durch bildliche Darstellungen der Vorstellung der Schüler näher gebracht worden wären.

Zeehes Geschichtsbuch des Mittelalters kann dem Lehrer als methodischer Wegweiser sehr gute Dienste leisten und kann deshalb bestens empfohlen werden; ob dasselbe aber bei dem Niveau, auf dem es sich hält, dem Schüler nicht Schwierigkeiten verursacht, kann nur der Gebrauch desselben beim Unterrichte lehren: mich würde es freuen, wenn eine gewisse Befürchtung, die ich in dieser Beziehung hege, durch die Praxis widerlegt würde.[1])

Linz. Chr. Würfl.

Ed. Hölzel, Wandbilder. III. Serie: Städtebilder. 1. London, 2. Paris, 3. Wien. Preis jedes Bildes auf starkem Papier mit Ösen zum Aufhängen und Schutzrolle 3 fl. = 5 Mk. 20 Pf., auf Leinwand gespannt 3 fl. 80 kr. = 6 Mk. 50 Pf.

Die Verlagsbuchhandlung Hölzel lässt gewissermaßen als neue Folge der geographischen Charakterbilder Städtebilder erscheinen. London, Paris und Wien eröffnen den Reigen und bald wird Prag sich anschließen.

London ist von der Towerbrücke aufgenommen. In der Bucht der Themse sehen wir zahlreiche Schiffe. Rechts im Vordergrunde erblicken wir den Tower. An ihn schließt sich die City, die Altstadt, an. Gegenüber, vom Beschauer links, liegt die Vorstadt Southwark, deren Reihe hoher Schornsteine die unzähligen Fabriken und die vielen Brauereien erkennen lassen. Dem Beschauer gegenüber, im Hintergrunde, liegt Westminster. Von Brücken sehen wir die Londonbrücke, auf fünf Bogen ruhend, ferner eine Eisenbahnbrücke und die Southwarkbrücke, die alle die City mit Southwark verbinden.

Von Kunstbauten sehen wir vor allem den ehrwürdigen Tower, noch deutlich als Festungsgebäude erkennbar, und die St. Paulskirche mit der mächtigen Kuppel; diese Kuppel beherrscht wegen der hohen Lage des Baues — der Bau steigt so recht über den Dachgiebeln und Schornsteinen der umgebenden Häuser empor — das Bild der Stadt, wie die Kuppel von St. Peter das Stadtbild von Rom, und die Engländer stellen gerne diesen Bau der St. Peterskirche in Rom an die Seite. Rechts von der St. Paulskirche

---

[1]) Von der Verlagsbuchhandlung wurde mir vor kurzem eine neue Ausgabe (v. J. 1897) des besprochenen Buches überschickt, in welcher zwar an der Anlage desselben nichts geändert wurde, jedoch zah[illegible] Stellen, die oben angezogen wurden, berichtigt erscheinen.

aus dem 12. Jahrhundert.
... die Kirche St. Saviour
... die Westminsterabtei.

... die berüchtigte rauh-
... die mit den Wolken
... schlote machen den Eindruck
... auch der Fluss, nur der ...

... ist ausgezeichnet gelungen.
... L. H. Fischer) sind täuschend
... vollkommen den Eindruck eines
... ive ist wunderschön, ver...

... Industriepalastes nach ...
... Beschauer entgegenströmt und
... wirklich breiter ist.
... dem rechten Ufer des Str...
... das Louvre mit dem großen Park
... schließenden Kaufläden, Banken.
Mittelpunkt des modernen Lebens
... der Triumphbogen Napoleons
... Blicke des Beschauers. Die alter-
..., der Justizpalast, das Handels-
... Akademie sind auf der rechten

Geschäfte, die Pariser verwenden den ihrigen zur Zierde. Das Bild Londons mit seinem trüben Himmel zeigt uns des Lebens Ernst, das sonnige Paris ein heiteres und glänzendes Leben.

Der Zweck der beiden Bilder, der Schuljugend eine charakteristische Vorstellung der beiden Weltstädte und der Eigenart ihrer Bewohner zu geben, ist vollkommen erreicht, die beiden Bilder bieten aber noch mehr, sie gereichen jedem Zimmer zur Zierde.

Wien ist von einer Anhöhe bei Nussdorf aufgenommen. Den Vordergrund des Bildes füllen ein Weg, Wiesen, Felsen, ein Weingarten, die Abzweigung des Donaucanals von der großen Donau und die Nussdorfer Brauerei aus. Im Mittelgrunde sehen wir die Donau mit mehreren Brücken, Nussdorf und Grinzing. Gegen den Hintergrund breitet sich rechts vom Flusse Wien von der Rotunde bis zur Sternwarte aus, links vom Flusse sehen wir die Auen und die Kaisermühlen. Ganz im Hintergrunde schließen der Rücken des Leithagebirges, der Eichkogel und der Anninger das Bild ab.

Die Gebäude des Vordergrundes sind für Wien von keiner besonderen Bedeutung; der landschaftliche Vordergrund mit dem Weingarten aber weist auf die ländliche Umgebung Wiens überhaupt hin, wie keine andere Großstadt eine solche aufzuweisen hat. Die größte Bedeutung im Vordergrunde hat die Donau und die Canalabzweigung durch die Stadt; dies mag wohl der Hauptgrund für die Wahl dieses Standpunktes gewesen sein, daneben ist die Stadt selbst buchstäblich in den Hintergrund gedrängt.

Die große Bedeutung der Donau, deren Gebiete in den meisten wichtigen Ereignissen des Continentes mit dem Strome selbst eine Rolle gespielt haben, für Wien zu erläutern und die Ereignisse hervorzuheben, die in der Nähe der Hauptstadt sich abgespielt haben — ausführlich dargestellt im Begleitworte von Gustav Rusch —, ferner die Beziehungen Wiens zum Donau- und Welthandel zu besprechen dient die Karte gewiss ebenso gut wie das Bild; für ein Stadtbild sollte kein von der Stadt so abliegender Punkt gewählt werden. Für die Aufnahme der Stadt Wien wäre die „Spinnerin am Kreuze“ bei weitem vorzuziehen gewesen. Vom Nussberge aus übersieht man Wien auf einer Linie von der Rotunde bis zur Sternwarte, dem äußersten Punkte des Mittelgrundes rechts. Von der „Spinnerin am Kreuze“ übersieht man Wien von der Rotunde bis Hütteldorf auf einer noch einmal so langen Linie, und der Stadt ist man so nahe, dass man jedes hervorragende Gebäude findet. Ein prächtiger Hintergrund dieses Bildes sind der Leopoldsberg, Kahlenberg, Hermannskogel usw. mit den deutlich sichtbaren Häusern und Warten. Die Bedeutung Wiens als Industrieort tritt in viel größerem Maße hervor, da man die fabrikreichen westlichen Bezirke in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich hat. Da durch einige Bauten, namentlich durch den

...-Spitals, ein Theil der Aussicht
... verdeckt ist, so wäre es sehr
... Warte, ähnlich der Stefaniewarte,
... Überblick gewährte. Vielleicht
... Kenntnis der Wiener Gemeinde-
... durch das fleißige Spinnen einer
... wurde,[1]) durch Garnspinnen
... einer Warte erforderliche Geld
...

... Wien ist übrigens wie bei den
... Das Bild ist klar und
... und zugleich stimmungsvoll.

... Promenades dans la Capitale de
... Walks in the Metropolis of England.
... Bilder „Paris“, „London“, für
... beziehungsweise englischen
... u. Wien, Verlag von Raimund
... Pf., mit buntem Hölzelbild 80 Pf.

... uns einen Überblick über die in
... Plätze und Denkwürdigkeiten,
... Bücher und Pläne, und verweist
... Hölzel'sche Bild.
... Spaziergängen in der Hauptstadt
... Überblick über die Stadt voraus,
... brücke genießt und wie ihn das
... dieser Stelle aufgenommen ist.
... geht der Verf. daran, die ein-
... zu besehen und beginnt mit
... der modernen Brückenbaukunst“.
... die Festung, die zugleich als
... kammer und Zeughaus gedient
... erläutert, seine im Laufe der Zeit
... wichtigsten Gemächer angegeben. Der
... Königinnen Anna Boleyn,
... Lady Jane Gray und andere gefallene
... worden sind. Es folgt die Beschreibung
... mit ihren Massen von Thee, Wolle,
... Tunnels, der unter der Themse beide
... (Custom House), des Fischmarktes
... Säule, die zur Erinnerung an die
... Jahre 1666, durch die an 13.200
... errichtet wurde. Der nächste Ab-
... des Bürgermeisters (Mansion House),
... den Municipalpalast. Eingehend ist,

... Sagen (1865), S. 226.

S. 17—21, die St. Paulskirche besprochen, die in der christlichen Zeit an der Stelle eines Diana-Tempels erstand. Hier in der Nähe finden wir in Fleetstreet die größten Druckereien, es ist daher das Literatur- und Zeitungsviertel, ferner die berühmte Stadtschule und die Nadel der Cleopatra, ein ägyptischer Obelisk. Wir gelangen dann zum Tempel, früher Sitz der Templer, später Rechtsschule, zum Somersethaus, dem Verwaltungshause (3600 Fenster) und zum Trafalgarplatze mit der Nelson-Säule und anderen Denkmälern.

Von den Parks sind der Regents-Park mit botanischem und zoologischem Garten, der Hyde-Park mit der Wellington-Statue, der Reitbahn und den Spaziergängen der vornehmen Welt, der Kensington-Park und der Green-Park, von Museen das British Museum mit Bibliothek und Sammlungen seltener alter Gegenstände, das Kensington Museum für Kunst und Naturgeschichte und das Imperial Institut für Gewerbe besprochen.

Bei der Besprechung der Westminster Abtei wird zunächst der Geschichte des Baues und dann der Grabmäler der Könige und der berühmten Männer Englands und endlich der 1560 gegründeten, angesehenen Erziehungsanstalt, der Westminster-Schule, gedacht. Schließlich gelangen wir bei den Spaziergängen durch die Hauptstadt zum Parlamentshause, einem der größten gothischen Bauten der Welt. Der gewaltige, mit Thürmen versehene Bau umfasst 11 Höfe und besitzt 100 Treppen, 1100 Räume und zwei Meilen Gänge. Die ältere (schon 1397—99 erbaute) Westminster Hall ist dem Parlamentsgebäude einverleibt worden. Es ist ein geschichtlich denkwürdiges Gebäude. Hier sind Thomas More (Morus), Somerset und Karl I. zum Tode verurtheilt worden, hier wurde Oliver Cromwell zum Lord Protector ausgerufen.

Den Beschluss der Wanderung bildet ein Rückblick von der Westminsterbrücke nach dem Ausgange der Wanderung. Von dieser Brücke haben wir einen schönen Ausblick nicht nur beim Tage, sondern auch bei Nacht, wo die Ufer der Themse in elektrischem Lichte strahlen.

Die Einleitung zu den Spaziergängen in der Stadt Paris gibt eine Übersicht über die Stadt Paris vom Triumphbogen am Stern (L'arc de triomphe de l'Etoile), die im allgemeinen mit dem Hölzel'schen Bilde übereinstimmt. Auch hier sind die einzelnen Abschnitte beschreibend und schildernd und werden durch geschichtliche Erinnerungen belebt. So wird beim Triumphbogen am Stern neben der Angabe der Maße des Bogens und neben den Sculpturen erzählt, wann der Bogen begonnen, wann er vollendet worden ist. Im Abschnitte von den Elysäischen Feldern (Les champs elysées) wird nach der Schilderung des lebhaften Getriebes während des Tages hindurch erinnert, dass 1871 die deutschen Truppen mit dem neugewählten deutschen Kaiser hier eingezogen sind. Der Abschnitt vom Eintrachtsplatze (Place de la Concorde) führt uns mit den Namen Guillotine, Ludwig XVI., Maria Antoinette und

Herzog von Orleans in die Zeit der Revolution, er gedenkt ferner des feierlichen Tedeums der Alliierten 1815 und des Andenkens an den Verlust Straßburgs 1870. Die Tuilerien und das Louvre geben Gelegenheit, an viele geschichtliche Persönlichkeiten anzuknüpfen. Es wird hier der Kunstschätze gedacht, durch die das Louvre ein Sitz des Schönen in allen Formen ist: der Venus von Milo (1820 gefunden und vom Marquis de Riviere dem Könige Louis XVIII. geschenkt), der Joconde von Leonardo, des Rubens, Rafael, Boucher, Velasquez, der Büsten Marc Aurels, Homers, Trajans usw. Der Abschnitt Akademiegebäude weist auf die fünf Akademien hin, durch die das geistige Leben Frankreichs wesentlich gefördert wurde und wird. Sehr interessant ist der Abschnitt Notre Dame, sowohl durch die Beschreibung des Baues, als auch besonders durch die Anführung der hier 1711 gefundenen neun Opfersteine mit Inschriften (S. 16). Als Museum für Antiquitäten ist das Museum von Clugny sehr wichtig (Sculpturen, Malereien, Möbel, Glaswaren, Tapeten, Waffen usw.). Beim Pantheon, der französischen Ruhmeshalle, wird kurz der Männer Voltaire, Rousseau und Victor Hugo (1885), gedacht. Das Palais de Luxembourg versetzt uns wieder in die Zeit der Revolution, Danton, Camille Desmoulins usw. saßen hier gefangen; später unter Bonaparte wurde es der Sitz des Senates. In weiteren Abschnitten sind der botanische Garten (Jardin des Plantes), die Boulevards von der Bastille bis zur Madelaine-Kirche, Montmatre, Buttes Chaumont, Pére-Lachaise, Vincennes beschrieben. Sehr fesselnd ist der Abschnitt: Wasserfahrt auf der Seine (von der Austerlitzbrücke bis zum Viaduct d'Auteuil), dem Strome, der sich durch die Stadt schlängelt, deren Schicksale er mitgemacht hat. Nach dem Abschnitte Trocadéro nimmt unser besonderes Interesse wieder das Marsfeld in Anspruch, der Platz, auf dem 1790 das Fest der Göttin Vernunft gefeiert wurde, von dem 1793 der erste Luftballon (Charles) aufstieg, der Platz der ersten Industrieausstellung 1798 und der Weltausstellungen 1867, 1878 und 1889. Das in seinen Maßen großartige Invalidenhaus ist besonders berühmt durch das Grabmal Napoleons und seiner Marschälle Duroc und Bertrand unter der Kuppel des Domes. Nach einem kürzeren Abschnitte vom Abgeordnetenhause macht die Entwicklung der Stadt Paris in den einzelnen Jahrhunderten den Beschluss.

Es wäre sehr erwünscht, wenn die Hölzel'sche Verlagsbuchhandlung den Bildern „Paris“, „London“ eine Erläuterung in deutscher Sprache, etwa in Anlehnung an die beiden sehr interessanten Büchlein von Dr. E. Wilke beigäbe, denn sie entbehren bisher eines Begleitwortes und es ist doch umständlich, sich aus Plänen und Reisebüchern auf dem Bilde zurechtfinden zu sollen.

Wien. Anton Mayr.

J. A. Serret, Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung. Deutsch bearbeitet von A. Harnack. 2. durchges. Aufl. von G. Bohlmann. 1. Band: Differentialrechnung. 570 SS. 85 Fig. Leipzig, Verlag von Teubner 1897. Preis 10 Mk.

Das von A. Harnack in deutscher Sprache herausgegebene Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung von Serret ist gegenwärtig an deutschen Hochschulen stark verbreitet. Hiezu trägt die klare und gefällige Darstellung bei, namentlich aber die ausführliche Behandlung der geometrischen Anwendungen und der Lehre von den Differentialgleichungen, also gerade solcher wichtiger Partien, welche in vielen anderen Lehrbüchern der Infinitesimalrechnung gar nicht oder nur stiefmütterlich behandelt werden.

Die 2. Auflage, herausgegeben von G. Bohlmann, von welcher bis jetzt der erste Band vorliegt, weist gegenüber der 1. Auflage mehrere durchgreifende Änderungen auf. Diese werden vom Herausgeber damit motiviert, dass er auch die neueren Errungenschaften auf dem Gebiete der Analysis berücksichtigen wollte. Aus diesem Grunde wurden die Lehren vom Grenzwerte der Functionen, von der Stetigkeit derselben, von den singulären Punkten der ebenen Curven und von den Functionen complexer Variablen vollständig, ferner die Lehren von den extremen Werten der Functionen mehrerer Variablen, von den einhüllenden Curven usw. erheblich geändert. Man muss zugeben, dass infolge dieser Änderungen die eben angeführten Partien anschaulicher und im allgemeinen auch exacter dargestellt sind als in der 1. Auflage.

Der Herausgeber geht jedoch in dem Bestreben, dem Anfänger alle Schwierigkeiten möglichst aus dem Wege zu räumen, zu weit, indem er die in der Einleitung der 1. Auflage enthaltenen Erklärungen der irrationalen Zahlen und der unendlich kleinen Größen unterdrückt und diese wichtigen Begriffe mit Stillschweigen übergeht. Durch dieses Verfahren werden die Schwierigkeiten nicht beseitigt, sondern anfänglich nur verdeckt und später noch vergrößert. In der Vorrede heißt es allerdings, dass der Begriff der Zahl als etwas jedem Geläufiges und Evidentes angenommen wurde. Aus dem Texte und den Schlussbemerkungen (S. 555 ff.) geht jedoch hervor, dass der Herausgeber fundamentale Sätze über die Stetigkeit der Functionen, über Potenzreihen usw. unbewiesen lässt, weil „der Beweis eine Kenntnis des Zahlbegriffes erfordert". Was die unendlich kleinen Größen anbelangt, so konnten dieselben selbstverständlich nicht ganz unterdrückt werden, sondern treten nur unter einem anderen Namen auf. Anstatt der üblichen Ausdrucksweise: „y ist in Bezug auf x unendlich klein von der n^{ten} Ordnung" benützt der Herausgeber die folgende: „y wird mit x null von der n^{ten} Ordnung", ohne über das Rechnen mit derartigen Größen eine allgemeine Anleitung zu geben. Mit Rücksicht darauf sind mehrere Stellen unverständlich

oder doch sehr bedenklich, wie z. B. „die bis auf Größen mindestens dritter Ordnung gleich h ist“ (S. 424); „Hierbei werden Zähler und Nenner des Quotienten null; der Zähler reduciert sich auf das Element(!) der Kugelfläche, der Nenner auf das der gegebenen Fläche“ (S. 435); „Diese Linien zerlegen die Fläche in unendlich kleine(!) Vierecke, bei welcher alle vier Winkel rechte sind“ (S. 441).

Außerdem bemerkte Ref. eine bedeutende Anzahl von Unrichtigkeiten, von denen nur wenige in die Kategorie der harmlosen Druckfehler gehören. Im Interesse aller, welche dieses Buch zum Studium der Differential- und Integralrechnung benützen werden, ist es höchst wünschenswert, dass der Herausgeber den ersten Band einer gründlichen Revision unterziehe und eine möglichst vollständige Tabelle der Berichtigungen im zweiten Bande veröffentliche. Dann kann er erwarten, dass die deutsche Ausgabe des Serret'schen Buches ihre hervorragende Stellung unter den mathematischen Lehrbüchern auch weiterhin behaupten wird.

Graz. Dr. F. Hočevar.

Isaac Newton und seine physikalischen Principien. Ein Hauptstück aus der Entwicklungsgeschichte der modernen Physik von Prof. Dr. Ferdinand Rosenberger. Mit 25 Abbildungen. Leipzig, Joh. Ambr. Barth (Arthur Meiner) 1895.

Der durch seine Geschichte der Physik bestens bekannte Autor des vorliegenden Buches bezweckte in demselben eine neue, auf breitester Grundlage stehende Darstellung der gesammten wissenschaftlichen Wirksamkeit Newtons, wie seiner Beziehungen zu den Zeitgenossen zu unternehmen und eine soviel wie möglich abschließende Würdigung der Verdienste dieses bedeutenden Forschers zu versuchen und auf diese Weise auch der Physik der Gegenwart nützlich zu werden. Man kann dieses Buch wohl als eines der besten bezeichnen, welche je über Newton geschrieben wurden, als eines, in welchem in unbefangenster Weise Kritik an dessen Werken geübt wird. Kaum in einem anderen Werke, welches denselben Gegenstand behandelt, dürften nicht nur die wissenschaftlichen Arbeiten, sondern auch die persönlichen Verhältnisse Newtons und die mannigfaltigen Kämpfe, die sein Leben erfüllten, so beleuchtet worden sein, als es in dieser Schrift Prof. Rosenbergers geschehen ist. Zu diesem Zwecke musste auf die Quellen zurückgegangen werden; es mussten die fragmentarischen Aufsätze und Briefe Newtons an wissenschaftliche Freunde und Körperschaften in eingehender Weise studiert und gewürdigt werden. Entsprechend der chronologischen Aufeinanderfolge der einzelnen Arbeiten Newtons werden zuerst die optischen Errungenschaften dieses Forschers in den Kreis der Betrachtung gezogen, dann die mechanischen Studien desselben und endlich die mathe-

matischen, auf die Entdeckung der Analysis des Unendlichen bezugnehmenden, in welchem Abschnitte in äußerst geistvoller Weise der denkwürdige Streit Newtons mit Leibnitz geschildert und in kritischer Weise dargelegt wird.

Das erste Buch ist betitelt: „Die schöpferische Periode Newtons.“ In demselben sind die ersten optischen Arbeiten Newtons bis zu seiner größten Annäherung an die Wellentheorie des Lichtes auseinandergesetzt, dann wird auf die Entwicklung der Gravitationstheorie von Newton eingegangen, die Bedeutung der Principien der Naturlehre und deren Inhalt besprochen, sowie die erste Aufnahme dieser epochemachenden Forschungen dargelegt und gezeigt, wie die Anfänge der physikalischen Deutung der principia mathematica sich gestalteten. Im zweiten Buche wird die Bildung der Newton'schen Schule gewürdigt und die zweite optische Periode dieses großen Denkers, welche auf die Undulationstheorie bezugnimmt, dem Verständnisse des Lesers nahegelegt; daselbst wird auch eingehend dargethan, wie sich das Verhältnis Newtons zu den entgegengesetzten Lichttheorien gestaltete. Bekanntlich wurde von den mathematischen Principien der Naturlehre eine zweite Ausgabe veranstaltet, deren Inhalt im folgenden angegeben wird, wobei die wahre physikalische Methode und die Ursache der Schwere, wie sie von Newton angegeben wurde, in den Vordergrund der Betrachtungen gestellt ist. Im dritten Theile (Die Entdeckung der Analysis des Unendlichen. Streit mit Leibnitz) wird ein tieferes Eingehen auf das eigentlich mathematische Gebiet soviel als möglich vermieden und in erster Linie das hervorgehoben, was für die Beurtheilung des Charakters der Streitenden, sowie für das Verständnis ihrer ganzen wissenschaftlichen Anschauung belangreich ist. Wie sich die Arbeiten Newtons auf diesem Gebiete an jene von Cavalieri, Wallis und Nic. Mercator anschlossen, wird in lichtvoller Weise gezeigt. Besonderen Einfluss in dieser Beziehung scheint unzweifelhaft die „Arithmetica universalis“ von Wallis gehabt zu haben, in welcher der Gedanke der Integration in der Form von Quadraturen vollständig gegeben und das Problem der Integration durch Reihen so gestellt wurde, dass in den einzelnen Fällen nur noch die Summierung der Reihen übrig blieb. Die Fortschritte der Methode traten erst dann besonders hervor, als die Integration als eine inverse Operation der Differentiation betrachtet wurde und ein Zusamenhang der beiden Rechnungen sich ergab. Newton und Leibnitz werden mit vollem Rechte vom Verf. als zwei voneinander unabhängige Erfinder und Förderer der Analysis des Unendlichen betrachtet,' die Verdienste eines jeden von ihnen werden in das richtige Licht gesetzt. Dass Newton durch seine sosehr betonte Identität der Fluxions- und Differentialrechnung, wie durch seine einseitige Hervorhebung des Rechtes des ersten Erfinders nicht nur den Streit zwischen ihm und

Leibnitz begonnen, sondern auch „zu einem unfruchtbaren und innerlich unwahren“ gemacht hat, das erhellt aus den Erörterungen des Verf.s des vorliegenden Buches in klarer Weise. Der letzte Abschnitt handelt von dem „endlichen Siege der Newton-schen Physik“. In mechanischer Beziehung war dieser Kampf nicht unbedeutend zwischen den Anhängern der Cartesianischen und der Newton'schen Ansicht, und es dauerte geraume Zeit, bis die Gravitationstheorie gegenüber der Wirbeltheorie sich Eingang verschaffte. Dies erfolgte — wie der Verf. zum Schlusse seiner Entwicklungen angibt — erst vollständig im Jahre 1741, als der ständige Secretär der Pariser Akademie Fontenelle abdankte.

In einer Schlussbetrachtung wird eine Zusammenfassung des Vorgetragenen gegeben und nochmals die Bedeutung des bahnbrechenden Forschers hervorgehoben, dessen persönliche Verhältnisse und Schwächen menschlicher Art in dem vorliegenden Buche ebenso Eingang gefunden haben, wie seine bedeutenden Arbeiten in liebevoller Weise und mit Berücksichtigung aller zeitgenössischen Verhältnisse dargelegt erscheinen. Nur auf diese Weise konnte Newton vollständig gewürdigt werden, und dass dies dem Verf. in der besten Weise gelungen ist, wird jeder unbefangene Leser gern zugestehen. Der Verf. ist überall auf die Quellen zurückgegangen und hat namentlich dem Briefwechsel Newtons und über Newton und dessen Werke eingehende Berücksichtigung zutheil werden lassen.

Wir freuen uns, ein Werk über Newton nun in dem vorliegenden begrüßen zu können, das bei durchwegs objectiver Darstellung der Kritik über diesen unsterblichen Forscher und dessen mathematische, physikalische und erkenntnistheoretische Arbeiten genügenden Raum gönnt.

Lehrbuch der Experimentalphysik für Studierende. Von Dr. Emil Warburg, Professor an der Universität Berlin. Mit 404 Original-Abbildungen im Text. 2. verb. Aufl. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. Preis 7 Mk.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage wurde schon eine zweite nothwendig; ein sicherer Beweis für die freundliche Aufnahme, welche das Buch in Fachkreisen gefunden hat. Ref. hatte seinerzeit die erste Auflage ausführlich gewürdigt und kann dem damals Gesagten nur hinzufügen, dass die neue Auflage gegenüber der ersten nur gewonnen hat, wenn auch die an dieser Auflage angebrachten Änderungen nur als geringfügig bezeichnet werden müssen: so wurden einige Zusätze gemacht, einige Versuchsanordnungen geändert und die Darstellung an manchen Stellen verbessert. Die Darstellungsweise hat dadurch wesentliche Verbesserungen angenommen, dass die Trennung der einzelnen Abschnitte nunmehr durchwegs in der dem Inhalte derselben ange-

passten Art vollzogen wurde. Schätzenswert ist an dem Lehrbuche der Experimentalphysik von Prof. Dr. Warburg, der unter den Physikern Deutschlands einen hervorragenden Rang einnimmt, die consequente Anwendung des Principes der Erhaltung der Energie, die maßvolle Benützung mathematischer Hilfsmittel, die stete Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der neuesten Forschung und auf die technischen Anwendungen, das Einbeziehen sehr übersichtlich gehaltener geschichtlicher Details, ferner die Verlässlichkeit der Zahlenangaben, endlich die treffliche Ausführung der schematischen Figuren, die wir durchwegs in dem Buche an Stelle von perspectivischen finden. Vermöge seiner Anlage wird das vorliegende Buch, das zunächst für Hörer der Experimentalphysik neben den Vorlesungen bestimmt wurde, sich auch sehr gut im Mittelschulunterrichte erweisen und mindestens dem Lehrer der Physik schätzenswerte Winke geben. Die Ausstattung des Buches ist eine splendide.

Einführung in die Elektricitätslehre. Vorträge von Bruno Kolbe, Oberlehrer der Physik an der St. Annenschule in St. Petersburg. II. Dynamische Elektricität. Mit 75 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Julius Springer, und München, R. Oldenbourg 1896. Preis 3 Mk.

Nach einer längeren Pause erscheint der zweite Theil der „Vorträge über Elektricität", welche der Verf. Prof. Kolbe im Winter 1890/1 gehalten hat. Wie der erste Theil, welcher von den Erscheinungen der statischen Elektricität handelt, unser Interesse im vollsten Maße erregt hat, so ist es auch mit dem vorliegenden Buche der Fall, welches der Schule entwachsen ist und den Unterrichtsbedürfnissen in geradezu meisterhafter Weise entsprechen wird.

Die wichtigsten Erscheinungen des Magnetismus werden an die Spitze gestellt und in treffender Weise die elektrostatischen mit den magnetischen Phänomenen in Vergleich gezogen. Die Fußnote auf S. 5 ist insoferne zu bemängeln, als die Definition des Begriffes Molekül in eingehenderer Weise hätte festgestellt werden sollen, wobei auch der Atombegriff zu erläutern gewesen wäre. — Sehr anschaulich wird der Verlauf des Elektrisierungsgrades in einem Stromleiter dargestellt, wie wir es denn überhaupt vom didaktischen Standpunkte nur billigen können, dass die Einleitung in die Lehre von der dynamischen Elektricität auf Grund der in der statischen Elektricität gewonnenen Anschauungen durchgeführt wurde und dass auch der Verf. als Elektricitätsquelle die Influenzelektrisiermaschine verwendet hat, um die dynamischen Fundamentalerscheinungen der Elektricität darzuthun. Ebenso ist es zu billigen, dass in diesem Abschnitte fortwährend die hydrodynamischen Vergleiche herangezogen wurden. Die hierzu verwendeten Apparate sind in möglichst geringer Zahl und von solch einfacher Einrichtung,

dass den Zwecken des Unterrichtes durch dieselben wohl in vorzüglichster Weise entsprochen wird. Der Volta'sche Fundamentalversuch wurde mit Recht nicht weiter gewürdigt, ebenso hat der Verf. der Volta'schen Contacttheorie nur einige Zeilen gewidmet und zwar auch im Anhange. Der Nachweis der Elektricität an den Polen eines Volta'schen Elementes erfolgt mittelst eines dem Ref. sehr geeignet erscheinenden Condensatorelektroskopes. — Den durch die Figur 22 dargestellten Versuch der Wirkung eines festen Stromleiters auf einen beweglichen finden wir sehr einfach und deshalb nachahmenswert. Das Galvanometer, welches der Verf. in seinen Vorlesungen angewendet hat, wurde vor den Augen der Zuschauer graduiert, und so wurden alle Rechnungen vermieden und der Zuschauer in der einfachsten Weise mit den wichtigsten Gesetzen der Elektricitätslehre vertraut gemacht. Die Graduierung eines Galvanometers mittelst zweier Magnete in der Ost-Westlage findet Ref. außerordentlich bequem und gerade für die vom Verf. angestrebten Zwecke sehr geeignet. Mustergiltig sind die hydrodynamischen Vergleiche, welche zur Erläuterung der Schaltungsweise der Elemente und der dadurch hervorgerufenen Wirkungen herangezogen werden; geradezu meisterhaft sind die experimentellen Darstellungen, die zum Ohm'schen Gesetze führen. In der Lehre von den Wärme- und Lichtwirkungen des elektrischen Stromes hätten wir mehr Detail gewünscht, so wäre etwas eingehender über den Widerstand der Kohlenbügel in den Glühlichtlampen, über die Größe der elektromotorischen Kraft und der Stromintensität, welche verwendet werden muss, damit diese Lampen gut functionieren, zu sprechen gewesen. Die Einführung des Tangentengalvanometers als Strommessapparat ist etwas schwerfällig ausgefallen, da der Autor einen sehr wenig mathematisch gebildeten Hörer voraussetzte. — Interesse erregen dürfte die Abbildung und Beschreibung des ersten von Schilling construierten elektromagnetischen Nadeltelegraphen. Die Benützung der Erde als Rückleiter für die beim Telegraphieren verwendeten Ströme ist durch die Fußnote auf S. 112 äußerst klar gemacht worden. Die Darstellung der Lehre von den Inductionsströmen lässt nichts zu wünschen übrig; die oft noch übliche Unterscheidung der Volta- und Magnetoinduction hat der Verf. fallen gelassen; die Demonstration der Inductionsströme nach Pfaundler, welche angegeben wird, ist für die Schule sehr vortheilhaft. Ref. macht auch die Fachcollegen auf die gelungene Erklärung der dauernden Bewegung des Wagner'schen Hammers beim Rumkorff-schen Funkeninductor aufmerksam. Die wichtigsten Typen der Schaltung von Dynamomaschinen wurden durch Figuren erläutert und sachgemäß erklärt. Das Telephonmodell nach Bosschard, welches in dem Buche angegeben wurde, sollte in keinem physikalischen Cabinete fehlen. Folgend einem Schriftchen von Prof. Dr. O. Chwolson über „Die Hertz'schen Versuche" hat der Verf. in einem Schlussabschnitte die Hypothesen über die elek-

trischen Wirkungen besprochen, die Faraday'sche Anschauung über elektrische Fernwirkung auseinandergesetzt, dem Leser einen Begriff von Maxwells Theorie der magnetischen und elektrischen Erscheinungen gegeben und auf die Hertz'schen Versuche aufmerksam gemacht.

Im Anhange finden wir einige wesentliche Ergänzungen, historische Erörterungen und praktische Winke zum Anstellen der im eigentlichen Texte beschriebenen Versuche und elektrischen Messungen. Dankenswert ist auch die Angabe der Preise der in den vom Verf. veranstalteten Vorlesungen verwendeten Apparate, welche — wie auch von österreichischen Schulmännern bereits nachgewiesen wurde — dem Unterrichte wertvolle Dienste zu leisten vermögen. Das Buch, welches wir mit wahrer Freude gelesen haben, weil es ganz und gar im Sinne der an den Unterricht in der Elektricitätslehre zu stellenden didaktischen Forderungen verfasst wurde, wird — dessen sind wir gewiss — bald sehr viele Freunde sich erwerben.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. H. Börner, Grundriss der Physik für die oberen Classen der Gymnasien. Mit 267 Abbildungen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896. Preis 4 Mk. 80 Pf.

Es wird wohl immer schwerer, das Riesengebiet der physikalischen Forschung so zu behandeln, dass der heranwachsenden Jugend auch nur über diejenigen Gebiete, welche durch exacte experimentelle Thatsachen unzweifelhaft erschlossen sind, das pädagogisch Wertvollste geboten werde. Der Verf. bemüht sich, sogar das Neueste — z. B. Hertz'sche und Röntgen'sche Versuche — in möglichst gedrängter und auch einfacher Darstellung vorzubringen, wobei er auch die ausgebreitete neuere Literatur thunlichst verwertet. So verwendet er auch die neueren Arbeiten Dr. J. G. Wallentins. Unwillkürlich ergibt sich hierbei eine Vergleichung mit dem vorzüglichen pädagogischen Werke des letzteren. Jedenfalls hat Wallentin die Ökonomie des Stoffes bei dem gegenwärtig gebotenen Stundenausmaße an Mittelschulen, welches denn doch noch verhältnismäßig gering ist, gewissenhafter berücksichtigt. Bei aller Hochachtung vor dem edlen Streben Börners wird es dem Physiklehrer der Mittelschule schwer werden, dessen Buch zur Grundlage des naturwissenschaftlichen Unterrichtes zu machen, wenn es auch als ein vorzügliches Nachschlagebuch bezeichnet werden kann.

Wien. J. Kessler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Eine Geographiestunde in der I. Classe.

Vorbemerkung. Es wird vorausgesetzt, dass die Schüler mit der Propädeutik des geographischen Unterrichtes während der vorhergehenden Wochen vertraut gemacht wurden. Hierher sind zu zählen: die geographischen Grundbegriffe, gewonnen aus einem Rundblicke auf das Sichtbare auf und über der Erde; die Orientierung nach Richtung und Zeit; die Lehre vom Maßstabe und Anleitung zum Entwerfen desselben; Erläuterung des Begriffes »Grundriss«; Zeichnen der Grundrisse des Schulzimmers und des Schulhauses nach einem gegebenen Maßstabe. Ist ein Plan des Schulortes zu Handen, dann Messung des Abstandes der Peripherie der Stadt von einem gegebenen Mittelpunkte; Eintragung der Richtung und Entfernung in verkleinertem Maßstabe ins Schulheft. Beleuchtungsverhältnisse, bedingt durch den Sonnenlauf, mit Übungen an gegebenen Straßen, Plätzen oder Wohnhäusern. Erklärung der Begriffe »Bodenerhebung« und »Wasserscheide«. Der Unterricht hat sich auf dieser Stufe mit den Typen der verschiedenen Bodenerhebungen beschäftigt und zur Veranschaulichung passende Modelle benützt. Der Lehrer gieng von dem halbaufgestellten Schulbuche aus, dessen Einbanddeckeln zuerst einen Winkel von 60°, dann einen Winkel von 30° bildeten, und wies auf die sich gleichbleibende Länge des Rückens, Länge und Breite der Einbanddeckeln hin, zeigte aber den Schülern, wie die Grundfläche bei zunehmendem Winkel kleiner wird und bei einem Blicke von oben die Einbanddeckeln schmäler erscheinen. Hierauf zeichnete er den Querschnitt des Buches in drei Stellungen (flach aufgelegt, im Winkel von 30° und 60°) nebeneinander auf die Tafel und wies mit dem Zirkel nach, dass die Breite der Deckeln dieselbe geblieben ist. Dann construierte er unterhalb die drei »Ansichten von oben«,[1] legte in Fig. 2 und 3 die Schraffen an und wies nach, dass jetzt die Breite des Abhanges umso kürzer erscheint, je steiler derselbe ist, die Steilheit

---

[1]) Vgl. Supan, Lehrbuch der Geographie, 9. Aufl., S. 17. — Kozenns geogr. Atlas, 37. Aufl., Tafel 5.

aber durch die verschiedene Art der Schraffierung ausgedrückt wird. Nachdem gründlich eingeübt wurde, was sich an den einzelnen Zeichnungen messen lässt, und wie der Böschungswinkel an der Schraffierung abzuschätzen ist, wurden allmählich compliciertere Formen gewählt und nebenbei die vorhergehenden Capitel über Messen, Orientierung, Sonnenbeleuchtung usw. wiederholt. Durch Anregung der Phantasie der Schüler, sei es bei Zeichnungen an der Tafel oder bei Vorweisung der Modelle, wurden deren Vorstellungen auf wirkliche Bodenerhebungen gelenkt, die als Exemplification aus der nächsten Umgebung des Schulortes herangezogen werden müssen.

Bei etwaigen Excursionen ins Freie,[1]) die allerdings nur in kleinen Schulstädten möglich sind, konnte die Messung des Böschungswinkels praktisch geübt und eine klare Anschauung von Bergrücken, Gipfel, Platte, Bach, Fluss u. dgl. gegeben werden. Eine Wanderung längs der Reichsstraße bot Gelegenheit, die Entfernung zweier Kilometersteine als geographische Längeneinheit, ein entsprechend abgestecktes Quadrat als Flächeneinheit kennen zu lernen. Die Entfernung zu ferner liegenden Bergen, Dörfern oder sonst zu hervorspringenden Punkten, die vom Schulorte gesehen werden können, wurde angegeben, Näherliegendes nach seinem Abstande vom Beschauer approximativ abgeschätzt. Es ist nicht verlorene Mühe, wenn der Lehrer die Aufmerksamkeit der Schüler auch auf die Bewölkung lenkt und die beiläufige Höhe der Wolkenschichte über dem Erdboden angibt. Wurde auch diesem Abschnitte einige Zeit gewidmet und der große Höhenunterschied bei Gewitter- und Cirruswolken besprochen, die Höhe dieser genannt, so wird es dem Lehrer später leicht, die oberen Conturen der Hochgebirge und deren Erstreckung nach aufwärts auch den Schülern jener Gegenden vorstellbar zu machen, wo weit und breit kein Gebirge zu sehen ist.

Nach diesen vorbereitenden Erläuterungen, die kaum unter 25 Lehrstunden durchgenommen werden dürften, beginnen die Übungen im eigentlichen Kartenlesen, obwohl der Lehrer nicht unterlassen haben wird, schon früher bei der Behandlung der typischen Bodenformen passende Beispiele in den einzelnen Karten des Schulatlasses[2]) zusammenzusuchen.

---

[1]) Vgl. Frick und Richter, Lehrproben und Lehrgänge, 6. Heft, Januar 1886, S. 45 ff.

[2]) Abgesehen von der Überladung mit Namen ist der Stieler'sche Schulatlas, was Schärfe und Präcision anbelangt, den übrigen Atlanten weit voran. Mit der einen Karte „Westindien“ und der Nebenkarte „Landenge von Nikaragua“ kann ein tüchtiger Lehrer bei den Grundzügen der Terrainzeichnung vollständig ausreichen, indem sich die schönsten Beispiele für typische Fluss- und Bodenformen hier wie nicht leicht anderswo beisammen finden. Nebenbei bemerkt, ist es tief zu bedauern, dass man von der Technik des Kupferstiches bei Herstellung der Atlanten abgekommen ist und dafür den häufig hässlichen und sehr ungenauen Farbendruck einführte. Nur ein Kupferstich bietet zum Kartenlesen ein vollständig scharfes Bild, das den Anforderungen der Schule vollständig entspricht.

Um nun die Schüler in das Kartenlesen einzuführen, wählt der Lehrer einen einfachen Bergrücken. Es eignet sich dazu vortrefflich der Thüringerwald, obwohl man mit einem anderen einfachen Gebirge Europas ebensogut anfangen könnte. Mit den Alpen zu beginnen, wie es hie und da sogar in den Lehrbüchern geschieht, ist ebenso verfehlt, als wenn der Unterricht im Latein mit einer langen Satzperiode des Livius begänne. Zu bemerken ist, dass das Lesen der Karte, d. h. der einzelnen Boden- und Flussformen, nach einem festen System durchgenommen werden muss. Der Unterricht beschäftigt sich daher bei jedem Gebirge nach folgender Ordnung:

I. Lage des Gebirges;
II. Grundriss;
III. Relief;
IV. Landschaftliches.

Das *Capitel I* wird regelmäßig in folgende Unterabtheilungen zu zerlegen sein:

1. Lage des Gebirges zum Schulorte;
2. „ „ „ zu anderen benachbarten Gebirgen;
3. „ „ „ zu Flüssen;
4. „ „ „ zu Meeren;
5. „ „ „ zu Staaten;
6. „ „ „ zu Städten;
7. „ „ „ zu Verkehrswegen.

Ähnliche Unterabtheilungen wird sich der Lehrer bei den Capiteln II und III machen müssen. Es könnte die Befürchtung gehegt werden, dass man mit diesem breiten Aufbau das Lehrziel der ersten Classe unmöglich erreichen könne. Allein die Befürchtung ist ungerechtfertigt; denn obgleich für die ersten durchzunehmenden Gebirge mehr, verhältnismäßig viel Zeit verwendet wird, so wird in der Folge der Rhythmus nicht nur immer rascher, das Lesen geläufiger, so dass es fast ganz ohne Mithilfe des Lehrers geschieht, sondern es wird, während z. B. der Thüringerwald durchgearbeitet wird, eine Reihe anderer Gebirge, Flüsse, Staaten vergleichend herangezogen. Wollen wir uns bildlich ausdrücken, so müssten wir sagen: es wird nicht bloß an einer Stelle gebaut, sondern mehrere Theile des Gebäudes, die sich wechselseitig stützen oder ergänzen, erheben sich fast gleichzeitig. Aber die Hauptsorge des Lehrers muss unausgesetzt darauf gerichtet sein, dass er die Schüler anhalte, nur jenen Theil der Karte zu besehen, der besprochen wird, und stets die ganze Classe beschäftige. Natürlich werden die gewonnenen Vorstellungen untereinander nach ihrer Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit verknüpft und entsprechend vertieft.

Im folgenden sei als Beispiel ein *Stundenbild über die Behandlung des Thüringerwaldes,* speciell die Behandlung des Cap. I „Lage des Thw.“[1]) gegeben, wobei der Abschnitt 1 ausgeführt, die Ausführung der Abschnitte 2—7 nur angedeutet wird.

---

[1]) Thüringerwald.

I. Die Lage des Thüringerwaldes.

1. Lage zum Schulorte; Entfernung.

Man lasse die Karte von Mitteldeutschland aufschlagen, bestimme zuerst die Lage des Schulortes genau (z. B. Wien, Graz, Brünn) oder approximativ (z. B. Oberhollabrunn, Stockerau, Waidhofen, Horn) und füge hinzu, dass das zu suchende Gebirge z. B. quer links aufwärts in einer Entfernung von 10 cm zu finden ist. Nachdem sich der Lehrer vergewissert hat, dass die Schüler die Lage des Thw. gefunden haben, stellt er etwa folgende Fragen: „Nach welcher Richtung liegt der Thw. von uns aus gesehen?" „Nordwestlich." „Wie könnte man Nordwesten durch Stunden der Uhr ausdrücken?" „Man könnte auch sagen: 9 Uhr abends." „Weshalb?" „Weil die Sonne um 9 Uhr abends im Nordwesten, aber unter dem Horizonte steht." „Zeiget im Zimmer nach Nordwesten!" (Alle Schüler zeigen mit der Hand nach der Himmelsrichtung.) „Wenn wir also diese Richtung verfolgten, zu welchem Gebirge würden wir kommen?" (Antwort.) „Nun sehen alle auf die Karte! Wir wollen in nordwestlicher Richtung den Weg zum Thw. gemeinsam gehen. Wir gehen also von Wien ein kleines Stück längs der Donau aufwärts. Auf welchem Ufer befinden wir uns?" „Am rechten Ufer." „Können wir an demselben bleiben, wenn wir geradenwegs zum Thw. gelangen wollen?" „Nein. Wir müssen über die Donau setzen." „Und befinden uns dann an welchem Ufer?" „Am linken." „Könnten wir das linke Ufer noch anders benennen?" „Ja, wir könnten auch sagen: das nördliche Ufer." „Gut. Wir setzen also mit einem Schiffe auf das linke Ufer über oder gehen über eine Brücke und halten die Richtung nach Nordwesten ein. Die unmittelbare Umgebung der beiden Donauufer hat auf der Karte welche Farbe?" „Eine grüne Farbe." „Was bedeutet diese in der Kartensprache?" „Sie deutet eine niedrig gelegene Ebene an." „Was sehen Sie dort, wo die grüne Farbe aufhört?" „Ich sehe Schraffen und eine braune Farbe." „Was bedeuten in der Kartensprache die Schraffen?" „Dass uns der Weg aufwärts führt." „Und die braune Farbe bedeutet?" „Dass wir uns auf einer Platte befinden."[1]) „Gut; wir gehen also zuerst aufwärts und dann in ziemlich gleicher Höhe fort, bis wir zu einem größeren Flusse gelangen, den wir auf dem Wege nach Nordwesten überschreiten müssen. Welchen Namen führt der Fluss?" „Er heißt Moldau." „Gut; merken wir uns den Namen des Flusses. Wenn wir weiter gehen, welches Gebirge haben wir zur linken Hand?" „Den Böhmerwald." „Wer weiß, warum dieses Gebirge mit dem Worte Wald näher bezeichnet wird?" (Der Lehrer lässt von einem der sich meldenden Schüler die Antwort geben.) „Ist in der Nähe von Wien auch ein Gebirge, dessen Name mit dem Worte Wald zusammengesetzt ist?" „Ja, der Wienerwald." „Wir haben also zwei Gebirge mit ähnlichen Namen. Weshalb wird das eine Wienerwald geheißen?" „Weil es bei Wien liegt." „Und das andere heißt Böhmerwald?" „Weil es bei Böhmen liegt." „Gut; wir sind mithin auf unserer Wanderung nach Böhmen gekommen. Sind

[1]) In Kozenns Schulatlas mit „Österr. Granit-Plateau" bezeichnet.

wir schon beim Thw. angekommen?“ „Nein.“ „Ihr seht, wir gelangen zuerst zum Fichtelgebirge; dann?“ „Zum Frankenwalde.“ „Dann endlich?“ „Jetzt sind wir beim Thüringerwalde.“ „Welche Wegrichtung haben wir eingehalten?“ „Nach Nordwesten.“ „Welche andere Gebirge, die wir nannten, liegen von uns nach derselben Richtung?“ „Der Böhmerwald, das Fichtelgebirge, der Frankenwald.“ „Wir befinden uns am Thw. und blicken nach Wien; welche Richtung haben wir jetzt?“ „Nach Südosten.“ „Oder in Stunden der Uhr ausgedrückt?“ „Wir können auch sagen: 9 Uhr vormittags.“ „Warum?“ „Weil im Südosten die Sonne um diese Stunde steht.“

Nun wird der Lehrer den Weg von den Schülern zuerst aus der Karte wiederholen und dann auswendig sagen lassen. Dann wird der Weg in umgekehrter Richtung gemacht, um die Vorstellungen zu befestigen und zu veranlassen, dass sie feste Reihen bilden.

Schon in der unmittelbar vorhergehenden Stunde bekamen die Schüler die Weisung, sich auf einem 15 cm langen und zusammengefalteten Papierstreifen von circa 2 cm Breite den Maßstab der Karte mit der Verhältniszahl aufzutragen, um beim Messen auf der Karte das Durchstechen derselben mit der Zirkelspitze zu verhindern und Zeit zu ersparen. Der Lehrer muss mit aller Energie darauf dringen, dass dieser Behelf immer zur Hand sei, weil anders ein Zusammenarbeiten der ganzen Classe — ein Haupterfordernis der katechetischen Methode — nicht zu erreichen ist.

„Nehmt den Papierstreifen mit dem Maßstabe und legt ihn so an, dass das Nullende bei Wien zu liegen kommt und messt genau die Entfernung bis zur Mitte des Thw. Wie groß ist die Entfernung?“ „500 km.“ Der Lehrer rufe auch mehrere andere Schüler zur selben Frage, um sich zu überzeugen, ob der Maßstab genau angelegt wurde. Da das Messen früher schon fleißig geübt wurde, dürften die Antworten der Schüler übereinstimmend lauten. Man hüte sich aber, den besten der Schüler zu rufen, wegen der Gefahr schwächere zu bloßen Nachbetern zu machen. „Erinnert euch! Wie weit liegt in gerader Linie Paris von Wien entfernt?“ Die Schüler kennen von früherher diese Entfernung und ebenso andere, die aber zu der eben gemessenen in einem bestimmten Verhältnisse stehen sollen; z. B. Wien-Paris, Wien-Prag, Wien-Brünn. „Vergleicht die Entfernung von Wien nach Paris mit jener von Wien zum Thüringerwalde!“ „Die erste beträgt 1000, die zweite 500 km.“ „Vergleicht die Entfernung von Wien nach Prag mit jener von Wien zum Thw.!“ „Prag liegt von Wien 250 km, der Thw. aber 500 km entfernt.“ „Gut; jetzt haben wir die Entfernung nach drei Orten gemessen; zuerst 1000, dann 500, dann 250 km. Welcher Ort liegt uns von den genannten am nächsten?“ „Prag.“ „Welcher am weitesten?“ „Paris.“ „Vergleichen wir die Entfernung von Wien nach Prag und von Wien zum Thw. und drücken wir es schön in einem Satze aus!“ Die Schüler versuchen nun entsprechende Sätze zu bilden. Bemerkt ein Schüler: „Der Thw. liegt von Wien doppelt so weit als Prag“, so begnüge man sich und knüpfe gleich die Frage an, es solle die Entfernung von Wien

zum Thw. und von Wien nach Paris verglichen werden. Ist die Antwort richtig gegeben, so frage der Lehrer: „Liegen die drei Orte in gleicher Richtung; welcher von den genannten Orten liegt westlich; also dorthin?“ „Paris.“ „Zeige nochmals zum Thw. und nenne die Entfernung!“ „Der Thw. liegt nordwestlich in einer Entfernung von 500 km.“ „Wie müsstest du die Hand drehen, um nach Prag zu zeigen?“ „Etwas mehr gegen Norden.“ Der Lehrer macht nun auf der Tafel von einem Punkte aus gerade Linien nach Westen, Nordwesten und beiläufig gegen NNW im Verhältnisse von 4 : 2 : 1 und lässt von schwächeren Schülern die Namen der Orte, Entfernung und Richtung wiederholen. „Erinnert euch; wir haben heute den Weg zum Thw. schon gemacht. Jetzt wollen wir ausrechnen, wie lange wir zu gehen hätten, wenn wir täglich 30 km zurücklegten. Wie viele Wegstunden würden wir dann täglich gehen?“ Aus früheren Übungen wissen die Schüler, dass sie täglich sechs Stunden zu gehen hätten, um 30 km zurückzulegen. „Rechnet aus, wie viele Tage wir zu gehen hätten?“ Der Lehrer rufe nun nicht gleich den ersten, der sich meldet, sondern warte, bis die überwiegende Mehrzahl mit der kurzen Rechnung fertig ist. Ist die Antwort richtig gegeben worden, so wird der Lehrer die Schüler belehren, dass der wirkliche Weg weiter als die Luftlinie ist und daher auch die Marschdauer um einige Tage verlängert werden muss. Die Schüler wissen nun, dass sie 18 Tage zu wandern hätten. Da aber in der heutigen Zeit mehr gefahren als gegangen wird, fragt der Lehrer, aus dem früher schon durchgenommenen Stoffe wiederholend: „Wie viele Kilometer legt ein Postzug in der Stunde zurück?“ „30 km.“ „Die Eisenbahn fährt also in einer Stunde beiläufig so weit, als wir in einem Tage marschieren. Wie viele Stunden hätten wir mit der Eisenbahn zum Thw. zu fahren?“ „Wir würden etwa 18 Stunden zu fahren haben.“ [1])

2. Lage des Thüringerwaldes zu umliegenden Gebirgen. Ist die Lage des Thw. zum Schulorte und dessen Entfernung

---

[1]) Diese Substitutionsmethode: Kilometer, Tagemärsche, Eisenbahnfahrten darf nicht als eine überflüssige Spielerei aufgefasst werden; denn den Schülern, gleichgiltig ob sie in größeren Städten oder auf dem Lande aufwuchsen, ist zwar aus Erfahrung bekannt, wie viel Zeit man von hier nach dort braucht, sie haben aber bisher keine Vorstellung von dem Maße der Entfernungen nach km gewonnen. Die Praxis drückt Distanzen durch Zeit, die Erdkunde im Metermaße aus. Die Schule hat daher die Aufgabe, diesen im Leben mehr unbekannten Maßen bekanntere zu substituieren. In ähnlicher Weise muss das Flächenausmaß anschaulich gemacht werden, indem der Lehrer von m^2 ausgeht, dann den Flächeninhalt des Schulzimmers, des Schulhofes usw. bestimmt. Hat die Schule einen größeren Spielplatz (Mies z. B. $^1/_4$ ha), so wird auch dieser zur Verdeutlichung herangezogen, bis endlich die Verdeutlichung eines km^2 an die Reihe kommt. Man schneide aus Papier nach dem Maße des vorhandenen Stadtplanes ein Quadrat, das genau 1 km^2 vorstellt, und lasse bestimmen, wie viel vom Stadtbezirke mit demselben zugedeckt werden kann und wie lange man braucht, um das Viereck zu umgehen. Nebenbei könnte man erwähnen, dass auf einem km^2 die ganze Bevölkerung Wiens aufgestellt werden könnte.

durchgearbeitet und in das geistige Eigenthum der Schüler übergegangen, so wird der weitere Unterricht sie mit der Umgebung desselben bekannt machen. Durch Anregung der Phantasie stellen sich die Schüler vor, auf der Höhe des Thw. zu sein und nach den verschiedenen Himmelsrichtungen zu blicken. Die Aufmerksamkeit wird auf die gegenüberliegenden Gebirge gelenkt, ihre Namen werden gelesen, die Richtung zum Beobachter bestimmt und die Entfernung approximativ entweder im Metermaße oder nach Wegstunden angegeben. Zur Fixierung der Vorstellungen können an der linken Tafelseite die neuen Namen in entsprechender Ordnung gruppiert, an der rechten Tafelseite die Lagen der Gebirge eingezeichnet werden.

3. Lage zu Flüssen.

Durch entsprechende Fragen wird die Classe zur Wahrnehmung gebracht, dass die Abfallsgewässer des Thw. der Werra und Unstrut zurinnen und jene längs der Südwestfußpunkte bis zum Nordwestende nahe an denselben bleibt: „Begleitung des Gebirges durch einen Fluss." Am Nordwestende umsäumt der Fluss das Gebirge: „Abschneiden des Gebirges durch einen Fluss". Die beiden Flüsse in ihrer weiteren Entwicklung verfolgend, werden die Schüler mit den Hauptflüssen Weser und Elbe bekannt gemacht. Nehmen einige Fragen auf das Meer Rücksicht, in welches sich Weser und Elbe ergießen, so ist auch bereits

4. die Lage zum Meere

behandelt.

Bei 5. Lage zu Staaten

knüpft der Lehrer an die gegebene Erklärung der beiden Namen „Wienerwald" und „Böhmerwald" an. Er macht auf die Ähnlichkeit des Namens „Frankenwald" aufmerksam, dürfte aber auf die Frage, wo der Frankenwald liegt, fast in jeder neuen Classe die fehlerhafte Antwort bekommen: „Der Frankenwald hat seinen Namen, weil er in Frankreich liegt." Nach Richtigstellung des erklärlichen Irrthums ist die Beantwortung der Hauptfrage: „Lage des Thw. zu Staaten" von selbst gegeben. Es genügt vollständig, wenn die Schüler nun wissen, dass das Gebirge in Thüringen liegt, das zu den deutschen Staaten gehört.

Ebenso cursorisch erfolgt die Behandlung des Abschnittes:

6. Lage zu Städten.

Gotha, Weimar einerseits, Meiningen anderseits werden genannt, kurz die Sonnenbeleuchtung der Abhänge im Verhältnisse zu dem Beschauer berührt und zum Schlusse der Abschnitt:

7. Lage zu Verkehrswegen

ebenso kurz durchgenommen, wobei die Karte 27 in B. Kozenns geogr. Atlas, 37. Auflage, Wien 1897, ganz gute Dienste leistet.

Dem Lehrer muss am Ende der Stunde so viel Zeit übrigbleiben, dass er den Schülern die in der Stunde durchgenommenen Hauptabschnitte zum Eintragen in das Schulheft für die häusliche Wiederholung dictieren kann. War er genöthigt, länger bei einem Abschnitte zu verweilen, als geplant war, so verschiebe er, um die kurzen schriftlichen

Notizen machen zu lassen, die letzten Abschnitte auf die nächste Stunde. Die kurze Aufzeichnung des Stundenbildes im Schülerhefte darf nicht versäumt werden, da unbeholfenere Schüler die Angaben unbedingt zur häuslichen Wiederholung benöthigen. In der folgenden Stunde gehe der Lehrer zum Grundrisse, später zum Relief und zum Landschaftsbilde über.

Mies. Dr. G. Juritsch.

Die Einrichtung und Verwaltung des höheren Schulwesens in den Culturländern von Europa und in Nordamerika. Unter Mitwirkung zahlreicher Verfasser herausgegeben von Dr. A. Baumeister. (I. Band, 2. Abtheilung des Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen.) München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1897. VI u. 894 SS.

Das vorliegende Werk kommt einem längst bestehenden Bedürfnisse entgegen. Es handelt über das höhere Schulwesen in den Staaten des Deutschen Reiches, in Österreich, Ungarn, in der Schweiz, Dänemark, Norwegen, Frankreich, Belgien und Luxemburg, Portugal, Italien, Russland, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, im Kanadischen Bunde, in den Niederlanden, Griechenland, Schweden, Spanien und England.

Von den europäischen Staaten fehlen nur Serbien, Bulgarien und Rumänien, für die der gewiss sehr rührige Herausgeber bedauerlicherweise keinen Berichterstatter finden konnte. Von Baumeister rührt nur der Bericht über das höhere Schulwesen im Deutschen Reiche her; im übrigen war er bemüht, Landesangehörige, die ihr eigenes Schulwesen wohl am besten kennen, zum Worte kommen zu lassen. In einzelnen Fällen besorgte Baumeister die Übersetzung des fremdsprachlichen Berichtes. Die Darstellung des höheren Schulwesens in Österreich rührt von der Feder des auf diesem Gebiete bereits vortheilhaft bekannten Amanuensis der Wiener Universitätsbibliothek Dr. S. Frankfurter her. Es liegt nahe, gerade über diesen Bericht etwas mehr zu sagen. Nach Aufzählung der wenigen Quellen zur Geschichte des österreichischen Mittelschulwesens eröffnet Fr. seinen Bericht mit der geschichtlichen Entwicklung (S. 240). Er beginnt die Geschichte mit dem k. Patent vom 16. November 1735 „über die Ordnung und Einrichtung der Schulen“, womit die Wirksamkeit der Jesuiten unter die Controle des Staates gestellt wurde, und verfolgt sie naturgemäß bis in die neueste Zeit. Der 2. Abschnitt handelt über den Lehrer, der 3. über die Prüfungen für das höhere Lehramt, der 4. über die Lehrpläne, der 5. über die Schülerprüfungen, der 6. enthält die Zahl der Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen in Betreff ihres Umfanges, ihrer Erhalter und in Betreff der Unterrichtssprache im Schuljahre 1895/6. In einem Anhange (S. 311) wird über das höhere Mädchenbildungswesen gehandelt und darin bemerkt, dass Österreich unter den deutschen Staaten den Vorrang für sich in Anspruch nehmen darf, die durchaus neuzeitliche Idee der Mädchengymnasien, deren Verwirklichung die Frauenbewegung anstrebt, durchgeführt zu haben.

Wie der kundige Leser leicht entnehmen kann, hat der Verf. nicht nur die spärliche Literatur (vgl. S. 329, wo übrigens auch das Ministerial-Verordnungsblatt hätte angeführt werden sollen) sorgfältig benützt, sondern sogar ungedrucktes Material beigebracht und durch zusammenfassende Tabellen (vgl. insbesondere S. 280 ff.) die Übersichtlichkeit sehr erleichtert.

Irrthümlicherweise ist S. 273 im derzeit bestehenden Lehrplane die Zahl der Zeichenstunden im Untergymnasium mit 3 statt 4 Stunden wöchentlich angegeben. Die Angaben über die Besoldungsverhältnisse sind durch das inzwischen im Reichsrathe beschlossene, aber noch nicht sanctionierte Gehaltsgesetz hoffentlich nur mehr für kurze Zeit richtig.

Wir können schließlich behaupten, dass jeder In- und Ausländer sich durch Frankfurters Darstellung über das österreichische Mittelschulwesen aufs kürzeste und bequemste informieren kann. Dass diese Darstellung sich von Selbstlob frei zu halten sucht, gereicht ihr im Vergleiche zu anderen nur zum Vortheil.

Mit Befriedigung ist weiter zu constatieren, dass seitens der Verlagsbuchhandlung Sonderausgaben der Berichte über das Unterrichtswesen der einzelnen Staaten veranstaltet werden.

Das Buch wird den betheiligten Kreisen bestens empfohlen.

Wien. J. H.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Eine Aufführung von Aischylos' „Agamemnon" durch Gymnasialschüler.

Das k. k. böhm. Staatsgymnasium in Kgl. Weinberge bei Prag begieng am 8. Mai l. J. eine seltene, erhebende Feier. Aus Anlass einer zu Gunsten der Unterstützungsvereine der beiden dortigen Mittelschulen veranstalteten Schülerakademie wurde der „Agamemnon" von Aischylos aufgeführt und errang in jeder Hinsicht einen durchschlagenden Erfolg. Mit pietätvollster Aufmerksamkeit hörte das gedrängt volle Haus der ernsten, würdevollen Sprache des Dichters zu und sog in vollen Zügen den Duft der poetischen Blüten der Dichtung ein. Das herrlich ritterliche Auftreten des Agamemnon, sein edler, frommer Sinn, seine erhabene Bescheidenheit und Geradheit rief gegenüber dem Stolze und der Heuchlerkunst seiner ruchlosen Gattin Klytaimestra lebhafte Theilnahme hervor. Als aber die unglückliche Kassandra ihre Klagen erhob, erreichte die Wirkung — erhöht durch die weichen Töne der Musikbegleitung und die der ganzen Stimmung sich so schön anschmiegenden Wechselgesänge des Chors — ihren Höhepunkt. Mit athemloser Spannung lauschten die Anwesenden den ehernen Schritten des Schicksals, das hier über die Bretter gieng, und manche Thräne erglänzte im Auge der weicher angelegten Natur — der lauterste Beweis, wie unversiegbar jener Jungbrunnen der Antike ist, der seine belebende Wirkung auch heute noch auf jedes edlere Gemüth auszuüben vermag.

Es kann nicht meine Absicht sein, all die Eindrücke und Empfindungen zu schildern, die da unsere Herzen erregten. Wir Lehrer ergötzten uns an den feierlich verklärten Mienen der einzelnen Darsteller, an der Begeisterung, mit welcher sie ihre Aufgaben lösten, und welche an den freudigerregten Gesichtern der versammelten Schuljugend widerstrahlte. Mit sichtlichem Interesse nahmen diese die hehren Gedanken der Dichtung in sich auf und verfolgten mit wahrem Enthusiasmus den Vortrag ihrer Schulgenossen. Die hohe Bedeutung des sinngemäßen und gefühlvollen Vortrages, dessen Einfluss auf Verstand, Herz und Phantasie außer Zweifel gestellt ist, trat hier in hervorragendem Maße zutage. Das ethisch-pädagogische Moment dieser Aufführung wurde von den Anwesenden vielfach hervorgehoben.

Es würde zu weit führen, in alle Einzelheiten der Darstellung selbst einzugehen und sie ausführlicher zu behandeln. Nicht ohne Bedenken sind wir ans Werk geschritten, ein „großer Wurf", wie Sch

ist uns gelungen; doch haben wir die Überzeugung gewonnen, dass guter Wille und ein bisschen Opferwilligkeit auch mit geringeren Mitteln viel zu schaffen vermag. Die kunstsinnige Hand des Verfassers der melodiereichen Chorgesänge und der Musikbegleitung, G. Rombergs (Pseud.), dem auch das Verdienst der Wahl dieser imposantesten Schöpfung Aischylos', sowie der Anpassung derselben für eine Schülervorstellung gebürt, nicht weniger die musterhafte böhmische Übersetzung aus der Feder unseres Collegen Prof. Vinc. Kočvara leisteten uns den besten Beistand. Die Chorgesänge bewegen sich in einer Tonlage, die über das Maß der jugendlichen Stimmen nicht hinausgeht, und wurden — außer einem Tenor- und Bass-Solo — mit vereinten Kräften von den Sängerchören beider Anstalten unter Leitung des Gesanglehrers K. Čech mit anerkennenswerter Präcision vorgetragen. Die Umsetzung des ersten und letzten Männerchors in einen gemischtstimmigen bewährte sich trefflich. Die frischen Stimmen der kleinen Sänger klangen sehr hübsch. Dem Gesangsunterrichte wurde hier überhaupt der schönste Anlass gegeben, durch tiefere Versenkung in die seelenvollen lyrischen Bezeigungen der griechischen Stimmungswelt das Verständnis derselben, wie Frick sagt, zu verinnerlichen und auf Gefühl und Gesinnung seiner Zöglinge bestens zu wirken.

Durch die Herbeiziehung der Soprane und Alte hat zwar nicht nur die ursprüngliche, sondern auch die erste Aufführung in Charlottenburg bei Berlin im November 1895 eine Veränderung erfahren; doch steht dieselbe wohl auch noch mit einer anderen Abweichung, die wir uns erlaubten, im Einklang, indem wir auch der bloßen Recitation vor einer Costümaufführung, wie es in Charlottenburg — zwar in einem engeren Kreise von Zuschauern — der Fall war, den Vorzug gaben. Der Eindruck war immerhin ein mächtiger.

Die Darsteller der einzelnen Rollen wurden ausschließlich den oberen Classen unseres Gymnasiums entnommen (Klytaimestra und der Bote — Octavaner, Agamemnon — ein Septimaner, Kassandra, der Chorführer und Wächter — Quintaner), und wenn mir auch bei den einzelnen Proben mancher Zweifel auftauchen und Angst mich beschleichen wollte — es kam mir nämlich zu, die Recitation einzuüben —, so kann doch die Wahl der Darsteller nicht nur, was den Vortrag, sondern auch, was ihre äußerliche Anlage anlangt, als eine glückliche bezeichnet werden; sie ernteten reichen Beifall. Auch die Opferwilligkeit aller mitwirkenden Schüler bei den vielen Proben ist lobend anzuerkennen.

Ich schließe meinen Bericht mit der Versicherung, dass keine von den früheren Schülerakademien (im Vorjahre haben wir auch den im Jahre 1893 in Delphi ausgegrabenen Apollo-Hymnus zur Aufführung gebracht) sich so einer Wirkung erfreuen konnte, wie die heurige. Das Lob, welches ebensowohl dem Gedanken (der erste Impuls war von unserem Herrn Director Dr. J. Bernhard ausgegangen) wie der Aufführung selbst nicht nur von den Angehörigen der Schüler, sondern auch von hervorragenden Schul- und Fachmännern gespendet wurde, war für die Mitwirkenden das beste Zeugnis, das Bewusstsein einer wahrhaft erhebenden Feier der beste Lohn und Sporn zur weiteren Arbeit.

Wir können diese Aufführung allen Anstalten zur Nachahmung wärmstens empfehlen.

Kgl. Weinberge. Anton Setunský.

Literarische Miscellen.

Vierter Jahresbericht der deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag 1895/6.

Auch in diesem Vereinsjahre entfaltete diese Gesellschaft eine rege Thätigkeit, indem in zehn Sitzungen von zwölf Mitgliedern 22 Vorträge gehalten wurden. Außerdem veranstaltete sie mehrere volksthümliche Vorträge, die von einem außerordentlich zahlreichen Publicum besucht waren. Obmann war in diesem Vereinsjahre Professor Christ und sein Stellvertreter Professor Jung.

Festschrift des deutschen akademischen Philologen-Vereines in Graz.

Ausgegeben zur 20. Stiftungsfeier im Sommersemester 1896. Graz, in Commission bei Leuschner & Lubensky 1896. 8°, 132 SS.

Der Verein, vor 20 Jahren zur gemeinsamen Arbeit und gegenseitigen Förderung begründet und von den Professoren der Hochschule in jeder Weise gefördert, hat sich, wie F. Pomezny in der Vereinschronik S. 3—22 berichtet, unter manchen Wechselfällen gedeihlich entwickelt und verfügt gegenwärtig über eine hübsche Bibliothek und sogar über dem Zwecke ganz entsprechende Geldmittel. Während seines Bestandes wurde eine große Zahl von Vorträgen gehalten und Discussionen gepflogen, die von dem regen Leben, das hier herrscht, Zeugnis geben. Um nun das erste Jubiläum in würdiger Weise zu begehen, wurde die Herausgabe einer Festschrift beschlossen, die auch nach außen von der Thätigkeit im Vereine Zeugnis geben soll. Sie umfasst neun Aufsätze, die wir kurz verzeichnen wollen: K. Hiecke, Der Begriff vom Wort; F. Pichler, Beiträge zur Überlieferung der Sophoklesscholien: A. Reiz, Die Frage nach der Anordnung der Horazischen Oden; O. Fischbach, Silbermünzen der römischen Republik aus Steiermark; J. Lunzer, Die Metrik der Nibelungenbearbeitung; G. Wilhelm, Die zwei ersten Ausgaben von Wielands Agathon; A. Huber, Friedrich Schlegels »Romanze vom Licht«; J. Gragger, Zur mittelenglischen Dichtung 'Sir Ortuel'; F. Pomezny, Stilistische Beobachtungen über Beaumarchais' Lustspiele. Wir können hier auf diese Aufsätze nicht näher eingehen, aber das können wir sagen, dass sie alle verdienstlich sind und dem Vereine Ehre machen. Möge er sich fröhlich weiter entwickeln und reiche Früchte tragen!

Festschrift zu der am 7. Januar 1897 stattfindenden Einweihung des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M.,

herausgegeben vom Lehrer-Collegium. Frankfurt a. M., Gebrüder Kauer 1897. gr. 8°, 174 SS.

Das schön ausgestattete Buch enthält zuerst einen Aufsatz 'Goethe-Gymnasium' vom Director Dr. K. Reinhardt. Daraus erfahren wir, dass das städtische Gymnasium in Frankfurt a. M., das 1520 begründet wurde, vom 7. Januar d. J. in zwei Anstalten getheilt worden ist, das Lessing- und Goethe-Gymnasium. Die zweite Anstalt, der die Aufgabe gestellt ist, den Frankfurter Lehrplan durchzuführen, ist in einem neuen glänzenden Gebäude, dessen photographische Abbildung beigefügt ist, untergebracht. Um nun den Tag dieser neuen Gründung zu feiern, hat das Lehrercollegium die vorliegende Festschrift erscheinen lassen, deren Inhalt wir kurz verzeichnen wollen. Sie umfasst nämlich außer dem oben bezeichneten Aufsatze von Director K. Reinhardt noch einen kurzen von demselben Verfasser: 'Amos Comenius und das Goethe-Gymnasium', dann 'Ein Beitrag zur Geschichte des Gymnasiums und zur Frankfurter Ge-

lehrtengeschichte' von O. Liermann, 'Frankfurt und die Städte am Mittelrhein zur Zeit des Interregnums' von R. Schwemer, 'Studien zur Geschichte des Philhellenismus in der französischen Literatur' von J. Ziehen, 'Introduction du génie classique dans la poésie française par Ronsard' von M. Banner, 'Zwei elementare Berechnungen der gewöhnlichen Logarithmen' von K. Bopp, 'Beiträge zur Reconstruction von Plinius libri dubii sermonis' von F. Bölte, 'Des En d' itentidé semitische Herkunft und bibelsprachliche Entwicklung' von G. R. Hauschild.

Wie diese Festschrift von dem wissenschaftlichen Streben des Lehrkörpers ein sehr günstiges Bild darbietet, so kann man dem Goethe-Gymnasium mit Sicherheit eine gedeihliche Zukunft versprechen. Es wird gewiss des berühmten Namens, den es trägt, sich stets würdig zeigen und des Dichters goldene Lehren, die Herr Director Reinhardt schön S. 5 ff. entwickelt, immer als Richtschnur befolgen. Wir bringen ihm daher die besten Wünsche dar.

Skioptikon. Einführung in die Projections-Kunst. Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag 1896. 60 SS. Preis 1 Mk.

Das Büchlein orientiert den Anfänger in kurzer Fassung und mit Hilfe von Illustrationen über das Nothwendigste der Projectionskunst, so dass er nach dieser leichtverständlichen Anleitung den Projectionsapparat ohne Schwierigkeit handhaben kann und vor misslingenden Versuchen geschützt wird. Aber auch derjenige, der mit dem Skioptikon schon umzugehen versteht, erhält durch dieses manchen wertvollen Wink. Wer freilich eine ausführlichere Unterweisung auf dem Gebiete der Projectionskunst wünscht, der wird das in demselben Verlage bereits in 10. Auflage (zuletzt Düsseldorf 1896) erschienene größere Werk: Die Projectionskunst (263 SS.) zur Hand nehmen müssen. In diesem findet, wer sich dafür interessiert, auch eine Anleitung zum Malen auf Glas sowie eine Beschreibung optischer, magnetischer, chemischer und elektrischer Projectionsversuche nebst 120 den Text erläuternden Illustrationen.

In dem eingangs angeführten Büchlein selbst wird in acht Capiteln alles zusammengestellt, was über den Projectionsapparat, einige der gebräuchlicheren Lichtquellen, sowie über die Art der Behandlung der einzelnen Lampen zu wissen nothwendig ist. Dass nur die Petroleum-, Kalklicht- und elektrische Lampe in Betracht gezogen wird, mag seinen Grund darin haben, dass bisher, zumal in Deutschland, zumeist nur diese Lichtquellen zum Projicieren verwendet werden. Doch Petroleumlicht ist immerhin zu schwach und erzeugt, wenn die Lampe nicht sehr rein gehalten ist und für hinreichende Luftzufuhr gesorgt wird, einen recht unangenehmen Geruch, Kalklicht ist zumal bei uns viel zu kostspielig, und über elektrisches Licht, welches freilich das vollkommenste ist in Bezug auf Intensität und leichte Verwendbarkeit, verfügen dermalen nur wenige Anstalten. Nun gibt es jetzt Lampen, welche sich einerseits durch ihre Lichtintensität, andererseits durch ihren Preis für solche Schulen sehr gut empfehlen, denen kein elektrisches Licht zur Verfügung steht. Und da möchte ich der ja sonst recht empfehlenswerten Auer-Gasglühlicht- und selbst der Ligroinglühlichtlampe die Acetylenlampe vorziehen, nachdem streng wissenschaftlich nachgewiesen wurde, dass Acetylen im gasförmigen Zustande, wie es mittels der neuen Apparate während des Projicierens selbst erzeugt wird, ganz und gar ungefährlich ist, da es ferner eine Lichtstärke von über 200 Normalkerzen hat und auch sehr leicht und billig herzustellen ist. Der ganze Acetylen-Generator sammt Brenner kommt nicht ganz auf 30 fl., somit das Skioptikon mit Acetylenlampe auf etwa 100 fl. zu stehen. Und per Stunde braucht man höchstens um 10 kr. Calcium-Carbid. Über die Handhabung des Apparates,

welche ganz einfach ist, findet man das Nothwendige in Liesegangs 'Photographischen Nachrichten', Märzheft, sowie auch in Liesegangs 'Laterna Magica', Vierteljahrsschrift für alle Zweige der Projectionskunst.

Wien. A. Primožić.

Programmenschau.

80. Hawrlant Franz, Horaz als Freund der Natur nach seinen Gedichten. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Landskron. I. Theil 1895, 29 SS., II. Theil 1896, 26 SS.

In einer langathmigen Einleitung spricht der Verf. von der Bedeutung der Lectüre des Horaz für die Schule, von den Arten des Naturgenusses, von dem Einflusse der Natur auf das physische und psychische Leben des Menschen, von dem Unterschied zwischen dem Naturgefühl des römischen Volkes und anderer Völker, von der Entwicklung desselben bei den Römern in der Augusteischen Zeit, und wendet sich dann zu den verschiedenen Abstufungen des Freundschaftsverhältnisses, in welchem der Mensch zu der Natur steht, insofern sie nämlich für ihn 1. eine Quelle materiellen Nutzens, 2. körperlicher Erfrischung und moralischer Erhebung und 3. der Befriedigung ästhetischen Interesses sein kann. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht dann H. S. 13 ff. zur Charakterisierung des Naturgefühles des Dichters selbst über und zeigt an einzelnen Stellen seiner Gedichte, in welcher Weise jene drei Arten des Freundschaftsverhältnisses zur Natur bei ihm zur Geltung kommen. — Im I. Theile kommen hauptsächlich die Frühlings- und Winterlieder zur Besprechung, sowie diejenigen Stellen, in welchen des Dichters Vorliebe für das Landleben mit seinen Vorzügen und Annehmlichkeiten zum Ausdrucke kommt, sodann ganz kurz solche, welche für sein Wohlgefallen an der Schönheit von der Natur ausgezeichneter Örtlichkeiten Zeugnis geben. Im II. Theile wird diese letztere Art des Freundschaftsverhältnisses zur Natur noch weiter verfolgt und dargelegt, welche Wirkung der Anblick schöner Naturgegenstände (wie Quellen, Haine, üppige Fluren, schöne Heerden, die leuchtenden Himmelskörper) oder großartige Naturerscheinungen (Gewitter, Sturm, Überschwemmungen) auf das Gemüth des Dichters ausgeübt haben und zu welchen Bildern und Vergleichen er dadurch angeregt worden ist. — H. glaubt (I S. 14) für Horaz ein besonders fein entwickeltes Naturgefühl annehmen und dies hauptsächlich auf zwei Umstände zurückführen zu müssen, auf eine angeborene Gemüthstiefe des Dichters, die besonders aus Sat. I 6, 69 f. 82 ff. spreche, und auf sein Aufwachsen in einer 'üppigen, mit allen Reizen geschmückten Natur' (?). Er übersieht hiebei den nachhaltigen Einfluss der griechischen Literatur. Unter Berücksichtigung dieses Momentes würden auch manche Stellen eine andere Beurtheilung erfahren haben. Überhaupt geht die ganze Beweisführung des Verf.s mehr in die Breite als in die Tiefe. Übrigens ist der von H. behandelte Stoff schon so oft und von so vielen Seiten beleuchtet worden, dass sich ihm kaum neue Gesichtspunkte abgewinnen lassen. So entbehrt denn auch diese Abhandlung neuer, für die Wissenschaft nutzbringender Ergebnisse. Den Fleiß des Verf.s und die Wärme, die er seinem Gegenstande entgegenbringt, wollen wir gerne anerkennen. Die Darstellung leidet an einer gewissen Breite und Schwerfälligkeit, besonders in der Einleitung, wo noch dazu umfangreiche Stücke aus Humboldts Kosmos und den einschlägigen Arbeiten von Biese, Buys u. a. ausgeschrieben sind. Störend ist der Druckfehler Lalape st. Lalage (I S. 24).

81. Sabat N., De synecdoche eiusque in Horati carminibus usu vi atque ratione. Progr. des k. k. Gymn. in Stanislau 1895, 8°, 36 SS.

Der Bildersprache des Horaz ist bisher nur wenig Beachtung geschenkt worden. Von zusammenhängenden Darstellungen auf diesem Gebiete ist nur Baekers Aufsatz »Über die Metapher in den Satiren des Horaz«, Progr. von Stralsund 1883, zu nennen. Der Verf. gedenkt nun diese Lücke auszufüllen und will nach und nach auch die übrigen Tropen (Metapher und Metonymie) zunächst der Oden, dann der Sermonen in Betracht ziehen, wofür ihm die Horaz-Erklärer gewiss nur dankbar sein werden. Es wäre ihm nur zu empfehlen, bei den folgenden Untersuchungen den Stoff übersichtlicher und für das Auge bequemer lesbar vorzuführen und allen überflüssigen Ballast, wie die gelehrten Citate S. 8, Note 3, die Erklärungen von Eigennamen, z. B. von Hydaspes fabulosus S. 22, Achaemanes S. 23, Alyattes (olim rex Lydiae erat) S. 24, die Hinweise auf neue Auflagen von Werken S. 6, 16 u. dgl. beiseite zu lassen. Auch dürften solche Arbeiten erst dann ihren rechten Wert erhalten, wenn genau verzeichnet wird, was ausschließliches Eigenthum des Schriftstellers ist und was er auch mit anderen theilt. An gelegentlichen Hinweisen auf Catull, Properz, Vergil, Ovid, auf Cäsar, Cicero, Livius fehlt es zwar nicht, aber diese wären reichlicher ausgefallen, wenn S. die einschlägige Literatur, so für Vergil besonders Braumüllers zwei Berliner Programme, herangezogen hätte.

Die Arbeit zerfällt in drei Capitel; im ersten spricht S., mit Anlehnung an die betreffenden Abschnitte bei Gerber 'Die Sprache als Kunst', über Ursprung, Wesen und Eintheilung der Tropen, charakterisiert dann die drei Haupttropen im allgemeinen und begrenzt genauer den Begriff der Synekdoche. Diese wird im zweiten und dritten Capitel nach dem Eintheilungsprincipe pars pro toto, singularis pro plurali, species pro genere und umgekehrt nach folgenden Rubriken geordnet vorgeführt: Der menschliche Körper, Völker, Länder, Flüsse, Wohnung, Kleidung, Schiffahrt, Ackerbau, Thier- und Pflanzenwelt, Naturgewalten, Abstracta. Das Ergebnis der zusammengestellten Beispiele ist, dass Horaz im allgemeinen von der Synekdoche einen reichlichen, manchmal sehr kühnen Gebrauch mache und am häufigsten die Unterart species pro genere anwende. — Von dem Latein des Verf.s gibt der Satz auf S. 7: Eius generis quaestio doctrinaque *iam* ad scriptoris artem sensumque pulchri et decori cognoscendos atque aestimandos, *iam* ad complures locos in *eiusdem* operibus interpretandos ... plurimum valet kein gutes Zeugnis. Mit Vorliebe gebraucht S. dum für cum explicationum (S. 6, 10, 19, 20, 27, 35). Sonderbar berühren Citate wie S. 5 Kant, Proleg. zu jeder zukom. (sic!) Met., S. 17 Mitscherl., S. 24 Statius Silv. (beide Wörter gesperrt gedruckt). Druckfehler sind mehrere übersehen worden. S. schreibt S. 12 Rozenberg st. Rosenberg, S. 20 Pegazus st. Pegasus, S. 35 baccha st. baca. — Würden solche Arbeiten nicht besser deutsch geschrieben werden?

Wien. F. Hanna.

---

82. Hora Engelbert, Untersuchungen über die Apologie des Aristides. Progr. des städt. Kaiser Franz Joseph-Realgymn. in Karlsbad 1895, 8°, 28 SS.

Zu den ältesten Apologeten der christlichen Lehre gehört Aristeides, von dessen Werke erst die letzten zwanzig Jahre Überreste ans Licht gebracht haben. Zuerst tauchten armenisch geschriebene Bruchstücke seiner Apologie auf; ihnen schloss sich 1889 der glückliche Fund einer

syrischen Übersetzung an, dem unmittelbar darnach die scharfsinnige Entdeckung Robinsons folgte, dass die in dem einst vielgelesenen Roman Barlaam und Joasaph dem Eremiten Nachor in den Mund gelegte Vertheidigung des Christenthums einfach der Apologie des Aristeides entnommen sei.

Die Mannigfaltigkeit der Überlieferung gibt die Frage auf, welche Textgestalt dem vorauszusetzenden griechischen Originale am nächsten kommt. Diese Frage, die schon vielfach behandelt worden ist, unterzieht H. einer neuen Untersuchung. Er kommt zu dem Resultate, dass der syrische Text, der älteste von den dreien, die Apologie des Aristeides nicht bloß vollständig, sondern auch am getreuesten wiedergebe; dass die armenische Bearbeitung mit der syrischen nahe verwandt, aber unabhängig von ihr sei; dass endlich der griechische Text nur einen Auszug aus der Apologie des Aristeides enthalte, gemacht lediglich zu dem Zwecke, um als Einlage in den Roman verwertet zu werden, dessen Verf. sich der Mühe überheben wollte, eine neue Rede auszuarbeiten.

Der Beweisführung des Verf.s, die nach den Capiteln des syrischen Textes fortschreitet, vermag ich bei meiner Unkenntnis des Syrischen und Armenischen nicht im einzelnen zu folgen; doch scheint sie mir im allgemeinen zu wenig in die Tiefe, auf den Kern zu gehen, theilweise auch nicht ganz stichhältig zu sein. Erschwert wird das Studium der Abhandlung, in der Druckfehler nicht selten sind, dadurch, dass die wenigsten der in Betracht kommenden Stellen ausgeschrieben sind.

Wenn der Verf. mit dem Wunsche schließt, dass sich einmal auch der griechische Originaltext finde, so muss man in der That diese Hoffnung in unserer Zeit großartiger Papyrusfunde und regster Papyrusforschung als wohlberechtigt anerkennen.

83. Weinberger Wilhelm, Kallimacheische Studien. Progr. des k. k. Staatsgymn. im XVII. Bezirke von Wien 1895, 8°, 24 SS.

Im Anschlusse an frühere Arbeiten behandelt der Verf. eine Reihe einzelner Fragen, welche die officielle Stellung des Kallimachos, die neu entdeckten Hekale-Fragmente, die Abfassungszeit einiger Hymnen, sein Verhältnis zu Apollonios und die handschriftliche Überlieferung betreffen, gelangt aber in den meisten Fällen zu keinem festen Resultate. Die Lectüre der mit Fleiß geschriebenen Untersuchung wird stellenweise durch Unklarheit des Ausdrucks erschwert.

Wien. Ernst Kalinka.

---

84. Wania Franz, Zur deutschen Rechtschreibung. Progr. des Landes-Unter- und Communal-Obergymn. in Mähr.-Schönberg 1895, 8°, 28 SS.

Die Arbeit bezieht sich auf die in Österreich übliche „Rechtschreibung“ oder richtiger auf die österreichische Schulschreibung. Zuerst führt der Verf. aus, wie sehr die Schrift überhaupt an Eindringlichkeit und Unmittelbarkeit, Sinnfälligkeit und lebendiger Individualisierung hinter der Rede zurückstehe; die Interpunction gliedere den schriftlichen Ausdruck nur der Hauptsache nach, deute den Frage- und den Rufton nur allgemein an. Sodann wendet er sich gegen die „Wortmarkierung“, wie sie den Hauptwörtern — als „Auszeichnung“ — in der Schreibung mit großen Anfangsbuchstaben ohne zureichenden Grund zutheil werde. „Sie werden gewissermaßen als die Häuptlinge des sonstigen Wortproletariats mit einer Art von Uniform oder Orden ausgezeichnet.“ Eher möchte der Verf. den großen Anfangsbuchstaben außer den Eigennamen noch solchen Wörtern zugestehen, die in der Rede stärker hervor-

gehoben werden sollen, oder nur den „subjectiv giltigen“ Hauptwörtern als solchen Wörtern, denen der jeweilige Schreiber einen Hauptwert beilegt („während die Namen missliebiger Objecte als Nebenwörter klein, nach Umständen sogar sehr klein zu schreiben wären“). Es müsste, meint der Verf., die hierin liegende Selbstzeichnung des Schreibenden für den Leser von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein, man wüsste auf der Stelle, „was für ein Vogel da sein Lied pfeift“. Diese Vorschläge dürfte der Verf. bei einiger Überlegung selbst zurückziehen: welche Verwirrung müssten sie in der Schulpraxis herbeiführen! Im besonderen sind es zwei Fragen der Rechtschreibung, welche der Verf. behandelt: die Schreibung der Appellativa mit großem Anfangsbuchstaben und die Wortzusammensetzungen. Die Beschränkung auf diese zwei, sich übrigens häufig berührenden Fragen erfolgte „in Würdigung des Spruches, dass, wo es richtiges Federwild gibt, man nicht nach Mücken schießen soll“. Es wird an Hand bekannter Lese- und Lehrbücher die Inconsequenz der Schreibung nachgewiesen, und der Verf. ist sehr ärgerlich darüber, dass z. B. im 3. Bande des Lampel'schen Lesebuches „zu Grund“ neben „zugrunde“ vorkommt, und über dgl. mehr. Das Material der zweifelhaften Fälle ist mit großem Fleiße zusammengetragen und dürfte ziemlich vollständig sein. Die in den geprüften Lehrbüchern vorkommenden, miteinander im Widerspruche stehenden Schreibungen werden verzeichnet (sogar Verhältniszahlen der verschiedenen Schreibung werden angegeben, vgl. S. 16). Dem so veranschaulichten Mangel an Einheit und Folgerichtigkeit der Schreibung in den bezeichneten Fällen glaubt Wania abgeholfen, „wenn der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben auf die Eigennamen und den Anfang eines ganzen Abschnittes beschränkt wird“, und „wenn man dies unselige Zusammenleimen selbständiger Wörter aufgibt und die Wörter (natürlich mit Ausschluss der untrennbaren Zusammensetzungen) wieder getrennt schreibt“. Weitaus wichtiger indessen als die sonst guten Gründe, welche für die vorgeschlagene Einschränkung der Majuskel sprechen, ist die lebendig fortwirkende Tradition der nhd. Nationalliteratur; dem zweiten Normierungsversuche des Verf.s widerstreitet nicht minder die unaufhaltsame sprachliche Entwicklung, die „untrennbare Zusammensetzungen“ immer wieder entstehen lässt, u. zw. zufolge einer functionellen Verschiebung, die der Verf. S. 7 richtig hervorhebt, ohne aber im Folgenden diesem gesetzlichen Vorgange die gebürende Beachtung zu schenken. Möchte sich Wania mit dem Ref. dahin einigen, dem Orthographischen da, wo seine Verschiedenheit auf verschiedener Vorstellungsweise beruht oder doch beruhen kann, keine übergroße Bedeutung beizumessen (vgl. „das Wasser fließt zuthal“ und „der Senne zieht zu Thale“ u. dgl.) und anderseits an der sinnlichen Bedeutung eines Ausdruckes so lange festzuhalten, als dieser eben nicht zu rein Formelhaftem, also etwa zu notorisch adverbieller Function, abgeschwächt worden (also lieber „zu Hause“, „zu Rathe“ u. s. f., aber „imstande“, „zuwege“ u. dgl.). Wanias Arbeit wäre fruchtbarer geworden, wenn sie psychologisch begründet wäre, wenn sie sich mit den Bedingungen der die Composition bewirkenden Isolierung (nach Inhalt wie nach Form) und mit den Analogien früheren Sprachlebens auseinandergesetzt hätte. Der Verf. hätte hier besonders an H. Paul (Principien, z. B. S. 274 f.) einen vortrefflichen Berather gefunden (vgl. auch Wilmanns, Gramm. II, §. 2—14) und sich endlich der Einsicht nicht verschlossen, dass es eine strenge Grenze zwischen syntaktischem Gefüge und fester Composition ebensowenig gebe, wie der Übergang von einer Wortclasse zur anderen sehr wohl möglich sei.

Endlich wäre der Wandel der Betonungsverhältnisse, der sich mit der Composition mehr oder minder deutlich vollzieht, zu beachten gewesen: der Verlust des eigenen Worttones, das Herabsinken zur Enklise gegenüber dem bestimmenden Bestandtheile des neuen Compositums. Vielleicht fühlt sich der Verf. bewogen, seinen Gegenstand auf so erweiterter Grundlage neuerdings zu behandeln? —

Dankenswert ist ein Anhang über die Schreibung lateinischer und griechischer Eigennamen. Der Grundsatz, dass sich diese Schreibung in Übereinstimmung setze mit den antiken Sprachen, ist zu billigen, soweit es eben die nothwendig festzuhaltende Fühlung mit dem modernen Leben und seinem unzweifelhaften Sprachgebrauche gestattet. So wird man lieber »Makedónier« sagen und schreiben als »Makédoner«, weil eben die Ableitung der Völkernamen von den entsprechenden Ländernamen (vgl. S. 28) analogisch stark um sich gegriffen hat. — Unangenehm berühren mehr als einmal der polternde Ton und der wenig geschmackvolle Sarkasmus der Abhandlung, wofür Proben zu liefern, dem Ref. erspart bleiben möge. Auch ist es eine starke Übertreibung, in unserer Schulorthographie ein »bekanntes Jammerbild« zu erblicken.

Wien. Gustav Burghauser.

---

85. **Langl J., Die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung.** Progr. der k. k. Oberrealschule im II. Bezirke von Wien 1895, 8°, 66 SS.

— — 2. umgearb. Aufl. Mit 40 Illustrationen und einer Heliogravure. Wien, Hölzels Verlag 1895. 83 SS. Preis 2 fl.

Eine Monographie der Stammburg des österreichischen Kaiserhauses war ein lange schon empfundenes Bedürfnis, dem der Verf. in der vorliegenden Arbeit trefflich entgegengekommen ist. Die Arbeit fußt auf dem Grunde eingehender, an Ort und Stelle selbst gemachter Studien; überdies wurde auch die ältere und neuere Literatur in gewissenhafter Weise zurathe gezogen. Eine anschauliche Schilderung der Landschaft bildet die Einleitung, dann wird die älteste Geschichte des Hauses Habsburg kurz behandelt und auf die Geschichte und Beschreibung der Burg eingegangen; eine große Anzahl von Illustrationen begleitet die letztere. Aus den Illustrationen seien hervorgehoben die Habsburg (Westseite, Ostseite), Eingangsthor zur Habsburg, Südostseite der Habsburg, Ausblick von der Habsburg gegen Süd und Südwest (nach einer in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen Handzeichnung vom Jahre 1803), Plan und Grundriss der Habsburg, die Habsburg vom Süd, die Habsburg in der Abbildung eines Grazer Codex, in Herrgotts Genealogie, in dem großen Fugger'schen Buche usw. Außer der Habsburg werden noch Königsfelden, die berühmte Begräbnisstätte der Habsburger und vornehmlich auch die Kyburg, überhaupt die hervorragendsten Denkmäler in der Schweiz, die auf das österreichische Herrscherhaus Bezug haben, behandelt.

Die zweite Auflage zählt um eine Anzahl trefflicher Illustrationen mehr und die Ausstattung ist eine glänzendere. Der hübschen Schrift ist eine Verbreitung in den Kreisen der Jugend zu wünschen. Auch dem Lehrer wird sie beim Unterricht gute Dienste zu leisten vermögen.

86. **Kozak Cornel, Über den Streit des österreichischen Herzogs Friedrich II. von Babenberg mit Kaiser Friedrich II.** Progr. des k. k. Staatsgymn. in Czernowitz 1896, 8°, 35 SS.

Die vorliegende Arbeit bekundet eine umfassende Kenntnis der einschlägigen Quellen und der hiehergehörigen älteren und neueren Literatur, eine gesunde, nüchterne Kritik und ist auch als Darstellung durchaus zu loben. Die Beziehungen der letzten Babenberger zu Kaiser Friedrich finden eine durchaus sachgemäße Erörterung. Sind die politischen Verhältnisse im allgemeinen richtig dargestellt, so ist auch die Charakteristik, die der streitbare Herzog hier gefunden hat, eine durchaus zutreffende.

Graz. J. Loserth.

Ehrung.

Anlässlich des Scheidens des k. k. Landesschulinspectors, Herrn Hofrathes Anton Maresch, aus dem Amte wurde in Schulkreisen der Gedanke angeregt, das Andenken des hochverdienten Schulmannes durch eine Kundgebung zu ehren. Der Ausschuss des Vereines „Mittelschule", mit der Ausführung dieses Gedankens betraut, entschied sich für die Überreichung eines Albums. Die Anregung fand allgemeine Zustimmung, die in der zahlreichen Betheiligung aus Schulkreisen zum Ausdrucke kam. Am 8. Mai l. J. wurde ein kunstvoll ausgestattetes Album, das die Bilder von beinahe 300 Schulmännern aus allen Theilen des Reiches enthielt, durch eine Deputation, bestehend aus den Herren Regierungsrath Friedrich Slameczka und den Professoren G. Schlegl und Dr. J. Kukutsch, dem Herrn Hofrath Maresch in seiner Wohnung überreicht.

Der Sprecher der Deputation, Herr Regierungsrath Slameczka, hob in warmen Worten die großen Verdienste des nach vierzigjähriger Thätigkeit aus dem Amte scheidenden Schulmannes hervor, bat ihn, das kleine Zeichen der Verehrung freundlich anzunehmen und allen, die mit ihm in dienstlicher Beziehung gestanden, ein freundliches Andenken zu bewahren. Herr Hofrath Maresch dankte, sichtlich gerührt, für die ihm zutheil gewordene Ehrung. Sie bilde die schönste Erinnerung an seine Wirksamkeit, der zu entsagen ihn Rücksichten auf seine Gesundheit gezwungen haben. Die sinnige Ehrengabe werde ihn stets an seine bewährten Mitarbeiter erinnern, und bei der Betrachtung ihrer Bilder werde eine vierzigjährige Vergangenheit lebendig vor seinem Geiste erstehen. Mit dem Ersuchen, allen Herren, da er es persönlich nicht vermöge, seinen herzlichsten Dank zu sagen, verbinde er die Bitte, auch ihm ein freundliches Gedenken zu bewahren.

Ferialreise.

Der Österreichische Touristen-Club veranstaltet zu Beginn der diesjährigen Ferien seine zweite Reise nach Bosnien, die Hercegovina und Dalmatien. Die Abfahrt von Wien erfolgt am 17. Juli abends, die Rückkunft nach Triest am 1. August d. J. nachmittags. Für die Rückfahrt von Triest nach Wien ist ein weiterer Spielraum von 14 Tagen eröffnet. Die Reise ist außerordentlich lehrreich und sehr bequem zusammengestellt. Wir nennen von den zu besuchenden Orten nur: Agram, Sissek, Banjaluka, Jyce, Jezera, Travnik, Lašva, Sarajevo, Ilidže, Trebović-Berg, Konjica, Prenj-Gebirge, Jablanica, Mostar, Bunaquelle, Metkovich, Gravosa, Ragusa, Ombla quelle, Canosa, Insel Lacroma, Cattaro, Cettinje, Lesina, Spalato, Salona, Sebenico, die Kerkafälle, Zara, Pola und Triest. Die Reise findet mit Eilzug der Südbahn, Separatzügen der bosnisch-herzegovinischen Bahnen und Separat-Salondampfer des Österreichischen Lloyd neuester Art statt. Der Preis für die einfache Reise sammt Verpflegung, Führung, Nachtquartier in Bosnien usw. beträgt für die Mitglieder des Österreichischen Touristen-Clubs bei 2. Classe Bahn und 1. Classe Schiff fl. 170.

Da diese Reise einen vorwiegend unterrichtlichen Charakter trägt, hat der Central-Ausschuss des Österreichischen Touristen-Clubs beschlossen, den Mitgliedern des Österreichischen Professoren- und Lehrerstandes für ihre Theilnahme denselben Preis wie seinen eigenen Clubmitgliedern einzuräumen.

Wir machen hiermit auf diese Reise und die damit für unsere geehrten Leser verknüpfte Begünstigung aufmerksam.

Die Anmeldung zur Theilnahme erfolgt in der Clubkanzlei, Wien, I., Weihburggasse 18, gegen Anzahlung von fl. 80. Diese Kanzlei versendet auch auf Verlangen unentgeltlich ausführliche Reiseprogramme.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Methode des fremdsprachlichen Unterrichtes an unseren Gymnasien.

»Jedes tiefere Nachdenken über jeden einzelnen Punkt der Didaktik treibt zu immer neuem Suchen und zu immer neuen praktischen Versuchen.«

Lehrp. u. Lehrg.

I.

Seit einer Reihe von Jahren erhebt sich auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichtes an unseren Gymnasien der Ruf nach einer Reform, welche doch den Forderungen der Zeit entspräche, zugleich die praktischen Resultate desselben mit der gewaltigen Masse von Zeit und Kraft, welche darauf verwendet werden, in Einklang brächte. Die praktische Richtung, der auf das unmittelbar Nützliche gerichtete Zug der Zeit, wie es auch im hohen Ministerial-Erlasse vom 30. September 1891 zu lesen ist, ist es, der diese Forderungen aufstellt, dem Unterrichte das Gepräge einer utilitarischen Einrichtung zu verleihen trachtet und ihn in die praktischen Bahnen des Lebens zu lenken sucht.

Und verkennen lassen sich diese Forderungen nicht. Auch die Pädagogik ist, wie Dr. Nusser in seinen „Grundlinien der Gymnasial-Pädagogik" S. VII richtig bemerkt, eine praktische Wissenschaft wie die Medicin. Sie ist Anwendung und Ausübung im Leben und kann nur so ihren Wert bekunden. Sie ist aber doch nicht ausschließlich Praxis, sagt er mit Recht weiter, sie ist auch theoretische Wissenschaft, und nur die rechte und gesunde Verbindung von Theorie und Praxis verbürgt wie in der Medicin eine erfolgreiche Wirksamkeit; denn die theoretischen Gesetze sind die unsichtbaren, tief im Boden haftenden Wurzeln, aus denen der vielverzweigte Stamm der praktischen Anwendung seine Nahrung zieht.

Und wahrlich muss im Unterrichte doch auch die Pädagogik als theoretische Wissenschaft ihre Ansprüche erheben, der Lehrer muss in seinem Unterrichte auch den pädagogischen Forschungen

welche die neue Zeit auf Grundlage der Psychologie seit Herbart angestellt hatte und anstellt, Rechnung tragen, er muss stets und immer nicht nur das praktische Ziel, wornach das große Publicum verlangt, das „Was" vor Augen behalten, sondern nach Goethes Worten noch mehr das „Wie" bedenken, um daran an das „Was" glücklich zu gelangen und dem großen Publicum zu genügen.

Die Methode wird einzig und allein imstande sein, die Klagen des großen Publicums gegen den fremdsprachlichen Unterricht an unseren Gymnasien zu beheben, jene bewusste Methode, wie wir bei Dr. Adolf Matthias in seiner „Praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten" (in Dr. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs und Unterrichtslehre für höhere Schulen", II. Band, 2. Abtheilung, München 1895) S. 33 zu lesen bekommen, derjenigen Art von Lehrern, welche alles auf die letzten natürlichen Gründe alles Lebens und Erziehens zurückführen, wissenschaftliche Genauigkeit mit methodischer Geschlossenheit vereinigen und das Methodische — auf psychologische Grundlage gegründet — mit ihrer eigenen Persönlichkeit, mit ihrem pädagogischen Takte in schönen Einklang zu bringen, ihren Unterricht auf die Höhe der Kunst, wie es auch Seine Excellenz der Hr. Minister für Cultus und Unterricht Dr. Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn in seiner vortrefflichen Rede bei Gelegenheit der vorletzten Budgetdebatte im Reichsrathe (vgl. diese Zeitschr. 1896, S. 391) klargelegt hat, zu erheben vermögen. „Solche Bemühungen um ein bewusstes Verfahren, gegründet auf klare Scheidung der Aufgaben, auf psychologische Erwägung der Vorgänge, auf Befolgung der von den Vordenkern der Pädagogik aufgestellten fruchtbaren Gesichtspunkte, bedeuten aber", sagt richtig Dr. W. Münch „Neue pädag. Beiträge", Berlin 1893, S. 112 (vgl. Nusser a. a. O. VIII), „wirklich eine Epoche in der inneren Entwicklung des höheren Schulwesens, eine Wandlung zur Freiheit."

Wir glauben nun von vornherein in voller Ruhe auf jene einseitigen Forderungen eines Theiles unserer praktischen Welt verzichten zu dürfen, wornach der fremdsprachliche Unterricht einzig und allein in den Dienst der materiellen Interessen zu stellen ist; wir dürfen vielmehr mit allen Freunden einer schönen und menschenwürdigen Bildung als eines der höchsten Ziele jedes Unterrichtes die geistige Bildung bezeichnen, die in der Entwicklung der sittlichen und geistigen Kräfte, welche, um mit Pestalozzi zu reden, das Wesen der Erziehung ausmachen, besteht und durch den Sprachunterricht selbst, im weiteren aber durch den Culturwert der Sprachen gefördert und gepflegt wird.

Die Frage über den Wert des altclassischen Unterrichtes an unseren Gymnasien in dieser Hinsicht dürfen wir nun wohl unberührt lassen, indem wir auf die wahre Flut von Vertheidigungsreden und -schriften der beiden altclassischen Sprachen, namentlich des Griechischen, von hervorragenden Männern aller Stände

hinweisen und einerseits der achtsamen Wahrung dieser reichen Quelle der Ideale seitens der praktischen Völker des Abendlandes gedenken, andererseits die Klagen erwähnen, die den einzelnen, wahrlich gefährlichen und das Theuerste unserer Jugend, ihre Herzens- und Gemüthserziehung aufs Spiel setzenden Versuchen in dieser Hinsicht schon gefolgt sind (z. B. in Ungarn, vgl. die Rede des Reichsrathsabgeordneten Bendel [G. Zts. 1896, S. 397].[1]) Wir wollen nur noch des warmen und entschiedenen Eintretens für die so viel angefochtene griechische Sprache und ihr uneingeschränktes Fortbestehen von Seiner Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister in unserem Abgeordnetenhause am 4. Februar 1893 gedenken und getrauen uns der vollen Zuversicht hingeben zu dürfen, dass alle diejenigen, denen es sich in wahrer Aufrichtigkeit um die Wahrung des Idealen inmitten ihrer Nation und Hintanhaltung des in so hohem Maße um sich wuchernden Materialismus handelt, es nicht zulassen werden, „dass jener Jungbrunnen der Antike versiege, der seine regenerische Wirkung erst dann auf die Literaturen aller neueren Völker ausgeübt hatte, als griechische Literatur und griechische Kunst wieder erschlossen waren“.

„Der Aufschwung eines tieferen und vielseitigeren Betriebes der Alterthumswissenschaft und deren mächtige Einwirkung auf die Literatur“, sagt richtig J. Lattmann in seinem Aufsatze „Über die natürliche Methode des neusprachlichen Unterrichtes“ (Zeitschrift f. das Gymnasialwesen 1895, S. 258), „verleihen dem altclassischen Sprachunterrichte eine hervorragende, wir möchten sagen, neben jener idealen, auch eine praktische Bedeutung, die demselben einen weiteren dauernden Fortbestand sichern kann.“

Doch die Klagen der unzufriedenen Gegner, mag diese Unzufriedenheit aus was immer für persönlichen oder allgemein giltigen Gründen herrühren, werden verstummen, wenn nun wir, Lehrer selbst, es für unsere heilige Pflicht erachten werden, diesen Ideenreichthum der altclassischen Welt der uns anvertrauten Jugend auf dem kürzesten und leichtesten Wege, durch eine praktische, doch psychologisch begründete Methode zu erschließen, wenn wir durch thatsächlichen Erfolg die Worte Seiner Excellenz des Herrn Ministers für C. und U. in der oben angeführten Rede zu bestätigen trachten werden: „Wenn die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, dann reißt der Gegenstand die Jugend mit sich fort, und dann ergibt sich bei der Maturitätsprüfung gerade im Griechischen viel weniger Schwierigkeit“. Die Dauer derjenigen Unzufriedenheit, möchten wir mit H. Schiller sagen (Zts. f. G. W.

---

[1]) „In Russland wurde der Versuch gemacht, die specifisch modernen Zweige der Wissenschaft in den Vordergrund zu stellen. Dieser Versuch wurde aber aufgegeben. Nach der neuesten Organisation pflegt das russische Gymnasium die altclassischen Studien wiederum bedeutend mehr.“ (Vgl. Rec. in dieser Zs. 1891, S. 941 unten.)

w… „Didaktik und Methodik
an… 1895, S. 23]), wird zum
im… welchem Maße es gelingen
ve… zu veredeln.
W… Sprachunterrichte im engeren
gi… sche, ev. sprachlich-logische
… der Jugend vermitteln,
de… slavischen Gymnasien einge-
un… deutschen Sprache als zweiter
be… die mündliche und schrift-
Le… halb der erreichbaren Grenzen
un…

M… hat seine Gegner. Doch je
L… nach Gymnasialschülern gegen-
L… seitigen Ansicht gemacht wird,
n… Sprache als unserer nächsten
… pädagogischen Standpunkte als
P… praktischen Standpunkte nicht
k… nicht in Abrede gestellt wird
e… …tische Pädagogik und allge-
D… Handbuch der Erziehungs- und
li… S. 46: „Von den modernen
ra… zunächst die Erlernung der
h… gilt es, alle Schwierigkeiten
g… ein Mittel, das uns darüber
Erw…
de…
al…

18… Erlangung der beiden oben auf-
in… unterrichte ist nun die Lectüre.
In… in den Reichthum der geistigen
… Schöpfen daraus um der geistigen
ei… soll uns zugleich die Sprach-
ve… Anschauung bringen, das Substrat
u… Verwendung derselben bilden.
dü… Ideenreichthum dem Schüler dar-
wü… wie die demselben im lebendigen
di… Rede ist einzig und allein als eine
li… anzusehen, die dem Lesenden oder
da… erscheint, die derselbe auch in
unt… fähig sein muss.
Spr… Nachtheile, welche der Anfangsunterricht
… den Schülern zufügen kann", sagt mit
an… der praktischen Pädagogik S. 360,
unb… dem Gelesenen sich nichts zu denken."
red… Pädagogen zu bestätigen, brauchen
lich… Maturitätsprüfungen unser Augenmerk zu

richten, deren ungünstige Resultate sehr oft nur darauf zurückzuführen sind, dass die Schüler nicht genug gewöhnt sind, den Gedanken, sondern bloße Worte in dem vorgelegten Texte zu schauen, andererseits aber auch selbst nicht genug geübt sind, Gedanken zu bilden und zur praktischen Anwendung zu bringen.

Somit müssen alle Übungen auf die Entwicklung der Denk- und Urtheilskraft der Schüler hinzielen. Vom frühesten Anfang an muss der Schüler angeleitet werden, den ihm im Texte vorgelegten oder vorgesprochenen Satz als einen Gedanken, als ein Ganzes, die einzelnen Worte bloß als einzelne, nur im Zusammenhange der Rede zur Geltung gelangende Glieder des Ganzen zu betrachten; er muss daran gewöhnt werden, im Auffassen des Satzes vom Worte als dem Träger eines bestimmten Begriffes, nicht bloß als einer äußeren Form, auszugehen und seine begriffliche Verbindung mit anderen Satztheilen und somit auch den Inhalt des Ganzen selbstthätig zu ermitteln. Er muss unter der Leitung des Lehrers bei Erlernung der Sprache selbstthätig sein, er muss selbst denken, selbst finden können.

Aber auch die Sprache wird ihm gleich im Anfang in ganzen Gedanken, als ein Ganzes vorgeführt, am besten so, wie er sie in der Schriftstellerlectüre und im lebendigen Verkehr vorfindet.

Mit Freude und Interesse lernt er dann den Inhalt der ihm vorgeführten Gedanken kennen; leicht enthüllt er auf Grundlage dessen auch ihre äußerliche Umkleidung, nimmt mit dem Inhalte die einzelnen Sprachgesetze in sich auf, versteht sie und wendet sie dann selbst im praktischen Gebrauche an.

Und so sehen wir auch im Sprachunterrichte jene von Aristoteles und seinen Nachfolgern vertheidigte Trias der psychologischen Gesetze: *αἴσθησις, νοῦς, ὄρεξις* — Anschauen, Denken, Anwenden — verwertet, jene Trias, welche, wie Dr. Otto Willmann in seiner Didaktik II, 232 sagt, die Tragbalken bildet, auf denen der Aufbau des Lehrstoffes im ganzen und im einzelnen, also Formgebung und Technik zugleich beruht. So wird auch der Sprachunterricht zu dem in ersprießlicher Weise schon in den realen Fächern bewährten Anschauungsunterrichte.

Daher kommt es aber zugleich, wie richtig Dir. Dr. J. Loos in seinem Aufsatze „Die Psychologie in ihrer Bedeutung für die Technik des Unterrichtes" (Österr. Mittelschule 1890, 152) sagt, dass gerade die inductive Methode es ist, welche im Sprachunterrichte das Feld beherrscht, indem sie ihren Unterricht nicht mit der abstracten grammatischen Erörterung der einzelnen Spracherscheinungen beginnt, sondern die Aufmerksamkeit des Schülers zuerst auf die Sprache selbst lenkt, aus welcher ihm erst die Kenntnis der Regel durch eigene Beobachtung hervorgeht.

Was verstehen wir nun unter der Induction? Von Kindesbeinen auf vollziehen wir sie im täglichen Leben ohne Anleitung, ohne Regel. Wenn das Kind zum erstenmale einen ihm bisher

1891, 102 [citiert bei Dr. P. Dettweiler
des lateinischen Unterrichtes", München
größten Theile davon abhängen, in w
wird, den Betrieb neu zu gestalten und

Ist es nun im altclassischen Spr
Sinne hauptsächlich die sittlich-ästhetisc
Bildung, die wir durch diesen Unterric
so ist bei dem dritten, an unseren sla
führten Sprachgegenstande — der deut
Landessprache — nebst dem Culturwerte
liche Handhabung dieser Sprache innerha
als Lehrziel zu bezeichnen.

Auch dieser Sprachgegenstand ha
mehr wir es bedauern müssen, dass auc
über kein Geheimnis aus dieser feindseli
obgleich die Nothwendigkeit dieser Spr
Nachbarsprache nicht nur vom päda
geboten erscheint, sondern auch vom pr
in Abrede gestellt werden kann und n
(vgl. Dr. Wendelin Toischer „Theore
meine Didaktik" [Dr. Baumeisters „H
Unterrichtslehre", II. Bd., 1. Abth. A]
Fremdsprachen verlangt der Verkehr
Sprache des Nachbars"), desto mehr
zu überwinden. Und da gibt es nu
weghilft, nämlich die Methode.

II.

Das geeignetste Mittel zur
gestellten Forderungen im Sprac
Die Lectüre soll uns das Eindring
Güter des fremden Volkes und da
Bildung willen vermitteln, dies
gesetze der fremden Sprache zur
zur Aneignung und praktischen

Die Sprache der diesen
bietenden Schriftsteller, eben
Verkehre entgegentretende R
Gemüths- und Willensäußerun
Hörenden in ganzen Gedank
ganzen Gedanken zu fassen

„Einer der größten N
in einer fremden Sprache d
Recht H. Schiller, Handbu
„ist die Gewöhnung, bei
Und diese Worte des bewäh
wir leider nur auf die M

Behandlung des Lesestückes, namentlich aber zu Ende dieser Übung selbst empfindet und bewährt, weckt sein Interesse, seine Liebe zum Gegenstande, ist aber auch ein Sporn zur weiteren Arbeit.

Das war aber ein ganzes, zusammenhängendes Lesestück in deutscher, also einer lebenden Sprache. Wie ist es nun mit dem Lateinischen und Griechischen? Soll hier auf dieselbe Weise vorgegangen werden? Muss hier ebenso die Denkkraft des Schülers womöglich beansprucht, sein Sprachgefühl und Sprachbewusstsein gebildet werden?

Die pädagogisch-didaktischen Grundsätze bleiben auch bei diesen Sprachen unverändert, nur das Ziel ist ein anderes; diesem Ziele entsprechend sind aber die späteren Übungen (Lectüre-Übungen gegenüber den Sprechübungen) zu verändern.

Unsere trefflichen Instructionen, deren Absicht, die Denk- und Urtheilskraft der studierenden Jugend gleich vom Anfang an zu bilden und zur praktischen Bethätigung im Leben womöglich auszurüsten, aus jeder Seite klar hervorleuchtet, geben uns eine ähnliche Art der Induction S. 35 (Pichler'sche Ausgabe 1884) an, wo wir auch zu lesen bekommen: „Der Stoff des lateinischen Lesebuches besteht gewöhnlich aus einzelnen Sätzen. Der Lehrer aber muss Herr des Buches sein: stimmt die Anordnung der Sätze im Buche nicht mit seinem eigenen methodischen Gange überein, so wird er selber sie diesem entsprechend gruppieren. — Man wird also, beispielsweise bei der 1. oder a-Declination auf einen Satz, in welchem nur der Nominativ Singularis erscheint, einen Satz mit dem Vocativ, darauf einen mit dem Accusativ, hernach mit dem Genetiv und unmittelbar darauf einen mit dem Dativ, schließlich einen mit dem Ablativ folgen lassen. Dieselbe Anordnung wird auch im Pluralis eingehalten. — Die Absicht geht dahin, dass der Schüler die einzelnen Casus auf naturgemäße Weise und rasch und sicher dadurch erlerne, dass er sie zuerst in ihren natürlichen Beziehungen als Satztheile antrifft und erkennt; mit der klaren Auffassung ihres inneren Wesens prägt sich auch ihre äußere Form leicht und sicher ein." „Jene ausgewählten und nöthigenfalls gruppierten lateinischen Übungssätze", heißt es weiter unten, „werden etwa auf folgende Art behandelt: Der Lehrer liest den Satz ein paarmal laut und langsam vor, macht dabei auf Quantität und Accent aufmerksam. — Hierauf lesen einzelne Schüler nacheinander laut und richtig den vorgelesenen Satz. Darauf sollen die Schüler vom Lehrer auch das Construieren und Übersetzen lernen. Vom Prädicat wird ausgegangen; Form und Bedeutung desselben gibt das Vocabular, das sofort bei jedem einzelnen Falle aufzuschlagen ist." — Ich möchte hier der Angabe der unbekannten Wörter vom Lehrer selbst den Vorzug geben. — „Hierauf fragt der Lehrer" — womöglich bald lieber der Schüler — „nach dem Subject mit wer? oder was?, nach dem Attribut mit was für ein? und ebenso nach den Objecten und Adverbialien mit den ent-

sprechenden Frageformeln" — gewiss immer in ganzen Sätzen —. „Endlich wird der Satz gut deutsch in Ausdruck und Wortstellung, jedoch mit genauer Beachtung der Intention der lateinischen Wortstellung, im Zusammenhange von den Schülern übersetzt. Dies alles geschieht nur mündlich, in regem Zusammenarbeiten. Auf solche Weise wird in einer Lehrstunde zwar nur eine kleinere Zahl von Sätzen durchgenommen und der Gang mag langsam erscheinen, aber es ist ein sicher zum Ziele führender Gang, auf welchem die Schüler zusehends an wirklichem Verständnis, an Selbstthätigkeit, an Interesse und Freudigkeit gewinnen."

Ähnliche Beispiele bieten uns die Ausführungen von Prof. Dr. R. Menge „Über die Gestaltung des Unterrichtes in den alten Sprachen" (Lehrproben H. 44 [1895] S. 54) und D. Mülder „Zum lateinischen Anfangsunterricht" (ib. S. 82), endlich das oben genannte treffliche Buch von Dettweiler S. 73, welche im ganzen mit dem oben angegebenen Verfahren unserer Instructionen übereinstimmen.

Bei Menge lesen wir: „Wenn ein neues Pensum in Angriff genommen wird, also etwa in Sexta die dritte Declination, so hat der Schüler in den Sätzen, die ihm als Beobachtungsmaterial vorgelegt werden, diejenigen Endungen herauszusuchen, die ihm noch unbekannt sind. An der deutschen Übersetzung des Wortes, die ja bei neu auftretenden Vocabeln der Lehrer zu geben hat, erkennt er, welchen Casus er vor sich hat, und durch Gruppierung der neuen Formen kommt er allmählich zu dem System der Declination." Das Construieren versteht sich gewiss auch hier von selbst. — Mülder schreibt a. a. O. im Anschlusse an A. Waldeck „Zur Methode des Elementar-Unterrichtes in den beiden alten Sprachen, insbesondere zur Behandlung der latein. Flexion in Sexta" (Lehrpr. H. 22 [1891] S. 78 ff.) S. 83: „Die Behandlung der I. Declination gestaltet sich nun folgendermaßen: Es wird ein lateinischer Satz an die Tafel geschrieben, etwa Puella amat rosam. Ein Schüler liest, dann noch einer, endlich der Chor." — Ob dieses bei der lateinischen Aussprache, welche hier keine Schwierigkeiten bietet, nothwendig sein wird, ist die Frage. — „Unter das unbekannte amat wird die Übersetzung geschrieben — puella und rosa sind aus den Vorübungen bekannt. Puella amat (liebt) rosam. Bei einer derartigen Interlinearversion nur einzelner Worte und der Forderung einer Übersetzung durch die Schüler statt der vollständigen Vorübersetzung durch den Lehrer wird an die Selbstthätigkeit der Schüler ein Anspruch gestellt, dem zu genügen vollkommen in ihrem Vermögen steht. Ist der Satz verstanden" — ich möchte sagen: sein Inhalt geahnt; auch der nackte Satz möchte genügen — „wird er so construiert: Prädicat amat liebt; wer liebt? puella das Mädchen" — also: puella amat das Mädchen liebt —; „was liebt das Mädchen? rosam die Rose" — also: puella amat rosam das Mädchen liebt die Rose. — „Der Schüler

erfragt also die Casus selbst und gibt die Antwort unter Hinzufügung der Übersetzung. — Es war also gefunden, dass rosam der Accusativ ist; aus dem Vergleiche mit dem bekannten rosa ergibt sich die Endung des Acc. Sg. Die Aufmerksamkeit werde nun nicht sofort auf einen neuen Gegenstand gerichtet, sie verweile einen Augenblick bei der gewonnenen Kenntnis. Am besten verbindet man dies Verweilen mit einer Inanspruchnahme der Selbstthätigkeit der Schüler durch die Fragen: Wie heißt nun der Acc. von mensa? von puella? insula? agricola? In ähnlicher Weise werden die anderen Casus des Sing. inductiv gefunden und gleichfalls an einigen bekannten Wörtern gebildet mit der Maßgabe, dass erst die für die Aussprache leichteren, dann die schwierigeren an die Reihe kommen."

Auch bei Dettweiler, wo der ganze Lehrgang ebenso vor den Augen der Schüler bei geschlossenen Büchern an der Tafel vor sich geht, werden zuerst an den als Beobachtungsmaterial angeschriebenen Sätzen die einzelnen Casus-Endungen herausgefunden und ähnlich unserem oben beim Deutschen angegebenen Verfahren an anderen, selbständig von den Schülern, auf Grundlage des schon gewonnenen Vocabelschatzes, gebildeten Beispielen zum vollen Verständnisse gebracht.

Somit wird auch hier der Schüler zur Selbstthätigkeit und Selbständigkeit geführt, seine Denk- und Urtheilskraft gefördert. Auch hier geht er vom Sinn, vom Verständnisse eines ganzen Satzes aus; er sucht selbständig die neuen Sprachgesetze auf, die werden eingeübt, durch weitere Ausnutzung des Sprachstoffes auch hier das Sprachgefühl so gepflegt, dass die Schüler die ihnen in der Lectüre (d. h. am Lehrziele) dargebotenen Gedanken unmittelbar auffassen, schnell und sicher verstehen, ev. zu ihrem Eigenthume machen können.

Wenn wir nun aus eigener Erfahrung den hervorragenden Nutzen jener Übung, auf Grundlage der gelernten Formen dieselben Formen auch von anderen bekannten Substantiven zu bilden, bestätigen können, so können wir auch nicht umhin, unser größtes Vertrauen der von Dettweiler a. a. O. S. 75 empfohlenen Bildung von ganzen Sätzchen mit je einem Casus seitens der Schüler auch im Lateinischen entgegenzubringen. Nicht einmal die Endungen an und für sich sind es, in welchen die meisten Fehler begangen werden, sondern die Anwendung der einzelnen Casus in ganzen Gedanken, bezw. Sätzen (ich will nur z. B. an die so häufige Verwechslung des Nom. u. Acc. Pl. der I. u. II. Decl. Masc. u. ähnl. bei Übersetzungsübungen erinnern), welche unseren Primanern immer noch nicht vonstatten geht, so lange sie nicht gewohnt sind, nicht die einzelnen Worte, sondern ganze Gedanken zu fassen, so lange ihr Gefühl für die syntaktischen Beziehungen der fremden Sprache nicht so weit gepflegt ist, dass sie den in der Muttersprache gegebenen Gedanken unmittelbar — ohne den langen Re-

flexionsprocess der Hinübersetzung, wie Perthes die Übersetzung aus der Muttersprache in die Fremdsprache nennt, durchmachen zu müssen — in der fremden Sprache correct auszudrücken vermögen. Wenn dieses Sprachgefühl bei der bisherigen Methode erst durch die eifrigste mündliche Hinübersetzung im Anschluss an die betreffenden Übungsstücke der fremden Sprache geweckt zu werden pflegte, tritt durch dieses Verfahren ein umso wirksameres Mittel dazu bei, als hier der Schüler genöthigt wird, den Gedanken unmittelbar mit seiner Form zu verbinden, als er in der fremden Sprache selbst denken lernt, seine Denk- und Geisteskraft angestrengt und geübt wird.

Ob diese Übung gleich nach jener Darbietung der Form den weiteren gewöhnlichen Übungen vorangehen oder nachfolgen soll, wird gewiss in erster Reihe von dem Fortschritte und der Fähigkeit der Schüler abhängen. Analogiebildungen, wie sie bei Dettweiler S. 75 nach der Durchnahme der Singular- und Pluralendungen der I. Declination vorkommen (Asia patria Pers*arum* est, silv*is* incol*ae* non sunt, terra habet incol*as*, schola habet mens*as*), werden wohl von fähigeren Schülern gleich gebildet werden können; dass aber in den meisten Fällen der Lehrer selbst wird eingreifen müssen, hat sich der Unterzeichnete bei syntaktischen Übungen, wo er sonst auch im Lateinischen, besonders aber im Deutschen, solche Analogiebildungen anzustellen pflegte, überzeugt. Solche wahrlich schöne Beispiele von zusammenhangenden Ganzen, wie eines z. B. Dettweiler S. 111 aus der Wirklichkeit angibt: „Germani, Galli, Graeci, Britanni, Poeni in dominatione populi Romani erant. Nam a Romanis superati sunt bellis multis. In Germania Varus copiis magnis praeerat. Sed post paucos annos Romani ab Arminio, duce Germanorum, in silva Teutoburgiensi superati et fugati sunt. Varus ibi necatus est“, können gewiss nur als ein Ergebnis sicherer grammatischer und lexikalischer Kenntnisse bezeichnet und kaum anders als mit Beihilfe des Lehrers zustandegebracht werden. Durch Fragen, welche später auch lateinisch gegeben werden können, durch Hinweisen auf den inhaltlichen Standpunkt, von welchem aus die Sätze gebildet werden können, müssen die Schüler dazu angeleitet werden; so wird auch die Grundlage zu jenen bescheidenen Sprechübungen gelegt, welche auch unsere Instructionen verlangen, welche aber keinen Selbstzweck haben, wie Dettweiler S. 110 richtig bemerkt, sondern bloß dazu dienen, den Schüler sicher und seines Besitzes froh werden zu lassen und die Freude des Besitzes und der Fähigkeit, das Gelernte auf irgend ein Lebensgebiet oder eine Lebensgemeinschaft anzuwenden, zu erhöhen.

Im übrigen möchte ich dem Verfahren Mülders und Dettweilers, jede neue Spracherscheinung den Schülern zuerst bei geschlossenen Büchern an der Tafel zu erklären, den Vorzug geben.

Die eventuelle Nothwendigkeit dieses Verfahrens wird aber gleich hervortreten, wenn wir die äußere Form der im betreffenden

Übungsbuche angebrachten Übungen ins Auge fassen und einer näheren Betrachtung vom didaktischen Standpunkte aus unterziehen. Es hängt mit der Frage der zusammenhängenden Lectüre zusammen.

III.

Wir wollen uns in eine nähere Erörterung der Vorzüge der zusammenhängenden Texte nicht einlassen. Die Pädagogik hat die Forderung einer solchen Lectüre im Sprachunterrichte längst gezogen.

Dr. Matthias sagt in seiner genannten „Praktischen Pädagogik" S. 39: „Durch innere oder äußere Anschauung sollen die Worte Wert und Bedeutung haben oder gewinnen, nicht aber leere Worte bleiben. Deshalb vermeide man im Unterrichte die Fabriksätze, die so arm sind, dass sie nichts an Anregung geben können, lasse vielmehr aus dem eigenen Sprachschatze schöpfen usw." Auch der h. Ministerial-Erlass vom 1. Juli 1887 selbst verlangt, „dass nicht jahrelang nur an einzelnen, bunt zusammengeworfenen und wegen der Mannigfaltigkeit zerstreuenden Sätzen geübt werde, sondern dass die Satzübungen fortwährend von der Lectüre zusammenhängender Lesestücke begleitet werden, die mit einem anziehenden Inhalte die mustergiltige Form verbinden, bei deren Übersetzung der Geist des Schülers sich sammelt und die Denkkraft in verschiedenster Weise angeregt und geübt wird. Durch diese Übungen, die häufiges Memorieren des Gelesenen unterstützen soll, wird die praktische Aneignung der fremden Sprache wesentlich gefördert und das grammatische Wissen auf empirischem Wege ergänzt und erweitert. Die frühzeitige Gewöhnung an die zusammenhängende Lectüre fördert die Vertrautheit mit dem fremden Sprachelemente; die Freude am Kennen und Können eines größeren Ganzen weckt die Liebe zum Gegenstande. Der Übergang zur Autorlectüre wird auf diesem Wege weniger sprunghaft und schwierig sein." Der h. Ministerial-Erlass vom 3. September 1891 spricht schon seine volle Anerkennung darüber aus, dass die Weisungen, den grammatischen Lehrstoff nach Maßgabe des in der Gymnasiallectüre gebotenen Materials zu beschränken, in den grammatischen Übungen das Regelmäßige und häufig Vorkommende vor dem Singulären und Seltenen zu betonen und es zum festeren Besitze der Lernenden zu machen, die Zerstreuung und Ermüdung, welche von der Einübung der einzelnen Regeln an einzelnen Sätzen untrennbar sind, zu mindern und das Interesse durch zusammenhängende Lesestücke vom Beginn des Unterrichtes an zu beleben, dank den Bemühungen der Lehrkörper nicht ohne Erfolg geblieben seien und erfreulicherweise ihre Wirkung immer mehr zutage trete.

Neben dem inductiven Verfahren ist aber auch gerade die zusammenhängende Lectüre die zweite Hauptforderung, welche von den Reformern des fremdsprachlichen Unterrichtes in den Vordergrund gestellt wird. Es ist eben zunächst die Erweckung von Lust und

Interesse der lernenden Jugend an einem inhaltlich anziehenden Lesestoff, durch welchen die Lernarbeit erleichtert, der Lernstoff leichter gefasst und gemerkt wird, es ist aber auch die Sprache selbst, wie ihr der Lernende später in der Schriftstellerlectüre und im Leben begegnet, die für diese Forderung spricht und entscheidet. „Das Hauptinteresse des Knaben in diesem Altersstadium ruht", wie richtig F. Hornemann in seiner Schrift „Zur Reform des neusprachlichen Unterrichtes", S. 26 bemerkt, „noch auf dem Inhalt; er muss vor allem durch diesen für die fremde Sprache gewonnen werden . ." Um dieses Interesse zunächst durch den Inhalt zu fesseln, zugleich eine Gesammtanschauung, ein allgemeines Sprachgefühl zu erzeugen, verlangt auch Perthes, der Hauptverfechter der natürlichen Methode im Sprachunterrichte, dass sobald als möglich die zusammenhängende Lectüre zum Mittelpunkte des Unterrichtes gemacht werde, und auch Dettweiler redet in seiner oben genannten Schrift den zusammenhängenden Übungsstücken das Wort, indem er S. 62 sagt: „Da aber kein Schriftsteller der Welt seine Gedanken in Einzelsätzen niederlegt, anderseits aber das Gymnasium seinen Endzweck darin sucht, wissenswerte Gedanken durch ernste, eigene Arbeit sich aneignen und dadurch etwas von jener antiken Gedankenfülle in die Seele der Schüler überfluten zu lassen, so muss schon hier (im Anfangsunterrichte) in bescheidenen Grenzen der Grund gelegt werden zu der oft vermissten Fähigkeit, über den einzelnen Satz hinaus ein größeres, (lateinisch) geschriebenes und gedachtes Ganze in seinen inhaltlichen Elementen nach der ersten sprachlichen Erfassung zu überschauen, der eigenen Erfahrungswelt anzupassen und als äußeres Zeichen hierfür mit den eigenen Worten auszudrücken; es muss der Grund gelegt werden zu der Gewöhnung an das Gesetz, dass überall, im muttersprachlichen wie im lateinischen Unterrichte, die sprachliche Form nur die Einkleidung zu dem dahinter verborgenen Geistesinhalte ist, dass die Sprache doch zuletzt nur dazu dient, die Sache allseitig zu beleuchten. Die sprachlich-logische Schulung wird eine Frucht des hierbei anzuordnenden Lehrverfahrens sein, das in planvoller Aufeinanderfolge an dem Lehrstoff ein Sprachbewusstsein, wieder zunächst nur in bescheidenstem Sinne, herbeiführen wird."

Wir selbst brauchen nicht weit zu gehen und können nur, was die sprachliche Behandlung anbelangt, auf die Vortheile hinweisen, die uns das von uns oben angeführte zusammenhängende Lesestück gegenüber einzelnen Übungssätzen geboten hat.

Doch wollen wir Folgendes erwägen. Den oben angedeuteten Forderungen gemäß muss die Lectüre ein Zweifaches bieten: sie muss durch ihren Inhalt fesseln, die Lernlust erwecken, sie muss aber auch ein genügendes Substrat für sprachliche Übungen bieten. Dettweiler sagt davon S. 90: „Die Behandlung der Lesestücke auf dieser Stufe hat, wie es mit verändertem Verhältnis in allen Classen

geschehen muss, zwei Ziele im Auge zu behalten. Der Lesestoff ist zu betrachten einmal und hier in erster Linie in Bezug auf seine Form. Er soll also namentlich in lexikalischer Beziehung den Stoff für die Erwerbung der Sprache bieten und ist darnach die Grundlage aller sprachlichen Übungen. Dann aber soll er zugleich einen Inhalt erschließen, der vor anderem das voraus hat, dass er aus einer fremden Sprache herauszuarbeiten ist."

Es entsteht nun von selbst die Frage, was für einen Inhalt dieser Lesestoff bieten, woher derselbe genommen werden soll? Dem Knabenalter unserer Primaner und dem Ziele des neusprachlichen Unterrichtes gemäß soll der Inhalt der den Anfangsunterricht begleitenden Lectüre dem Schüler zunächst seine Umgebung, dann Fabeln und kleine Geschichtchen vorführen, kann aber auch allgemeine Sentenzen und Sprüche enthalten; im altclassischen Sprachunterrichte soll schon der erste Lesestoff dem Ziele dieses Unterrichtes, dem Verständnisse der späteren Schriftstellerlectüre, entsprechen und dem Schüler womöglich denjenigen Stoff bieten, der ihn einerseits schon in das classische Alterthum einzuführen, zugleich aber in lexikalischer Hinsicht auf die zukünftige Arbeit vorzubereiten vermöchte. Der schon oben erwähnte h. Ministerial-Erlass vom 1. Juli 1887 deutet dies selbst klar an: „Was die mit dem grammatischen Unterrichte nothwendig verbundenen mündlichen und schriftlichen Übungen anbelangt, so kann ich nicht billigen, dass auch die seltenen Sprach- und Sprechformen, die der Schüler in den Schulautoren entweder überhaupt nicht oder nur selten antrifft, in den Kreis der Übungen schon im Untergymnasium einbezogen werden, ferner dass das fremdsprachliche Übungsmaterial aus den verschiedensten Autoren entnommen werde. Es muss vielmehr verlangt werden, dass das Übungsbuch sowohl hinsichtlich der zu übenden grammatischen Formeln und Regeln, als auch des zu erwerbenden Vocabelschatzes nach Möglichkeit der Autorenlectüre sich anschließe, im besonderen auf die Lectüre der zuerst zu lesenden Classiker vorbereite."

Schon aus diesem Grunde wäre also im altclassischen Sprachunterrichte die erste Forderung des neusprachlichen Unterrichtes, den ersten Lesestoff an die nächste Umgebung des Schülers anzulehnen, als zwecklos zu bezeichnen; es ließe sich aber auch so ein Lesestoff kaum in der Weise herstellen, dass er nicht zugleich der auch schon im Anfangsunterrichte der Jugend einzuflößenden Achtung vor dem hohen Bildungsgehalte der altclassischen Lectüre Nachtheil bringe. Bei Dettweiler werden wenigstens S. 64 solche Versuche als praktisch gescheitert angesehen. Vgl. auch z. B. „Lateinisches Lehr- und Lesebuch für Sexta" von Otto Lutsch, 1889, S. 6, wo wir folgendes Übungsstück finden: „1. Patruus: Ubi es, Rudolphe? 2. Rudolphus: Hic sum, patrue. 3. Patr.: Ubi est Carolus? 4. Rud.: In horto est. 5. Patr.: Ubi sunt amici tui? 6. Rud.: Sunt in cerasis. 7. Patr.: Semper estis deliciarum

cupidi. 8. Quando tandem litterarum studiosi eritis? 9. Rud.: Iniusta ira tua est, patrue; sumus enim litterarum studiosi et semper erimus. 10. Sed quoniam hodie serenum est caelum, aliquamdiu in horto nos delectavimus. 11. Mox turbulentum erit caelum, tum semper intra muros erimus.“ Scheindler-Steiners Lesestücke für die I. Classe scheinen in Bezug darauf wieder zu viel Abstractes und sprachlich Schweres zu enthalten.

Dass Originaltexte eben aus diesem Grunde, ebensowie eine vereinfachte und erleichterte Lectüre der später zu lesenden Schriftsteller wieder aus Interesserücksichten vom ersten Anfangsunterrichte ausgeschlossen bleiben müssen, scheint keiner Begründung zu bedürfen. Mit Recht tadelt es Prof. A. Bechtel schon für den neusprachlichen Unterricht in seinem Aufsatze „Der Stand der Reform des Sprachunterrichtes“ (Ztschr. f. d. RW. 1893, S. 264 u. 321): „Die meisten Verfasser solcher Schul-(Reform-)bücher sind bestrebt, gehaltvolle, zuweilen schwer fassliche, zum großen Theile im akademischen Stile geschriebene Texte aus Classikern oder namhaften Autoren zusammenzustellen.“ „Vorführung der Originaltexte macht eine den Schüler erdrückende Erschwerung der Einführung in das fremde Element aus.“

Es bleibt also für den altclassischen Unterricht nur der von Dettweiler S. 65 anempfohlene, der altclassischen Vorgeschichte und Mythologie, auch Fabeln zu entnehmende Stoff übrig, und der müsste nun für den ersten Anfangsunterricht so präpariert werden, dass er einerseits ein genügendes sprachliches Substrat biete, andererseits bei den in so einem Zusammenhange leicht sich anhäufenden Sprachverschiedenheiten keine solchen Schwierigkeiten enthalte, worüber der jugendliche Geist nur erlahmen und das Interesse des Lernenden abgestumpft würde. Spricht ja doch einer der Hauptverfechter der Lesestückmethode, Dr. K. Kühn („Zur Methode des französischen Unterrichtes“, Wiesbaden 1883, S. 21 Anm.) solche Befürchtung schon im neusprachlichen Unterrichte aus, indem er sagt: „Quousque tandem (Vietor) denkt es sich, wie mir scheint, etwas zu leicht, wie die Grammatik sich an die Lectüre anschließt. Es gehört viel Erfahrung und eine geübte Lehrkraft dazu, zu vermeiden, dass im Anfange Verwirrung in den Köpfen der Schüler eintritt.“ Und doch wird die Herstellung solcher Lesestücke in einer lebenden Sprache schon durch ihren der Vorstellungswelt unserer kleinen Studenten entsprechenden Sprachschatz, wie es uns einige recht gelungene Versuche auch schon in der deutschen als zweiter Landessprache bestätigen, ungemein erleichtert.

Es sei mir erlaubt, die Veranschaulichung dieser Methode, wie sie z. B. in A. Ohlerts „Allgemeiner Methodik des Sprachunterrichtes“ (Hannover 1893) S. 272 zur Ableitung der I. lateinischen Declination auf Grundlage von vier Fabeln aus Lattmanns Nebenausgabe zur 5. Auflage des lateinischen Elementarbuches für Sexta angegeben wird, vorzuführen. Diese Fabeln lauten:

1. In cornu tauri sedebat parva musca. Si tibi gravis sum, inquit, statim avolabo. Taurus respondet: Ubi es? nihil sentio (S. 8).

2. Amicitia lupi. Asinus erat aegrotus; filius eum curabat diligenter. Venit lupus et ianuam pulsat. Amicus sum patris tui, inquit, aperi, mi aselle! volo patrem tuum visitare. Filius per rimam ianuae respondet: Amici vocem audio, sed video fauces lupi (S. 14).

3. Ranarum convicia. Agricolae Lycii Latonam deam sitientem ab aqua prohibebant atque etiam minas et convicia addebant. Ea res deae iram movet; irata improbos agricolas mutat in ranas. Neque tamen mutati conviciis desistunt.

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant (S. 17).

4. Climax. Passer callidus ceperat culicem. Culex clamabat: Condona mihi vitam, oro te. Reputa iuventutem meam. Non ita, respondet ille, devorabo te; nam ego sum magnus, tu es parvus. — Passerem edentem conspicit accipiter et unguibus corripit. Tum passer clamavit: Cur me necas? Nihil peccavi. Parce mihi! Non ita, respondet rex avium, devorabo te; nam ego sum magnus, tu es parvus. — Dum praedam suam unguibus tenet et rostro dilaniat, subito collum superbi perforat sagitta, quam venator e propinquo emiserat. Cur me interficis? clamat aquila moribundus, numquam tibi nocui. Iure te interficio, respondet venator; nam ego sum magnus, tu es parvus (S. 18).

An diesen Fabeln werden die Casusendungen der I. Declination in der schon oben von uns angegebenen Weise herausgefunden, sodann folgendes Declinationsschema gebildet, vom Lehrer vervollständigt und durch weitere Übungen befestigt:

	Singularis:	Pluralis:
N.	sagittă, parvă muscă	agricolae
V.	miseră bestiolă	
Acc.	ianuăm, rimăm, Latonăm deăm, praedăm, irăm, vităm	agricolās, minās, ranās.
G.	ianuae, deae	
D.		
Abl.	ab aquā, sub aquā.	

Wenn wir nun dieses Resultat des hier eingeschlagenen methodischen Verfahrens näher ins Auge fassen, so will uns der Nutzen desselben im Vergleiche zu den anderen in den vier Fabeln angehäuften Spracherscheinungen doch nur zu gering, dieses verschiedenartige Vielerlei dem Intellecte eines, wenn auch schon Untertertianers, also unseres Quartaners, bezw. Tertianers (im Vergleiche des preuß. 9-class. zu unserem 8-class. Gymnasium) nicht entsprechend erscheinen. Es müssten diese Lesestücke vorerst bedeutend vereinfacht und erleichtert werden.

Interessant ist z. B., was die Einfachheit anbelangt, der Vergleich der vierten Fabel, wie sie bei Roth-Bilý a. a. O. S. 25 gegeben ist:

„Heute mir, morgen dir!

Ein Sperling erhascht eine Fliege und sagt: „Liebe Fliege, du bist mein; denn ich bin groß, und du bist klein!“

Der Sperling verzehrt die Fliege, aber da sieht ihn ein Sperber, ergreift ihn und ruft: „Lieber Sperling, du bist mein; denn ich bin groß, und du bist klein!“

Der Sperber frisst den Sperling, aber da fliegt ein Adler hin und sagt: „Lieber Sperber, usw.“

Der Adler zerfleischt den Sperber. Ein Jäger sieht ihn, spannt den Hahn und erlegt den Adler!“ —

Ein, wenn auch nicht ganz gelungenes, präpariertes zusammenhängendes Lesestück finde ich bei Dr. Friedr. Schmidt in seinem Artikel „Zum griechischen Anfangsunterrichte“ (Lehrproben 43 [1895], S. 66). Es soll daran die Einübung der II. oder o-Declination, mit welcher der Verfasser den griechischen Unterricht anzufangen beantragt, veranschaulicht werden. Ich lasse den Wortlaut desselben folgen: *Ἴβυκος τῶν θεῶν καὶ τῶν ἀνθρώπων φίλος ἐστίν. Ἐν τῇ εἰς Κόρινθον ὁδῷ κακοὶ ἄνθρωποι αὐτῷ ἐπιβουλεύουσιν, ἐπίκουρον δὲ οὐκ ἔχει. Ἔνθα δὴ γεράνους ἀκούει καὶ κελεύει τὰς γεράνους τοῖς Κορινθίοις τοὺς κακούργους μηνύειν. Οἱ λόγοι τοὺς ἀνθρώπους οὐ ταράττουσιν, ἀλλ' οἱ κακοῦργοι Ἴβυκον φονεύουσι καὶ τὸν νεκρὸν γυμνὸν καταλείπουσιν. Οἱ Κορίνθιοι Ἴβυκον μὲν θάπτουσι, τοὺς δὲ κακούργους οὐχ εὑρίσκουσιν. Ὕστερον δὲ οἱ κακοῦργοι ἐν τῷ τῆς Κορίνθου θεάτρῳ διατρίβουσιν. Ἐνταῦθα ἐξ οὐρανοῦ τὰς γεράνους ἀκούουσιν. Ὁ ἄλλος τῶν ἀνθρώπων σκώπτει καὶ τὰς γεράνους Ἰβύκου τιμωροὺς λέγει. Οἱ δὲ Κορίνθιοι ἀνευρίσκουσιν, ὅτι ὁ ἄνθρωπος τοῦ Ἰβύκου φόνου αἴτιός ἐστιν. Συλλαμβάνουσιν οὖν αὐτὸν καὶ τὸν ἑταῖρον καὶ εἰς τὸ δικαστήριον ἄγουσιν.*

Aus den schon gegebenen Beispielen ist nun leicht zu ersehen, dass für jene Präparierung der zusammenhängenden Lectüre im fremdsprachlichen Unterrichte überhaupt neben der Sprache selbst auch die zu behandelnde grammatische Partie den Ausschlag gibt. Denn das eine ist sicher, dass an ihr die neuen grammatischen Formen möglichst oft und deutlich zur Anschauung gelangen müssen. So wird z. B. die Darbietung der einfachen Regel von der schwachen Declination der deutschen Adjectiva nach dem bestimmten Artikel im Nominativ und Accusativ Sg. an einem zusammenhängenden Stoffe — wie es oben geschah — gar keine Schwierigkeiten bieten, auch jene der ganzen adjectivischen Declination gewiss auf geringere Hindernisse stoßen als jene der Substantiva. Die Darbietung durch zusammenhängende Lectüre im Deutschen überhaupt wird aber gegenüber den altclassischen Sprachen nicht nur durch den modernen Sprachschatz, sondern auch durch die einfachere Gestalt der ganzen Formenlehre gefördert; dagegen wird die Mannigfaltigkeit der lateinischen und griechischen

1. In [illegible]
inquit, st[illegible]
(S. 8).
2. A[illegible]
diligenter.
inquit. [illegible]
rimam [illegible]
lupi (S. [illegible]

[illegible] gesammengetragen [illegible]
[illegible] Annahme des [illegible]
[illegible] gerechtet würde [illegible]

[illegible] betreffende Spracherscheinungen [illegible] schwer zur Anschauung [illegible] zusammengetragen [illegible] verwandten Inhalts [illegible] der den Spracherscheinungen.

[illegible] Notwendigkeit je weiter [illegible] einzelner Lesestücke wird [illegible], je mehr die Kenntnisse der [illegible] Formen als Grundlage [illegible] einfacher gestalten werden.

[illegible] zusammen, ob es durchaus [illegible] der [illegible] einer neuen [illegible] weitesten Weg der Induktion [illegible] derselben [illegible] Lesestücke vor [illegible] Menge sagt [illegible] a. a. O. [illegible] S. 54 [illegible] ist [illegible] immer [illegible] ausgeht [illegible] mit der [illegible] bekannten [illegible] heranzieht, immer [illegible] einen [illegible] der zur Befestigung des schon [illegible] lebhafterem Interesse das Neue [illegible] voraussichtlich [illegible] behält

Übrigens kann der Lehrgang immer verkürzt werden. — Die Inductionen können immer mehr an beschränktem Material vorgenommen werden, je mehr der Schüler die Erkenntnis gewonnen hat, dass die Sprache fast keine willkürlichen Bildungen bietet, so dass also von wenigen oder gar von einer Erscheinung auf die Regel geschlossen werden kann." Dettweiler geht weiter und sagt, nachdem er das inductive Verfahren an der ersten Declination dargestellt hat, S. 78: „Bei der dritten Declination werden an den consonantischen Stämmen zunächst die Endungen abgeleitet. Da es sich nicht darum handelt, alle Formen aus dem Lesestoffe inductiv abzuleiten, sondern diese Methode bei der Formenlehre nur da angewandt werden muss, wo, wie bei der ersten Einführung, Erleichterung, Gründlichkeit, Verständnis der Bedeutung und Erregung des Interesses in Betracht kommt, so kann hier ein kürzeres Verfahren eingeschlagen werden. Es wird an einigen im Nominativ und Genetiv an die Tafel geschriebenen Vocabeln gezeigt, dass der Nominativ ganz verschieden endigt, und dann von einem Substantiv mit Zuhilfenahme des früher gelernten Gesetzes aus dem Genetiv der Stamm gefunden. Die übrigen Casus lässt man bilden, indem man die Endungen angibt. So ergibt sich auch hier ein stetes Mitarbeiten der Schüler, zu dem alle einzeln und im Chor herangezogen werden."

Darüber auch vom psychologischen Standpunkte zu entscheiden, wird uns die seelische Thätigkeit der Reproduction, Apperception und Association der Vorstellungen verhelfen. Sobald sich der Schüler einen Begriff von der Bildung der einzelnen Casusformen gemacht hat, steigt ihm bei einem ähnlichen Falle durch die Kraft der Reproduction die erste Vorstellung der Formenbildung ins Bewusstsein, er appercipiert die neu in das Bewusstsein tretenden Vorstellungen zu der bereits vorhandenen Vorstellungsmasse, er verknüpft, associiert sie zu einem begrifflichen Ganzen. Durch diese Anknüpfung des Neuen und Unbekannten an das Alte und Bekannte wird aber auch den neuen grammatischen Erscheinungen genügender Halt im Bewusstsein des Lernenden gesichert. Reichliche Einübung an anderen Beispielen, das Gedächtnis, welches dem Schüler auf dieser Stufe so gute Dienste leistet, werden ihn dabei ausgiebig unterstützen und die neue Vorstellung wird auch auf diese Weise dem Schüler gleichsam in Fleisch und Blut übergehen.

Aber auch für die Denk- und Urtheilskraft des Schülers, sowie für seine Selbstthätigkeit ist dabei reichlich gesorgt. Unter ganz geringer Nachhilfe des Lehrers wird der Schüler selbst imstande sein, auf Grundlage jener psychologischen Gesetze ähnliche Formen und Regeln zu bilden; er wird sich, um mit Dr. Wilh. Münch („Didaktik und Methodik der französischen Sprache" in Baumeisters „Handbuch der Erz.- und Unterr.-Lehre" III. Bd., V. Abth., S. 30) zu sprechen, Centra bilden für die Angliederung

von dem Vielerlei der Formen zu einer Einheit, wird selbst die Überzeugung gewinnen, dass die Verschiedenartigkeit der Formen nur scheinbar ist und ihre Mannigfaltigkeit bloß einigen einheitlichen und einfachen Gesetzen unterliegt.

Wo dieses Verfahren möglich ist, wird einerseits der Fortschritt der Schüler, andererseits die zu behandelnde grammatische Partie entscheiden.

Wenn wir es auch bei der lateinischen Declination für möglich erklären wollten, die ausführlichere Induction zu befolgen, so scheint es die Mannigfaltigkeit der Verbalformen förmlich zu gebieten, von dem kürzeren Verfahren den möglichsten Gebrauch zu machen und die Lernarbeit auf diese Weise zu erleichtern. Wenn die Schüler die charakteristischen Merkmale der einzelnen Tempora und Modi und die Verschiedenheit ihrer Bedeutung bei ihrem ersten Vorkommen klar und deutlich an der einen Conjugation begriffen und sich durch Übung eingeprägt haben, bieten die übrigen Conjugationen keine Schwierigkeiten mehr. „Was hier deutlich zu machen, zu erkennen, zu üben ist", sagt Mülder a. a. O. S. 90, „ist nicht abermals eine Reihe von Endungen wie eamus, ebamus usw., als ob hier eine grundverschiedene neue Conjugation vorläge, sondern es ist einzig und allein die Abweichung im Stammauslaute zu veranschaulichen." Und Dettweiler schließt S. 82 seine Erörterungen über die lateinische Conjugation mit Recht, wie folgt: „Aus dem angegebenen, durch lange Erfahrung erprobten Verfahren geht hervor, dass alle schwierige Arbeit nur einmal, bei der ersten Darbietung der ersten Zeitform in der an den Anfang gestellten Conjugation erfolgt. Ist dies einmal geschehen und sind die dabei angewandten Denkgesetze jedem in Fleisch und Blut übergegangen, so muss jede analoge Form, also jede neue Conjugation nicht erst erlernt oder von dem Lehrer entwickelt, sondern mit dessen Hilfe unter kurzer Hervorhebung des Abweichenden von dem Schüler abgeleitet werden. Alsdann wird man auch von dieser nothwendigen Lernarbeit nicht mehr sagen, dass sie nur mechanisch, geisttödtend oder übermäßig schwer sei, und dass sie ohne Selbstthätigkeit des Schülers erfolge. Nur so wird der Sextaner auch eine Ahnung von der Einheit der Conjugationen, also so etwas wie sprachliches oder grammatisches System erhalten, und manche kostbare Stunde, die mit geistloser Gedächtnisarbeit ausgefüllt war, wird einer geistbildenderen oder kräftigenderen Thätigkeit gewidmet werden können."

Je geringer aber die Gefahr ist, die dieses Verfahren für den lateinischen Unterricht in sich zu bergen scheint, desto leichter ist dieser kürzere Weg im Griechischen zu betreten, wo die Wirkungen der Sprachbildungsgesetze in den meisten Fällen vor uns noch unverändert und klar liegen und wo auch die Schüler schon durch die in den zwei vorangegangenen Sprachen angestellten Übungen an dieses rationelle Verfahren angewöhnt sind, und zwar umso mehr als man

sich hier schon auf eine entwickeltere Denk- und Fassungskraft dieser Altersstufe, wie es auch unsere Instructionen S. 90 gestehen, zu verlassen vermag. Desto nothwendiger scheint es uns aber auch zu sein, im Griechischen auch eine solche Formenerklärung für zulässig zu erklären, je mannigfaltiger hier die Formen sind, somit die demselben Unterrichte so kärglich zugemessene Zeit kostbarer ist und eine sorgfältigere Haushaltung hier mehr geboten erscheint.

Es scheint uns nämlich z. B. gar nicht unmöglich, wenn die Schüler in die Bildungsgesetze der I. oder II. Declination (wenn man mit dieser anfangen sollte) eingedrungen sind, die eine von beiden durch bloße Hervorhebung des Abweichenden zu erklären und, nachdem die Schüler die Endungen der III. Declination begriffen haben, die hier so gute Dienste leistende Stammtheorie und die Lautgesetze, welche hier zur Geltung kommen, zuhilfe zu rufen und die scheinbare Mannigfaltigkeit der Formen auf diese Weise einfacher zu gestalten. Es handelt sich ja hier z. B. bei den consonantischen Stämmen hauptsächlich um den Nominativ Sg. und Dativ Pl., bei den elidierenden und Vocalstämmen um einige Contractionsregeln, deren Kenntnis dann beim Verbum die vorzüglichsten Dienste zu leisten vermöchte.

Noch mehr kommt dieses Verfahren bei der Verbalflexion zugute. Die Verba contracta schließen sich z. B. eng an die übrigen Vocalstämme an und brauchen außer jenen Contractionsregeln keine besondere Erklärung. Darum habe ich mir auch in meinen „Bemerkungen zur griechischen Formenlehre und Syntax" (Spplh. z. Bd. 37 (1886) d. Zs. f. d. ö. G.), S. 32 erlaubt, diese Verba — mit Rücksicht auf Beschränkung des grammatischen Lehrstoffes in III. — bis zur üblichen Wiederholung desselben am Anfange der IV. zu verschieben. Und jetzt, wo die zusammenhängende Lectüre ihre Vornahme vielleicht früher erheischen würde, möchte ich wieder kein Bedenken tragen, an dieselben Verba z. B. auch die analogen Formen der Stämme *θε, δο, στα* u. ähnl. anzuschließen und schon in ein für die III. bestimmtes Übungsstück aufzunehmen.

Dass übrigens auch im Deutschen, namentlich bei der Erklärung der Verbalformen, dieses Verfahren eine bedeutende Rolle spielen wird und auch spielt, wenn man — wie wir unten sehen werden — den Unterricht auf praktischer Grundlage anlegen und den wirklichen Bedürfnissen dieses Unterrichtes entsprechend gestalten will, liegt auf der Hand.

Die rationelle Entwicklung der einzelnen Formen vor den Augen der Schüler an der Tafel auf Grundlage der Flexionsgesetze, das Verständnis und die sichere Einübung dieser Gesetze kann ich aber auch als eines der besten Gewährsmittel für die Bildung sprachlich richtiger Wortformen und Behaltung derselben im Gedächtnisse, zugleich aber, um mit A. Waldeck „Über Umfang und Art des grammatischen Unterrichtes im Griechischen" (Lehrpr. 41 [1894], S. 45) zu sprechen, auch für die Fähigkeit zur eigenen

Wahrnehmung und Constatierung vieler Abweichungen, in allen drei Sprachen, namentlich aber im Griechischen, aus eigener Erfahrung bestätigen.

Nicht die Paradigmen, welchen bis jetzt ein zu großer und unverdienter Wert beigelegt zu werden pflegte und auch von unseren Instructionen beigelegt wird, sind es, welche dem Schüler die Mannigfaltigkeit der Formen in ein klares Licht zu stellen und seine Arbeit zu erleichtern vermögen — im Gegentheil ist dieser manchmal massenhafte Memorierstoff imstande, die größte Verwirrung im Kopfe des Lernenden anzurichten und sein Interesse durch den langen Paradigmen-Process bei Bildung und Verständnis der Formen zu erlahmen — sondern die Endungen, bezw. Flexionsgesetze überhaupt, sind einzig und allein fähig, die Mannigfaltigkeit der griechischen Formenlehre auf einige einfache Bildungsgesetze zurückzuführen und diesen Schrecken aller Schrecken, dem man — und vielleicht nicht unverdient — alle Misserfolge im Griechischen in die Schuhe zu schieben pflegt, und der nur Unlust bei Schülern und Missgunst bei Eltern [erregt, zu verscheuchen. Die Paradigmen werden sich schon im Laufe des Unterrichtes durch häufiges Reproducieren in den Köpfen der Lernenden von selbst bilden, und ohne dem Gedächtnisse und der Schaffenslust derselben einen Zwang aufzuerlegen, bei Repetitionen, bei welchen wir ihren Wert keineswegs in Abrede stellen wollen, verwertet werden können.

Jedoch darf man sich nicht damit begnügen, wie Lattmann „Über den griechischen Unterricht" S. 8 richtig bemerkt, diese Flexionsgesetze nur bei der Entwicklung der Formen zuhilfe zu rufen, nach der Erklärung aber die ganze Sache fallen zu lassen und sich dann auf gedächtnismäßiges Einprägen zu werfen, um die Schüler nicht mit überflüssigem Lernstoffe zu belasten. Damit geht dann die Wirkung, die jenes Verfahren haben kann, verloren. Will man diese gewinnen, so muss man darauf halten, dass die rationelle Entwicklung der Formenbildungen festgehalten und ebenso geläufig reproduciert werde. „Treffend und entschieden", sagt er weiter in der Anmerkung, „spricht sich A. Waldeck über die Sache überhaupt aus in der Vorrede zu seiner griechischen Schulgrammatik 1893: „In der Formenlehre ist als maßgebender Gesichtspunkt festgehalten, dass in Zukunft der Schüler die Formen nicht mehr (sc. am Lehrziele) selbst bilden, sondern nur bei der Lectüre rasch und sicher erkennen soll. Dazu ist erforderlich, dass die Flexionsgesetze dem Schüler dauernd klar im Bewusstsein bleiben ... Darauf also ist in viel höherem Maße die Aufmerksamkeit zu richten, dass die Flexionsgesetze zum klaren Bewusstsein kommen und zum dauernden Eigenthum werden. Das wird erreicht, wenn den Schülern von vornherein die Formen nur nach ihrer Entstehung aus Wortstock und Flexionsbestandtheilen vorgeführt und sie genöthigt werden, nur durch Zusammensetzung dieser Theile die Formen zu bilden,

bezw. durch Zerlegung in dieselben zu bestimmen. Gerade diese Art der Denkthätigkeit ist fortwährend zu üben." In dem genannten Aufsatze „Über Umfang usw.", S. 50 fügt aber derselbe mit Recht hinzu: „Die Endungen müssen dem Schüler durch vielfache Übung so geläufig geworden sein, dass der Process der Analyse ohne viel Reflexion vor sich geht. Sowie in der Arithmetik die einzelnen Manipulationen des elementaren Rechnens fast mechanisch vonstatten gehen müssen, so muss beim Anblick der Form ἀνήχθησαν das geistige Auge des Schülers gewöhnt sein, sofort die Endung θησαν zu fixieren."

Ich habe selbst in meiner Praxis die Überzeugung gewonnen, dass diese Unkenntnis in den höheren Classen das größte Hindernis eines rascheren Fortschrittes in der Lectüre bildet und auch die Misserfolge, die bei den angeordneten Hinübersetzungen im Anschluss an die Lectüre zutage treten, herbeiführt. Erst durch häufige Übungen in dieser Hinsicht, die ich im Sinne der Instructionen S. 99 täglich im Anschluss an die Prüfung der Vocabeln anstellte, hat sich dieses Übel geschlichtet. Ich kann aber zugleich nicht umhin, der mir bei dieser Gelegenheit dargebotenen Beobachtung den Ausdruck zu verleihen, wie sich mit dem — wenn auch sehr langsam zunehmenden — Eindringen in die Laut- und Flexionsgesetze der griechischen Sprache die Lernlust und Liebe zum Gegenstande selbst, namentlich bei schwächeren Schülern, steigerte und ihre Selbstthätigkeit erwachte.

Dieselben Erfolge ließen sich auch im deutschen Unterrichte bemerken.

Mit diesem Verfahren haben wir nun aber auch eines der besten Mittel für die oben geforderte Vereinfachung, event. Beschränkung des grammatischen Lernstoffes berührt. Mit Hilfe der oben erwähnten Apperceptions- und Concentrationsgesetze und nicht minder der Gedächtniskraft, die namentlich bei demjenigen Stoffe in Anspruch genommen werden mag, welcher, wie es auch Dr. W. Münch in seiner „Didaktik des Französischen", S. 30 bestätigt, bei seiner Einfachheit durch häufiges, aber doch womöglich planmäßiges Vorkommen fast lexikalisch - gedächtnismäßig übernommen werden kann, wie z. B. die Kategorie der Fürwörter, namentlich der persönlichen, der Zahlwörter und Präpositionen, bei welchen zwei letzteren es übrigens auch schon jetzt meistens geschieht, vermöchte man hier einerseits zu Gunsten der Beschränkung des grammatischen Lehrstoffes, andererseits aber auch wieder zu Gunsten der Induction an einer schon freieren, zusammenhängenden Lectüre vielfaches leisten.

Dass die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den beiden altclassischen Sprachen und die ablautenden im Deutschen größtentheils in diesen Memorierstoff mit eingehören, ist selbstverständlich. Ob sie planmäßig an zusammenhängenden Stücken auch in den altclassischen Sprachen zur Anschauung gebracht werden können,

ist erst eine Frage der Praxis. Dass es aber im Deutschen leicht geschehen kann, davon habe ich mich selbst überzeugt, als ich, obzwar auf Grundlage der Einzelsätze — mir war es noch nicht gegönnt, nach einem Übungsbuche der neuen Methode den Anfangsunterricht zu ertheilen — die ablautenden Zeitwörter behufs zusammenhängender Sprechübungen zu gruppieren, und zwar mit Erfolg, versuchte.

Damals (1891/2) ist es mir auch gelungen, das für die I. Classe bestimmte grammatische Pensum ohne besondere Schwierigkeiten zu vollenden, so dass uns für die II. Classe außer den ablautenden Verben noch genug Zeit übrigblieb, die ganze Formenlehre zu wiederholen und in praktischen Sprechübungen zur Anwendung zu bringen. Doch kann ich nicht umhin, zu bemerken, dass ich mich, namentlich in der Declination der Substantiva und der Conjugation, nicht nach der im Buche eingeführten Gliederung richtete, sondern auf Grundlage der oben ausgesprochenen Grundsätze den grammatischen Lehrstoff vielfach verkürzte, dass vom ersten Anfang an in der Schule deutsch gesprochen wurde und der ganze Unterricht meistentheils auf mündlichen Übungen basierte. Auch Übersetzungsübungen in die deutsche Sprache wurden auf das geringste Maß und auf bloße theilweise Retroversionen beschränkt.

So habe ich auch z. B. ohne Buch, bloß mündlich, schon in Prima durch Vorsprechen eines zusammenhängenden, dem genannten Übungsbuche von Roth-Bílý entnommenen Übungsstückes das Präsens der Präterito-Präsentia „können, sollen usw.", an einem anderen den Gebrauch der mit einem Fall sich verbindenden, durch Erklären der Ortsverhältnisse einzelner Gegenstände in der Schule den Gebrauch der den Dativ und Accusativ regierenden Präpositionen eingeübt.

Die Erfolge dieser mündlichen Übungen waren klar. Ich kann nämlich keineswegs die von Prof. A. Redlich, „Die alte und die neue Methode im fremdsprachlichen Unterricht" (Zts. f. d. RW. XVIII (1893), S. 201), angestimmten Klagen über die infolge der directen Methode constatierte Unsicherheit in der Bildung der Zeiten theilen. Im Gegentheil hatte ich Gelegenheit, noch andere Fortschritte schon in II. zu bemerken, z. B. in der für die böhmischen Schüler genug schwierigen deutschen Wortfolge, im Gebrauche von „sein" und „haben" usw.; auch die bei der sogenannten Übersetzungsmethode so oft zutage tretende Vernachlässigung des Subjectes in deutschen Sätzen konnte ich selten constatieren.

Dagegen kann ich die von Dettweiler S. 64 angegebenen Schwierigkeiten, die dem Lehrer aus der Discentration der Einzelsätze bei solchen Übungen erwachsen, aus eigener Erfahrung vollkommen unterschreiben.

Im übrigen steht uns noch ein drittes Mittel zugebote, durch welches der frühere Eintritt der zusammenhängenden Lectüre auch im altclassischen Unterrichte gefördert und die Befürchtungen,

welche in dieser Hinsicht, namentlich in Bezug auf die Sicherheit der Formen gehegt werden (vgl. auch Alb. Bamberg in Zts. f. Gw., Jan. 1893, sowie die Rec. zu Lattmanns genanntem Aufsatze „Über den griechischen Unterricht", Zts. f. d. ö. G. 1895, S. 327 und zu Steiner-Scheindlers Lat. Üb. f. d. II. Cl. ib. 1890, S. 733), beruhigt werden könnten.

Es ist die mündliche Einübung und praktische Anwendung des in der Lectüre dargebotenen Sprachmaterials, welche den Gesetzen jener alten, obgenannten psychologischen Trias entspricht und auch bei dieser Methode keineswegs hinter der bei der sogenannten Übersetzungsmethode empfohlenen Übung zurücksteht. Wir wollen doch nicht vergessen, dass hier — wie es schon aus der ganzen Schilderung dieses Verfahrens hervorgeht — in erster Reihe der Lehrer selbst überall eingreifen und beispringen muss, dessen Persönlichkeit, lebendiges Wort und didaktisches Geschick namentlich bei dieser Methode einerseits am meisten in Anspruch genommen wird, andererseits aber erst hier ins wahre Licht zu treten und zur vollen Freiheit zu gelangen vermag. „Die Einübung", sagt richtig Dettweiler S. 63, „wird stets dem Lehrer zufallen und ist stets in die Schule und in den mündlichen Unterricht zu verlegen; hier allein kann auf unteren Stufen diese Thätigkeit des Lernens geleistet werden, wenn man nicht etwa den erzieherisch wertlosen Privatunterricht fördern will. Die zahlreichen Variationen, die sich an einem durchgearbeiteten Sprachstoff anstellen lassen, können vom Gesichtspunkte der Concentration, der selbständigen Arbeit und eines Interesse erweckenden Unterrichtes allein als einübende Thätigkeit erachtet werden. Also von diesem Standpunkte aus lässt sich kein Grund gegen durchaus freie, zusammenhängende Lesestücke finden."

V.

Wenn wir jedoch den Eintritt der zusammenhängenden Lectüre bei der Formenlehre im fremdsprachlichen Unterrichte hauptsächlich von ihrer Präparierung abhängig gemacht haben, wenn wir zu diesem Zwecke im ersten Anfangsunterricht auch Einzelsätze, als sie begleitend, zuließen, zu ihrer freieren Gestaltung Vereinfachung, event. Beschränkung des Lehrstoffes verlangten und auch den kürzeren Weg der Induction für zulässig erklärten, so ist dagegen im syntaktischen Unterrichte aller drei Sprachen die strenge Induction an wirklicher Lectüre überall als vollkommen möglich zu bezeichnen. Anders gesagt ist es dasselbe, was schon die h. Verordnung vom 10. September 1855 und neuerlich die „Neuen Instr." genehmigen — wie ich es auch in meinen oben genannten „Bemerkungen" S. 33 ff. dargelegt habe — nämlich, nach Beendigung der Formenlehre sogleich zur Lectüre eines leichten Prosaikers zu schreiten. Haben ja die Schüler schon bei der Einübung der Formenlehre in nuce, um mit Dettweiler S. 85 zu sprechen, auch die Syntax in

ihren Haupterscheinungen nicht nur angeschaut, sondern, soweit ihre Bedeutung im Satze in Betracht kommt, auch bis zur Anwendung gebracht.

Es scheint mir nämlich im Sinne der Instructionen S. 47 kaum anders möglich, der hier besprochenen Methode und dem Lehrziele jedes Sprachunterrichtes entsprechend, sogar nothwendig zu sein, die Formen gleich auf der Unterstufe nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch in ihrer syntaktischen Geltung recht häufig zur praktischen Anwendung zu bringen, recht zeitlich das Sprachbewusstsein der Schüler in dieser Hinsicht auf praktischem Wege zu üben.

So habe ich, wie es auch Dettweiler verlangt, z. B. die Formen des Conjunctivs in verschiedenen Nebensätzen, sobald wie möglich, immer in Verbindung mit den betreffenden Conjunctionen geübt und mit der Form zugleich die verschiedenen Gebrauchsweisen des Conjunctivs, wie in Final- und Begehrungssätzen, Bedingungs- und Concessivsätzen, auf praktischem Wege zur Anwendung dargeboten. So geschah es auch gleich auf der ersten Stufe mit dem cum temporale, Infinitiv c. Acc., Abl. absol. usw., so dass diese syntaktischen Partien den Schülern nicht nur bei der Schriftstellerlectüre gar keine Schwierigkeiten darboten, sondern auch der Forderung der Instructionen nach zusammenhängenden Übungen bei schriftlichen Arbeiten in einer schon freieren Zusammenstellung ohne Gefahr nachgegangen werden konnte. (So kam mir auch hier z. B. die Weglassung des Subjects im Infinitiv c. Acc., infolge dieser rechtzeitlichen Übungen, in schriftlichen Arbeiten selten vor.)

Aber auch im Deutschen haben die Schüler der ersten Stufe z. B. den Gebrauch des Plusquamperfectums nach der Conjunction „nachdem", den Gebrauch des Conjunctivs in den indirecten Aussage- und Fragesätzen, in den Final- und Begehrungssätzen usw. kennen gelernt. Dagegen wäre die Form des Futurum ex. ohne Gefahr besser auf die Mittelstufe zu verschieben, ebenso die Einübung des Infinitivs mit „zu" und jener verschiedenen Satzverkürzungen — außer vielleicht des so häufigen finalen „um zu" — der Lectüre und den syntaktischen Übungen der Mittelstufe, wo das Sprachbewusstsein einigermaßen schon durch die Übungen der ersten Stufe ausgebildet ist, zu überlassen.

Wenn nun diese Kenntnisse nur an ganzen Gedanken, an ganzen Sätzen gewonnen worden können, so wird ihre Erwerbung desto mehr durch zusammenhängende Lectüre gepflegt und gefördert. Und damit fängt auch erst die wahre, strenge Induction an. Richtig bemerkt in dieser Beziehung Lattmann, „Über den griechischen Unterricht", S. 9: „Induction heißt nicht unmittelbares Entnehmen aus einer darauf zugeschnittenen Darbietung, sondern Zurückgreifen auf Spracherscheinungen, die zunächst nur als inhärierende Theile eines freien natürlichen Gedankenausdrucks auf-

genommen sind und hinterher erst und zwar früher oder später, nicht selten eine geraume Zeit später, in der Erinnerung wachgerufen werden, um daraus die Abstraction eines sprachlichen Gesetzes zu vollziehen und sie von dieser Seite zu einem bewussten Wissen zu machen.“

Lattmann gibt davon ein Beispiel S. 18, und um seine Worte zu benützen, ist es auch mir ganz erfreulich, darin eine Bestätigung meines eigenen Verfahrens, selbstverständlich mit den Veränderungen, die mir dadurch geboten wurden, dass mir dieses Verfahren erst auf der Mittelstufe durch die Schriftstellerlectüre ermöglicht wurde, zu finden.

Lattmann sagt a. a. O., wie folgt: „Um ein Beispiel zu geben Nr. 8, S. 7 (seines griechischen Lesebuches für III. B): *δύο δράκοντας Ἥρα ἐπὶ τὴν εὐνὴν ἔπεμψεν, ὡς διαφθεροῦντας*[8]) *τὸ βρέφος*. Note 8 übersetzt: „damit sie vernichteten“. Dabei lasse man es zunächst bewenden. Auf S. 8, *ά* folgt: *Πίθον ἑαυτῷ χαλκοῦν ὑπὸ γῆς κατεσκεύασεν, ὡς κρύψων ἑαυτόν.* Note: „um sich zu verstecken.“ Wie wörtlich? „Wie sich verstecken werdend, wollend.“ Welche Form ist *κρύψων*? Was drückt die angegebene Übersetzung aus? „Finalsatz“. Haben wir nicht schon einen ähnlichen Fall gehabt? Wie dort wörtlich? „Wie vernichten wollende“ — oder sollende. Fertig!“ Mir war es möglich, gleich im ersten Falle die Form- und syntaktische Analyse vorzunehmen; beim zweiten Vorkommen derselben syntaktischen Erscheinung wurde mit der Analogie angefangen und darnach die Stelle erklärt. Die Übersetzung in der Note blieb schon aus. Lattmann fährt fort: „Auch S. 13, Note 8 zu *ὡς ἀναστησόμενοι* möge man noch so abfertigen. Wenn aber erst nach langer Zeit S. 37, Z. 19 folgt *ὥρμητο ὡς αὐτὸν ἀποκτενῶν*, werden nur wenige Schüler die früheren Beispiele sogleich anzuführen wissen, mehrere finden sie wohl, wenn man an den sachlichen Zusammenhang, in dem sie vorkamen, erinnert; für die Mehrzahl wird es jetzt nöthig, die Syntaktische Regel 36, Absatz 2 aufzuschlagen, um die dort abgedruckten Beispiele aufzufrischen und nun die vorliegende Stelle nach der Analogie zu übersetzen.“ Die „Syntaktischen Regeln, welche bei der Lectüre beachtet sind“, sind dem Lesebuche selbst angefügt; sonst wären die Beispiele besser an Ort und Stelle, wo sie vorgekommen sind, anzuschauen.

Aus meiner eigenen Praxis will ich nun noch ein Beispiel von diesem Verfahren an der deutschen Lectüre vorführen. So sind wir in der III. Classe, Lesestück 2 des Deutschen Lesebuches für Mittelschulen mit böhm. Unterrichtssprache von Ed. Pospíchal, I. Bd., I. Abth., 1886, zum erstenmale dem verkürzten Finalsatze „um einen Adelsbrief zu erhalten“ begegnet. Nach der Übersetzung, welche auf dieser Stufe anfangs noch beibehalten, später (in IV.) aber nur auf schwierigere Partien beschränkt wurde (sonst wurde die Übersetzung durch Frage- und Antwortmethode ersetzt),

wurde der Satz in einen unverkürzten Finalsatz verwandelt, der Unterschied zwischen beiden Ausdrucksweisen festgestellt; dann wurden die Schüler angewiesen, sich diesen Satz zu merken. (Übrigens könnte der Satz auch gleich vom Lehrer selbst in seiner unverkürzten Form angegeben und erst dann die Übersetzung, sowie der Unterschied zwischen beiden Sätzen festgestellt werden.) Bei der Prüfung in der folgenden Stunde wurde namentlich auf diese Construction das Augenmerk gerichtet und sie durch Retroversion, Frage und Antwort zur praktischen Anwendung gebracht. So geschah es auch mit der im Lesestück 8 vorkommenden indirecten Rede (Verkürzung des Objectsatzes: „Der Bär meinte, derselbe sei eine Leiche"), Lesest. 16 mit der Verkürzung der Consecutivsätze („zu — als dass"), 24 mit den mit „ohne dass" eingeleiteten Modalsätzen. Bei jedem weiteren Vorkommen derselben syntaktischen Form wurden immer schon von den Schülern selbst ähnliche Fälle angegeben; dieselben Fälle aus dem Anfange des Unterrichtes in III. wurden dann auch noch im II. Semester der IV. bei der Durchnahme der betreffenden syntaktischen Partien citiert und an ihnen die betreffende Regel abgeleitet und gemerkt.

So geschah es auch, wie schon oben angedeutet wurde, bei der Xenophon-Lectüre in V. und bei Cornelius Nepos, eventuell auch bei Caesar in IV., wo immer, ohne vielleicht die Lectüre zu grammatischen Exegesen zu erniedrigen, die syntaktischen Eigenthümlichkeiten übersetzt, erklärt, gemerkt und durch oftmalige Wiederholung, wie es auch unsere Instructionen S. 61 anrathen, zum geläufigen Wissen gebracht wurden. So haben die Schüler gleich am Anfange der Xenophon-Lectüre (An. I, 1 u. 2, §. 1—4) die Gelegenheit gehabt, die Construction des prädicativen Particips bei *τυγχάνω* (*ὁ μὲν οὖν πρεσβύτερος παρὼν ἐτύγχανε*), §. 3 das appositive Participium in finaler Bedeutung *ὡς ἀποκτενῶν*, §. 4 die Construction des *ὅπως* mit dem Indic. Fut. nach den Verben des Sorgens und Strebens, §. 5 *ὥστε* mit dem Inf. usw. kennen zu lernen.

Die erste Erklärung jeder neuen Erscheinung pflegte ich vor den Augen der Schüler an der Tafel vor sich gehen zu lassen; die Schüler trugen sich dieselbe gleichzeitig in ihre Notizhefte ein. Solche Notizhefte — verschieden von den nach bestimmten Kategorien angelegten Collectaneenheften — habe ich mir übrigens bei jeder Lectüre eingeführt und mich von ihren Vortheilen namentlich bei den am Ende der einzelnen Abschnitte vorgenommenen Wiederholungen, welche auf Grundlage derselben nach vorausgehender Ankündigung (s. Instr. S. 65) von den Schülern selbst, jetzt nach bestimmten Kategorien, vorbereitet und in der Schule durchgeführt wurden, überzeugt. (Auch Dr. Fr. Glauning empfiehlt sie in seiner Didaktik und Methodik der englischen Sprache (Baumeisters „Handbuch der Erzieh.- u. Unterrichtslehre", III. Bd., II. Abth.) S. 36 aufs beste.)

Um ein Beispiel nach der Wirklichkeit zu geben, wurden bei der Wiederholung des oben angegebenen Abschnittes der Xenophon-Lectüre zuerst einige Wendungen und Phrasen angegeben, wie *διαβάλλω τινὰ πρός τινα* (bei Herodot in Buch VI. oft citiert, indem die verschiedenen Bedeutungen dieses Zeitwortes erörtert wurden), *εἰμὶ ἐπί τινι, ὑπάρχω τινί* (*ἡ μήτηρ ὑπῆρχε τῷ Κύρῳ*), *εὐνοϊκῶς ἔχω τινί, δαπανῶ ἀμφὶ τὰ στρατεύματα, συναλλαγῆναι* und *καταλῦσαι πρός τινα* (in Erinnerung gebracht z. B. in VII. bei Dem. Ol. *α*, 4: *πρὸς δὲ τὰς καταλλαγὰς ἐναντίως ἔχει*). Ebenso Beispiele aus der Casuslehre, wie *ἤκουσε Τισσαφέρνους τὸν Κύρου στόλον* (verglichen mit Dem. Ol. *α*, 1: *ἀκούειν τῶν βουλομένων συμβουλεύειν*), vom Gebrauche der Präpositionen, von verschiedenen Nebensätzen, vom Infinitiv und Participium, z. B. *αἰτεῖ αὐτὸν εἰς δισχιλίους ξένους, ὡς οὕτως περιγενόμενος ἂν τῶν ἀντιστασιωτῶν* usw.

In jedem weiteren Falle wurden die Schüler angeleitet, sich im Buche selbst am Rande die ähnliche, zum letztenmale vorgekommene Stelle (bezw. den betreffenden Paragraphen oder Vers) anzumerken. Auch bei den schriftlichen Übersetzungen aus der Muttersprache ins Griechische, welche ich in V. im Anschluss an die Xenophon-Lectüre aufzugeben pflegte, wurden die Schüler in den ihnen gegebenen Anmerkungen auf die analogen Stellen in der Lectüre hingewiesen.

An diesem Verfahren wurde nicht nur bei der genannten Xenophon-Lectüre, sondern auch bei den übrigen Autoren festgehalten; die Hinweisungen wurden nicht nur im Rahmen eines und desselben Autors, sondern der ganzen schon gelesenen Lectüre gemacht.

Interessant war mir z. B. bei der Lectüre des Demosthenes in VII., wie mir einer von den besseren Schülern bei der Erklärung des Satzes: *εἰ φανερὸν γένοιτο τὸ μέλλον συνοίσειν* (Dem. Ol. *α*, 1), für die Bedeutung und Construction des Verbums *μέλλω* eine Stelle aus Herodot VIII, 2: *ἔφασαν λύσειν τὸ μέλλον ἔσεσθαι στράτευμα* citierte und einer der mittleren damit die Stelle aus Il. XVI: *ἦ γὰρ ἔμελλεν οἱ — κῆρα λίτεσθαι* und Il. VI: *ἔμελλε διεξίμεναι* verglich. Ähnlich geschah es mir bei Livius in V. Am Anfange der Lectüre Liv. I, 1, 5 steht: „ut quibus nihil superesset." Die von mir gemachte Andeutung des inhaltlichen Zusammenhanges rief bei einem der mittleren Schüler die betreffende ähnliche Stelle bei Corn. Nepos in Erinnerung. Er sagte: „Pausanias, quippe qui videret" etc., und einer der schwächeren meldete sich gleich, dass es Agesilaos war (Ag. 6, 2). Ein dritter, sonst vorzüglicher Schüler citierte aus Caesar B. G. „ut quae celerem atque instabilem motum haberent" (IV, 23, 5). Selbstverständlich wurde immer der inhaltliche Zusammenhang angegeben. Der Wert solcher Wiederholungen nicht nur für die Sprachkenntnis, sondern noch mehr für die Lectüre selbst liegt auf der Hand.

Den Abschluss fand diese Induction, wie ich es auch schon in meinen „Bemerkungen“ S. 34 dargelegt habe, und wie es auch unsere Instructionen S. 97 verlangen, in den der Syntax gewidmeten Stunden. Bei geschlossenen Büchern wurden die auf die vorzunehmende Partie sich beziehenden Beispiele in der angedeuteten Weise in Erinnerung gebracht und an ihnen die betreffende Regel besprochen und abgeleitet. Dann wurden die Bücher aufgeschlagen, die dort angeführten Beispiele gelesen, erklärt und übersetzt (auch übersetzt und erklärt), die Regel den Schülern zu merken aufgegeben. Als Musterbeispiele galten uns die in der Lectüre vorgekommenen; wenn solche im Buche fehlten, habe ich sie von den Schülern selbst ins Buch einschreiben lassen. Auf diese Weise haben sich die Schüler selbst eine Syntax gebildet; doch wurde zugleich die von vielen Seiten gefürchtete Vielschreiberei vermieden.

Dass die von den Instructionen befürworteten Collectaneenhefte, von denen auch Prof. Em. Gschwind in seinem trefflichen Programmaufsatze „Die Übersetzungen aus dem Deutschen in die beiden altclassischen Sprachen“, Staatsgymn. Prag-Altstadt 1891/2, S. 29 ff. einige Beispiele angibt (auch Dettweiler nimmt sich ihrer S. 228 warm an), ihren Wert haben, will ich damit nicht in Abrede stellen; doch dass sich dabei außerordentliche Schwierigkeiten darbieten, namentlich in Bezug auf Gründlichkeit und Richtigkeit des Eingeschriebenen (Die Aufzeichnung geschieht zu Hause bei der Wiederholung des in der Schule behandelten Abschnittes. S. Gschwind S. 28), endlich auch hinsichtlich der namentlich hier sehr wichtigen Controle seitens des Lehrers, ist klar. Die Notizhefte habe ich mir wohl immer am Anfang der Stunde mit den Vocabelheften von einigen Schülern vorlegen lassen.

Sonst habe ich diese Art der Induction auch nicht auf alle syntaktischen Kategorien erweitert, sondern bloß auf die wichtigeren Erscheinungen beschränkt. So halte ich es z. B. für überflüssig, die Lectüre und das Gedächtnis der Schüler mit eigenen Beispielen für die Construction der Verba *φεύγω, ἀποδιδράσκω* usw. zu belasten; gewiss aber z. B. *ἀμύνομαι* (wie *ἠμύνοντο τοὺς ἐπιόντας* Her. VIII, 51, nach Holder), *τιμωροῦμαι* (*τιμωρησάμενος ταῦτα ὅμως χάρισαί μοι* Kyr. III, 6, Steinmanns Chrest.); manche von diesen Constructionen (hieher gehören auch die Eigenthümlichkeiten im Activum, Passivum und Medium) werden die Schüler vocabelartig erlernen können. Wichtiger ist aber dieses Verfahren bei der Behandlung der Modi in Hauptsätzen und Nebensätzen, beim Particip u. dgl.

Im übrigen bin ich imstande, aus eigener Praxis das, was Gschwind a. a. O. sagt, zu bestätigen: „Der Schüler merkt sich derartige Sätze leicht, da zwei wesentliche Momente auf ihn einwirken: *a*) Das Interesse am Selbstgefundenen, ein Hauptvorzug der inductiven Methode, die allein der Auffassung des mensch-

lichen Geistes, der aus den einzelnen Erscheinungen erst das Allgemeine, das Gesetz, die Regel ableitet, entspricht; *b*) das ethische Moment, die Freude am Finden und Gelingen."

Diese Art des methodischen Verfahrens habe ich auch in der lateinischen und deutschen Syntax, für welche ich, ebensowie im Lateinischen und Griechischen, immer eigene Stunden bestimmte (in III. 2 Stunden, in IV. 1 Stunde; auf diese Stunden wurden aber auch alle schriftlichen Arbeiten und Correcta verlegt), beibehalten; die an die Syntax von der Lectüre abgegebenen Stunden giengen auf diese Weise für die Lectüre nicht verloren, im Gegentheil wurde auch in diesen Stunden die Lectüre zum Mittelpunkte des ganzen Unterrichtes gemacht, das Interesse für dieselbe geweckt, die Liebe zum Gegenstande selbst gefördert.

Dieses Verfahren gibt uns aber zugleich eines der einfachsten Mittel an die Hand, auch die syntaktischen Spracherscheinungen einer Vereinfachung, wie sie auch schon z. B. bezüglich des Griechischen in den empfehlenswerten „Hauptregeln der griechischen Syntax" (von einem Schulmanne, 5. Aufl., Wien 1896) Ausdruck findet, entgegenzuführen, dieselben den Schülern auf einem angenehmen, leichten Wege darzubieten, ihre Aneignung zu erleichtern.

VI.

Es bleibt uns nur mehr übrig, die innere Seite dieses Unterrichtes und die Aufgabe seiner Vermittler zu berühren.

Dass dem Lehrer durch das von uns geschilderte Lehrverfahren eine erhebliche Mühe und Arbeit auferlegt wird, geht aus jeder Seite dieses Aufsatzes klar hervor, und darüber sind auch alle Reformer des Sprachunterrichtes einig. Ist es jedoch dem Lehrer und war es überhaupt je möglich, sich der Bequemlichkeit hinzugeben, sich zum bloßen Werkzeuge des ihm dargereichten Übungsbuches zu machen und mit der bloßen Darlegung der Regel und mechanischen Einübung derselben durch Übersetzung der dazu zugeschnittenen Einzelsätze — welche ohnedies, wie richtig Dettweiler a. a. O. S. 63 bemerkt, vor einigen Jahren nur dem Bestreben entsprungen sind, die Persönlichkeit des Lehrers, dessen Sache das Üben früher war, zurücktreten zu lassen — sich zu begnügen? Ist es auf diese Weise möglich, der erziehlichen Aufgabe des Unterrichtes genügezuleisten, sich zum wahren Erzieher der Jugend zu erheben? Mit Recht lesen wir in der Recension J. Rappolds zu Steiner-Scheindlers obgenanntem Übungsbuche (vgl. diese Ztschr. 1890, S. 733): „Der Lehrer muss hier (bei der neuen Methode) eine angestrengtere Thätigkeit entwickeln als nach der alten Methode; das kann jedoch einem gewissenhaften Lehrer nur erwünscht sein und ist vom Standpunkte der Pädagogik aus zu billigen, ja zu fordern."

Der Lehrer ist ja der Mittelpunkt, die Seele des Unterrichtes; er ist es, welcher durch seine Erfahrung, durch sein lebendiges

Wort den Schüler auf sicherem Wege zu jener Erkenntnis der Sprachkunst hinführt, welche ihm die reichen Quellen der classischen Bildung erschließt und die Fähigkeit, die fremden Ideen zu verstehen, eventuell seine Ideen in der Fremdsprache auszudrücken, vermittelt.

Wiewohl dies aber auch durch eifrige, mehr oder weniger mechanische Übung erzielt werden kann und wir auch solche Übungen keineswegs unterschätzen, im Gegentheil ihre Wichtigkeit vollkommen anerkennen, ja sie für unentbehrlich zur Erlangung jener Ziele zu erklären bereit sind, so ist es doch wieder namentlich das inductive Verfahren, welches dem Lehrer ermöglicht, den Schüler zu jener Erkenntnis auf selbständigem Wege zu führen, zugleich vom ersten Anfang an jene wichtigen — wir möchten sagen — Denkübungen zu pflegen, welche die Denk- und Urtheilskraft des Schülers, seine Selbstthätigkeit fördern und durch die Freude des Selbstsuchens und Selbstfindens auch sein Interesse und seine Liebe zum Gegenstande erregen.

Neben der Induction ist es aber auch die zusammenhängende Lectüre, welche dem Lehrer wieder die Gelegenheit bietet, seine Zöglinge, wie Matthias a. a. O. sagt, aus der Welt der Worte in die Welt der Dinge zu führen, dem Unterrichte aber jene Lebendigkeit zu verleihen, der, um mit Münch, „Didaktik und Methodik des Französischen“, S. 7, zu sprechen, auf mannigfache Weise unter Wahrung von viel persönlicher Freiheit genügt werden kann, aber auch genügt werden muss, wenn nicht alle sonstige didaktische Correctheit doch der besten Wirkung entbehren soll.

Wenn sich damit nun noch jener humane, jugendfreundliche Sinn vereinigt, der, wie es der h. Ministerial-Erlass vom 24. Mai 1892, Z. 11.373 (betreffend die Abänderungen des Lehrplanes und der Instruction für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Physik und in Naturgeschichte am Untergymnasium) bestätigt, die Lehrerschaft nach guter, alter Tradition auszeichnet, wenn sich dazu Wohlwollen und jene Geduld des Landmannes gesellt, der, wie W. Toischer a. a. O., S. 106 sagt, viele Sonnen wiederkehren sieht, bevor die Saat zur Ernte reift, so können die Erfolge nicht ausbleiben. Es wird dann auch dem Lehrer „die innere Freudigkeit“ zutheil, „welche der erziehlichen Arbeit Mühe sonst belohnt“, es werden endlich auch hoffentlich die Klagen verstummen, welche die Misserfolge des fremdsprachlichen Unterrichtes an unseren Gymnasien „der Sache selbst aufbürden, ja sie zum Maßstabe der Beurtheilung zu machen geneigt sind.“

Und dies zu verhüten, liegt, um mit den Worten desselben h. Ministerial-Erlasses zu schließen, nicht bloß im Interesse der unserer Obhut anvertrauten Jugend, es liegt im Interesse des Staates und der Gesellschaft.

Kgl. Weinberge. Anton Setunský.

Zur Germania des Tacitus.

C. 5. Possessione et usu haud perinde adficiuntur. Die Mehrzahl der älteren Herausgeber und die neueren fast ausnahmslos lesen *perinde,* trotzdem vom Standpunkte der zur Textgestaltung herangezogenen Hss. viel mehr für *proinde* spricht. [1]) Wie sehr ferner hinsichtlich der Bedeutung von *haud perinde* (resp. *proinde*) die Ansichten auseinandergehen, ist bekannt. Mit *argentum et aurum propitiine an irati di negaverint, dubito* sagt Tacitus, dass die Edelmetalle als Landes- oder einheimische Producte für die Germanen unbekannte Dinge seien, was freilich auch seinen Grund darin haben könne, dass man bisher nicht darnach gesucht habe. Was sollte aber hieraus folgen? Doch wohl das, was so viele neue Erscheinungen bewirken, Staunen und unter gegebenen Verhältnissen der Wunsch nach dem Besitze. Diese Affection zeigt sich nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen und zwar desto stärker, je niedriger die Culturstufe ist. Man denke an die Wirkung der Glasperlen und anderen wertlosen Tandes unserer Cultur bei wilden oder halbwilden Völkern! Daraus also, dass Gold und Silber bei den Germanen nicht vorkommen, sollte man nach dem Spruche 'nitimur in vetitum semper cupimusque negata' eine dementsprechende Wirkung dieser Metalle annehmen dürfen. Dass etwas anderes der Fall sei, darüber ist man nicht im Zweifel; was aber der Fall sei, hängt davon ab, ob man *haud perinde* oder *haud proinde* liest. Dieses bedeutet 'nicht dementsprechend', jenes 'nicht ganz dementsprechend'. [2]) Als Vergleichungsglied kann nach dem früher Bemerkten nur vorschweben 'als man auf Grund des Nichtvorkommens dieser Metalle erwarten könnte'. Entscheidet man sich nun für *haud perinde,* so ist damit nur geleugnet, dass die Beeinflussung durch die Edelmetalle ganz ihrem Nichtvorkommen entspreche, implicite aber gesagt, dass immerhin eine Beeinflussung stattfinde, was schnurstracks im Widerspruch steht mit *est videre apud illos argentea vasa, legatis et principibus eorum muneri data, non in alia vilitate, quam quae humo finguntur.* Die Wahl von *proinde* dagegen ergibt einen mit dem Folgenden harmonierenden Sinn, und dies sowie die bessere Beglaubigung rechtfertigt nicht nur, sondern fordert geradezu seine Aufnahme.

C. 10. Virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant ... Diejenigen Erklärer, welche, wie Müllenhoff, [3]) auf *amputant* eingehen, übersetzen 'sie zerlegen einen Zweig ... in

---

[1]) perinde ('pinde *et in marg.* pide' Maßmann) *b,* perinde (pro übergeschrieben) *B,* proinde *Cc* bei Müllenhoff und Halm.

[2]) Tegge, Stud. zur lat. Synon., S. 173; Krebs-Schmalz, Antib. s. v. *perinde.*

[3]) Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1852, S. 311.

Stäbchen'.[1]) Das ist verfehlt; amputare steht nie für dissecare oder dividere. Das Wort bedeutet 'ringsum putzen', woraus sich 'ausputzen' und 'wegputzen, wegschneiden', dann 'verkürzen, vermindern' entwickelten. Die letzte Bedeutung im Sinne einer Zertheilung der Ruthe in Stäbchen ist ausgeschlossen, weil der Gegenstand, an dem die Beschneidung oder Verminderung vorgenommen wird, als solcher, wenn auch in vermindertem Zustande fortbestehen muss. Allerdings bliebe insoferne ein Ausweg, als mit Rücksicht darauf, dass in der nachclassischen Latinität *in* mit dem Accusativ sich findet, wo man in der classischen *causa* mit dem Genetiv setzte,[2]) *in surculos* = surculorum causa 'um Stäbchen zu erhalten' bedeuten könnte. Allein dieses Mittel versagt, weil wir es durchaus mit Ausdrücken der Gärtnersprache zu thun haben und es deshalb nicht angeht, surculus in einem anderen Sinne zu nehmen als 'das Reis', welches am Stamme, an Ästen und Ruthen hervorwächst und als Setzling oder Propfreis verwendet wird.[3]) 'Wegputzen, wegschneiden' ist für amputare hier selbstverständlich ausgeschlossen, und es bleibt nur 'ausputzen' übrig, so dass die Stelle mit Rücksicht auf den früher erwähnten Gebrauch von *in*[4]) besagt 'sie putzen eine Ruthe, welche einem fruchttragenden Baume entnommen ist, aus um der Reiser willen' d. i. um die Reiser zu erhalten. Hieraus aber ergibt sich, dass nach Tacitus nicht Stäbchen, aus der Ruthe geschnitten, sondern ihre Reiser oder Zweige mit notae versehen wurden.

C. 12. Sed et levioribus delictis pro modo poenarum equorum pecorumque numero convicti multantur. Für das einstimmig überlieferte *poenarum* liest man fast durchwegs des Acidalius Conjectur *poena* mit stärkerer Interpunction, so dass zwei Sätze entstehen. Nur wenige, wie Baumstark oder Schütz,[5]) haben die Überlieferung zu halten gesucht, deren Beseitigung meines Erachtens auch völlig unbegründet ist. Modus bedeutet häufig das Quantum an Länge, Flächenraum, körperlichem Inhalt, das sich durch metiri ergibt. Eine Art Messen aber ist auch aestimare 'den Preis einer Sache bestimmen', und dieses Wort führt auf die bekannte Formel *litem aestimare*, wofür Quint. XI, 1, 10 *poenam aestimare* gebraucht.[6]) Einleuchtend ist, dass mit

---

[1]) Dunkel ist der Rede Sinn, wenn Zernial bemerkt: '*Amputant* Ausdruck der Gärtner und Ärzte: zurechtschneiden, so dass das Schadhafte oder Überflüssige wegkommt.'

[2]) Madvig, Opp. I, 167.

[3]) Vgl. Dilthey z. d. St.

[4]) Vgl. *Ann. VI, 23* (17) *creditores* (debitores) *in solidum appellabant* 'die Gläubiger riefen (die Schuldner) auf, das ganze Capital zu bezahlen' oder 'um das ganze Capital zu erhalten'. *Hist. II, 56 milites refertos agros, dites dominos in praedam destinabant* '.. sahen sich aus, um zu plündern'.

[5]) Jbb. f. class. Philol. 119, 280 f.

[6]) Vgl. *poenae aestimatio* bei Cic. de or. I, 54, 232.

Rücksicht auf die Bedeutung von modus das Ergebnis von *litem* oder *poenam aestimare* modus poenae ist, und dass somit *pro modo poenarum* den Sinn hat 'nach Maßgabe der (durch Messen oder Schätzen erhobenen) Größe oder Höhe der Buße'.[1]) Dass die Ablative *levioribus delictis* und *equorum pecorumque numero* beide in verschiedenem Sinne zu *multantur* gehören können, zeigt *Ann. XVI, 14 Sosianus factitatis in Neronem carminibus probrosis exilio multatus*; *convicti* bedarf vermöge des Zusammenhanges keiner Bestimmung.

C. 17. Tegumen omnibus sagum fibula aut, si desit, spina consertum; cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt. locupletissimi veste distinguuntur, non fluitante, sicut Sarmatae ac Parthi, sed stricta et singulos artus exprimente. Müllenhoff bemerkte:[2]) 'Tacitus will nicht sagen, dass die ärmeren Germanen überhaupt keinen Rock, kein Leibgewand getragen hätten; erst wenn man statt des unbestimmten den bestimmten Artikel im Deutschen wählt und übersetzt nicht 'ein Unterkleid', sondern 'das Unterkleid macht den Wohlhabenden kenntlich, zeichnet ihn aus' wird man den richtigen Sinn treffen; denn *veste distinguuntur* ist cum emphasi gesagt, d. h. die Reichen tragen allein eine vestis, die den Namen verdient, also von Leinen oder Wollstoff.' Seither scheint diese Anschauung Gemeingut geworden zu sein.

Indem ich davon absehe, was schon Baumstark[3]) dagegen vorbrachte, greife ich zunächst zurück auf *tegumen omnibus sagum ... cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt.* Man darf hier selbst unter Berufung auf Müllenhoff nicht so ohneweiters von deutscher Bequemlichkeit reden. Die 'abgehärteten' Germanen haben sich ebensowenig wie wir minder abgehärteten Menschenkinder zur schönen oder gar heißen Jahreszeit am Herdfeuer postiert, um sich etwa, in ihren Mantel gehüllt, in Schweiß zu setzen, sondern zur kalten und zwar weil sie, *cetera intecti*, froren.[4]) Auf Grund solcher Annahme, zu welcher nicht einmal besonderer Scharfsinn gehört, kann mit *cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt* schlechterdings nur gesagt sein, dass sie bei ungenügender Bekleidung Schutz vor der Kälte beim Feuer suchen, und es ist für *cetera intecti* kein anderer Sinn denkbar als 'wenn

---

[1]) Es könnte für *pro modo poenarum* also ohne Änderung des Sinnes auch *pro aestimatione poenarum* stehen. Dass der Plural *poenarum* seinen Grund in *levioribus delictis* hat, bemerke ich wegen Baumstark (AE. I, 492).

[2]) Zs. f. d. A. 10, 553 f.

[3]) AE. I, 590 ff.

[4]) Bei der Voraussetzung, dass vestis allgemeines Kleidungsstück war, und dass die Germanen für den Herdfeuergenuss besondere Toilette machten (vgl. Prammer z. d. St.), übersieht man nebstbei, dass eine solche Bemerkung nicht in dieses, sondern in das 15. Capitel gehörte, wo von der Trägheit der Germanen die Rede ist.

sie sonst nichts anhaben'.[1]) Hier also hätten wir schon solche, die ohne vestis waren. Auch diejenigen, welche Thierfelle trugen, hatten keine vestis. Wie stand es ferner mit jenen, welche einfach als wohlhabend bezeichnet werden konnten? Handelte es sich lediglich um die Qualität der vestis, so liegt es in der menschlichen Natur und zwar desto mehr, je niedriger der Culturzustand ist, dass auch diese im Verhältnisse zu ihrem Besitze sich hervorzuthun suchten, und Tacitus war kaum berechtigt, in dieser Beziehung nur von den *locupletissimi* zu reden. Diesen Übelstand hat, wie anzunehmen ist, Müllenhoff selbst gefühlt und sich den Weg so geebnet, dass er *locupletissimi* zu 'die Wohlhabenden, Reichen' herabdrückte.[2]) Sollte ferner Tacitus so unbeholfen gewesen sein, dass er *veste* nicht an die Spitze gestellt und etwa geschrieben hätte veste, non fluitante ... sed stricta et singulos artus exprimente, locupletissimi distinguuntur? Denn so musste er schreiben, wenn er den Gedanken Müllenhoffs geben wollte. Aber sehen wir auch davon ab und nehmen wir an, er habe trotz der vorliegenden Wortstellung das ausdrücken wollen, was Müllenhoff gefunden zu haben glaubte, so kann das, was die vestis der locupletissimi von der angenommenen der übrigen unterscheidet, gar nicht die Qualität des Stoffes sein. In *non fluitante, sed stricta et singulos artus exprimente* sieht Müllenhoff selbst, wie das auch nicht anders möglich ist, eine beschreibende Apposition zu *veste*. Hat nun *locupletissimi veste distinguuntur* den Sinn 'die Wohlhabendsten macht das Unterkleid', d. h. 'ihr Unterkleid kenntlich', so kann die Apposition in der Gestalt und Stellung, wie sie nun einmal vorliegt, für den Leser schlechterdings nicht die vestis der Germanen überhaupt, sondern nur die der locupletissimi beschreiben; er wird durch sie das besondere Merkmal des Unterkleides der Wohlhabendsten gegeben sehen und sich sofort die Frage stellen müssen, wie etwa das Unterkleid der anderen ausgesehen habe, und da wäre es ihm nicht zu verargen, wenn er am Ende auf das Gegentheil von vestis non fluitans, sed stricta et singulos artus exprimens, d. i. auf eine an die Tracht der Sarmaten und Parther erinnernde Form verfiele.

C. 19. Ergo saepta pudicitia agunt, nullis spectaculorum incelebris, nullis conviviorum irritationibus corruptae; litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant. Wenn man sich mit *ergo* befasst, so versteht man es in dem Sinne 'cum tanta sit matrimoniorum severitas' (Kritz-Hirschfelder), 'infolge solchen

---

[1]) Dass die Germanen das Bedürfnis, sich vor der Kälte zu schützen, kannten, zeigt das vorhergehende Capitel.

[2]) Leider gieng die Unselbständigkeit oder Ängstlichkeit Müllenhoff gegenüber so weit, dass man, anstatt dem Superlativ oder Elativ wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, ihm dies vielfach nachschrieb. Besonders gut nimmt sich dies in einer lateinischen Erklärung aus, wo der Erklärer trotz *locupletissimi* des Textes mit locupletes operieren muss.

Pflichtgefühles und solcher Reinheit der Sitten' (Zernial) oder 'demgemäß, weil die Ehe so heilig gehalten wird' (Wolff). Allerdings sind strenge Auffassung der Ehe, der Glaube an ihre Heiligkeit, Pflichtgefühl und Reinheit der Sitten Grundbedingungen für die Heilighaltung der Ehe, reichen aber nicht aus zur Erhaltung der Schamhaftigkeit. Diese Anschauungen und Eigenschaften können erschüttert und untergraben werden durch eine zügellose Bühne, durch schlechte Gesellschaft, durch eine schlüpfrige Literatur, ungefähr das, was wir auch bei Tacitus lesen. Freilich, *litterarum secreta* geht nach der allgemeinen Annahme nicht auf die Literatur, sondern bedeutet 'geheime Liebesbriefe', obwohl man, wie z. B. Halm,[1]) bemerkt hat, dass die Sache deshalb unverständig sei, weil die Kenntnis der Schrift für diese Zeit bei den Germanen überhaupt nicht vorausgesetzt werden könne. Aber vielleicht hat Tacitus nicht so unverständig geschrieben, als er interpretiert wird. Mir wenigstens erscheint es geschmacklos, ihn seinen Römern erzählen zu lassen, bei den Germanen kenne man keine geheime Liebescorrespondenz, und zwar nicht nur deshalb, weil die Germanen nicht schreiben konnten, sondern weil eine solche Erscheinung eine viel raffiniertere Stufe gesellschaftlicher Entwicklung voraussetzt, als sie durch die bloße Kenntnis des Lesens und Schreibens gegeben ist. Es lebten doch in Rom Männer genug, welche aus persönlicher Erfahrung einige Kenntnis von dem Bildungsniveau der Germanen haben mussten, und es war unvermeidlich, dass sich Tacitus mit einer solchen Bemerkung im Sinne seiner Erklärer lächerlich machte; denn Zeitgenossen sind weniger nachsichtig, als warmfühlende Interpreten späterer Tage.

Ich lege mir die Stelle also zurecht: Durch *ergo* wird auf Grund der Bedeutung und Mahnungen der Hochzeitsgebräuche eine Folgerung gezogen; *corruptae* steht aoristisch, und *litterarum secreta* ist nach *secreta pectoris* (c. 22) zu verstehen als das, was die Schrift in sich birgt oder enthält, so dass sich der Gedanke ergibt 'demnach leben sie so, dass ihre Züchtigkeit geschirmt ist,[2]) da sie durch keinerlei Verlockungen der Schauspiele, durch keinerlei Aufregungen bei Gastmählern verführt werden; mit dem, was die Schrift birgt oder enthält, sind sie, Mann wie Frau, gleichmäßig unbekannt'. Mit *litterarum secreta ... ignorant* will aber Tacitus nichts weiter sagen als 'ein drittes Verführungsmittel, die Literatur, kommt nicht in Betracht, weil die Germanen nicht lesen können.

C. 22. Gens, non astuta nec callida, aperit adhuc secreta pectoris licentia ioci; ergo detecta et nuda omnium mens. postera

---

[1]) Sitzungsb. der königl. bayer. Ak. d. Wissensch. 1864, S. 19 f.

[2]) *Saepta pudicitia* = ut saepta sit pudicitia. Liest man *saeptae*, so ändert dies an dem Sinne gar nichts; denn die Worte besagen dann 'so dass sie hinsichtlich ihrer Züchtigkeit geschirmt sind.'

die retractatur, et salva utriusque temporis ratio est: deliberant, dum fingere nesciunt, constituunt, dum errare non possunt. Nachdem man bei *adhuc* so ziemlich alle Möglichkeiten der Erklärung versucht hat, ist heute die Mehrzahl der Erklärer darin einig, dass es zu *aperit* gehöre im Sinne von 'heute noch, bis zum heutigen Tage', und man ist wohl auch geneigt, eine Anspielung auf das damalige Rom herauszufühlen. In neuerer Zeit ist Schütz wieder für die Zugehörigkeit der Partikel zu *secreta* eingetreten,[1]) und ich glaube mit vollem Recht. Wenn analoge Fälle die Möglichkeit der Beziehung von *adhuc* auf *aperit* auch außer Zweifel setzen, so ist damit doch nicht alles gethan; denn es lässt sich nicht leugnen, dass sich dessen Überflüssigkeit hier neben dem Präsens recht fühlbar macht. Und wenn das eigene Gefühl im Stiche lässt, so frage man sich, warum seit alter Zeit gegen diese einfache Lösung der Frage so vielfach Stellung genommen wurde. Die Verbindung mit dem substantivischen *secreta* aber in dem Sinne 'das, was bis zu dieser Zeit Geheimnis der Brust, in der Brust verschlossen war' passt vortrefflich in den Zusammenhang.[2]) Im übrigen gibt Tacitus, nachdem er für die Gepflogenheit der Germanen, bei den Gelagen zu berathen, den Grund dieser angeführt hat, seine eigene Erklärung für diese Erscheinung mit den Worten *gens, non astuta nec callida, aperit adhuc secreta pectoris licentia ioci* 'das Volk, nicht schlau und gerieben, deckt das, was bis dahin die Brust verschloss, auf infolge der Ungebundenheit, welche heitere Unterhaltung schafft'. Die Folge ist, dass enthüllt und offen vorliegt was jeder denkt, seine Ansicht. Mit Recht setzt man nach *mens* eine stärkere Interpunction; zieht man dieses Wort zu *retractatur*, so übersieht man, dass nicht über Gedanken und Gesinnungen der einzelnen, sondern über Gegenstände berathen wurde, wie inimicos invicem reconciliare, adfinitates iungere, principes adsciscere u. ä., und dass solches wegen *retractatur* auch am folgenden Tage Gegenstand der Berathung sein musste und zwar, wie *constituunt* zeigt, zum Zwecke der Beschlussfassung, da die Ansichten aller vorlagen. Dies führt zur Frage, was *dum errare non possunt* besage. Baumstark bemerkte: 'Ganz falsch ist es zu behaupten, *errare non possunt,* und dieser Schlussatz verfällt dem nämlichen Urtheil der Vernichtung, wie die unbegreiflichen Schlussworte des folgenden Capitels.' Andere Erklärer fügen sich mit Resignation und schweigen. Auch Zernial hätte besser gethan, mit seiner Bemerkung 'so lange sie am ersten Tage beim Gelage sich nicht verstellen und am folgenden Tage, nachdem die Aufregung verflogen, sich nicht irren können' zurückzuhalten; denn man muss doch im ganzen Baehrens[3]) Recht geben, dass es

---

[1]) Jbb. f. class. Philol. 119, 284.

[2]) Dieser Gebrauch von *adhuc* darf kein Bedenken erregen, wenn man Ann. XV, 69 *velut* oder VI, 37 (31) *perinde* so gebraucht sieht.

[3]) Jbb. f. class. Philol. 121, 284.

unverständlich sei, wie die Germanen am folgenden Tage mit nüchternem Kopfe [1]) auf einmal dem Irren entrückt waren. Aber was nöthigt, *errare* im Sinne von 'irren' (peccare) und nicht in dem von fluctuare, dubitare zu verstehen, in dem es nicht nur in den Wörterbüchern, sondern auch bei Tacitus sich findet? Gerade diese Bedeutung macht unsere Stelle so klar, wie es nur irgendwie wünschenswert ist; denn sie besagt '*deliberant, dum fingere nesciunt, constituunt, dum* mentibus omnium detectis et nudis, quae cuiusque sententia sit, *errare non possunt.* [2])

C. 30. Disponere diem, vallare noctem. Falsch erklärt man trotz der beigebrachten Stellen *disponere diem* mit 'den Tag richtig eintheilen'. [3]) *Disponere* ist, dem Zusammenhange entsprechend, militärischer Ausdruck = 'aufstellen' (zur Schlacht, in Schlachtordnung), wie dispositio die Bedeutung 'Stellung, Aufstellung' [4]) hat. *Disponere diem* ist genau so zu beurtheilen, wie *vallare noctem.* Diese Wendung, die man mit Draeger [5]) nicht gerade unklar oder geschmacklos nennen darf, erinnert an ähnliche, wie *Verg. Aen. I, 328 nec vox hominem sonat* = nec vox sonum humanum sonat, und steht im Sinne von vallare valla nocturna = 'Verschanzungen für die Nacht errichten'; [6]) ebenso ist *disponere diem* = disponere dispositiones diurnas = 'die taktischen oder kriegerischen Maßregeln für den Tag treffen'. [7])

C. 38. Insigne gentis obliquare crinem nodoque substringere. Nodo substringere bedeutet nicht 'in einen Knoten zusammenbinden' oder 'in einem Knoten von unten nach oben zusammenziehen'. Dass *nodo* instrumentaler Abl. [8]) ist, zeigt *Ann. XII, 47 mos est regibus, quotiens in societatem coeant, implicare dextras pollicesque inter se vincire nodoque praestringere.* Die Stelle zeigt zugleich, [9]) dass *substringere* 'unten', d. i. 'am Grunde zusammen-

---

[1]) Um indessen der Vorstellung zu begegnen, als müsse nothwendig an ebrietas gedacht werden, sei erinnert, dass nicht von *licentia ebrietatis,* sondern von *licentia ioci* die Rede ist.

[2]) Vgl. *Plaut. mil. glor. III, 1, 198 erro, quam insistas viam.*

[3]) Dass Weidner diese Auffassung ablehnte, ist anerkennenswert; nicht ebenso seine Conjectur aciem für *diem.*

[4]) Vgl. *Hist. III, 22 Vitellianus exercitus paratis iam et dispositis Flavianis inpingintur; Veg. III, 26 cum consilium tuum cognoveris adversariis proditum, dispositionem mutare te convenit.*

[5]) Synt. §. 238.

[6]) Sehr geistreich bemerkt einer der neuesten Erklärer '*vallare noctem* für noctu se vallo munire; die Zeitbestimmung ist zum Object geworden'. Ein anderer, welcher derselben Ansicht ist, dem es aber doch sonderbar vorgekommen sein mag, dass die Chatten ihre Verschanzungen in der Nacht errichtet haben sollten, constatiert eine Unklarheit des Tacitus.

[7]) Man vgl. dagegen, was C. 43 von den Hariern oder Ann. II, 12 von Arminius gesagt ist.

[8]) So auch Ukert, Orelli, Halm u. a.

[9]) Die Lesart *praestringere* 'vorne, gegen die Spitzen hin zusammenziehen' vorausgesetzt.

ziehen' bedeute. In diesem Falle aber entsteht ein Haarbusch. Die Worte besagen also: 'Es ist ein Kennzeichen des Volkes, das Haar schräg zu richten und mittelst eines Knotens am Grunde zusammenzuziehen.' Von dieser Sitte heißt es, dass durch sie (*sic*) die Sueben sich von den übrigen Germanen unterscheiden, die freien Sueben von den Knechten; bei anderen Stämmen finde sich dies, sei es infolge irgendwelcher Verwandtschaft mit den Sueben, sei es, wie so häufig, infolge von Nachahmung vereinzelt und nur in der Jugendzeit. Weiter lautet die Überlieferung *apud Suebos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur.*[1]) Es geht nicht an, alle die Versuche aufzuzählen, die mit dieser Stelle vorgenommen wurden, obgleich sie ziemlich einfach liegt. Allerdings hat man die Meinung aufzugeben, *retro* gehöre zu *sequuntur,* was, wie Baumstark meinte, schon die Stellung zeige. Diese aber bewiese in dem Falle wenig, wenn bei ihrer Betonung sich nur Ungeheuerlichkeiten ergeben, wie sie sich gerade bei Baumstark finden. *Retro* gehört, wie Walther richtig gesehen hat, zu *horrentem,* und dass diese Beziehung bei Tacitus möglich ist, dafür verweise ich auf *A. 42 occiso Civica nuper.*[2]) Es gibt aber retro horrens capillus = 'das nach rückwärts starrende, gerichtete Haar' die Folge von *obliquare crinem* zum Zwecke der Erzielung eines Haarbusches, da ja thatsächlich durch obliquare der größte Theil des Haupthaares nach rückwärts, nur ein ganz kleiner am Hinterhaupte nach aufwärts gerichtet wird. Die Stelle besagt mithin 'bei den Sueben hält[3]) man sich bis ins Greisenalter an das rückwärts gerichtete Haar.'

Im Folgenden lese ich auf Grund der Überlieferung *ac saepe in ipso solo vertice religant.*[4]) Mit *in ipso solo vertice* wusste man bisher absolut nichts Vernünftiges anzufangen, und so griffen manche zum letzten Auskunftsmittel und beseitigten entweder *ipso* oder öfter *solo.* Der Grund ist, dass man *solo* als Adjectiv zu *vertice* construierte, was bisweilen zu den sonderbarsten Ergebnissen führte. In Wahrheit hat *in ipso solo* den Sinn 'unmittelbar auf dem Grunde, auf dem Haarboden'; *vertice* aber ist modaler Ablativ[5]) und bedeutet 'im Wirbel, wirbelartig, so dass es (das rückwärts gerichtete Haar) eine wirbelartige Erhöhung[6]) bildet'. Die Worte besagen also 'und sie befestigen es oft unmittelbar auf dem Grunde so, dass es eine wirbelartige Erhöhung bildet.' Das Haar

---

[1]) So *Bb*, secuntur *c*, sequentē *C.*

[2]) Vgl. *Ann. III, 42 inconditam multitudinem adhuc [illegible]isiecit* und meine Bemerkungen zu der Stelle in dieser Zeitschrift, 47, 716 ff.

[3]) Gegenüber Diltheys Bemerkung über *sequi* z. d. St. vgl. *G. 5 argentum magis quam aurum sequuntur.*

[4]) Vgl. auch Schweizer-Sidler zu d. St.

[5]) Vgl. *Hor. C. IV, 11, 12 sordidum flammae trepidant rotantes vertice fumum.*

[6]) Vgl. *in altitudinem quandam.*

also nach rückwärts zu richten und es mittelst eines Knotens zu einem Busch zusammenzuziehen, ist allgemeine, es wirbelartig emporzurichten, häufige Sitte. Weiter heißt es *ea cura formae, sed innoxia;*[1]) *neque enim ut ament amenturve, in altitudinem quandam et terrorem adituri bella compti, ut hostium oculis ornantur.* Nach Zernial wäre der Sinn von *ea cura formae, sed innoxia* 'nur darin besteht die Sorge für Schönheit, aber sie ist ohne lasterhafte, verführerische Absicht'. Ebenso nimmt Baumstark und, wie ich vermuthe, noch mancher andere *forma* als 'Schönheit', obgleich doch jedermann lesen kann, dass der Zweck der beschriebenen Procedur nicht der ist, schön, sondern schrecklich zu erscheinen. Forma ist hier 'äußere Gestalt, Erscheinung',[2]) und man hat es mit dem Gedanken zu thun 'solcher Art ist die Sorge für die äußere Erscheinung'. Für *compti ut* lesen die meisten Herausgeber mit Lachmann *comptius,* wozu Schweizer-Sidler in der Orellischen Ausgabe bemerkte 'luculenter emendavit Lachmann', was er in der Halleschen zu 'unzweifelhaft richtig' steigerte. Leider erklärt die Hochachtung vor Lachmanns Conjectur nicht den Comparativ. Von dem richtigen Gefühle geleitet, dass dieser einer Begründung bedürfe, sagt Zernial im kritischen Anhange: 'Den Comparativ halte ich für nothwendig, weil dieser dem vorhergehenden *ornatiorem* entspricht; es ist ja nur von den principes die Rede und zwar von denen, die und wenn sie in den Krieg ziehen.' Zunächst ist festzuhalten, dass *principes et ornatiorem habent* schon einen ornatus voraussetzt, und dass dieser zunächst durch das unmittelbar Vorausgehende gegeben ist. Dann kann *ea cura formae* nicht von den principes allein gelten, von denen Tacitus nur sagt, dass ihre cura noch größer sei, als die der früher Gemeinten.[3]) Mit Recht hat demnach Halm *comptius* nicht aufgenommen.

---

[1]) So nach Muret für hds. *innoxiae.*

[2]) Vgl. *A. 10 formam totius Britanniae . . . oblongae scutulae vel bipenni adsimulavere. et est ea facies citra Caledoniam.*

[3]) Abgesehen davon kam weder Zernial, noch jemand vor oder nach ihm mit *comptius* zu einem befriedigenden Ergebnis. Der Sinn der Stelle, nach seinen Bemerkungen construiert, wäre etwa 'denn nicht um zu lieben oder geliebt zu werden, schmücken sie sich, sondern (sie schmücken sich), wenn sie in den Krieg ziehen, in künstlicherer Weise bis zu einer gewissen Höhe und zwar, um damit Schrecken zu erregen, für die Augen der Feinde'. Aber die principes schmückten doch auch in diesem Falle nicht sich, sondern ihr Haupthaar. Was Zernial, wie es scheint, wegen *ornantur* trotz *ornatiorem* nicht sagen wollte, dies thut Friedrich Seiler mit den Worten: 'sie schmücken das Haar zu einer gewissen Höhe und um damit Schrecken zu erregen, = zu einer gewissen schreckenerregenden Höhe'. *Comptius* wird hier geradezu mit *quam in pace* erklärt, trotzdem *principes et ornatiorem habent* ebenso auf eine feststehende, nicht zeitweilige Sitte hinweist, wie dies beim Vorhergehenden der Fall ist.

Die Stelle ist in Ordnung, wenn man festhält, dass *compti* als Particip des präsentischen Perfects causal stehe = 'da sie mit der Haartracht versehen sind, die Haartracht führen', und dass ornare hier ebensowenig 'schmücken', wie früher forma 'Schönheit', sondern synonym mit armare 'auststatten, ausrüsten' bedeute,[1]) so dass das Ganze den Sinn hat 'denn da sie die Haartracht nicht führen, um zu lieben oder geliebt zu werden, sondern um, wenn sie in den Krieg ziehen, eine rechte Höhe zu haben (recht hoch zu sein)[2]) und so Schrecken einzuflößen, so leitet sie bei ihrer Ausstattung der Gedanke an die Augen der Feinde' oder 'so statten sie sich aus, weil sie auf die Augen der Feinde wirken wollen'.

Wien. Franz Zöchbauer.

---

[1]) Woraus sich das Schwanken der Handschriften zwischen *ornantur* und *armantur* erklären dürfte.

[2]) Vgl. C. F. W. Müller zu Cic. Lälius, S. 211.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Homers Ilias. I. Band 4. Heft, Gesang X—XII. 4. ber. Aufl. von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1896. 125 SS.

Homers Ilias. II. Band, 3. Heft, Gesang XIX—XXI. 3. ber. Aufl. von C. Hentze 1896. 96 SS.

H. Schmitt, Präparation zu Homers Ilias. Auswahl aus Gesang I—VI. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1897. 80 SS. (Heft 23 der Präparationen für die Schullectüre griech. u. lat. Classiker, herausgeg. von Krafft und Ranke).

Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Joh. H. Voss bearbeitet von Edm. Weißenborn. 2. Bdchen: Odyssee. Leipzig, Teubner 1895. XVI u. 152 SS.

Homers Odyssee übersetzt von Joh. Ehlers. Hannover, C. Meyer 1897. 213 SS.

Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Hermann von Schelling. München u. Leipzig, Oldenbourg 1897. VIII u. 512 SS.

Von der wohlbekannten erklärenden Schulausgabe Homers, die Hentze besorgt, war die dritte Auflage des Heftes I, 4 im Jahre 1888 in der Stärke von 128 Seiten und die zweite Auflage des Heftes II, 3 im Jahre 1887 in gleicher Stärke erschienen und diese wurden damals von dem Unterzeichneten in dieser Zeitschrift angezeigt. Die Neuauflagen verdienen den Beisatz „berichtigte", wie Ref. den Lesern dieser Zeitschr. versichern kann. So ist beispielsweise zu Λ 17—19 und zu 32 auf Reichels uns allen bekanntes Buch verwiesen; die Note über den Panzer des Agastrophos zu Λ 373 ist neu, ebenso die zu 488; die Anm. zu M 297 ist geändert; ebenso die zu T 141, 209; erweitert ist die Note zu Φ 132, gekürzt die zu Λ 633. Sonst finden sich in der Fassung des Ausdruckes der Anmerkungen mehrfach Änderungen. Von Druckfehlern sind dem Ref. nur zwei geringfügige begegnet.

Auch in diesen Neuauflagen sind dem Ref. hie und da Erläuterungen aufgefallen, mit welchen er nicht einverstanden sein kann. Einiges, wie die Auffassung von ὅ̓ς Λ 245 und von ἕστασαν M 56 hat er schon früher berichtigt, doch scheint der

Verf. nicht überzeugt worden zu sein. Über einiges Andere sei auch diesmal ein Wort erlaubt.

Πευκεδανός hat *πευκ-* mit *ἐχε-πευκής* z. B. *Α* 51 gemein, ist aber in *K* 8 missverständlich auf den Krieg übertragen; an den üblichen Deutungen kann man zweifeln, so wenn Autenrieth Wörterb.[7] ohneweiters *ἐχε-πευκής* „spitz" übersetzt und auf *πεύκη* verweist; allerdings haben beide Adjectiva mit *πεύκη* zu thun, aber nur in stofflicher Beziehung; das *βέλος* ist eben aus dem leichten Holze der Fichte gemacht; in *πευκε-δανός* ist *-δανος* nur eine andere Form für die Beziehung zur Fichte als das *ἐχε-*; übersetzt nun freilich kann *πευκεδανοῦ* nur so werden, wie es schon im Alterthum aufgefasst worden ist = *πικρός* (*πικρὸς ὀιστός*), daher dann die kühne Bildung *περιπευκής* *Λ* 845. Dass in *ἀ-τάλαντον* *K* 137 das „erschlossene" *σ* von **σα* noch gefühlt worden sei, um die Silbe von *μῆτιν* zur langen zu machen, ist höchst unwahrscheinlich. Bei *δυσωρήσωσι* *K* 183 hätte auf *οὖρος* verwiesen werden können; oder hält es Hentze mit Autenrieth, der a. a. O. unter dem Worte auf *ὥρα* verweist, uns aber zu sagen vergisst, wo *ὥρα* zu finden ist? für ein Schulwörterbuch kein empfehlenswerter Brauch. Das Epitheton *εὐκλεῖας* für Schiffe *K* 181 ist auffallend; man könnte an ein Beiwort wie *πολυ-κληίς* denken, aber der Dichter von *K* verräth vielfach mangelhaftes Verständnis für die überlieferte epische Sprache. Aus diesem Gesichtspunkte sind auch die Formen *παραφθαίησι* 346, welches von Hentze mit anderen in *παραφθήησι* gegen die Überlieferung „gebessert" worden ist, und der Conjunctiv *ἐπείγετον* 361 (vgl. auch *M* 42 *στρέφεται*) zu verstehen; die Conjunctive haben ein Vorbild an Formen des Aor. wie *ἄλεται* *Λ* 192 (jedoch *ἄληται* *Φ* 536). Die Rolle des Apollon 515 ist geradezu lächerlich; die Troer kommen zu spät trotz der guten Wacht des Gottes. Ebenso ungeschickt ist der Ausdruck 538/39, wo die Befürchtung ausgesprochen wird, dass die Helden unter dem 'Lärm' der Troer (*ὀρυμαγδός*) leiden möchten.

In *Λ* ist die Note zu 36 nicht gelungen: *ἐστεφάνωτο* muss doch wohl heißen 'sie wand sich wie ein *στέφανος*', dann erst 'sie nahm den mittleren Rand des Schildes ein'. Hentze scheint übrigens nicht der Meinung zu sein, die Furtwängler in Roschers Lexikon vertritt, dass die Verse 36. 37 auszuscheiden seien; mit dem Ausscheiden „junger" Zusätze kommt man in den homerischen Gedichten nicht zu dem Ziele, das Übrige für ein hohes Alterthum zu retten. Über *μογοστόκοι Εἰλείθυιαι* 270 herrscht noch immer bedauerliche Unklarheit. Die Etymologie des Epithetons ist, trotz mancher Einwendungen, von Brugmann Gr. Gr.[2] S. 69 festgestellt als **μογονσ-τοκος*; der Name der Gottheiten kann ebensowohl von der Befreiung, wie von der Hilfe hergeleitet werden; dass die Form deutlich participial ist, spricht doch für letztere Association; es sind die helfenden Gottheiten, welche kommen.

wenn es Zeit ist. *Πολύπλαγκτος* v. 308 vom Winde ist doch mit Autenrieth besser als „oft oder leicht verschlagend“ zu erklären als mit „weit umherfahrend“. Für *προφυγεῖν* 340 einen Infin. der möglichen Folge anzunehmen, ist eine unnöthige Unterscheidung, die der Übersetzung zu Liebe gemacht ist. Der Grieche im Infin., der Lateiner in seinen ut-Sätzen unterscheidet die beabsichtigte und unbeabsichtigte Folge nicht.

In *M* geht *Δευκαλίδαο* 117 auf **Δεύκαλος* zurück; *Δευκαλίων* ist selbst schon sogen. Patronymikon; auch die Eileithyia oder die Eileithyiai sind Töchter der *Ἥρη* als Geburtsgöttin, also mit ihr wesensgleich.

In *T* 62 ist *ἐμεῦ ἀπομηνίσαντος* nicht so aufzufassen, als ob *ἀπο-* die Handlung kräftiger hinstellen sollte, vielmehr ist *ἀπο-* gleich „getrennt, fern“. Diese Deutung war schon im Alterthum bekannt (Lexic. Ebeling) und wird gestützt durch eine Verwendung der „Präposition“ in der Zusammensetzung wie *M* 458 *διαβάς*, welches nicht „durchschreitend“, sondern „auseinandertretend“ heißt. So ist das *παρ-είπῃ* *Α* 555 zu begreifen mit dem Acc. der Person. In *B* 772 = *H* 230 ist *ἀπομηνίσας* schon formelhaft verwendet; das Richtige deutet auch Hinrichs in der 7. Aufl. der Odyssee zu *π* 378 an, obwohl dort das Fernbleiben nicht so deutlich hervortritt wie bei Achills Benehmen. Die Deutung der Composita wäre noch zu erörtern zum Zwecke treffender Interpretation und Übersetzung.

Das Epitheton *ἀκερσεκόμης* hat nichts mit den Strahlen der Sonne zu thun, sondern *Φοῖβος* = *Ἀπόλλων* ist *Υ* 39 nach dem wallenden Haare so benannt; es liegt die Anschauung eines Bildwerkes zugrunde, wie noch oft sonst in den homerischen Gedichten. Auch gegen die Deutung des *χρυσ-ηλάκατος* v. 70 als „goldpfeilführende“ kann man Bedenken geltend machen neben *ἰοχέαιρα* v. 71. Wir haben es mit einer jungen Häufung von Epitheta zu thun, in welchen Beziehungen auf einander widersprechende Auffassungen der Artemis enthalten sind; Artemis ist nicht immer und überall einzig die Jägerin und Jungfrau! Es ist das ein Standpunkt der „höheren Töchtermythologie“.

Auf eine sorgfältigere Betrachtung der Composita werden wir auch geführt durch den Versuch *δυσ-ηλέγεος* (*πολέμοιο*) *Υ* 154 zu deuten; soll es mit *ἄλγος* zusammenhangen, so ist das *δυσ-* verstärkend und es können verglichen werden *δυσ-πονέος* *ε* 493 und *δυσ-χείμερος* *Π* 234 (bloß verstärkend, nicht artbildend kommt auch *εὖ* vor); da diese Deutung möglich ist, so kann man sie hinnehmen, es sollte aber auf den Unterschied in der Verwendung des *δυσ-* aufmerksam gemacht werden. In *ἰθυ-πτ-ίωνα* *Φ* 169 ist das Patronymikonsuffix zur Bildung eines Beiwortes verwendet worden, ein Beweis dafür, wie die epischen Dichter mit dem Sprachstoffe wirtschafteten, worüber noch verständig angelegte Untersuchungen fehlen. Zu *τυμβοχοῆσ'* (so nach Aristarch) wäre

zu bemerken, dass Zacher, Griech. Nomin. Compos. 1886, S. 75 sich für *τυμβοχόης* erklärt (*Φ* 323), was in dem Anhange (vom Jahre 1883) noch nicht erwähnt sein konnte.

Mit anderem will Ref. zurückhalten, da sich in einer Anzeige nicht die ganze Begründung für Bedenken geben lässt; freuen wir uns, dass wir in der Erklärung der homerischen Gedichte jenen Fortschritt gemacht haben, wie er in Hentzes Erläuterungen erreicht ist.

In der Sammlung von Präparationen, welche Krafft und Ranke veranstalten, wird uns jetzt ein Heft geboten, welches die Präparation zu den ersten sechs Gesängen der Ilias enthält, während die Hefte, welche die Präparation zu den gelesensten Büchern der Odyssee enthalten, zum Theile schon in mehreren Auflagen (Heft 1 sogar in 4. Auflage) vorliegen. Die Auswahl aus den Gesängen *Α—Ζ* ist so aufgefasst, dass der Schiffskatalog nur erzählt wird und dass aus *Γ*, *Δ*, *Ε* und *Ζ* ermüdende Schlachtenschilderungen oder sichtlich anstößige Stellen wie die Schlusscene in *Γ* in Prosa mitgetheilt werden. Da in Deutschland bis vor kurzem für Schulzwecke zurecht gemachte Texte der homerischen Gesänge nicht bestanden und für die Ilias im besonderen noch nicht bestehen, so setzt diese Präparation voraus, dass der Lehrer die Auswahl durch Übergehen der nicht präparierten Stellen treffe. Die Einrichtung der Präparationen darf man nach den vorangegangenen Anzeigen als bekannt voraussetzen. In dem vorliegenden Hefte ist Ernstliches nicht auszusetzen; kleine Unebenheiten oder die (nicht mehr häufig) auftretende Sucht, mehr zu erklären, als vom Schüler aufgefasst werden kann, sind auch hier wieder zu bemerken. Einzelnes soll erwähnt werden:

Zu I 32 ist die Note wohl nur erklärend; übersetzt darf *σαώτερος* nur werden mit dem Positiv „heil"; 270 soll *ἄπιος* (so!) nicht wie ein anderes rechtschaffenes Adjectiv drei Endungen hingestellt werden (sieh Autenrieth, Wörterb.[7]); 417 ist für *ὠκύ-μορος* doch nur die Bedeutung „frühsterbend" passend, was „schnellebend" dort heißen soll, wird nicht leicht jemand begreifen; auch zu 419, das *τερπικέραυνος* betreffend, wird der Ausdruck „donnerrollend" nicht entsprechen, zumal da die Etymologie beigebracht wird; II 184 *ὀ-πηδέω* (so ist zu trennen) heißt „auf dem Fuße folgen" und enthält den starken Stamm zu **πεδ* in *πέζα*; II 309 wäre dem sonstigen Verfahren gemäß zu *σμερδαλέος* mordeo beizubringen gewesen; 474 ist *αἰ-πόλος* aus **αἰγ-πολος* jetzt nicht mehr die gewöhnliche Annahme (sieh Autenrieth, Wb.[7]). III 33 erscheint *παλίν-ορσ-ος* mit erro = erso zusammengestellt ohne ersichtlichen Nutzen für die Schüler; aber auch sicher ist diese Etymologie nicht; IV, 66 ist *ὑπερκύδαντας* vereinzeltes Partic. Aor. zu *ὑπερκυδαίνειν* insolenter gloriari, wie es auch der Stelle angemessen ist; „hochberühmt" ist seicht. Das *ἰό-μωρος* IV, 242 mit *μόρος* Theil in Verbindung zu bringen, ist vielleicht

neu, aber wenig ansprechend; es waren die anderen Composita mit -*μωρος* auch beizubringen, dann käme man der Bedeutung näher. In der Schule muss unter allen Umständen Verknüpfung und Folgerichtigkeit erstrebt werden. Auch für *οὐλ-αμός* ist der Beisatz *ϝολ-ναμός* müßig, selbst wenn er richtig wäre; V, 319 möchte man lieber für *ἐπιτέλλειν* eine passende Übersetzung lesen, als *συνθέσιαι* in einer ihm nicht zukommenden Bedeutung nehmen; aus einer Verabredung folgt ja eine Verpflichtung für den einen Theil. Zu 337 ist anzumerken, dass der „Meißel (?)“ *τόρνος* (nicht *τόρος*) heißt; wie übrigens der Verf. hier auf den Meißel verfallen ist, entzieht sich der Aufklärung; Druckfehler ist offenbar *βροτοι-λοιγ-ός* zu 846; zu *ὀαρίζω* VI, 516 wäre *ὄαρ* zu erwähnen gewesen.

Zum Schlusse der Besprechung von erklärenden Arbeiten über die homerischen Gesänge wäre noch die allgemeine Bemerkung anzubringen, dass für die Zwecke der Formenerklärung sowie der Etymologie zahlreicher noch unaufgeklärter Wörter der Standpunkt, den man diesen Dichtungen gegenüber einnimmt, von entscheidender Bedeutung ist. Wer Bestätigung sprachvergleichender Constructionen oder seines Glaubens an altehrwürdige, folgerichtig angewandte Sprachgewohnheiten sucht, der wird enttäuscht oder, wenn er sich damit nicht abfinden kann, zum unterlegen statt zum auslegen geführt. So ist z. B. *μιάνθην* Δ 146 so lange unverständlich, als man sich etwas anderes bei Homer nicht denken kann, als *μιάνθεν* (seltener die Endung -*ησαν*); wer aber die Möglichkeit zugibt, dass ein „unorganisches“ *μιάνθην* aus dem Stamme *μιανθη* + der abstrahierten Endung -*ν* entstehen kann, wie es auf Inschriften nachgewiesen ist, der hat nicht weiter zu klügeln. Es ist da noch viel zu thun, so unglaublich es auch den Fernestehenden scheinen mag.

Die Bearbeitung der Odyssee durch Weißenborn verfolgt den Zweck, das Interesse für die homerischen Dichtungen in weitere Kreise zu tragen und das Verständnis für dieselben zu vertiefen. Die Mittel, die er anwendet, haben nach dessen Mittheilung über die Bearbeitung der Ilias, die dem Ref. nicht bekannt geworden ist, günstige Aufnahme gefunden; es sind dies: Verkürzung des überlieferten Textes, Überarbeitung der Übersetzung J. H. Voss', eine Einleitung über Homer und den Wert seiner Dichtung. Verkürzt hat Weißenborn den Text der Odyssee bis auf 4614 Verse. Die Buchabtheilungen sind neu geschaffen, in der Einleitung hebt er den sittlichen und allgemein menschlichen Gehalt der Dichtung hervor. Um diesen hervortreten zu lassen, dazu mögen ja die dargebotenen Verse ausreichen, über die Odyssee, wie sie uns vorliegt, werden sie nicht unterrichten können. Die Ausstattung des Büchleins ist der Verlagsbuchhandlung würdig. Mehr lässt sich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift über diese Erscheinung auf dem Büchermarkte nicht sagen.

Während wir bei Weißenborn die Wahrheit einbekannt erhalten, wird uns diese bei Ehlers vorenthalten; denn Ehlers' Übersetzung bietet 7742 Verse, ist also eine verkürzte Ausgabe und zwar verkürzt nach Gutdünken des Verf.s; damit ist nun nicht gemeint, dass er ohne Studien über die Composition der Odyssee die Theile ausgesucht habe, aber diese Studien führen nicht zu sicheren Ergebnissen; darum ist seine Auswahl immer noch willkürlich. Der Übersetzer hat ferner für ein Publicum gearbeitet, dem geschlechtliche Dinge ein Geheimnis sein sollen; das hätte aber irgendwo bemerkt sein sollen, sonst werden Leute, welche die Odyssee haben wollen und welche die Scene im 8. Gesange vertragen, getäuscht. Die Odyssee endet bei Ehlers mit ψ 296; Weißenborn, der für ein größeres Publicum arbeitete, hat den Inhalt des 24. Buches in 243 Versen wiedergegeben; warum fehlt bei Ehlers jede Aufklärung über den Thatbestand? Mit dem Prooemium ist Ehlers eigenthümlich verfahren, er hat die Verse 8. 9 von Helios und seinen Rindern gestrichen. Wenn das Prooemium von dem Dichter der Odyssee herrührt, so liegt darin ein Motiv ausgesprochen, das nicht entbehrt werden kann. Es darf demnach auch nicht wundernehmen, dass V. 10 unverstanden geblieben ist. Bei Voss heißt der Vers:

Sage hievon auch uns ein weniges, Tochter Kronions

(Weißenborn stellt die ersten beiden Wörter um); bei Ehlers:

Künde von da, o Göttin, auch uns, du Tochter Kronions.

Das „von da" hat nach dem Gefühle des Ref. keine Beziehung. Das *ἁμόθεν* ist auch bei Voss nicht zur Geltung gekommen, aber verdreht ist es nicht worden, wie bei Ehlers. Dies *ἁμόθεν* weist auf den gewaltigen Sagenstoff über Odysseus hin, aus welchem der Redactor unserer Odyssee schöpfen konnte.

Was die Übersetzung Ehlers betrifft, so ist ihr Glätte nicht abzusprechen; über zweifelhafte Deutungen von Beiwörtern wollen wir in einer Übersetzung nicht rechten; es ist seit Voss ja manches, aber lange nicht alles für eine befriedigende Deutung geschehen.

Dem Zwecke, das nicht philologisch gebildete Publicum mit der Odyssee bekannt zu machen, scheint dem Ref. am besten die Nachbildung von Schelling zu entsprechen. Freilich ist der Preis des Buches ein im Verhältnisse zu anderen Erscheinungen hoher, man vergleiche 6 Mk. mit dem Preise der Odyssee Ehlers' 1 Mk. 25 Pf. — es wird also nur bei wohlhabenden Familien Eingang finden. Der Übersetzer spricht sich im Vorworte nach dem Vorgange Hermann Grimms für die Einheitlichkeit der Odyssee aus mit dem Zusatze, dass sich im Laufe der Zeiten viel Geschnörkel an den Grundbau angesetzt habe. Was er übrigens als Grundbau ansieht, bleibt unklar. Für den Zweck des Genusses an dem Ganzen wollen wir die wohlthätige Täuschung hinnehmen. Dass der Übersetzer recht daran gethan, wenn er,

wie er uns gesteht, zunächst aus persönlichem Bedürfnisse die Form der Stanze gewählt hat, kann man ohneweiters zugeben. Die „Königin der Strophen", wie sie H. Lingg genannt hat, ist gerade gut genug für die Odyssee, und man kann dem Übersetzer das Lob spenden, dass er die Form trefflich beherrscht. Aufgefallen sind dem Ref. Reime, wie lagen — brachen (VI, 1. Str.), die nicht vereinzelt bleiben; ferner kleiden — geleiten (VI, 5. Str.; ebenso VI, S. 130). Glätte fehlt den Versen in der 3. Strophe des 6. Gesanges:

> Das Thürgebälk behüteten von innen,
> Gelehnt wie Chariten, zwei Dienerinnen.

Wenig anmuthend ist der Ausdruck 19. Gesang, S. 404: Die See von Fischen starrt. Doch welche Übersetzung ist nach allen Seiten vollkommen? Die beste ist jene, welche am wenigsten Fehler aufweist, und zu diesen kann man die vorliegende Schellings rechnen.

Villach. G. Vogrinz.

Martin Wohlrab, Platons Phaedon. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1895. VII u. 160 SS.

Es wäre wohl überflüssig, die Vorzüge der Ausgabe Wohlrabs neuerdings hervorzuheben, und so glaube ich mich hier auf die Bemerkung beschränken zu können, dass die vorliegende 3. Auflage in ihrem erklärenden Theile manchen Zusatz und manche Verbesserung erfahren hat. In der Besprechung der schwierigen Stelle 62 *A. ἴσως μέντοι . . .* folgt Wohlrab in dieser Auflage Bonitz, und es entfiel daher im Anhange die lange Anmerkung zu dieser Stelle.

Der Text weist gegen die 2. Auflage nur wenige Änderungen auf. Die Formen *ἀειδές*, *ἀειδῆ* usw. erscheinen durch die durch den neuen Papyrus bezeugten Formen *ἀιδές*, *ἀιδῆ* ersetzt. Desgleichen liest W. 80 D *εἰς Ἀίδου ὡς ἀληθῶς* und 81 D *τοῦ ἀιδοῦς τε καὶ Ἀίδου* für *Ἅιδου*. — 81 A wurde für das handschriftlich überlieferte *ῥᾳδίως* Useners Conjectur *ἀῤῥάτως* in den Text aufgenommen. 82 D liest jetzt W. *σώματι πλάττοντες ζῶσι* für das frühere *πράττοντες*; ich möchte die Lesart *σώμάτα πλάττοντες*, die auch Couvreur in seine Ausgabe aufgenommen hat, vorziehen, da sonst *πλάττοντες* eigentlich in der Luft schwebt und ohneweiters entbehrt werden könnte. Gegen die Lesarten des Papyrus Flinders Petrie verhält sich Wohlrab sehr ablehnend und verweist zu seiner Rechtfertigung auf Useners Urtheil in den 'Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften' Nr. 2 und 6 aus dem Jahre 1892, wo dieser Gelehrte über den neuen Papyrus das Urtheil fällt, derselbe zeige einen in jeder Hinsicht verlotterten Text. Da Useners Ansicht bei einigen Ge-

lehrten entschiedenen Widerspruch hervorgerufen hat, so wird man wohl die Lesarten des Papyrus nicht a limine abweisen dürfen.

A. Th. Christ, Platons Phaedon. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. XVI u. 102 SS.

Vorliegende Textausgabe Phaedons beruht wohl im wesentlichen auf der kritischen Ausgabe von M. Schanz, doch zeigt dieselbe eine so stattliche Reihe von Abweichungen von dem angegebenen Texte, dass es der Hr. Herausgeber nothwendig fand, diese Abweichungen in einem eigenen Programmaufsatze im Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums der Kleinseite in Prag 1894 zu rechtfertigen.

Während sich Wohlrab dem Papyrus von Fajum gegenüber ablehnend verhält, verwertet Christ diesen neuen kritischen Behelf für seine Ausgabe, ohne jedoch die Bedeutung des Papyrus für die Textkritik zu überschätzen. Aber auch sonst weicht Christ von Schanz und anderen ab, indem er an vielen Stellen angebliche Interpolationen aus dem Texte verweist, an anderen wieder fremde oder eigene Conjecturen aufnimmt. Es ist nicht meine Absicht, die zahlreichen Textänderungen an dieser Stelle aufzuzählen, zumal sie in dem oben citierten Programmaufsatze verzeichnet sind; ich will daher nur im allgemeinen bemerken, dass Christ bei der Textgestaltung etwas zu radical vorgeht, indem er Interpolationen und Textverderbnis auch dort annimmt, wo kein zwingender Grund vorliegt. Wenn auch zugestanden werden muss, dass die Änderungen, welche Christ vornimmt, in den meisten Fällen dem Sinne und dem Zusammenhange mehr entsprechen als die durch die Handschriften überlieferten, so glaube ich doch, dass man an der handschriftlichen Überlieferung so lange festhalten sollte, als eine Erklärung derselben überhaupt möglich ist.

Die 81 A. aufgenommene, von Gomperz befürwortete Lesart *ἀπαίρει* statt *ἀπέρχεται* zieht Christ in der Vorrede zurück, da diese Lesart von Couvreur als haltlos nachgewiesen wurde.

In der Einleitung, die in einer klaren und leicht fasslichen Form abgefasst ist, sucht der Verf. den Schüler in den Gedankenkreis des Dialogs einzuführen und demselben zu zeigen, dass der Unsterblichkeitsgedanke Platons geistiges Eigenthum ist. Er macht darin den Schüler in großen Zügen mit Platons Ideenlehre bekannt, auf welche gestützt dieser die Unsterblichkeit der Seele, und zwar der Einzelnseele, zu beweisen unternimmt.

Dem Texte ist ein Namensverzeichnis und eine in jeder Hinsicht gelungene Darstellung der Gliederung unseres Dialogs beigefügt.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

Pietro Rasi, Di una data nel 'chronicon Eusebi' di S. Girolamo. Torino-Roma, Ermanno Loescher 1895. Estratto dalla Rivista di Filologiae d'Istruzione Classica. Vol. I (XXIII della Serie intera). Fasc. 3°. 8°, 13 SS.

Diese Abhandlung, welche ihr Verf., der durch seine Studien über die römische Elegie auch den deutschen Philologen rühmlich bekannte Professor der lateinischen Sprache und Literatur an der Universität Pavia, mir zuzusenden die Liebenswürdigkeit hatte, beschäftigt sich mit der vielbesprochenen Frage nach dem Geburtsjahre des Lucilius. Wenn auch, wie ich zu zeigen hoffe, Rasis Einwände gegen Moriz Haupts sinnreiche Lösung jener Frage nicht stichhaltig sind und sein eigener Lösungsversuch keineswegs wahrscheinlich genannt werden kann, so muss dennoch anerkannt werden, dass der Verf. auf manche Punkte hingewiesen hat, welche bei der bisherigen Discussion der Frage mit Unrecht unbeachtet geblieben waren.

Hieronymus erwähnt den Lucilius an zwei Stellen seiner Chronik: 1. ad ann. Abr. 1870 = 147 v. Chr.: Lucilius poeta nascitur. 2. ad ann. Abr. 1914 = 103 v. Chr.: Gaius Lucilius satirarum scriptor Neapoli moritur ac publico funere effertur anno aetatis XLVI. Zunächst sei bemerkt, dass die Zahl XLVI weder in XLIV noch in XLV zu ändern ist, da der Amandinus und der Freherianus die Geburt des Lucilius bei ann. Abr. 1869 anmerken, und überdies der Amandinus den Tod des Dichters in das Jahr Abrahams 1915 hinabrückt. Die beiden Daten des Hieronymus stehen somit untereinander im vollsten Einklange, während anderseits alles, was wir sonst über Lucilius wissen, die Angabe, dass Lucilius im blühenden Mannesalter von 46 Jahren gestorben sei, sich als schlechterdings unmöglich erweist. Schon vor 200 Jahren erkannte dies Pierre Bayles heller Blick. Dass trotzdem noch in unserm Jahrhundert die 46 Jahre in Schutz genommen werden konnten, wird jedem geradezu selbstverständlich erscheinen, der es weiß, dass im Bereiche der classischen Philologie fast an jede neue Erkenntnis das eifrige Streben, sie todtzuschweigen oder, wenn dies nicht gut möglich ist, sie todtzuschwatzen, sich wie ein unzertrennlicher Schatten heftet. Geirrt hat Bayle nur darin, dass er nicht bloß das Geburtsjahr des Lucilius weiter hinauf-, sondern auch sein Todesjahr weiter herabrücken wollte, das letztere allerdings nur um wenige Jahre; denn auf den thörichten Einfall, den Lucilius zu einem älteren Zeitgenossen Ciceros zu stempeln, wie in unserem Jahrhundert van Heusde that, ist Bayle nicht gerathen. Seither ist man davon abgekommen, an dem von Hieronymus überlieferten Todesjahre des Lucilius zu rütteln, da man erkannte, dass die Erwähnung der lex Licinia sumptuaria keineswegs die chronologische Schwierigkeit bietet, welche Bayle darin fand. Dass aber die Ansetzung des Geburtsjahres in Hieronymus' Chronik irrig sei, ist heute die Überzeugung aller Urtheilsfähigen.

Die Frage, ob wir es dabei mit einem Irrthum des Hieronymus oder mit einem Versehen des Abschreibers zu thun haben, scheint von vornherein ausgeschlossen, da beide Stellen der Chronik, wie wir gesehen haben, sich gegenseitig stützen und daher, wenn zu ändern wäre, beide Stellen geändert werden müssten — ein Verfahren, zu welchem ein besonnener Kritiker begreiflicherweise sich nicht leicht entschließt. Domenico Vallarsi, welcher in der ersten der beiden Stellen das *nascitur* in *noscitur* oder *agnoscitur* zu ändern vorschlägt, schweigt seltsamerweise über das *anno aetatis XLVI* der zweiten Stelle. Wer Vallarsis *noscitur* oder *agnoscitur* annimmt, muss die Worte *anno aetatis XLVI* streichen. Was Vallarsi versäumte, holt Rasi nach. Er streicht thatsächlich diese unbequemen Worte. Allerdings muss man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er diese Worte nicht bloß deshalb streicht, weil sie ihm unbequem sind, sondern weil sie durch eine stilistische Nachlässigkeit seinen Verdacht erregen. Gewiss hat Rasi Recht, wenn er an der Wortstellung 'moritur ac publico funere effertur anno aetatis XLVI' Anstoß nimmt und meint, Hieronymus hätte schreiben sollen 'moritur anno aetatis XLVI ac publico funere effertur.' Aber abgesehen davon, dass die ungeschickte Wortstellung noch in anderer Weise als durch Streichung der Worte anno aetatis XLVI beseitigt werden kann, erscheint mir das stilistische Gebrechen in einem Buche, welches so gänzlich auf Schönheit und Anmuth des sprachlichen Ausdrucks Verzicht leistet, wie es bei Hieronymus' Chronik der Fall ist, viel zu unbedeutend, um den Ausgangspunkt für textkritische Operationen zu bilden. Übrigens ist Vallarsis *noscitur* statt *nascitur* trotz der Leichtigkeit der Änderung auch ohne Rücksicht auf den Widerspruch mit der zweiten Stelle aus einem sprachlichen Grunde bedenklich; denn Hieronymus gebraucht in seiner Chronik zwar öfters *agnoscitur* und zweimal *cognoscitur* (ad ann. Abr. 1486: Anacreon lyricus poeta cognoscitur mit der Variante agnoscitur und ad ann. Abr. 2188: Appianus Cilex [so in Schoenes Text, doch wohl nur Druckfehler statt Cilix] poeta cognoscitur mit der Variante agnoscitur), aber niemals *noscitur*. Rasi selbst empfiehlt übrigens Vallarsis Conjectur noscitur oder agnoscitur nur für den Fall, dass seine eigene Conjectur zu gewagt erscheinen sollte. Diese eigene Conjectur Rasis wird allerdings jeder für 'troppo ardita' erklären. 'Io congetturo adunque' sagt Rasi S. 8 'che nel Chronicon all' anno di Abramo 1870 il nome di *Lucilius* sia corruzione di un altro, che io adesso nè vorrei nè potrei restituire'. Diese Vermuthung hat Rasi, wie er anmerkt, schon acht Jahre vorher in der Schrift De satirae Lucilianae ratione quae sit (Patavii 1887), S. 22, n. 10 vorgebracht. Natürlich muss das 'anno aetatis XLVI' der zweiten Stelle auch bei Rasis Conjectur als Interpolation getilgt werden. Aber nicht dies ist das Schlimmste, sondern die quälende Frage, wer denn um des Himmels Willen jener große Unbekannte sein

mag? War denn im 2. Jahrhundert v. Chr. der römische Parnass so dicht besetzt, dass wir wegen der vielen möglichen Namen den richtigen nicht mit Sicherheit herausgreifen können? Oder ist unsere Kenntnis der hervorragenden römischen Dichter jener Zeit (und ein hervorragender musste es doch wohl sein, dessen Geburtsjahr bei Suetonius, dem Gewährsmanne des Hieronymus, sich verzeichnet fand) eine so kläglich lückenhafte, dass der Name des großen Mannes, welchen ein tückischer Schreibfehler in den des anderweitig sattsam bekannten Lucilius verwandelt hat, infolge des trümmerhaften Zustandes der Überlieferung in völlige Vergessenheit gerathen konnte? Es ist klar, dass Rasis Conjectur nichts weiter bewirkt, als die Ersetzung eines lösbaren Problems durch ein unlösbares. Nicht minder klar ist es, dass die verfehlten Versuche Vallarsis und Rasis, durch Textänderungen die chronologische Schwierigkeit zu beseitigen, den Beweis liefern, wie richtig jene Gelehrten urtheilten, welche nicht die Abschreiber des Hieronymus, sondern den Hieronymus selbst des Irrthums beschuldigten. Warum bemüht sich eigentlich Rasi so sehr, den Hieronymus von diesem Vorwurf zu entlasten? Er hat dafür zwei Gründe. Der eine ist seine hohe Meinung von diesem gelehrtesten Vertreter des Christenthums. Zwar hält er ihn nicht für unfehlbar und gibt zu, dass auch sonst in der Chronik des Hieronymus sich Irrthümer finden. Aber d i e s e n Irrthum findet er zu stark, als dass er ihn dem Hieronymus zutrauen könnte. Moriz Haupt hat bekanntlich angenommen, dass eine Verwechslung des Consulnpaares vom Jahre 180 v. Chr. A. Postumius Albinus und C. Calpurnius Piso mit den Consulen des Jahres 147 v. Chr. Sp. Postumius Albinus und L. Calpurnius Piso vorliege, und diese Annahme ist heute die herrschende, mit vollem Recht; denn sie allein lässt die Entstehung des Irrthums sozusagen mit Händen greifen, was den Erklärungsversuchen Munros und Giussanis nicht nachgerühmt werden kann. Nur Rasi schüttelt ungläubig den Kopf über die Annahme eines 'errore così grossolano', eines 'sbaglio tanto madornale' seitens des gelehrtesten Vertreters des Christenthums. Aber warum soll man dem Hieronymus eine solche Verwechslung nicht zutrauen können, nachdem doch ein Mann wie L. Accius die noch viel ärgere Verwechslung der beiden Eroberungen von Tarent 272 und 109 v. Chr. begangen hat, obgleich er diesen Ereignissen zeitlich viel näher stand, als Hieronymus dem Lucilius? Der zweite Grund Rasis gibt mehr zu denken. Er nimmt Anstoß daran, dass Hieronymus an der e r s t e n Stelle 'Lucilius poeta' und an der z w e i t e n Stelle genauer und umständlicher 'Gaius Lucilius satirarum scriptor' sagt. Ohneweiters gebe ich Rasi zu, dass das umgekehrte Verfahren, nämlich die a u s f ü h r l i c h e r e Bezeichnung an der e r s t e n und die k ü r z e r e an der z w e i t e n Stelle zweckmäßiger wäre. Wenn aber Rasi meint, die ausführlichere Bezeichnung an der zweiten Stelle beweise, dass Hieronymus h i e r den Lucilius zum erstenmale erwähne und dass

somit die erste Stelle, wo die kürzere Bezeichnung steht, sich gar nicht auf denselben Dichter beziehe, sondern auf den großen Unbekannten, dessen Namen er nicht anzugeben vermag, so hätte er doch vor allem sich die Überzeugung verschaffen müssen, dass Hieronymus sonst nirgends auf die ausführlichere Bezeichnung die kürzere folgen lässt. Dass dies keineswegs der Fall ist, lehren folgende Stellen: ad ann. Abr. 1269: Thales Milesius physicus philosophus agnoscitur; vgl. ad ann. Abr. 1376: Thales Milesius *Examyis filius primus* physicus philosophus agnoscitur.

Ad ann. Abr. 1463: Simonides clarus habetur; vgl. ad ann. Abr. 1483: Simonides *lyricus* et Phocylides clari habentur und ad ann. Abr. 1530: Pindarus et Simonides, *lyrici poetae*, insignes habentur.

Ad ann. Abr. 1465: Xenophanes Colophonius clarus habetur; vgl. ad ann. Abr. 1483: Simonides lyricus et Phocylides clari habentur et Xenophanes *physicus, scriptor tragoediarum.*

Ad ann. Abr. 1449: Habaris de Scythia venit in Graeciam; vgl. ad ann. Abr. 1568: Habaris, *Hyperboranus hariolus*, agnoscitur.

Ad ann. Abr. 1548: Sophocles et Euripides clari habentur; vgl. ad ann. Abr. 1574: Euripides, *tragoediarum scriptor*, clarus habetur.

Ad ann. Abr. 1562: Zenon et Heraclitus tenebrosus agnoscitur; vgl. ad ann. Abr. 1581: Zeno et Parmenides *philosophi insignes* habentur.

Ad ann. Abr. 1580: Aristophanes clarus habetur; vgl. ad ann. 1589: Eupolis et Aristophanes, *scriptores comoediarum*, agnoscuntur.

Ad ann. Abr. 1592: Plato nascitur; vgl. ad ann. Abr. 1628: Plato *philosophus* agnoscitur.

Ad ann. Abr. 1696: Menander primam fabulam cognomento Orgen docens superat; vgl. ad ann. Abr. 1725: Menander *comicus* moritur.

Ad ann. Abr. 2084: Musonius et Plutarchus philosophi insignes habentur; vgl. ad ann. Abr. 2095: Titus Musonium *Rufum* philosophum de exilio revocat und ad ann. Abr. 2135: Plutarchus *Chaeroneus* et Sextus etc. philosophi insignes habentur.

Ad ann. Abr. 2124: Plinius Secundus, cum quandam provinciam regeret etc.; vgl. ad ann. Abr. 2126: Plinius Secundus *Novocomensis, orator et historicus,* insignis habetur, cuius plurima ingenii opera extant.

Nicht ganz analog ist folgender Fall: ad ann. Abr. 2029: Sotio, philosophus Alexandrinus, praeceptor Senecae, clarus habetur; ad ann. Abr. 2080: Iunius Gallio, frater Senecae, egregius declamator, propria se manu interficit; vgl. ad ann. Abr. 2082: *L. Annaeus* Seneca *Cordubensis*, *praeceptor Neronis et patruus Lucani poetae,* incisione venarum et veneni haustu perit. In diesem Falle ist es sehr begreiflich, dass Seneca erst an der dritten Stelle

mit vollem Namen und Attributen erscheint. In allen übrigen Fällen dagegen wäre die ausführlichere Bezeichnung schon an der ersten Stelle nicht bloß möglich, sondern auch zweckmäßiger gewesen, als an der zweiten. Aber Hieronymus verfuhr in dieser Beziehung mit Willkür. Somit kann auch das schlichte 'Lucilius poeta' der ersten Stelle gegenüber dem 'Gaius Lucilius satirarum scriptor' der zweiten Stelle keinen Argwohn erregen.

Facit: In der Frage nach dem Geburtsjahre des Lucilius wird man nach wie vor auf dem Standpunkt Moriz Haupts verharren müssen.

Czernowitz. Isidor Hilberg.

Anthologiae latinae supplementa. Vol. I. Damasi Epigrammata, accedunt Pseudodamasiana. Recensuit Maximilianus Ihm. Lipsiae, B. G. Teubner 1895. LII u. 145 SS.

Es war gewiss ein guter Gedanke, in den Supplementa der neuen Ausgabe der Anthologia latina die Gedichte des Papstes Damasus, der zu den ältesten christlichen Dichtern gehört und in dieser Beziehung vom hl. Hieronymus, mit welchem er in vertrautem Verkehre stand, so sehr hervorgehoben wurde (de vir. ill. 103, p. 57 ed. Herding.), zunächst zu berücksichtigen. Der Herausgeber zeigt sich seiner Aufgabe vollständig gewachsen. Die Verse des Papstes sind uns theils auf Grabinschriften in Rom, um welche sich bekanntlich auch de Rossi hochverdient gemacht hatte, theils handschriftlich überliefert; Ihm hat, auf dem Grunde de Rossis weiter bauend, die Steine nochmals revidiert, die Handschriften nachverglichen und die Ausgabe mit einem reichhaltigen Apparate ausgestattet. Sind die Gedichte auch ganz besonders für die am Anfang der praefatio mit Recht zur näheren Beschäftigung mit denselben eingeladenen Theologen wichtig, da sich darin glänzende Zeugnisse von der damaligen Heiligenverehrung und vom Glauben an die Kraft ihrer Fürbitte finden, so sind sie doch auch für die Geschichte der römischen Dichtung in ihren Ausläufern gewiss nicht ohne Interesse. Und der Herausgeber hat neben der kritischen Arbeit gerade auch diesen Punkt bei seinen eingehenden metrischen und sprachlichen Bemerkungen, denen am Schlusse noch sorgfältige Indices zuhilfe kommen, mit Vorliebe im Auge behalten.

Für den Nachweis älterer Dichter, an welche Damasus formell anklingt, standen ihm bekannte neuere Vorarbeiten zugebote, die er in der praefatio p. VIII gewissenhaft citiert und bespricht; aber manches weist im Verlaufe auch in solcher Beziehung auf eigene Nachträge und auf selbständiges Urtheil. Man wird auf diesem Gebiete da nicht mehr vieles vermissen. Für die metrische Verwendung des *sine fine* 3, 5 wäre wohl in erster Linie auf

diesen Lieblingsgebrauch bei Ovid, in welchem der Dichter nachweisbar auch belesen war, zu verweisen (vgl. des Ref. Buch „Ovidius und sein Verhältnis zu den Vorgängern" I, 18); auch der Zahlengegensatz *multis de fratribus unum* 1, 7 ist echt ovidisch (vgl. des Ref. philolog. Abhandlungen II, 32, wo gerade auch durch eine Reihe ovidischer Stellen die richtige Bevorzugung des *de* bestätigt wird); Pseudodam. 86 b, 4 wäre für *florea serta* an der Pentameterstelle zunächst Tibull I, 1, 12; 2, 14 zu nennen (wo übrigens nach der besseren Überlieferung seit Bährens und Hiller auch *florida* gelesen wird, wie an der vom Herausgeber verglichenen Stelle Ovid Fast. VI, 312). Die gleich oder ähnlich klingenden Hexameterausgänge wurden mit großem Fleiße im Apparate verfolgt; es zeigt sich aber auch da, dass dieselben, wie Ref. wiederholt und eingehend im Buche „Zu späteren lateinischen Dichtern" I, 44 ff. betonte, aus verschiedenen Gründen oft wenig sichere Schlüsse auf eine directe Nachahmung zulassen. Der 32, 3 verwertete und überhaupt so beliebte Versschluss *altaria donis* findet sich z. B. auch schon bei Lucrez (IV, 1229 Bern. *adolentque altaria donis*); viele der vom Herausgeber aus verschiedenen Dichtern belegten Ausgänge ließen sich naheliegend noch durch ganze Reihen vermehren. Interessant ist es übrigens, wie auch dieser christliche Dichter solche Schlussformeln, welche sich für die von ihm behandelten Gegenstände in neuer Verwendung gut gebrauchen ließen, besonders gerne und manchmal in nächster Nähe wiederholt, so z. B. *regia caeli, ex hoste tropaea, iussa tyranni, viscera matris.*

In der Aufnahme von Conjecturen war der Herausgeber sehr vorsichtig; selbst 44, 4 ist die Corruptel *cui poena nulla deiecti* mit dem dieselbe bezeichnenden Kreuzchen im Texte belassen und die Vermuthung *cui poena est nulla relicta* (vgl. Rhein. Museum, 50. Bd. S. 202) nur im Apparate angeführt.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Eugen Wolff, Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart. Leipzig, Hirzel 1896. 8°, VIII u. 400 SS. Preis 5 Mk.

Schönbachs so wohlgemeinter Ruf an die Literarhistoriker, die Bewegungen der Gegenwart in den Bereich ihrer Forschung zu ziehen, hat Geister beschworen, welche die Wissenschaft so bald nicht wieder los werden dürfte. Da werden vereinzelte Erscheinungen aus ihrem Zusammenhange herausgerissen, dort orakelnde Sätze als abschließende Wahrheiten verkündet, hier kommen skizzenhafte Vorträge unausgereift auf den Markt, anderswo erheben die unter momentanem Eindruck schnell fertiggestellten Feuilletons in überflüssigen Sammlungen die Ansprüche eines gesetz-

gebenden Werkes. Dem sorgsamen Beobachter werden aber gerade in solchen missglückten Erscheinungen die großen Schwierigkeiten, welche der gediegenen Behandlung der zeitgenössischen Production erwachsen, völlig klar: einem Werke der Vergangenheit, dessen Wirkungen völlig abgeschlossen vorliegen, steht der Forscher auch in seinen Ursachen ruhig betrachtend gegenüber: was den Schriftsteller unserer Tage erregt hat, arbeitet auch in ihm, so wenig er sich dessen klar wird, und er müsste die Zusammengehörigkeit mit seinem Jahrhunderte aufgeben, um es wirklich begreifen zu können. Ferner fassen sich die erregenden Ursachen einer literarischen Erscheinung und Bewegung immer in typischen Persönlichkeiten zusammen, die wie ein Hauptfluss alle kleinen einströmenden Bäche vereinen und zu Repräsentanten werden, wie Rousseau für eine Seite der Sturm- und Drangbewegung. Der Mitlebende aber bewegt sich unter einer Fülle von Atomen und Molecülen, die ihre concentrierte Gestaltung noch nicht genommen haben, ihm aber in ihrer weiten Versplitterung unübersichtlich bleiben. So wird der Zusammenhang zwischen den einzelnen Erscheinungen nicht klar, die Verbindung fehlt und damit der Kitt, welcher wissenschaftliche, literarische Arbeit zusammenhält; sehr richtig sagt Gomperz in seinem Buche „Griechische Denker" (I 308): „Die Grundlage jeglicher Kritik ist vergleichende Beobachtung." Das schöne Vorbild, das Schönbach selbst in seiner neuesten Auflage seines Buches „Über Lesen und Bildung" (1896) gibt, sollte den Weg zeigen, vor allem darin, wie sich selbst diesem Meister erst nach und nach der Gesichtskreis erweiterte und die Betrachtung vertiefte. Statt dessen schleudert man unter vielversprechenden Titeln als gute buchhändlerische Ware Werke heraus, deren rasche Erzeugung schon eine wahrhafte Durcharbeitung nicht voraussetzen lässt.

Gewiss gibt es auch hier Ausnahmen, und ehrlich gemeinte Versuche in bescheidener Form sind, auch wo sie mit unzulänglichen Mitteln begonnen werden, nicht schlechtweg zu verurtheilen. Das Buch E. Wolffs gehört leider nicht zu diesen.

Von der ersten bis zur letzten Seite zieht sich eine Kette nichtssagender Phrasen, die man in zwei Gruppen theilen kann. Die eine bringt die Schlagworte „Idealismus", „Realismus" und sogar „Ideal-Realismus", „Real-Idealismus" in eintönigster Folge. Mit diesen Schlagworten und einigen Zeitungsphrasen erschöpft sich eine Reihe seiner literarischen Urtheile. Die zweite Gruppe huldigt einer maßlosen Deutschthümelei, und das ist die schlimmere. Schon die Vorrede hebt von „Ausprägung des Lebens, deutschen Lebens, in Geist, in deutschem Geist" zu sagen an. Bei Richard Wagner taucht die „deutsche Volksseele" natürlich auf, gelegentlich hören wir vom „Medium der deutschen Dichterseele", vom „Herzen des deutschen Volkes", bei manchen rhetorischen Blüten kann man sich nicht einmal mehr etwas denken (z. B. S. 140 usw.).

Wenn diese Einseitigkeit, vor der sich niemand mehr zu hüten hat als der deutsche Literarhistoriker, nur die Ausschmückung des Stils treffen würde, möchte sie noch hingehen. Sie dringt aber auch in Wolffs literarische Urtheile, die von den sattsam durchgekauten Verachtungsrufen gegen die französische Unmoral strotzen, und lässt ihn den selten erfreulichen poetischen Tiraden, die der deutsche Krieg geboren, einen Platz anweisen (S. 315 ff.), der ihnen nicht entfernt gebürt. Sardou ist vor allem sein Prügelknabe; wenn er bei Sudermann ironisch ausruft: „Ist es nicht ein hoher Ruhmestitel, der deutsche Sardou zu sein?" (258), gestehe ich ganz offen, auf die Gefahr hin, mir die Verachtung des Verf.s zuzuziehen, dass ich mich sehr freuen würde, wenn ich ihn dem deutschen Dichter geben könnte. Engerer Localpatriotismus lässt ihn Klaus Groth überschätzen, während er in Reuters Romanen „alle glänzenden Kunstmittel des modernen Romans" findet. Das Buch ist durchspickt mit einer Reihe unpassender und trivialer Citate, es wimmelt von geschmacklosen Vergleichen, wie wenn er Hebbel einen Felsblock nennt, „in dessen Innern verschlungene Pfade zur Höhe führen".

Das Werk zerfällt in die Abschnitte: 1. Drama und Theater, 2. Epos, Roman und Novelle, 3. Lyrik und Didaktik, 4. Kritik. In einer Geschichte der Literatur der Gegenwart musste ein Hauptabschnitt der modernen Philosophie von Schopenhauer über Feuerbach und Hartmann zu Nietzsche gewidmet werden; dieser Mangel ist kein nachzuholendes Versehen, er bezeichnet das fehlende Fundament. In den einzelnen Partien werden wohl viele Namen genannt, eine wirkliche Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten fehlt fast durchwegs. Im Drama wird Laube zu wenig berücksichtigt, dafür kann Gottschall lesen, dass er „einer der modernsten Geister unter den Epigonen" sei. Grillparzer wird recht leichthin abgethan, Hebbel der Dramatiker findet viel weniger Beachtung als der Lyriker. So wohlthuend gerade uns Österreicher es berührt, Anzengruber gerühmt zu sehen, kann doch dieses Lob keine rechte Freude machen, da ihm die kritische Begründung fehlt: für seine Fehler, die lose Composition und die einseitige Kenntnis der socialen Schichten hat W. kein Auge. Seine Betrachtung Sudermanns erstickt auch in dem „Sumpfe", den er in „Sodoms Ende" erblickt. Bei Hauptmann fallen sofort Missverständnisse in der Charakterisierung Loths und der „Weber", in denen er starke Tendenz gegen die höheren Stände herausfindet, auf. Den Praeraphaelitismus der neuesten Bewegung auf allen Gebieten der Literatur, den Einfluss 'Marterlincks, Barrès' u. a. beachtet W. überhaupt nicht. Ein Capitel über fremde Dramen gleitet leicht, selbst über Ibsen hin, dafür ist ihm Erckmann-Chatrian, dieser „verfälschte, weil verwälschte" Iffland — hier passt der schlechte Witz, den der Verf. an anderer Stelle bringt — recht erfreulich. Beim Epos wird Hebbels „Mutter und Kind" mit Stillschweigen übergangen.

Für den Roman ist Goethes Thätigkeit viel mehr in den Vordergrund zu stellen, ein ganzes Capitel „Bildungsroman" wäre von Wilhelm Meister bis auf Gabriel Reuter hinauf zu entwickeln. Wie wenig erscheinen die Gegensätze des äußerlichen Experimentalromans Zolas und des innerlichen Bourgets, der seine Fortbildung in Gabriele d'Annunzio, ganz neuerdings in Emil Marriot findet, studiert. Der Romandichter Heyse wird zu Ungunsten des Novellisten erhoben. Eine ganze, wichtige Gruppe der Dorfgeschichte, die Ghettoerzählung, die doch schöne Früchte bei Kompert und dem als Erzähler leider allzu vergessenen Mosenthal zeitigte, bleibt unerwähnt. Das sind entschiedene Mängel, die ganze Richtungen berühren, während man beim Tadel der Auswahl einzelner Persönlichkeiten leicht von individueller Kenntnis und Geschmacksrichtung beeinflusst sein kann. Ich vermisse z. B. den Namen Ferd. v. Saars, R. Hamerlings als Epiker a. a. Dem „Zeitromane" sind kaum sieben Seiten eingeräumt, während Fritz Mauthner eine überlange Beurtheilung erfährt. Dass der Verf. „Rohes und Schlüpfriges" im Grünen Heinrich findet, verdient eigens angemerkt zu werden (S. 193). Citate aus Erzählungen sind ganz ungleichmäßig und meist ungeschickt angebracht. Dasselbe gilt von der Lyrik, bei der Heines Einfluss noch viel zu wenig hervortretend gezeichnet wird. Ebensowenig wie von Hebbel, war es nothwendig, von O. Ludwig als Lyriker zu sprechen. Der Gedanke, die Kritik in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, wäre an und für sich ansprechend, nur lassen den Verf. hier die Kenntnisse und seine Urtheilskraft imstiche. Statt die Wirkung Taines, Stendhals u. a., die methodischen Ausbildungen Scherers, H. Grimms usw. zu untersuchen, statt Männern, wie z. B. Kürnberger, ihr oft verweigertes Recht zu geben, ergeht er sich in den alten Klagen über die Presse, um schließlich seine ganz persönliche Erfahrung in ungebürlicher Breite aufzubauschen. Schon Leibnitz hat irgendwo gesagt, er habe noch kein schlechtes Buch gelesen, aus dem er nichts hätte lernen können. Es seien auch die guten Seiten des Wolff'schen Buches nicht verschwiegen. Schon oben habe ich auf die Anzengruberbesprechung hingewiesen und manchmal schon die richtigen Intentionen des Verf.s zu betonen gesucht, denen leider keine halbwegs entsprechende Ausführung gegeben ist. So taucht auch bei Betrachtung des Dramas der ausgezeichnete Gedanke auf, den eisernen Bühnenbestand des deutschen Repertoires einer Musterung zu unterziehen. Aber auch hier kommt es nur zu Ansätzen und recht sonderbaren Vorschlägen, wie zur Aufnahme der Goethe'schen Revolutionslustspiele (S. 125).

Es war nothwendig, bei dem Buche länger zu verweilen; denn derartige verfehlte und flüchtige encyklopädische Werke gleichen falsch angebrachten Wegweisern. Sie führen nicht nur den ersten irre, sie täuschen auch viele Nachfolger, wenn man sie nicht endgiltig beseitigt. Die Devise „In magnis voluisse sat

est“ wird gerne zur Entschuldigung für große mit ungenügender Vorbereitung unternommene Experimente genommen; sie ist nur dann wahr, wenn man sich ehrlich klar macht, was in dem Worte „voluisse“ alles steckt.

Goethes lyrische Dichtungen der ersten Weimarischen Jahre.

In ursprünglicher Fassung mit einer Einleitung herausgegeben von Rudolf Koegel. Basel, Schwabe 1896. 8°, 71 SS.

Gelehrte Zwecke verfolgt die Sammlung nicht. Um dem Bedürfnisse eines größeren Publicums zu dienen, hätten die abgedruckten Texte Erklärungen erfahren und die Einleitung, die in großen Umrissen über die Berufung Goethes nach Weimar und seine Thätigkeit während der ersten Jahre handelt, etwas mehr als die landläufigsten Notizen bieten müssen. Während S. 20 versprochen wird, die Lyrik im ganzen Umfange vorzuführen, werden „Hans Sachs“, „Asan Aga“ (so S. 33 citiert!), „Der Fischer“ zwar genannt, aber nicht abgedruckt, weil sie „allgemein bekannt sind, und dann weil die älteren Fassungen nur unerheblich von denjenigen der Werke abweichen“. Dieselben Gründe hätten sich auch bei einer Reihe der aufgenommenen Gedichte für ihre Ausscheidung geltend machen lassen. Im ganzen: das Büchlein ist ebenso klein als überflüssig.

Wien. A. v. Weilen.

Gotthold Ephraim Lessing, Abhandlungen über die Fabeln.

Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hans Lambel. Freytags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1894. 146 SS. Preis geb. 70 h.

Die Vorschriften für den deutschen Unterricht vom Jahre 1884 verlangen in der VI. Classe die Lectüre von Lessings Abhandungen über die Fabel; doch ist nicht zu verkennen, dass die Beschäftigung mit diesen Aufsätzen mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden ist, da weitausgreifende Auseinandersetzungen über das Wesen und die Geschichte der Fabel durchaus nothwendig sind, wenn Lessings Arbeit auch nur halbwegs verstanden und gewürdigt werden soll. Dazu kommt, dass in manchen Punkten gerade hier die Ansichten nicht vollkommen geklärt sind. (Man denke nur an das Verhältnis zwischen Fabel und Parabel.) Diese Umstände veranlassten den Ref., eine mit Einleitung und Anmerkungen versehene Schulausgabe des Lessing'schen Werkes vor einer Reihe von Jahren herauszugeben, der später eine größere wissenschaftliche Ausgabe folgte. Die verschiedenen Schwierigkeiten, welche sich der Erklärung entgegenstellten, bewogen den Unterzeichneten, sich in den Anmerkungen der Schulausgabe über einzelne Punkte eingehender zu verbreiten, indem vorausgesetzt wurde, dass diese

Anmerkungen in erster Linie für die genauere Information des Lehrers bestimmt wären und dieser aus ihnen für die Schüler dasjenige auswählen würde, was ihm geeignet und besonders wichtig schiene. Nach der Veröffentlichung der größeren Ausgabe wurde eine 2. Auflage der Schulausgabe in den Anmerkungen bedeutend gekürzt und ist in dieser Gestalt gegenwärtig im Gebrauch.

Die vorliegende neue Ausgabe hat in letzterer Beziehung noch mehr gethan, indem sie in der Auswahl der Anmerkungen weitere, nicht unerhebliche Reductionen vornahm. Auch in der Einleitung (S. 1—24) ist das Streben ersichtlich, sich möglichst auf das durch bisherige Forschung übereinstimmend Gesicherte zu beschränken. Die Einleitung handelt zunächst von Lessings Vorgängern in der Fabeldichtung und seinen Jugendversuchen in dieser Gattung sowie von den Prosa-Fabeln des Jahres 1759. Es wird zunächst auf die Stellung der Fabel in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts und auf die französischen Vorbilder des classischen Zeitalters hingewiesen. Sodann ist von den wichtigsten deutschen Nachfolgern der Franzosen und von den Schweizern die Rede, wobei insbesondere der sinnige Meyer von Knonau entsprechende Würdigung findet. Die Entstehung der Lessing'schen Fabeln wird im weiteren Verlaufe der Darstellung geschichtlich geschildert, ebenso über die Abfassung der fünf Abhandlungen, über sein Verhältnis zur antiken Fabeldichtung, zu den Gegnern und zu Aristoteles, über dessen Fabeltheorie in der Rhetorik Genaueres beigebracht wird. Endlich ist auch auf den Einfluss der Wolff'schen Philosophie verwiesen. Die Wirkung und Bedeutung der Fabelabhandlungen bildet den Schluss, indem zunächst über die Urtheile und spätere Forschung, dann über Lessings kritisches Verdienst und endlich über die praktische Nachwirkung von Lessings Thätigkeit auf diesem Gebiete gesprochen wird.

Während der Ausgabe des Unterzeichneten der 1. Text Lessings vom Jahre 1759 zugrunde liegt, wählt Lambel den Text letzter Hand vom Jahre 1777. Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen den von Lessing selbst herausgegebenen Texten nicht, wenn man von der Berichtigung von Druckfehlern und einzelnen Kleinigkeiten absieht, da Lessings Plan einer durchgreifenden Umarbeitung des Fabelbuches nicht zur Ausführung kam. (Vgl. darüber den textkritischen Apparat in meiner größeren Ausgabe.) Hinsichtlich der Textbeilagen (S. 100—112) ist Lambel dem Ref. darin gefolgt, aus Rücksicht auf Bequemlichkeit die Lessing'schen Prosafabeln soweit in Auswahl beizugeben, als dies für die Lectüre der Abhandlungen zweckdienlich erscheint, dagegen hat er auf die übrigen, besonders lateinischen und griechischen Fabeln, auf welche sich Lessing bezieht und die in meiner Ausgabe in deutscher Übersetzung enthalten sind, verzichtet und dafür, wo es nöthig schien, ihren Inhalt in den Anmerkungen mitgetheilt; dadurch wurde es gleichfalls ermöglicht, den Umfang des Büchleins weiterhin auf

ein knapperes Maß zu bringen. Die Anmerkungen (S. 113—142) sollen nach den Mittheilungen ihres Verf.s dem aufmerksamen Leser „die nothwendige Belehrung als Grundlage und Anregung zu weiterem eingenen Nachdenken gewähren". Dem verdienten Herausgeber deutscher Schriftwerke ist es unzweifelhaft gelungen, ein für den Schulgebrauch sehr praktisches Büchlein herzustellen.

Wien. Dr. F. Prosch.

Französische Lehrbücher.

a) Grammatiken und Lehrgänge.

Die *Französische Schulgrammatik* von J. B. Peters (3. verb. Aufl. Leipzig, Neumann 1896. XIV u. 109 SS.) verdient mit vollem Recht den ihr vom Verf. gegebenen Namen einer Grammatik im Lapidarstile. Zu einer solchen macht sie nicht bloß die Scheidung des Nothwendigen vom Entbehrlichen, die präcise Fassung der Regeln, die übersichtliche Gruppierung des Stoffes, sondern nicht zum geringsten auch die geradezu mustergiltige Ausnützung der verschiedenen Typen im Druck, durch die das Wesentliche — so auch in den Beispielen mit ihrem concreten und mannigfachen Inhalte — sofort in die Augen springt. Die letzten Jahre haben einige sehr gute grammatische Hilfsmittel zutage gefördert, aber die Peters'sche Leistung übertrifft sie vielleicht alle, namentlich in den syntaktischen Partien. Mag man was immer für ein Capitel wählen, überall herrscht dieselbe Consequenz, überall Geist und Leben, überall auch das Bestreben, den Schüler zum selbständigen Denken durch Fragen nach dem Grunde der Erscheinungen anzuregen. Dass der Verf. bei solcher Behandlung der Grammatik immer eifrige und dankbare Schüler hatte, glauben wir ihm aufs Wort, wie auch, dass für den Lehrer die Arbeit, wenn sie sich mit dem nöthigen Geschick und der rechten Lust verbindet, nicht so öde und wenig anregend sei, wie sie verschrieen werde. Nun, für des Verf.s Geschick und Lust zu seiner Arbeit liefert diese selbst den besten Beweis.

Desselben Verf.s *Französische Zeichensetzung und Silbentrennung als Anhang zu französischen Schulgrammatiken* (8 SS.), ein Sonderabdruck aus vorgenannter Grammatik, gibt eine ausreichende Behandlung des Stoffes in ähnlich mustergiltiger Weise wie das Hauptwerk.

Manche Vorzüge vor anderen Lehrbehelfen derselben Art zeigt die nach der Methode Gaspey-Otto-Sauer hergestellte *kleine französische Sprachlehre besonders für die Elementarclassen von Real- und Töchterschulen, sowie für erweiterte Volks-, Fortbildungs- und Handelsschulen* von Dr. E. Otto, in der Neubearbeitung von H. Runge. (6. verb. Aufl. Heidelberg, Groos. kl. 8°, VIII u. 240 SS.)

Vor allem ist die Aussprache zeitgemäß dargestellt und im französisch-deutschen Wörterverzeichnis ein genaues Transcriptionssystem durchgeführt. Die grammatischen Regeln sind klar und bündig gefasst, der Lehrstoff selbst auf 62 Lectionen geschickt vertheilt. Zur Einübung desselben dienen sorgfältig gewählte französische und deutsche Einzelsätze. Auf die Erwerbung eines dem täglichen Leben angehörigen Wortschatzes wird durch das ganze Buch Bedacht genommen, und ist zu diesem Zwecke eine kleine Wörtersammlung, nach Begriffssphären geordnet, zusammengestellt, wo aber (S. 193) *tour* und *clocher* nicht unter einem deutschen Worte (Thurm) zusammengefasst, sondern das letztere wenigstens hätte specialisiert werden sollen. Eine gute Anleitung zu Sprechübungen geben die jeder Lection beigegebenen Fragen und Antworten und die Sammlung leichter Redensarten. Überall zeigt sich das Bestreben, den gerade gangbarsten Ausdruck zu bieten. Doch ist *quel quantième avous-nous?* (S. 62) die seltenere Ausdrucksweise für *q. q. sommes-nous?* (vgl. Storm, Französische Sprechübungen[2], S. 86) und *prenez place* (S. 199) schon veraltet (siehe Dubray, Fautes de français[4], S. 93). Die zuletzt angefügten leichten prosaischen und poetischen Lesestücke können nicht bloß als Lesematerial, sondern größtentheils auch bei Sprechübungen gute Dienste leisten. Das Buch ist wohl geeignet, Anfängern eine gediegenere Grundlage zum weiteren Studium des Französischen zu geben.

Der im Jahre 1889 zum erstenmal erschienene III. Theil von J. Fetters *Lehrgang der französischen Sprache* (Wien, Bermann u. Altmann 1896. 126 SS.), den Sprachstoff für die dritte Classe der österreichischen Realschulen enthaltend, erscheint nun in dritter Auflage so gründlich umgearbeitet, dass diese als ein neues Buch gelten kann. Die Umänderung erstreckt sich vor allem auf Lesestücke, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl durch andere, passendere ersetzt worden sind, und auf den grammatischen Lehrstoff, der in anderer Anordnung auftritt. Die den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannte Methode des Verf.s ist aber, namentlich was die geradezu mustergiltige Art der Verarbeitung des Lesestückes betrifft, im großen und ganzen dieselbe geblieben, wenn natürlich auch die einzelnen Aufgaben anderen haben Platz machen müssen. Kurz, der Verf. hat die Erfahrungen der letzten Jahre reichlich benützt und keine Mühe gescheut, um ein möglichst brauchbares Buch zu liefern. Auch auf Druck und Ausstattung ist alle Sorgfalt verwendet worden. An Druckfehlern sind dem Ref. nur aufgestoßen: S. 55, 3. Z. v. u. *appellé* st. *appelé* und S. 65, Z. 1 v. o. *àpiston* st. *à piston*. Im franz.-deutschen Wörterverzeichnis fehlen aus dem Lesestücke *une fête de village* (S. 63 ff.) die Wörter *râteau*, *balayer*, *cirer*, *frotter*, *épousseter*, *loquace*. Den Lehrern, die nach diesem Buche unterrichten, wird dasselbe in seiner neuen Gestalt nur noch willkommener sein.

~~Dr.~~ Reums *Französisches Übungsbuch für die Oberstufe* (Ausgabe B. Bamberg, Buchner 1896. 110 SS.), welches Buchners Lehrmittel für den franz. Unterricht abschließt (vgl. die Anzeige in dieser Zeitschrift 1895, S. 342 u. 344), führt in die franz. Syntax in möglichst knapper Form ein. Es bietet drei Arten von Übungen: *Exercices, Thèmes, Exercices de rédaction.* In den rein grammatischen Zwecken gewidmeten *Exercices* (90 Nummern) sind nach Art der in Frankreich üblichen Sprachbücher die Lücken der inhaltlich ansprechenden Sätze unter Beachtung des an der Spitze jeder Übung stehenden Paragraphen der Stern'schen Grammatik auszufüllen. Nicht selten werden auch nothwendige Ergänzungen zu jenem stellenweise sehr dürftigen Lehrbuche gegeben. Überall herrscht Klarheit und Präcision, so dass es eine wahre Freude sein muss, damit zu arbeiten. Der Schüler lernt wirklich auf diese Weise in der fremden Sprache denken, weil er aus ihr nicht herauskommt. Die *Thèmes* (35 kleinere und größere Nummern) sind durchaus in gutem Deutsch geschrieben und von fesselndem Inhalt. Verweise auf die Grammatik oder das Lesebuch, Fußnoten und ein Wörterverzeichnis erleichtern die Übersetzung. Nicht der wenigst interessante Theil sind die *Exercices de rédaction* (32 Nummern), die sich gliedern in *Imitations*, *Descriptions*, *Peintures*, *Sujets scientifiques*, *Lettres*, *Récits*, *Proverbes.* Lässt schon diese Eintheilung auf die Reichhaltigkeit des Gebotenen schließen, so zeugen noch mehr die genauen, bei jeder Aufgabe gemachten Angaben von des Verf.s Geschick und sorgfältiger gedanklicher Durcharbeitung jedes einzelnen Stoffes, so dass der Schüler bei jeder Aufgabe vollständig orientiert ist. Durch die fortwährende Bezugnahme auf die beiden anderen zu derselben Sammlung gehörigen Lehrmittel wird überdies eine Concentration erreicht, die bei anderen Lehrbüchern kaum möglich ist. Kurz, dieses Übungsbuch ist nach jeder Seite hin eine Musterleistung.

~~Das~~ *Lehr- und Lesebuch für praktische Ziele* von Dr. S. Feist. II. Mittelstufe (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1897. VIII u. 284 SS.), für das 3. und 4. Unterrichtsjahr im Französischen berechnet, bildet die Fortsetzung der in dieser Zeitschrift 1896, S. 764 angezeigten, nach denselben Principien verfassten Unterstufe. Es besteht aus drei Theilen: Lehrbuch, Lesebuch und Grammatik. Das Lehrbuch verarbeitet in 25 Lectionen die im dritten Theile übersichtlich, bündig und doch nicht dürftig dargestellte Formenlehre und Syntax. Jede Lection bietet ein zusammenhängendes Lesestück, eine daran sich schließende Sprechübung und Übersetzungsaufgaben, die größtentheils eine Umarbeitung der französischen Stücke sind. Das Lesebuch bringt poetische und prosaische Stoffe, unter den letzteren solche, die sich an andere Unterrichtsgegenstände anschließen, kaufmännische Briefe und Annoncen. Die Wahl der Sprachstoffe, ihre Verarbeitung und die Darstellung der Grammatik bekunden ein bedeutendes Geschick.

b) Übersetzungsbücher.

Von dem in dieser Zeitschrift 1895, S. 346 angezeigten *Deutsch-französischen Übungsbuche* von A. Ohlert ist 1896 die zweite, fast unveränderte Auflage erschienen.

Die *Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der unregelmäßigen Verba* von Dr. W. Ulrich (2. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, Neumann 1896. 64 SS.) bieten Einzelsätze (21 Nummern) zu den in Gruppen geordneten unregelmäßigen Verben und ihren Ableitungen (wobei eine größere Berücksichtigung der Phraseologie zu wünschen wäre), dann kurze, zusammenhängende Stücke, die auch zur Besprechung in französischer Sprache dienen sollen (18 Nummern), und solche von größerem Umfange, zumeist geschichtlichen Inhalts. Zu jeder Nummer finden sich rückwärts die Vocabeln. Bei *couvert* kann die Angabe „Couvert“ missverstanden werden; bei *cueillette* (ebenda) ist die allein angeführte Bedeutung „Collecte“ veraltet. Im übrigen ist das Büchlein eine recht brauchbare Arbeit.

M. Reuters *Zusammenhängende Stücke zur Einübung der französischen Sprachregeln für höhere Lehranstalten* (3. verm. u. verb. Aufl. Stuttgart, Roth 1896. 12°, 94 SS.), 80 an der Zahl, mannigfachen und anziehenden Inhalts, in gutem Deutsch geschrieben, vom Leichteren zum Schwereren aufsteigend, scheinen sich für ihren Zweck vorzüglich zu eignen. Noten und Vocabular treten unterstützend hinzu.

Höhere Anforderungen an den Übersetzenden stellen die in dieser Zeitschrift 1896, S. 765 angezeigten (*Wissenschaftlichen*, jetzt richtiger genannt) *Stilistischen Fortbildungsblätter für Lehrende und Lernende der französischen Sprache* von E. Walther, wovon jetzt Serie III erschienen ist (Stuttgart, Roth 1896. 12°, 54 SS.). Die in ziemlich schwierigen Einzelsätzen zur Darstellung kommenden Stoffe sind jetzt nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, und ein alphabetisches Verzeichnis der weniger bekannten Wörter und Ausdrücke hinzugefügt, was gewiss den Freunden dieser „Fortbildungsblätter“ willkommen sein wird.

Desgleichen ist für Fortgeschrittenere berechnet die *Französische Übungsbibliothek*, von der uns Nr. 11 mit *Lessings Minna von Barnhelm*, bearbeitet von Dr. Lahr (3. Aufl. Dresden, Ehlermann 1896. 12°, 168 SS.), vorliegt. Doch wird die Übersetzung bedeutend erleichtert durch zahlreiche Fußnoten sprachlichen Inhalts und das alphabetische Wörterbuch. Dem Text geht eine Biographie des Dichters und eine Einleitung zum Lustspiel voraus. Die mühevolle Arbeit ist sorgfältig durchgeführt.

c) Lesestoffe.

Das *Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für die Unterstufe* von A. Ohlert (Ausgabe A. 2. Aufl. Hannover u. Berlin, Meyer 1896. 78 SS.) besteht aus drei Theilen: Lesebuch, Wörter-

buch, Grammatik. Die im Lesebuche gebotenen Stücke reihen sich gewiss dem Besten an, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Sie sind in vorzüglichem Maße geeignet, in anregender Weise auf die Jugend geist- und gemüthbildend zu wirken. In sprachlich einfacher Form werden uns Bilder und Scenen, die auf das heranwachsende Kind Bezug haben, vorgeführt. Dazwischen Sprichwörter, Lebensregeln, Räthsel usw. Das alphabetisch angelegte Wörterbuch gibt die Vocabeln ohne Umschrift. Die Grammatik behandelt zunächst die Laut-, dann die Formenlehre, letztere, soweit sie für das Lesebuch in Betracht kommt. S. 44 wird die geschlossene und offene Aussprache der Vocale von der Schließung oder Öffnung der Lippen abhängig gemacht; richtiger wäre wohl, von der geringeren oder größeren Öffnung des Mundes. S. 53 heißt es: „*q* ist immer mit *u* verbunden." Auch im Auslaut? Vgl. *cinq, coq*. Über die beiden hier nicht geschiedenen *a* im Französischen (S. 45), die hier zusammengeworfenen Vorschlagsvocale in den Diphthongen *oi* und *ui* (S. 47, wo es statt: „*u* und *i* klingen . . ." heißen soll: „*u* und *ü* . . ."; übrigens S. 51 unterschieden), die historisch unrichtige Erklärung der Bildung des Futurums von *apercevoir* s. des Unterzeichneten Bemerkungen in dieser Zeitschrift 1896, S. 243.

Desselben Verf.s *Französisches Lesebuch für die Mittel- und Oberstufe höherer Lehranstalten* (Ausgabe A. 2. Aufl. Hannover u. Berlin, Meyer 1896. 231 SS.) enthält zunächst leichtere prosaische und poetische Stücke, dann Legenden, Fabeln, Märchen, ferner kleinere und größere Abschnitte aus dem Gebiete der Geographie, politischen, Sitten- und Culturgeschichte (Mœurs) Frankreichs: lauter recht gute, nach den jetzt herrschenden Grundsätzen ausgewählte Stoffe. Da daneben in den oberen Classen ganze Werke gelesen werden, so wird das hier gebotene Material für die mittleren und oberen Classen ausreichen.

Das in dieser Zeitschrift 1895, S. 344 angezeigte *Französische Lesebuch für die* (*Mittelstufe*, jetzt:) *Mittel- und Oberstufe* von K. Kühn ist nun in 2. Auflage erschienen (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1896. 340 SS.) mit einigen Umänderungen, Zusätzen und neuen Illustrationen. Willkommen wird den Lehrern die Zusammenstellung der darin vorkommenden Fälle des Conjunctivs sein. Auch ist jetzt ein separat erscheinendes *Wörterbuch* (64 SS.) mit Angabe der Aussprache in zweifelhaften Fällen hinzugefügt. Der Charakter dieses Muster-Lesebuches ist derselbe geblieben.

Von der in dieser Zeitschrift 1895, S. 345 angezeigten *Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften* von Bahlsen und Hengesbach (Berlin, Gaertner 1896) liegen uns folgende neue Bändchen vor:

Nr. 20: *Œuvres de François Coppée* (Prosa- und poetische Erzählungen, sowie Dramatisches). Ausgewählt, mit Biographie, Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von Prof. Dr. K.

Sachs. Mit dem Bilde von F. Coppée (XVI u. 119 SS.). Die Auswahl aus einem der gemüthvollsten zeitgenössischen Autoren ist mit Geschmack getroffen worden. Es finden sich Partien aus den *Contes en prose (Le Coucher du Soleil; Maman Nunu), Longues et Brèves (L'Enfant perdu),* aus den *Poésies (La Grève des Forgerons; la Marchande de Journaux; les Boucles d'Oreilles; le Roman de Jeanne, la Veillée)* und zuletzt das Lustspiel *le Luthier de Crémone.* Übersetzungen einzelner Stellen und eingehende sachliche Anmerkungen fördern das Verständnis des Textes. Ganz besonders wertvoll aber durch sorgfältige Sammlung aller Einzelheiten ist die 11 Seiten starke Biographie des Dichters. Die Arbeit ist ein Zeugnis von des Verf.s liebevoller Hingabe an den Schriftsteller.

Nr. 22: *Lettres françaises* von Dr. Th. Engwer (VI u. 152 SS.). Die hier zur Anschauung gebrachten Briefe haben nicht bloß als Muster für den Briefsteller ihren Wert, sondern werden, namentlich in ihrem ersten Theil *(Lettres familières),* durch ihre Lebendigkeit, Unmittelbarkeit und ihre moderne, selbst gelegentlich vor dem Argot nicht zurückschreckende Sprache auf einen jeden, der sich für die lebende französische Sprache und für das Denken und Fühlen der gebildeten Classen Frankreichs interessiert, ihren Reiz ausüben. Aber auch die anderen, sich mehr in festen Formen bewegenden Arten von Gelegenheits- und Geschäftsbriefen heben sich durch ihren modernen Ton von den in anderen Briefsammlungen enthaltenen ganz wesentlich zu ihren Gunsten ab. Sehr instructiv ist die Einleitung, die über den Briefstil im allgemeinen und die nothwendigen, zu beobachtenden Äußerlichkeiten bei der Abfassung von Briefen handelt, und der Anhang, der Erläuterungen sachlicher Art gibt. Kurz, der Verf. hat einen guten Gedanken auf glückliche Weise verwirklicht.

Nr. 23: *Sites et Paysages historiques* von G. Hellmers (114 SS.) bringt eine Auswahl von drei Bruchstücken aus den farbenprächtigen Schilderungen französischer Landschaften, der *Grandes Légendes de France* von Schuré: *I. La Grande-Chartreuse; II. Le Mont-Saint-Michel; III. La Bretagne.* Der nicht immer leichte Text wird den Schülern mundgerecht gemacht durch Übersetzungen, Erläuterungen sachlicher Natur und vier Abbildungen. Es ist ein Verdienst des Herausgebers, auf diesen sympathischen, deutschem Geiste so nahestehenden Schriftsteller, von dessen Leben auch ein kurzer Abriss gegeben wird, die neusprachlichen Lehrer aufmerksam gemacht zu haben.

Nr. 24 behandelt ausnahmsweise einen geschichtlichen Stoff: *Histoire de Jeanne d'Arc par M. le baron de Barante.* Bearbeitet von Dr. H. Müller (XXIII u. 129 SS.). Vor dem stellenweise modernisierten und richtig gestellten Text Barantes, den der Herausgeber wegen seiner stilistischen Vorzüge neueren Autoren vorgezogen hat, finden sich die Nachweise der benützten Quellen,

eine kurze Nachricht über den Schriftsteller und geschichtliche Bemerkungen. Erläuternd treten auch hinzu zwei Pläne, eine Karte und eine große Zahl von Anmerkungen, größtentheils historischen Inhalts. Außerdem hat der Verf. noch ein separates „Beiheft“ mit „Ergänzungen“ folgen lassen, das zunächst die einschlägige Bibliographie und dann einen eingehenden fortlaufenden Commentar enthält, der mit großem Fleiße alle historischen Daten über die im Texte erwähnten Persönlichkeiten und Ereignisse sammt Quellennachweisen gibt und ein schönes Zeugnis von des Verf.s gründlichen Specialstudien ablegt. Dieser Commentar, der natürlich über die Bedürfnisse der Schule hinausgeht, wird nicht bloß dem Historiker, sondern auch dem gewissenhaften Lehrer willkommen sein.

Dem Inhalte nach wesentlich verschieden von der Mehrzahl der Bändchen ist auch Nr. 27: *Préface de Cromwell par Victor Hugo* von Dr. O. Weissenfels, in welchem also eine ästhetisch-kritische Schrift von literarhistorisch hoher Bedeutung verkürzt zur Darstellung und Behandlung kommt. Die Einleitung ergeht sich über das Leben des Dichters, die Romantik und ihre Tendenzen. In den Anmerkungen, wo die Ansichten des Schriftstellers vielfach richtig gestellt werden, ist eine staunenswerte Fülle von literarhistorischen, kritischen und historischen Notizen zusammengetragen, die des Verf.s Kenntnis alter und neuer Literatur und seinen kritischen Sinn bekunden. Damit freilich diese Lectüre eine fruchtbare werde, setzt sie reife Schüler und zugleich ein größeres Maß von Kenntnis der classischen und romantischen Dichtung voraus, als den gerade herrschenden Ansichten gemäß jetzt im allgemeinen angestrebt wird.

So stellt denn jedes der oben genannten Bändchen bald mehr durch die Wahl des Stoffes, bald mehr durch dessen Bearbeitung, bald durch beides zugleich eine höchst willkommene Leistung dar, die nicht unwesentlich zur Bereicherung des neusprachlichen Lectüreschatzes beiträgt.

Auch *Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller* (Wien u. Prag, Tempsky 1896) sucht den Schülern das Verständnis für die culturellen Einrichtungen der beiden westlichen Völker durch Erschließung der historischen, novellistischen und poetischen Literatur des 19. Jahrhunderts zu vermitteln. Eines der ersten Bändchen dieser Sammlung ist *Scribe et Legouvé: Bataille de Dames ou un duel en amour. Comédie en trois actes.* Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. A. Hamann. I. Theil: Einleitung und Text. II. Theil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis (kl. 8°, 118 SS.). Die Einleitung gibt eine kurze, für den Zweck ausreichende Übersicht über das Leben Scribes, eine Darlegung der inneren politischen Verhältnisse Frankreichs zur Zeit der Restauration und den Inhalt des Stückes. Die davon abgetrennten Anmerkungen bieten außer den nothwendigen historischen Erklärungen noch — vielleicht etwas zu zahlreiche — Übersetzungen von Wörtern und Wortverbindungen, wodurch sich auch dieser Theil nicht scharf genug

von dem darauffolgenden Wörterverzeichnis abhebt. Diese elegant ausgestattete Sammlung möge der Beachtung der Fachgenossen empfohlen sein.

d) Diversa.

Die *Französische Lautlehre für Mitteldeutsche, insbesondere für Sachsen* von P. Schumann (2. veränd. Aufl. Leipzig, Teubner 1896. 42 SS.) will Lehrer, die keinen phonetischen Unterricht genossen haben, in die Lautlehre einführen. Dabei hat der Verf. in der richtigen Erwägung, dass es keine einheitliche deutsche Aussprache gibt und demnach die Schwierigkeiten beim Unterrichte in der französischen Lautlehre von Landschaft zu Landschaft sehr wechseln, bloß Mitteldeutsche, speciell Sachsen ins Auge gefasst. Da auch die Beschreibung der Laute und ihre Hervorbringung im ganzen richtig ist, wird das Schriftchen seinen Zweck im großen und ganzen erreichen, wenn auch die phonetisch ungeschulten Leser, für die dasselbe bestimmt ist, manchen Laut nach den gemachten Angaben nicht leicht zu bilden imstande sein werden; z. B. französisch *gn* nach der Anweisung auf S. 16. Immerhin aber könnte der Verf., der, nebenbei bemerkt, auch einmal von Buchstaben spricht, wo er Laute meint (S. 21), sein Werkchen noch durch das Studium Passys (Les sons du français; Beyer-Passy: Das gesprochene Französisch) und Quiehls (Französische Aussprache und Sprachfertigkeit), die er unter seinen Autoritäten nicht nennt, nicht unwesentlich verbessern. Dort fände er auch die Erscheinung der Assimilation, die er nicht erwähnt, und die Scheidung der qualitativ verschiedenen *a* des Französischen, die er zusammenwirft (S. 19).

Zwei culturgeschichtliche Bilder in französischer und englischer Bearbeitung (Marburg, Elwert 1896. IV u. 41 SS.) hat Dr. H. Lewin als Mittel zur Anknüpfung von Sprechübungen im neusprachlichen Unterrichte veröffentlicht. Es sind die beiden bei Wachsmuth in Leipzig erschienenen culturgeschichtlichen Schulbilder: „Bürgerliches Wohnzimmer, XVI. Jahrhundert“ und „Inneres einer Stadt, XV. Jahrhundert“, die von dem Verf. (unter Zuziehung von Franzosen und einem Engländer) in französischer und englischer Sprache beschrieben und dialogisch (in je 100—110 Fragen und Antworten) behandelt worden sind. Die Wahl kann insofern als eine glückliche bezeichnet werden, als einmal der Inhalt dieser Bilder von allgemeinem Interesse ist und dann auch Veranlassung gibt, Vergleiche mit der Gegenwart zu ziehen und so den Gesprächsstoff über den Rahmen der Bilder hinaus zu erweitern. Auch ist es sehr lehrreich zu sehen, in welch verschiedenem Gewande derselbe Gegenstand in den beiden Sprachen erscheint. Doch dürfte es sich empfehlen, bei einer Neuauflage nicht nur die Druckfehler zu beseitigen, sondern auch noch ein Vocabular mit den selteneren Wörtern anzufügen.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

G. Rigutini e O. Bulle. Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano. Leipzig, B. Tauchnitz, Milano, U. Hoepli 1895. 17—18 Lieferungen, jede zu 6 Druckbogen und zum Preise von 1 Mk. oder 1 Lire 40 Cts.

Da jetzt der erste, italienisch-deutsche Theil vollständig erschienen ist, mag es am Platze sein, über das schöne Werk noch ein Wort zu sagen und so das zu ergänzen, was schon früher in dieser Zeitschrift darüber angeführt wurde. Die praktische Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes geht zunächst aus der kritischen Sichtung des italienischen Sprachschatzes, aus der Bezeichnung rein literarischer oder poetischer oder wissenschaftlicher Ausdrücke und aus der Vermeidung der Fremdwörter oder Dialectausdrücke hervor; maßgebend für die Aufnahme oder Zurückweisung eines Wortes war hiebei der heutige toskanische Sprachgebrauch. Selbstverständlich musste es oft schwer fallen, eine bestimmte Grenze zu ziehen, und ein Wörterbuch wird, wie auch immer sein Umfang sein wird, den einen zu weitläufig, den anderen zu knapp gehalten scheinen. So mag es manche geben, welche neben den Ausdrücken verbena, babbeo, grata, gratella, graspo, lenzuolo, locusta, stevola und stiva, sbernia, subbia auch die Aufnahme der Formen berbena, babbano, grada, gradella, raspo, lenzo, ligusta, stegola, bernia, succhia vielleicht aus lautlichen Gründen gewünscht hätten. Für die praktische Erlernung der italienischen Sprache aber haben solche Ausdrücke, die entweder veraltet sind oder im täglichen Leben nur selten gehört werden, wenig Wert. Ebensowenig wird man den Verff. einen Vorwurf deswegen machen, dass hinsichtlich der rein literarischen Ausdrücke nur die großen Schriftsteller der Vergangenheit berücksichtigt wurden, unter diesen aber namentlich Dante, zu dessen Verständnis das Werk nicht wenig beitragen wird. Es muss besonders anerkannt werden, dass gerade von dem Meisterwerke der italienischen Literatur sehr viele schwierige Stellen angeführt und erklärt werden. Über die Vorzüge des Werkes hinsichtlich der Anordnung des Stoffes, der logisch fortschreitenden Entwicklung der einzelnen Bedeutungen jedes Ausdruckes, der Beigabe erläuternder Beispiele, der vollständigen Aussprachebezeichnung durch accentuierende und phonetische Punkte, der grammatischen Abwandlung genüge es hier auf das zu verweisen, was bereits an anderer Stelle darüber gesagt wurde. Nur möge noch hinzugefügt werden, dass die verschiedenen Suffixe, an denen die italienische Sprache so reich ist, überall die gebürende Beachtung fanden. Die Bezeichnung von Ausdrücken, die einer fremden Sprache entnommen sind, hätte etwas schärfer und genauer durchgeführt werden können; so ist — um nur einiges anzuführen — aghirone nicht sosehr als veraltet, als vielmehr als aus dem Prov. aigron stammend zu bezeichnen; Lehnwörter aus dem Französischen sind auch bargello, giardino, giga, geldra, convoglio (vielleicht auch corruccio, costume), damigella, ghindare,

giallo, gioia, gioire, guaitare, laido, lama, loggia, marchese, profitto, sargia etc.; dagegen ist ammainare nicht prov., sondern neapol. (mmainá). Was die etymologischen Bemerkungen anbelangt, so sind dieselben hie und da ungenau und scheinen die betreffenden Quellen nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt benützt worden zu sein. Ich erwähne nur einige Fälle: carẹna kann nicht direct auf carīna zurückgehen, sceverare ist ex-separare, mantile nicht unmittelbar mantele, sondern *mantile; andare ist ambitare, anguinaja — la'nguinaja; badare, sbadigliare, baire sind onomatop., borchia — buccula, brezza — brisa + rezza (auritia), frana — voragin-a, frasca — virasca, ganascia — γνάθος, gracidare — crocitare, ignudo — *ignudus (Anlehnung an ignotus), insieme — in simul unter Einfluss von semel, ischio — aesculum, lavagna — *lavana, ma — magis (nicht vermittels des prov. mas, sondern proklitisch), manzo — *mandium, medesimo — medipsimus, melo — *melum (μῆλον), nicchio — mytilus + nidus, prete — *prebiter — prevete — prete (nicht afr. prestre), puledro — pullitrus, quercia nicht direct von quercus, sondern *querqua — cerqua — quercia (vgl. Meyer-Lübke, Grammatik der rom. Spr. §. 426), rovistico — ligusticus + rovo, rubesto — robustus, aber unter Einfluss von agrestis, scoffina — scobina, sdrajare — disradiare, spọrco von spurcus, aber unter Einfluss von porcus, wie nọra von nurus unter Anlehnung an soror, nọzze von nuptiae unter Einfluss von novius (vgl. Meyer-Lübke, Gr. d. rom. Spr. §. 146); stoviglia — (te)stuilia, wie vaccio = afr. viaz aus (vi)vacius, baco aus (bom)bacus (vgl. Meyer-Lübke, Gr. d. rom. Spr. §. 591), vetrice — vītice unter Anlehnung an vetro. Überhaupt wäre es besser gewesen, jedes Etymon nach Möglichkeit in der für die italienische Sprache zugrunde liegenden Form hinzustellen, denn nur so wäre dann auch der Zusammenhang zwischen den beiden verglichenen Sprachen sofort fasslich, so z. B. ital. suggẹllo = *sigellum für sigillum, sinestro (für sinistro) = *sinexter (nach dexter) anstatt sinister, disio disiare = *disedium disediare für desiderium desiderare, pergamino = *pergaminum statt pergamenum, racimolo = *racimolus für racemulus, berbice = *vervicem st. vervecem (durch Anlehnung an andere Substantiva auf -icem, wie cervicem). Abgesehen von diesen Kleinigkeiten, die füglich doch nur mehr den Grammatiker angehen, ist das Werk vortrefflich und wird den aufmerksamen Benutzer nur selten imstiche lassen.

Wien. J. Alton.

Kurzgefasstes Handbuch der nordalbanesischen Sprache von Julius **Pisko.** Wien, A. Hölder 1896. IV u. 165 SS.

Das Werk hat den Zweck, in die praktische Kenntnis der nordalbanesischen oder gegischen Mundart einzuführen. Der Verf. kennt das Albanesische auf Grund eines mehrjährigen Aufenthaltes im Lande und wir können daher von ihm eine gründliche Belehrung erwarten. — Was zunächst die Transcription betrifft, so sehen wir, dass er der Mischung mit griechischen Buchstaben aus dem Wege geht, also *dh* und *th* statt *δ* und *ϑ* gebraucht; von Meyer unterscheidet er sich auch bezüglich der Anwendung von Zeichen *c, ć, č* statt der von Meyer gebrauchten *ts*, *k'* und *tš*. Die nasale Aussprache, welche gerade im Gegischen eine wichtige Rolle spielt, wird mittels eines unter den betreffenden Buchstaben angebrachten nach rechts offenen Häkchens bezeichnet. Der grammatische Stoff wird in 21 Lectionen, in denen die Regeln über die Redetheile in der gewohnten Reihenfolge verzeichnet werden, verarbeitet. Die einzelnen Lectionen werden von Übungen begleitet, welche die praktische Einübung und Handhabung grammatischer Regeln fördern sollen, einer jeden Übung werden die nöthigen Vocabeln vorausgeschickt. Übersetzt wird sowohl aus dem Albanesischen ins Deutsche (22 Übungen), als auch umgekehrt (18 Übungen); im allgemeinen können die zu übersetzenden Sätze als gut gewählt bezeichnet werden, einige darunter scheinen jedoch ein wenig gar zu langathmig zu sein. Für Autodidakten folgt auf den Seiten 102 bis 116 ein Schlüssel dazu. Der letzte, beinahe ein Drittel des ganzen Werkes ausmachende Theil enthält leichte Gespräche über Dinge des gewöhnlichen Lebens und über Reisen in Nordalbanien, wo manches über albanesische Trachten und Gebräuche mitgetheilt wird. Das Ende bildet eine kurze Auswahl albanesischer Redensarten und Sprichwörter.

Indem ich nun eine Reihe von Bemerkungen über Einzelheiten vorzubringen gedenke, verwahre ich mich im voraus dagegen, als ob ich überall, wo ich etwas bemerke, tadeln und verbessern möchte. Ich habe nicht die Mühe gescheut, mir ein vollständiges, auf dem genauen Studium des ganzen Wortmaterials beruhendes Glossar zu diesem Werke anzulegen, und konnte es mir nicht versagen, aus dem also gewonnenen Material einiges hier zusammenzustellen.

Was zunächst die Correctheit des Druckes betrifft, so ist im großen und ganzen wenig zu tadeln. Man muss dabei berücksichtigen, dass der Druck während der Abwesenheit des Verf.s von Wien durchgeführt wurde und unter solchen Umständen ist es kaum möglich, Vollkommenes zu erreichen. Ich sehe von der Verwechslung zwischen *c*, *ć* und *č*, *g* und *ǵ*, *s* und *š* ab und wähle nur einige auffallendere Fälle: 17. 23 das zweite *krenat* (*krent*), 23. 6 bebauen (behauen); 23. 16 in *t' madhaj, -aja* ist das erste *a* zu tilgen; 25. 8 *t'mīt* (*fmīt*); 132. 13 *n'dzē* (*ndzē*);

110. 16 *pakit* (vgl. 52. 3 *pakut*); 163. 18 *vą* (*vu̯*); 20. 7 *kan* (*kam*). So liest man auch 78. 19 *mer sü̯*, während in der Übung, zu welcher dieser Ausdruck gehört 114. 8, *ner sü̯* steht.

An einigen Stellen zeigen sich Spuren derjenigen Schreibweise, deren sich Jungg und die Drucke der Propaganda bedienen; so neben *ńekštü* 96. 21 auch *gnekštu* 118. 3, neben *ńi* auch *gni* 145. 35, 150. 8, auch *vû* 163. 24 neben dem sonstigen *vu̯*; *perzjèł* 130. 5 neben *percjèł* 144. 32—3. Hieher scheint auch das 57. 27 über die Verdoppelung des Stammvocals Gesagte zu gehören: so konnte Jungg in seinen Regole grammaticali S. 57 sprechen, der 1. Pl. *daame* schreibt, nicht jedoch Pisko, der in *kjāme* die Verlängerung des Stammvocals mittels eines Längestriches bezeichnet. Wie ist es mit dem 129. 31, 133. 6 vorkommenden *ngae*? Jungg l. c. 7—8 spricht von „suono d'una *e* aperta e nasale", während P. S. 2 oben sich mit der Bemerkung „*ae* und *au* sind Diphthonge" begnügt. Es existiert nun ein zweites, ähnlich auslautendes Wort *hae* = Speise, welches jedoch P. *hę* transcribiert, so 145. 5, womit zu vergleichen *heja* 135. 19, 144. 16, *hęnaš* 150. 26. Es scheint also wirklich *ngae* st. *ngę* nur der Rest einer anderen Transcription zu sein, die sich in P.s Werk verirrt hat.

Etwas anderes ist es, wenn die verschiedene Transcription auf verschiedener, mitunter dialectischer Aussprache beruht, so *dh* für *ł* und umgekehrt: *müdh* 67. 29 neben *müł* 121. 27; *udha* 145. 19, *udh* 143. 11 neben *uł*, *uła* 68. 14, 164. 6, *ułtàr* 101. 4, *didhi* 132. 13 neben *diłin* 130. 15, *dīł* 124. 23 und so consequent auch in der Bedeutung „Sonntag". Den Unterschied, den andere, z. B. Jungg, zwischen *dil* = Sonntag und *dił* = Sonne machen, scheint P. nicht beobachtet zu haben; ebenso kommt neben *vjedh* rauben 100. 36, *vjedharàk* Räuber, Dieb 62. 26 auch *vjeł* 68. 5 vor, das Jungg nur in der Bedeutung von recere, vomitare kennt; ist *kaldhò* 151. 23 auch als dial. Form neben den mit *dz* geschriebenen Formen, z. B. 154. 16 anzusehen? — Vgl. auch *pa i čerèk* 138. 5 (sonst *ńi*), *ufla* 165. 24. 26 st. *uthla*, *ufuł* 62. 32 (vgl. auch *kfilt* klar 23. 2, 96. 13, *kfiłue* klären 59. 27), *džinija* 9. 23 neben *ǵinija* 160. 32; *pekt* 61. 21 neben *petk* 122. 33, *kanšm* 78. 7, *t' kąnšme* 124. 10 neben *kajšm* 23. 3, auch *g' gaz* 163. 24 st. *n'gaz*? Gehört hieher auch *gjuh* 51. 16, 126. 35 neben *gju̯* 126. 15 oder ist das erstere nur ein Überrest einer anderen Transcription?

Zweifel bezüglich der Schreibung, resp. Aussprache hege ich betreffs folgender Wörter: *priǵjue* 71. 4 (es dürfte gerade so gefehlt sein wie *niǵjušmit* 25. 8, während sonst das Verbum *nigjue* nur *g* aufweist), *voglim* 9. 31 oder *voglim*, *ngnüe* 60. 30 oder *ngńüe*? Laut Jungg Regole gram. 55. 9 sollte P. das Wort *ńńüe* transcribieren, es scheint jedoch an der citierten Stelle bei Jungg ein Fehler vorzuliegen, da das von demselben Verfasser 1895 ver-

öffentlichte alb.-ital. Taschenwörterbuch *nghgnüe*, also in P.s Transcription *ngńüe* aufweist; auch *sćele* 11. 29, während Junggs Wb. *šćele* hat. Der Plural zu *kāl* wird sowohl *kval* als auch *kual* geschrieben, womit kein merklicher Unterschied in der Aussprache verbunden sein dürfte. Ärger ist es, wenn bei *kinǵ* 61. 11 daselbst der articulierte Nom. Sing. *kingi,* der Plural jedoch 99. 22 *kinǵa* und 164. 24 *kińja* lauten soll. Das 160. 24 vorkommende *astàk* ist gegenüber *aspàk* 78. 15, 97. 1, 96. 33 gewiss nur ein Druckfehler. Ist nicht das 157. 24 vorkommende *ńesin* identisch mit *ńeš* 67. 3, 155. 4, also mit *š* zu schreiben?

Das enklitisch der 2. Sing. des Impert. sich anschließende persönliche Fürwort als Ergänzung schreibt P. mit der Verbalform zusammen, also *merre* = *merr e, thuje* = *thuj e, kaldzoja* = *kaldzò i a.* Dabei gelten besondere Lautregeln, unter anderen auch die, dass ein *i* (sei es Dat. Sing. oder Accus. Pl.) nach einer vocalisch auslautenden Imperativform zu *j* wird, so *šilòj kvalt* 144. 8, *ćoj tešat* 142. 13. Es fragt sich nun, wie sich die Sache verhält, wenn der Imperativ selbst auf ein *j* ausgeht und sich noch das pronominale Object *i* dazu gesellen soll. Der Fall kommt bei dem so oft gebrauchten Verbum *me than* (sagen) vor, dessen 2. Sing. Impert. *thuj* lautet. Es scheint hier dieses *i* weggelassen zu werden, so dass wenigstens für das Auge kein Unterschied besteht zwischen *thuj* 123. 38 = sage! und *thuj* 121. 28 = sage ihm! Doch ist es immerhin möglich, dass hier das *j* eine doppelte Function hat = *j* + *i*, geradeso wie in *me šit* 93. 15 = *es* zu verkaufen das *me* statt des richtigen *me e* steht. Folgt auf den Dativ noch eine pronominale Ergänzung der 3. Person Sing. im Accusativ, so hat man ein Merkmal, um den wahren Sachverhalt zu erkennen. Dieser Accusativ *e* erhält nämlich die Form *a* (weil er nach einer andern enklitischen Pronominalform steht), während er sonst *e* lautet, vgl. *thuje* 126. 30 = sprechen sie es aus! und *thuja* 122. 8. 9 = sage es ihm (ihr)! Dass diese Weglassung eines *i* nur in enklitischer Stellung nach Verbalformen stattfindet, ersieht man aus dem Ausdruck *tuj i majt* 136. 9. Oder liegt hier nur eine etwas ungenaue Transcription vor und soll es *thuj-i, thuj-ja* geschrieben und gesprochen werden? — Die oben citierte Stelle 121. 28 ist auch deshalb interessant, weil hier die von G. Meyer in seiner Kurzgef. alban. Grammatik §. 109 erwähnte mittels *le* + Conjunctiv Praes. umschriebene Imperativform *le t' vīn* vorkommt. — Noch etwas über den Imperativ. Auf S. 74 behauptet P., es werde in der 2. Sing. und Pl. der reflexiven Verba zwischen den Stamm und die Reflexivpartikel *u* ein euphonisches *j* eingeschoben, vor welchem das auslautende *i* der 2. Pl. häufig wegfällt, und citiert als Beispiel *ćoniju, ćonju* = stehet auf! Wenn wir jedoch Formen wie *nimonje* = *nimoni* + *e* 62. 6, *thirnje* = *thirni e* 108. 15 u. dgl. vergleichen und die Leichtigkeit sehen, mit der sich im Alban. ein *i* vor einem Vocal in *j*

verwandelt, so ist es doch einfacher, in *čonju* 133. 25 u. ä. die natürliche Verwandlung von *čoni u* zu sehen, als anzunehmen, dass die Form erst durch *čoni-ju* gegangen sein müsse, davon abgesehen, dass *čoniju* mit der activen Form des Imperat. derselben Person *čoni ju* vollständig zusammenfallen würde. Ich habe in meinem Buche: Zur albanischen Sprachenkunde S. 41 außer *čonju* noch *bânju, štergonju,* ja sogar *mlidhnju* nachgewiesen.

Um bei der Conjugation zu bleiben, wie kommt es, dass P. in der Conjugationstabelle des Vb. *me pas* als die 1. Plur. Praes. Ind. nur *kemi* citiert, während er *kena* nicht einmal in Klammern hinzufügt, wie er dies bei *me ken* mit *jena* gegenüber *jemi* thut. Dies ist umso auffallender, als Jungg in seinen Regole gramm. gerade das verpönte *kena* allein anführt und auch bei *me ken* dem parallelen *jema* vor *jemi* die erste Stelle einräumt. Nun kommt jedoch in den von P. gebotenen Texten die Form *kena* sehr oft vor: ich habe mir wenigstens 20 Stellen angemerkt. Dass beide Formen gleichberechtigt sind und als solche promiscue gebraucht werden, geht aus 110. 20 hervor, wo nach *pàskemi gabue* gleich *kena fol keč* folgt. — Bezüglich des sogenannten Admirativus, wovon wir in dem soeben citierten *pàskemi* ein Beispiel haben, ist zu bemerken, dass das *ke,* welches 125. 37 *ti paske* richtig die 2. Sing. bezeichnet, unmöglich auch die 3. Sing. bezeichnen kann, daher *getheltojke* 62. 17, *pvetke* 71. 19, *mujke* 20. 1 entsprechend verbessert werden müssen. — Falls die 93. 2 vorkommenden Formen *rikni* und *dokni* keine Druckfehler st. *rikeni, dokeni* sind, so sind das interessante Verkürzungen, über die man gerne etwas mehr erfahren möchte.

Hätte P. in seiner Grammatik die von ihm abgedruckten Texte überall berücksichtigt, so hätte er auch des 136. 29 unpersönlichen *mun* (*mun t'dalim* = *mùnena me dal* 137. 17) Erwähnung thun können und dies umso eher, da er die verkürzten Formen *muj* und *mujm* verzeichnet. — Ein interessantes unpersönliches Verbum citiert P. 97. 14—16, nämlich *kajt,* Praes. Indic. *kąne,* Imperf. *kąte,* Aor. *kajti.* Die Form *kajt* finde ich bei Jungg nicht, sondern *kanne* und dieselbe Form, d. h. *me kąne* auch bei P. 129. 24. Beispiele des Praes. bieten 133. 17 und 135. 25. Außerdem kommt das mit *mir* zusammengesetzte *mirakąne* 163. 17 vor. Es scheint mir nicht unmöglich, in dem Worte besonders mit Rücksicht auf dessen unpersönlichen Gebrauch eine Zusammensetzung des Hilfsverbs *kā* mit dem von G. Meyer in seinem Etymol. Wb. unter *aj-* citierten *andε* zu sehen. Den Ausdruck *mε ka andε* „es macht mir Vergnügen" citiert übrigens auch Meyer, es handelt sich also nur um die Verschmelzung der beiden Wörter zu einem einzigen.[1]) Auch *kajšm* = angenehm 23.

---

[1]) Wie ich sehe, hat G. Meyer im Glossar zum V. Hefte seiner Albanesischen Studien dieselbe Vermuthung ausgesprochen.

im Fialuur in Übereinstimmung
aufweist, das, wie
Bezüglich der lautlichen Gestalt
und *munem* verglichen werden.
mit einigen Substantiven, deren
aufweist und welche in die ent-
gefunden haben. So kommt
in der Lection XI (S. 16)
S. 11. I und des zweiten S. 14. I
wäre. Das erste der beiden Wörter
hätte es der 153. 12 vorkommende
S. 15. VI genannt zu werden, viel-
breg; zu den auf S. 14—15 (III)
hobenem *n* gehören auch *šina* 145.
das erstere der beiden Substantiva *šī* ist
keit halber, die sich in dessen
derselbe heißt 52. 9 *šiu*, 137. 8 *šju*
beider *šiju*. Mit Rücksicht auf
Herrn im Accus. Sing. zu lesen ist,
nicht nur S. 19, wo von der Vorsetzung
vor Verwandtschaftsnamen die Rede ist,
sondern es hätte auch die eigene Form des
regelmäßigen *zotin*, das man nach 135. 16
allein erwarten würde und das wirklich in
vorkommt, eine Erwähnung verdient und
wot in dem öfters vorkommenden *githmòn*
Accus. bildet; vgl. auch *i ati* (sein Vater),
hat in seinen Regole die Declination von
und *zoi* padrona auf S. 25 eigens ange-
des präpositiven Artikels (welcher
genannt wird) hätte doch auch dessen
Wochennamen, die 117 aufgezählt werden, erwähnt
— Aus 145. 17 *haku i jot* geht hervor, dass auch
diese Form haben kann, die übrigens
dem Fem. *e jote* und zu dem selbständigen *i joti*
auf S. 30 weist bloß *i üt* auf. — Auch
Pronomens *ći* hätte S. 29 erwähnt werden
durch eine abgekürzte Form des pers. Fürwortes
könne. Dies ist hier umso wichtiger, da das
S. 41 selbst bemerkt, indeclinabel ist und daher
in den übrigen Satztheilen durch Hinzusetzung
persönlichen Fürwörter klargelegt wird.
allerdings des öftern *ći* ohne pers. Fürwort
stehen können, so 102. 19. 20, 103. 24, 104. 32,
er dessen Gebrauch kennt, beweisen Sätze, wie
29. 35 und *ńi karajfil t' bukur, ći ti s' e*
33. Überhaupt hätte auf S. 29 das Verhältnis der

abgekürzten Formen des pers. Fürwortes zu den selbständigen etwa in ähnlicher Weise erörtert werden sollen, wie dies Meyer in seiner Grammatik auf S. 24 thut. Gerade die Wiederholung der verkürzten Form durch die unverkürzte oder umgekehrt, ohne dass dadurch die Bezeichnung eines eigenen Nachdrucks beabsichtigt werde, ist für die alban. (und rumänische) Sprache so charakteristisch, wie die von P. a. a. O. angedeutete Wiederholung einer durch ein Substantiv ausgedrückten Ergänzung. Wenn der Verf. wenigstens in den Übungen öfters die Sache berücksichtigt hätte! Dass dies alles doch nicht gar so kurz abgethan werden könne, wie dies der Verf. auf S. 29 thut, indem er nach Citierung des Satzes: „er zeigt ihm (ihr) den Weg“ von der Übersetzung „dieses und ähnlicher Sätze“ spricht, ist klar. Auch über das Verhältnis des *e* und *i* zum vorhergehenden Dativ und deren Verwandlung zu *a* hätte er, wie dies Meyer §. 68 gethan hat, eine Regel aufstellen sollen.

Im §. 30 erwähnt Meyer, dass bei Masculinen, die den Plural mittels *-a* bilden, diese Endung als weibliche empfunden wird und dass daher die dazu gehörigen Adjectiva und Pronomina im Femin. damit verbunden werden können. Ich habe bei der Besprechung dieses Werkes (Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1889, Nr. 9) auf die Übereinstimmung mit dem Rumänischen aufmerksam gemacht und die Vermuthung ausgesprochen, ob es sich im Albanischen nicht genau so verhalte wie im Rumänischen, wo die weibliche Form nicht nur möglich, sondern die allein richtige ist. Ein bei P. vorkommendes Beispiel spricht zu Gunsten der Identität: 145. 38 *šina t' mdhaja*; dasselbe scheint nun auch bei Pluralen auf *e* der Fall zu sein, vgl. 61. 31 *ner ma t' bukra štine*. Auch die in Trübners Sammlung von Grammatiken 1887 erschienene Grammaire albanaise von P. W., über welche ich 1888 in demselben Literaturblatte eine ausführliche, im großen und ganzen wenig günstige Recension veröffentlicht habe, scheint in dieser Beziehung das Richtige wenigstens geahnt zu haben; klar zum Ausdruck bringt es der Verf. hier ebensowenig wie an anderen Stellen, während er doch als gebürtiger Albanese vollkommen competent hiezu wäre. — Dass die 19. 38 vorkommende Angabe, *pa* verbinde sich mit dem Nomin., unrichtig ist, ersieht man aus 99. 29, womit auch 98. 16—18 zu vergleichen ist.

Wenn S. 5, Anm. 2 gesagt wird, die Vocalisierung der Suffixe (etwas ungenau statt des Artikels) richte sich nach den Regeln der Euphonie, und dann zwei Beispiele *lug, u* und *libri, librin* (wo die Angabe der indeterminierten Form fehlt) citiert werden, so könnte man, besonders da auch die Paradigmen *pamuk, u* und *lis, i* in der Beziehung übereinstimmen, glauben, es handle sich hier um das auch im Rumänischen bekannte Gesetz der Vocalharmonie, dass einem betonten stammhaften *u* auch der Artikel *u*, einem *i* die gleiche Form des Artikels entspreche. Dies ist jedoch nicht

der Fall, sondern die Regeln der Euphonie, wenn überhaupt von einer solchen hier die Rede sein kann, beziehen sich auf die Qualität des Stammauslautes. Es hätte sich gewiss auch für das Gegische eine ähnliche Regel aufstellen lassen, wie sie Meyer in seiner Grammatik §. 38 für das Toskische feststellt: *u* komme vor bei Mascul., die auf *-k*, *-g*, *-h*, *-i*, *-ë* und *-a* ausgehen, ja hier gilt das auch von dem bei Meyer eine Ausnahme bildenden *vlā*, wie u. a. auch aus 17. 4, 19. 19 hervorgeht. Die bei Jungg S. 19—21 angeführten Wörter entsprechen alle dieser Bedingung.

Bezüglich der S. 7 vorgebrachten Anmerkung hege ich Zweifel. Es heißt da aus Anlass des Ausdruckes *štülat e gurit* „die Säulen von Stein", der Sprachgebrauch setze in ähnlichen Fällen auch dem unbestimmten Genitiv des Wohllautes halber ein *e* vor. Hier scheint mir der Ausdruck „Wohllaut" noch weniger berechtigt und viel unbestimmter zu sein, als dies von den soeben erwähnten Regeln der Euphonie behauptet wurde. Mir kommt vor, dass die Hauptbedingung für den Gebrauch von *e* die articulierte Form des regierenden Wortes, also hier *štülat,* und der Casus ist, in welchem sich dasselbe befindet, also hier Nom. Pl. (es könnte auch der Accus. Pl. sein). Ich habe mich über die Sache in den bestehenden Grammatiken belehren wollen, habe jedoch wenig erfahren. Jungg, der in seinen Regole einen eigenen Anhang über den Gebrauch des präposit. Artikels (bei ihm hier „particella" genannt) bei Adj. und Subst. hinzufügt, spricht allerdings 106. 22 ausdrücklich von einem „genitivo determinato singolare o plurale" und in der Nota 3 der folgenden Seite sagt er ebenso ausdrücklich „dinanzi al genitivo indeterminato non si mettono le particelle", in den hinzugefügten Beispielen jedoch ist das regierende Substantiv selbst auch nicht determiniert, *ńi dhim, ģel, jet,* daher die Verhältnisse anders als in dem hier citierten Ausdruck sind. Dozon in seinem Manuel de la langue chkipe ou albanaise, Paris 1879, S. 203, §. XXXV sagt darüber: „si les deux noms sont indéterminés, tout signe de liaison disparaît" und verweist, indem er bemerkt, dass in einem solchen Falle das Nomen im Genitiv oder Ablativ einem Adjectiv gleichkomme, auf §. 113 (soll heißen 114) 6, wo mehrere Beispiele citiert werden. Auch Hahn spricht von der absoluten Weglassung des präpositiven Artikels nur dann, wenn beide Nomina unbestimmt sind. Es dürfte daher der Umstand, dass entweder das regierende oder das regierte Nomen sich in der determinierten Form befindet, bezüglich des Gebrauches des präpos. Artikels vor einem Genitiv von großem Einfluss sein. Im Gegischen ist kaum ohne Einfluss der Umstand gewesen, dass hier der Gen. Dat. der Masculina im Singular in der determ. und nichtdeterm. Form dieselbe Gestalt haben, während das Toskische im letzteren Falle das auslautende *t* weglässt.

Es bleibt mir nur noch übrig, zwei Dinge zu besprechen: den Wortvorrath und die Übersetzung einzelner Wörter oder Phrasen.

Was nun das erstere betrifft, so habe ich, nachdem ich mir ein vollständiges Glossar angefertigt, dasselbe mit dem schon oben citierten Taschenwörterbuch von Jungg verglichen. Einerseits war es interessant zu sehen, inwiefern zwei Werke, die denselben Dialect behandeln, betreffs des Wortvorrathes übereinstimmen oder voneinander abweichen, andererseits jedoch wollte ich diese Gelegenheit ergreifen, um auf das praktische Büchlein des verdienten Verf.s die Aufmerksamkeit besonders derjenigen zu lenken, welche die in Nordalbanien oder von der Propaganda herausgegebenen Werke lesen möchten. Das zweispaltig gedruckte Buch enthält 200 Seiten, sowie auch XII Seiten Einleitung, wo nach einer kurzen Vorrede Andeutungen über die Transcription und Aussprache gegeben werden. Interessant ist auch die auf X und XI abgedruckte „Nomenclatura Grammaticale“ und „Termini scientifici“, wo der Versuch gemacht wird, die albanesische Sprache auch in dieser Hinsicht auf eigene Füße zu stellen. Der vollständige, in P.s Weise transcribierte Titel lautet: *Fjalūr i vogel šćüp e ltiništ mledhun prej P. Jak Junkut t' šoćnīs Jezu, N' Škoder t' Šćüpnīs* 1895.

Abgesehen von der verschiedenen Wiedergabe einzelner Laute, weichen die beiden Werke auch sonst merklich voneinander ab; so verdoppelt J. bei vielen Wörtern den Vocal, um auf diese Weise dessen Länge zu bezeichnen, während P. hier eine entschiedene Länge nicht bemerkt zu haben scheint, so z. B. bei *am, at, bir, bor, ćef, dišir, dišm, dit, dlir, frur, fštir, gur, hir, lir, mar, par, pra, vras*, dann die Wörter auf *-ur*, wie *fajtùr, ćeršùr, šerbtùr, puntùr, štatùr*, und *-ar*, wie *ǵutàr, katunàr, kumàr, hüsmećàr, Šćüptàr.* Man wird das begreifen, wenn man dasjenige in Betracht zieht, was der Verf. in der Vorrede über die Schwierigkeit der genauen Bestimmung der Vocale bemerkt, nur muss man dasjenige, was hier über auslautende betonte Vocale gesagt wird, auf alle Vocale ausdehnen, bei denen es sich um genaue Bestimmung der Quantität handelt. Besonders bezeichnend in dieser Beziehung ist die Mischung langer Vocale mit solchen, deren Quantität unbezeichnet gelassen wird, die in unserem Werke bei denselben Wörtern stattfindet, so z. B. bei *gjas, gjat, mur, ngjat, bart, fort, von*, sogar *hā* als 3. Sing. 165. 19, während S. 85 das *ā* nur in der 1. Sing. und 1. 3. Plur. vorkommt. Unter solchen Umständen ist es von wenig Belang, wenn mitunter P. die Länge abweichend von J. zeigt; so z. B. *dōr*, während J. *dor* hat. — Beispiele der Verschiedenheit in Bezug auf die nasale Aussprache anzuführen, wäre nach dem soeben Gesagten überflüssig. Sonstige Verschiedenheiten mögen nur angedeutet werden; so fehlt in P. ein *e* entweder im Auslaut *arsü* (neben *arsüe*), *gru, tro, nī* oder nach dem betonten Vocal vor einem Consonanten, so *früm, nerùm, knus*, vgl. auch *huj — huei, jamolī* — J. mit *u*, auch *odob — udob* und umgekehrt *muhim, uturak*, bei J. mit *o*; dann *dišm* gegenüber *diiscem* und so *hišm, kanšm, knušm, mneršm, neršm*,

izn (bei J. *izen*), aber auch umgekehrt *blegurue* — *blegrue*, *perdelim* — *perdlim*, *lakimī* — *lakmī*. Auffallend ist die Verschiedenheit bezüglich des betonten Vocals in *ģithsojt* 96. 32 = alles zusammen in P. und *ģithsejt* tutto insieme bei J. Sollte hier wirklich das Synonym von *far*, nämlich *soj* das Richtige sein, so sollte die Übersetzung in Übereinstimmung mit 128. 16 *tjeter sojt* anders lauten, etwa „aller Art" wie *ģith farš*.

Was die Consonanten betrifft, so scheint die auch von mir allerdings nur an éinem Gewährsmanne gemachte Wahrnehmung, dass in der jetzigen Aussprache das geminierte *n* und *m* wie ein einfaches ausgesprochen werde, auch P. gemacht zu haben. In dieser Beziehung besteht nun zwischen P. und J. ein bedeutender Unterschied: nicht sosehr bezüglich des *mm*, wo auch J. bei den wenigen hieher gehörigen Wörtern dem anlautenden *m* den Vorzug vor *mm* gibt, als bezüglich des *nn*, wo J. sowohl im An- als auch im In- und Auslaut am geminierten Consonanten festhält, während P., der jetzigen Aussprache gemäß, überall vereinfacht; wenn nun 60. 15 auch P. *vennue* schreibt, trotzdem er sonst nur *ven*, *vene vene*, *venalī* kennt, so ist dies als ein weiterer Beleg zu der oben erwähnten Erscheinung hinzuzufügen, dass sich bei P. Spuren anderweitiger Transcription zeigen. — Dieselbe Unsicherheit, dasselbe Schwanken herrscht auch bezüglich der Wiedergabe der beiden *l* und *r* nicht nur zwischen J. und P., sondern auch bei P. selbst, wobei manches auf Ungenauigkeit der Correctur zurückzuführen sein dürfte. Über die sporadische Ersetzung eines *ł* durch ein *dh* ist oben die Rede gewesen.

Interessanter sind die Fälle, wo bei P. Wörter vorkommen, welche J. nicht aufweist. Wenn ich nun eine solche Liste gebe, so bemerke ich, dass sich manche davon vielleicht doch auch bei J. vorfinden, jedoch in einer etwas veränderten Gestalt, die zu entdecken mir nicht gelungen ist, trotzdem ich auch die Wörterbücher von Rossi zu Rathe gezogen habe. Zunächst solche, die auch Meyers Etym. Wb. nicht zu enthalten scheint: *av* Gefäß 165. 24 (falls nicht *aven* Acc. Sg. ein Druckfehler statt *anen* ist), *brumit* zertrümmern 66. 33, *ćmerit* überrascht sein 77. 17, vgl. M. *tmerohem*; *dervlóš* zerreiße 66. 31, *faće e Zojs* Regenbogen 124. 39, sonst *šoka e Zojs* (Gürtel); *fatbardh* glücklich 16. 4, vgl. in J. das Gegentheil *fatzī* und auch *fatamir* neben *fatamier*, *fug* zittern, erregen 67. 1; refl. zittern 77. 23 (sonst *frig*, *tut*), *geredhue* mit den Zähnen knirschen 59. 36 (J. *gerclue* und *kerclue*), *ģeld* Ankunft 142. 16, *ģumtue* beginnen 59. 32, *hjer* Unkraut ausjäten 67. 7 (M. hat *her̄* s. *har̄*), *jahnī* Ragoût 150. 30, sowie auch einige andere Benennungen von Speisen und Trachten auf 151—152, *kalít* reinigen (von Metallen) 67. 8, *kamanèz* müde 124. 12, *kerćelue* schießen 59. 26, *knüe* refl. sich befreunden 74. 32, *krejtue* mit einem Anführer versehen 59. 23, *lazrue* verwöhnen 37. 30, verderben 60. 2, *lenue* reizen 59. 33 (M. hat

l'ɛnój erleichtere, aber das ist wohl ein anderes Wort), *meltue* legen 60. 6, *merzàt* anreizen, antreiben 67. 23, *nanùr* November 117. 21, *ngasńüe* ergreifen, anziehen 60. 28, *pečlv* Braten 150. 29 (sonst *ferlik, piekun*), *pluskue* oben schwimmen 60. 25, *reknüe* rollen 60. 22, *šküretüe* befragen 60. 1, *vergä* murren 80. 25, 93. 15, *zdra* sättigen 61. 3, refl. sich sättigen 75. 3.

Liste von Wörtern, welche J. nicht hat, M. jedoch aufweist: *a* oder 43. 17, 100. 12. 13, *bedihava* umsonst 160. 26, M. *badjavá, beze* 14. 21, *bur̄ue* austreten, überlaufen 59. 19, bei M. s. *vrujoń* — *burón* quelle hervor, bei J. wohl *bunue* sgorgare, procedere; *bümüe* ausdehnen 60. 31 ist vielleicht identisch mit dem bei J. im Appendix (*štoiz*) vorkommenden *bumue* scaturire, procedere, derivare; *cele* klar, offenbar 96. 13, vgl. Rossi s. manifestamente: *celsìm, celle* (auch M. scheint es nicht zu besitzen); *ćelèš-e* Kopfbedeckung, citiert M. unter *k'el'epoše*; *ćer* Fuhre 149. 11, M. *k'er̄ɛ* neben *kar̄ɛ*; *ćüre* sieh da! 100. 25 = *kćüre*, bei M. *k'üróń*; *ćimue* abschätzen 59. 20, *deš* ausziehen 66. 30, M. s. *veš*; *duvak* der Schleier 160. 38, M. auch *dułák*; *džanem* mein Lieber 153. 2, vgl. M. s. *džąm*; *gadi* hat zwar J., aber nicht in der Bedeutung beinahe 123. 23. 27, fast 123. 24, Rossi s. quasi, M. scheint die Form *gadi* überhaupt nicht zu haben; *gatue* vorbereiten 92. 29, *getheltue* liebkosen 59. 34, 62. 17; M. 134, wo er Rossi citiert; *griš* einladen 67. 4 hat J. im Appendix, M. *gɛršás*, aor. *griša*; *gušt* August 117. 18, *ǵalmue* wie ein Esel schreien 59. 29, vgl. Rossi *gialme*; *irnue* refl. blass werden 74. 28 hat J. im Append. = render livido, Rossi *irenue*, M. scheint es nicht zu besitzen; *kalnùr* Januar 117. 11 hat J. im Append.; *kerpìt* erscheinen, guten Eindruck machen 67. 11; refl. erscheinen, sich zeigen 77. 11 ist wohl identisch mit dem im Append. bei J. vorkommenden Verbum mit der Bedeutung ristabilirsi in salute; *kneta kneta* stark versumpft 147. 6—7, M. *kɛnetɛ* unter *kanɛ* (nicht *konɛ*, wie hier der Index angibt); *krüǵajet, krüǵaja* Capital 52. 4 kennt Rossi in der Form *krüe t' ǵäs*; *kumbue* anstimmen 59. 25, M. *kɛmbóń*, Rossi kennt es im Sinne von intonare; *mes* Nichte 19. 22 kommt bei J. im Append. vor, *mšue* schlagen, treffen 60. 8 identisch mit M.s *mɛšój* geg. falle beschwerlich, senke mich? *mugołue* keimen 60. 10 hat J. im Append. *mugułue*, vgl. rum. *mugur* Knospe; *munǵ* Onkel 19. 21, vgl. J. Append. *ûng, i* und Rossi *ungh*; *nerkàm* treten, verachten 71. 5 (so in den Vocabeln, während die Übung 71. 25 *perkàm* aufweist), das letztere möge mit Rossi *me màrr ndè perkàmet*, rum. *a lua peste picior* im Sinne von „jemandes spotten“ verglichen werden; mit *nertue* erbauen 60. 12, *neškue* ausbessern, tadeln 60. 11, 62. 17, *ngaceńüe* siegen 60. 29 mögen die Wörter des J. Append. *nnertim* Fabrik, *nneškue* und *ngadhnue* verglichen werden; auch *ńimendue* in eins bringen 59. 35 hat J. im Append. = conformarsi, adattarsi, *orö* + *vų* achtgeben 122. 2, bemerken 155. 32 möge mit

re bei M. verglichen werden; *pul* 1½ Piaster 142. 25, *puštue* unterjochen 60. 26, *rał* 94. 33, *rembüe* rauben 60. 23; *struk* vermummeln, sich einhüllen 67. 32 hat J. im Wb. zwar nicht, aber in den Regole 69. 21 kommt es vor im Sinne von imbacuccarsi; M. vergleicht it. *stuccarsi*, hätte jedoch auch das rum. *astruc, a* hinzufügen sollen, das schwerlich von dem alban. Worte zu trennen ist; *štemàng* abweichen 67. 29, refl. sich zurückziehen 77. 25 und so auch Rossi s. ritirarsi, während M. das Wort als Adj. kennt; *tlün* Butter 134. 28 hat ebenfalls J.s Append.

Was nun endlich die Übersetzung betrifft, so habe ich, indem ich mit Jungg und Meyer verglich, manche Discrepanzen gefunden; einige sind unbedeutend, andere etwas ernster. Auch hier soll nicht gesagt sein, dass die bei P. angegebene Bedeutung überall die unrichtige sei, sondern dass manches Wort mehrere Bedeutungen haben könne. So *azganlek* 156. 8—9 Glanz ist eher Synonym zu dem nachfolgenden *trimnī*; *blerue* grünen 59. 17, 61. 32 bei J. germogliare; *diku* 51. 19 vielleicht, bei J. in qualche luogo, womit die XXVII. Übung zu vergleichen ist: hier folgt nämlich nach diesem Worte ein Beistrich, was zu der von J. gegebenen Übersetzung stimmen würde (ein Beistrich an unrechter Stelle findet sich auch 62. 14 zwischen *per t'keče* und dem Pron. poss. *t'on*); *do si do* 96. 18 in irgendeiner Weise, J. comunque sia; *drek* Mittagessen 118. 22, J. convito mortuario; *dvue* 59. 24 siegen, vgl. M. *dεbóń* jage fort, verjage, J. im Append. scacciare, rifiutare; — *er* refl. übernachten (also = *me hujt* 66. 19, 144. 21), J. abbuiarsi; — *gā* (*giâa*) 141. 2 eher „Reichthum“ als „alles“; — *hā* 165. 19 heißt hier doch nicht „fressen“, sondern „beißen“; — *lēt* 147. 18 doch nicht „gesund“, sondern „leicht, leicht verdaulich“; — *lodrue* 164. 35 nicht „freuen sich“, sondern „tanzen“, J. ballare; — *lpī* 165. 17 nicht „abnagen“, sondern übereinstimmend mit J. leccare „lecken“, wie auch P. 61. 5 übersetzt; — *lüp* auch nöthig sein 154. 8; — *mā* 143. 36 ist 1. Sing. Praes. zu *majt*, welches mit dem unbest. Acc. *uzdáj* eine Redensart bildet „ich hoffe“ (vgl. rum. *trag nădejde*); wenn daher P. an dieser Stelle im deutschen Text ein „aber“ setzt, so ist zu bemerken, dass dafür im alban. Text kein Grund vorliegt, sondern dass dieses „aber“ aus dem Contexte nur erschlossen ist; — *małzue* 59. 36 vernarben, während in M. *maltsohem* gerade das Gegentheil „verschlimmere mich“ von Wunden, Geschwüren besagt; J. kennt das Wort nicht; — *morit* 77. 16 abmagern, M. lausen, aber J. Append. kennt auch die erstere Bedeutung „divenir macilente“; — *nēret* 129. 7 ist wörtlich nicht richtig mit „Dank“ übersetzt, es soll heißen „Dienst, Gefälligkeit“; — *noł* sich ereignen, geschehen 71. 10, J. trovarsi a caso; — *pamuk* 5. 3 Wolle st. Baumwolle; — *pen* 5. 19 Paar, bei J. wohl auch „paio“, aber in Verbindung mit „di buoi“, vgl. auch *lug* 5. 15, 15. 12 Behältnis, bei J. canale, abbeveratoio; — *sene*

138. 32 ist zweifelhaft; P. übersetzt es mit „Jahren", es könnte jedoch auch „Sachen, Ursachen" bedeuten (vgl. 61. 13, 121. 15, pl. *sene* 78. 18, *s' kje sen* es war nicht möglich 131. 19), was hier zu dem Verb ganz gut passt, außerdem verwendet der Verfasser dieses Artikels sonst das Wort *viet* im Sinne von Jahr; — *t' škrépunit e rfës* 162. 12 ist doch nicht „die Wirkung" des Blitzes (vgl. *škrep* 67. 22 blitzen, leuchten, anspielen); — *štue* 60. 35 ist mit „verbessern" sehr frei übersetzt (vgl. 130. 36; 141. 6); — *turfułue* 60. 3 heulen, wiehern, M. schnauben, J. hat es nicht; dass *urue* 157. 22 in refl. Form nicht richtig mit „wird für des Kindes Wohlergehen gebetet" (*urohet fmija*) wiedergegeben wird, geht doch daraus hervor, dass dies geschieht, nachdem Kaffee und Wein zum Vorschein kommt, gereicht wird, so 162. 2 (das ist doch der Sinn von *ćitet* und nicht „wird getrunken"). Es werden dies ganz einfach Trinksprüche auf das Neugeborne sein, aber keine Gebete; ebenso ist 162. 28 *urohet jabandžija* allzu gesucht mit „es werden für den Reisenden Segenswünsche gesprochen" statt „es wird auf sein Wohl getrunken" übersetzt.

Auch sonst kommen kleine Ungenauigkeiten im deutschen Texte vor; so werden mitunter im deutschen Texte Wörter des Originals nicht beachtet, so z. B. 110. 19 *dašt,* 126. 28 *muneš,* 128. 20 *t'* (= dir, von dir), 136. 11 *nër,* 149. 36 *boł,* 151. 9 *belí,* 156. 32 *per kolàj*; 107. 19 in der Lection XIX kommt ein *ćin* vor, welches in die Rechenaufgabe durchaus nicht passt und im deutschen Originaltexte auch nicht steht; dafür hat 150. 13 —14 der deutsche Text „des Nachts", dem in dem alban. Satze nichts entspricht.

Sonst habe ich in dieser Beziehung bemerkt: 93. 28 nicht „fand er etwas", sondern „fand ihn etwas"; es ist dieselbe Phrase, die sich auch in den von G. Meyer im V. Hefte seiner Albanesischen Studien herausgegebenen Texten S. 43, Z. 5—6 findet, nur mit dem Unterschiede, dass hier das Vb. *tšue* verwendet wird. Dasselbe gilt auch von den Verben *găsi* und *afla* im Rumänischen, wie dies folgende Beispiele beweisen: *tremură de par' că-l găsesc tóte năbădăile* Hințescu, Proverbe 192. 18, *au găsit-o pantasiele* ibid. 140. 13. 14, *îl găsesc frigurile pungii* ibid. 63. 7, *îl găsi alte alea* Stăncescu, Basme 253. 18; auch im guten Sinne: *nu știea baba lui ce l'a găsit, de-ĭ așa de cu chef* Creanga 136. 4 und daher auch neutral *să mĕ mir ce m'a găsit* Hințescu 43. 2 und *s'o mira ce l'a aflat* ibid. 43. 5; — warum 118. 4 ja, wenn diesem Wörtchen im Original nichts entspricht? Eher „ich glaube es", damit auch das *e* übersetzt werde; jedenfalls ist es ein anderes ja, als dasjenige, welches in der nächstfolgenden Zeile vorkommt und hier ganz richtig dem alban. *po* entspricht; — 127. 1 *să ma mir* ist doch zu schwach mit bloßem „gut" wiedergegeben; — 140. 27—28 nicht „die (d. h. die Städte) der

Himmel geschaffen hat", sondern „und was sonst (außer Wasser und Erde) Gott geschaffen hat"; — warum 146. 14 *keni* nicht, wörtlich „habet", sondern „sind", und warum 157. 7 die Frage negativ ausdrücken, wenn sie im Original affirmativ ist? — Genauer wäre das Sprichwort 165. 13 wortgetreuer mit „Es passt nicht der Sattel dem Esel" als „Es passt ihm, wie der Sattel dem Esel" übersetzt. Auch 164. 18 ist „*se*" nicht richtig mit „wenn" übersetzt, sondern es soll „weil" heißen. — Ist *i* 164. 28 wirklich Dat. Sg. Masc.? Schwerlich, sondern Acc. Pl. und dann soll dementsprechend „ihn" durch „sie" ersetzt werden. — Auch scheint mir der Sinn des figürlichen Ausdruckes für „die äußerste Armut" 165. 1 im deutschen Texte nicht ganz klar zu sein; das kommt davon, dass P. das Wörtchen *i* unbeachtet lässt, welches hier das Pronomen possess. vertritt: „er hat nicht, was die Maus nach dessen Nachtmahl essen könnte", so wenig hat er selbst zu essen, dass er alle Reste selbst aufisst. — Das Wörtchen „zu" in 165. 24 ist im Original nicht begründet, geradeso wie in dem mit diesem identischen rumän. Sprichworte *oțetul tare* genügt, nicht *prea tare*.

Im ganzen kann das vorliegende Buch als ein recht brauchbares Hilfsmittel zur Erlernung des Albanesischen, zunächst der gegischen Mundart, bezeichnet werden. Wie ganz anders sind diejenigen daran, die jetzt diese interessante Sprache in Wort und Schrift zu erlernen trachten, als es der Schreiber dieser Zeilen vor 30 Jahren gewesen ist, wo er es unternommen hat, sich die Elemente der alban. Sprache anzueignen. Wie rasch wäre er vorwärtsgekommen, wenn ihm neben seinem einheimischen Lehrer Santoja noch ein ähnliches treffliches Hilfsmittel zur Verfügung gestanden wäre!

Zum Schlusse noch ein bescheidener Wunsch. Pisko hat, inmitten des albanesischen Volkes lebend, die günstigste Gelegenheit, alles zu sammeln, was sowohl das physische als auch das seelische Volksleben dieser Nation betrifft. Dass er das nöthige Verständnis dafür besitze, bewies er durch den in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1895, S. 63 f. veröffentlichten Artikel über die Volksmedicin in Nordalbanien. Möge er diese und ähnliche Nachrichten, wie sie ihm von seinen einheimischen Berichterstattern mitgetheilt werden, auch in der Originalfassung bekannt geben! Bei der Armut der albanesischen volksthümlichen Literatur kann die getreue, von competenten und gewissenhaften Forschern (zu denen Pisko gehört) veranstaltete Herausgabe aller Erzeugnisse des albanesischen Volksgeistes im Interesse der Sprachwissenschaft nicht genug empfohlen werden.

Prag. Johann Urban Jarník.

Bruns Ivo, Das literarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Geburt. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1896. VIII u. 594 SS.

Herodot, Ion von Chios, Stesimbrotos von Thasos, sowie einige Stellen der Tragödie und die von tiefem Nachdenken zeugenden Anschauungen der Sophisten, die bei der Beurtheilung historischer Persönlichkeiten zutage treten, liefern den Beweis, dass im fünften Jahrhundert bereits theoretisch alle für die Einschätzung der Persönlichkeit wichtigen Fragen mit vollster Freiheit erwogen und dass in der Praxis überaus gelungene, anschauliche, mit reichem Detail ausgeführte Bilder einzelner Personen entworfen worden waren. Dass bei der Urtheilsbildung weder der Erfolg, noch die ethische Beschaffenheit des Individuums in Betracht kommen können, hatten die von Sokrates bekämpften Sophisten gelehrt; Herodot hat von den zahlreichen bis ins Einzelnste ausgeführten Porträts historischer Personen ganz abgesehen, sogar für den Gang der Geschichte ganz indifferente Persönlichkeiten, wie den Arzt Demokedes, und diese mit besonderer Vorliebe gezeichnet. Ions Memoiren enthielten kunstreich ausgeführte, das Leben der Gesellschaft und die Erinnerung an bedeutende Männer festhaltende Augenblicksbilder, Stesimbrotos konnte darauf rechnen, dass selbst der tendenziöse Klatsch, wie er ihn brachte, geneigte Leser finden werde.

Diese an persönlichem Detail reiche Literatur stammt, wie Bruns bei Besprechung Herodots mit Recht hervorhebt, aus dem Kreise der kleinasiatischen Cultur. Während Herodot wiederholt an der Aufgabe Schiffbruch gelitten hat, aus den widerspruchsvollen Überlieferungen, die ihm über Kleomenes, Kambyses, Xerxes und andere Persönlichkeiten vorlagen, einheitliche Charakterbilder zu formen, sind die attischen Sophisten, um das Wesen des Individuums zu fassen, von vorneherein darauf aus, durch das mannigfache Detail hindurch, unbeirrt von Vorurtheilen, ein einheitliches Bild zu gewinnen, sie wollen die letzten, dem verwirrenden Spiel der Einzelerscheinungen zugrunde liegenden Triebkräfte erkennen und das Typische der Persönlichkeit erfassen.

Derselben Richtung gehört das Geschichtswerk des Thukydides an, so sehr sich dieser auch von den Sophisten unterscheidet. Er vermeidet es, selbst die handelnden Personen direct zu beurtheilen, er lässt die Mit- und Nachwelt oder auch bestimmte Gruppen der Zeitgenossen und Späterlebenden an seiner statt urtheilen. Das Privatleben und der persönliche Charakter des Handelnden kommt in seinem Geschichtswerk nur dann in Betracht, wenn von daher ein bestimmender Einfluss auf den Gang der öffentlichen Ereignisse sich bemerklich gemacht hat.

An diesen stilistischen Gesetzen, die sich Thukydides im Gegensatze zu Herodot und der bisherigen Geschichtschreibung gegeben hatte, hat Xenophon in den Hellenicis, so gut er es ver-

[illegible] ferner bei Arist[illegible]
[illegible] denen, von der Gestalt
[illegible] in den [illegible]
[illegible] Name individuell ist. Die
[illegible] des fünften [illegible]
[illegible] achten, die, unter dem [illegible]
[illegible] wenige durch [illegible]
[illegible] gerechnet, die Pers[illegible]
[illegible] nur nicht charakterisieren
[illegible] einer ganzen [illegible]

[illegible] Persönlichkeit des Sokrates
[illegible] geschaffen. Diese allgemein
[illegible] Anstoß und Bewun[illegible]
[illegible] ungerecht [illegible]
[illegible] allerdings, ohne dass Sokrates
[illegible] Wunsch, ihr Bild [illegible]
[illegible] Freunden und Gegnern [illegible]
[illegible] Form fingierter Gerichts[illegible]
[illegible] Thätigkeit seiner [illegible]
[illegible] Memorabilien und das [illegible]
[illegible] er sich den [illegible]
[illegible] verfolgen dann insgesamt [illegible]
[illegible] für das Wesen dieses [illegible]
[illegible] Mannes zu erschließen. Die
[illegible] in seinen Dialogen ein Bild
[illegible] und ungerecht verurteilten
[illegible] Gesellschaft [illegible]
[illegible] anderen Mitteln ausgeführt [illegible]
[illegible] den Memoiren des [illegible]
[illegible] Mittel aber, deren sich
[illegible] Perikles zu charakterisieren, und
[illegible] das Andenken an
[illegible] war, lebendig zu erhalten, sind
[illegible] ihrer besonderen Art nach ver-
[illegible] bestimmten stilistischen Regeln
[illegible] Wirklichkeit, das ihnen subjektiv
[illegible] sich veranlasst sieht [illegible]
[illegible] preisgibt, so hat sich Plat[illegible]
[illegible] zu erhalten, [illegible]
[illegible] von Sokrates verschweigt.
[illegible] Literatur und in bewusster
[illegible] nach 374 Isokrates mit seinem
[illegible] und erhebt ausdrücklich die
[illegible] Schriften die Persönlichkeit
[illegible] natürlicher Anlagen, aus ihrer
[illegible] ihrer Eigenschaften [illegible]

Im unmittelbaren Anschluss daran und unter dem Einflusse dieses isokrateischen Musters eines literarischen Porträts stehend hat Xenophon bald nach 360 seinen Agesilaos verfasst, in dem er bemüht ist, noch tiefer in das Wesen der Individualität einzudringen, der dieses Enkomion gewidmet ist. Die Wirkung der Lehren des Sokrates äußert sich nunmehr darin, dass im Gegensatz zu der Auffassung der Sophisten vor allem die Frage nach der sittlichen Beschaffenheit des Individuums aufgeworfen und für dessen Wertung in Anschlag gebracht wird.

In der Anabasis des Xenophon sind beide Richtungen vertreten; die literarischen Porträts, die sie enthält, weisen theils Einflüsse des Euagoras auf, theils sind sie unabhängig von dem Vorbild, das diese Schrift geboten hatte, entstanden. Auch in den Hellenicis tritt ja neben der Nachahmung der Stilgesetze des Thukydides und trotz der entschuldigenden Bemerkungen, die zweimal von Xenophon gebraucht werden, da er sich auf ihrer Außerachtlassung ertappt, eine Vorliebe für die Schilderung von Einzelheiten zutage, die mit jenen Stilgesetzen unvereinbar ist.

Ein ähnlicher Wandel von der Enthaltsamkeit in Bezug auf Persönliches zu dessen eingehender Behandlung hin lässt sich auch bei den attischen Rednern verfolgen. Allerdings ist dem verschiedenen Charakter dieser Literatur entsprechend die Erscheinung, die der energischeren Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit des Processgegners entspringt, anders beschaffen, als jene, die wir bei den Sokratikern und bei Isokrates beobachten können; wie bei diesen das ausgeführte, im Mittelpunkt der einzelnen Schrift, ja einer ganzen Literatur stehende Porträt das Ergebnis ist, so tritt bei den Rednern an Stelle der Zurückhaltung, die Antiphon, Lysias u. A. geübt hatten, die Invective. Die Entwicklung also, die auf dem Gebiete der Gerichtsrede und der bloß die Form der Gerichtsrede fingierenden Tagesliteratur von dem älteren, die Charakterisierung des Gegners beschränkenden Stil hinüberführt zu der Invective des Demosthenes und Aischines, ist der der übrigen Literatur parallel. Bei Demosthenes ist das Streben, die Gegner in den Augen der Richter herabzusetzen, so überwiegend, dass er sogar innerlich unmögliche Zerrbilder von deren Persönlichkeiten bietet.

Im Vorstehenden habe ich aus dem reichen Inhalte des Buches von Br. ohne Rücksicht auf den Gang der Beweisführung, den der Verf. selbst eingeschlagen hat, die für die Entwicklung des literarischen Porträts entscheidenden Ergebnisse in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge zusammenzufassen gesucht.[1])

Es ist nicht nur eines der wichtigsten Probleme der Literaturgeschichte, sondern auch für die historische Kritik von ein-

---

[1]) Die bloß fragmentarisch erhaltene Literatur hat der Verf. grundsätzlich beiseite gelassen und nur, soweit Ion und Stesimbrotos in Betracht kommen, eine Ausnahme gemacht.

[illegible] zum erstenmal im Zusammen-
[illegible] wie haben die Griechen im
[illegible] dargestellt, welche Wert-
[illegible] Individuum gehabt? und dass durch
[illegible] gebracht ist: die griechischen
[illegible] wie die Dichter und Redner, wie
[illegible] Künstler auch bei der Schil-
[illegible] stilistische Gesetze gebunden

[illegible] eingelegten Reden hatte man aller-
[illegible] aufgefasst und auch sonst
[illegible] bereits bemerkt worden (von
[illegible] S. 280 ff.), dass aus rein stili-
[illegible] Verbindungen der ihm zugekom-
[illegible] dem chronologischen Verlauf der
[illegible] aufgefasst worden seien. Ich
[illegible] S. 408 ff.) die vorwiegend typische
[illegible] von der Antike erhalten ist, aus
[illegible] erklären gesucht, der in den Werken
[illegible] der Mehrzahl aller prosaischen Er-
[illegible] erkennen ist. Ich kann zwar E.
[illegible] 1896, 793) nur zum Theile beipflichten,
[illegible] Bezug auf das Buch von
[illegible] dass eine Geschichte der antiken
[illegible] Quellensuchern[1]) und nicht minder
[illegible] mancherlei Überraschungen bereiten
[illegible] dass die Analyse nicht nur auf das
[illegible] beschränkt, sondern auch auf das lite-
[illegible] erstreckt werde, ist gewiss berechtigt.
[illegible] ganz so vernachlässigt zu sein, als
[illegible] vermuthen lassen; bei der nur
[illegible] historischen Literatur wird sie überdies
[illegible] sein. Auch Schwartz hat mit Fug
[illegible] dass „die Geschichtschreibung nun
[illegible] und bei den Römern eine literarische
[illegible] Regeln ist, die sich in verschiedenen Zeiten
[illegible] die aber in ihrem Verhältnis zu dem einzelnen
[illegible] dessen Werk viel entscheidender bildet und
[illegible] der günstigenfalls nur einen individuellen
[illegible] vorstellt."

[illegible] die Auseinandersetzungen von Br., die dieser
[illegible] der Geschichtschreibung bei Herodot, Thuky-

[1]) [illegible] De [illegible] betitelte oder handelnde Literatur sind
[illegible] geschlossen und es bezweifelt wohl kaum jemand
[illegible] der meisten dieser Untersuchungen; ich bin der
[illegible] viele der De rebus betitelten Schriften ähnlich
[illegible] wird.

dides und Xenophon, in der Komödie, in der sokratischen Literatur und bei den Rednern nachgehen, für eine der wertvollsten Bereicherungen unserer Kenntnis. Es ist gewiss sehr wesentlich, vor allem die Grundlagen „jener zweiten Existenz“ kennen zu lernen, die bedeutende und unbedeutende Individuen im Urtheile der Mit- und Nachwelt führen.

Aber es liegt auch im Wesen solcher Untersuchungen, wie dieser über das literarische Porträt angestellten, dass nicht allen Auseinandersetzungen des Verf.s die gleich überzeugende Kraft innewohnt, ja dass für manche Erscheinung sogar andere als die von ihm vorgebrachten Erklärungen nothwendig erscheinen. Es ist daher geboten, nunmehr, dem Gange seiner Untersuchung folgend, solche, wie mich dünkt, controverse Punkte hervorzuheben.

Die Betrachtung geht in dem ersten: Die Geschichtschreiber betitelten Buche von Thukydides aus und die Ermittlung der stilistischen Regeln, an die dieser Schriftsteller sich gehalten hat, steht in dessen Mittelpunkt. Die beiden von Bruns festgestellten stilistischen Hauptregeln: die indirecte Charakterisierung der Personen, womit gemeint ist, dass Thukydides die Charakteristik, die er selbst gibt, anderen in den Mund legt, und das absichtliche Beiseitelassen aller auf den persönlichen Charakter und das Privatleben bezüglichen Angaben, sofern sie nicht auf den Gang der öffentlichen Ereignisse bestimmend eingewirkt haben, sind bereits erwähnt. Ebenso zutreffend wie dieses hebt der Verf. hervor, dass auch die Reden, von ganz wenigen Beispielen abgesehen, keineswegs formell und direct individualisiert sind, sondern dass sie in einem einheitlichen Stile abgefasst die Ergebnisse der psychologischen Analyse enthalten, die Thukydides über die Sprecher angestellt hat. Trotz des Verzichtes auf alle Mittel individueller Charakterisierung, und trotz der scheinbar äußersten Sachlichkeit der Darstellung erzielt aber der Schriftsteller eine persönliche Wirkung, indem er uns z. B. in den drei Reden des Perikles diesen Mann als die Verkörperung des attischen Staatsgedankens erscheinen lässt, der in der sicheren Voraussicht des Wandels alles Irdischen, getragen von dem Bewusstsein für etwas Großes und im Gedächtnis der Menschheit Unsterbliches zu arbeiten, seine und seines Volkes ganze Kraft einsetzt.

Eine geradezu glänzende Bestätigung dafür, dass Thukydides nicht etwa einer Gepflogenheit folgend, sondern bewusst dieses Verfahren eingeschlagen hat und dass seine Zeitgenossen seine stilistischen Gesetze als solche erkannt haben, gewinnt Br. aus den Hellenicis des Xenophon, deren Verf. nicht nur bemüht ist, so wenig dies auch seiner Eigenart entsprach, das Schema der thukydideischen Jahreserzählung, sondern auch seine Art der indirecten Charakteristik nachzuahmen. Allein er fällt nicht nur öfter aus der Rolle, sondern an zwei Stellen, wo dies durch die Einflechtung von Aussprüchen der erwähnten Personen in ganz be

schneidender Bedeutung, dass hier zum er[illegible]
hange die Frage aufgeworfen wird: wie [illegible] de[illegible]
5. und 4. Jahrhundert den Menschen d[illegible]
schätzung haben sie für das Individuum [illegible]
deren Beantwortung der Nachweis erbr[illegible]
Geschichtschreiber haben ebenso wie di[illegible] der
Aristophanes und Platon sich als Kü[illegible] Stesi[illegible]
derung des Menschen an bestimmte st[illegible] das V[illegible]
erachtet. [illegible] den Ges[illegible]

Die bei den Historikern einge[illegible] Gegensat[illegible]
dings stets unter diesem Gesichtspunk[illegible] betreffen[illegible]
ist hie und da, z. B. bei Herodot, [illegible] licher Ch[illegible]
Wilamowitz, Arist. u. Athen II, S. [illegible] Zeit, da
stischen Gründen vorgenommene V[illegible] ein literarisc[illegible]
menen Nachrichten fälschlich als [illegible] ist, und das
Ereignisse entsprechende Darlegun[illegible] in seinem
selbst habe (Preuß. Jahrb. 84, [illegible] und gänzlich v[illegible]
Beschaffenheit des Bildes, das [illegible] werden.
dem künstlerischen Charakter z[illegible] werden durch ei[illegible]
der Geschichtschreiber, wie i[illegible] herodoteischen G[illegible]
zeugnisse des Alterthums [illegible] gehört der ält[illegible]
Schwartz (Gött. Gel. Anz. 18[illegible] trat als fert[illegible]
wenn er mit nicht missz[illegible] schen Culturk[illegible]
Bruns die Ansicht ausspric[illegible] dem damaligen
historiographischen Techni[illegible] Herodot spielt d[illegible]
den nacherzählenden Histor[illegible] Rolle. Einige
würde; die Forderung [illegible] vollen Material s[illegible]
historisch-politische Gebi[illegible] keit hatte gewinn[illegible]
rarisch-historiographisch[illegible] hält, steht eine gr[illegible]
Sie scheint mir aber [illegible] er in der unbefang[illegible]
dies die Worte dieses [illegible] lichen Ansicht Aus[illegible]
fragmentarisch erhalte[illegible] Einzelheiten lieg[illegible]
schwerlich mit Erfolg [illegible] glücklichsten in den
in diesem Zusammenh[illegible] an, diese weise[illegible]
einmal bei den Gri[illegible] Schaffens auf
Kunstform mit Stil [illegible] es sich darum handel[illegible]
verschieden gestalt[illegible] Persönlichkeiten [illegible]
Schriftsteller betra[illegible] wird der Schriftsteller
bedingt, als der M[illegible] Beurtheilungen nicht
Stilzwang kennt, [illegible] Kritik und psychologis[illegible]

Ich halte [illegible] sind alterthümlich ge[illegible]
Erscheinung im [illegible] der das Epos beherrscht.

[illegible] Privatleben und da[illegible]

¹) Über [illegible] ihm ebenso beliebt wie [illegible]
die Acten so vi[illegible] wo er, wie z. B. in d[illegible]
die Unfrucht[illegible] stilistischen Regeln des
Ansicht, das[illegible] so weit, dass er, wen[illegible]
geurtheilt w[illegible]

sonders [illegible] der neuerlichen Entstehung
widrigkeit [illegible] gewesen, dessen erster und
in das [illegible] Meister geworden ist.
lassen und [illegible] Untersuchung in dem Buche
er mit [illegible]
rechnet [illegible] darin der Nachweis geführt
Ion von [illegible] als Nachahmung des
dieser [illegible] sei, hat der zu früh der
Thuky[illegible] (Philologus. N. F. VIII,
Publi[illegible], dass im Agesilaos zwar
einge[illegible] ablehnender Weise auf diese
sowie [illegible] werde. Ich glaube nicht,
bei [illegible], aber die Verschiedenheit des
neue [illegible] Kenner der Literatur dieser
zu [illegible] außerordentlichen Schwierigkeiten
Ges[illegible] Literatur des vierten Jahrhunderts
Wi[illegible]. Sie sind bedingt durch die
lose [illegible] Polemik in jener Zeit, die für uns
[illegible]ständlich oder mindestens sehr viel-

der [illegible] bereits Herodot anwendet und die,
wo[illegible] beweisen, auch Hekataios schon an-
th[illegible] ebenfalls zu den stilistischen Regeln, an
[illegible] der Griechen im fünften und vierten
[illegible] festgehalten haben. Um den Unter-
[illegible] dieser und späterer Zeiten deutlich zu
[illegible] die leidenschaftliche, breite, stets mit
[illegible] verbundene Polemik des Polybios
[illegible] oder Timaios zu erinnern. Jenem
[illegible] nun aber dasselbe Bestreben zugrunde,
[illegible] der Beiseitelassung alles entbehrlichen Per-
[illegible] und zu dem Verfahren der indirecten
[illegible] Verzicht auf jede formelle Individualisierung
[illegible]. Indem man die Persönlichkeit des lite-
[illegible] solche in der Polemik eliminiert und an
[illegible] „die Hellenen", „die best unterrichteten
[illegible] „die Menschen" im allgemeinen setzt, wird
[illegible] der Adresse, an die man sich zu
[illegible] die Auseinandersetzung selbst typisch und

[illegible] Thatsache, dass dieses stilistische Mittel bei Herodot
[illegible] ist, scheinen sich mir nun nach zwei Richtungen
[illegible] die Aufstellungen von Bruns zu ergeben. Bruns
[illegible] aus dem Stil der Porträts bei Thukydides, dass
[illegible] in einer geringen Schätzung des Individuums
[illegible] begründet sei, erklärt jedoch die bei den älteren
[illegible] Verallgemeinerung des Angriffes auf den Process-

gegner als Folge einer herrschenden Gepflogenheit, wodurch diese eigenthümliche, aber auch in der Komödie vorhandene, der persönlichen Charakterisierung entgegenwirkende Erscheinung hervorgebracht worden sei. Es wird zwar darauf aufmerksam gemacht, dass zwischen der Darstellung der Persönlichkeit bei den Rednern einerseits, bei den Historikern, Komödiendichtern und Dialogschreibern andererseits ein wesentlicher Unterschied bestehe. Die Gerichtsrede hat stets einen praktischen Zweck, der Advocat will entweder einen Freispruch oder eine Verurtheilung herbeiführen und nicht das Individuum selbst zeichnen. Mir scheint aber ein gleicher, außerhalb der Charakterisierung liegender Zweck vor allem auch bei dem Komödiendichter vorhanden zu sein: der will sein Publicum unterhalten. Wie für die Beurtheilung des Stilistischen in den Personenschilderungen der Redner, so kommt also zunächst auch für Aristophanes' komische Porträts dieser Zweck in Betracht. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheile ich die Personenbilder in der Komödie und bei den Rednern etwas anders als der Verf. Ich komme darauf noch zurück und erwäge nun zunächst die Berechtigung der von Br. aus dem Stil auf die Anschauungen des Thukydides gezogenen Schlussfolgerung.

Mit vollem Recht, wie ich glaube, hat Br. S. 65 ff. auf den Gegensatz hingewiesen, der Thukydides von der Auffassung der Sophisten trennt. Seine Enthaltsamkeit im Anwenden eines sittlichen Maßstabes bei Beurtheilung der Personen entspringt nicht sittlicher Gleichgiltigkeit, sondern der Überzeugung, dass die ethische Beschaffenheit des Individuums nicht an und für sich, sondern nur unter bestimmten Voraussetzungen für die Geschichte in Betracht komme. Hiermit wird also einer Verwertung stilistischer Erscheinungen für die Beurtheilung des ethischen Standpunktes, den der Schriftsteller persönlich einnimmt, ausdrücklich und mit Recht entgegengetreten.

In demselben Zusammenhang wird aber die Zurückhaltung des Thukydides in Bezug auf das Persönliche aus seiner wissenschaftlichen Überzeugung hergeleitet, dass die Bedeutung des Einzelnen für die Geschichte überhaupt gering anzuschlagen sei und dass das Wesentliche in der Geschichte auf der Evolution der Massen beruhe. Anders ausgedrückt erscheint also Thukydides nach Bruns' Darlegung als der Apostel der „collectivistischen“ Geschichtsauffassung, die bekanntlich neuestens in einen wiederholt erörterten Gegensatz zu der „individualistischen“ gebracht worden ist.

Ich kann diese Ansicht nicht theilen, und glaube, dass an diesem Punkte Br. aus der Anwendung eines bestimmten Stiles in der Geschichtsdarstellung zu weitgehende Schlussfolgerungen auf die Geschichtsauffassung desjenigen gezogen hat, der sich dieses Stiles bedient. Mir scheint hier derselbe Fehler oder doch mindestens eine ähnliche Übertreibung vorzuliegen, die in jenen

Schicksal [illegible] Seite derjenigen begangen des liter[illegible] Ideen in der Geschichte als erhaben[illegible] dargestellt. Meines Erachtens [illegible] ausschließlich darauf, dass von [illegible] Schlüsse auf seine Anschauungen

[illegible]

wurde [illegible] bezweifeln, dass er der Persön[illegible] Rolle in der Geschichte zuerkannt [illegible] ihres Wirkens damit in Einklang [illegible], allerdings nur soweit es sich um [illegible] das Bestreben, die Persönlichkeit [illegible] individuellen Gegner mit scheinbar gegen [illegible] gegen eine größere Gruppe gerichteten [illegible]entgegenzutreten.

[illegible] literarischen Polemik sind also für [illegible] Regeln verbindlich, wie für Thuky[illegible] dass stilistische Erscheinungen nicht als [illegible]ungen und Ansichten gedeutet werden [illegible] Regeln, deren schärfste Ausbildung wir [illegible], waren ferner in Ansätzen wenigstens [illegible] dem kleinasiatischen Culturkreis angehörigen [illegible]; dass selbst für die indirecte Charakte[illegible] Herodot sich Beispiele anführen lassen, hat ja [illegible]

[illegible] ist jedoch für die Beurtheilung des Thuky[illegible] als dass ich mich mit einem allgemeinen Ein[illegible] dürfte.

[illegible] selbst zu, dass in dem Thukydideischen Geschichts[illegible] darin auch von der Person des Perikles gesprochen [illegible] dessen hervorragende persönliche Bedeutung für [illegible] entschiedenste betont und durch ganz besondere [illegible] auch anschaulich gemacht wird. Br. hat ferner die [illegible] über Thukydides' Auffassung von den Individuen in der [illegible] handeln, eingeschränkt durch die Bemerkung, dass es [illegible] der Auffassung des Thukydides „nur wenige sind, deren [illegible] bestimmenden Einfluss auf die Allgemeinheit gewinnt."

Ein weiterer Grund, weshalb bei Thukydides die Individuen, [illegible] Br. sagt, nur in geringer Zahl auftreten und durch die Blässe [illegible] Erscheinung auffallen, scheint mir nun auch darin gelegen, dass er jene zahlreichen persönlichen Einzelheiten, mit denen seine Vorgänger, insbesonders Herodot, ihre Werke ausgestattet haben, [illegible] zu wenig beglaubigt hielt, als dass sie in ein Geschichtswerk Aufnahme finden dürften. Die Einleitung im ersten Buche enthält einige darauf abzielende allgemeine Bemerkungen. Das sind gerade die Dinge, die bloß ἀκοῇ überliefert werden und deren Wiedergabe Thukydides seinen Vorgängern zum Vorwurf macht, von denen er sagt, dass sein auf die Ermittelung der Wahrheit gerichtetes

Werk ihrer entbehre, und dass es damit eines an die Dichter gemahnenden Reizes verlustig gehe. Die von Br. beobachteten Eigenthümlichkeiten des Thukydides sind also allerdings auch bedingt durch eine wissenschaftliche Überzeugung, die jedoch mit der Wertung des Individuums für den Gang der Geschichte nichts zu thun hat. Durch eine kritische Prüfung hatte er die Erkenntnis gewonnen, dass die Persönliches betreffende Überlieferung unzuverlässig sei, deshalb beschränkte er sich in deren Wiedergabe.

Eine Exposition, wie sie Herodot in den Gesprächen des Xerxes und Artabanos dem großen Perserkriege gegeben hatte, erschien dem Thukydides ein Unding, weil solche interne persönliche Vorgänge sich der sicheren Kenntnisnahme entziehen. Es liegt ferner gerade dieser herodoteischen Betrachtungsweise besonders nahe, solche letzte Vorkommnisse vor Beginn großer Ereignisse als deren Ursachen zu betrachten. Auch das hielt Thukydides für irreführend, die wahren Ursachen liegen nach seiner Auffassung tiefer.

Mit Verzicht auf all solchen herodoteischen Schmuck und mit Beschränkung auf das thatsächlich Nachweisbare hat er daher im ersten Buche gezeigt, dass die ganze geschichtliche Entwicklung seit dem Jahre 479 als die wahre Ursache des peloponnesischen Krieges zu betrachten sei und nicht die Vorgänge in Epidamnos, Korkyra und Potidaia oder gar die Weigerung des Perikles, die Handelssperre gegen Megara aufzuheben und die Ablehnung der sonstigen Forderungen, die spartanische Gesandtschaften im Winter 432/1 erhoben. Allein trotzdem hat er die Bedeutung des Individuums nicht gering angeschlagen. Er hat nicht nur den persönlichen Antheil des Perikles an der entscheidenden Beschlussfassung in Athen betont, er hebt auch den des Archidamos und des Ephoren Sthenelaidas für die letzten Entschließungen in Sparta hervor. Wer vollends, wie es Thukydides gethan hat, seinen demokratischen Landsleuten das Andenken an ihren größten Staatsmann in der bekannten Charakteristik des Perikles vor Augen stellt, wer von dem Wirken eines einzelnen Menschen sagt, dass es die bestehende Verfassung thatsächlich zur bloßen Form gemacht habe, der schätzt doch die Bedeutung des Einzelnen in dem Getriebe der Kräfte gewiss nicht gering.

Für dasjenige, was Br. die Stilgesetze des Thukydides nennt, kommt ferner, soweit Perikles in Frage steht, noch ein Umstand in Betracht: Thukydides hat, was Perikles betrifft, die communis opinio der Mehrzahl seiner Landsleute gegen sich, die er widerlegen will. Die persönlichsten und privatesten Motive dieses Mannes betrachtete man geradezu als die Ursache des peloponnesischen Krieges.[1]) Es ist nicht zweifelhaft, dass Thukydides, wenn er

[1]) v. Wilamowitz (Aristoteles und Athen I, 121 ff.) hat darauf aufmerksam gemacht, wie verbreitet diese Auffassung in der attischen

keine directe Apologie schreiben wollte, diese Widerlegung nicht besser hat führen können als durch die Zurückhaltung seines Urtheils und dessen indirecte Fassung.

Die wissenschaftliche Vertiefung der Aufgaben der Geschichte nach der Seite der Kritik der Überlieferung, wie der Auffassung von dem Zusammenhang der Ereignisse lehrte also den Thukydides im Gegensatz zu seinen Vorgängern ein weises Maßhalten, soweit Persönliches in Betracht kam; durch die stilistischen Gesetze, denen er in dieser Hinsicht folgt, hat er die Überschätzung des Einflusses des Persönlichen, die ihm in den Werken seiner Vorgänger wie in den Urtheilen seiner Zeitgenossen entgegengetreten war, auf das richtige Maß zurückgeführt. In diesem Gegensatze liegt es m. E. begründet, dass bei Thukydides der Accent stärker auf das Allgemeine gelegt und das Persönliche mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Aus diesem Verfahren auf eine geringe Wertung des Individuums zu schließen, scheint mir jedoch umsoweniger gestattet, als die Verschiedenheit der Rolle, welche die Individuen bei Herodot und Thukydides spielen, noch aus einem weiteren Gesichtspunkte zu erklären ist.

Die Kluft, die trotz des kurzen Zeitraumes, der zwischen der Abfassung verstrichen ist, die Werke dieser beiden Historiker trennt, ist auch durch die Verschiedenheit der Lebensstellung des flüchtigen Kleinasiaten Herodot und des zu dem höchsten Amte in seiner Heimat gewählten Atheners Thukydides noch erweitert. Herodot wendet sich an ein anderes Publicum als Thukydides. Er sammelt volksthümliche Überlieferungen in aller Welt und wendet sich mit deren kunstmäßigen Verarbeitung wiederum an alle Welt. Die locale Tradition, aus der Herodot schöpft, die Geschichtschreibung des kleinasiatischen Culturkreises, dem er angehört, ist ebenso volksthümlich gewesen wie das Epos, an das sie beide angeknüpft haben. Die Erzählungen, wie sie Herodot bietet, reich an individuellem Detail, locker in der Fügung, unbeeinflusst von tiefgehender psychologischer Analyse der Personen, mitunter in freiem, künstlerischem Schaffen über die Wirklichkeit gesteigert, erfüllt von novellistischen Stoffen, die in Ionien die epischen abgelöst hatten, für die Vorlesung vor großem Kreise

---

Publicistik war. »Sie betrachtet die Geschichte Athens als die einer Anzahl Demagogen, etwa wie später die Geschichte der Philosophie als eine *διδαχὴ φιλοσόφων* dargestellt wird. Das steht mit der Pentekontaëtie des Thukydides im grellsten Widerspruch und auch die Reden des Isokrates wollen sich damit gar nicht reimen .... Stesimbrotos schrieb die erste politische Tendenzschrift: und wie nennen sie die Grammatiker? *περὶ Θεμιστοκλέους καὶ Θουκυδίδου καὶ Περικλέους*. Also die Personen der Demagogen stehen im Mittelpunkte. Wenn Aristophanes die Ursachen des Krieges behandelt, so liegen sie in Perikles, Aspasia, Pheidias, Simaitha: die spätere Geschichte folgt viel mehr seinen Spuren als denen des Thukydides«. Auf dieselbe Erscheinung hatte ich im Philol. 46, S. 488 ff. hingewiesen.

höchst geeignet, wenden sich an alle Schichten des Volkes. Es entspricht diesem Ursprung seiner Nachrichten und dem Geschmack seines Publicums, dass wie die Personen der Geschichte, so auch die Person des Erzählers leibhaftig vor den Leser und Hörer hintreten. Thukydides dagegen schreibt für Gebildete, für einen kleinen Kreis von feinerem Verständnis, er hat sich von der volksthümlichen Auffassung der Geschichte, der die Localhistorie, Herodot und seine Vorgänger gehuldigt hatten, emancipiert. Er verzichtet freiwillig auf den Schmuck, dem bisher der Geschichtschreiber es zu danken hatte, dass ihm das vulgus profanum willig Gehör gab. Wo er von dem Nutzen spricht, den seine auf zuverlässiger Forschung gegründete Darstellung bringen könnte, [1]) denkt er an Politiker und Militärs als seine Leser. Die Persönlichkeiten derer, von denen er in seinem Werke handelte, standen überdies seinem Publicum noch zumeist aus der unmittelbarsten Nähe in lebhafter Erinnerung; über die Fülle persönlicher Eindrücke sollten seine Leser zu einem sicheren, allgemeinen Urtheile erhoben werden. Auch deshalb wird die Mittheilung von Persönlichem auf wenige besondere Fälle beschränkt und im übrigen treten der Darsteller und die dargestellten Individuen hinter den Thatsachen zurück. Thukydides hat sich sogar an den Stellen, wo er von sich selbst zu berichten hatte, jedes Urtheils enthalten und keine Rechtfertigung in eigener Sache versucht; er hat dies jedoch nicht nur deshalb unterlassen, weil dies stilwidrig gewesen wäre, sondern auch, weil es wirksamer war. Subjective Äußerungen hat er sich nur in den beiden Vorreden gestattet und im VIII. Buche ist, weil es nicht vollendet ist, wie Br. bemerkt, das Urtheil über Antiphon stehen geblieben. Das Gleiche gilt von dem Urtheil über die Verfassung nach dem Sturz der Oligarchie, das ebenfalls im VIII. Buche (97) ausgesprochen wird.

Endlich haben auch die unstreitigen Vortheile der indirecten Charakterisierung und des Beiseitelassens alles Persönlichen, die in der literarischen Polemik und, wie wir noch sehen werden, auch in der Komödie und bei den Rednern bestimmten Zwecken dienen, bei Thukydides die Anwendung jener stilistischen Regeln bewirkt, die Br. nachgewiesen hat. Thukydides hat mit Recht die Ansicht gehabt, dass er seinen Zweck, die Personen auf überzeugende Weise zu charakterisieren, gerade auf indirectem Wege und wenn er sich selber ganz in den Hintergrund treten lasse, am besten erreichen werde.

[1]) Br. hat S. 404, da er von der pedantisch wirkenden Lehrhaftigkeit Xenophons spricht, die, so viel ich weiß, E. Schwartz zuerst (Rhein. Mus. N. F. 44, S. 161 ff.) gebürend betont hat, mit vollem Rechte darauf aufmerksam gemacht, dass man für eine solche uns aufdringlich scheinende Lehrhaftigkeit im Alterthum weniger empfindlich war. Sie findet sich bei Thukydides außer an dieser Stelle nur noch in der Beschreibung der Pest; allein selbst diese zurückhaltenden Bemerkungen wirken für unser Empfinden schon befremdend.

Der meines Erachtens irrige Schluss, den Br. von dem Stile des Thukydides auf seine Anschauung über den geringen Wert des Individuums in der Geschichte gezogen hat, ist dadurch besonders nahegelegt, dass in der älteren historischen Literatur die Schilderung des Persönlichen einen soviel breiteren Raum als bei Thukydides eingenommen hat und in der späteren auch wieder einnimmt. Thukydides enthält sich jedes persönlichen Urtheiles, wie wir eben gesehen haben, er lässt Zeitgenossen und Späterlebende nur hie und da an seiner Statt urtheilen. Herodot hingegen hat sich diese Beschränkung nicht auferlegt, er tritt als Beurtheilender persönlich so stark in seinem Werke hervor, dass v. Wilamowitz von ihm sagen durfte: „*πάντων μέτρον ἄνθρωπος* d. h. *Ἡρόδοτος* gilt für ihn praktisch genau so wie theoretisch für Protagoras." Herodot erstrebt also den Schein der Allgemeingiltigkeit gar nicht für das, was er an Anschauungen vorbringt, und begnügt sich, seine subjective Meinung mitzutheilen. Ist aber darum die überzeugende Kraft des subjectiven Urtheils, das Thukydides fällt, geringer, weil er es in eine äußere Form gebracht hat, die es wie etwas außerhalb seiner Person existierendes erscheinen lässt? Das Gegentheil ist richtig, wie aus der Wirkung der beiden Geschichtswerke sich ergibt. Während man Gefahr läuft, sich durch den Stil des Thukydides täuschen zu lassen und etwas für objectiven Thatbestand zu nehmen, was doch nur sein subjectives Meinen ist, empfinden wir dem ausgesprochen subjectiven Urtheile des Herodot gegenüber weit weniger Respect. In diesem Vortheile des thukydideischen Stiles sehe ich daher ebenfalls eine der Kräfte, die denselben erzeugt haben. Gerade dadurch, dass er von wenigen Ausnahmen abgesehen sich als urtheilendes Subject scheinbar eliminierte, hat er den Zweck, den Leser für seine Anschauung zu gewinnen, in viel vollkommenerer Weise erreicht als Herodot, der seine Persönlichkeit als Gewähr für die Richtigkeit seiner Darstellung in die Wagschale wirft. So wenig also der unpersönliche Stil des Thukydides seine geringere Subjectivität beweist, ebensowenig ist er der Ausdruck einer geringeren Wertung des Individuums für die Geschichte und der Ausdruck der Anschauung, dass das geschichtliche Leben auf den Massenwirkungen beruhe.

Bei der vorstehenden, Thukydides betreffenden Betrachtung bin ich von den Gepflogenheiten der griechischen Historiker des 5. und 4. Jahrhunderts beim Citieren und von der eigenthümlichen Form der literarischen Polemik ausgegangen. Ich habe bereits bemerkt, dass sich mir von dieser Seite her auch Einwendungen gegen das über die älteren attischen Redner bei Br. Gesagte zu ergeben scheinen.

Auf S. 454 heißt es zusammenfassend, dass bei Antiphon wie bei Lysias, bei Andokides und Isokrates es nicht an Partien fehle, in denen thatsächlich charakterisiert werde, dass aber dann

die Person des Processgegners sofort verschwindet und nur noch von einer Menschenclasse die Rede ist, welcher er zugehört, dass also der Logograph den Typus benutzt, um auf einem Umwege das abschreckende Gesammtbild des Gegners vorzuführen, geradeso wie das, was die Alten Ethopoiie nannten, nur dazu diente, den Sprecher als typische Erscheinung des biederen, rechtlichen, vertrauenerweckenden Mannes erscheinen zu lassen und durchaus keine persönliche Charakteristik damit bezweckt wird (S. 433). Da es nun keine gesetzliche Bestimmung gab, die ein näheres Eingehen auf die Person des Gegners vor Gericht verboten hätte, wenn auch zuzugeben ist, dass die Gepflogenheit diese Zurückhaltung empfahl, so folgt aus dem Gegensatze zu den stark persönlichen Invectiven fingierter Reden oder derer des Isaios, des Demosthenes und Aischines nach Bruns die Herrschaft eines in anderer Richtung wirkenden stilistischen Gesetzes bei den älteren attischen Rednern, „da Schläge, die gegen einen einzelnen geführt werden, immer stärker wirken, als die, deren Wucht sich auf viele vertheilt". [1])

Damit wird meines Erachtens eine unzweifelhaft richtig beobachtete stilistische Erscheinung zu einseitig auf den Widerstreit des praktischen Zweckes und der zu seiner Erreichung gewählten Darstellungsform gegründet. Vor allem spricht die gleiche Erscheinung in der literarischen Polemik, in der dasselbe Stilgesetz herrscht, dafür, dass es sich um ein Herkommen handelt, das über die Schranken des Gerichtshofes hinaus Geltung hatte, für das wohl auch in den Verkehrsformen der Gebildeten sich Entsprechendes gefunden hat; kurz alle diese literarischen Erscheinungen entspringen derselben Gebundenheit durch eine gesellschaftliche

---

[1]) Br. hat sich nicht verhehlt, dass bei den uns vorliegenden attischen Reden immer mit gewissen uncontrolierbaren Veränderungen gerechnet werden müsse, die erst bei deren Zurichtung für die Publication eingetreten sind. Er berührt sich hier mit der Auffassung, die v. Wilamowitz anlässlich seiner Erörterung über die Rede für Polystratos (Arist. u. Athen II, S. 366, vgl. Bruns S. 438) angedeutet hat, deren Ausführung jedoch noch aussteht. Allein soviel ist doch zu erkennen, dass v. Wilamowitz' Darlegung sich in anderer Richtung bewegen wird, als die oben angeführten Sätze von Br., ja dass sie einen Theil des von diesem benutzten Materials in Frage stellen wird. v. W. ist nämlich der Meinung, dass für die Publication eigene Namen durch die Bezeichnung N. N. ersetzt worden seien. Dadurch wird allerdings die Auffassung über das Porträt, das der Redner von seinem Gegner entwirft, nur zum Theile modificiert; wichtiger ist, dass daraus eine geringere Betonung des Persönlichen in der literarisch verbreiteten, als in der vor Gericht gesprochenen Rede folgen würde, was ich für sehr wahrscheinlich halte, während Br. auf S. 489 ff. die ersten Ansätze zu eingehenderer persönlicher Charakteristik und lebhafter Invective gerade in den fingierten, also lediglich literarisch existierenden Reden findet. Zudem muss auch damit, wie ich glaube, mehr als bei Br. geschieht, gerechnet werden, dass der Unterschied der älteren und jüngeren attischen Redner durch die zufällige Beschaffenheit der Individuen bedingt ist, deren Werke auf uns gekommen sind.

Convention, die früher nicht bestanden hatte oder doch mindestens nicht in dem Maße und die auch sehr bald wieder durchbrochen wurde. Darin scheint mir die über die Literatur hinausreichende Bedeutung der von Br. beobachteten stilistischen Erscheinungen des attischen Culturkreises gelegen.

Allein von der Herrschaft einer solchen Convention abgesehen, die allerdings geeignet ist, den Stil der literarischen Production stark zu beeinflussen, kommen für die Erklärung dieser Erscheinung bei den Rednern noch andere Gesichtspunkte in Betracht. Es kann bei der Leidenschaft der literarischen Polemik, die vor den stärksten Ausdrücken nicht zurückschreckt (*ἀνεπιστημονεστέρη. γελέω δὲ ὁρέων κτλ.* Her., *οὐκ ἀληθής ἐστιν* Aristot.) so wenig wie bei der Ernsthaftigkeit, mit der der Logograph dem Gegner zu Leibe rückt, keinem Zweifel unterliegen, dass die Schriftsteller und Advocaten der Ansicht waren, auf diesem indirecten Wege ihren Zweck, den Gegner ins Unrecht zu setzen, zugleich so gut als möglich zu erreichen. Und dabei befanden sie sich keineswegs im Irrthum.

Das Gewicht von Gründen wird durch den Verzicht auf die Nennung des Gegners unstreitig scheinbar erhöht, indem dadurch der Anschein jeder persönlichen Gegnerschaft vermieden wird. Wenn der Logograph durch die Ethopoiie auf Individualisierung verzichtet und ein typisches Bild gibt, so erscheint sein Client wie ein an der Sache Unbetheiligter, seine Darlegung wird dadurch umso nachdrücklicher und sachlich wirksamer. Der Logograph erreicht aber dadurch, dass er einerseits seinen Clienten als Typus des vertrauenerweckenden Mannes darstellt und andererseits den Processgegner als solchen häufig ignoriert und sich gegen eine Classe schlechter Individuen wendet, zu der jener gehöre, für seine praktischen Zwecke noch andere Vortheile. Die gute Meinung, die die Richter dem Milieu, in welches der Client gestellt wurde, entgegenbringen, die sich auf die an vielen Individuen gesammelten günstigen Eindrücke stützt, wird nun auch dem einen angeklagten Mitgliede dieser ehrenwerten Gesellschaft zugute kommen, sie wird auf dessen Beurtheilung günstig wirken, wenn es dem Advocaten gelingt, das typische Bild des Clienten so zu zeichnen, dass es an bekannte Typen aus diesem Kreise erinnert. Und für die Beurtheilung des Gegners wird durch dasselbe Mittel dasselbe erreicht. Indem ihn der Advocat als Vertreter einer verhassten Menschenclasse hinstellt, stachelt er die Instincte, die sich allenfalls gegen den einzelnen regen, noch mehr an, er ruft die Abneigung der Richter gegen die Gesellschaftschichte zuhilfe, in die er seinen Gegner verwiesen hat. In einem Staatswesen, in dem die Parteien eine große Rolle spielen, musste es besonders naheliegen, dieses Verfahren anzuwenden; wo im politischen Leben gegen den einzelnen so oft nur auf Grund der Sünden, die man seiner Partei vorwarf, der Process gegründet worden ist, da empfahl es sich auch in

privatrechtlichen Händeln durch geschicktes Hinüberspielen des besonderen Falles auf das allgemeinere Gebiet des Gegensatzes von Bevölkerungsgruppen den Erfolg zu erstreben. Dieses Verfahren anzuwenden wird der Advocat dann ganz besondere Veranlassung haben, wenn sein Client nicht ganz rein dasteht, es sich also empfiehlt, ihm dadurch beizuspringen, dass man den besonderen Fall möglichst kurz abthut, ihn in eine recht anständige Umgebung versetzt und so einen allgemeinen günstigen Eindruck für ihn erweckt. Dasselbe Verfahren empfiehlt sich auch dann, wenn die Schuld des Processgegners nicht leicht zu erweisen ist. In diesem Verfahren liegt also keineswegs, wie Br. meint, eine Schwächung des Angriffes, der verallgemeinernde Stil steht nicht im Widerspruche zu dem von dem Advocaten verfolgten Zwecke, sondern dieser Stil dient seinem Zwecke in ganz hervorragendem Maße, jenes Verfahren ist sogar ein bequemes Mittel, den Angriff zu verstärken.

Ich meine, dass die vorstehenden Betrachtungen zur Genüge gezeigt haben, welch wichtige und interessante Aufschlüsse das von Br. angeschlagene Thema gewährt, zugleich aber auch, wie schwierig es ist, die Erscheinungen zu erklären, auf die in diesem Buche die Aufmerksamkeit der Forscher gelenkt wird. Ich werde nun nicht versuchen auseinanderzusetzen, wie meine von Br. abweichende Auffassung derselben auch auf die Beurtheilung des einzelnen wirkte, sondern ich begnüge mich, im folgenden kürzer noch einige Einzelheiten aus dem so Verschiedenartiges und alles in gleich anregender Weise behandelnden Buche zu besprechen.

Zunächst eine Xenophon betreffende Bemerkung. Br. ist von der Beweiskraft, die der stilistischen Verschiedenheit der Porträts innewohnt, welche Xenophon in der Anabasis gibt, so durchdrungen, dass er auf die Abfassungszeit der Schrift aus dieser Verschiedenheit Schlüsse zieht. Weil er in der Charakteristik des Proxenos und Menon die Benutzung des Musters, das Isokrates mit seinem Euagoras gegeben hatte, erkennt, während die übrigen Charakterbilder der Anabasis diesen Einfluss nicht aufweisen, folgert er, dass Xenophon seit 369 zusammenhängend an der Anabasis zu arbeiten begonnen habe; bei Niederschrift des zweiten Buches sei ihm der 373 oder 372 geschriebene Euagoras bekannt geworden, den er nun in zwei Charakterbildern nachgeahmt habe. „Sollte, was ich nicht glaube, von irgendeiner Seite bewiesen werden können, dass das zweite Buch der Anabasis vor 373 geschrieben ist, so würde ich nicht anstehen, die Porträts des Proxenos und Menon als spätere Einlagen, die dem inzwischen erschienenen Euagoras Rechnung tragen, zu bezeichnen.“

Mir scheint, dass gerade bei Xenophon am wenigsten Schlüsse gestattet sind, die auf Beobachtungen über seinen schwankenden Stil sich stützen. Ich halte es für einen der gelungensten Nachweise des Verf.s, dass er die überraschende Mannig-

faltigkeit der Schriftstellerei des Xenophon und seine starke Abhängigkeit von den verschiedenartigsten Vorbildern klargelegt hat. Die Nachahmungen Herodots in der Anabasis lassen sich noch hinzufügen. Aber eben deshalb dürfte auch eine Verschiedenheit des Stiles der Porträts in der Anabasis, die z. B. in dem Herausfallen aus dem Thukydideischen Stil in den Hellenicis eine Parallele hat, nicht ausreichen, um darauf für alle Zukunft verbindliche Schlüsse über die Abfassungszeit der Anabasis zu gründen. Schließlich müsste doch, wenn wirklich die Arbeit an diesem Werke vor 373 erweisbar wäre, die von Br. beobachtete Erscheinung nochmals auf ihre Richtigkeit geprüft und, wenn sie sich bewährt, die Erklärung meines Erachtens anders als durch die höchst problematische Annahme einer späteren Einlage gesucht werden. Ich kann mir wenigstens den Glauben nicht nehmen lassen, dass die Anabasis um der persönlichen Rechtfertigung des Verfassers willen geschrieben ist, die so weit geht, dass der officielle Antheil Spartas an dem Unternehmen des jüngeren Kyros nur darum künstlich verschleiert wird, um den Athener Xenophon nicht kurz nach der schweren Niederlage seiner Vaterstadt im Gefolge der Sieger von Aigospotamoi in Asien erscheinen zu lassen, während in den Hellenicis dieser Antheil Spartas ganz offen zugegeben wird, und dass die Anabasis daher in einer Zeit geschrieben ist, da Xenophon eine solche Rechtfertigung seinen Landsleuten gegenüber am Platze fand. Sie ist pseudonym erschienen und war bereits veröffentlicht, ehe Xenophon die Fortsetzung des thukydideischen Geschichtswerkes verfasst hat. Da wir den „historisch-politischen" Anlass zu dieser Rechtfertigung nicht kennen, so kann einstweilen allerdings die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden, dass die Schrift erst nach 373 geschrieben ist, und Br.s auf stilistische Beobachtungen gestützte Hypothese kann nicht widerlegt werden, aber diese Argumente wirken doch nur angesichts des Mangels unserer Kenntnis und haben an und für sich keine überzeugende Kraft.

Zu den schönen Darlegungen über Aristophanes möchte ich Folgendes bemerken. Br. hat für mich völlig überzeugend dargethan, dass die Mehrzahl der Aristophanischen Carricaturen keine individuellen Züge an sich trägt, sondern dass sie Typen sind, dass davon nur Kleon, der aber in den Rittern nicht unter seinem Namen, sondern als Paphlagonier eingeführt wird, und der mit seinem Namen benannte Sokrates der Wolken Ausnahmen machen. Ich halte ferner für richtig, dass Aristophanes nicht die Person des Euripides, sondern den Dichter verspottet hat, weil seinem Publicum der Dichter Euripides allgemein bekannt war, nicht aber der Mensch. Bei Sokrates' eigenthümlichem Gehaben, das ihn zu einer stadtbekannten Persönlichkeit machte, lag die Sache anders, hier durfte Aristophanes auf Verständnis rechnen, wenn er eine Carricatur der Person bot. Ebenso ist richtig, dass in den

Wolken Sokrates ebenfalls als geistige Individualität angegriffen wird und nicht etwa unter der Maske des Sokrates die Naturphilosophie. In dem Abschnitte „Sokrates und seine Gegner" wird nämlich überzeugend dargelegt, welch irrige Meinungen in gegnerischen Kreisen über seine Lehre im Umlaufe waren, und daraus mit Recht gefolgert, dass dem Aristophanes dieses absolut genommen zwar falsche, aber von ihm selbst und von der Mehrheit seiner Zuhörer für richtig gehaltene Bild des Sokrates bei seinem Angriffe vorschwebte. Die benannten Personen in Nebenrollen, zu denen auch Lamachos in den Acharnern gezählt wird, findet Br. hingegen, wenn sie als Carricaturen bestimmter Menschen aus dem Stücke herausgelöst aufgefasst werden, misslungen und dürftig, da keine dieser Gestalten ein erkennbares Gesicht trage. Ihre Entstehung sei daher so zu erklären, dass die Gestalt in typischen Umrissen im Kopfe des Dichters fertig war, ehe er sich nach einem passenden Namen umsah, dass dieser Name nahezu accidentiell, jedenfalls secundär in seiner Entstehung ist. Die Einführung solcher vereinzelter, bestimmt benannter Personen in eine unbenannte und daher typisch wirkende Umgebung geht also auf ein künstlerisches Motiv zurück, sie gehört zum Stile der Komödie und soll verhindern, dass das luftige Gebilde phantastischer Erfindung, das der Dichter bietet, ganz und gar in Nichts zerfließe. Mitten unter die dichterischen Erfindungen tritt von Zeit zu Zeit eine leibhafte Gestalt, ein bekanntes Gesicht, ein Name und theilt von seiner Wirklichkeit auch der Umgebung etwas mit. Der Unterschied, der darin liegt, dass der unwirkliche Euripides, der bloß eine poetische Fiction ist, mit dem nicht der Dichter als Person, sondern nur die Dichtung getroffen werden soll, ohneweiters auf die Bühne gestellt wird, während der wirkliche Kleon nicht als Kleon, sondern als Paphlagonier dargestellt wird, um die gegen ihn gerichteten Angriffe auf diesem Umwege vorzubringen, erklärt sich nach Br. ebenfalls aus künstlerischen Gründen. Euripides wird direct aufgeführt, weil er keine Person, sondern eine poetische Fiction ist, Kleon ist eine Person, deshalb wird er stilisiert; die wirkliche lebendige Person ist für die alte Kunst Rohmaterial, um ein Kunstgebilde zu werden, muss sie erst umgegossen sein. Dies wird dann an den typischen Rollen gezeigt, die das Athenerthum in den verschiedenen Stücken veranschaulichen, wozu der Verf. auch den Gott Dionysos rechnet, was mir näherer Erklärung bedürftig scheint. Der hauptsächliche Grund des Misserfolges der Wolken war nach Br., dass die Hauptfigur des Stückes künstlerisch nicht verarbeitetes Rohmaterial enthielt, dazu kam, dass die unbewusste Verehrung und Scheu, die man trotz aller Gegnerschaft für Sokrates empfand, zu wenig darin berücksichtigt war. Die aristophanische Erfindung ist somit wesentlich das Ergebnis einer Arbeit, die der Einzelcharakteristik geradezu entgegengesetzt ist, indem sie nicht das für den Einzelnen Charakteristische zu gewinnen sucht, sondern

das vielen Individuen Gemeinsame zu einem poetischen Typus verbindet. Der Unterschied der älteren, mittleren und neueren Komödie ist also gar nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt; man hat später nur die Beziehungen auf die Politik des Tages aufgegeben, deren Stärke jedoch bei Aristophanes von der Individualisierung der Rollen ganz unabhängig ist.

Als rein poetischen Gründen entsprungen dürften m. E. diese stilistischen Erscheinungen nur dann betrachtet werden, wenn sie mit der in der Komödie des Aristophanes herrschenden Tendenz des persönlichen Angriffes in keinem Zusammenhange stehen und wenn der Dichter in seinem Schaffen durch keinen anderen Zwang als die Regeln seiner Kunst gebunden war. In beiden Richtungen scheint mir Aristophanes beeinflusst, und deshalb können seine Stilgesetze nicht als ausschließlich in der Eigenart seiner Kunst begründet betrachtet werden, von der die Wolken überdies eine seltsame Ausnahme bilden würden.

Wie der Redner vor Gericht seinen Zweck, den Clienten von der Anklage frei zu bekommen oder den Gegner verurtheilen zu lassen, nicht nur durch die persönliche Invective und den directen persönlichen Angriff, also durch ein der Einzelcharakteristik analoges Mittel erreicht, sondern auch dadurch, dass er ihn mit einer als gute oder schlechte Menschen geltenden Gruppe in Zusammenhang bringt und ihm durch typische Verallgemeinerung Vortheile zuwendet oder Nachtheile zufügt, so kann auch der Komödiendichter einen von Haus aus persönlichen Angriff in der Weise führen, dass er mitten in eine Gesellschaft unbenannter, recht boshaft ausgewählter typischer Gestalten auf einmal seinen Mann mit Nennung seines Namens hineinstellt; es fällt dann ein Abglanz der Lächerlichkeit oder Schlechtigkeit der Umgebung auf den einen, dem der Angriff gilt und um dessenwillen die typische Umgebung da ist. Die Menschen, die der Komödiendichter lächerlich oder schlecht machen will, sind in Wirklichkeit oft gar nicht so lächerlich und schlecht oder doch mindestens zur ausgeführten persönlichen Carrikierung nicht geeignet. Da bedient er sich desselben Kunstgriffes wie der Sachwalter, er bringt den zu Verhöhnenden in eine namenlose Umgebung, deren lächerliches Gebaben nun auch auf den einen Benannten mitbezogen wird. Diese Wirkung wird aber erreicht durch den bloßen Namen und das Auftreten der Person, sie wird auch dadurch nicht beeinträchtigt, dass der Zuschauer sich vielleicht sagt, diese Verknüpfung sei sachlich unberechtigt, ja der Spass wird mehr als einmal gerade in dem Contrast liegen, dass der mit Namen Genannte in Wirklichkeit in diesen Kreis ganz und gar nicht hineingehört, z. B. ein wirklich berühmter Name mitten unter Gesindel. Jede nähere persönliche Charakteristik oder eine ins einzelne gehende Carrikierung müsste in einem solchen Falle die komische Wirkung einfach aufheben und daher den Dichter zwingen, seinen Angriff überhaupt aufzugeben.

Für die Erklärung der typischen Beschaffenheit der Komödienfiguren kommt ferner in Betracht, dass die komische Wirkung, die in der bloßen Andeutung, in der Anspielung gelegen ist, bei der ausgeführten persönlichen Carrikierung meist verloren geht oder doch durch andere Mittel erreicht werden muss. Mit dem individuell gestalteten Bilde wird der Zuhörer strenger ins Gericht gehen, an ihm wird er jede zuweit gehende Carrikierung schneller gewahr, als an einer typisch gehaltenen Gestalt, bei deren Beurtheilung auch seiner eigenen Phantasie noch eine Mitwirkung eingeräumt wird. Auch gestattet das Auftreten solcher Typen eine viel freiere Bewegung der Handlung, ein öfteres Abschweifen, das Hereinziehen von Fernerliegendem, die Versendung von Pfeilen des Witzes bald dahin bald dorthin.

Endlich kommt noch ein Umstand in Betracht. Die Neigung der älteren Redner, an Stelle der Einzelperson einen gesellschaftlichen Typus zu unterschieben, hat Br. mit der in den Gerichtshöfen herrschenden Gepflogenheit in Zusammenhang gebracht, die Darlegungen möglichst auf den besonderen Fall einzuschränken; die Existenz gesetzlicher Bestimmung, die darauf abgezielt hätten, wird jedoch in Abrede gestellt. Diesem nicht sehr starken und niemals ganz verbindlichen Zwange, unter dem die Redner sprachen, stehen nun, soweit der Komödiendichter in Betracht kommt, gesetzliche Verbote und wohl auch polizeiliche und persönliche Vexationen gegenüber.

Unter solchen Umständen gehorcht der Dichter der Noth, und seine Stilisierung macht aus der Noth eine Tugend, wenn er seine anonyme Charakteristik des gefürchteten Kleon indirect durch das Medium des Paphlagoniers vorbringt und politische Personen weder als Hauptrollen verwendet noch persönlich schildert. Das Verbot, Leute, die im Amte waren, *μὴ ὀνομαστὶ κωμῳδεῖν*, schützte gar viele, denn in Athen war jahraus jahrein, wenn eine nur beiläufig anzustellende Rechnung nicht trügt, nahezu jeder vierte Bürger „im Amt“. Zu allen Zeiten gilt es ferner als ein Triumph der Komödie, den bestehenden Bestimmungen oder Gepflogenheiten ein Schnippchen zu schlagen und was eigentlich verboten ist, auf Umwegen dennoch zu sagen oder zu thun; wenn dies gelingt, so hat der Dichter schon deshalb allein die Opposition als die Lacher auf seiner Seite. Sokrates dagegen bekleidete, da Aristophanes ihn in den Wolken auf die Bühne brachte, kein Amt, da durfte die individuell gezeichnete Carricatur auch den Namen des Originals führen. Unter dem Drucke solcher äußerer Verhältnisse arbeitend, hat sich Aristophanes künstlerisch höchst wirksame Mittel geschaffen, um seine Angriffe vorzubringen, allein daraus folgt nicht, dass dort, wo diese beengenden Schranken wegfielen, eine Stilwidrigkeit den Misserfolg verursacht hat, und daraus folgt auch nicht, dass der Stil der Komödie überhaupt Typen verlangt hätte. Dazu kommt noch, dass die Komödie des

Aristophanes es mit Individualitäten zu thun hat, die dem Publicum bekannt sind, dass sie also ihren Zweck, diese lächerlich zu machen oder sie in ihrem Wirken anzugreifen, vollständig erreichte, wenn sie den Namen nannte und ihn mit einem oder ein paar glücklich beobachteten Kennzeichen ausstattete, ja dass sie ihres Erfolges auch sicher war, wenn sie nur Kennzeichen gab und den Namen verschwieg.

Es galt somit in Athen nicht als zulässig, von der Bühne gegen Politiker und Beamte persönlich zu werden, diese Auffassung findet hier sogar gesetzlichen Ausdruck. Wir begegnen abermals der Herrschaft jener früher erwähnten gesellschaftlichen Convention; diesmal tritt ein polizeiliches Interesse, das nach derselben Richtung wirkt, ihre Wirkung verstärkend hinzu. Der Lebhaftigkeit und Leidenschaft, die sich zum Schimpf und zur persönlichen Invective gerne hinreißen lässt, trat diese „Manier" im Verkehr, in der Literatur und die Gesetzgebung nachdrücklich entgegen, wie einst eine noch strengere Convention und noch strengere gesetzliche Normen in den Zeiten des griechischen Mittelalters die ursprüngliche Kraft, Gewaltthätigkeit und Geneigtheit zur Selbsthilfe zu bändigen bemüht gewesen sind. Die nur im anonymen Angriffe überhaupt statthaften beleidigenden Ausdrücke der Literaten, die Maßlosigkeiten des Aristophanes wie des Aischines und Demosthenes zeigen hinreichend, welch leidenschaftliche Glut durch solche äußere Formen gedämpft werden sollte und wie oft sie dennoch in hellen Flammen emporgeschlagen hat.

Im Mittelpunkte des Buches von Br. stehen die Untersuchungen über die sokratische Literatur, die auch äußerlich genommen dessen umfangreichsten Bestandtheil bilden.

In der Apologie des Platon erkennt der Verf. den ersten geistreicheren Vorläufer des Euagoras und Agesilaos, sie verfolgt, wie die sokratische Literatur überhaupt, die jedoch erst nach dem Tode des Meisters anhebt, den Zweck, das Bild des Sokrates und der Gesellschaft seiner Zeit anschaulich und lebendig gestaltet auf die Nachwelt zu bringen. Platon wählt dafür die Form der Dichtung, er dichtet in der Überzeugung, erst dadurch historisch treu im höheren Sinne sein zu können, seine Absicht ist immer, ein Porträt des Sokrates zu geben, keineswegs bedient er sich seiner als Maske. Der platonische Sokrates weist daher vielleicht unbewusst falsche Züge auf, von Platon ist er gleichwohl als Abbild des wirklichen gedacht, ebenso wie der Sokrates der Wolken von Aristophanes als Carricatur des wirklichen beabsichtigt ist. Xenophon sucht dagegen den historischen Bericht über Sokrates' Wirken in sein Recht zu setzen, er will die Nützlichkeit des Sokrates als Erziehers des Menschengeschlechtes darthun und ergänzt die Berichte über seinen Lehrer, die er mittheilt, durch Gespräche, die ebenfalls Dichtungen sind, gerade wie die platonischen Dialoge. Bei Platon sind die Dialoge, die uns realistisch geschilderte Per-

sonen vor Augen stellen, von den Trilogien zu unterscheiden, in denen dies Bestreben nicht zu erkennen ist und in denen auch Sokrates als Persönlichkeit zurücktritt; diese Trilogien gehören der späteren Zeit von Platons literarischem Schaffen an. Der sokratische Dialog ist nicht aus reinen Referaten über sokratische Gespräche erwachsen. Indem die Sokratiker durch ihre Arbeit die Thatsache des Todes dieses einzigen Mannes leugneten, indem sie in geistigem Zusammenhange mit dem Dahingeschiedenen mit fast mystischer Stärke verharrten, wählten sie die Form, in der er gelehrt hatte, für ihre literarische Production und erreichten dadurch, dass sie Sokratisches und Eigenes verbinden konnten, da sie auch das Eigene als von ihm herrührend betrachteten. Ein besonders schlagendes Beispiel für die Beliebtheit dieser Form und für das Festhalten an der Gestalt des Sokrates, auch wenn sie für die Behandlung des Themas vermöge der von Sokrates' Anschauungen abweichenden Tendenz eigentlich ungeeignet war, bietet Xenophons Oikonomikos.

In diesem Zusammenhange und von diesen Gesichtspunkten aus hat Br. auch für das oft behandelte Verhältnis des platonischen zum xenophontischen Sokrates eine, wie mich dünkt, überzeugende und schöne Lösung gefunden. Für Platons Auffassung ist Sokrates eine so außergewöhnliche Erscheinung, dass sie nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden darf, das Seltsame und Unverständliche an ihm erfordert fromme Zurückhaltung des Urtheils, ein Wunder wie Sokrates kann nicht wie ein anderer Mensch erklärt werden. Xenophon misst dagegen auch Sokrates mit demselben Maßstabe wie alle anderen Menschen, er sucht alle Seltsamkeiten zu erklären und er erklärt auch alles; denn was er nicht hätte erklären können, hätte er verurtheilen müssen. Dieselbe Verehrung des Genies als einer Offenbarung der Natur wie bei Sokrates zeigt Platon auch dem Alkibiades gegenüber, ebenso bewundert auch Thukydides die Kraft der Natur bei Themistokles, während es für Xenophons Auffassung bezeichnend ist, dass er gerade mit Bezug auf Themistokles seinen Sokrates der übertriebenen Wertschätzung der Natur entgegentreten lässt.

Aus dieser verschiedenen Auffassung allein lassen sich jedoch die Unterschiede des platonischen und xenophontischen Sokrates nicht alle erklären. Mit Recht weist daher Br. darauf hin, dass daran auch das ganz außerordentliche Anpassungsvermögen des Sokrates an die Eigenart und die Interessen seiner Schüler einen Antheil hat; er war für Xenophon ein anderer als für Platon. In demselben Maße, als man sich dies gegenwärtig hält, steigt aber natürlich auch die historische Treue des Porträts, das uns der eine wie der andere der beiden Zeugen hinterlassen hat. Vortrefflich wird in diesem Zusammenhange auf Unterströmungen innerhalb des Kreises der Sokratiker hingewiesen, wonach manche nahe daran waren, aus Sokrates einen Wundermann zu machen.

Die Frage ist also gar nicht so zu stellen, ob Platon falsch und Xenophon richtig gezeichnet haben, ob der platonische oder der xenophontische Sokrates der historische ist.

Gerade dieser Abschnitt, der für das Verständnis der ganz einzigen Persönlichkeit des Sokrates, ihrer Größe wie ihrer menschlichen Liebenswürdigkeit so reiche Ergebnisse enthält, ist besonders lehrreich dafür, dass der Gewinn, der durch diese Art literargeschichtlicher Forschung erzielt wird, auch über die Literaturgeschichte hinaus dem Verständnisse der Menschen und Zeiten zugute kommt. Es versteht sich von selbst, dass auch hier Untersuchungen über den Stil und die Technik der persönlichen Schilderung im Mittelpunkte stehen. Eingehend wird der Unterschied und die gänzliche stilistische Unabhängigkeit der beiden Symposien auseinandergesetzt; während bei Platon die athenische Gesellschaft, die er mit Sokrates zusammenbringt, immer nur den Hintergrund bildet, immer nur dem Zwecke, Sokrates' Bild zu zeichnen, dient, spielt sie bei Xenophon neben dem Meister eine selbständige Rolle. Vortrefflich ist der Hinweis darauf, dass den Sokratikern auch solche Menschen, die sich später übel entwickelt haben, im Glanze einer verklärten Jugend erscheinen, so lange sie mit Sokrates zusammen sind, und deshalb in diesem Lebensstadium zusammen mit ihm gezeichnet sind. Und besonders fein ist die Bemerkung, dass die Kunst Platons sich darin äußert, dass er seinen Sokrates stets in dem unsicheren Lichte einer fernen Vergangenheit hält, da in diesem allein eine von Haus aus anders als andere Menschen geartete Natur glaubhaft und anschaulich gezeichnet und zu reiner Wirkung gebracht werden konnte.

Während ich von der Wichtigkeit dieser künstlerischen Gesichtspunkte für die Beurtheilung des Sokratesporträts bei Platon durchaus überzeugt worden bin, glaube ich doch, dass bezüglich Xenophons Br. denselben gelegentlich einen zu starken Einfluss zugeschrieben hat. Wenn z. B. Xenophon den Sokrates nicht anders als docierend darstellen kann, so scheint mir das nicht allein eine Folge der Gebundenheit seiner schriftstellerischen Technik. Ich halte das vielmehr für einen Mangel der Auffassung des „Nützlichkeitsapostels Xenophon", wie ihn E. Schwartz treffend genannt hat; es ist eine Einseitigkeit seines Wesens, die ihn veranlasst, alles immer auf den Nutzen hin zu besehen, alles unter diesem Gesichtspunkte auf sich wirken zu lassen und es daher auch fast ausschließlich unter diesem darzustellen. Auch bezüglich des Oikonomikos scheint mir die Auffassung zulässig, dass sowohl der Übergang von dem lehrenden zu dem belehrten Sokrates, als auch manches andere, was darin mit den Anschauungen des Sokrates unverträglich erscheint, dem Xenophon gar nicht so zum Bewusstsein gekommen ist, wie Br. annimmt, und dass Xenophon daher auch nicht mit so viel Feinheit das Unmögliche möglich zu machen bestrebt war, weil er den Gegensatz nicht so stark

empfand. Der so überaus anpassungsfähige und liebenswürdige Weise hat sich von reichen jungen Herren in Athen die zahlreichen Details, die von Freude und Wertschätzung des Besitzes Zeugnis geben, gewiss des öfteren erzählen lassen, und wenn er ihnen dann in jener unnachahmlichen Art geantwortet hat, von der Xenophon im ersten Buche der Anabasis anlässlich seiner Anfrage über die Betheiligung an dem Zuge des Kyros berichtet, und wenn vollends ein Xenophon diese überlegene Weisheit so missverstand, wie es in dem angeführten Falle geschehen ist, dann scheinen mir alle Bedingungen gegeben, aus denen die Entstehung einer Schrift wie des Oikonomikos zu verstehen ist.

An der Beurtheilung Xenophons als Schriftstellers wird dadurch nichts geändert. Br. hat den überraschenden Nachweis von der Vielseitigkeit dieses Mannes erbracht. Seine Anlehnung an das von Thukydides, Isokrates und Platon gegebene Muster, wobei er als Sokratiker am freiesten und selbständigsten die von der Schule gewählte künstlerische Darstellungsform handhabt, erschließt in der That das Verständnis für das oft verkannte Wesen seiner Schriftstellerei und bewahrt vor den unberechtigten Gewaltmitteln, die gegen Xenophons literarischen Nachlass in Anwendung gebracht worden sind. Das unstete Abenteurerwesen des attischen Adeligen, der seine Heimat verloren hatte, spiegelt sich darin wieder, dass er uns nicht wie Thukydides, der zwar auch das Brod des Verbannten aß, als geschlossene und charakteristische literarische Persönlichkeit, sondern als anempfindendes Talent in den verschiedensten Fahrwässern segelnd entgegentritt.

In dem Abschnitte über die Redner wird von dem Culte des Alkibiades in überzeugender Darlegung gehandelt. Dessen erste Regungen haben schon auf Thukydides gewirkt, durch die Verherrlichung des Jünglings in der sokratischen Literatur ist er gesteigert worden und anlässlich des Processes seines Sohnes tritt er uns zum erstenmal in voller Ausbildung entgegen. Dieser Cultus ist nur ein Glied in der Kette von Erscheinungen, die von dem lebhaften Interesse jener Zeit für die Söhne berühmter Väter Zeugnis ablegen. Diese Beobachtung ist nicht nur für die von Br. herangezogene Literatur, sondern auch für die Beurtheilung des Alkibiades selbst von größter Wichtigkeit. Der Cultus berühmter Männer, der auch deren Söhnen noch eine Ausnahmsstellung verlieh, in dem Athen des 4. Jahrhunderts fügt sich vortrefflich, so wenig demokratisch er ist, dem Bilde der damaligen schrankenlosen Demokratie ein, er stellt sich zu den an die Majestätsgesetze des kaiserlichen Rom gemahnenden Vorschriften, nach denen die Verhöhnung des Harmodiosliedes auch durch Trunkene bestraft wurde. Die beiden Jünglinge, deren Antheil an der Befreiung Athens von der Tyrannis Thukydides auf das richtige Maß beschränkt hatte, waren zu Heiligen der Demokratie geworden.

Dieser Cult berühmter Männer und ihrer Söhne, zusammengehalten mit Erscheinungen, wie die dem Lysandros erwiesenen außerordentlichen Ehren (Aufstellung einer Statue mitten unter solchen von Göttern, u. dgl.) nach dem Ende des peloponnesischen Krieges, wie die Errichtung eines Altars für Platon, worüber v. Wilamowitz (Aristoteles und Athen, II, S. 412 ff.) gehandelt hat, ja selbst Ehren, wie sie dem Hagnon und dann dem Brasidas in Amphipolis erwiesen worden sind, enthalten aber auch die ethischen, wie die politischen und historischen Voraussetzungen für die göttliche Verehrung, die Alexander und seinen Nachfolgern zutheil geworden ist. Hat sich doch Klearchos von Herakleia schon in den Sechzigerjahren des 4. Jahrhunderts als Sohn des Zeus betrachtet und Ptolemaios I. hat von den Rhodiern zuerst den Beinamen des rettenden Gottes erhalten. Wie Strack jüngst (Die Dynastie der Ptolemäer 1897) mit Recht betont hat, ist dabei von altägyptischen Einflüssen nicht die Rede, sondern die göttliche Verehrung der Diadochen wurzelt durchaus in hellenischen Vorstellungskreisen.

Auch für pikante persönliche Details, die den Schlüssel zum Verständnis geschichtlicher Vorgänge zu enthalten schienen, gewann man im 4. Jahrhundert bereits Geschmack; ein hübsches Beispiel dafür hat Br. aus der 18. Rede des Lysias beigebracht, welche für das Publicum die „Enthüllung“ brachte, dass das persönliche Interesse des Königs Pausanias an der Familie des Nikias für dessen Abwendung von den Dreißig ausschlaggebend gewesen sei.

Schließlich bemerke ich noch, dass ich alle die zahlreichen Ergebnisse, die Br. von seinem Gesichtspunkte der Betrachtung aus für die Fragen der Echtheit oder Unechtheit der platonischen Dialoge, der Reden, die unter dem Namen des Lysias überliefert sind, für verschiedene andere Erzeugnisse der rednerischen Literatur, insbesondere für jene Werke gewonnen hat, in denen die Vertheidigung vor Gericht eine bloße Fiction ist, hier nicht habe anführen können.

Es liegt in der Natur von Untersuchungen, in denen auf bisher gar nicht oder doch zu wenig berücksichtigte Erscheinungen zuerst aufmerksam gemacht wird, dass gerade deren Wirkung besonders stark betont wird. Daraus entsteht leicht der Eindruck einseitiger Betrachtung. Allein diese erfährt von selbst ihre Beschränkung.

Auf Einwendungen, wie die oben vorgebrachten, ist der allseitig und ruhig erwägende Verf. dieser literarhistorischen Studie gewiss vorbereitet gewesen, er hat wohl absichtlich, ohne damit die Wirksamkeit anderer Kräfte gerade in Abrede stellen zu wollen, den Eindruck bei seinen Lesern erzeugt, dass in der griechischen Literatur des 5. und 4. Jahrhunderts rein stilistische Gesichtspunkte die vorwiegend typische Beschaffenheit der literarischen Porträts bewirkt hätten, dass deren Stil fast ausschließlich das Ergebnis künstlerischer Antriebe sei und dass nur bei den Rednern

eine herrschende, später aufgegebene Gepflogenheit, bei Thukydides aber die geringe Wertung des Individuums daneben in Betracht kommen. Allein die Stilarten stehen zu dem künstlerischen Schaffen in keinem nothwendigen und inneren Bezug, sie sind temporär wechselnd und werden durch die Wirksamkeit außerhalb liegender Factoren erzeugt, mit denen der Künstler rechnen muss. Der Stil des Aristophanes hängt ebensowenig allein von dem Wesen seiner Kunst ab, wie der des Thukydides allein von seinen Anschauungen über die Bedeutung des Individuums in der Geschichte oder der Stil der Redner allein von der Praxis des Gerichtshofes, sondern die verschiedenen Stilarten sind Resultierende einer großen Anzahl nach verschiedenen Richtungen wirkender äußerer Kräfte, von denen keine einzige ganz aufgehoben wird, von denen aber einige infolge der überwiegenden Stärke anderer als retardierendes Moment sich geltend machen.

Br. hat seine Darlegungen so gefasst, dass auch nicht speciell an philologischen Untersuchungen Betheiligte ihnen folgen können; es wird weder die Kenntnis der persönlichen Charakteristiken bei Herodot und Thukydides noch die vorherige Beschäftigung mit den platonischen Dialogen oder den Reden des Lysias und Demosthenes vorausgesetzt, sondern alles für den urtheilenden Leser Nothwendige mitgetheilt. Dadurch ist der Umfang des Buches allerdings etwas gewachsen, allein die Literarhistoriker aller Sprachen und Zeiten werden es dem Verf. danken, dass er diese für sie höchst wichtigen Forschungsergebnisse auch ihnen zugänglich gemacht hat. Überdies sind die inhaltlichen Analysen so gefasst, dass sie auch für die an philologischen Untersuchungen Betheiligten von Interesse sind. Die Bezugnahmen auf abweichende Auffassungen anderer sind meist anonym und die Polemik ist aus dem Buche nahezu vollständig verbannt. Es enthält keine einzige Conjectur und nirgends wird auf eine Inschrift Bezug genommen. Die literarische, längst bekannte und oft behandelte Hinterlassenschaft des griechischen Alterthums vermag noch viele neue Aufschlüsse zu bieten, wenn sie nur richtig befragt wird.

Graz. Adolf Bauer.

Alfons Huber, Geschichte Österreichs. 5. Band: Von 1609 bis 1648. Gotha, Perthes 1896. 8°, 618 SS.

Es ist wenig mehr als ein Menschenalter, welches dieser neue Band des ausgezeichneten Werkes von Huber umfasst, aber es sind die Decennien des dreißigjährigen Krieges. Der vierte Band hatte die Darstellung der österreichischen Geschichte bis zum Jahre 1609 geführt, bis zu dem Punkte, als die ständischen Bestrebungen nach Beschränkung der landesherrlichen Gewalt vereint mit dem erstarkenden Protestantismus einen bedeutsamen

Sieg errungen hatten. Mit Recht war gerade an diesem Punkte der Abschluss gewählt worden und nicht mit der üblichen Eintheilung bei dem Jahre 1618. Denn „das Vorspiel der Revolution", wie Huber sein neuntes Buch betitelt, ist die nothwendige Exposition zu dem blutigen Drama der Folgezeit. Kaum gibt es eine verworrenere und unerquicklichere Zeit in Österreichs Geschichte als die ersten beiden Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts. Der verhängnisvolle Bruderzwist zwischen Rudolf II. und Mathias, noch mehr entflammt durch die abenteuerlich ehrgeizigen Unternehmungen des jungen Erzherzogs Leopold, förderte die Macht der österreichischen und böhmischen Stände; unter diesen selbst verbitterte sich immer stärker der Gegensatz zwischen Katholischen und Evangelischen, genährt durch die Verschärfung der religiösen Parteiung im Reiche. Und wie das Reich, so befanden sich die habsburgischen Länder in voller Auflösung; zu den religiösen Gegensätzen traten die nationalen, trat eine Lockerung des ganzen Länderverbandes im Innern, traten Tendenzen auf Entfernung der Dynastie. Dass trotz dieser Zustände und trotz ihrer eigenen Schwäche die Regierung ihre gegenreformatorischen Bestrebungen nicht aufgab, gab schließlich den unmittelbaren Anstoß zum offenen Aufstand.

Die Revolution in den böhmisch-österreichischen Ländern war in erster Linie ein Religionskrieg, und das war es, weshalb ein allgemein deutscher, ja europäischer Krieg sich daran entfachte. Für Österreich war mit der Schlacht am weißen Berge und mit der vollständigen Niederwerfung des böhmischen Aufstandes eigentlich der wichtigste Theil des dreißigjährigen Krieges schon abgeschlossen. Der Sieg vom 8. November 1620 und seine unmittelbaren Folgen für die böhmischen und österreichischen Länder, seine Rückwirkung auch auf Ungarn, das war der größte Wendepunkt für Österreichs Geschicke, seitdem die drei Ländergruppen miteinander vereinigt waren. Denn ein voller Sieg der Aufständischen — und der Gesammtstaat Österreich, wie er sich im weiteren Verlaufe des 17. und im 18. Jahrhundert entwickelt hat, wäre aller menschlichen Berechnung nach unmöglich geworden. Der 8. November 1620 entschied über das Schicksal des Protestantismus und der Stände und damit über fruchtbare Factoren cultureller Entwicklung, aber er entschied auch über die Möglichkeit des Absolutismus und damit für jene Zeit über die Möglichkeit, dass sich die Länder des Hauses Habsburg als ein Staat zusammenschließen, dass sich Österreich als eine europäische Großmacht herausgestalten konnte.

Die Geschichte dieser so wichtigen und entscheidenden Jahre und Ereignisse von 1609 bis zu ihren letzen Stadien (Durchführung der Gegenreformation in Böhmen und in den österreichischen Ländern, Unterdrückung des oberösterreichischen Bauernaufstandes 1627, Erlass der verneuerten Landesordnung für Böhmen) führt uns der erste Theil des Bandes in lichtvollster Erzählung vor. Gegenüber der eminenten Bedeutung dieser Ereignisse für die

Zukunft Österreichs tritt der weitere Verlauf des dreißigjährigen Krieges, dem die zweite Hälfte gewidmet ist, mehr und mehr zurück. Das Hauptinteresse wird sich hier auf den Mann concentrieren, der durch zehn Jahre im Vordergrund der Dinge stand, über dessen schwankendes Charakterbild sich seit Decennien Berge von Literatur angesammelt haben, nämlich auf Wallenstein. Es sei gestattet, Hubers Endurtheil über Wallensteins Katastrophe (S. 484 f.) anzuführen: „Dies war das Ende eines Mannes, der die Geschicke Deutschlands und des Kaiserhauses in seinen Händen zu haben geglaubt und in der That eine Zeitlang eine welthistorische Stellung eingenommen hatte. Nachdem er vom Kaiser mit beispiellosen Vollmachten ausgestattet worden war, starb er als Verräther an demselben, dem er im Einvernehmen mit den Feinden desselben einen Frieden, wie er ihn für gut hielt, aufzunöthigen, dessen verlässlichste Bundesgenossen er zu schwächen oder gar zu vernichten beabsichtigte"; Huber sagt weiter, dass Wallenstein zu sehr auf den Eigennutz seiner höheren Officiere gerechnet habe, während sich doch die moralischen Factoren, die Treue gegen den Kaiser als stärker erwiesen. Demgegenüber ist jüngst (von Zwiedineck in den Mitth. des Instituts 18, 392) auf die außergewöhnliche Stellung Wallensteins hingewiesen worden, welche ihm die Überzeugung festigen konnte, dass er zu einer „über die Befugnisse eines vereidigten Truppenführers weit hinausreichenden Mission" berufen sei, und auf den reichen Lohn, welchen sich jene Officiere erwarten durften. Wir können im allgemeinen nur sagen: wenn wir Hubers klare, von gründlichster Kenntnis der Quellen wie der Literatur in jedem Satze, in jeder Anmerkung zeugende Darstellung verfolgen, bei welcher, ohne viel Worte zu machen, doch alles wohl erwogen ist, die mit der Ruhe des Forschers allem gegenübertritt, dann werden wir gerne seinem Urtheil uns anvertrauen.

Überhaupt wird man nicht leicht ein Geschichtswerk finden, das so schnell und unbedingt das Vertrauen des Lesers und Benützers sich erwirbt, wie die Geschichte Österreichs von Huber. Diese schlichte Erzählung ist getragen von einer Beherrschung des Quellenstoffes und der Literatur, die selbst dem Laien auffallen muss und welche die Bewunderung des Fachmannes herausfordert; sie ist getragen von der strengsten Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, welche den Ereignissen und Personen der Vergangenheit aus ihrer Entwicklung heraus gerecht zu werden sucht, ohne dass dadurch ein eigenes persönliches Urtheil des Historikers hintangehalten wird, welches sich aber stets maßvoll und nirgends vordringlich äußert. Nicht Pathos und Raisonnement darf man bei Huber suchen, aber scharfe und sicher treffende Kritik, Klarheit und Durchsichtigkeit in der Disposition des massenhaften Stoffes, in der Darstellung auch der verworrensten Verhältnisse, und unwandelbare Gerechtigkeit. Und welcher Kundige wollte bestreiten, dass wir vor allem eine solche Geschichte Österreichs brauchen,

dass wir eines solchen Führers bedürfen, der uns, wie Huber, mit schier unfehlbarer Sicherheit die rechten Pfade durch die verwickelte Geschichte unseres Staates bahnt.

Auch in diesem 5. Bande wird auf Grund der zahlreichen neueren Quellenpublicationen und der magyarischen Literatur die Geschichte Ungarns in sehr ausgiebiger Weise berücksichtigt. Bei der Unzugänglichkeit der magyarischen historischen Leistungen kann man Hubers Verdienst nicht hoch genug anschlagen.

Vielleicht hätte die letzte Periode des dreißigjährigen Krieges etwa von 1635 ab noch etwas kürzer gehalten werden können, da sie doch von eigentlich österreichischer Geschichte etwas abführt. Vielleicht wäre dadurch Raum geschaffen worden für ein Capitel über die Geschichte Tirols. Tirol war unter den Erzherzogen Maximilian dem Deutschmeister und Leopold doch ein ziemlich selbständiges Glied unter den habsburgischen Ländern und spielte eine Rolle in den Schweizer und Graubündner Angelegenheiten, welche um diese Zeit mit der west- und südeuropäischen Politik in vielfachem Zusammenhange standen.

Die rastlose Arbeitskraft Hubers hat uns neben dem 5. Bande der Geschichte Österreichs in den letzten Jahren auch seine Österreichische Reichsgeschichte und die Publication von Beidtels Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung von 1740—1848 (1. Band) geschenkt. Wir dürfen nunmehr uns freuen, dass der Meister österreichischer Geschichtsforschung in seinem großen Werke an jene Zeit herantritt, welche bisher in ihrer Gesammtheit am wenigsten Pflege und Durcharbeitung gefunden hat, an das Jahrhundert von 1648 bis 1740.

Wien. Oswald Redlich.

Lehrbuch der österreichischen Reichsgeschichte. Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechts. Von Dr. Adolf Bachmann, o. ö. Professor der österreichischen Geschichte an der k. k. deutschen Universität zu Prag. Erste Hälfte. Prag, Druck und Verlag von Rohlíček und Sievers 1895.

In den letzten zwei Jahren sind infolge Umgestaltung der juridischen Studien vier „österreichische Reichsgeschichten“ erschienen: zuerst die von Dr. Alfons Huber (Wien 1895), dann die von Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth (in zwei Theilen, Bamberg 1895 und 1896); ferner die von Dr. A. Bachmann (1. Hälfte Prag 1895) und endlich die von Dr. Emil Werunsky, von der aber erst zwei Hefte (Wien 1895, 1896) ausgegeben sind. Eine Beurtheilung dieser Werke ist hier nicht beabsichtigt; es soll nur der Inhalt des mir zugekommenen ersten Theils des Bachmann'schen Werkes angedeutet werden.

In der Einleitung legt Bachmann den Begriff und die Eintheilung der österreichischen Reichsgeschichte dar. Es handelt sich

ihm darum, „darzuthun, wie aus der kleinen deutschen Ostmark an der Donau ein mächtiges Reich, der europäische Großstaat Österreich, erwachsen ist (Geschichte der Staatsbildung), und dazu die wichtigeren Thatsachen aus der Geschichte des öffentlichen Rechtes beizubringen; sie allein vermögen uns ja die schwierige Kenntnis der gegenwärtigen staatsrechtlichen Verhältnisse Österreichs zu erschließen." Nach der Vorgeschichte, die bis 976 reicht, behandelt der Verf. die „territoriale Zeit" und zwar zunächst die der deutsch-österreichischen Länder. Eine Einleitung bietet die Entwicklung der herzoglichen Gewalt, des Grafschaftswesens, des Lehnswesens und der Territorialbildung. Dann wird die Entstehung und Ausgestaltung der einzelnen Territorien auseinandergesetzt, woran sich die Geschichte der Vereinigung der deutsch-österreichischen Länder schließt. In der „Geschichte des öffentlichen Rechtes" werden das staatsrechtliche Verhältnis der deutsch-österreichischen Länder zu Deutschland, die fürstliche Erbfolge, die Ausbildung der Landstände, das Verhältnis von Staat und Kirche, die Entwicklung der Gesellschaftsclassen, die Geschichte der Gerichtsverfassung und der Verwaltung und die Behördenorganisation Kaiser Maximilians I. dargelegt. In derselben übersichtlichen Weise werden Böhmen, Mähren und Schlesien behandelt; auf die Territorialbildung folgen das staatsrechtliche Verhältnis zu Deutschland, die Rechte der Fürsten, das Verhältnis der Kirche zum Staate und die Gliederung der Bevölkerung. Mitten in der Darstellung des böhmisch-mährischen Landtagswesens bricht die erste Hälfte des Bachmann'schen Lehrbuches ab.

Dr. Johannes **Bumüllers** Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Aufl., in gänzlich neuer Bearbeitung von Director Dr. Simon **Widmann**. II. Theil: Geschichte des Mittelalters. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1896. 382 SS.

Von dem bekannten Lehrbuch der Weltgeschichte von J. Bumüller ist der zweite Theil in 7. Auflage erschienen, welche Director Widmann besorgt hat. Der Standpunkt, von dem aus die Kämpfe zwischen den Kaisern und den Päpsten erzählt werden, ist nicht der vieler anderer Historiker. In der Pest, die im J. 1167 in Friedrich Barbarossas Heer zu Rom ausbrach und es vernichtete, wird nicht jeder ein „Gottesgericht" sehen. — Die Darstellung ist frisch und lebendig, die Abschnitte über die Cultur des Mittelalters, besonders über das Städtewesen, die Wissenschaft, die Juden- und Ketzerverfolgungen liest man mit vielem Interesse. Auch die Abschnitte, welche den Übergang zur Neuzeit darlegen, verdienen volle Anerkennung. Das letzte Capitel des Buches: „Deutscher Sinn und deutsche Sitte im Ausgange des Mittelalters" bereitet auf die Reformation Luthers vor. Es berührt angenehm, dass hier die Misstände, welche in der katholischen Kirche vorhanden waren, offen und ohne Rückhalt dargelegt werden. „Das

[illegible] Leben an dem Hofe mancher Päpste", heißt es S. 369, „gelangte weniger zur Kenntnis des Volkes; desto mehr Erbitterung erregten die häufigen Gelderhebungen des römischen Stuhles, die Annaten, Reservationen, Palliengelder, auch die harten kirchlichen [illegible], die Verhängung des Bannes oder des Interdicts bei nicht [illegible] oder verhältnismäßig unbedeutenden Veranlassungen, die [illegible] Ausnutzung des Heiligen". Diese offene Sprache begegnet auch in den früheren Abschnitten nicht selten, so bei der Besprechung der römischen Zustände im 11. Jahrhundert oder bei der Darlegung der Ursachen der Ketzereien. Was S. 87 über die Ungarn gesagt wird, bedarf ohne Zweifel einiger Abänderungen; Gertrude war nicht die Witwe des Böhmenkönigs (S. 178). Dass J. Kepler auch Astrolog gewesen, sollte nur mit einiger Einschränkung behauptet werden (S. 215). Jedenspeigen liegt nicht auf dem Marchfelde (S. 229).

Graz. F. M. Mayer.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. Illustrierte Geschichte des Mittelalters. II. Theil: Von den Kreuzzügen bis zum Zeitalter der Renaissance. In 3. Aufl. neu bearbeitet von Prof. Dr. G. Diestel. Mit 418 Textabbildungen und 13 Beilagen. Leipzig, 1897.

Dieser Band des verdienstlichen und wertvollen Werkes behandelt den fünften Zeitraum: Das Zeitalter der Kreuzzüge und den sechsten Zeitraum: Sieg der territorialen und nationalen Mächte. Die erste Periode zerfällt in acht, die zweite in eilf Abschnitte. Das Capitel, das den fünften Zeitraum beschließt, ist betitelt: Die Entwicklung des Bildungslebens im 12. und 13. Jahrhundert; den sechsten Zeitraum schließt eine Schilderung der Culturzustände Europas im 14. und 15. Jahrhundert ab. Wir möchten diese beiden Capitel beinahe zu den besten des ganzen Buches rechnen. Sie fassen in außerordentlich lichtvoller und zugleich anziehender Art und Weise die culturhistorischen Momente zusammen und geben uns nicht nur über Wissenschaft und Kunst, sondern auch über häusliches und geselliges Leben, Bauer- und Bürgerthum, Handel und Gewerbe interessanten und erschöpfenden Aufschluss. Und wo die Erzählung nicht genau anschaulich sein kann, da ergänzt die Illustration das Wort. Wappen, Urkunden, Städte- und Trachtenbilder in außerordentlich reicher und doch gut gewählter Anzahl, größtentheils rein und sorgsam ausgeführt, unterstützen und beleben den Text. Die verschiedenen Arten von Rüstungen, die ganze ritterliche Bewaffnung, auch die edelmännischen und bürgerlichen Kleidermoden lernt man, ohne Zuhilfenahme einer Costümkunde oder eines heraldischen Handbuches, aus vorliegendem Buche sehr gut und genau kennen. Man kann beispielsweise dem Schüler auf Grund der Bilder S. 68 und 69 die verschiedenen Phasen der

Belagerung einer Stadt im Zeitalter der Kreuzzüge leicht und anschaulich erklären; speciell Wienerisches ist vertreten durch die Abbildung des Schrannengebäudes in Wien im J. 1441 und durch die älteste Ansicht von Wien aus dem J. 1483. — Wir können daher den vorliegenden IV. Band der Spamer'schen Weltgeschichte ebenso empfehlen, wie wir dies bei den schon erschienenen thun konnten, und sehen der Vollendung des trefflichen Werkes (es stehen noch Bd. IX u. X, die neueste Geschichte enthaltend, aus) mit Freude entgegen.

Wien. Leo Smolle.

Bilder-Atlas zur Geographie von Europa. Mit beschreibendem Text von Dr. Alois Geistbeck. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1897. 8°, 55 SS. Text, 184 SS. Abbildungen.

In erfreulicher Weise mehrt sich in neuester Zeit die Zahl der geographischen Anschauungsmittel, ein Beweis, dass endlich auch in der Geographie die Bedeutung des Anschauungsunterrichtes erkannt worden ist. Besonders sind Werke mit bildlichen Darstellungen vertreten. Die verschiedenen Reproductionsverfahren, welche im letzten Decennium ungeahnte Fortschritte gemacht haben, liefern nicht nur ausgezeichnete, die Photographie vollkommen ersetzende, sondern auch, was mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule nicht in letzter Richtung in Betracht kommt, sehr billige Abbildungen. Mit einer gewissen Vorliebe werden in jüngster Zeit in die geographischen Lehrbücher möglichst viele Illustrationen aufgenommen, so dass es den Anschein gewinnt, als ob die Güte eines Schulbuches von der Zahl und Güte der Illustrationen abhänge. Im einzelnen überwiegen dieselben in so hohem Maße, dass man nicht ein Lehr-, sondern ein Bilderbuch vor sich zu haben vermeint und dass der Fachmann unwillkürlich die Frage aufwirft: „Sind die Bilder zur Erläuterung des Textes oder umgekehrt der Text zur Erklärung der Abbildungen vorhanden?" Jedenfalls gehen die betreffenden Verff. in dieser Richtung vielfach zu weit; „Maß halten!" muss auch hier zur goldenen Regel werden. Eine Anzahl guter Abbildungen, welche dem Schüler zur Ansicht vorgelegt und vom Lehrer selbstverständlich erklärt werden, ersetzen reichlich die im Lehrbuche selbst enthaltenen.

Das rühmlichst bekannte bibliographische Institut in Leipzig und Wien hat den glücklichen Gedanken gehabt, eine Serie von Bildern aus der Geographie Europas in einem Buche zu vereinigen, welches offenbar den Zweck verfolgt, die Illustrationen im geographischen Lehrbuche überflüssig zu machen und eine Ergänzung desselben zu bieten. Der Lehrer der Geographie findet darin eine stattliche Reihe ausgezeichneter Charakterbilder, welche ihn in den Stand setzen, einige den Schülern schwer verständliche

geographische Partien in sehr anschaulicher Weise zu erläutern und ihnen Ländergebiete im Bilde vorzuführen, von denen sie sich selbst bei der eingehendsten und lebhaftesten Schilderung nicht die richtige Vorstellung zu bilden vermögen. Wünschenswert wäre es, wenn jeder Schüler das betreffende Bild vor sich hätte, um den Erklärungen des sachkundigen Lehrers mit Verständnis folgen zu können. Dem bibliographischen Institute scheint auch dieser Gedanke vorgeschwebt zu haben, denn der für den Bilder-Atlas (enthaltend 233 vorzüglich ausgeführte Abbildungen und Text) angesetzte Preis von 1 fl. 35 kr. (2 Mk. 25 Pf.) spricht für diese Annahme. Aber so niedrig gestellt auch der Preis ist, so bedeutet er doch eine neue Ausgabe für den Schüler, bezw. für dessen Eltern, die vor jeder neuen Ausgabe für Lehrbücher und Lehrmittel zurückschrecken. Soll der beabsichtigte Zweck vollständig erreicht werden, so hätte es sich empfohlen, die Abbildungen auf Bogen zu drucken (ungefähr 60), welche einzeln käuflich sein sollten, beiläufig zum Preise von 2 kr. Eine so geringe Ausgabe kann sich selbst der mittellose Schüler erlauben; Verlag und Schule kämen auf diese Weise nicht zu kurz.

Die Abbildungen sind mit geringer Ausnahme nach Photographien in mustergiltiger Weise in Holz geschnitten, so dass dieselben wie sehr gut gelungene photographische Aufnahmen wirken; auch die nach guten Originalzeichnungen angefertigten Schnitte bedürfen keiner weiteren Empfehlung. Von den letzteren sind besonders erwähnenswert: „Das Matterhorn von Nordosten“ nach der rühmlichst bekannten Originalzeichnung von E. T. Compton (S. 59), „Der Monte Cristallo bei Schluderbach“ (S. 73), „Steilküste in der Normandie“ (S. 124) und „Olivenhain an der Riviera“ (S. 142). Ganz misslungen ist dagegen das in Fachkreisen best bekannte Bild des Professors F. Simony: „Ideale Gletscherlandschaft“. Es repräsentiert sich als eine stümperhafte Nachbildung dieses herrlichen Originalgemäldes. Dem bibliographischen Institute scheint die gelungene, bei Ed. Hölzel in Wien erschienene Heliogravure, nach dem Originale hergestellt, nicht bekannt gewesen zu sein.

Was die Auswahl der Bilder betrifft, so kann man nur im allgemeinen sich damit einverstanden erklären, im besonderen ließe sich vieles dagegen vorbringen. Um den Rahmen einer Recension nicht zu überschreiten, seien nur einige Bemerkungen gemacht. Von einem geographischen Bilderatlas erwartet man in erster Linie Abbildungen, welche charakteristische Erscheinungen der Erdoberfläche zur Darstellung bringen — geographische Charakterbilder. Diese enthält der Bilderatlas in so reicher Fülle, dass der Fachmann kaum eines vermissen dürfte. Der wichtigsten Forderung ist somit Genüge gethan. Die übrigen Bilder sind Zugaben, welche, weil sie den geographischen Detailunterricht veranschaulichen, vom Fachmanne nicht werden verschmäht werden.

Nur ein Theil der Geographie ist in unbegreiflicher Weise gar nicht berücksichtigt, die Ethnographie. Gehört diese etwa nicht zur Geographie? Dieser Mangel gereicht dem sonst instructiv zusammengestellten Bilderatlas nicht zum Lobe. Dagegen erscheint die Thier- und zum Theile die Pflanzengeographie in hervorragender Weise vertreten, wie mir vorkommt — bei Europa — mehr als nöthig ist. Die Bilder dieser Art hätten größtentheils entfallen können und an ihre Stelle ethnographische aufgenommen werden sollen. Europa ist doch nicht arm an bemerkenswerten Völkertypen, welche sowohl für die Schule als auch für weitere Kreise von großem Interesse sind.

Die Aufnahme von Städtebildern erheischt große Vorsicht, jedenfalls muss eine sehr sorgfältige Auswahl getroffen werden; denn viele Städte, besonders wenn deren charakteristische Umgebung unberücksichtigt bleibt, sehen in einem Bilde kleinen Formates einander täuschend ähnlich. Dasselbe gilt von einigen Bauwerken desselben Baustiles. Im Bilderatlas hätte eine Reihe von Städtebildern und von Darstellungen von Bauwerken entfallen und durch andere ersetzt werden können. Unter den Bauwerken, welche der Atlas bringt, vermisst man die Alhambra, diesen classischen Bau aus der Maurenzeit Spaniens.

Der Text des Buches stammt aus der Feder des Schulgeographen Dr. Alois Geistbeck. Er liefert nicht eine trockene Beschreibung der Abbildungen, nicht eine schematische Aufzählung aller in den einzelnen Bildern dargestellten Erscheinungen, sondern er wählt die Form einer Reisebeschreibung. Er versetzt den Leser unmittelbar an Ort und Stelle und lässt das Bild fast ohne jede Erklärung auf ihn einwirken. Dadurch werden seine Schilderungen anziehend, aber die schönen Bilder verlieren viel an Wert, weil sie, ohne vermittelnden Text vor den Beschauer gestellt, unverständlich bleiben. Hätte der Verf. seine Schilderungen weise beschränkt und jedem einzelnen Bilde einige wenige erläuternde Worte beigefügt, so wäre der Text ein wahrhaft „beschreibender" geworden, was er, nach dem Titelblatte zu schließen, sein wollte. Ein Beispiel von sehr vielen möge das Behauptete erhärten. Das Bild auf S. 76: „Graz und die östlichen Ausläufer der Alpen" weist folgenden beschreibenden Text auf (S. 17): „Diese in tief eingreifenden Buchten verlaufenden Abbrüche, die man in treffender Weise Kesselbrüche genannt hat, bilden heute das Wiener Becken, den flachen Neusiedlersee in Ungarn und die große Tieflandsbucht von Graz."

Wien. R. Trampler.

Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik von Prof. Dr. Gustav Holzmüller, Director der Gewerbeschule zu Hagen i. W. Gymnasial-Ausgabe. Mit 196 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Auch dieser Theil des methodischen Lehrbuches der Elementar-Mathematik von Prof. Dr. G. Holzmüller, der für die Gymnasien bestimmt ist, wurde im Anschlusse an die preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892 nach Jahrgängen geordnet und reicht bis zur Entlassungsprüfung. Gegenüber dem allgemeinen Lehrbuche der Elementar-Mathematik, das für die drei obersten Classen der höheren Lehranstalten bestimmt ist, unterscheidet sich das vorliegende durch den Wegfall einiger Partien, die sich namentlich auf die Inversion, dann in der Stereometrie auf die Theorie der Halbtetraeder und des Prismatoides mit windschiefen Seitenflächen und auf die Maxima und Minima der Functionen beziehen. Wir stehen nicht an zu bemerken, dass die letztgenannte Theorie der größten und kleinsten Werte auch im Gymnasialunterrichte zu geben wesentlich ist, und dass gerade durch Heranziehung dieser Partie in den mathematischen Unterricht der obersten Classe so recht das Können der Schüler erprobt werden kann. Bekanntermaßen bieten diese Aufgaben — von einem tüchtigen Lehrer geleitet — dem Schüler nicht die mindesten Schwierigkeiten und erregen dessen Interesse in hohem Grade.

Dass der Abschnitt über Schwerpunkte und deren Bestimmung aufgenommen wurde, kann nur gebilligt werden. Die Zusammengehörigkeit dieser Lehre mit der Oberflächen- und Volumsberechnung der Körper kann nicht scharf genug hervorgehoben werden. Der Übungsstoff, den wir in dem vorliegenden Buche antreffen, ist ein sehr reichhaltiger und den wichtigsten Gebieten entnommen. Auch dies ist ein Vorzug des vorliegenden Buches gegenüber anderen.

In der Planimetrie werden Übungen zur freien Auswahl für die Obersecunda zusammengestellt, dann die Coordinatengeometrie, die Lehraufgabe der Oberprima ist, in ihren Elementen zur Darstellung gebracht. In den Übungsaufgaben macht sich der Umstand vortheilhaft geltend, dass neben der Rechnung auch die Construction berücksichtigt wird und dass die Verbindung dieser wesentlichen Theile einer geometrischen Aufgabe consequent zur Durchführung gelangt. Die Hinweise auf Probleme, welche von Steiner und Mascheroni gelöst wurden, werden dem Lehrer nur willkommen sein. Für die Constructionsaufgaben werden als allgemeine Methoden die der Symmetrie, der Parallelverschiebung, der concentrischen Verschiebung, der Ähnlichkeit, der Umkehrung der Aufgabe, der Drehung und endlich des geometrischen Ortes aufgestellt und an mehreren mustergiltigen Beispielen zur Anschauung gebracht. Die Lehre von den harmonischen Punkten und Strahlen ist in gediegener Weise gegeben, doch glauben

wir, dass dieselbe sowie die sich daranschließende Theorie der Ähnlichkeitspunkte, der Potenz und der Potenzlinie in dem vorgeführten Umfange die Grenzen des gymnasialen Mathematikunterrichtes überschreitet. Was in der analytischen Geometrie geboten ist, wurde in zwei Theile getrennt; der erste umfasst die Lehre von Punkt, Gerade, Kreis, der zweite die Grundlehren von den Kegelschnitten, welche neben einer sehr anziehend verfassten synthetischen Behandlung auch eine analytische — allerdings recht karg bedachte — Behandlung erfahren.

In der Arithmetik wurde der Lehrstoff für die drei Oberclassen zusammengestellt: Neben den Gleichungen zweiten Grades mit einer und mehreren Unbekannten sind es die geometrischen Reihen und deren Anwendung auf die Probleme der Zinseszinsrechnung, die arithmetischen Reihen erster und höherer Ordnung, die Theorie des Binomialsatzes für ganze positive Exponenten, welche behandelt werden. Die Aufgaben, welche eine Anwendung des Binomialtheoremes auf die natürlichen Logarithmen darstellen, sind recht geeignet, dem Schüler den Begriff des Logarithmus zur vollsten Klarheit zu bringen. Insbesondere empfehlen wir, die vorgeführte geometrische Darstellung der natürlichen Logarithmen zu geben, weil sie mehreren späteren Aufgaben in wirksamer Weise vorarbeitet. Die Anwendung des binomischen Satzes auf den Moivre'schen Lehrsatz und einige aus ihm abgeleitete Reihen kann jedenfalls nur mit einer guten und leistungsfähigen Classe verarbeitet werden, dann wird aber die Vorführung dieser Anwendung sich sehr ersprießlich erweisen.

Sehr gelungen ist auch der von der geometrischen Darstellung der complexen Zahlen und der nten Wurzel aus der Einheit und anderen Zahlen handelnde Abschnitt. Die Theorie der reciproken und der kubischen Gleichungen ist in der üblichen Weise vollzogen. Das Gleiche kann bezüglich der Behandlung der Goniometrie und der ebenen Geometrie gesagt werden.

In der Stereometrie sind beachtenswert die Abschnitte über die Anleitung zum correcten stereometrischen Zeichnen, welches auch in unseren österreichischen Lehrbüchern der Stereometrie gepflegt werden soll, ferner der Abschnitt über den Schwerpunkt, die Guldin'schen Regeln und namentlich die Sätze über abgeschrägte Körper. Die Verwendung der Newton-Simpson'schen Regel leistet bei der Volumsberechnung ganz vortreffliche Dienste und diese sollte in unserem Stereometrieunterrichte, der — in Anbetracht der geringen verfügbaren Zeit manch anderen Ballastes entkleidet werden sollte — aufgenommen werden.

Sehr schätzenswert sind die dem Anhange einverleibten kartographischen Bemerkungen.

Wir besitzen in dem methodischen Lehrbuche der Elementar-Mathematik von Gustav Holzmüller ein anregendes, den Unterricht förderndes Buch und zweifeln nicht, dass dasselbe auch in

österreichischen Lehrerkreisen Freunde gewinnen wird. Im österreichischen Gymnasium ist dasselbe allerdings wegen der abweichenden Vertheilung des Lehrstoffes, wegen der zu großen Ausdehnung mancher Partien in der gegenwärtigen Form nicht verwendbar, doch werden die Lehrer an unseren Mittelschulen manche vortheilhafte Weisungen und eine Reihe von instructiven Übungsaufgaben demselben entnehmen können.

Lehrbuch der Algebra von Heinrich Weber, Professor der Mathematik an der Universität Straßburg. In 2 Bänden. 2. Band. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1896.

Im 2. Bande des Lehrbuches der Algebra von Prof. Weber wird in erster Linie die allgemeine Theorie der endlichen Gruppen und deren vielfache Anwendung auf Probleme der höheren Algebra gezeigt. Nachdem die grundlegenden Sätze der allgemeinen Gruppentheorie dargelegt wurden, werden die Abel'schen Gruppen behandelt, dann näher auf die Gruppe der Kreistheilungskörper eingegangen und nach Erörterung der kubischen und biquadratischen Abel'schen Körper die sogenannten kubischen und biquadratischen Abel'schen Gleichungen behandelt. Die Lehre von der Constitution der allgemeinen Gruppen wird durch die Methode der Bildung von Gruppen nach dem Vorgange von Cayley eingeleitet. Die Anwendung der Gruppentheorie auf die linearen Gruppen umfasst die Abschnitte über die Gruppen linearer Substitutionen, über die Gruppen binärer linearer Substitutionen, die Polyedergruppen und die sogenannten Congruenzgruppen. Von weiteren Anwendungen der Gruppentheorie müssen hervorgehoben werden: die allgemeine Theorie der metacyklischen Gleichungen, die Behandlung des Problems der Wendepunkte einer Curve dritter Ordnung, des Problemes der Doppeltangente einer Curve vierter Ordnung mit besonderer Rücksichtnahme auf die Galois'sche Gruppe des Doppeltangentenproblems. Im weiteren finden wir grundlegende Betrachtungen über die allgemeine Theorie der Gleichung fünften Grades, wobei der Satz von Lüroth an die Spitze tritt, ferner die Erörterung der Gruppen linearer ternärer Substitutionen und wichtige Bemerkungen über die Theorie der Gleichungen siebenten Grades. In ausführlicherer Weise, als es sonst zu geschehen pflegt, wird dann die Theorie der algebraischen Zahlen mit ihren Anwendnungen auf die Theorie der Kreistheilung dargestellt (Zahlen und Functionale eines algebraischen Körpers, Theorie der algebraischen Körper, Discriminanten, Beziehung eines Körpers auf seine Theiler, quadratische Körper, Kreistheilungskörper, Abel'sche Körper und Kreistheilungskörper, Classenzahl im allgemeinen, Classenzahl der Kreistheilungskörper) und auf die Theorie der transcendenten Zahlen, namentlich der Basis des natürlichen Logarithmensystems und der Ludolph'schen Zahl, eingegangen, wobei der allgemeine Satz von Lindemann über die

Exponentialfunction, dass keine Gleichung von der Form

$$C_1 e^{z_1} + C_2 e^{z_2} + \ldots + C e^{z_m} = 0,$$

in der die Coefficienten algebraische Zahlen und die Exponenten voneinander verschiedene algebraische Zahlen sind, möglich ist, es sei denn, dass alle Coefficienten gleich Null sind, bewiesen wird. Unter den Nachträgen finden wir den Nachweis der Irreducibilität der Kreistheilungsgleichung und die Betrachtungen über die Irreducibilität der Kreistheilungsgleichung und den Satz über die in einer Linearform enthaltenen Primzahlen.

Ref., der dieses Werk mit anderen über höhere Algebra, z. B. mit dem von Serret, jenem von Dirichlet, Dedekind usw., in Vergleich zieht, kann behaupten, dass das vorliegende als wahres Lehrbuch anzusehen ist, welches in vorzüglicher Weise die Eignung besitzt, den Studierenden einerseits in die streng wissenschaftliche Behandlung der elementaren Algebra einzuführen, andererseits ihm auch die Wege zur höheren Algebra öffnet; das vorliegende Buch eignet sich auch dazu, den Studierenden zur selbständigen Forschung anzuregen und zu befähigen. Auch derjenige, der bereits in der höheren Algebra Studien ausgeführt hat, wird das vorliegende Buch als willkommenes, übersichtlich gehaltenes Handbuch betrachten und dasselbe vielfach als Rathgeber bei eigenen Untersuchungen heranziehen können. Dass der Verf. bestrebt war, solche Probleme aus dem umfangreichen Gebiete auszuwählen, die schon in anderen Gebieten, der Geometrie oder der Functionentheorie, ein selbständiges Interesse gewonnen haben und die gleichzeitig die wesentlichsten Punkte der algebraischen Theorie möglichst vielseitig zur Anschauung bringen, wird jeder zugeben, der mit dem Inhalte des Buches sich vertraut gemacht hat.

Der Verf. beabsichtigt, die Anwendung der Theorie der algebraischen Zahlen auf das Gebiet der elliptischen Functionen auszudehnen. Nach der jetzt gebotenen Gabe kann man der Verwirklichung dieses Planes nur mit Erwartung und Freude entgegensehen.

Algebra. Lehrbuch mit Aufgabensammlung für Schulen. Bearbeitet von Wilhelm Winter, Professor für Mathematik und Physik am k. alten Gymnasium zu Regensburg. 2. Aufl. München, Theodor Ackermann 1895.

Die 2. Auflage der vorliegenden Aufgabensammlung unterscheidet sich von der 1. durch eine sorgfältige Revision des Textes, der zufolge Mängel und Unrichtigkeiten beseitigt wurden. Damit die beiden Auflagen nebeneinander bestehen und gebraucht werden können, wurde die Numerierung der Lehrsätze und der Exempel beibehalten. Die letzteren sind zumeist vom Verf. selbst zusammengestellt worden, ein Theil wurde der trefflichen Aufgabensammlung von Meier Hirsch entnommen. Besonders eingehend hat sich der Verf. über das Gebiet der Gleichungen ver-

breitet und in demselben namentlich den Anleitungen zum Lösen derselben Rechnung getragen. Nebst dem Rechnen in den vier Grundrechnungsarten und in den drei höheren Rechnungsarten wurde die Lehre von den linearen Gleichungen, von den quadratischen Gleichungen, von den Exponential- und logarithmischen Gleichungen, ferner die von den arithmetischen und geometrischen Progressionen, von den Zinseszinsen- und Rentenrechnungen berücksichtigt und in einem Anhange nach der Euler'schen Methode gezeigt, wie diophantische Gleichungen aufgelöst werden können. Der Abschnitt über Combinatorik wurde weggelassen, da diese nicht mehr für bayrische Gymnasien vorgeschrieben ist. Ebenso finden wir die Lehre von den Kettenbrüchen nicht berücksichtigt. Der Abschnitt über die Darstellung einfacher und zusammengesetzter Größen ist sehr nützlich, insbesondere für die Anwendung der Mathematik in der Physik. Bedauerlich erscheint es dem Ref., dass die Lehre von den Decimalbrüchen, ferner jene von den Primzahlen, dem Aufsuchen des größten gemeinschaftlichen Maßes und des kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen nicht die gebürende Berücksichtigung gefunden haben.

Immerhin erscheint dem Ref. das vorliegende Buch sowohl als Lehrbuch als auch als Aufgabensammlung recht brauchbar.

Vorlesungen über theoretische Physik von H. von Helmholtz.

Band V.: Vorlesungen über die elektromagnetische Theorie des Lichtes. Herausgegeben von Arthur König und Karl Runge. Mit 54 Figuren im Text. Hamburg u. Leipzig. Verlag von Leopold Voss 1897.

Die Anregung zur Herausgabe der Vorlesungen über theoretische Physik von Helmholtz wurde von dessen Schülern noch zu Lebzeiten des berühmten Meisters gegeben. Helmholtz entschloss sich dazu; doch konnte das Erscheinen dieser Vorlesungen, welches für das Jahr 1893 angekündigt worden war, nicht stattfinden, da der berühmte Physiker auch amtlich stark in Anspruch genommen war. Das Erscheinen der Vorlesungen wurde durch den Tod desselben im September 1894 stark in Frage gestellt; es ist dankenswert, dass die Herren Arthur König, Otto Krigar-Menzel, Karl Runge in Übereinstimmung mit den Erben Helmholtz' es ermöglicht haben, dass die wertvollen Vorlesungen des berühmtesten deutschen Physikers nunmehr erscheinen werden. In denselben sind Ergebnisse der Forschung niedergelegt, welche in anderen Schriften des großen Gelehrten nicht anzutreffen sind. Dieselben werden sich über folgende Gegenstände verbreiten: Die allgemeinen Grundlagen der physikalischen Wissenschaften; die Dynamik discreter Massenpunkte; die mathematischen Principien der Akustik; die Dynamik continuierlich verbreiteter Massen; die Elektrodynamik und Theorie des Magnetismus; die elektro-

magnetische Theorie des Lichtes; die Theorie der Wärme.

In den vorliegenden Vorlesungen über die elektromagnetische Lichttheorie wird zuerst das Wesen der Emissionstheorie und der Undulationstheorie des Lichtes auseinandergesetzt, auf die Schwierigkeiten bei der strengen Durchführung der letzteren verwiesen, dann auf die magnetischen und elektrischen Fernkräfte und auf die dielektrische und magnetische Polarisation eingegangen und in sehr ansprechender Weise ein Resumé aller jener Erscheinungen gegeben, welche unter dem Namen der „Hertz'schen Schwingungen" bekannt geworden sind. Dass die elektrischen Oscillationen ganz dieselbe Eigenthümlichkeit in ihrer Verbreitung wie das Licht haben, wird besonders hervorgehoben.

Im ersten Theile wird in sehr eleganter Weise und in leicht verständlicher Darstellung auf die Theorie der elastischen Schwingungen in continuierlich verbreiteten Medien Bezug genommen. Das Problem der ebenen Longitudinal- und Transversalwellen wird in umfassender Weise behandelt und die Integration der betreffenden Differentialgleichungen leicht durchgeführt. Übergehend zu den elektromagnetischen Schwingungen mussten zunächst die Maxwell'schen Gleichungen deduciert werden. Die einleitenden Sätze über die elektromagnetische und die magnetoelektrische Induction, über die Wechselwirkung zwischen Schichten von elektrischen und magnetischen Stromfäden sind im Sinne Maxwells durchgeführt worden. Die angenommenen Vorstellungen lassen sich nur auf den reinen Äther oder auf elektrische Isolatoren übertragen, in denen keine elektrischen Bewegungen stattfinden, die die Vertheilung der Elektricität zu beeinflussen vermögen, was bekanntlich in Leitern stattfindet. Die Maxwell'schen Gleichungen werden nun integriert und die gefundenen Integrale auf das Problem der elektrischen Schwingungen angewendet. Von Interesse und besonderer Wichtigkeit ist die Aufstellung der Beziehungen zwischen verschiedenen Lösungssystemen der Maxwell'schen Gleichungen und die Reduction derselben auf die Differentialgleichung, welche die Grundgleichung der Potentialtheorie bildet. Dadurch wurde die Auflösung der Maxwell'schen Grundgleichungen erheblich gefördert. Im folgenden finden wir die Entwicklung einer Reihe von Lehrsätzen aus der Lehre von den Potentialfunctionen. Die mathematischen Betrachtungen in diesem Abschnitte, wie im Verlaufe des ganzen Werkes zeichnen sich durch große Eleganz einerseits, andererseits aber auch durch leichte Fasslichkeit aus, so dass das Buch von allen, welche einen Curs über Infinitesimalrechnung und über analytische Mechanik gehört haben, mit Leichtigkeit studiert werden kann. Alle Hilfstheoreme, welche gebraucht werden, sind vollständig entwickelt dargestellt und die Schwierigkeiten, die jeder Physiker von dem Studium Helmholtz'scher Schriften kennt, sind in diesem Werke nicht anzutreffen. Ein be-

sonderer Raum ist dem Green'schen Lehrsatze und dessen Anwendungen gewidmet.

In dem nun folgenden Abschnitte, der von der Umformung der Maxwell'schen Gleichungen in die Form der Wellengleichung handelt, wurden zunächst die Maxwell'schen Gleichungen auf elektrische Leiter erweitert, dann wurde eine weitere Umformung derselben für isolierende Medien vorgenommen. In klarer Weise wird hierauf gezeigt, dass die Strahlenrichtung als Fortpflanzungsrichtung maximaler Energiemengen angesehen werden kann, dass ferner in isotropen Medien die Fortpflanzungsrichtung der Energie sowohl auf der Richtung der magnetischen Kraft, als auch auf jener der elektrischen Kraft, die im Verlaufe der Bewegung eintreten, senkrecht steht. — Das Folgende bezieht sich auf die Integration der Wellengleichung für den Fall von Kugelwellen; es dient dazu, um die Beziehungen zwischen den elektrischen und magnetischen kugelförmigen Wellen aufstellen und dann auf den Fall elektromagnetischer Kugelwellen mit sehr großem Radius übergehen zu können. In sehr ansprechender Weise finden wir die Ableitung des Huygen'schen Principes durch Verallgemeinerung des Theoremes von Green gegeben. Die beiden Fälle, dass die Wellen im unendlichen Raume durch eine anfängliche Gleichgewichtsstörung erregt werden, und dass die inneren Veränderungen an der Grenzfläche eines geschlossenen Raumes bestimmt werden, sind einzeln der Betrachtung unterworfen worden. Das genannte Princip wird nun auf elektromagnetische Wellen angewendet und unter der Voraussetzung pendelartiger Schwingungen besonders erörtert.

Die weiteren Theile des Buches nehmen nun auf die specielle Theorie der einzelnen Lichterscheinungen Bezug und stellen in ihrer Gesammtheit ein Lehrbuch der theoretischen Optik dar. Zunächst wird die Beugung des Lichtes im allgemeinen, dann die Beugung ebener und kugelförmiger Wellen an einer runden Öffnung, ebenso an einer rechteckigen Öffnung und an einem Gitter erörtert. Didaktisch interessant ist die anschauliche, vollkommen elementare, jeder Rechnung entbehrende Ableitung der Beugungserscheinungen als Folge interferierender Wellensysteme.

Größere mathematische Schwierigkeiten bietet die Lösung der Aufgabe, den Durchgang der Lichtbewegung durch eine Öffnung von beliebiger Form unter der Annahme unendlich kleiner Wellenlänge zu studieren.

Die nun folgende geometrische Optik wurde auf Grund der Ergebnisse der physikalischen Optik durchgeführt und es bietet die Behandlung dieses Abschnittes viel Originelles und Bemerkenswertes. Vollständig geometrisch ist die Brechung des Lichtes in Systemen centrierter Flächen behandelt, wobei selbstverständlich eine eingehende Theorie der conjugierten Vereinigungspunkte

und der beiden Brennpunkte gegeben wird und die schon von Gauss dargestellte Theorie der Hauptpunkte und Hauptebenen, der Knotenpunkte und Knotenebenen zur Sprache gelangt. Das in diesem Abschnitte Besprochene ist dem Studierenden in mancherlei Beziehung durch die physiologische Optik von Helmholtz bekannt geworden, welche diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Die Erörterungen über die Helligkeit der optischen Bilder sind von großer Allgemeinheit und Klarheit und geeignet, gewisse Irrthümer, denen man in den Lehrbüchern der Physik bezüglich dieses Gegenstandes begegnet, zu zerstreuen.

In dem Abschnitte über die Grenze der Leistungsfähigkeit optischer Instrumente ist das Theorem besonders hervorgehoben, dass durch kein optisches System ein Bild eines Objectes entworfen werden kann, das größere Helligkeit als das Object selbst besitzt; ebenso wird betont, dass dieses Gesetz mit dem Carnot'schen Principe der Wärmelehre analog ist.

In dem nun folgenden Abschnitte über Polarisation und Dispersion des Lichtes wird zunächst der Fall gezeigt, dass die magnetischen Schwingungen senkrecht zur Einfallsebene sind, dann werden die Gleichungen entwickelt für den Fall, dass die elektrischen Schwingungen senkrecht zur Einfallsebene des Strahles sind; dies gelingt sehr leicht, wenn die Dielektricitätsconstante mit der magnetischen Constanten vertauscht wird. Durch die Spiegelung wird Licht derart polarisiert, dass die elektrischen Schwingungen senkrecht zur Einfallsebene, die magnetischen Schwingungen in derselben sind. Weitere Betrachtungen beziehen sich auf die Polarisationserscheinungen bei der totalen Reflexion und auf das elliptisch polarisierte Licht. Die Dispersion des Lichtes wird auf Grund der Maxwell'schen elektromagnetischen Grundgleichungen erklärt. Die Differentialgleichungen der Dispersion konnten auf Grund der Annahme einer elektrischen Ladung der Atome aufgestellt werden; sie stellen die „Bewegungsgleichungen" eines mit Jonenpaaren durchsetzten Äthers dar. Mittelst derselben Gleichungen war es möglich, die Gesetze der Polarisation, der Reflexion und Brechung für den Fall zu studieren, dass das Licht an der Oberfläche eines absorbierenden Mediums reflectiert wird. Zu diesen Medien gehören die Metalle, aber auch andere Körper, bei denen gewisse Strahlen vollständig absorbiert werden, wie es bei mehreren Anilinstoffen stattfindet. Zum Schlusse wird die Lichtbewegung in krystallinischen Medien betrachtet. Ganz allgemein ist der Fall, dass die dielektrische und magnetische Constante nach verschiedenen Richtungen hin verschiedene Werte haben. In dem Buche wird nun der einfache Fall in Erwägung gezogen, dass nach einer Richtung hin die magnetische und die elektrische Constante einen anderen Wert in der Substanz als in den übrigen dazu senkrechten Richtungen hat. Dies entspricht dem Falle der einachsigen Krystalle. Dass durch

die Maxwell'schen Gleichungen die Erklärung der Drehung der Polarisationsebene im magnetischen Felde gelingt, wird in dem letzten Abschnitte in klarer Weise dargethan.

Die Redaction der vorliegenden Vorlesungen ist mit großer Umsicht vorgenommen worden. Die Physiker seien durch dieses Referat auf die bedeutungsvolle Schrift, die eine zusammenfassende Darstellung der Optik auf Grundlage der elektromagnetischen Lichttheorie ist, an welcher es bisher gefehlt hat, aufmerksam gemacht und ihnen das Studium des Werkes, welches ohne jegliche Schwierigkeiten stattfinden kann, bestens empfohlen; dieses dürfte wohl zu den genussreichsten auf dem Gebiete der theoretischen Physik gehören. Helmholtz hat einen großen Theil des vorliegenden Bandes selbst noch durchgesehen. Die Herausgeber mussten, um die Vorlesungen druckfähig zu gestalten, mehrere Auslassungen, Umänderungen und Ergänzungen vornehmen, und insbesondere gilt dies von der „geometrischen Optik", welche ausführlicher dargestellt ist, als sie von Helmholtz selbst vorgetragen wurde. Zu billigen ist es, dass die Bezeichnung der elektrischen und magnetischen Constanten in einheitlicher Weise vorgenommen wurde.

Theorie molecular-elektrischer Vorgänge von Dr. R. Reiff, Professor am Gymnasium zu Heilbronn. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. Preis 6 Mk.

Unter den molecular-elektrischen Vorgängen, deren einheitliche Theorie in dieser Schrift angebahnt wird, versteht der Verf. die Elektricitätsleitung, die Elektrolyse, die Thermoelektricität, die Dispersion des Lichtes und die experimentell gut bekannten magneto-optischen Erscheinungen. Einige der vorgeführten Betrachtungen wurden schon früher in den Annalen von Wiedemann veröffentlicht. In denselben hat der Verf. die Hypothesen zugrunde gelegt, welche von Helmholtz in seinem Vortrage über Faraday und in seiner bedeutenden Arbeit über die elektromagnetische Theorie der Farbenzerstreuung ausgesprochen wurden. Dementsprechend wird jeder Körper als aus elektropositiven und elektronegativen Bestandtheilen zusammengesetzt betrachtet, welche durch die elektrischen Schwingungen selbst in Bewegung gesetzt werden. Man kann diese Hypothese als den Grundsatz von der Beweglichkeit der Jonen bezeichnen. Die vorgenommenen mathematischen Entwicklungen nehmen ihren Ausgangspunkt von molecular-theoretischen Erwägungen, durch welche die Grundgleichungen der Bewegung der Jonen deduciert werden.

Im ersten Abschnitte werden die Grundgleichungen der Elektricität, wie sie von Hertz gegeben wurden, aufgestellt und auch auf den Fall angewendet, in dem Körper mit verschiedenartigen Molecülen betrachtet werden. Im zweiten Ab-

schnitte wird die Relation untersucht, welche zwischen der Verschiebung der Atome gegeneinander und der Dielektricitätsconstante besteht, und gezeigt, dass diese Constante als Maß der Beweglichkeit der Atome im Molecüle gegenüber elektrischen Kräften, welche eine Verschiebung veranlassen, angesehen werden kann. Auf Grund dieser Erörterungen werden die dynamischen Gleichungen für die Bewegung der Atome im Molecüle aufgestellt, und diese Gleichungen, die eine einheitliche Behandlung der Elektricitätslehre ermöglichen und in denen der Schwerpunkt der ganzen Arbeit liegt, werden auf die Theorie der Elektricitätsleitung in Metallen und Lösungen, dann auf die Thermoelektricität und auf die elektrooptischen Erscheinungen angewendet.

Der dritte Abschnitt handelt von der Theorie der Elektricitätsleitung und zwar in erster Linie in Metallen. Für solche Körper ist die Dielektricitätsconstante unendlich groß. Die erhaltenen Gleichungen beschreiben den Vorgang der elektrischen Strömung genauer als die üblichen Gleichungen. In der metallischen Leitung werden durch die elektrische Kraft die Jonen des Metalles nach verschiedenen Richtungen bewegt. Es ist dann aber nach der Ansicht des Verf.s nicht nothwendig, dass die Jonen wirklich wandern, sondern es kann vielmehr, da die Jonen materiell gleichartig sind, ein positives Jon auf ein negatives stoßen, mit diesem seine Ladung austauschen und dann wieder sich in entgegengesetzter Richtung bewegen. In der Theorie der Leitung in Elektrolyten, speciell in jener der Bewegung der Elektricität in Elektrolyten mit veränderlicher Concentration werden die von Nernst und Planck gegebenen Formeln entwickelt. In letzterer Beziehung ist auch erwähnenswert, dass die Theorie der Wärmeentwicklung in Elektrolyten, der Einfluss der Temperatur auf die Elektricitätsbewegung in diesen Körpern ausführlich zur Sprache gebracht wird.

Im vierten Abschnitte wird eine neue Theorie der Thermoströme aufgestellt, wobei angenommen wird, dass in den festen Körpern ein Druck existiere, welcher dem inneren Drucke in Flüssigkeiten, wie er von van der Waals angenommen wurde, entspricht. Dieser Druck soll von der Temperatur abhängig sein. Hauptsächlich führte zu diesen Betrachtungen die Behandlung der Concentrationsströme seitens der Forscher Nernst und Planck, welche die Lehre vom osmotischen Drucke zuhilfe nahmen, dann der Umstand, dass sowohl Concentrationsverschiedenheiten als auch Temperaturverschiedenheit ein Potentialgefälle in einem Elektrolyten hervorzurufen vermögen. Von hervorragendem Interesse ist in diesem Abschnitte die Studie über die Wärmeentwicklung im Leiter und die Beziehung zwischen den Fähigkeiten für die Leitung der Wärme und der Elektricität. Die erhaltenen Formeln werden auch auf Legierungen ausgedehnt und unter Anwendung des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik die

tricitätslehren, als auch die Anwendungen derselben in der Praxis sehr klar und anschaulich dargestellt waren. Seither hat die Elektrotechnik nicht nur in theoretischer, sondern auch in praktischer Hinsicht auf große Errungenschaften hinzuweisen. Diesen beiden Seiten der Entwicklung trägt das vorliegende Werk in ausgezeichneter Weise Rechnung. Die Hertz'schen, Tesla'schen und Röntgenschen Versuche werden gediegen erörtert und sehr gut illustriert. Die neueren vereinfachten und abgeklärten Interpretationen der wichtigsten Elektricitätserreger finden auch gebürend Berücksichtigung. Die gegenwärtig präponderante Faraday-Maxwell'sche Theorie ist, soweit sich dieselbe überhaupt in klarer Darlegung größeren Leserkreisen vermitteln lässt, gewissenhaft behandelt worden.

Wenn nun schon der theoretische Theil des Werkes, soweit elementare Darstellung in Betracht kommt, vorzüglich gearbeitet ist, so muss der zweite Theil, die Anwendungen der Elektricität, als geradezu ausgezeichnet erklärt werden. Die charakteristischen Typen der Dynamos für Gleichstrom, Wechselstrom und Drehstrom sind in ihren besten Repräsentanten beschrieben und illustriert; um kurz zu resumieren, alle Gebiete der Elektrotechnik, welche in dem letzten Jahrzehnt mehr geleistet hat, als seit Jahrhunderten geahnt werden konnte, sind in mustergiltiger Weise behandelt. Das Princip des Verf.s, gründliche und sichere Kenntnisse zu vermitteln, ohne einen auch nur bemerkenswerten mathematischen Apparat in Bewegung zu setzen, ist in der besten Weise verwirklicht.

Auch die Verlagshandlung hat mit ihrer Ausstattung und dem Halbtausend guter Illustrationen anerkennenswertes geleistet.

Wien. J. Kessler.

Dr. Karl List, Leitfaden für den Unterricht in der Chemie. 6. Aufl., bearbeitet von Dr. Otto Hergt. Heidelberg, Karl Winter 1896. 8°, 182 SS.

Das Werkchen ist „vorzugsweise dazu bestimmt, dem Schüler bei der Reception das ins Gedächtnis zurückzurufen, was er in den Unterrichtsstunden theils gesehen, theils durch den mündlichen Vortrag mitgetheilt erhalten hat".

Nach einer 14 Seiten umfassenden Einleitung werden die Nichtmetalle behandelt. Auf die Betrachtung der Elemente folgt die ihrer Verbindungen mit Wasserstoff, mit Salzbildnern, mit Sauerstoff und mit der Hydroxylgruppe, sodann die mit Schwefel. Hierauf wird eine kurze Betrachtung über Eintheilung der Metalle, ferner über ihre Salze und Legierungen gegeben, worauf die einzelnen Gruppen der metallischen Elemente abgehandelt werden. Mit einem die „Bestimmung der Atomgewichte der Elemente" betreffenden Anhange und einer Zusammenstellung von „Wieder-

holungs-Fragen" schließt das Büchlein ab. Ein Abriss, der das Unentbehrlichste aus der organischen Chemie in gedrängter Kürze enthält, wird an Stelle des früheren 2. Theiles als Anhang in kürzester Zeit erscheinen.

Bei der im allgemeinen sehr knappen Behandlung des Stoffes, die in wissenschaftlicher Hinsicht den neuesten Standpunkt vertritt, wird ganz besonderer Wert gelegt auf möglichst exacte Wiedergabe des Materials, sowie auf sorgfältige Skizzierung der Beziehungen der Chemie zur Technik. Auf den Zusammenhang der theoretisch interessanten Lehren wird stets verwiesen. Die Anordnung des Stoffes kann als durchaus logisch bezeichnet werden. Sehr genau sind die physikalischen Constanten angegeben; historische und statistische Angaben finden sich nicht vor.

Im besonderen soll noch lobend hervorgehoben werden der musterhaft vorgetragene Abschnitt über „Salze", der durch ein paar Worte ganz gut charakterisierte Process der Phosphorgewinnung, die übersichtliche Angabe über das Verhalten von Aluminium gegen Säuren und Basen, der ganz modern und mustergiltig zur Darstellung gelangende Abschnitt über das Eisen, die Darstellung des Kupfers im großen, das trockene Amalgamationsverfahren und die anderen Methoden der Silbergewinnung usw.

Auf die analytische Chemie wird in recht zweckentsprechender Weise vorbereitet, und es wird, wo es angeht, auf ähnlich verlaufende Reactionen hingewiesen. Die aufgenommenen krystallographischen Notizen sind gut. — Etwas sprungweise und daher lückenhaft ist ausgefallen: die „Bestimmung der Atomgewichte der Elemente" (S. 165—168), Der Ammoniak-Sodaprocess (S. 101), die Gewinnung von Natriumcarbonat aus Holzasche und Wollschweiß (S. 94), Das Vorkommen des Natriumchlorids (S. 98), Das Feuchtwerden der Mauern (S. 112). — Versuche werden in hinlänglicher Zahl und genügender Ausführlichkeit angedeutet; auf eine nähere Beschreibung derselben wird verzichtet. „Eine zweckmäßige Auswahl und Anstellung ist dem freien Ermessen des Lehrers überlassen."

Richtiger zu fassen wären die Begriffe: „verflüchtigen" und „sublimieren" (S. 2 u. ff.), „amorph" (S. 6), sowie der sich mit der „Wertigkeit" befassende letzte Absatz auf S. 55.

Die Erklärung der Namen der Elemente wird consequent durchgeführt. Die Namengebung ist im allgemeinen mustergiltig. In Bezug auf Säuren und Basen wird auch die ältere Bezeichnung verständlich gemacht. Die bei den „Säureanhydriden" öfter wiederkehrende Parallelbezeichnung „wasserfreie Säuren" könnte füglich wegbleiben. Statt Ammoniaksalze wäre Ammoniumsalze zu setzen (S. 104).

In Rücksicht auf den Stil ist fast nur zu loben; die auffallende Kürze beeinträchtigt die Güte und Klarheit fast nirgends. Unpassend ist nur der Ausdruck „wässerige — Gase" (S. 39),

und „ein kalter Körper berußt“ statt „wird berußt“ (S. 53); anstatt „mechanisch ausgeschieden“ (S. 125) wäre etwa zu setzen: „für sich in Blättchen ausgeschieden“, und statt „um ein Gefäß mit reinem Stickstoff zu erhalten“ sollte stehen: „.... zu füllen“ (S. 169).

In sachlicher Hinsicht wäre zu beanständen, dass Zink mit schön blauer Flamme verbrennt (S. 17), dass Porzellan körnigen Bruch zeigt (S. 123), die Zerlegung der Wismutsalze durch Wasser in unlösliches basisches und aufgelöst bleibendes saures Salz (S. 144), die Bildung von weißem SnO_4H_4 beim Erwärmen von Zinn mit starker Salpetersäure (S. 145), sowie die von $SnCl_4$ durch Auflösen von Zinnoxyd in Salzsäure (S. 147), ferner die Farblosigkeit der Bleisalze (S. 149) und der Silbersalze (S. 160).

Bei einer Neuauflage könnte vielleicht auch nachstehenden Wünschen des Ref. Rechnung getragen werden: Bei den Umsetzungen sollte auf einfache und doppelte Substitution hingewiesen werden (S. 8); S. 53 sollte gesagt werden, woher der Kohlenstoff kommt, „der im gelbglühenden Zustande in der Flamme schwebt“; S. 63 sollte eine Erklärung gegeben werden über die Schwärzung der Silbermünze, S. 110 eine bessere Fassung des Begriffes „Kalkmilch“, S. 114 eine genauere Angabe über die Löslichkeit der Oxyde von Ba, Sr und Ca. Wünschenswert wäre weiters eine Angabe der Verwendung von $K_2Cr_2O_7$ zu galvanischen Elementen (S. 142), der Farbe des durch Fällung erhaltenen Schwefelbleies (S. 149), sowie Reduction in der Benennung der Quecksilberverbindungen (S. 152 ff.).

Der Druck ist scharf. Bei Nebenumständen, Erklärungen und Andeutungen von Versuchen wird Kleindruck verwendet; bisweilen wird die Druckart in einer Zeile zwei- bis dreimal gewechselt! Druckfehler finden sich nur in ganz geringer Zahl.

Ein gut gearbeitetes alphabetisches Inhaltsverzeichnis, sowie eine Tabelle über „Das natürliche System der Elemente“ schließt das nette Werkchen ab.

Dr. Karl List, Die wichtigsten organischen Verbindungen. Ergänzung zum Leitfaden für den Unterricht in der Chemie. 4. Aufl., bearbeitet von Dr. Otto Hergt. Heidelberg, Winter 1896.

Diese kurze Übersicht der wichtigsten Kohlenstoffverbindungen bildet die am Schlusse des Vorwortes zur 6. Auflage des „Leitfadens“ in Aussicht gestellte Ergänzung desselben. Sie kann angesehen werden als eine gänzlich umgearbeitete und auch wesentlich verkürzte 4. Auflage des früheren zweiten, die organische Chemie umfassenden Theiles.

Die Zusammengehörigkeit der beiden Büchlein wird nicht aus dem Auge verloren; wenn z. B. von Reactionen gesprochen wird, bei denen organische Körper mit unorganischen zusammenwirken, so wird auf die betreffenden Abschnitte des Leitfadens ge-

wissenhaft verwiesen, ebenso wird auf die schon im Leitfaden abgehandelten organischen Stoffe (Blutlaugensalze, Cyanwasserstoff usw.) wieder aufmerksam gemacht.

Vom Vorgebrachten ist fast alles als vollkommen richtig und als recht gut ausgewählt zu bezeichnen; man merkt allerorten, dass eine kundige Hand am Werke war! Unter anderem liest man auch die technische Gebiete berührenden Stellen wegen ihrer Klarheit und ihrem Freisein von jedem unnöthigen Detail mit wahrem Vergnügen. Der in dem Büchlein beliebte Weg, die Capitel mit Übersichten der folgenden Körper und mit Einleitungen allgemeiner Natur zu beginnen, kann nur von dem Gesichtspunkte aus gebilligt werden, dass er besonders zur Wiederholung von bereits Gehörtem dienen soll; von jedem anderen Standpunkte aus könnte er nicht gutgeheißen werden: Die organische Chemie ist gerade auf der niederen Stufe eine so schwierige Materie, dass die inductive Behandlung absolut nicht verlassen werden sollte.

Im besonderen soll noch lobend hervorgehoben werden: die recht klare und präcise Begriffsbestimmung der organischen Chemie, die Vorführung von Beispielen über die verschiedenen Bindungsweisen mehrerer Kohlenstoffatome (S. 7), die gute Erklärung des Namens „aromatische“ Verbindungen (S. 46), die gute Angabe über das Vorkommen von Palmitinsäure (S. 25) und über Kunstbutter (S. 27), die Skizze über Seifen (S. 27) usw. Sehr gut sind die ganzen Kohlenhydrate abgehandelt, besonders gelungen ist dabei der Abschnitt über die Zuckerarten.

Von den wenigen separat beschriebenen Versuchen ist besonders der über Essigsäurebildung aus Weingeist mit Hilfe von Pt-Schwamm als sehr einfach und praktisch hervorzuheben.

Die Namengebung ist fast durchaus einwandfrei. Der Vortrag ist ausnehmend klar, der Stil wegen seiner Kürze und Schönheit in gleichem Maße zu loben. Nur der Satz: „Durch fractionierte Destillation erhält man Branntwein, durch weitergehende Rohspiritus“ (S. 16) verlangt eine präcisere Fassung.

In sachlicher Hinsicht wäre zu corrigieren, dass der Essigsprit des Handels aus Holzessig dargestellt wird (S. 23), dass reine Karbolsäure bei längerem Stehen leicht eine röthliche Färbung annimmt (S. 49), die Zuzählung der Gerbstoffe oder Gerbsäuren der Eichenlohe usw. zu den Glycosiden (S. 54), die Bezeichnung der Knoppern als missgebildete Kelche der Stileiche (S. 53), endlich die Bezeichnung des Hauptbestandtheils des Senföls kurzweg als „Rhodanallyl“ mit der Formel $CNS.C_3H_5$ (S. 34). Dieser Körper ist doch Allylisosulfocyanat von der Formel $SCN.C_3H_5$.

Wünschenswert wäre: 1. die Anführung besserer Beispiele von polymeren Körpern (S. 8); 2. die Angabe, dass sich Chloroform mit Wasser nicht mischt; 3. die Weglassung des Satzes: „Was ungefähr 100 Vol. Mischung ergibt“ (S. 15) als gänzlich

überflüssig; 4. die Angabe der Formel von Aluminium acetat (S. 24); 5. Angabe der Temperatur, bei der Buttersäuregährung vor sich geht; 6. präcisere Fassung der Art, wie die Namen der Ester der Fette abgeleitet werden; es muss gesagt werden, an was denn die Silbe „in“ anzuhängen ist (S. 26); 7. die Bezeichnung des bei der Gährung sich abscheidenden rohen Weinsteins als warzige Krusten (S. 30); 8. die Erklärung, warum bei der Darstellung des Calciumtartrats aus dem rohen Weinstein zuerst $CaCO_3$ und dann erst $CaCl_2$ verwendet wird (S. 30); 9. Angabe eines Grundes, warum man die entfärbte Rohrzuckerlösung rasch (und zwar am besten im luftverdünnten Raume) zur Krystallisation abdampfen muss (S. 39); 10. nähere Kennzeichnung des „mehr sauren“ Charakters der Phenole im Vergleiche zu den Alkoholen (S. 48); 11. Skizze des Vorganges, der sich bei „Entfernung von HCy aus dem rohen Bittermandelöl mit „Kalkmilch und Eisenoxydulsalz“ abspielt (S. 51); 12. an Stelle des Ausdrucks „Alkalien“ Gebrauch einer den Thatsachen mehr Rechnung tragenden Bezeichnung der die Auflösung des Caseïns günstig beeinflussenden Körper (S. 69) — nach dem Texte müssten „alkalisch reagierende Phosphate“ als „Alkalien“ angesehen werden und schließlich 13. noch weitergehende Benützung der Constitutionsformeln für die organischen Verbindungen (z. B. bei Äpfel-, Wein-, Citronensäure) und alleinige Anführung derselben. Der Gebrauch von mehreren Formelsorten nebeneinander hat in einem so kleinen Werke ohnedies keine weitere Bedeutung als etwa die des Ballastes.

Bezüglich Ausstattung im allgemeinen und Druck im besonderen ist alles das über den „Leitfaden“ Gesagte zu wiederholen.

Wien. Joh. A. Kail.

Lehrbuch der Psychologie von Friedrich Jodl, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität zu Wien. Stuttgart, Cottas Nachf. 1896. 767 SS.

Wir erlauben uns, die Fachgenossen und alle, die sich für Psychologie interessieren, auf dieses Werk aufmerksam zu machen, dessen Lectüre den Ref. mit großer Befriedigung erfüllt hat.

Der Verf. steht im ganzen unzweideutig auf Wundt'schem Standpunkte, obwohl er sich mit Wundt nicht identificiert. Sein Werk ist als eine durchaus selbständige, reife und abgeklärte Arbeit, als eine Frucht umfassender Vorstudien erkennbar, dabei in jeder Beziehung maßvoll, von Einseitigkeiten frei, übersichtlich und umfasst ziemlich gleichmäßig das ganze psychologische Gebiet. Obwohl die Resultate der neueren physiologischen und experimentellen Psychologie verwertend, belästigt das Werk den Leser nicht mit den Details dieser Untersuchungsmethoden, noch mit detaillierten anatomischen Beschreibungen, so dass auch Leser, welche

nicht Lust haben, sich mit diesem Beiwerk psychologischer Forschung näher vertraut zu machen, doch mit den Ergebnissen derselben, soweit sie für die eigentliche Psychologie irgend von Belang sind, bekannt werden. Polemik und Kritik halten sich in bescheidenen Grenzen und treten nur hervor, wo es gilt, den eigenen Standpunkt gegen entgegengesetzte zu wahren, trotzdem das ganze Werk die innere Einheit der ihm zugrundeliegenden philosophischen Anschauung deutlich erkennen lässt.

Dem Werke geht eine detaillierte Inhaltsübersicht voraus und folgt ein Literaturverzeichnis der wichtigsten psychologischen Quellenwerke, welche der Verf. zurathe gezogen hat, enthaltend beiläufig 500 alphabetisch geordnete Namen von Autoren und Zeitschriften und ca. 800 bibliographisch genauer angegebene Werke. Außerdem geht jedem Capitel eine Übersicht der einschlägigen Literatur voran und finden sich noch überdies specielle Fragen mit Literaturangaben belegt, so dass dadurch demjenigen, der sich über irgend ein Problem genauer informieren will, das Eindringen in den gegenwärtigen Stand desselben außerordentlich erleichtert wird. Die Literaturangaben erstrecken sich auf deutsche, englische, französische und italienische Werke.

Die Eintheilung des ganzen Stoffes geschieht in zwei Haupttheile, einen allgemeinen und einen speciellen Theil, außerdem fortlaufend in zwölf Capitel, welche wieder meist in mehrere Abschnitte und in eine größere Anzahl fortlaufender Nummern zerfallen.

Das I. Capitel verbreitet sich über die Aufgabe und Methode der Psychologie. Nr. 10 enthält die Definition der Psychologie: „Die Psychologie ist die Wissenschaft von den Formen und Naturgesetzen des normalen Verlaufes der Bewusstseinserscheinungen, welche im menschlich-thierischen Organismus mit den Vorgängen des Lebens und der Anpassung des Organismus an die ihn umgebenden Medien verbunden sind und deren Gesammtheit wir als seelische (psychische) Functionen oder Processe bezeichnen." Es präcisiert ferner die Stellung der Psychologie im Gesammtgebiete der Wissenschaft überhaupt und speciell gegen die angrenzenden Wissenschaften.

Das II. Capitel ist überschrieben: Leib und Seele. Es entwickelt den Begriff der Seele, das Verhältnis von Bewusstsein und Leben vom Erfahrungsstandpunkte und bringt die allgemeinen Begriffe und Lehren der Psychophysik, begründet den Standpunkt der psychophysischen Identität oder des psychophysischen Parallelismus.

Das III. Capitel handelt vom Wesen des Bewusstseins und findet „das allgemeinste Merkmal der Bewusstseinserscheinungen oder des psychischen Lebens in der Innerlichkeit eines lebendigen Wesens, welche sich in der Entgegensetzung von Object und Subject, oder eines Inhaltes und des auffassenden Wesens oder seiner Thätigkeit kundgibt". Besonders bemerkenswert ist hier Nr. 24, wo die

Entwicklung und Steigerung der Bewusstseinsfunction, das primäre und secundäre Gedächtnis, als Summationswirkung zurückgebliebener „Spuren“ oder Dispositionen dargestellt wird. Das Unbewusste ist nicht ein psychischer, sondern ein physischer Zustand. Es werden weiter das Traumbewusstsein, die pathologischen Schlafzustände, Somnambulismus, Hypnotismus behandelt, dann die Grundfunctionen des Bewusstseins, daraufhin die Dreiheit der Seelenzustände entwickelt. Neben dieser Unterscheidung der drei Grundfunctionen, die als Empfindung, Gefühl, Streben bezeichnet werden, spielt aber für die Auffassung und Darstellung des psychischen Geschehens die Entwicklung des Bewusstseins zu immer höheren Stufen eine wichtige Rolle. Der Verf. unterscheidet drei solche Stufen und theilt demgemäß die bewussten Phänomene in primäre, secundäre und tertiäre ein. Dieser individuellen Entwicklung zum subjectiven Geiste steht infolge der Wechselwirkung der gleichzeitig und nacheinander lebenden Individuen die Entwicklung des objectiven Geistes zur Seite.

Diese drei Capitel, von denen das dritte sozusagen die Quintessenz der ganzen Psychologie darstellt, bilden den ersten, allgemeinen Theil. Die folgenden vier Capitel behandeln speciell die primären Erscheinungen, und zwar:

Das IV. Capitel die Formen und Gesetze der Empfindung überhaupt, dann deren Maßmethoden; das V. die einzelnen Sinnesgebiete: Vital-, Bewegungs-, Hautempfindungen, Geschmack und Geruch, Gehörs- und Gesichtsempfindungen; das VI. das sinnliche Gefühl und die ästhetischen Elementargefühle; das VII. die primären Willenserscheinungen und die sinnliche Aufmerksamkeit. Das VIII. Capitel ist den secundären Vorstellungsphänomenen gewidmet: Gedächtnis und Reproduction, Association, repräsentative Aufmerksamkeit. Das IX. Capitel behandelt die wichtigsten psychischen Gebilde der Reproduction, die Vorstellung der Zeit, des Raumes, der Außen- und Innenwelt, des Ich und Nicht-Ich, welche bis zu ihrer vollständig erst mit Hilfe der Functionen der tertiären Stufe sich vollziehenden Ausbildung verfolgt werden.

Das folgende X. Capitel ist den Functionen der tertiären Entwicklungsstufe des Vorstellungslebens, der Denkthätigkeit, gewidmet. Den passenden Übergang macht ein Abschnitt über Entstehung und Leben der Sprache, an welchen sich dann ein solcher über Wort und Begriff und ein weiterer über Urtheil und Schluss anreiht.

Das XI. Capitel behandelt die Gefühle der secundären und tertiären Stufe. Es werden zunächst Formal- und Persongefühle unterschieden. Die Affecte und Leidenschaften werden in einem Abschnitte mit der Überschrift „Dynamik der secundären Gefühle“ besprochen; in einem weiteren die complexen ästhetischen und ethischen Gefühle.

Das XII. Capitel endlich enthält die Behandlung der Willenserscheinungen der secundären und tertiären Stufe.

Aus dieser Inhaltsangabe kann ersehen werden, dass in dem Werke das Gesammtgebiet der Psychologie vollständig und gleichmäßig behandelt ist; der Lehrer der Psychologie findet nach jeder Richtung das Wünschenswerte zum Nachlesen und überdies die nöthigen literarischen Nachweise zu weiterer Vertiefung. Eine entsprechend gekürzte Bearbeitung würde sich auch ganz gut als Leitfaden dem Unterrichte an der Mittelschule zugrunde legen lassen.

Dass es einzelne Punkte gibt, in denen die Aufstellungen des Verf.s nicht haltbar sein dürften, oder in denen wenigstens eine abweichende Meinung entgegengestellt werden kann, ist bei dem behandelten Gegenstande wohl begreiflich. So kann Ref. nicht der vorgetragenen Lehre beipflichten, dass das sinnliche Gefühl von der Qualität der Empfindung nicht abhängig sei, indem er glaubt, dass dies trotz der angeführten Gründe der Erfahrung widerspricht. Der Umstand, dass das Gefühl auch gleichzeitig von anderweitigen Umständen, insbesondere von anderweitigen Bewusstseinszuständen abhängig ist, ist doch kein Grund, jene Abhängigkeit als nicht vorhanden anzusehen. Die Unterscheidung von wohl- und übelschmeckenden Stoffen wäre da z. B. ganz ungerechtfertigt. Eine gut ausgereifte Weintraube hört aber docht nicht auf, eine wohlschmeckende Frucht zu sein, wenn sie auch irgend ein Individuum aus irgend einem Grunde, z. B. wegen Übersättigung, nicht mag. Hier wirkt eben das Ekelgefühl, welches aus übervollem Magen entsteht, dem Wohlgeschmack entgegen. Der Unterschied des Wohlgeschmacks einer ausgereiften Traube und des üblen Geschmacks einer unreifen ist doch wohl nicht ableitbar aus der Intensität und Dauer der Empfindung und dem zu verändernden Gesammtbewusstsein, sondern nur aus den Unterschieden der Qualitäten der betreffenden Empfindungsinhalte.

Schließlich sei noch bemerkt, dass die äußere Ausstattung des Buches tadellos ist.

Wien. Dr. J. Obermann.

Stenotachygraphie oder Gabelsberger? Eine Systemfrage, beantwortet vom Bezirksverband bayerischer Stenotachygraphen. 2. Aufl. Augsburg, Kaupert 1897. 4 SS.

„Die ganze Gabelsberger'sche Schrift ist nichts als eine unübersichtliche Sammlung von Schreibweisen", dem epochemachenden Originalwerke Gabelsbergers wird nur ein historisches Interesse zugestanden und die zahlreichen Fehler und „Mancos" werden aufgedeckt. Dagegen ist die Stenotachygraphie „das denkbar Vollkommenste, was in dieser Beziehung geleistet wurde". Soll diese Vollkommenheit etwa in der massenhaften Ausnützung der Stufenhöhen (vgl. die verschiedenen Größen des *m* in *me, mu, mi, mer, mor, mir, mel, mol, mil*) oder in der „glücklichen und geistvollen"

symbolischen Bezeichnung der *r* und *l* bestehen, die das Wiederlesen geradezu zum Räthselauflösen macht und das Auge durch fortwährende sorgfältige Unterscheidung der kleinlichsten Stufenunterschiede aufs äußerste in Anspruch nimmt oder endlich in dem gänzlichen Fehlen eines wissenschaftlichen Zusammenhanges zwischen Vocalbezeichnung und Symbolik? Und ist wirklich die Erlernbarkeit so leicht, wenn man erwägt, dass für die vielgepriesene Bezeichnung des *r*, des *s* und des *t* ungefähr zehn verschiedene Regeln zu lernen und zu beachten sind? Davon sagt freilich die Flugschrift nichts; ebensowenig von den unschönen Wortbildern, von der geringen praktischen Verwendung in der Debattenschrift, sowie davon, dass die Stenotachygraphie, schon seit 1875 von dem Berliner Lehmann erfunden, es bis heute trotz ausgiebiger Reclame in 22 Jahren bis zum 30. Juni 1896 (vgl. Mertens neueste Statistik, Berlin 1897, S. 6) nur auf 173 Vereine mit 4333 Mitgliedern gebracht hat. Mit den anderen stenographischen Schulen (Stolze, Arends, Roller, Faulmann usw.) beschäftigt sich die Schrift gar nicht, die existieren nicht für sie. Es ist immerhin sehr bezeichnend, dass zu einer Zeit, wo große, weitverbreitete Systeme miteinander im Wettkampfe liegen, die Ableger dieser Systeme, welche Originalität nicht einmal beanspruchen können, sich das Zeug zumuthen, alle anderen Systeme über den Haufen werfen zu können.

F. W. Kaeding, Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Festgestellt durch einen Arbeitsausschuss der deutschen Stenographiesysteme. Steglitz bei Berlin, Selbstverlag des Herausgebers 1897. 96 SS.

Das Werk, dessen zwei erste Lieferungen vorliegen, ist das Resultat großer Arbeit, an welcher 1320 Personen sich fünf Jahre hindurch betheiligt haben. Es werden darin wegen der großen Kosten der Herausgabe und verhältnismäßig geringen finanziellen Unterstützung nur Auszüge aus dem Gesammtwerke geboten, dessen Urschrift Eigenthum der königl. Bibliothek in Berlin bleiben wird. Durch zahlenmäßige Klarstellung der Wort-, Silben- und Lautverhältnisse der deutschen Sprache (Häufigkeit der einzelnen Wörter, Silben, Laute, Buchstaben) soll die für die wissenschaftliche Weiterbildung der Stenographie erforderliche statistische Grundlage geschaffen werden, die nach den Erwartungen der Herausgeber auch der Sprachwissenchaft zugute kommen und eine Verbesserung des deutschen Gießzettels ermöglichen wird. Die Zählungen selbst wurden auf 20 Millionen Silben und fast 11 Millionen Wörtern an 110 Sammelstellen vorgenommen auf Grund eines den verschiedensten Gebieten entlehnten Sprachstoffes; ausgeschlossen blieben Eigennamen und Zahlzeichen, nicht aber Zahlwörter und Fremdwörter. Besonderes Interesse auch vom Standpunkte der deutschen Sprachwissenschaft wird natürlich die alphabetische Nachweisung der gezählten Wörter beanspruchen, umsomehr, als ja die bereits

vorliegenden Ausweise interessante Ergebnisse bieten. Unter Abtheilung *A* werden alle Wörter mit einer Häufigkeit von 5000 und darüber, im ganzen 320 mit einer Silbenzahl von 48·21% der Sprache, vorgeführt. Dieselben finden sich unter A_1 nach der Häufigkeit geordnet, woraus man ersieht, dass *die* 358.054, *der* 354.526, *und* 320.985mal vorkommt. Schon diese drei Wörter stellen ein Zehntel der Sprache dar. Die 15 häufigsten Wörter bilden den vierten Theil, die 16 häufigsten die Hälfte der deutschen Sprache. — Daran reiht sich eine alphabetische Nachweisung der Worte, welche 4—4999mal vorkommen, und zwar von „*a, Aal, Aar*" (S. 55) angefangen bis „beabsichtigt" (S. 96), in vier Spalten auf jeder Seite. Die geringen Häufigkeiten 1—3 blieben bei der Herausgabe des Werkes vorderhand unberücksichtigt. — Die vorliegenden Lieferungen enthalten auch den genauen Arbeitsplan, sowie die ganze auf die vorliegende Arbeit bezugnehmende Literatur.

Linz. Ferd. Barta.

Die deutschen Volksfeste. Ein Beitrag zur Reform derselben. Preisgekrönte Abhandlung von Dr. Herm. Stöckel und Ed. Walther, ord. Lehrer an der kgl. Luitpold-Kreisrealschule in München. München, Theodor Ackermann 1896.

Das vorliegende recht instructiv gehaltene und elegant ausgestattete Schriftchen entstand aus Anlass eines Preisausschreibens von Seite des Centralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland vom Jahre 1894 und wurde mit dem dritten Preise ausgezeichnet.

Die Verff. haben hier die vom Centralausschuss gestellte Frage: „Wie sind die öffentlichen Feste des deutschen Volkes zeitgemäß zu reformieren und zu wahren Volksfesten zu gestalten?", wie uns scheint, recht glücklich gelöst und haben dabei eine solch warme Hingebung und ein so wahres Verständnis der Sache bewiesen, wie wir ihm auf diesem Gebiete wohl selten begegnen. Nur scheinen sie uns gerade auf die Mitarbeit der Jugend, als des wesentlichsten Factors, eine etwas zu geringe Beachtung und Bedeutung gelegt zu haben. Es ist nicht zu verkennen, dass im erziehlichen Leben der Jugend und ebenda die stärksten Hebel der ganzen Bewegung anzusetzen sind, will man in planvoller Arbeit unsere Feste zu echter und rechter Volksfreude gestalten.

Im übrigen bietet das Schriftchen so viel Anregung und Belehrung, dass wir dessen Lectüre allen Freunden und Förderern unseres Schulwesens nur auf das wärmste empfehlen können.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Sechster deutsch-österreichischer Mittelschultag.

Abermals fanden sich nach einer dreijährigen Pause in dem Festsaale des k. k. akademischen Gymnasiums Vertreter des höheren Unterrichtswesens ein, um in gemeinsamen Verhandlungen Fragen des Unterrichtes zu berathen und Standesinteressen zu fördern. Die Zahl der Theilnehmer des VI. deutsch-österr. Mittelschultages — 402 Lehrer waren aus den fernsten Gegenden unseres großen Vaterlandes (Czernowitz, Pola, Reichenberg) erschienen — übertrifft alle früheren; nicht weniger als 62 Städte waren vertreten. Es zeugt dies von der Liebe und Begeisterung der österr. Mittelschullehrer für ihren schönen Beruf; denn nicht vitale Standesinteressen wie in den früheren Versammlungen bildeten das Programm, sondern fast nur Fragen, die das Mittelschulwesen betreffen. Gewiss hat zu dieser großen Frequenz auch die weise Verfügung der hohen Unterrichtsverwaltung beigetragen, die es ermöglichte, dass die Sitzungen am Montag, Dienstag und Mittwoch der Osterwoche abgehalten werden konnten. Wir erfüllen nur eine angenehme Pflicht, wenn wir der hohen Regierung dafür unseren ehrerbietigsten Dank aussprechen.

Am Vorabende des Mittelschultages (11. April) fand im Restaurant „Kaiserhof" (I., Reichsrathsstraße 19) der übliche Begrüßungsabend statt, wobei der Geschäftsführer-Stellvertreter Prof. Dr. Maiß im Namen des vorbereitenden Ausschusses die zahlreich erschienenen Gäste herzlich willkommen hieß.

Eröffnet wurde der Mittelschultag am 12. April um 9 Uhr vormittags. Auf den Ehrenplätzen sah man die Vertreter des hohen Ministeriums, die Herren Sectionschef Dr. W. Ritter von Hartel, Ministerialrath Dr. Ritter von Wretschko, Landesschulinspector Dr. J. Huemer, den Vice-Bürgermeister von Wien Dr. Neumayer, die Hofräthe Dr. K. Schenkl, Dr. Schipper, die Landesschulinspectoren St. Kapp, Dr. Langhans, Dr. Maurer, Dr. Scheindler, Dr. Tumlirz, Šuman, Hofrath Maresch. I
Vice-Präsident des k. k. Landesschulrathes Sectionschef Dr. E. Wolf
am Erscheinen verhindert, schickte aber folgendes Begrüßungsschrei

artige Discussionen doch nur im weiteren Kreise, wo Collegen aus den verschiedensten Verhältnissen zusammenkommen, Collegen — was ich besonders begrüße — nicht bloß einer Nationalität, und sich zusammenfinden in der Berathung dessen, was der Schule frommt.«

»Es sind die Verhältnisse auch in einer Hinsicht günstiger geworden, wie mir scheinen möchte, wenn ich einen Blick auf Ihr Programm werfe. Während Sie in früheren Versammlungen doch in erster Linie für Standesfragen zu sorgen, diese zu berathen genöthigt waren, sind Sie nun von solchen Sorgen befreit und können Ihre Aufmerksamkeit auf jenes Gebiet richten, das so recht Ihre eigentliche Domäne ist, auf pädagogisch-didaktische und organisatorische Fragen. Aber noch eine zweite Betrachtung wird mir durch Ihr Programm nahegelegt. Sie haben hier Gelegenheit, eine Reihe von Verbesserungen aller Art — methodischer Verbesserungen, Verbesserungen, die sich auf die Lehrmittel beziehen u. a. — kennen zu lernen, nicht etwa darum allein, weil Wien eben der reichste Sammelpunkt solcher Verbesserungen ist, sondern auch, weil Ihnen Derartiges aus den entferntesten Provinzen zugetragen wird. Sie haben Gelegenheit, zu sehen, zu prüfen, zu wählen, was zum Besten der Schule ist.«

»Sie sehen also, nach welchen Richtungen hin ich durch einen gewissen gesunden Egoismus geleitet, Ihre Verhandlungen mit Freude zu begrüßen Ursache habe, und Sie werden mir glauben, dass mir der Wunsch vom Herzen kommt: Ihre Berathungen mögen fruchtbar sein, und jeder von Ihnen möge, mit reichen Anregungen ausgerüstet, von hier wieder zu seiner Arbeit zurückkehren.« (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Der Vorsitzende spricht dem hochverehrten Herrn Sectionschef für die freundlichen und anerkennenden Worte den verbindlichsten Dank der Versammlung aus (Beifall) und ertheilt dem Herrn Vice-Bürgermeister Dr. Neumayer das Wort.

»Meine hochverehrten Herren! Es gereicht gewiss jedem wahren Freunde wirklicher, idealer wissenschaftlicher Bildung zur größten Freude, eine so große Versammlung von hochangesehenen, gelehrten Männern dieses bedeutungsvollen Standes hier versammelt zu sehen. Es gereicht mir als Vertreter der Gemeinde Wien zur besonderen Freude, Sie begrüßen zu dürfen. Gestatten Sie mir, auch dem Wunsche Ausdruck zu geben, dass die Verhandlungen über das reiche Material zum Besten des Standes und zum Frommen der Schule dienen mögen! Der deutschösterreichische Mittelschultag möge wachsen, er möge auch künftighin seinen Zwecken nachkommen, und seinen Bestrebungen möge immer reicher Segen werden!« (Beifall.)

Der Vorsitzende spricht dem Herrn Vice-Bürgermeister namens der Versammlung für die freundlichen Worte den Dank aus und ertheilt dem Geschäftsführer-Stellvertreter Prof. Dr. Maiß das Wort zur Erstattung des Geschäftsberichtes des vorbereitenden Comités für den VI. deutschösterreichischen Mittelschultag. Prof. Maiß gab eine seit dem letzten Mittelschultage (1894) unternommene

Lehrbefähigung nicht nach-, sondern vorangehen solle. In einem Seminar, welches vor der wissenschaftlichen Prüfung eingeschaltet wäre, würde sich die Ausscheidung der unbrauchbaren Naturen von selbst vollziehen, indem sie angesichts der im Schulzimmer gemachten Erfahrung und Selbsterkenntnis den ihnen nicht zusagenden Boden verlassen würden. Aus der Verlegung des Probejahres würde der Schule insbesondere der nicht hoch genug anzuschlagende Gewinn erwachsen, dass alle Candidaten die methodische Bildung ihrer Lehrfähigkeit durchmachen müssten, während nach der jetzt geltenden Ordnung die Vortheile des Seminarjahres nur wenigen zugute kommen. Endlich würde die Verlegung des Probejahres auch den Lehramtscandidaten einen nicht zu unterschätzenden Vortheil bringen, weil sie dadurch Aussicht hätten, um ein Jahr früher anstellungsfähig zu werden. Gegenwärtig brauche ein junger Mann sieben Jahre an der Universität; diese Dauer schrecke manchen von der Wahl des Lehrberufes ab. Bezüglich der Verlegung des Probejahres verweist der Vortragende schließlich auf eine analoge Vorschrift in dem Organisationsstatut für die Lehrerbildungsanstalten und ist der Ansicht, dass den Hörern des vierten philosophischen Jahrganges Gelegenheit geboten werden sollte, neben dem Besuche der akademischen Vorlesungen auch die Praxis kennen zu lernen. Wenn zu den Lehrbesuchen 4—6 Stunden beansprucht würden, könnte ein Hörer soviel Zeit unschwer widmen und dabei die didaktische und methodische Literatur seines Faches kennen lernen. Liefere er am Schlusse des Probejahres eine befriedigende pädagogisch-didaktische Arbeit, so könnte diese als Ersatz für die in der Prüfungsvorschrift geforderte Abhandlung angerechnet werden. Durch solche Erleichterungen sollte der Lehrernachwuchs gefördert werden und die Vorsorge für denselben sich hauptsächlich darauf richten, die Verhältnisse des Lehrstandes so zu gestalten, dass sich tüchtige Talente zu demselben hingezogen fühlen, und Einrichtungen zu schaffen, dass alle Lehramtscandidaten eine methodische Ausbildung ihrer Lehrgabe durchmachen müssten.

Dir. Baran, der frei in formvollendeter Rede seine Ansichten zum Ausdruck brachte, erntete reichen, wohlverdienten Beifall. Die Debatte über den Vortrag eröffnet Landesschulinspector Dr. V. Langhans. Er rechnet es dem Referenten als Verdienst an, dass er durch Aufgreifen dieses Themas dem Mittelschultage die Gelegenheit geboten habe, der so wichtigen Frage über die Vorbildung der Lehrer näher zu treten, einer Frage, die namentlich in letzterer Zeit die Schulmänner mit besonderer Intensität in der Richtung beschäftige, ob die Candidaten nach der praktischen Seite schon auf der Universität für das Lehrfach vorzubereiten seien oder erst in der Schule; ob mehr durch theoretische Vorlesungen über Pädagogik und Didaktik oder durch sofortige praktische Bethätigung; ob in der Form eines Seminars, welches mit der Universität in Verbindung steht, oder eines Seminars, das einer Mittelschule angegliedert ist, oder durch eine besondere Staatsanstalt, ob d[illegible]
ein bloßes Probejahr usw. So freudig er aber das Verdienst [illegible]
setzung dieses Themas anerkenne, ebenso entschieden müsse er [illegible]

…rste Supplentenjahr zugleich …mungen über die Anrechenbar… …t gelten auch für dieses erste …jahr.

…ufmerksamkeit der Versammlung … der israelitischen Religionslehrer …ehlt folgende Resolution zur An… …den israelitischen Religionsunter…

…mer stellt zunächst die Bemerkung … Dir. Baran sei ein neuer, dahin …wäre, wenn man diese Einrichtung …en wollte. Als Probejahr werde es … Heidelberg. Uhlig sei — und seine …alten werden — Professor der Päda… …und Director eines Gymnasiums. Als … eine Schar von jungen Leuten aus, … Gymnasium mitzubringen und dort …enen Weise für das Probejahr vorzu… …ge Vorgang, den er näher charakterisiert, Nothbehelf biete die Einrichtung am … Dir. Dr. Kulczynski, zugleich Professor … Universität, wähle aus seinen Hörern … Gymnasium zu. Über Kulczynskis Er…son keine Mittheilungen machen; allein …dermann, der sich an ihn wende, bereit… …ine Frage sei aber auch dort nicht gelöst: … die den ganzen Vormittag im Gymnasium …n? Seit Jahren besteht in Galizien Lehrer…an mit Recht eine Ausbildung der Candi… … Auf diesen Standpunkt, meint der Redner, … Es freue ihn constatieren zu können, dass …rsche, der Lehrer müsse entsprechend vor…ten. Was das erweiterte Probejahr betrifft, … in der Versammlung, der diesen Versuch und auch gesehen habe, was die Candidaten …r dieser Candidaten hier, der offen sagen …t habe und wie er jetzt im Lehrfache über …dner könne nur constatieren, dass viele absol… eine Supplentur anzutragen oft in die Lage Wien zu bleiben, um ihr Probejahr am Maxi…en, eine Erscheinung, die man jedenfalls mit Was den von Prof. Dr. Pommer gemachten … Probejahr mit dem Supplentenjahr verbunden durch die Verordnung vom 1. November 1893 …e auch hier sagen: das ist nur ein Nothbehelf. …ls liege nach seiner Ansicht nicht im Probe…

..der Bibliothek, in einem Archiv usw. suchen.
..ass Unberufene ins Lehramt treten, nicht groß.
.. Probejahr in das vierte Studienjahr verlegt
..dium thatsächlich von acht auf sechs Semester
..er die Versammlung nicht beschließen; denn
..der Hochschule befragt werden, ob sie der
..chs Semestern das erreicht werden könne, was
..m gegenwärtigen Stande erfordere.
.. Landesschulinspectors Dr. Huemer folgend,
..nner über die Ausbildung am Maximilians-
.. den Hauptvortheil des erweiterten Probejahres
..ten nicht bloß eine praktisch-pädagogische,
..pädagogische Ausbildung erhalten. Aus diesem
..gegen Punkt 1 des Antrages Höfler ablehnend.
..candidaten könnte man nach seiner Ansicht
.. man zwischen dem Institut des erweiterten
..ersität eine nähere Verbindung herbeizuführen
..er Richtung einen Antrag.
.. Debatte geschlossen. Die Abstimmung wird
..enen Beschlusse bis nach Erledigung des Re-
..laschek verschoben.
..ittags begannen die Sectionssitzungen. In der
.. und Schulhygiene wurde Dir. R. Bartelmus
..den, Dir. H. Januschke (Teschen) zum Vor-
.. Prof. Max Guttmann (Wien) zum Schriftführer
..ergel (Aussig) erstattete sein Referat über die
..m Gebiete der körperlichen Ausbildung unserer
..hbar?« und empfahl die Annahme folgender
..perlicher Übungen, welche von der Mehrzahl der
..n können, ist von der Schule zu unterstützen
.. Volksthümlichen und Bekämpfung sportlicher
..st die Einführung des obligatorischen Turnens
..treben und den Spaziergängen ein besonderes
.. Wettkämpfe sind auf dem Gebiete des volks-
..befürworten. 2. Jede Anstalt muss einen eigenen,
..eten Turnlehrer und eine geräumige Turnhalle
.. werden in einer dritten Wochenstunde die Spiele
... Der Betrieb der körperlichen Übungen erfordert
..llung von Schulärzten, denen das Recht der Dis-
..e Übungen gewahrt werden muss, ferner die Aufsicht
..ygienischen Verhältnisse der Schüler übertragen
.. Pflicht obliegt, die Schüler und deren Eltern über
..r Maßnahmen aufzuklären. Das Referat wurde mit
..nntnis genommen und gab Anlass zu einer regen
..nkte Dir. Januschke die Aufmerksamkeit der Ver-
..jüngst erschienene Ministerialverordnung
..tehenden Fragen in inniger Beziehung

jahre und [illegible] vom Turnen zweckmäßig geregelt.
zu beheben. W[illegible] Verhältnisse seien Erhebungen ange-
schon unterri[illegible] durch Staatshilfe und durch
da? Diese H[illegible] gelöst werden. Die hygienische
herabsehen, [illegible] allen Unterrichtsdisciplinen gefordert
noch vor Al[illegible] Lebensführung bei allen Gelegenheiten

Land[illegible] (Graz) führt aus, dass in den
zurückdräng[illegible] zeigen, die Aufmerksamkeit vom
lehnt die vo[illegible] der Schüler auf ferner liegende
aus, dass d[illegible] stellt zum Schlusse Anträge, betreffend:
bildung de[illegible]inspectoren, *c*) die dritte wöchent-
Probejah[illegible]wendigkeit, dass auch wissenschaftlich
machen un[illegible] das Turnlehramt erlangen. Landes-
Lehramts[illegible] wünscht, dass aus den aufgestellten
machen.« [illegible] die Einführung des obligaten Schwim-

Pr[illegible] dritten wöchentlichen Turnstunde und
nannte p[illegible] Schularztes herausgegriffen und zum Gegen-
gehende[illegible] wurde. Bezüglich des letzten Punktes wird
Arbeiten [illegible] Machtvollkommenheit an den Schul-
beantra[illegible] in Verbindung mit dem Hause Ersprieß-
die Vo[illegible] sollen in hygienischer Beziehung alle
ein päd[illegible] Dr. K. Müllner (Kaaden) verweist darauf,
der A[illegible] Referenten durch die soeben erschienenen
S. 10[illegible] bereits erfüllt seien. Prof. A. Bechtel
der Pr[illegible] Unterschied aufmerksam, der für die Ausführung
die W[illegible] zwischen Provinz und Großstadt be-
Wort[illegible] Ausflügen und Spielen müsse eine freiwillige
amts[illegible] Schularztes mit der beantragten Machtvoll-
legun[illegible] Reibungen führen. Gegen die vorge-
philo[illegible] Stellung nehmen. Turnlehrer Jaro Pawel
2. [illegible] des Landesschulinspectors Dr. Langhans
Ha[illegible] Debatte zu. Der Vortrag habe ihn, er gestehe es
Ca[illegible] Vorzügen nicht angesprochen. Er enthalte
Nä[illegible] bekannt, theils auch schon durch Einrichtungen
ar[illegible] in der Behandlung die einzelnen Gebiete
zu[illegible] recht ungleich bedacht; eine besondere Pflege
ur[illegible] Jugendspielen zugemessen. Schließlich wäre es
de[illegible] die einzelnen Thesen durch ein statistisches
G[illegible] durch Darlegung der Mittel und Wege begründet
[illegible] Vorschläge praktische Verwirklichung finden
[illegible] hätten auch Hinweise auf die Einrichtungen des
[illegible] Turnlehrer Max Guttmann (Wien) sieht in der
[illegible] in den Berathungen dieser Section eine erfreuliche
[illegible] Wertschätzung, welche der körperlichen Ausbildung seitens
[illegible] entgegengebracht werde. Dennoch müsse er die That-
[illegible], dass es noch 17 Mittelschulen gibt, welche nicht
[illegible] facultative Turnen eingeführt haben. Da aber das Turnen

anerkanntermaßen die Grundlage der körperlichen Ausbildung ausmache, so würde die Sache am besten gefördert, wenn die Versammlung dem Wunsche nach einer beschleunigten Durchführung des obligatorischen Turnens Ausdruck gäbe. Turnlehrer R. Keller (Bielitz) spricht sich gegen die Wettkämpfe aus, billigt auch Hergels Unterscheidung zwischen Turn- und Jugendspielen nicht und verlangt vor allem, dass bei Neubauten auf einen entsprechenden Turnsaal nebst freiem Turnplatz Rücksicht genommen werde. Dir. Dr. Hergel sucht im Schlussworte die Bedenken gegen die hygienischen Bestrebungen zu zerstreuen, betont die Nothwendigkeit der dritten Turnstunde und vertheidigt die Veranstaltung von Wettkämpfen. Nach einer eingehenden Specialdebatte wird das Ergebnis der Berathung in folgender Weise zusammengefasst: Die Section für Körperpflege und Schulhygiene hat die Ausführungen des Dir. Dr. Hergel mit Befriedigung zur Kenntnis genommen. Die Versammlung hat von der Aufstellung besonderer Thesen mit Rücksicht auf die von den früheren Mittelschultagen gefassten einschlägigen Beschlüsse wohl Abstand genommen, aber in weiterer Berücksichtigung der Erfahrungen, welche bei der Pflege der durch den h. Ministerial-Erlass vom 15. Sept. 1890 empfohlenen körperlichen Übungen seither gemacht wurden, folgende Resolution einstimmig angenommen: „Es ist dringend zu wünschen, dass 1. die Einführung des obligatorischen Turnens an allen Mittelschulen beschleunigt, und dass 2. jede Anstalt so bald als möglich mit einer geräumigen Turnhalle und einem angrenzenden freien Turnplatze ausgestattet werde.“ Die Anträge des Prof. Nietsch und die Anregung des Dir. Lukas „es wäre wünschenswert, dass auf dem nächsten Mittelschultage die Directoren Mittheilung machten, welche Erfahrungen sie mit Turnlehrern mit wissenschaftlicher Befähigung gemacht haben“, wurden zu eventueller weiteren Verfolgung dem vorbereitenden Ausschusse überwiesen.

In der historischen Section wurde Dr. O. Gratzy (Laibach) zum Vorsitzenden, Prof. Dr. A. Becker (Oberhollabrunn) zum Schriftführer gewählt. Nach einem dem verstorbenen Prof. L. Blume seitens des Vorsitzenden gewidmeten Nachrufe hält Prof. Dr. Singer (Prag) seinen Vortrag: „Über politische und wirtschaftliche Bildung durch die Mittelschule.“ Am Schlusse seiner Ausführungen fordert der Vortragende die Versammlung auf, folgenden Gesichtspunkten ihre Zustimmung zu geben: 1. Die Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft fordern auch von der Mittelschule die Vermittlung politischer und wirtschaftlicher Bildung. 2. Unbeschadet ihrer sonstigen Aufgaben betrachtet die Mittelschule in Erfüllung dieser Forderung als Ziel: *a*) auf dem Gebiete der Erkenntnis: Kenntnis der wichtigsten Formen des staatlichen und socialen Lebens und der Bedingungen ihrer Existenz (Elemente der Volkswirtschaftslehre), *b*) auf dem Gebiete der Erziehung die Förderung des Staatsbewusstseins und social-ethischer Gesinnung, ohne dass jedoch auf die Bekämpfung bestimmter Parteirichtungen oder auch nur auf die Erzielung bestimmter Parteiüberzeugungen hingearbeitet werden dürfte. 3. Diese Ziele erfordern nicht die Einführung eines neuen Lehrgegenstandes (Bürgerkunde u. dgl.),

der einen werde die Dispensation vom Turnen zweckmäßig geregelt. Über die hygienischen häuslichen Verhältnisse seien Erhebungen angeordnet. Letztere Aufgabe könne nur durch Staatshilfe und durch Zusammenwirken aller Erziehungsfactoren gelöst werden. Die hygienische Erziehung solle wie die sittliche in allen Unterrichtsdisciplinen gefordert und die Jugend zu einer gesunden Lebensführung bei allen Gelegenheiten gewöhnt werden. Prof. Dr. V. Nietsch (Graz) führt aus, dass in den letzten zehn Jahren sich Bestrebungen zeigen, die Aufmerksamkeit vom Turnen abzulenken und das Interesse der Schüler auf ferner liegende Leibesübungen hinzulenken. Redner stellt zum Schlusse Anträge, betreffend: *a*) den Turnunterricht, *b*) die Fachinspectoren, *c*) die dritte wöchentliche Turnstunde und *d*) die Nothwendigkeit, dass auch wissenschaftlich befähigte Lehrer die Eignung für das Turnlehramt erlangen. Landesschulinspector Dr. V. Langhans wünscht, dass aus den aufgestellten Thesen nur das Neue, also aus 1. die Einführung des obligaten Schwimmens, aus 2. die Einführung einer dritten wöchentlichen Turnstunde und aus 3. die Bestellung eines Facharztes herausgegriffen und zum Gegenstande der Debatte gemacht werde. Bezüglich des letzten Punktes wird vor der Zuwendung einer zu großen Machtvollkommenheit an den Schularzt gewarnt. Dieser könne nur in Verbindung mit dem Hause Ersprießliches leisten. Selbstverständlich sollen in hygienischer Beziehung alle Lehrer zusammenwirken. Prof. Dr. K. Müllner (Kaaden) verweist darauf, dass manche Wünsche des Referenten durch die soeben erschienenen Instructionen zum Turnunterricht bereits erfüllt seien. Prof. A. Bechtel macht auf den bedeutenden Unterschied aufmerksam, der für die Ausführung der den Körper bildenden Übungen zwischen Provinz und Großstadt besteht. Die Betheiligung an Ausflügen und Spielen müsse eine freiwillige sein. Die Bestellung eines Schularztes mit der beantragten Machtvollkommenheit würde zu mancherlei Reibungen führen. Gegen die vorgeschlagenen Wettkämpfe müsse man Stellung nehmen. Turnlehrer Jaro Pawel (Wien) stimmt den Ausführungen des Landesschulinspectors Dr. Langhans auf Einschränkung der Debatte zu. Der Vortrag habe ihn, er gestehe es offen, bei allen sonstigen Vorzügen nicht angesprochen. Er enthalte vieles, was theils längst bekannt, theils auch schon durch Einrichtungen überholt sei. Überdies werden in der Behandlung die einzelnen Gebiete der körperlichen Erziehung recht ungleich bedacht; eine besondere Pflege sei eigentlich nur den Jugendspielen zugemessen. Schließlich wäre es wünschenswert gewesen, die einzelnen Thesen durch ein statistisches Material und vor allem durch Darlegung der Mittel und Wege begründet zu sehen, wie alle diese Vorschläge praktische Verwirklichung finden könnten. Belehrend hätten auch Hinweise auf die Einrichtungen des Auslandes gewirkt. Turnlehrer Max Guttmann (Wien) sieht in der regen Betheiligung an den Berathungen dieser Section eine erfreuliche Zunahme der Wertschätzung, welche der körperlichen Ausbildung seitens der Schulmänner entgegengebracht werde. Dennoch müsse er die Thatsache constatieren, dass es noch 17 Mittelschulen gibt, welche nicht einmal das facultative Turnen eingeführt haben. Da aber das Turnen

anerkanntermaßen die Grundlage der körperlichen Ausbildung ausmache, so würde die Sache am besten gefördert, wenn die Versammlung dem Wunsche nach einer beschleunigten Durchführung des obligatorischen Turnens Ausdruck gäbe. Turnlehrer R. Keller (Bielitz) spricht sich gegen die Wettkämpfe aus, billigt auch Hergels Unterscheidung zwischen Turn- und Jugendspielen nicht und verlangt vor allem, dass bei Neubauten auf einen entsprechenden Turnsaal nebst freiem Turnplatz Rücksicht genommen werde. Dir. Dr. Hergel sucht im Schlussworte die Bedenken gegen die hygienischen Bestrebungen zu zerstreuen, betont die Nothwendigkeit der dritten Turnstunde und vertheidigt die Veranstaltung von Wettkämpfen. Nach einer eingehenden Specialdebatte wird das Ergebnis der Berathung in folgender Weise zusammengefasst: Die Section für Körperpflege und Schulhygiene hat die Ausführungen des Dir. Dr. Hergel mit Befriedigung zur Kenntnis genommen. Die Versammlung hat von der Aufstellung besonderer Thesen mit Rücksicht auf die von den früheren Mittelschultagen gefassten einschlägigen Beschlüsse wohl Abstand genommen, aber in weiterer Berücksichtigung der Erfahrungen, welche bei der Pflege der durch den h. Ministerial-Erlass vom 15. Sept. 1890 empfohlenen körperlichen Übungen seither gemacht wurden, folgende Resolution einstimmig angenommen: „Es ist dringend zu wünschen, dass 1. die Einführung des obligatorischen Turnens an allen Mittelschulen beschleunigt, und dass 2. jede Anstalt so bald als möglich mit einer geräumigen Turnhalle und einem angrenzenden freien Turnplatze ausgestattet werde.“ Die Anträge des Prof. Nietsch und die Anregung des Dir. Lukas „es wäre wünschenswert, dass auf dem nächsten Mittelschultage die Directoren Mittheilung machten, welche Erfahrungen sie mit Turnlehrern mit wissenschaftlicher Befähigung gemacht haben“, wurden zu eventueller weiteren Verfolgung dem vorbereitenden Ausschusse überwiesen.

In der historischen Section wurde Dr. O. Gratzy (Laibach) zum Vorsitzenden, Prof. Dr. A. Becker (Oberhollabrunn) zum Schriftführer gewählt. Nach einem dem verstorbenen Prof. L. Blume seitens des Vorsitzenden gewidmeten Nachrufe hält Prof. Dr. Singer (Prag) seinen Vortrag: „Über politische und wirtschaftliche Bildung durch die Mittelschule.“ Am Schlusse seiner Ausführungen fordert der Vortragende die Versammlung auf, folgenden Gesichtspunkten ihre Zustimmung zu geben: 1. Die Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft fordern auch von der Mittelschule die Vermittlung politischer und wirtschaftlicher Bildung. 2. Unbeschadet ihrer sonstigen Aufgaben betrachtet die Mittelschule in Erfüllung dieser Forderung als Ziel: *a*) auf dem Gebiete der Erkenntnis: Kenntnis der wichtigsten Formen des staatlichen und socialen Lebens und der Bedingungen ihrer Existenz (Elemente der Volkswirtschaftslehre), *b*) auf dem Gebiete der Erziehung die Förderung des Staatsbewusstseins und social-ethischer Gesinnung, ohne dass jedoch auf die Bekämpfung bestimmter Parteirichtungen oder auch nur auf die Erzielung bestimmter Parteiüberzeugungen hingearbeitet werden dürfte. 3. Diese Ziele erfordern nicht die Einführung eines neuen Lehrgegenstandes (Bürgerkunde u. dgl.),

sondern lassen sich innerhalb des Rahmens der gegenwärtigen Unterrichtsverfassung erreichen. 4. Den hauptsächlichsten Theil dieser Aufgabe hat der geschichtliche und der geographische Unterricht zu erfüllen, dessen Ergebnisse auf beiden Stufen des Unterrichtes in der Vaterlandskunde zusammengefasst, erweitert und vertieft werden. Er wird hiebei durch den deutschen, den altclassischen und in der Realschule durch den neusprachlichen Unterricht unterstützt. 5. Die Methode bleibt die historische, die Geschichtsbehandlung die politische, wobei die gesicherten Ergebnisse wirtschaftsgeschichtlicher Forschung nur dort zu benutzen sind, wo ihr Zusammenhang mit den Erscheinungen des staatlichen Lebens klar und deutlich hervortritt, oder wo sie im Rahmen der Culturgeschichte das Verständnis der Lebensformen der Gegenwart wesentlich fördern. 6. Die Wiederholung der Geographie auf der Oberstufe soll auf das wirtschaftsgeographische Moment besonderes Gewicht legen. Es ist zu erwägen, ob und inwieweit dafür besonderer Raum zu schaffen ist. 7. Der Unterricht soll dem Schüler in der Art geboten werden, dass er in ihm das Interesse erregt, welches ihn auch nach Beendigung seines Mittelschulunterrichtes einen Theil seiner Zeit ernsthaften Studien dieser Frage zu widmen drängt. 8. Als wünschenswert erscheint die Einstellung guter bürgerkundlicher Bücher in den Schülerbibliotheken und die Anregung der Schüler zur Lectüre derselben.

Prof. Dr. Singer stellt nunmehr den Antrag, eine Commission einzusetzen, welche die Frage der politischen und wirtschaftlichen Bildung durch die Mittelschule berathen soll. Die Ergänzung der Commission soll durch Cooption stattfinden. An den Vortrag knüpfte sich eine rege Debatte, an der sich die Proff. Becker, Frank, Schauer, W. Schmidt, Gutscher und der Vorsitzende betheiligten. In der Discussion wurde die Schwierigkeit hervorgehoben, im Sinne des Vortragenden in der Schule zu wirken, aber auch die Nothwendigkeit, das in dieser Beziehung mangelhafte Wissen der Mittelschüler zu ergänzen. In die Commission wurden folgende Herren gewählt: Prof. Dr. Becker (Oberhollabrunn), Frank (Wien), Gutscher (Leoben), Schauer (Linz), Singer (Prag) und Dir. Swida (Triest). Bei der Cooption soll nach Beckers Antrag derart vorgegangen werden, dass die Mitglieder aus wirtschaftlich verschiedenen Gebieten gewählt werden. Die Resultate der Commissionsverhandlungen sollen in der Zeitschrift »Österr. Mittelschule« verlautbart werden.

In der naturhistorischen Section hielt unter dem Vorsitze des Schulrathes Dr. H. Schwippel — Schriftführer war Prof. Wonisch — Prof. Müller (Teplitz) den Vortrag: »Die Mineralogie als Unterrichtsgegenstand in den unteren Classen der Mittelschulen«, dessen Inhalt ungefähr in Folgendem zusammengefasst ist. Der Lehrstoff der Naturgeschichte zerfällt nach der Eintheilung der Naturproducte in die Lehre von den Lebewesen und in die von der unbelebten Natur. Zoologie und Botanik bilden jedes für sich ein abgeschlossenes Ganzes, so dass der Lehrstoff nach Abgrenzung und Anordnung schon auf der Unterstufe klar vorliegt und der Unterricht in den oberen Classen nicht nur quantitativ und qualitativ eine Erweiterung bedeutet, sondern auch durch sein

Lehrziel die Zweistufigkeit des Lehrganges rechtfertigt und als einzig richtig erkennen lässt. Den Gegensatz zur Zoologie und Botanik muss die Lehre von der unbelebten Natur, die Mineralogie, bilden. Aber der Gesammtunterricht in der beschreibenden Naturgeschichte bildet nur dann ein abgeschlossenes Ganzes, wenn die Mineralogie alles zusammenfasst, was die beiden ersteren Disciplinen nicht in sich schließen können. Die Mineralogie in wissenschaftlichem Sinne erfüllt diese Grundbedingung nicht. Sie behandelt nur die Mineralien als solche. Darnach ist jeder Auszug schon im Lehrstoffe verfehlt. Kein Wunder, dass Stimmen laut geworden sind, welche die Auflassung der Mineralogie als Unterrichtsgegenstand auf der Unterstufe fordern. Wenn Mangel an genügender Kenntnis der Körperlehre und Chemie für diese Beseitigung geltend gemacht werden, so muss dem gegenüber betont werden, dass die Mineralogie auf dieser Stufe die obigen Voraussetzungen gar nicht machen darf, sie muss im Gegentheile für Chemie und Körperkenntnis vorbereitend wirken. Diesen Weg ist die Wissenschaft gegangen, so muss ein naturgemäßer Unterricht gegliedert sein, wenn nicht unnatürliche Verschiebungen im Lehrstoffe die Folge sein sollen. Eine solche unnatürliche Verschiebung ist es, wenn, um die Mineralogie — im gebräuchlichen Sinne genommen — in den unteren Classen möglich zu machen, die Chemie ganz in den Anfang der Physik verlegt wird, während doch ihr Platz naturgemäß an das Ende ihrer Vorgängerin gehört. In der Chemie, welche dann der Mineralogie vorausgeht, wird ohne Kenntnis aller wichtigen physikalischen Erscheinungen neben der Erfassung der schwierigsten, sinnlich unzugängigen Thatsachen auch die Erkenntnis äußerlicher Eigenschaften verlangt, deren Begriffe und Bezeichnungen dem Schüler fehlen. Wenn man sagt: „Die Mineralogie gehört in die Chemie“, so ist dies richtig für das wissenschaftliche Vorgehen, falsch für die Unterstufe, wo vielmehr der Satz am Platze wäre: „Die Chemie gehört in die Mineralogie.“ Ohne auf den principiellen Unterschied beider Auffassungen einzugehen, sei nur bemerkt, dass der letztere Standpunkt keine Physik voraussetzt, was doch bei einem historisch richtigen Lehrplane nothwendig ist. Diesem Standpunkte sucht der Vortragende bei seinem Vorschlage über Umfang und Anordnung des Lehrstoffes durch einschlägige Experimente gerecht zu werden, wobei der leitende Gedanke war, dass die sogenannte Mineralogie vorbereitend zu wirken habe. Fasst man die Forderungen an die sogenannte Mineralogie, wenn diese als Lehrgegenstand neben Zoologie und Botanik bestehen soll, zusammen, so ergeben sich folgende Sätze: 1. Die Mineralogie muss den unbelebten Theil der Natur umfassen; 2. sie muss, selbst ohne Voraussetzungen, vorbereitend auf andere Disciplinen wirken; 3. sie muss dem jugendlichen Schüler eine genügende Fülle anregender, allgemein wissenswerter Thatsachen bieten. Der Referent legte folgenden Lehrplan vor:

Der Erdkörper. Planeten — Größe d. E. I. Luftocean — luftförmige Körper. II. Wasserocean — flüssige Körper. III. Erdfeste — feste Körper. Gesetzmäßige Lage der drei Theile. Globus derselben, 1 mm = 1 geogr. Meile. I. Der Luftocean. Eigenschaften.

1. Brennluft }
2. Lebensluft } Sauerstoff.
3. Wasserdampf — Eigenschaften.

II. Der Wasserocean. 1. Wasserdampf, 2. Wasser, 3. Eis; bei allen: Eigenschaften und Vorkommen in und über der Erdfeste bei 1, auf, in, über der Erdfeste bei 2 und 3. Bildung des Dampfes, Sieden, Transport des Wassers und der Wärme — Regelung des Klimas. III. Die Erdfeste. 1. Grundstoffe: *a*) Metalle, *b*) Nichtmetalle. 2. Erze: Schwefelkies — Kupferkies — Bleiglanz — Silberglanz — Zinnober — Rotheisenstein — Brauneisenstein — Magneteisenstein — Spateisenstein. 3. Steine: Quarz — Opal — Granit — Feldspat — Calcit — Aragonit — Gips — Glimmer — Steinsalz — Flusspat. 4. Pflanzliche Mineralien: Bernstein — Kohle.

Da die Kürze der Zeit ein genaueres Eingehen auf die »Erdfeste« nicht gestattet, so sei nur eine Bemerkung hinzugefügt. Die gebräuchlichen Härtegrade sind Schätzungen, nicht Messungen, ihre Träger dem Schüler unbekannt und folglich naturwidrig. Sie sind zu ersetzen durch bekannte Erscheinungen und Objecte, als: Abfärben am Finger, Fingernagel, weicher Eisennagel, Messerspitze, Kieselstein, härter als Kieselstein. Für die zusammengesetzten Körper möge ein einfaches Beispiel genügen. Schwefelkies besteht ungefähr zur Hälfte aus Eisen, zur Hälfte aus Schwefel.

Da die Kürze der Zeit eine eingehende Besprechung und Klärung der Ansichten nicht verstattete, legt der Referent seine Gedanken über die Frage einer wohlwollenden Meinungsäußerung der Fachgenossen vor mit der Bitte, zu bedenken, dass — wie am Mittelschultage allgemein anerkannt wurde — dieses Thema einer der schwierigsten Punkte unseres Unterrichtes ist.

Die philologische Section wird, um den Mitgliedern die Möglichkeit zu bieten, an dem Vortrage über Schulhygiene theilzunehmen, erst um 4 Uhr eröffnet. Vorsitzender Prof. Mätzler (Klagenfurt) — (Schriftführer Dr. Tschiassny) — fordert Prof. Dr. Perkmann (Czernowitz) auf, seinen Vortrag »Über eine Verbesserung des latein. Elementarunterrichtes« zu halten. Der Vortragende wünscht, dass im latein. Elementarunterrichte mehr als bisher die Entwicklung des Sprachgefühles gefördert werde, und zwar in einer Weise, wie dies in früheren Jahrhunderten von hervorragenden Didaktikern geschehen sei. Er schlägt ferner vor, dass die Stoffe auf dieser Stufe in vorherrschend zusammenhängenden Stücken mehr als bisher römisches Leben und römische Geschichte behandeln sollen und dass zu diesem Zwecke auch Abbildungen im Lehrbuche Platz finden können. Schließlich schlägt er vor, an die h. Regierung mit der Bitte heranzutreten, dass es einzelnen Lehrern, die dazu Lust hätten, gestattet werde, diese Vorschläge in der Schule probeweise praktisch durchzuführen. In diesem Sinne stellte er drei Thesen auf. In der darauf folgenden Debatte erklärt sich Prof. Dr. Falbrecht (Linz) mit den Ausführungen des Vortragenden einverstanden; doch wünscht er, dass man auf dem Umwege über die heimische Geschichte zu Darstellungen aus dem römischen Leben schreite. Er verlangt seinem Standpunkte ent-

sprechend, dass der Lateinunterricht mit solchen Wörtern begonnen werde, deren Apperception den Schülern leicht ist.

Dir. Dr. Waniek (Wien) bekämpft einzelne Ausführungen des Referenten und bemerkt insbesondere gegenüber der Verurtheilung der synthetischen Methode, dass die gegenwärtigen Lehrer von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen müssen als die Humanisten des 16. und 17. Jahrhunderts. Während damals das Lateinische die Conversationssprache zwischen Lehrer und Schüler bildete und die Schüler mit den Lautvorstellungen unter Überspringung der Verbalvorstellungen sofort die Anschauung verbinden konnten, ist und bleibt in unserer Zeit die Muttersprache das Medium der Wortvorstellung der fremden Sprache und der Anschauung. Habe man übrigens, vom Satze ausgehend, die grammatischen Formen genetisch oder inductiv hergestellt, dann müsse man besonders das Gedächtnis, wohl die bedeutendste geistige Kraft des Schülers auf dieser Stufe, heranziehen.

Prof. Schwaiger (Czernowitz) meint, es dürfte in der Philologie wie in der Mathematik in einzelnen Fällen gleichgiltig sein, ob man inductiv oder deductiv vorgehe. Doch würde er in der Philologie im Gegensatze zur Mathematik der inductiven Methode vielfach den Vorzug geben.

Dr. Löw (Wien) bekämpft besonders die in der These vorkommenden Worte „mehr als bisher“.

Prof. Dr. Dorsch (Kaaden) wünscht, dass eher noch weniger Erzählungen aus dem römischen Leben, desto mehr aber solche Aufnahme finden, die dem Gesichtskreise der Schüler entnommen sind.

Prof. Dr. Bronner (Jägerndorf) schließt sich den Ausführungen des Dir. Waniek hinsichtlich der Muttersprache vollinhaltlich an und betont die Wichtigkeit des formalistischen Elementes im fremdsprachlichen Anfangsunterrichte. Dr. Fleischmann (Bielitz) wünscht im Sinne der Concentration eine besondere Hervorhebung des römischen Lebens frühestens in der II. Classe, wo sich infolge des Geschichtsunterrichtes ein entsprechendes Interesse bereits vorfindet. Landesschulinspector Dr. Tumlirz warnt vor jener Einseitigkeit, die etwa das Sprachgefühl auf Kosten der Grammatik ausbauen oder diese auf Kosten jenes betreiben wollte. In den Lehrbüchern finde man übrigens in dieser Richtung einen bedeutenden Fortschritt. In zusammenhängenden Stücken könne man das Sprachgefühl entwickeln, aus den Einzelsätzen die Formen ableiten. Schließlich wünscht auch er die Streichung der Worte „mehr als bisher“. Was den Inhalt der Lesestücke betreffe, könne man allerdings auf der ersten Stufe aus dem Alterthume solche wählen, die mit den Anschauungen der Gegenwart übereinstimmen, während die Verschiedenheiten erst auf der zweiten Stufe zur Anwendung kämen. Referent Prof. Dr. Perkmann antwortet auf die gegen ihn vorgebrachten Bedenken und hält seine vorgetragene Anschauung aufrecht. Er verzichtet auf eine Abstimmung über seine These, beharrt jedoch auf seinem Vorschlage, es möge an die h. Regierung die Bitte gestellt werden, dass versuc[illegible] weise die Einführung der genetischen Methode einigen Lehrern gest[illegible]

werde. Landesschulinspector Dr. Tumlirz hält dies nicht für nothwendig, da es jedermann unbenommen bleibe, mit einem derartigen Gesuche an die Regierung heranzutreten. Darauf steht Prof. Dr. Perkmann auch von diesem Wunsche ab.

Um 6 Uhr versammelte sich eine große Zahl von Theilnehmern im Festsaale der Bürgerschule Zedlitzgasse 9, wo Prof. Dr. A. Primožić Bilder aus dem classischen Alterthume und solche, die geeignet sind, den Religions- und Geschichtsunterricht, den geographischen und naturhistorischen Unterricht zu beleben, mittels des Skioptikons zur Anschauung brachte. Er operierte nicht mit elektrischem Lichte allein, sondern hatte auch andere Apparate zur Hand, um den Theilnehmern die Vortheile der einzelnen Beleuchtungsarten darzulegen.

Abends um 8 Uhr fand im »Kaiserhof« (Reichsrathsstraße 19) der Festcommers statt. Nach Absingung des »Gaudeamus« brachte Dir. Lamberger einen begeistert aufgenommenen Toast auf Se. Majestät den Kaiser aus, Prof. Dr. E. Maiß feierte Se. Excellenz den Herrn Unterrichtsminister Dr. Freiherrn v. Gautsch, Dir. Keckler erhob sein Glas auf die Gäste, und Landesschulinspector Dr. Langhans erwiderte mit einem Trinkspruche auf Wien. Nach einer Pause wurde unter dem Commando des Landesschulinspectors Dr. Tumlirz ein Trauersalamander gerieben auf die Manen der Hofräthe A. Lang und Prof. Dr. J. Kolbe, deren Verdienste um das Unterrichtswesen und Interesse für die Mittelschultage vom Redner hervorgehoben wurden. Humoristische Vorträge von den Proff. Tkač und Ginzel trugen viel bei zur Erheiterung der zahlreichen Versammlung, die sich erst nach Mitternacht trennte.

Am zweiten Verhandlungstage (13. April) wurden vor der Vollversammlung um $^{1}/_{2}$9 Uhr Sectionssitzungen abgehalten.

In der philologischen Section entfiel infolge Erkrankung des Prof. Dr. Martinak der angekündigte Vortrag »Die Psychologie des Sprachlebens und einige Anwendungen auf die Unterrichtspraxis«.

In der historisch-geographischen Section ertheilte Vorsitzender Dr. O. Gratzy (Schriftführer Dr. G. Kraitschek) dem Prof. Klar das Wort zu seinem Vortrage: »Über die räumliche Darstellung von Landkarten. Illustriert durch zahlreiche Modelle und Reliefs.« An den Vortrag schließen sich folgende Thesen: 1. In Erwägung, dass wir bisher noch immer einer auf der Höhe der Wissenschaft stehenden und in künstlerischer Hinsicht mustergiltigen Schulwandkarte von Österreich-Ungarn, auch aller im innigen Zusammenhange damit stehender Nebenkarten entbehren; 2. in Erwägung, dass zur Einführung des Schülers in das Verständnis der Specialkarten die entsprechenden Raumgestalten, also specielle Reliefs unbedingt nothwendig sind, wir jedoch keine geordnete Sammlung von solchen den Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Schulreliefs besitzen: möge der Mittelschultag beschließen, einem dreigliedrigen Ausschusse die Durchführung dieser in den Thesen erwähnten Arbeiten zu übertragen und behufs intensiver Durchführung diesem Ausschusse den Auftrag zu ertheilen, innige Fühlung mit den maßgebenden Factoren zu nehmen.« Der Vortragende weist darauf hin, dass in der

Schweiz eine vorzügliche Schulwandkarte der Schweiz gratis vom Staate beigestellt werde. Wegen vorgerückter Zeit verzichtet die Versammlung auf eine Debatte. Dem Vorschlage gemäß besteht der Ausschuss aus Prof. Klar, Lanner (Olmütz) und Dr. Lechner (Kremsier). Sowohl die Thesen als auch der Vorschlag wird einstimmig angenommen.

In der naturhistorischen Section referierte unter dem Vorsitze des Schulrathes Dr. H. Schwippel (Schriftführer Prof. Wonisch) Prof. H. Lanner (Olmütz) über „Die Ferialstipendien und unser Küstenland als naturhistorisches und geographisches Excursionsgebiet". Der Referent hob die Bedeutung der Stipendien zum Besuche von Museen, zoologischen Stationen und solchen Gebieten, die zu bedachtem Zweck von besonderem Interesse sind, hervor. Dabei plaidierte er für die Vermehrung der jährlich zu verleihenden Stipendien und für die Erhöhung der dazu bestimmten Summe bis zu dem Betrage, den die für Philologen und Historiker bestimmten Stipendien erreichen. Überdies solle auch an die Landesausschüsse solcher Kronländer, die Landesgymnasien und Realschulen besitzen, herangetreten werden, dass sie ebenfalls Ferialstipendien creieren. Auch mögen die Stipendien schon im Wintersemester ausgeschrieben werden. Bei der Debatte über diesen Punkt wird nach einem Antrage von Prof. Dr. Noë die Bestimmung aufgenommen, dass auch im Verlaufe des Schuljahres eine solche Studienreise möglich gemacht werde. Ferner schlug der Vortragende die Schaffung eines Reisehandbuches vor, angelegt von Mittelschullehrern nach einer bestimmten Arbeitstheilung nach Gebieten und Fächern. Bei der Discussion wurde auf die Schwierigkeiten hingewiesen, mit welchen die Abfassung verbunden wäre, und die Ausführung nur als wünschenswert bezeichnet. Die Frage, wie die zoologische Station in Triest ausgestattet und dem Studium zugänglich gemacht werden solle, wird einem Comité, bestehend aus den Proff. Noë, Heilsberg, Lanner, Huber und Sola, überwiesen. Endlich schlägt der Referent der Versammlung vor, schon jetzt der hohen Regierung die Bitte zu unterbreiten, seinerzeit den Besuch der Pariser Ausstellung seitens der Mittelschullehrer der realistischen Disciplinen (Naturhistoriker, Chemiker, Physiker, Geographen und Zeichner) in geeigneter Weise zu fördern. Dem Vortragenden wurde für seine wertvollen Anregungen vom Vorsitzenden der Dank ausgesprochen.

Um 10 Uhr begann die zweite Vollversammlung, auf deren Tagesordnung als einziger Verhandlungsgegenstand der Vortrag des Prof. Dr. A. Polaschek stand: „Reform der Lehramtsprüfung für Candidaten des Mittelschullehramtes." Der Vortragende führt die Umstände an, welche den gegenwärtig vorhandenen Lehrermangel herbeigeführt haben, und findet in der Hebung der socialen und materiellen Stellung des Mittelschullehrstandes die Abhilfe gegen denselben. In dritter Linie erst komme dabei die Art der Prüfungen in Betracht. Der Zweck der Prüfung könne nur der sein, dass der Candidat nicht nur wissenschaftlich, sondern namentlich auch praktisch die Befähigung nachweise, den Unterricht in der Mittelschule in ersprießlicher Weise zu ertheilen. Da aber die Hochschule dem Candidaten nur die wissenschaftliche Ausbildung

bieten könne, die Praxis ihm durch Mittelschulprofessoren geboten werden müsse, stellt er den Antrag: »Der VI. deutsch-österr. Mittelschultag wolle beschließen: Die hohe Regierung wird gebeten, eine Commission einzusetzen, die, zu gleichen Theilen aus Vertretern der Wissenschaft und der Praxis bestehend, sich in gemeinsamen Berathungen über etwaige Reformen der Lehramtsprüfungen in der Art zu einigen haben wird, dass neben den wissenschaftlichen Forderungen auch die Forderungen der Praxis zur vollen Berücksichtigung und Geltung gelangen.« Auf welchem Wege die praktische Ausbildung zu gewinnen wäre, das sei Sache der Erwägung. Was der Candidat in dieser Beziehung zu leisten hätte, sei bekannt. Jedenfalls müssten die pädagogischen Hausarbeiten von Praktikern gestellt und begutachtet werden. Die Frage, wann der Candidat diesen theoretisch-praktischen Cursus durchzumachen hätte, hänge zusammen mit der Theilung der Prüfung und mit der Abstufung der facultas docendi. Letztere müsste entsprechend den zwei Stufen unserer Mittelschulen zweistufig sein. Demgemäß müsste eine genaue Abgrenzung des Lehrstoffes stattfinden für Candidaten, welche die Prüfung für das ganze Gymnasium machen, und für solche, die nur für das Untergymnasium die Approbation erlangen. Ferner bespricht der Vortragende das Verhältnis des Doctorats zur Lehramtsprüfung, wobei er die Frage aufwirft, ob eine Dissertation gegenwärtig noch nothwendig sei, und wenn schon, ob dann die Dissertation nicht eine Hausaufgabe oder umgekehrt die Hausarbeiten die Dissertation ersetzen könnten. An den Vortrag, der Beifall fand, knüpfte sich eine rege Debatte.

Als erster Redner ergreift Hofrath Prof. Dr. Schipper das Wort. Der Verlauf der gestrigen Verhandlung habe es ihm als zweckmäßig erscheinen lassen, der Versammlung von der Stellungnahme der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Wien zu dieser Frage Mittheilung zu machen. Einer Anregung des h. Unterrichtsministeriums folgeleistend habe die Wiener Commission vor einigen Monaten, mit der Frage beschäftigt, wie dem in einzelnen Disciplinen hervortretenden Lehrermangel abzuhelfen sei, zu der anderen Frage Stellung nehmen müssen: Welche Modificationen der gegenwärtigen Prüfungsvorschriften sind nothwendig, um dem Mittelschullehramte größere Anziehungskraft zu verleihen? Nachdem der Redner die Ursachen des Lehrermangels gestreift, die mit lebhaftem Beifall und Händeklatschen aufgenommene Versicherung abgegeben hatte, dass die Hochschulen das wärmste Interesse für alle Fragen des Mittelschullehrstandes haben, erwähnte er die Erleichterungen im Prüfungswesen, die von der Commission dem h. Ministerium empfohlen werden. Erstens Abschaffung der pädagogisch-didaktischen Hausarbeit; zweitens den Candidaten werden schon zum Schlusse des siebenten Semesters die Themen gestellt; ferner können Seminararbeiten oder in einer wissenschaftlichen Zeitschrift gedruckt vorliegende Arbeiten oder Doctordissertationen in die Hausarbeiten miteinbezogen werden, so dass nur die zweite Arbeit zu liefern sei. Sollte die Versammlung in diesen Vorschlägen der Wiener Prüfungscommission eine Wendung zum Besseren anerkennen, so könne er es ruhig der Erwägung derselben anheimstellen,

ob sie es für zweckmäßig halte, durch Einsetzung einer complicierten und in der ganzen Organisation doch zu mancherlei Bedenken Anlass gebenden Commission diese ganze Action weiter hinauszuschieben, oder ob es die Versammlung für zweckdienlicher erachte, dass der Mittelschultag eine Resolution in dem Sinne beschließe, dass er es für angemessen halte, die Action, die von der Prüfungscommission eingeleitet sei, in wirksamer Weise durch sein Votum zu unterstützen.

Reichsraths-Abgeordneter Prof. Dr. Pommer ist hocherfreut über die Worte des Vorredners mit einziger Ausnahme der Schlusswendung. Er sei der Ansicht, dass es nicht schaden werde, wenn die Sache nicht einseitig bloß von den Vertretern der Wissenschaft, sondern auch von den Vertretern der Praxis in einer Commission besprochen werde, und stimme demnach dem Vorschlage des Referenten bei. Weiter spricht Redner von der Uniform, von Einschränkungen des Nebenerwerbes, von der nicht immer glücklichen Wahl der pädagogisch-didaktischen Hausarbeiten, von der Ausstellung der Prüfungszeugnisse, von den Instructionen, von der Mittheilung der Noten an die Eltern, von der Eintragung der Noten in die Kataloge und von der Methode, Directoren zu machen, wie er sich ausdrückt. Prof. Dr. Süß bekämpft mit vielem Geschick die Ausfälle des Vorredners und des Referenten. Die bisherige Einrichtung fand an ihm einen warmen Fürsprecher. Hofrath Prof. Dr. Schenkl wendet sich gegen den geäußerten Wunsch nach Theilung der Prüfungen. Von der Abstufung der Prüfungen, wie sie vorgeschlagen wurde, wolle er nicht sprechen; denn er glaube nicht, dass die Versammlung etwas beschließen werde, was man draußen als eine alte Schuld abschaffen wolle. Gegen die Theilprüfungen müsse er sich im Interesse der Candidaten aussprechen; sie seien nichts anderes als eine Verschleppung der Prüfung. Die Theilprüfungen seien aber auch aus dem Grunde abzuweisen, weil man erst dann, wenn die Prüfung im ganzen abgelegt werde, ein richtiges Urtheil über den Candidaten fällen und nur unter dieser Voraussetzung bei den einzelnen Prüfungen das richtige Maß eingehalten werden könne; denn jede Prüfung, in Theile zerlegt, müsse schwerer werden, weil das Detail, das bei einer Prüfung im ganzen nicht zum Ausdruck komme, in der Detailprüfung hervortrete und die Forderungen, wenn die Examinatoren noch so billig sind, durch die Natur der Sache strenger werden. Mit diesen Worten wolle er einem Vorurtheile begegnen und wünsche, dass die Worte von hier aus auch zu den Candidaten dringen, welche die Prüfung erst ablegen wollen. Werde die Prüfung im ganzen abgelegt, dann habe auch der Leiter der Prüfungscommission viel mehr die Möglichkeit, das Ganze in der Hand zu halten und auch dahin zu wirken, dass nach keiner Seite hin die Sache übertrieben werde. Prof. Dr. Singer genügt die von Hofrath Prof. Dr. Schipper vorgeschlagene Resolution nicht, und er stellt den Antrag, dass der Vorschlag in der Weise abgeändert werde, dass unter dankender Zurkenntnisnahme der seitens des Hofrathes Dr. Schipper gegebenen Aufklärungen der Antrag des Referenten auf Einsetzung einer Commission gleichwohl angenommen werde. Prof. Schwarz plaidiert in ausführlicher Rede für

die Annahme der Resolution des Hofrathes Schipper und beantragt den Schluss der Debatte, der auch angenommen wird. Nachdem noch Hofrath Schipper seine Resolution aus dem praktischen Gesichtspunkte, dass die Action der Prüfungscommission durch eine Contra-Action nicht gestört werde, empfohlen, Referent Prof. Dr. Polaschek bei dankbarer Anerkennung der von der Prüfungscommission unternommenen Schritte die Annahme seines Antrages befürwortet hatte, wurde zur Abstimmung geschritten. Der Antrag des Hofrathes Dr. Schipper: „Der Mittelschultag stimmt der von Seite der wissenschaftlichen Prüfungscommission eingeleiteten, auf eine Vereinfachung der Prüfungsvorschriften abzielenden Action zu“ wurde einstimmig angenommen, die Anträge der Proff. Dr. Singer und Dr. Polaschek wurden abgelehnt, dagegen wurde Prof. Schwarz' Vermittlungsantrag: „Der Mittelschultag spricht den Wunsch aus, dass vor der Erlassung der neuen Prüfungsvorschrift auch Vertreter der Mittelschulkreise Gelegenheit erhalten, ihre Wünsche in dieser Frage zur Kenntnis zu bringen“ einstimmig angenommen.

Hierauf wurde auch die am Vortage verschobene Abstimmung über den Antrag des Dir. Baran vorgenommen und hiebei der Antrag des Landesschulinspectors Dr. Langhans: „Der Mittelschultag nimmt die Ausführungen des Referenten Dir. Baran zur Kenntnis, sieht aber von der Aufstellung bestimmter Thesen ab“ angenommen.

Nachmittags wurden von 3 Uhr an Sectionssitzungen abgehalten.

In der philologisch-historischen Section (Vorsitzender Dir. Swida, Schriftführer Dr. G. Kraitschek) referierte zuerst Prof. V. v. Renner über die Arbeiten der vom V. Mittelschultage zum Zweck der Verwendung der Münzenkunde eingesetzten Commission. Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden für sein mit großem Beifall aufgenommenes Referat den Dank aus, ebenso der numismatischen Gesellschaft, welche die Abhaltung von Vorträgen ermöglichte, und die Versammlung ertheilt der Commission das Absolutorium. Hierauf hält Prof. Dr. A. Becker (Oberhollabrunn) seinen Vortrag „Quellenbenützung im Geschichtsunterrichte“. Neben dem Bilde, das als Anschauungsmittel voll gewürdigt ist, sind, sagt der Redner, die Quellen der Geschichte, wie schon die Instructionen S. 169 sagen, in hohem Grade geeignet, den Geschichtsunterricht zu heben und zu beleben. Und doch werde von diesem Mittel in Österreich im Gegensatze zu Deutschland, wo viele Quellenbücher existieren, leider zu wenig Gebrauch gemacht. Der Redner führt weiter aus, welche Quellen gemeint sind, und die Art ihrer Benützung. Sind sie zum Ausgangs- und Mittelpunkt der Geschichtsstunde zu machen oder als ein Decorationsstück für den Vortrag zu behandeln? Welcher Weg einzuschlagen sei, hänge von den Quellen ab. Die Quellenbenützung biete die Gelegenheit, mit anderen Gegenständen in Fühlung zu treten im Sinne der Concentration. Sie stelle sich aber auch in den Dienst der erziehlichen Aufgabe des Unterrichtes und unterstütze die Schüler im Lernen. An diesen Vortrag schließt sich das Referat des Prof. Dr. Gatscher (Leoben): „Tacituslectüre und Vaterlandskunde“, und über beide Vorträge wird im Zusamenhange debattiert. Nach einer alle Seiten der Referate umfassenden

Discussion, wobei hauptsächlich die passende Auswahl der Quellen und deren maßvolle Benützung betont, dann die Frage in Betracht gezogen wurde, ob fremdsprachliche, insbesondere griechische und lateinische Quellen im Urtexte oder in einer Übersetzung geboten und ob sie vom Lehrer oder von den Schülern übertragen werden sollen, wurde folgende Resolution des Prof. Dr. A. Becker angenommen: „Es ist wünschenswert, dass Quellenstücke im Geschichtsunterrichte verwendet werden, ferner: die Schaffung von österreichischen Quellenbüchern ist anzustreben.“ Auch über Prof. Dr. Gutschers Vortrag wurde eine Debatte geführt und folgende Resolution angenommen: „Die philologisch-historische Section erachtet es als wünschenswert, dass der Schüler vom Gymnasium das Bewusstsein mitnehme, dass sein Vaterland einst dem römischen Culturkreise angehörte. Sie hält es für nothwendig, dass die Inschriften und Alterthümer unserer Länder für die Schule zugänglicher gemacht werden als bisher.“ Um $^1/_2$5 Uhr besuchte die philologische Section die Demonstration des Prof. Dr. S. Lederer (Radautz), der im Physiksaale des k. k. Theresianums einige Bildercyklen aus dem classischen Süden, für Mittelschulen zusammengestellt, vorführte.

In der philosophischen Section (Vorsitzender Schulrath Dir. Pokorny, Brünn, Schriftführer Prof. Dr. Wotke, Wien) wurde der Vortragscyklus, wie ihn Prof. Dr. Höfler eingeleitet hatte, abgehalten. Höfler erörterte die Frage: Wie soll der psychologische Unterricht an Mittelschulen gegenüber den Postulaten der Gehirnphysiologie Stellung nehmen? Als Resultat seiner Ausführungen sind folgende Sätze zu betrachten: „Insoweit die Darstellung der psychischen Thatsachen auf Grenzgebiete der Psychologie und Physiologie führt, ist streng darauf zu achten, dass den Schülern nicht anstatt psychologischer Begriffe und Gesetze physiologische geboten werden. Was vom anatomischen Baue der sensorischen und motorischen Organe und von deren physiologischen Functionen im Psychologieunterrichte zu berühren ist, kann sich durchwegs auf eine Wiederholung des im naturhistorischen Unterrichte, namentlich der Somatologie in der VI. Classe, Akustik und Optik in der VII. und VIII. Classe beschränken. Umso deutlicher wird aber den Schülern der wesentliche Unterschied zwischen einer physikalischen Betrachtung der Empfindungserreger, einer physiologischen Betrachtung der Empfindungsorgane und der psychologischen Untersuchung der Empfindungsinhalte als solcher zum Bewusstsein gebracht werden können. Und zwar können einer solchen begrifflichen Erklärung und Abgrenzung der physikalische und der naturhistorische Unterricht durch sorgfältige Vermeidung verwirrender Ausdrucksweisen zwar wirksam vorarbeiten, die abschließende Belehrung über den tiefgehenden Unterschied, ja Gegensatz des Physischen und Psychischen bleibt aber dem psychologischen Unterrichte als solchem vorbehalten und bildet eine der bedeutsamsten Aufgaben des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes überhaupt.“ Ferner: „Bei der Forderung, die physiologische Psychologie auf die Pädagogik anzuwenden, bleibt festzuhalten, dass, wie in aller Psychologie, so auch in der pädagogischen die psychischen Thatsachen als solche für den Lehrer und

Erzieher unmittelbarer zu erkennen sind als die entsprechenden physiologischen Thatsachen, und dass die pädagogische Praxis auf absehbare Zeit wirksamer durch Ausbreitung eigentlich psychologischen als durch nervenphysiologisches Wissen beeinflussbar sein wird.

Zur Erklärung und Ergänzung dessen, was an physiologischen Voraussetzungen in Höflers Vortrag geboten war, demonstrierte Dr. J. Tandler, Assistent am k. k. anatomischen Institute der Wiener Universität, das Wichtigste aus der Anatomie des menschlichen Gehirns. Endlich unterzog Dr. St. Witasek die Bedeutung psychologischer Schulversuche einer Besprechung und führte solche auch aus, um zu zeigen, wo sie einzusetzen haben und inwieweit sie für den psychologischen Unterricht unerlässlich sind. Seine Ausführungen gipfeln in der These, »dass auch im psychologischen Unterrichte, wie es bei anderen Fächern bereits lange der Fall ist, das Hilfsmittel des Experiments zur Verwendung zu kommen habe.«

In der Realschulsection wurde Dir. H. Januschke zum Vorsitzenden, Prof. Gaubatz zum Schriftführer gewählt. Referent Prof. J. Heller legt am Schlusse seiner Besprechung des Themas »Über eine einheitliche Bezeichnung in der darstellenden Geometrie«, die mit den Darlegungen in der Zeitschrift für das Realschulwesen Jahrg. XXI 1896, 1. Heft, S. 15—31 übereinstimmen, folgende Sätze zur Discussion vor. 1. Die Section hält es für dringend wünschenswert, dass beim Unterricht in der darstellenden Geometrie eine einheitliche Bezeichnung platzgreife; 2. für die Feststellung einer solchen Bezeichnung sollen die in der Zeitschrift für das Realschulwesen Jahrg. XXI, 1. Heft, S. 15—31 gemachten Vorschläge als Grundlage dienen; 3. zur Weiterführung dieser Angelegenheit wird ein fünfgliedriges Comité gewählt, welches beim nächsten Mittelschultage über die unternommenen Schritte und deren Erfolg Bericht zu erstatten hätte.« In der darauf folgenden Debatte, an welcher sich außer dem Referenten der Vorsitzende Dir. Klekler, die Proff. Reitmann, Binder, der einen andern von ihm zusammengestellten Vorschlag zur einheitlichen Bezeichnung in der darstellenden Geometrie vorlegt, B. Speth, Meixner, Oehler betheiligten, wurden Hellers Sätze zum Beschluss erhoben und als vierter Punkt beschlossen: Der vorbereitende Ausschuss möge sich im Interesse der gedeihlichen Durchführung dieser wichtigen Angelegenheit mit den Hochschulprofessoren dieses Faches ins Einvernehmen setzen. In das vorbereitende Comité wurden gewählt: Dir. Klekler als Obmann, Prof. Meixner und Oehler zu Schriftführern, ferner die Proff. Knobloch und Schiffner.

Sodann behandelt Prof. R. Böck (Troppau) das angekündigte Thema: »Der Mangel an Lehrern für das Freihandzeichnen. Die Mittel zur Behebung dieses Mangels.« Der Referent empfiehlt nach Durchführung des Themas der Versammlung drei Thesen zur Annahme, deren erste nach eingehender Discussion, an der die Herren Dir. Klekler, Dir. Januschke, die Proff. Oehler, Heller, Widter, Machatschek, Speth, Reitmann und der Referent theilnahmen, unverändert, von der zweiten ein Theil angenommen wurde; die dritte konnte wegen vorgerückter Stunde

nicht weiter berathen werden. Die erste These lautet: „Der VI. deutsch-österr. Mittelschultag spricht sich aus pädagogischen Gründen dahin aus, dass es nothwendig ist, die Verordnung vom 7. Februar 1884 aufrecht zu erhalten, nach welcher auch jeder Candidat für Freihandzeichnen geradeso wie der Candidat eines andern Faches vor dem Antritt seiner Fachstudien sich mit dem Maturitätsprüfungszeugnisse eines Gymnasiums oder einer Realschule ausweisen muss.“ Der Wortlaut des von der zweiten These angenommenen Theiles ist: „Um diese für das Ansehen der Schule und des Lehrers gleich wichtige Verordnung aufrecht halten zu können, hält es die Realschulsection des VI. deutsch-österr. Mittelschultages zur Behebung des Lehrermangels für wünschenswert, dass ausgesprochen zum Zeichnen hinneigende Absolventen der Mittelschulen (speciell auch des Gymnasiums) auf das Kunststudium, respective auf das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in entsprechender Weise aufmerksam zu machen seien.“ Die dritte These lautet in der Fassung Prof. Böcks: „Um den gegenwärtig ganz unsicheren und nicht normierten Studiengang der Candidaten für Zeichnen zu regeln, hält der VI. deutsch-österr. Mittelschultag die Aufstellung einer Hodegetik für alle vier Jahre des Kunststudiums für nothwendig und befürwortet im Interesse einer systematischen Vorbildung der Candidaten die Creierung eigener auf der Höhe der Zeit stehender Zeichenlehrer-Seminare oder Curse. Bis zum Inslebentreten derselben ist es aus demselben Grunde nothwendig, die Arbeitsthätigkeit der Candidaten durch eine Commission von Fachmännern zeitweilig zu prüfen und die Candidaten entsprechend anzuleiten, für welchen Zweck eine provisorische, aber doch bindende Hodegetik herausgegeben werden möge.“

In der naturwissenschaftlichen Section (Staatsrealschule im III. Bez.) zeigte unter Vorsitz des Dir. Wittek (Baden) (Schriftführer Prof. Hribar, Teschen) Prof. Glöser in einem klaren Vortrage, in wie einfacher Weise der Foucault'sche Pendelversuch in jedem Schulzimmer durch Schattenprojection des Pendelfadens vorgeführt werden könne. Hierauf experimentierte Prof. Glöser mit einem Thermoskop. Dieselbe Section versammelte sich abends $^1/_2$7 Uhr im Physiksaale des k. k. Theresianums, wo Prof. Dr. Höfler seinen Ekliptikapparat vorzeigte und dann die Gäste auf eine von ihm gemietete Schülersternwarte führte.

Am dritten Verhandlungstage (14. April) fanden vor der allgemeinen Sitzung gleichzeitig mehrere Sectionssitzungen statt. In der philologischen Section (Vorsitzender Prof. Mätzler, Schriftführer Dr. Tschiassny) hielt Prof. Dr. Frank den Vortrag über „Griechische Götterideale im Unterrichte“. Er gab eine gedrängte Entwicklung des griech. Götterideals, wies auf seinen sittlichen und ästhetischen Gehalt hin und verfolgte insbesondere seine Bedeutung im Bildungswesen derjenigen Völker, die von der Cultur der classischen Völker befruchtet wurden. Darin liege auch sein Wert für die Schule. Hier solle jedoch die Behandlung des ästhetischen Ideals nur gelegentlich vorkommen. Zur Beleuchtung des Verfahrens führte der Vortragende aus allen Fächern einige Beispiele vor. Hierauf streifte er auch die Beziehungen zwischen Sitte und Sitt-

lichkeit und knüpfte daran einige Bemerkungen über die Behandlung des Nackten in der Kunst. Eine Debatte knüpfte sich an den zu abstracten Vortrag nicht. Auf Antrag des Landesschulinspectors Dr. Scheindler wird Prof. Dr. Frank für den formvollendeten Vortrag der Dank der Versammlung ausgesprochen.

In der historischen Section (Vorsitzender Prof. Dr. Gratzy, Schriftführer Dr. G. Kraitschek) wurde auf Grundlage des Vortrages von Dir. Dr. G. Juritsch »Die Instructionen zum geographischen Unterrichte im Verhältnis zur bisherigen Methode der Lehrbücher« dieser Gegenstand behandelt. Im Verlaufe der Discussion über den Vortrag stellte Prof. Dr. J. Mayer (Linz) den Antrag, die Versammlung möge den Wunsch aussprechen, dass in der ersten Classe der Mittelschulen der Unterricht in der Geographie nur von geprüften Fachlehrern ertheilt werde. Prof. Frank bekämpft den vom Vortragenden aufgestellten Satz, dass das Lehrbuch den Instructionen angepasst sein müsse, mit dem Hinweis darauf, dass die Instructionen nur ein Wegweiser für den Lehrer seien, keineswegs aber eine allgemein bindende Norm. Auch scheine ihm, dass auf die Terrainkunde zu viel Zeit verwendet werde, so dass für die menschliche Thätigkeit, die Culturgeographie usw. nicht genug Zeit übrig bleibe. Prof. Dr. Becker (Oberhollabrunn) tritt dafür ein, dass in den Lehrbüchern die Oro- und Hydrographie verwoben und auch die Topographie nicht als getrennter Theil angehängt werde, sondern Boden, Gewässer und Ortschaften in ihrem natürlichen Zusammenhange den Schülern vorgeführt werden. Topographie und Statistik würden dann nur als zusammenfassende Wiederholungen erscheinen. Prof. Klar betrachtet als Hauptaufgabe der ersten Classe das Vertrautwerden des Schülers mit der Terraindarstellung der Karte. Er bezeichnet es als wünschenswert für Schüler und Lehrer, dass jemand eine Terrainlehre für diese Stufe schreibe. Prof. Schauer (Linz) schließt sich bezüglich der Terrainlehre Dr. Becker an und spricht die Ansicht aus, dass die historischen Abschnitte nicht in das geographische Lehrbuch gehören. Auf Grund der Debatte gelangten folgende zwei Resolutionen zur Annahme: 1. In der ersten Classe soll stets ein geprüfter Fachlehrer den Unterricht in der Geographie ertheilen. 2. Es ist darauf hinzuwirken, dass eine Terrainlehre für die Unterstufe erscheine.

In der naturhistorischen Section (Vorsitzender Schulrath Dr. H. Schwippel, Schriftführer Prof. Günter) referiert Dr. V. Nietsch (Graz) »Über einen inductiven Lehrgang aus Geologie«. Der Vortragende bemerkt, dass es sich hiebei zunächst um die Realschule handle, an welcher dem Gegenstande ein Semester eingeräumt sei und die Möglichkeit vorliege, den naturhistorischen Unterricht in einem Gesammtbilde des ganzen Naturlebens abzuschließen. Die Ansicht dürfte wohl nicht auf Widerspruch stoßen, dass auch der geologische Unterricht von Objecten und Erscheinungen auszugehen habe, welche der Umgebung der Schüler angehören, nicht aber von fertigen Lehrmeinungen und Gebilden fremder Länder oder gar Welttheile, welche an sich vielleicht großartiger, den Schülern jedoch bloß durch Bilder und Schilderungen nahegebracht werden

können und darum immer unklar bleiben. Referent versetzt seinen Unterricht sofort in medias res. Er beginnt mit einer oro-hydrographischen Skizze der Monarchie, welche ihn auf die drei geologischen Provinzen führt: alpine, karpathische und hercynische. Er macht auf die verschiedene Natur der Gebirge (Massen- und Kettengebirge), auf die Tiefländer und die einzelnen Bruchspalten und Senkungsfelder aufmerksam. Sofort wird die Frage nach dem Zusammenhange zwischen der stofflichen Zusammensetzung und der Entstehungsweise der Gebilde der Erdoberfläche gestellt, wodurch das Interesse erregt und der Unterschied zwischen Geologie und Geographie markiert wird. Dann wird die Grazer Bucht speciell behandelt, der Gebirgsrahmen der Glein- und Koralpe, des Bechers und der Teichalpe, sowie die Untertheilung des Binnenraumes und die Natur der Fluss- und Bachläufe erörtert. Dann folgt die Vorführung der Granite und Gneiße der Umgebung, der Vergleich beider: krystallinisches Massen- und Schiefergestein. Azoische Formation. Nun wird das Grazer Paläozoicum erörtert; hier wird zunächst auf die Kenntnis der Thierwelt (Corallen, Crinoiden, Brachiopoden, Trilobiten, Cephalopoden) und ihren Antheil am Aufbau des Gebirges eingegangen mit Bezug auf die recenten Corallenriffe. Genesis des organogenen und sedimentierten Kalkes. Schieferbildung. Entstehung des Diabas- und Melephirtuffes. Dynamische Erscheinungen: Lurlochhöhle gebildet durch den Semriacher Bach; Auswaschungsbecken; Göstinger Bach: retrograde Erosion mit Durchnagung eines Gebirgsrückens; Bärenschütz: Wasserfälle und Cañonbildung usw. Erosionsthätigkeit überhaupt. Abhängigkeit der Gebirgsconturen von der Härte des Materials: Kalk und Schiefer. Erzführung der Grenzphyllite und des Semriacher Schiefers bei Feistritz usw. Methode der geologischen Altersbestimmung und relativer Sinn derselben. Streichen und Fallen, Anwendung des Compasses. Zur Erläuterung des Carbons werden die Reviere der Sudetenländer benützt. Die Dyas wird an den schon aus der Mineralogie bekannten Mansfelder Schiefern und dem Salzlager von Staßfurt erklärt. Beispiele der alpinen Trias bieten die Ennsthaler Alpen, dann der Dachstein, Hochschwab, die Karawanken usw. Auch die Juraformation muss, da sie in der Nähe fehlt, durch fremdes Vorkommen illustriert werden. Als Kreidebildung haben wir die Gosau des Kainachthales, deren Mergel in Grahosin zu Cement verarbeitet wird. Ein reiches Material bietet dann wieder das Tertiär. Zunächst die Braunkohlenreviere mit ihrer reichen Fauna und Flora, die aus Congerienlehm und Belvedereschotter zusammengesetzten lieblichen Hügelketten und Thäler im Osten von Graz, die Trachyte und Basalte von Gleichenberg als Zeugen einstiger vulcanischer Thätigkeit; die zahlreichen steirischen Thermen führen auf die Erscheinungen der Geysire, Mosetten, auf Vulcane und Erdbeben, und den Schluss bildet die Erörterung der Gebirgsbildung. Als Zeugnisse des Quartärs haben wir beiderseits der Mur je fünf Flussterrassen, welche zum Theile in stark ansteigenden Straßen der Stadt selbst angehören; dann zahlreiche Funde von Thierresten (Höhlenbär, Renthier, Murmelthier usw.). Auf diese Darstellung der Formationen folgen zusammenfassende Wiederholungen der Petro-

graphie, Paläontologie, Dynamik und Tektonik und endlich die Kant-Laplace'sche Theorie. So glaubt Referent seinen Unterricht möglichst auf den Schülern schon Bekanntes zu stützen und durch diese Hilfen sie zum geologischen Erfassen der Natur vorbereitet zu haben. Der Vortrag, welcher durch selbstgefertigte Karten und Profile illustriert wurde, fand beifällige Aufnahme. Eine Debatte konnte jedoch wegen Zeitmangels nicht stattfinden.

Um ³/₄9 Uhr begann unter der Leitung des Vorsitzenden-Stellvertreters Dir. Swida die dritte Vollversammlung, deren Tagesordnung der äußerst interessante Vortrag des Prof. Dr. Pitsch „Über die Principien der Mechanik nach Heinrich Hertz“ (vgl. Österr. Mittelschule, Jahrgang 1897) und die Frage der „Dienstpragmatik für Mittelschullehrer“ bildete. Über letztere erstattete Prof. Schwaiger auf Grund der Verhandlungen in der „Bukowiner Mittelschule“ den Bericht. Er lieferte kein fertiges Elaborat, sondern gab in sieben Hauptstücken (Von den Erfordernissen der Anstellung. Von der Besetzung der Dienstplätze. Von den Amtspflichten und Amtsverrichtungen der Lehrpersonen. Von dem Wirkungskreise des Landesschulrathes in Bezug auf Mittelschulen, des Landesschulinspectors und der Lehrerconferenz. Von den Rechten der Lehrpersonen. Von der Pensionierung der Lehrpersonen. Von der Ausübung der Disciplinargewalt über Lehrpersonen) eine Übersicht dessen, was eine solche Dienstpragmatik enthalten solle, führte betreffs einzelner Punkte besondere Wünsche an und legte der Versammlung folgenden Antrag vor: „Es möge das vorgelegte Elaborat nebst den vom Mittelschultage gegebenen Directiven zur Grundlage einer in den Hauptpunkten vollständig ausgearbeiteten Dienstpragmatik gemacht und mit der Ausarbeitung eine vom Mittelschultage zu wählende Commission betraut werden, die bis zum nächsten Jahre ein fertiges Elaborat geeigneten Ortes vorzulegen hat.“ Correferent Prof. Daurer verlas nach einigen Bemerkungen über die Genesis der Versammlung den „Entwurf einer Dienstpragmatik für das Lehrpersonal der k. k. österr. Gymnasien und Realschulen“, der gedruckt an die Mitglieder vertheilt wurde. Dieser Entwurf zerfällt in sechs Hauptstücke mit 51 Paragraphen. Das erste Hauptstück handelt von den Erfordernissen zur Anstellung an Staatsgymnasien und Staatsrealschulen, das zweite von der Besetzung der Dienstplätze; das dritte umfasst die Amtspflichten und Amtsverrichtungen; das vierte führt die Aufschrift: Von der Urlaubsertheilung; das fünfte enthält in 19 Paragraphen besondere Bestimmungen für die geprüften Supplenten und das sechste macht Andeutungen über die Ausübung der Disciplinargewalt über Lehrpersonen. Prof. Daurer knüpft an sein Referat folgenden Antrag: „Es ist ein vom VI. deutsch-österr. Mittelschultage gewähltes Comité mit der Aufgabe zu betrauen, auf Grundlage der in der heutigen Versammlung erstatteten Referate und unter thunlichster Berücksichtigung aller aus der heutigen Debatte sich ergebenden Anregungen und Winke eine Dienstpragmatik auszuarbeiten, darauf in dem Vereinsorgane „Österr. Mittelschule“ zu publicieren und nach erzieltem Einverständnisse der sechs deutschen Mittelschulvereine

in Wien, Prag, Linz und Czernowitz der hohen Regierung mit der Bitte zu unterbreiten, dieselbe möge den Entwurf als Gesetzvorlage im hohen Hause der Abgeordneten einbringen.“ Die beiden Referate gaben Anlass zu einer langwierigen Debatte. Wenn auch von mehreren Seiten in mancher Bestimmung des Entwurfes ein Fortschritt constatiert wurde, in seiner Gesammtheit wurde er allgemein als verbesserungsbedürftig bezeichnet. Insbesondere hob man hervor, dass das Elaborat sich zu sehr ins Detail verliere, dass vieles davon in schon bestehenden Gesetzen enthalten sei, anderes in ein solches Gesetz überhaupt nicht gehöre. Auch wurde von mehreren Seiten dem Verordnungswege vor dem Gesetze der Vorzug gegeben und dieser der Commission empfohlen. Von einer Seite wurde die Nothwendigkeit einer Disciplinarcommission betont, von anderer verlangt, dass in das Comité außer den in den Vereinen vertretenen Lehrern Vertreter auch solcher Anstalten Aufnahme finden, die Vereinen nicht angehören; es solle der Entwurf im Auftrage des Mittelschultages an die Lehrkörper sämmtlicher Anstalten, auch solcher mit slavischer oder italienischer Unterrichtssprache, mit der Einladung versendet werden, hierüber eingehende Berathung zu pflegen, um der einzusetzenden Commission das nöthige Material zu bieten. Den Kernpunkt der Discussion bildete der §. 7, der dem Petenten das Recht der Einsichtnahme in die Qualificationstabelle vindiciert. Dabei zeigte es sich, dass die anwesenden Landesschulinspectoren und Directoren sich für die offenen Qualificationslisten erklärten. Nach dem Schlussworte des Referenten wurden die ziemlich gleichlautenden Anträge angenommen, jedoch mit der Beschränkung auf Professoren der Gymnasien und der Realschulen. Über die Frage der Commission entspann sich eine kurze Debatte. Es wurde der Beschluss gefasst, dass außer den Referenten Schwaiger und Daurer die Vorstände sämmtlicher Mittelschulvereine Österreichs in das Comité aufzunehmen seien, welches dann im Wege der Cooptierung andere Gruppen und Corporationen heranziehen könne.

Von der Verlesung der Sectionsbeschlüsse wird Umgang genommen; sie werden in der von den Schriftführern vorgelegten Fassung verificiert.

Was die Bestimmung von Zeit und Ort des nächsten Mittelschultages anlangt, wurde vom Geschäftsführer Stellvertreter Prof. Dr. Maiß im Namen des vorbereitenden Ausschusses eine dreijährige Pause empfohlen, also die Abhaltung des VII. deutsch-österr. Mittelschultages für das Jahr 1900 vorgeschlagen und zwar wie diesmal am Montag, Dienstag und Mittwoch. Als Ort wird Wien vorgeschlagen. Prof. Schwaiger stellt einen Antrag, den nächsten Mittelschultag schon nach zwei Jahren zu halten; sonst erkalte das Interesse für die Sache. Prof. Maiß schließt sich ohneweiters an; es sei sehr erfreulich, wenn man sehe, dass der Mittelschultag so vielem Interesse begegne. Demnach fand der Ausschussantrag keine Vertretung. Bei der Abstimmung wird Schwaigers Antrag angenommen. Zum Geschäftsführer wird Prof. Hoppe, zum Stellvertreter Prof. Maiß gewählt. Außerdem werden folgende Herren in die Commission gewählt: Dir. Dr. Reißenberger (Bielitz), Dir. Horak (Brünn), Dir. Faustmann und Prof. Pollaschek (Czernowitz), Dir. Steinwenter,

Prof. Martinak und Prof. Standfest (Graz), Prof. Wallner (Laibach), Proff. Barta und Gartner (Linz), Dir. Stitz (Pola), Dir. Hackspiel und Prof. Spengler (Prag), Dir. Schimek (Smichow), Dir. Swida (Triest), die Directoren Klekler, Lampel, Slameczka, Waniek, Ziwsa und die Proff. Ginzel, Huber, Knobloch, Kraitschek, Noë, Schlegl, Wotke, Zycha in Wien. Auf Antrag des Landesschulinspectors Dr. Langhans wird dem Präsidium der Dank der Versammlung für die erfolgreiche Führung des Mittelschultages votiert. Nachdem der Vorsitzende Dir. Lamberger der hohen Unterrichtsverwaltung, den Universitätsprofessoren, den Geschäftsführern und dem Hausherrn Dir. Slameczka den Dank ausgesprochen hatte, forderte er zum Schlusse die Versammlung auf, ein Hoch auszubringen auf Se. Majestät den Kaiser von Österreich Franz Joseph I. Die Versammlung, welche sich erhob, brachte ein dreimaliges begeistertes Hoch aus. Damit wurde um $^3/_4$1 Uhr der VI. deutsch-österreichische Mittelschultag geschlossen.

Am Nachmittag um $^1/_2$3 Uhr besuchten etwa 30 Theilnehmer unter Führung des Prof. Daurer das k. k. Hofoperntheater. Ein anderer Theil folgte der Führung des Prof. Maiß in die Mustersammlungen physikalischer und chemischer Lehrmittel der Firma Lenoir und Forster. Um 4 Uhr versammelten sich Mittelschullehrer in größerer Zahl in der k. k. Telephoncentrale, um die interessanten Anlagen zu besichtigen. Von dort begab sich die Gesellschaft in die Centrale der Elektricitätsgesellschaft (II., Obere Donaustr. 22). Den Schluss bildete die Besichtigung eines Motorwagens der elektrischen Tramway in den Prater-Remisen. Dienstag hatten einige Theilnehmer des Mittelschultages die Urania-Vorstellung im Deutschen Volkstheater besucht, wo »Ein Ausflug nach dem Monde« gegeben wurde. Andere Mitglieder hatten die Jahresausstellung im Künstlerhause aufgesucht, deren Besuch für die Mitglieder des Mittelschultages unentgeltlich war.

Überblickt man die Leistungen auf pädagogisch-didaktischem Gebiete, die Vorschläge zu neuer Organisation, so kann man, ohne den Vorwurf der Unbescheidenheit fürchten zu müssen, sagen: die Theilnehmer können mit Befriedigung auf den VI. deutsch-österreichischen Mittelschultag zurückblicken. Sie brachten und nahmen manche treffliche Anregung mit, die nunmehr mit Nutzen für den Unterricht verwertet werden kann. Durch den Erfolg gereizt, erwarten sie, auf neuen Fortschritt sinnend, mit Ungeduld den nächsten Mittelschultag. Und darin liegt, ganz abgesehen von den Resultaten für die Schule und für den Stand, der Hauptwert der Mittelschultage, dass sie der wirksamste Schutz sind gegen Stillstand und Verflachung, und sie verdienen darum die Beachtung, die ihnen von maßgebender Stelle geschenkt, und die Förderung, die ihnen zutheil wird.

Wien. Jos. Zycha.

Die neuesten Forschungen über das klassische Altertum, insbesondere das klassische Griechenland. Von Professor Schmeding-Duisburg. Osterwieck am Harz, Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt 1897.

Endlich ist es gelungen, die Menschheit von dem Banne des Hellenismus zu erlösen, der seit Jahrhunderten auf ihr lastete. Durch volle 56 Seiten hindurch werden wir belehrt, dass die ganze Größe des Hellenenthums, von der die Philologen, Historiker und Dichter faselten, ein eitles Truggebilde gewesen und dass seit Jahrhunderten in völliger Kritiklosigkeit einer dem andern das Märchen von der Schönheit und Harmonie des Griechenthums nachgebetet habe, bis endlich Prof. Julius Schwarcz in seinem Werke »Die Demokratie von Athen« (Leipzig, Friedr. 1896) der angeblichen *Ἀφροδίτη Οὐρανία* den Schleier vom Antlitz riss und die *Πάνδημος* in ihrer schamlosen Nacktheit zeigte. — Schmeding will vor allem als Herold Schwarczens gelten und rührt gewaltig die Trommel zu Ehren seines Herrn und Meisters, doch hat er auch aus Eigenem manches hinzugefügt und scheint, wie wir weiter unten sehen werden, auch ein phänomenaler Stilist zu sein, so dass man eigentlich auch das Schwarczische Werk zur Hand haben sollte, was dem Ref. leider nicht vergönnt ist.

Der Grundton, auf den Schmedings Ausführungen gestimmt sind, ist folgender: In socialer, moralischer und politischer Hinsicht gab es kaum ein zweites Volk, das so verlottert und verkommen gewesen wäre, wie die alten Griechen. Schwindel, Raub, Mord, Unzucht u. dgl. sind Worte, die uns auf jeder Seite der Broschüre begegnen. Und damit man ja nicht glaube, Schmeding huldige noch der altmodischen Anschauung früherer Historiker, eine Zeit nur aus sich selbst begreifen und erklären zu wollen, werden die neuesten Zustände Griechenlands zur Parallele herangezogen und aus diesen ein Rückschluss auf das Alterthum gezogen! Wir meinen, dass Fallmerayer, der berühmte Fragmentist, der wahrlich auf die Neugriechen nicht gut zu sprechen war und sie gänzlich zu Slaven und Türken machen wollte, sich noch im Grabe umdrehte, wenn ihm derartige Geschichtsverrenkungen und Escamotagen zu Ohren kämen. Höchst seltsam erscheint daher die Anmerkung auf S. 19: »Bismarcks Verehrer haben lange von ihrem Meister gelernt, dass Politik und Staatskunst sehr ernste Dinge sind, die man weder am Biertische noch in der Gelehrtenstube lernt, dass also bei Urtheilen über Politik große Vorsicht nöthig.« Allerdings eine Wahrheit, welche die Spatzen von allen Dächern pfeifen!

Vor allem entdeckt Schmeding im Griechenvolke sowohl im heroischen als im classischen Zeitalter einen unbändigen Hang zur Grausamkeit und findet es auffallend, dass dies im geschichtlichen Unterrichte verschwiegen werde (S. 22). Die Belege, die er anführt, sind jedoch derartig, dass sie zumeist im geschichtlichen Unterrichte nicht vorkommen können, da es unmöglich ist, alle Einzelheiten und Episoden, wie sie in den verschiedenen Kriegen vorkamen, zu besprechen. Ferner wollen wir gleich hier bemerken, dass mit derartiger Gruppierung von

Thatsachen aus einer längeren Zeitreihe alles und nichts bewiesen werden kann. Grausamkeit im Kriege kommt zu allen Zeiten vor, und wollte man die deutsche Geschichte daraufhin in ähnlicher Weise durchstöbern, so fände man ebensoviele »Beweise für den Hang zur Grausamkeit«, von dem Verfahren der Germanen im Teutoburger Walde gegen gefangene Römer und der Hinschlachtung einiger Tausende von Sachsen durch Karl d. Gr. bis auf die Mord- und Brandscenen in Bazeilles anno 1870.

Besonders entsetzt sich Schmeding-Schwarcz über die Greuelscenen, welche im pelop. Kriege auf Kerkyra vorkamen, als daselbst Demokraten und Aristokraten sich befehdeten. Solche Dinge geschahen natürlich nur in Hellas! »Natürlich thun sich diese [die Aristokraten], wie es Griechenart ist(!), zusammen, dringen in den Rathsaal und Peithias wird ermordet.« An die Greuel der Hugenottenkriege und das Schreckensregiment der französischen Republikaner (1793 u. 1794) und Communisten (1871) darf man beileibe nicht denken; das sind harmlose Dinge im Vergleiche mit den griechischen atrocities. Schmeding spricht zwar (S. 22) von diesen Thatsachen der neueren Geschichte, meint jedoch, man solle auch aus der alten Geschichte derartiges den Schülern vermitteln. Wollte man dies thun, so müsste die Stundenzahl für alte Geschichte verdoppelt werden, da es doch andere, vielleicht wichtigere Details gibt, von denen die Schüler am Gymnasium nichts erfahren. Mit Ingrimm fällt er über Themistokles, Pausanias, Alkibiades her und stellt sie als den Ausbund aller Schlechtigkeit hin. Niemandem wird es einfallen, das verrätherische Gebaren der genannten Staatsmänner und Feldherren beschönigen zu wollen, doch sind dieselben geradezu Typen für den Erfahrungssatz, dass die Politik den Charakter verderbe und dass die reichsten Geistesgaben mit moralischem Defecte verbunden sein können. Glaubt Schmeding etwa gar, dass durch die von ihm angeführten, übrigens jedem Tertianer aus Cornelius Nepos bekannten Facten ein verderblicher Einfluss auf jugendliche Gemüther ausgeübt werden könne? Auch an manchen anderen Stellen werden Geschichten, die schon in Welters Weltgeschichte stehen, mit Posaunenton urbi et orbi verkündet. So auf S. 29, Anm. Dort heißt es: »Da aber Aristides' Geschick vielleicht nicht jedem bekannt ist, setze ich es nach Plutarch Arist. 7 wörtlich hieher.« Und nun folgt die Anekdote mit dem Bauer, dem Aristides auf dessen Verlangen seinen eigenen Namen auf die Scherbe schrieb!! Näher lag es freilich, auf Cornel. Nep. Aristid. 1 zu verweisen, doch »Plutarch« hat einen besseren Klang, und Schmeding versichert uns auf S. 5, er habe einen großen Theil der bezüglichen Geschichtsquellen, Dramatiker und Historiker, Schul- und Quellenschriftsteller, Thukydides, Plutarch, Herodot, Aristophanes, Stacke, Weber, Hertzberg usw. aufs neue durchgearbeitet.[1])

Ebenso schief wie die Beurtheilung einzelner Männer ist auch die Darstellung der häuslichen, religiösen und politischen Verhältnisse im

---

[1]) Man beachte die originelle Reihenfolge der angeführten Schriftsteller.

allgemeinen. Von den Frauen der perikleischen Zeit sagt Schmeding äußerst geschmackvoll (S. 25): »Die Frauen und Töchter des athen. Staatslebens(!) sind noch immer dieselben Mast- und Brutthiere des Hauses wie zuvor« (d. h. vor den Perserkriegen). Auf S. 26 wundert er sich darüber, dass es in Athen für den Elementarunterricht nur Privatlehrer und Privatschulen gegeben habe. Sollte es dem Verf. nicht bekannt sein, dass bis vor kurzer Zeit ähnliche Verhältnisse — nicht auf den Freundschaftsinseln, die er aus einem andern Anlasse auf S. 26 citiert, sondern in — England geherrscht haben? Geradezu komisch wirkt es, wenn es weiter heißt: »Natürlich waren die Lehrer nicht geprüft« (risum teneatis amici!). In »trostloser Unwissenheit« vegetierten die Griechen dahin und die einflussreichen Körperschaften bestanden »aus Existenzen, von denen über die Hälfte nicht einmal lesen konnte«. Wir sind keineswegs abgeneigt zuzugestehen, dass es eine schöne Sache ist, wenn man lesen und schreiben kann, glauben indes, dass bei der Öffentlichkeit der Verhandlungen und dem mündlichen Verfahren die politische Reife und die Schärfe des Verstandes und Urtheiles dadurch nicht sonderlich beeinträchtigt wurden. Demosthenes wenigstens macht den Athenern wiederholt das Compliment, dass sie eine rasche Auffassung und politisches Verständnis besäßen, und der attische Redner, der der oppositionellen Minorität angehörte, dürfte wohl ein unverdächtiger Zeuge sein. Und sollte heute das allgemeine Wahlrecht proclamiert werden, glauben Sie nicht, Herr Schmeding, dass auch dann, sagen wir im 20. Jahrhunderte, in dem einen oder andern Vertretungskörper ein Analphabet erscheinen könnte?

Die ganze Religion der Griechen erklärt Schmeding als Schwindel und Aberglaube, Volksverdummung u. dgl. Von einem Unterschiede der einzelnen Zeiten ist keine Rede, von einem Versuche, die religiösen Anschauungen aus ihrer Zeit zu erklären, keine Spur. Eine charakteristische Stilprobe möge folgen. S. 31: »Der Feldherr Nikias setzt in Syrakus eine Nacht zur Abfahrt an. Eine Mondfinsternis sieht er für ein Götterzeichen an und schiebt sie (?) auf.« Sympathie hat der Verf. nur für die »Freidenker«, wie Anaxagoras und Diagoras, während Plato und Aristoteles ungenannt bleiben. Ob die Griechen überhaupt in Philosophie etwas geleistet haben, darüber erfährt man nichts. Schmeding scheint es zu verneinen und mit ihm Schwarcz, denn aus letzterem führt er (S. 9) den Satz an: »Athens Größe besteht einzig und allein in dem seltenen Sinn seiner Bewohner für Plastik, Baukunst, Epik, Dramatik, Beredsamkeit und in der Schöpfung einzelner Einrichtungen.«

Zum Schlusse wollen wir noch auf einige störende Kleinigkeiten hinweisen. S. 20 wird der Schatten des Schiller'schen Karl Mohr (sic!) citiert; S. 21 ist von einem Zuge nach Sykelien (sic!) die Rede; S. 34 wird auf das Reallexikon von Lübke (sic!) verwiesen und somit der verstorbene Kunsthistoriker zum classischen Philologen gemacht.

Im Vorstehenden wollten wir eine kleine Blütenlese geben. Wir überlassen es der berufenen Feder eines Historikers, dass sie sich mit

Schwarcz und seinem Satelliten Schmeding des weiteren auseinandersetze. Est modus in rebus, sunt certi denique fines.

Nikolsburg. Hermann Schickinger.

Dr. Alex. Wernicke, Cultur und Schule. Präliminarien zu einem Schulfrieden. Osterwieck/Harz 1896. VII—XVI. 250 SS.

„Die Aufgabe der vorstehenden Abhandlung bestand im wesentlichen darin, die Principien der Preußischen Neuordnung vom 1. April 1892 auf inductiv-deductivem Wege festzustellen und diesen Principien gemäß eine schultechnische Ausführung zu geben.“

Mit diesen Worten beginnt der Verf. die „Schlussbetrachtungen“ seiner Erörterungen, und durch den Titel hat er auf den Weg hingewiesen, auf welchem sie gewonnen werden. Die Schule ist eine Seite der vielverzweigten Cultur, und die Cultur selbst entwickelt sich durch die Völker in der Zeit. Es darf uns daher nicht verwundern, wenn der Abriss des Culturganges des deutschen Volkes die größere Hälfte des Werkes ausfüllt (S. 18—158). Er ist auch mit besonderem Geschick und warmer Begeisterung geschrieben. Die Abschnitte „Über den Marktwert der allgemeinen Bildung von verschiedener Färbung (Berechtigungswesen)“ und „Das Streben nach äußerer Einheit auf dem Gebiete unseres höheren Schulwesens (Reformschulen)“ werfen Seitenblicke auf das praktische Leben und die Forderungen der unmittelbaren Gegenwart, die „schultechnischen Ausführungen“ führen Zweck und Ziel der Bildungsarbeit der Schule zu.

Das Lehrgut, welches die Schule übermittelt, sondert der Verf. in die Dreiheit: Religion, Deutsch und Geschichte. Dies ist das humanistische Kernstück, an welches sich die Flügelstücke, das fremdsprachliche und mathematisch-naturwissenschaftliche Gebiet, zu einer Einheit anzugliedern haben (S. 5, 6, 11, 126). Die höhere Bildung, welche durch das Lehrgut gegeben werden soll, wird überall da vorhanden sein, wo sich diese Elemente auf der Grundlage einer culturgeschichtlichen Einheit zu dem Ganzen einer religiös-ethischen Weltanschauung einen (S. 15, 188). Wenn das „Allgemeine und Nothwendige“, welches den beiden großen Gebieten der Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften zugrunde liegt, auch wirklich als das „Gemeinsame und Verbindende“ empfunden wird — Philosophie, wird schließlich auch die letzte Einheit erreichbar sein, der Versuch, das „Unendliche im Endlichen“ darzustellen — Religion (S. 126, 206). Dabei soll das Recht des Irdischen, dargestellt durch Ehe, Familie und Staat, durch Arbeit und Eigenthum, durch Kunst und Wissenschaft, zur Anerkennung kommen, und in gewissenhafter Erfüllung der irdischen Pflicht nach dem Reiche Gottes zu ringen ist wahres Christenthum. Im Spiegel des eigenen Volksthums bei dessen Werdegang das Ewige zu sehen ist das Ziel der Erziehung (S. 45. 13). Es handelt sich darum, den Geist des Zöglings in anschaulicher, in

formal- und inductiv-logischer und in systematischer Hinsicht zu bilden d. h. ihm ein offenes Auge, einen klaren Blick für das Erfassen des Einzelnen und ein sicheres Gefühl für den Zusammenhang der Dinge anzugewöhnen. Je anschaulicher die Elemente des Wissens ursprünglich dargeboten werden und je künstlicher deren schließliche Anordnung gestaltet wird, umso wertvoller ist der Besitz des Schülers, vorausgesetzt, dass er das Seine gethan hat, ihn wirklich in steter Arbeit zu erwerben (S. 15).

Dass der Verf. den Gegenstand aus dem Vollen und Ganzen nimmt, wird jeder nach den kurz dargelegten Grundsätzen zugeben. Es sei jedoch gestattet, einige Bemerkungen hinzuzufügen. Innerhalb des humanistischen Kernstückes Religion, Deutsch und Geschichte bildet das Deutsche den Ansatz für das ganze Gebilde und hat die führende Rolle. Die Geschichte mag der Führung auch willig folgen. Es dürfte sich jedoch die Nothwendigkeit herausstellen, dass eine Verständigung angebahnt werde zwischen den religiösen Überzeugungen, welche etwa Kant, Schiller und Goethe — und der Verf. legt ihrem Wirken eine besondere Bedeutung bei — vortragen, und der Religion, welche durch die Confessionen in die Schule hineinragt. Paul de Lagarde hat diese Frage an mehreren Stellen seiner Deutschen Schriften berührt. Innerhalb der Flügelstücke, des fremdsprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebietes, hat die fremde Sprache die sprachlich-logische Schulung zu übernehmen. Man muss dazu kommen, Anschauungen und Gedanken aus der eigenen Sprache in die fremde und aus der fremden Sprache in die eigene gewissermaßen hinüberzuschauen und hinüberzudenken (S. 9). Es ist jedoch die sprachlich-logische Schulung im wesentlichen unabhängig von dem gewählten Sprachstoff; wodurch sie erreicht wird, ob durch Griechisch oder Latein, Französisch oder Englisch, ist an und für sich gleichgiltig, wenn sie nur überhaupt erreicht wird (S. 188, 193, 205). Der Literatur der alten Griechen räumt der Verf. wegen ihres Gehaltes einen Vorzug ein, ihn zu heben können auch Übersetzungen herangezogen werden (S. 145). Wohl mag bei der Wahl des fremdsprachlichen Unterrichtes der Glaube an die Ersprießlichkeit und Nothwendigkeit des zu Erlernenden von besonderer Bedeutung sein (S. 224), aber auch der Erwägung dürfen wir uns nicht verschließen, dass es nicht gleichgiltig sein kann, an welchem Mittel, d. h. durch welche fremde Sprache das Sprachbewusstsein gelöst und gestaltet wird. Je folgerichtiger und durchsichtiger das logische Gefüge, je ebenmäßiger der ästhetische Aufbau des Sprachkörpers ist, je frischer die sinnliche Seite der Sprache in Wort und Bild nachwirkt, je tiefer und reicher sie in die Verzweigungen der Gedanken zu folgen imstande ist, als ein umso tauglicheres Werkzeug zu der sprachlich-logischen Schulung wird sie sich bewähren. Die vortreffliche Schrift würde nur gewinnen, wenn die zwei berührten Punkte eine nähere Ausführung erhielten.

Wien. Dr. A. Frank.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Organisation d'une correspondance scolaire internationale.

G. Mieille, Professor am Collège von Draguignan (Departement Var), der schon im Juni vorigen Jahres in der Revue universitaire seine Idee einer internationalen Schülercorrespondenz entwickelt hat, berichtet im Januarheft d. J. abermals über dieses eigenartige Unternehmen. Mehrere seiner Schüler correspondierten mit englischen Altersgenossen, deren Adressen ihm durch Bekannte in England angegeben worden waren. Die Franzosen schrieben den ersten Brief französisch, den zweiten englisch; die Engländer befolgten die umgekehrte Ordnung. Die Correspondenz unterlag insofern der Controle der Schule, als die Briefe an die betreffende Anstalt adressiert und von Zeit und Zeit in der Classe öffentlich gelesen und besprochen wurden. Prof. Mieille rühmt an dieser Schülercorrespondenz, abgesehen von der nützlichen Übung in der fremden Sprache, dass es den jugendlichen Correspondenten Freude gemacht habe, abwechselnd Lehrer und Schüler zu sein, und dass, wenn einmal der Briefaustausch allgemein sei, die jungen Leute Verbreiter ihrer Sprache und ihres Volksthums wären, wodurch die beiden Nationen einander näher gebracht würden.

Mittlerweile hat das geschilderte Unternehmen die Billigung der Behörden und großen Beifall in der Presse gefunden. Mr. Stead, der Herausgeber der weitverbreiteten Review of Reviews, hat sich der Sache warm angenommen, und die Revue universitaire erbietet sich, die Correspondenten miteinander in Beziehung zu setzen. Zu diesem Zwecke werden zwei Kategorien geschaffen, eine, das Alter von 12—16 Jahren umfassend, und eine zweite, von 16 Jahren an aufwärts. Zur letzteren Kategorie gehören auch Lehramtscandidaten und Professoren der betreffenden Sprachen, sowie andere Berufsclassen.

Wie aus der Februarnummer der Revue universitaire hervorgeht, soll nun auch eine französisch-italienische Correspondenz mit Italien und eine französisch-deutsche Correspondenz mit Deutschland und Österreich ins Werk gesetzt werden. Ferner hat sich die durch ihre Feriencurse bekannte Alliance française in Paris dem Unternehmen angeschlossen, und in einer dem Unterzeichneten, wie wahrscheinlich auch anderen Fachlehrern seitens der Revue universitaire zugekommenen Mittheilung heißt es, dass schon Anmeldungen aus Deutschland und Österreich angenommen werden und die Liste der Correspondenten in der genannten Zeitschrift veröffentlicht wird.

So wäre also hier den Schülern, Candidaten und Lehrern des Französischen an unseren Mittelschulen Gelegenheit geboten, sich nicht

nur im Gebrauche dieser Sprache zu üben, sondern auch vielfach sachliche Belehrung über fremde Verhältnisse zu erhalten. Freilich dürften nur die besten unter den Schülern der oberen Classen sich zu dieser Correspondenz eignen. Einem Bedenken in disciplinarer Hinsicht scheint sie bei den oben angegebenen Vorsichtsmaßregeln nicht zu unterliegen. Dagegen ist es wahrscheinlich, dass die Sache, wenn sie richtig eingeleitet wird, nicht ohne Reiz für die Schüler wäre, und dass darin ein neuer Antrieb für eine eifrigere Beschäftigung mit dem Französischen läge. Wie oben erwähnt wurde, können in der Classe der Senioren auch Vertreter eines anderen Faches und Berufes an der Correspondenz theilnehmen. Hiermit ist ohne Zweifel eine beachtenswerte Quelle für directe und nützliche Informationen aller Arten eröffnet.

Wir glauben, dass diese Organisation einer internationalen Schülercorrespondenz auch in Österreich Aufmerksamkeit und Entgegenkommen verdient und wohl eines Versuches wert ist.

Wien. A. Würzner.

Literarische Miscellen.

C. W. E. Miller, The imperfect and the aorist in Greek. Reprinted from the American Journal of Philology, Vol. XVI, Nr. 2, 139—185.

Die Aufschrift vorliegender Abhandlung ist irreführend:[1] es handelt sich dem Verf. nicht bloß um eine Untersuchung der Eigenart des griechischen Aorists und Imperfects, sondern vor allem um die Prüfung der Grundlagen und Resultate einer Arbeit, die vor wenigen Jahren an die Öffentlichkeit gebracht und bei deutschen Philologen mit Sympathie (Miller spricht von Begeisterung) aufgenommen wurde. 'Die erzählenden Zeitformen bei Polybius. Ein Beitrag zur Syntax der gemeingriechischen Sprache' betitelt sich der Aufsatz von Friedrich Hultsch (in den Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Band XIII, Nr. I S. 1—120, und IV S. 347—468; Band XIV, Nr. I S. 1—100), zu dem Miller Stellung nimmt. Nach Millers eigener Angabe enthält vorliegende Schrift im Grunde nur eine eingehende Recension der Hultsch'schen Abhandlung: er will zunächst eine vollständige Kritik ihrer theoretischen Partien bieten, weiterhin aber auch eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Thatsachen der Polybianischen Tempus-Syntax auf Grund der von ihm kritisch beleuchteten Arbeit. Millers Kritik ist angelegt wie die Abhandlung von Hultsch: beide zerfallen in 32 Capitel. Von hervorragendem Interesse ist der Eingang bei M., wo der Verf. überhaupt mit der Lehre vom Gebrauche der Tempora, wie sie von Kühner, Krüger, Curtius, Koch u. a. vorgetragen wird, streng ins Gericht geht. Auch im übrigen verhält sich M. nicht einfach referierend, doch ist die Polemik im Texte nur eine versteckte, Auseinandersetzungen mit Hultsch sind in die Fußnoten verwiesen. Miller arbeitet auf Grund eigener Sammlungen und selbständiger Beobachtungen, so dass er in der Lage ist, die Ausführungen von Hultsch fortwährend zu verbessern oder zu erweitern und dessen statistische Angaben richtig zu stellen. Das Facit von Millers Betrachtung ist ungefähr Folgendes: Insofern die nächste und wichtigste Aufgabe der wissenschaftlichen Syntax darin besteht, die Thatsachen des Sprachgebrauches möglichst genau und vollständig zu sammeln, ist die

---

[1]) Offenbar will damit der Verf. darauf hinweisen, dass er hier in der Form einer Kritik die Resultate eigener Forschung niedergelegt hat.

zeigt zugleich, wie sehr Fischer im Unrechte war, als er in der Lemberger Monatsschrift „Muzeum“ 1894, S. 717 ff. über die in den Jahren 1884—1893 von Krafft und Ranke veröffentlichten Präparationen zu einigen griechischen und lateinischen Schulschriftstellern den Stab brach.

Eine Präparation zum I., II., XXI. und XXII. Buche des Livius von denselben Verff. ist laut Ankündigung auf dem Umschlage des Präparationsheftes zur Ilias in Aussicht gestellt und soll am Ende des laufenden Schuljahres erscheinen. Möge sie glücklicher sein als ihre Vorgängerin!

Kolomea. Z. Dembitzer.

Χαριστήρια. Moskau 1896. gr. 8°, 550 SS.

Ein schön ausgestatteter Band, dem Professor an der Universität Moskau, Theodor Korsch, von seinen Freunden, Collegen und Schülern am 21. September 1896, an welchem Tage er das 30. Jahr seiner Lehrthätigkeit vollendete, dargebracht. Er umfasst 31 Abhandlungen, welche meistens in russischer Sprache geschrieben sind. Wir zählen sie hier auf: 1. J. V. Netušil, Zur Morphologie und Semasiologie der lateinischen Infinitive S. 1—16, 2. G. E. Senger, Kritische Bemerkungen zu Valerius Flaccus und Statius 17—57, 3. E. R. von Stern, Solon und die Eintheilung des attischen Bürgerthums in die Vermögensclassen 59—99, 4. Th. Ph. Zielinski, Das Gesetz der chronologischen Incompatibilität und die Composition der Ilias 101—121, 5. G. K. Uljanow, Die griechischen Nominative Sing. auf *α* in den Wörtern gen. masc. 123—147, 6. A. A. Šachmotov, Über gemeinsame Erscheinungen in der griechischen und slavischen Accentuation 149—160, 7. F. A. Solmsen, Griechisch *αἴνω* und seine Verwandten 161—174 (dieser Aufsatz in deutscher Sprache), 8. N. J. Novosadskij, Observationes criticae in hymnos Orphicos 175—183, 9. J. A. Kalakovskij, Zur Frage über den Namen der Stadt Kertsch 185—201, 10. D. J. Ousjaniko-Kulikovskij, Aus syntaktischen Beobachtungen. Zur Frage des Gebrauchs des Indicativs im Vedischen Sanskrit 203—222, 11. S. S. Stuckij, Die Zahl der attischen Buleuten nach dem Projecte des Jahres 411 (*Ἀριστ. Ἀθην. πολιτ.* 29—30) 223—224, 12. M. J. Mandes, Die Überlieferung über den lelantischen Feldzug 231—248, 14. S. J. Sobolevski, Kritische und exegetische Bemerkungen zum VI. Buche des Thukydides 249—274, 14. O. J. Broch, Russisch tĭma — dńa, Polnisch ćma — dnia 275—281, 15. A. A. Gruška. De nuntii etymo commentatio altera 283—297, 16. Fürst S. N. Trubeckoi, Neue Theorie über die Entstehung religiöser Begriffe 299—332, 17. G. Th. Scholz, Die rhythmische Bedeutung des Dochmius 333—340, 18. R. J. Šerel, Griechisch-römische Heraldik 341—348, 19. M. M. Pokrovskij, Zur Frage über die Wörter, welche Zeit bedeuten 349—360, 20. S. V. Roždestvensky, *Εἰς τὸ Δημητρίου τοῦ Φαληρέως καλούμενον βιβλίον περὶ ἑρμηνείας συμβολαί* 361—370, 21. J. A. Denisov, Anmerkungen zu Äschylos 371—380, 22. S. A. Mourko, Einige Curiosa der englischen Übersetzung der Reise des antiochenischen Patriarchen Macarius nach Russland um die Mitte des XVII. Jahrhunderts 381—389, 23. L. V. Mseriantz, Zur Erklärung der Inschriften von Wan 391—399, 24. A. N. Švarc, Aus Beobachtungen über die Politik des Aristoteles 401—418, 25. M. S. Nikolskij, Iākhin und Bŏ'az (I Reg. 7, 21) 419—432, 26. M. O. Attaj, Etymologische Erklärung der arabischen Wörter, die auf ab (al, ib, ul) auslauten 433—443, 27. P. A. Lavtov, Von wem und wann wurde das erste bulgarische Märchen gedruckt? 445—446, 28. Ph. Th. Fortunatov, Indoeuropäische Liquida in der altindischen Sprache 457—490, 29. V. A. Scheffer, Casa dei Vettii 491—510, 30. V. K. Porzeriński, Einige Daten zur Charakteristik der Sprache des litauischen Schriftstellers N. Dankschas 511—539

31. A. V. Adolf, Zur Erklärung Virgils und Ovids (Virg. Aen. I 52—63, Ovid. Metam. VI 224—266) 541—550. Wie man sieht, ein ungemein reicher Inhalt. Nicht bloß die classische Philologie und Archäologie ist hier reich vertreten, sondern es ist neben dem Slavischen das Altindische, Litauische, Armenische, Arabische herangezogen und auch die Bibelforschung, die allgemeine Sprachforschung und Anthropologie berücksichtigt. Es zeugt dies von der Forschungslust, die auf den verschiedensten Gebieten sich rege bethätigt. Zugleich ist es aber auch ein ehrendes Zeugnis für den Gefeierten, der, wie aus diesen Aufsätzen erhellt, in weiten Kreisen anregend zu wirken verstand und einen Samen ausgestreut hat, der nicht bloß schon jetzt reiche Früchte trägt, sondern auch in Zukunft neue zeugen wird. Eine Würdigung der einzelnen Aufsätze wird man bei dem beschränkten Raume, über den unsere Zeitschrift verfügt, nicht erwarten.

C. H. Vosen, Kurze Anleitung zum Erlernen der hebräischen Sprache für Gymnasien und für das Privatstudium. Neu bearbeitet und herausgegeben von Dr. Fr. Kaulen. 17. Aufl. Freiburg i. B., Herder 1895. Preis 1 Mk. 30 Pf.

Das bekannte Elementarbuch, das wohl das verbreitetste Schulbuch an Deutschlands Gymnasien für den ersten Unterricht im Hebräischen ist, erscheint hiermit nach dem Tode des Verf.s in neuer Bearbeitung, die sich jedoch von den letzten Auflagen nur durch die Einfügung eines neuen Abschnittes unterscheidet, der eine Beispielsammlung zur Einübung der grammatischen Formen bringt. Vielleicht entschließt sich der Bearbeiter demnächst noch zu einer weiteren Zugabe, die in deutschen Beispielen zum Übersetzen ins Hebräische bestehen könnte, da das Büchlein doch hauptsächlich zum Unterrichte unter Anleitung eines Lehrers dienen soll. Ref. hat selbst die ersten Schritte im Hebräischen mit Hilfe der 11. Auflage (1871) gemacht, kann aber nicht alle seither vorgenommenen Änderungen gutheißen. Um nur einen Punkt hervorzuheben, so scheint ihm gleich bei der Alphabetstafel die jetzt angegebene Doppelaussprache der Mediae vom pädagogischen Standpunkte deshalb bedenklich, weil der Schüler dadurch zu dem Glauben verleitet wird, als ob die betreffenden Buchstaben überhaupt, ohne weitere Bezeichnung, zwei Lautwerte hätten, von denen der eine noch dazu auf wenig glückliche Weise durch ein nebengesetztes *h* dargestellt wird. Auch für die Wiedergabe des Qof durch *k* und *q* kann er sich aus demselben Grunde nicht erwärmen. Doch das sind Kleinigkeiten, über die ein verständiger Lehrer die Schüler bald ins Klare bringen wird, und die der sonst sehr präcisen Darstellung des Werkchens keinen Abbruch thun.

K. Ludwig, Die Schulregeln der hebräischen Grammatik nach den Ergebnissen der neueren Sprachwissenschaft zum Memorieren und Repetieren. Gießen, Ricker 1895. 77 SS.

Der Verf. sagt, dass er sein Büchlein aus dem Grunde verfasst habe, weil ihm die vorhandenen Schulgrammatiken 'entweder die Bedürfnisse des Unterrichtes oder die sprachwissenschaftlichen Anforderungen nicht in ausreichendem Maße zu beachten' schienen. Sosehr nun Ref. geneigt ist, anzuerkennen, dass auch ein praktisches Elementarbuch den wissenschaftlichen Standpunkt nicht ignorieren dürfe, so wenig kann er andererseits zugeben, dass demselben dadurch Rechnung getragen werde, wenn unter einer Anzahl von Regeln Verweise auf größere Arbeiten angeführt werden, in denen die betreffende sprachliche Erscheinung von

rein wissenschaftlichem Standpunkte aus erörtert wird. Was soll es ferner einem Anfänger bei der Erlernung der hebräischen Formen helfen, wenn er (§. 16, 1) belehrt wird, dass eine Verbalform einen ganzen Satz darstelle, da in ihr Subject und Prädicat verschmolzen sind und dabei ἔσ|σί zum Beweise angeführt wird, eine, nebenbei gesagt, höchst unglücklich gewählte Form? Auch die Klarheit der Darstellung scheint mir durch die Anordnung des Verf.s nicht sonderlich gefördert, wenn er dem Anfänger als ersten Paragraph in dem Abschnitte, der 'das starke Nomen' betitelt ist, 'den Artikel' vorführt oder ihm (§. 39, 2, b) zuerst sagt, 'dass das regierende Nomen oder[1]) der status constructus in seinem Lautbestande, wenn möglich, gekürzt werde', dann aber (unter 4.) hinzufügt, dass das Femininum gerade im status constructus die volle alterthümliche Endung erhalten habe.

Dem Zwecke, den der Verf. im Auge hatte, wäre meines Erachtens viel besser gedient worden, wenn er ungefähr in der Art, wie dies Curtius in seinen 'Erläuterungen' gethan hat, im Anschlusse an irgend ein bekanntes Schulbuch die wichtigsten Ergebnisse der semitischen Sprachwissenschaft zu den betreffenden Regeln zusammengestellt hätte. Jeder Lehrer des Hebräischen würde ihm hiefür Dank wissen, da es gerade denjenigen, die sich mit dem Elementarunterrichte dieser Sprache befassen, an Zeit und Gelegenheit zu solchen Arbeiten zu fehlen pflegt.

Graz. J. Kirste.

Actionsart und Zeitstufe. Beiträge zur Functionslehre des indogermanischen Verbums von Gustav Herbig. Dissertation. Straßburg, Trübner 1895.

Nachdem die vorliegende Schrift in den allgemein zugänglichen »Indogermanischen Forschungen« von K. Brugmann und W. Streitberg Bd. VI, S. 157—272 erschienen ist, entfällt die Nothwendigkeit der genaueren Inhaltsangabe.

Gewiss ist, dass der Verf. wohlgerüstet an seine Arbeit gegangen ist und dass mit ihm wieder eine tüchtige Kraft für die indogermanische Sprachwissenschaft, welche ihre Anziehungskraft auf begabte Männer neuerdings bewährt, gewonnen ist. Dieses günstige Urtheil über die Schrift wird kaum beeinträchtigt, auch wenn man dem Verf. in den meisten Fragen nicht zustimmen kann. Er hat das Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, dass er, seinen Vorgängern folgend, doch um eine Strecke weiter gekommen ist als diese.

Die Abhandlung sei namentlich den classischen Philologen zur Überprüfung auf das wärmste empfohlen. Dass sie vielfach anregen wird, unterliegt kaum einem Zweifel, und ich hoffe, dass andere Gelehrte sich veranlasst fühlen werden, die von Herbig behandelten Probleme neuerdings in Angriff zu nehmen.

Ich muss bekennen, dass mir die ganze Art, wie Herbig die hier behandelten Dinge sieht, nicht sehr zusagt, aber ich erkläre ausdrücklich, dass dieses Urtheil vielleicht ein allzu subjectives ist. Herbig scheint mir die Skepsis zuweit zu treiben und die Kritik nicht immer richtig zu verwenden. Ich muss finden, dass es — nach Herbig — im Indogermanischen in Bezug auf das Verbum nur einen sprachlichen Urschlamm oder Urbrei gab, ohne bestimmte Function und Bedeutung, aus dem dann sich eben alles mögliche entwickeln konnte. K. Brugmann ist an dieser Auffassung nicht so ganz unschuldig, denn sie ist bloß die

[1]) Von mir gesperrt gedruckt.

Weiterentwicklung des rein formalistischen Princips, auf dem Brugmann im Grundrisse die Darstellung des Verbums aufgebaut hat, gegen welches ich meine schweren Bedenken nicht verhohlen habe. Beim Schüler, der die großen Eigenschaften des Meisters nicht hat, sieht man die Fehler deutlicher.

Wien. Rudolf Meringer.

Handbuch zur Einführung in die deutsche Literatur mit Proben aus Poesie und Prosa von Prof. Dr. C. Hentschel, Prof. Dr. G. Hey, Dr. O. Lyon. Zugleich 5. Theil des deutschen Lesebuches für höhere Lehranstalten. 2. völlig umg. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1895. XII u. 590 SS.

Ursprünglich bloß für Realschulen berechnet, erfuhr das bekannte Lesebuch allmählich solche Umgestaltungen, dass es jetzt auch für Gymnasien verwendbar erscheint. Dieser Schlussband bildet die Grundlage für Literaturgeschichte, Lectüre, Declamation, Metrik und Poetik in den obersten Classen. Bemerkungen, welche sich auf Metrik und Poetik beziehen, werden an entsprechender Stelle kurz beigefügt, der Declamationsstoff ist mit * bezeichnet. Der große Umfang dieses Bandes (590 SS.) — der 1. Auflage gegenüber übrigens bereits gekürzt — erregt nur anfänglich Befremden; es muss eben berücksichtigt werden, dass das Buch denselben Stoff umfasst wie etwa unser österreichisches Lesebuch für VI.—VIII. Verglichen mit unseren nach den Instructionen gearbeiteten Lesebüchern ergibt sich ein noch größeres Zurücktreten des literaturgeschichtlichen Lehrstoffes — man vergleiche z. B. das über die beiden Schlegel Mitgetheilte —, ein größeres Absehen von den formalen Gesichtspunkten, mit umso stärkerer Betonung aller jener geistigen Factoren, die auf Gesinnung, Gemüth, Phantasie der Jugend einwirken. Auch eine sehr zu billigende Reduction der die Lectüre begleitenden Anmerkungen ist bei diesem Lesebuche gegenüber anderen hervorzuheben. Endlich sei im Vergleiche zur früheren Auflage erwähnt, dass das Biographische stärker betont und manches übersichtlicher zusammengefasst und abgerundet wird. Anderweitige kritische Bemerkungen habe ich in einer Besprechung des Buches für die „Österreichische Mittelschule" (Jahrgang 1896) mitgetheilt.

Beispiele zur Syntax. Aus deutschen Classikern zusammengestellt von Dr. G. Funk. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann 1895. 48 SS. Preis 60 Pf.

Aus deutschen Classikern zusammengestellt ist eigentlich nicht ganz richtig, da auch viele Dichter citiert werden, die diesen Ehrennamen nicht verdienen. Doch abgesehen davon, ich kann den einseitigen Standpunkt, die deutschen Dichter nach dieser Richtung hin zu durchsuchen und deren Meisterwerke nach grammatischen Kategorien zu fructificieren, nicht gut heißen, zum mindesten genügt das, was wir schon in zahlreichen Grammatiken und Übungsbüchern davon finden, reichlich.

Nimmt man den entgegengesetzten Standpunkt ein, dann freilich werden Funks Zusammenstellungen sehr gelobt und als brauchbar befunden werden. Die Eintheilung und Aufzählung ist die übliche. Der sogenannte zusammengezogene Satz wird noch nach früherer Gepflogenheit hinter die Satzverbindung gereiht, die Prädicatsätze werden mit Recht als eigene Gruppe behandelt, die consecutiven Satzverbindungen fehlen als solche, bezw. sie wurden — wohl mit Unrecht — unter die causalen aufgenommen.

Der häufige Gebrauch der durchschossenen Lettern ist mit Rücksicht auf die Copula nicht consequent und kann überhaupt nicht immer als gelungene Verdeutlichung des in Rede Stehenden oder als zu billigende Erleichterung beim Gebrauche des Büchleins bezeichnet werden.

Deutsches Lesebuch für die Prima der höheren Lehranstalten von Prof. Dr. Reinhold Biese. Essen, Verlag von G. D. Bädeker 1895. XII u. 440 SS. Preis brosch. 3 Mk. 60 Pf., geb. 4 Mk. 20 Pf.

Dieses umfangreiche Lesebuch für die Prima ist höchst eigenartig verfasst und will nach einem besonderen Maßstabe beurtheilt werden. Es wurzelt — abgesehen von den Erfahrungen des auch sonst rühmlich bekannten Autors — theils in den preußischen Lehrplänen von 1891, theils in jenem bekannten Erlasse vom 1. Mai 1889, der den höheren Schulen Deutschlands die Aufgabe stellt, die Jugend für die Aufgaben des öffentlichen Lebens der Gegenwart vorzubereiten und sie gegen die extremen Lehren gewisser Richtungen zu wappnen. Dementsprechend ist der Prosa der größere Theil des Buches eingeräumt, aber nicht der poetischen Prosa, auch nicht vorwiegend ästhetischen Aufsätzen, sondern gediegenen Musteraufsätzen, welche die antike Culturwelt charakterisieren, solchen, die der deutschen Literatur- und Culturgeschichte entnommen sind, ferner Abhandlungen über Themen der Poetik, poetischen Charakteristik, Philosophie und Naturwissenschaft, fast alle aus der Feder berühmter Autoren oder wenigstens nach ihnen bearbeitet. Bezeichnend für die Tendenz des Buches sind z. B. Aufsätze wie: Zur Socialpolitik. (Aus dem Reichsanzeiger 1890). Ansprache Kaiser Wilhelms II. an den Staatsrath am 14. Februar 1890, Ansprache des Fürsten Bismarck an die Studenten am 1. April 1895.

Von S. 342—437 reichen die lyrischen Proben. Epische und dramatische Dichtungen wurden aus wohlerwogenen und zu billigenden Gründen nicht aufgenommen. Vgl. Vorwort S. VI f. Auch darin gieng der Verf. weiter als die meisten seiner Vorgänger, dass er die Lyrik der nach-goetheschen Zeit stärker berücksichtigte. Neben Goethe, Eichendorff, Heine, Lenau finden sich auch Gedichte von Geibel, J. Sturm, H. Lingg, O. Roquette, V. v. Scheffel, G. Keller, Fr. v. Bodenstedt, M. Greif, R. Wagner. Dies schließt aber nicht aus, dass auch Walther (im Original und in Übertragung) und das Volkslied berücksichtigt wurden.

Auch einige Balladen wurden aufgenommen. Den Schluss bildet anhangsweise eine Charakteristik der Ballade und Romanze nach Echtermeyer und Grube. Bei einer Neuauflage wäre dieser Aufsatz unter die ästhetischen einzureihen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass wir es hier mit einem Lesebuche zu thun haben, das gleichzeitig literarhistorisch, culturhistorisch und philosophisch angelegt ist, das stellenweise sogar socialpolitisch die Jugend zu bilden sucht. Der Versuch ist geistvoll erdacht, mit bedeutender Kraft durchgeführt, ob er gelingen, ob er Nachahmung finden wird, lässt sich aus der Ferne nicht prophezeien. Wir speciell hätten bei der hier herrschenden Auffassung von den Aufgaben des Deutschunterrichtes und infolge unserer amtlich festgesetzten Unterrichtsordnung für viele dieser Aufsätze weder Raum noch Zeit, zumal in der obersten Classe. Doch auch abgesehen davon dürfte die Praxis ergeben, dass ein Versenken in die hier aufgeworfenen Probleme, ein Würdigen der inhaltlich und formell gleich schwierigen Aufsätze großentheils über die Durchschnittsreife eines Gymnasiasten hinausgeht oder nur auf Kosten der Lectüre bewährter Originalwerke ermöglicht werden kann.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Geschichte der Deutschen in Österreich-Ungarn von Dr. Gustav Strakosch-Grassmann. I. Band: Von der ältesten Zeit bis zum Jahre 955. Wien, Verlag von Karl Konegen 1895. 551 SS.

Der Verf. stellte sich die Aufgabe, die Geschichte der deutschen Nation auf dem Boden des heutigen Österreich-Ungarn von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage zu erzählen. Der vorliegende erste Band umfasst zwei Bücher; das erste berichtet von den ältesten Wanderungen der Germanen nach dem Südosten, von den germanischen Reichen nördlich von der Donau unter römischem Einflusse, von den Kriegen der Germanen mit den Römern und dem Zusammenbruche der Römerherrschaft in den Donauländern. Zuletzt wird der Culturzustand der Germanen in den Donauländern während der Römerzeit dargelegt. Das zweite Buch stellt dar, wie diese germanischen Staaten untergiengen, andere Völker einwanderten und wie aus dem bayrischen Stamme das Deutschthum in den östlichen Alpenländern sich zu bilden begann. Das zweite Buch endet mit der Schlacht auf dem Lechfelde.

Der Verf. erklärt in der Vorrede, dass er sich entschlossen habe, die Arbeit „ausschließlich auf Grundlage der Quellen auszuführen und das gesammte vorhandene Material, mindestens soweit es gedruckt ist, zu verwerten. Die Darstellung sollte bis auf die letzten Zeilen einzig und allein der Ausdruck der eigenen Überzeugungen und der eigenen Beurtheilung der Quellen sein“. Damit wird wohl nicht gesagt sein, dass er die vielen Einzeluntersuchungen vollständig unbeachtet gelassen hat, obwohl es mitunter den Anschein hat. Darüber kann aber kein Zweifel bestehen, dass der Verf. mit nicht gewöhnlichem Fleiße den Quellen nachgegangen ist und sie in selbständiger Weise benützt hat. Neben vielfacher Übereinstimmung mit anderen Forschern findet man sehr häufig Berichtigungen früherer Ansichten und abweichende Auffassungen. Die Darstellung ist durchwegs frisch und lebendig, und nur selten stören unpassende Ausdrücke, wie wenn, um ein Beispiel zu erwähnen, die von Audoin dem Narses zugesandten Langobarden als „Kerle“ oder „Lumpengesindel“ bezeichnet werden. Ein fleißig gearbeitetes Sachregister erleichtert die Benutzung des Buches. Das Werk ist so beschaffen, dass ein baldiges Erscheinen des zweiten Bandes sehr wünschenswert ist.

Graz. F. M. Mayer.

Programmenschau.

87. Winkler L., Der Gebrauch des Infinitivus bei Livius in den Büchern I, XXI und XLV. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Brüx 1895, 8°, 24 SS.

Die sehr fleißige und genaue Arbeit ist mit umso größerer Freude zu begrüßen, als syntaktische Aufsätze über Livius nunmehr zu den Seltenheiten gehören. Nach einer kurzen Einleitung über den Stil des Livius und den Gebrauch des Infinitivs führt W. die Ausdrücke an, die 1. den Inf., 2. den Accus. cum Inf. und 3. den Nom. cum Inf. haben; im 4. Abschnitte („Details“) werden die Tempora des Inf., der Inf. in Causal-, Condicional-, indirecten Fragesätzen, der Genetiv des Gerundiums, der histor. Inf., die Auslassung des Subjects des Acc. cum Inf. usw. behandelt. Leider standen dem Verf., wie er selbst S. 5 f. hervorhebt, nur wenige Hilfsmittel (Hildebrands Progr. 1854, Draeger, Kühnast, Riemann in 1. Aufl.) zugebote, so dass manche Artikel mangelhaft ausfielen; so findet sich der sogenannte Inf. Futur. Pass. nach Neue Wagener S. 176 ff. auch bei Cic., in Caes. b. Gall. fand ich ihn V, 36, 2 u. VII, 11, 4; Novák zeigte Mluvn. krit. stud. k Liv., S. 20 f. u. 237, dass der-

selbe bei Liv. später seltener und durch die Umschreibung mit *posse* ersetzt wird; über *coepi* wäre nach Wölfflin, Liv. Krit. 21 ff. und Novák a. a. O. 60 ff., 243 f. mehr zu sagen gewesen: übersehen ist *in animum inducere* mit dem Acc. c. Inf. II, 54, 5, vgl. M. Müller zu I, 17, 4; S. 20 (Gerundium) *auctor esse* I, 1, 1, *tempus esse* XXII, 39, 9. — Die Untersuchungen beschränken sich auf die Bücher I als Anfang, XLV als Ende und XXI (schon zum Theil von Fügner behandelt) als Mitte der erhaltenen Schriften. Daher hat die Zusammenstellung S. 23 f. nur problematischen Wert (vgl. z. B. *adicio*, *affero* in Fügners Lex. Liv.).

Da der Verf. mit der Behandlung des Stoffes vertraut ist und überall die Gabe genauer Observation zeigt, ist es nur wünschenswert, dass er seinen Entschluss, auch die übrigen Bücher des Livius (vielleicht jedesmal drei oder fünf) zu untersuchen, recht bald verwirkliche; gut wäre es, die substant. Ausdrücke mit dem Inf. oder Acc. c. Inf. (wie *tempus*, *consilium*, *auctor* usw.), die auch den Genetiv des Gerund. oder Gerundiv. haben, zu sondern, ferner zu erwähnen, dass bei einigen in der Wendung ein *ita* oder *sic* vorkommt.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

---

88. Hanus W., Quintus Ennius. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Klattau 1896, 8°, 22 SS.

Das Programm behandelt Leben und Werke des Ennius. Blindes Vertrauen hat der Verf. in seine Quellen gesetzt, um ein Opfer ihrer Tücke zu werden. Der Vorwurf des Leichtsinns soll ihm aber nicht erspart werden; den Schein der Gründlichkeit anstrebend, hat er seinen phrasenreichen Aufsatz mit einer Unzahl von Autorenstellen ausgestattet, ohne auch nur die zugänglichsten derselben nachzuschlagen und nachzuprüfen. Es ist hier nicht der Ort, die Reihe der unmöglichen und falschen, deplacierten und verstümmelten Belege auszuschreiben; zur Charakteristik der Arbeitsweise des Verf.s genügt die Hervorhebung einiger. Über die letzten Lebensjahre des Ennius wird das bei Cic. de sen. 5. erhaltene Gleichnis angezogen und nach Müller 'Enn. Lib. XVII. frgm. IV.' citiert (recte = Enn. ann. XVII. IV d. Luc. Mueller). Nun liest und druckt Müller in seiner Ausgabe nicht 'sicut' und 'nunc', sondern: 'hic ut fortis equus, spatio qui saepe supremo vicit Olympia, non senio confectu' quiescit, was durchaus nicht belanglos ist, da die ganze Fundstelle bei Cicero durch diese Änderungen eine von der üblichen gänzlich abweichende Deutung erhält. An derselben Stelle werden die zwei Disticha 'aspicite o cives —' und 'nemo me dacrumis —' angeführt. Der Verf. hat sich erlaubt, die vier Verse in ein Stück zusammenzuschweißen und mit 'Enn. Epigram. II. Mueller' zu signieren. Unter dieser Signatur findet sich aber bei Müller (p. 85) nur das zweite Distichon, während das erste unter den testimonia (p. 153) eingereiht und im Commentar p. 247 mit aller Entschiedenheit dem Dichter abgesprochen wird. (Ob auch mit zwingendem Grund, hätte der Verf. untersuchen sollen.) Keiner Glosse bedarf der combinierte Widersinn, den man S. 10 zu lesen bekommt: — „Doch das Werk, welches ihm glorreichen Ruf und den Namen des lateinischen Homeros verschaffte, sind unstreitig die Annalen, ein episches Gedicht in 18 Büchern, das die ganze römische Geschichte nach mündlicher Überlieferung enthält, von Äneas' Ankunft bis zu des Dichters Zeiten, oder präciser gefasst, bis zum Tode des älteren Africanus, der im Jahre 567 starb; dieses Werk hat er später fortgeführt und um zwei Gesänge vermehrt, bis zum Jahre 580; in dem letzteren derselben hat sich der Dichter nicht gescheut, sich selbst (A. Gellius, Noct. att. XVII, 21, 48.) als den Mann anzupreisen, der es verstanden, durch seine flammenden Verse in die Seelen der Römer einzudringen: Enni poeta — medul-

litus. Ennius. Sat. lib. III. Scipio I. Mueller.« — Dass bei so groben Verstößen gegen philologische Akribie Flüchtigkeiten, Irrthümer und Schnitzer keine Seltenheit sind, ist leicht begreiflich. Verworren sind z. B. die Angaben über Heimat und Muttersprache des Ennius: Thatsächliches und Muthmaßung werden im Berichte über seinen Tod und seine Grabstätte durcheinandergeworfen; durchaus missverstanden wird Ciceros Urtheil (Brut. 19. 75.) über Naevius bellum Punicum; Pan, Faunus und Seilen (!) sind drei Götter, die bei Lupercalien und Erntefesten Gegenstand der gemeinsten Spässe gewesen. Zum Genuss der Lectüre trägt eine reiche Flora von Stilblüten bei; Sammler finden artige Exemplare S. 6, 10, 12, 14.

89. Fischer Fr., Des Ovidius Spruchweisheit (Ovidiovo mudrosloví). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Königgrätz 1896, 8°, 26 SS.

Das Programm bietet nur eine Anthologie aus des Dichters Spruchweisheit, gesichtet nach den Gruppen: Gottheit, Menschenlos, Natur; des Dichters Lebensanschauung, Sehnen und Tröstung. Die etwas dehnbaren Titel der Disposition erlaubten manches unterzubringen, was mit dem eigentlichen Thema nichts zu thun hat. Dass der Verf. sich auf eine Auslese beschränkt hat, wäre nicht so auszusetzen, als dass er die Metamorphosen und Heroiden von seiner Untersuchung ausschließt und dass er seine Leser glauben lässt, in den gewählten Proben spiegle sich Ovids wahre sittliche Lebensanschauung und 'subjective Geistesreife'. Den Mythen und Märchen der Metamorphosen liegen wie bekannt großentheils ethische Tendenzen zugrunde, welche Ovid mit voller Erkenntnis zutage treten lässt, und in den Heroiden hat seine Neigung, das Gefühlsleben hervorragender Frauencharaktere psychologisch zu analysieren, das dankbarste Feld gefunden. Wenn es sich nun darum handelt, aus dem so reichlich vorhandenen Stoffe dasjenige herauszuheben, was der Dichter als feste, endliche Überzeugung aus sich selbst herausgearbeitet hatte, so ist es keine leichthin gestellte Aufgabe. Man halte nur die Belege, welche der Verf. für Ovids Gottesfurcht, seinen Glauben an das gerechte Walten der göttlichen Allmacht anführt (Tr. II. 33., IV. 8. 45., Pont. III. 6. 21.), mit der Blasphemie expedit esse deos. et, ut expedit, esse putemus A. a. I. 637., mit dem Inhalte der Tibullusnaenie zusammen, man erinnere sich an den Schluss der Herculesklage Met. IX. 203., an den Zweifel Tr. V. 3. 13 und wieder an das begeisterte est deus in nobis F. VI. 5.: und man sieht sich bemüssigt zu fragen: ist denn Ovid wirklich religiös gewesen oder hat er es erst in Tomi gelernt, hat der Dichter der Fasti den Volksglauben getheilt? Als reichste Fundstätte von Sprüchen der Welterfahrung wurden die erotischen Bücher seit jeher excerpiert; sie gehören jener Zeit an, da der Dichter als rechter Genussmensch im üppigen Treiben seiner einzig geliebten Weltstadt sich herumtummelnd von dem Ernste des Lebens unangefochten blieb. Nun verwahrt er sich recht energisch — wohl mit demselben guten Rechte wie andere — gegen alle Rückschlüsse, die sich jemand aus dem lasciven Inhalt auf die Moralität seines eigenen Lebenswandels erlauben würde. Stellenweise ist aber die Wahrheit der psychologischen Beobachtung so überraschend und packend, dass wir nicht umhin können, sie auf Ovids eigene unmittelbare Erfahrung zurückzuführen. Von diesem Standpunkte aus wären die Lehrsätze, mit welchen Ovid seine Schilderungen durchsetzt hat, zu prüfen, bevor sie in einem Charakterbilde des Dichters zur Verwendung kämen. Die Sichtung müsste aber noch tiefer greifen: auszuscheiden wären die Gemeinplätze der traditionellen Gnomik des Alterthums (z. B. über Götterneid, Unbestand des Glückes, Macht der Zeit); zu lichten wären ferner die rhetorischen Häufungen, denn Einzelfälle unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen und allerseits zu beleuchten, war eine gewohnheits-

mäßige Übung der Rhetorschulen und als eifriger Declamator hat sie Ovid in seine Poesie mitgebracht. Aufmerksamkeit verdient endlich das Capitel der Nachahmungen, worüber wir in A. Zingerles fleißig ausgezogenen, aber selten citierten Studien die richtigen Anhaltspunkte finden. — Dass Perilla eine Tochter von Ovid gewesen sei, liest man öfters, bewiesen hat es noch niemand. In seiner Epistel Tr. III. 7. spricht Ovid zu der liebenswürdigen Person nur als väterlicher Freund und poetischer Rathgeber.

Prerau. Alois Fischer.

---

90. **Mekler Sigofredus, Lucubrationum criticarum capita quinque.** Progr. des Communal-Obergymn. im XIX. Bezirke von Wien 1895, 8°, 20 SS.

Der Verf., der in seinem hauptsächlichen Arbeitsgebiet, der griechischen Tragödie, schon manches schöne Ergebnis erzielt hat, legt hier die stattliche Zahl von 32 Vermuthungen vor, die auch wieder vorzugsweise dem griechischen Drama zugute kommen. Der rein äußerlichen Auftheilung dieser 32 Absätze auf fünf Capitel liegt eine Zweitheilung zugrunde, indem einerseits anscheinend prosaische Stellen zu gebundener Rede eingerenkt werden, andererseits Conjecturen im engeren Sinne zu poetischen (cap. III) und prosaischen (cap. IV) Stellen zur Sprache kommen. Die erste Gruppe wird je nach der Ursache, durch welche die Auflösung des Metrums herbeigeführt wurde, in zwei Unterabtheilungen zerlegt, indem entweder ein freies Citat vorliegt (cap. I) oder den Abschreibern die Schuld zufällt (cap. II).

Nur einige wenige Proben des Geleisteten mögen folgen. In II reconstruiert Mekler in etwas kühner Deduction aus einer Ekloge des florilegium Vindobonense ein Tragiker-Fragment, das nach seiner Überzeugung Worte des Theseus bei der Verurtheilung Hippolyts aus einem den Phaidra-Mythos behandelnden Drama erhalten hat:

⟨ δίκης κανὼν ἄπεστιν· ἥδε γὰρ κακῶς
παθοῦσ' ἐπειδὴ ⟩ θάνατον ἀντηλλάξατο,
τί τοὺς κακῶς δράσαντας ἄξιον παθεῖν;

Allgemein wird es interessieren, dass M. III aus der bekannten Erzählung über den Rechtstreit zwischen Sophokles und seinem Sohne Jophon folgende Verse gewinnt:

⟨ ἔγωγ' ὅς Σοφοκλέης
εἶμ', ⟩ εἰ μὲν εἰμι Σοφοκλέης, οὐ παραφρονῶ,
εἰ παραφρονῶ δ', οὐκ εἰμι Σοφοκλέης ⟨ ἄρα s. ἔτι ⟩.

Der einzige lateinische Text, an den er herantritt, ist XXII ein Gedicht der Anthologie (I 289 R.), wo er natat obrutus ompnis (Handschrift obruptus omnis) Neptunus demersus aqua schreibt und die zum Verständnis unerlässliche Erklärung beifügt: in lusu ex parte ioculari numen marinum donariis tanquam urinatorem onustum adumbrante *ὄμπνας* non proprie sed liborum quorumlibet popanorumve instar nuncupari non est quod mireris. Aus dem letzten Capitel erwähne ich XXXI die Conjectur zu Eur. *Ἡρακλῆς μαινόμενος* 65 f.

ἔχων τυραννίδ' ἣν μακραὶ λέσχαι πέρι,
πῇ δῶσ' ἔρωτι δώματ' εἰς εὐδαίμονα

(pater meus principatum obtinebat, circa quem multum cives sermocinabantur quanam ratione erga locupletem stirpem pietati morem gererent).

Wenn man auch den Scharfsinn, der in der Behandlung der meisten Stellen zutage tritt, und den regen Anschluss an die Überlieferung, den der Verf. überall sucht, anerkennen muss, so scheinen mir doch viele der Vorschläge zu gesucht, als dass sie Anspruch auf allgemeine Zustimmung erheben könnten; dies mag wohl zum Theile daher rühren, dass M.

geradezu darauf ausgegangen ist, seltene, den Abschreibern unbekannte oder doch ungeläufige Worte in den Text einzuführen, um damit die Verderbnis der Überlieferung zu erklären. Die Abhandlung ist in flüssigem Latein geschrieben, das ein individuelles Gepräge trägt.

Wien. Ernst Kalinka.

---

91. Handel S., De troporum apud Horatium usu. Pars prior: Carmina. Progr. des k. k. Obergymn. in Brody 1894, 8°, 42 SS.

Der Verf. unterscheidet der Ansicht Gerbers (Die Sprache als Kunst) gemäß drei Hauptarten der Tropen: die Metapher, die Synekdoche und die Metonymie. Jede Hauptart wird näher besprochen und durch Definitionen alter und neuer Kunstrichter erläutert, worauf die schlagendsten Beispiele aus Horaz' lyrischen Gedichten angeführt und theilweise analysiert werden. Der Verf. verspricht in der nächstfolgenden Zeit auch die Satiren und Episteln des Horaz in derselben Weise einer Untersuchung zu unterziehen. Wenn freilich diese Untersuchungen ein entsprechendes Licht auf den Unterschied des Stils, einerseits der lyrischen Gedichte, anderseits der Satiren und Episteln werfen sollen, wie es der Verf. (S. 7) zu bezwecken scheint, dann müssten sie in beiden Theilen eine erschöpfende Übersicht der einschlägigen Stellen des Dichters enthalten, was wenigstens in dem vorliegenden ersten Theile nicht geschehen ist. Da aber neulich, wie der Verf. selbst bemerkt, Dr. Sabat eingehend und erschöpfend über die Tropen, namentlich über die Synekdoche und Metapher, der lyrischen Gedichte des Horaz (Progr. des k. k. Gymn. in Stanisławów 1895 und Eos 1896, III, 3—59) gehandelt hat, so ist nicht klar, was der Verf. nach diesen Publicationen in seiner Abhandlung bezweckte; selbst hat er wenigstens sich über das Verhältnis seiner Arbeit zu der von Sabat nicht ausgesprochen.

Übrigens bedarf schon der einleitende Theil der Arbeit (S. 3—6) vielfacher Berichtigung, namentlich in Bezug auf den Gedankengang. So besonders S. 4 f., wo der Verf. den nach seiner Ansicht im ganzen frommen und gläubigen Horaz gegen den Vorwurf einer zu sinnlichen und schlüpfrigen Auffassung der Liebesverhältnisse beider Geschlechter und einer zu weit gehenden Nachahmung der griechischen Vorbilder in Schutz zu nehmen scheint. Wie S. 5 Gerber dazu kommt, denjenigen beigezählt zu werden, welche über die Abhängigkeit des Horaz von den Griechen schrieben (so müsste man wenigstens nach dem Gedankenzusammenhange der Stelle urtheilen), ist nicht klar. Dass Gerber Recht hat, wenn er eine gründlichere Auffassung des Wesens der Metaphern fordert, ist nicht in Abrede zu stellen, ob aber die vom Verf. darauf basierte Eintheilung praktisch ist (S. 11), möchte ich bezweifeln. Sonst ist nicht einleuchtend, warum z. B. »aura levat Dircaeum cycnum«, »carmine dividere«, »incumbit terris cohors febrium« u. ä. den »Translationes . . rerum fixarum et quietarum«, hingegen »loquaces lymphae«, »ignis suppositus cineri doloso« u. a. den »Translationes, quibus res motae atque agitatae depinguntur« beigezählt werden. Desgleichen kann ich nicht zugeben, dass die Stelle »pomifer autumnus fruges effundit« eine Metapher »qua rei animo carenti species quaedam humana videtur induta« (S. 21) enthält, während dasselbe in »loquaces lymphae desiliunt« oder »cessans Bibuli amphora« nicht stattfinden soll. Ob »caput« (S. 17) als Bezeichnung der Quelle unter die noch zur Zeit des Horaz fühlbaren Metaphern gezählt werden kann, ist fraglich, da das Wort schon früher, auch in Prosa in dieser Bedeutung gebraucht wurde. »Turpe solum« (S. 14) bei Horaz, Carm. II, 7, 12 ist eher als Enallage epitheti oder vielmehr als proleptisches Epithet, denn als Metapher aufzufassen. S. 12 wird bei Horaz,

Carm. I, 16, 23 „fervor" falsch als „amoris ignis" anstatt „ira" gedeutet. S. 23 ist die Bemerkung über die Stoiker unhaltbar.

Der Verf. schreibt zwar überwiegend in einer correcten lateinischen Sprache, begeht aber doch hie und da stilistische, ja sogar grammatische Fehler, welche theilweise Druckfehler zu sein scheinen. So S. 4, V. 6: „ius cui" (?), V. 22: „fuerat" (= fuerit), V. 2 v. u.: „nostras mores"; S. 5, V. 3: „fuisset" (= fuisse?) — auch der darauf folgende Satz: „tamen — fuerit" ist falsch construiert; V. 19: „ullum" (?); S. 7, V. 3: „mutare tropos cum ornamentis" anst. „confundere . ."; S. 35, V. 1 f.: „translatione et synekdoche exaratis" (vielleicht „illustratis"); daselbst ist der erste und letzte Satz des 2. Absatzes und der letzte Satz der Druckseite fehlerhaft; S. 36, V. 13: ein fehlerhaft gebauter Satz. Überhaupt sind Druckfehler nicht selten und doch findet man keine Berichtigungen.

92. Hahn, Dr. Victor, Die Biographien Plutarchs im Lichte der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles betrachtet (polnisch). Progr. des k. k. Franz Josephs-Gymn. in Lemberg 1896, 8°, 55 SS.

Der Verf. unterzieht in dieser Abhandlung das schon oft besprochene Thema über das Verhältnis des Plutarch zu der neu entdeckten Schrift *Ἀθηναίων πολιτεία* einer ins Einzelne gehenden Untersuchung, und gelangt zu der bereits von mehreren Forschern ausgesprochenen Ansicht, dass Plutarch, wiewohl er sich mehrmals auf das Zeugnis des Aristoteles beruft, dennoch die Schrift *Ἀθηναίων πολιτεία* nicht kannte. Die Untersuchung zerfällt in drei Abschnitte, deren erster (S. 3—23) die sieben Stellen betrifft, an denen Nachrichten, welche Plutarch mit dem Zeugnisse des Aristoteles ausdrücklich bekräftigt, sich wirklich in der *Ἀθ. πολ.* wiederfinden, der andere (S. 23—52) Stellen behandelt, an denen der Chaeroneer, ohne sich auf Aristoteles zu berufen, in seinen Berichten stark an ihn erinnert, der dritte endlich (S. 52—55) diese Stellen umfasst, an denen die von Plutarch angeblich aus Aristoteles geschöpften Angaben in der *Ἀθ. πολ.* vermisst werden.

Das Resultat, zu welchem der Verf. gelangt, muss als ein in hohem Grade wahrscheinliches bezeichnet werden, unumstößlich ist es aber nicht, inwiefern doch die Möglichkeit offen bleibt, dass Plutarch, wie es sonst oft im Alterthum geschah, aus dem Gedächtnisse und deswegen hie und da ungenau citierte, und dass er, abgesehen von den Punkten, in denen er sich auf Aristoteles ausdrücklich beruft, von demselben theils wissentlich abwich, ohne diesen Unterschied überall hervorzuheben zu brauchen, theils unwissentlich dasselbe that, weil er bei der Niederschreibung der *Βίοι* die *Ἀθ. πολ.* gerade nicht bei der Hand hatte. Der Verf. geht manchmal zu weit, wenn er, gestützt auf die vorgefasste Überzeugung (S. 1 f.) von der Kritiklosigkeit des Plutarch, denselben gewöhnlich eines Fehlers zeiht, wo er von der *Ἀθ. πολ.* abweicht; Ungenauigkeit in der Benützung der Quellen und in den Citaten ist im großen und ganzen dem gesammten Alterthum gemein und in den Verhältnissen jener Zeit begründet. Dass auch Plutarchs Berichte vor den der *Ἀθ. πολ.* Vorzug verdienen können, hat der Verf. selbst bei der Vergleichung von *Ἀθ. πολ.* 14, 2 und Plut. Sol. 30 (S. 48 ff.) anerkannt; dasselbe möchte ich in Bezug auf die Darstellung des Solonischen Schuldengesetzes beider Schriftsteller (*Ἀθ. πολ.* 6 = Plut. Sol. 15) behaupten, und wenn der Verf. den Bericht Plutarchs über die fünf Talente, welche Solon seinen Schuldnern gesetzmäßig erließ, verdächtigt (S. 33), so finde ich dazu keinen Grund. Auch vermag ich nicht in den Darstellungen *Ἀθ. πολ.* 11, §. 2 und Plut. Sol. 14 und 16 einen Unterschied zum Nachtheile des letzteren herauszufinden (S. 45 f.).

Wie dem auch sein mag, verdient die Abhandlung des Verf.s volle Anerkennung. Er hat nicht nur gewissenhaft die betreffenden Parallel-

stellen verglichen, sondern auch die einschlägige Literatur über die ganze Frage genau zurathe gezogen und eine schnellere Orientierung in diesem Problem wesentlich erleichtert. Der Druck ist fast überall correct.

93. Tralka Joh., Socratis de diis eiusque daemonio opiniones quae fuerint. Progr. des k. k. Gymn. in Stryj 1896, 8°, 15 SS.

Was den Inhalt anbelangt, bietet die Abhandlung zwar nichts Neues, wohl aber eine geordnete Übersicht der bezüglichen Hauptstellen Platons und Xenophons und der über dieselben geäußerten Ansichten der Gelehrten. Der Verf. schließt den ersten Theil der Abhandlung (S. 1—7) mit der Äußerung, dass Sokrates zwar die volksthümlichen Ansichten über die mit menschlichen Schwächen behaftete Natur der Götter missbilligte und reiner das göttliche Wesen auffasste, ja sich sogar zur Idee eines einzigen höchsten Gottes emporschwang, dass er aber diesen einzigen Gott weder ausführlich beschrieb und streng definierte, noch sein Verhältnis zu den niedrigeren Göttern im einzelnen angab. Im zweiten Theile (S. 7 ff.) stimmt der Verf. den Ansichten jener Gelehrten (Schleiermacher, Zeller) bei, welche das Daemonium des Sokrates als eine Sokrates selbst unklare, ihm innewohnende divinatorische Kraft oder Gemüthsahnung auffassen. Ob Xenophon Recht hat, der gegen Platons Zeugnis diesem Daemonium neben einer zurückhaltenden gelegentlich auch eine positive, antreibende Wirkung zuschreibt, wird weder entschieden, noch untersucht.

Wenn so der Inhalt der Abhandlung im ganzen probabel erscheinen mag, ist dagegen die Form, namentlich die lateinische Ausdrucksweise derselben durch zahlreiche Gebrechen verunstaltet. Neben vielen unberichtigten Druckfehlern fallen stilistische Abnormitäten, ja auch grammatische Verstöße auf und verdunkeln hie und da sogar den Sinn einzelner Stellen. So liest man S. 1: „diem ex die societas dilabebatur"; S. 2 (eng untereinander verbundene, coordinierte Sätze stehen hier abwechselnd in Oratione obliqua und recta: vgl. V. 2 ff.; V. 2 v. u.; ebenso S. 3, V. 3 f.); S. 2, V. 10 ff. (der Satz ist unklar: haec omnia?); S. 2, V. 16 f. (quotus quisque falsch angewandt oder doch die Interpunction nicht richtig); S. 3, V. 8 ff.: „Prodicus *Caeus* in quaestione deorum *exsistentiae* vel rerum constantiae"; S. 3, V. 11: „societatis statum (= sociale Verhältnisse?) emendare, perversas opiniones *instaurare*" (= redarguere?); S. 3, V. 14 ff.: (Socrates) . . „de morum corruptione a viris illis parta queritur et fidem doctrinae illorum praebet nullum" (?); S. 4, V. 4 f.: „Breitenbachius in commentatione editi*onis* Xenoph. Memorabilium praemissa"; S. 4, V. 16: „*illum* poculum"; S. 5, V. 4 „coluntur" anst. „colerentur"; S. 5, V. 5 = S. 7, V. 7: „ea" = „haec"; S. 5, V. 19: „invisibilis"; S. 6, V. 14 ff.: „Etiam e Socratis sententia, dii benigni, quid faciendum quidve vitandu*m* *du*bitantem suos (suo?) consilio adiuvant"; S. 6, V. 22 ff.: (Socrates) „a vulgi opinione tantum solum abhorruit, quod oraculorum rationem habendam censuit (negavit?), nisi necessitate adductum" (?); S. 7, V. 11 ff.: „. . minime pro certo affirmari potest Socratem vel simplicitatem Dei statuisse, vel quae deorum ab unico Deo differentia esset"; S. 7, V. 10 v. u.: „quo res aliquantum perspicuitatis obtineat"; S. 7, V. 2 v u.: „consideremus . . . . quae Plato et *quotiescunque* de daemonio disserentem *facit*"; S. 8, V. 3 (Socrates disputat) sibi iam a *pueris* signum vel vocem quandam obtigisse (ebenso S. 9, V. 11; S. 12, V. 7); S. 8, V. 18 ff. (der Sinn ist falsch oder ist falsch ausgedrückt); S. 8, V. 5 v. u. (Subject „se" ausgelassen); S. 11, V. 4 ff.: „cave daemonio vim res futuras familiaribus *suis* (= Socratis) vaticinandi fuisse putes"; S. 13, V. 16: „Sed neque (= nequidem) ex his colligi potest daemonium esse (= quid sit d.); S. 14, V. 4 ff. (unverständlich); S. 14, V. 2 v. u.: „non est infitiandum (sc. nobis) sibi (= Socrati) demonstratum fuisse"; S. 15 (immediatus = unmittelbar) u. ähnl.

94. Rzepiński Stanislaus, Wanderungen durch das ehemalige Carnuntum (polnisch). Progr. des k. k. Gymn. in Wadowice 1896, 8°, 37 SS.

Der Verf. nahm als Staatsstipendist an den Übungen des archäologisch-epigraphischen Instituts in Wien im Wintersemester des Jahres 1895/6 Antheil und besuchte unter der Leitung des Hrn. Josef de Lilia Nowalski zu wiederholtenmalen das Terrain der ehemaligen römischen, am Anfange der christlichen Ära gegründeten Colonie Carnuntum, auf welchem jetzt die Ortschaften Petronell, Deutsch-Altenburg und Hainburg liegen. Er besichtigte genau die an Ort und Stelle vorhandenen oder ausgegrabenen Reste der alterthümlichen Bauten, durchforschte die vier Museen, in denen jetzt die carnuntischen Alterthümer aufbewahrt werden, und suchte aus Publicationen über Carnuntum und aus Erklärungen, welche er besonders bei Prof. Dr. Bormann einholte, sich ein möglichst gründliches Urtheil über den Zustand und die Bedeutung des Entdeckten und Aufgefundenen zu bilden. Das Resultat dieser Studien legt er in der vorliegenden Abhandlung vor. Nach einleitenden Bemerkungen über den Gegenstand beschreibt er der Reihe nach 1. das römische Lager von Carnuntum (S. 6—10), 2. das Amphitheater (S. 11—16), 3. die neben dem militärischen Quartier entstandene civile Bürgergemeinde und ihre geschichtliche Entwicklung (S. 16—19), 4. den in zahlreichen Spuren bezeugten Cult des Juppiter Dolichenus (S. 19—23), 5. den Mithrascult (S. 23—29), 6. die aufgefundenen Grabsteine (S. 29—32) und Sarkophage (S. 32—33), 7. die bedeutendsten Münzen und Gemmen (S. 33—36).

Die Abhandlung bespricht genau und gründlich in correcter Form ein zahlreiches Material, und ist wohl geeignet, nicht nur Gymnasialschüler, für welche der Verf. zu schreiben bescheiden erklärt, aber auch weitere gebildete Kreise über die Geschichte und den Zustand der merkwürdigen römischen Colonie zu informieren. Der Druck ist correct.

Lemberg. B. Kruczkiewicz.

---

95. Müllner, Dr. Johann, Untersuchungen zur Jugendgeschichte Heinrichs IV. von Deutschland. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Graz 1896, 8°, 32 SS.

Die auf der Grundlage sehr sorgsamer Quellenstudien ruhende, die Berichte der Quellen nüchtern abwägende Arbeit enthält in der Hauptsache folgende Einzelnuntersuchungen: 1. Über die Wahl Heinrichs IV. auf dem Reichstage zu Tribur 1053 und dessen Salbung und Krönung. 2. Über die Verlobung des jungen Königs. 3. Über die Lage des Reiches beim Tode Heinrichs III. 4. Über die angebliche nochmalige Wahl Heinrichs IV., die Stellung Victors II. und die Übernahme der Regentschaft durch die verwitwete Kaiserin. 5. Die ersten Verfügungen des jungen Königs. 6. Der Tod Victors II. und die Folgen hievon in Deutschland und Italien. 7. Die politischen Fehler der Regentin. 8. Die Vorgänge beim Raube des jungen Königs und die nächsten Folgen. 9. Die Erziehung des Königs. 10. Anno und Adalbert. 11. Die Schwertleite Heinrichs und ihre Bedeutung. Einiges möge über die Resultate der vorliegenden Untersuchungen angemerkt werden: Die Zeit der Versammlung zu Tribur ist ihnen zufolge von Meyer von Knonau zu apodiktisch auf die Zeit nach dem 3. November angesetzt. Der Stelle bei Hermann si rector iustus futurus esset, nach welcher also nur bedingungsweise dem jungen König Gehorsam zugeheißen wurde, würde ich auch mit Giesebrecht für einen Zusatz Hermanns halten. Bezüglich der Verlobung ist es sehr wahrscheinlich, dass sie in Zürich im Beisein beider Elternpaare stattfand. Völlig richtig scheinen mir die Erörterungen Müllners

bezüglich der Erzählung des Cardinals Humbert zu sein (S. 6); das gilt auch von der Übernahme der Vormundschaft durch Agnes, die »zwar formell und auf Beschluss der Fürsten die Vormundschaft übernahm, die eigentliche Leitung der Reichsgeschäfte aber lag nach dem Willen des sterbenden Kaisers in Victors Händen«. »Die Einführung Heinrichs IV. geschah somit durch den Papst kraft der Würde, die ihm Heinrich III. übertragen hatte.« Auch die folgenden Einzeluntersuchungen berichtigen manche Annahme neuerer Historiker, so namentlich scheint das richtig herausgehoben zu sein, was S. 25 über Bruno gesagt ist.

Der Stil lässt an einer und der andern Stelle manches zu wünschen, z. B. S. 9: »Es fragt sich nur, ob der Kaiser jemanden ausdrücklich hiezu bestimmt habe, und wenn, wen.«

96. Starey Johann, Beiträge zur Geschichte der Cultur Österreichs am Ende des 13. Jahrhunderts nach Seyfried Helbling. II. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Kaaden 1896, 8°, 7 SS.

In dem vorliegenden Aufsatze untersucht der Verf., was sich aus Helbling über die Landesvertheidigung, das Gerichtswesen und die ständischen Verhältnisse gewinnen lässt. Die betreffenden Citate sind mit Fleiß zusammengestellt.

97. Kemetter August M., Flavio Biondos Verhältnis zu Papst Eugen IV. Progr. des k. k. Staats-Gymn. im IV. Bezirke von Wien 1896, 8°, 37 SS.

Die vorliegende Arbeit enthält noch etwas mehr als der Titel besagt: einen sorgsam auf der Grundlage zeitgenössischer Quellen und der einschlägigen Hilfsschriften aufgebauten Lebensabriss Flavio Biondos, seine Anfänge in Forli, seine Theilnahme an den Geschäften daselbst, seine Dienste in Venedig und an der Curie. Den vornehmsten Theil der Untersuchungen bildet allerdings das Verhältnis Biondos zu Eugen IV., seine Stellung zu und mit diesem in den kirchlichen (Union mit den Griechen), politischen (bes. der Türkenkrieg) und literarischen Fragen der Zeit. Ob Biondo in seiner literarischen Thätigkeit von dem Papste beeinflusst wurde, beantwortet der Verf. dahin, »dass trotz eingehendster Untersuchung der Werke Biondos selbst und des übrigen zur Verfügung stehenden Materials sich nichts gefunden hat, was eine Bejahung der Frage zuließe, vielmehr lieferten die angestellten Studien Ergebnisse, welche die Behauptung des Gegentheils rechtfertigen dürften«. Weder in den Decaden noch auch in den Briefen tritt eine Einflussnahme des Papstes auf die literarische Thätigkeit Biondos hervor, an keiner Stelle, auch da nicht, wo man es sonst erwarten müsste, hat er für literarische Anregung zu danken. Der Verf. führt auch das freundschaftliche Verhältnis Biondos zum Papst mit Recht darauf zurück, »dass dieser die Charaktereigenschaften des ihm geistesverwandten Mannes sowie seinen Eifer und seine Verwendbarkeit in politischen Angelegenheiten hochschätzte, wie ihm denn auch das politische Talent und die persönlichen Beziehungen Biondos wiederholt nicht unbedeutenden Nutzen verschafften«.

98. Holzer, Dr. Odilo, Die geschichtlichen Handschriften der Melker Bibliothek. Progr. des k. k. Stifts-Gymn. der Benedictiner zu Melk 1896, 8°, 54 SS.

Durch die Beschreibung der geschichtlichen Handschriften, die Melk besitzt, hat der Verf. einen schon oft geäußerten Wunsch erfüllt.

denn das, was bisher über die Handschriften von Melk veröffentlicht wurde, ist recht unzureichend und durchaus lückenhaft gewesen. Wer da weiß, dass eine solche Beschreibung in vielen Fällen ein schweres Stück Arbeit ist, wird ihm umso größeren Dank zollen. Die Bibliothek fasst 1856 Handschriften, von denen mehr als ein Drittel von großem Werte ist, und unter diesen nehmen wieder die geschichtlichen einen breiten Raum ein. Indem der Verf. 110 Nummern sorgsam beschreibt, gibt er hiezu eine gut orientierende Einleitung. Mit Recht hat er auf die Angaben bezüglich der Herkunft einzelner Handschriften großes Gewicht gelegt. Im Anhange werden aus einer Anzahl von ihnen historische Aufzeichnungen meist aus dem 15. Jahrhunderte mitgetheilt. Hoffentlich kommen uns auch in den späteren Programmen noch Mittheilungen über und aus Melker Handschriften zu. Einige deutsche Handschriften bieten, so weit mir bekannt ist, viel Interessantes.

Graz. J. Loserth.

---

99. Rippel Johann, Über Löthrohrübungen im chemischen Laboratorium der Realschulen. Progr. der k. k. Staats-Realschule im XV. Bezirke von Wien 1895, 8°, 39 SS.

Einleitung: Zweck des Löthrohres, seine Form: Geschichte seiner Anwendung, im besonderen seine Anwendung bei der Analyse im Laboratorium der Realschule — im 2. Halbjahre des 1. Curses zu betreiben — Methodik bei den Löthrohrübungen, Zweck der Löthrohrübungen in der Schule.

Die Abhandlung zerfällt in drei Hauptstücke: Das erste, Anleitung zur Ausführung der pyrochemischen Reactionen gibt zuerst eine klare Beschreibung der Löthrohrflamme und des Löthrohres selbst, sowie der Hantierungen mit demselben; sodann werden die Operationen beschrieben, die beim systematischen Gange einer Untersuchung auf pyrochemischem Wege durchzuführen sind, und zwar: I. Das Erhitzen der Substanz in der einseitig geschlossenen Glasröhre (Glühprobe), II. Das Erhitzen in der offenen Glasröhre (Röstprobe), III. Die Behandlung der Substanz mit Reagentien, IV. Die Prüfung auf der Kohle, V. Die Prüfung mit der Phosphorsalzperle, VI. Die Prüfung mit der Boraxperle, VII. Die Untersuchung auf Flammenfärbung. Im zweiten Hauptstücke werden die Reagentien und Geräthschaften für die Löthrohranalyse zusammengestellt sammt Anführung kurzer Notizen über ihre Verwendung. Im dritten Hauptstücke endlich wird der systematische Gang der Löthrohranalyse selbst in recht übersichtlicher und völlig ausreichender Weise zur Darstellung gebracht. Mit der Anführung einer größeren Anzahl von Übungsbeispielen und der Angabe der benützten Literatur schließt der hübsch geschriebene Aufsatz ab.

Im großen und ganzen wird Bekanntes geboten. Es dürfte die Absicht des Verf.s gewesen sein, eine Vorarbeit für das Schülerlaboratorium zu liefern, und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, muss sie als recht gut und brauchbar bezeichnet werden. Alle angezogenen Beispiele, die übrigens gut gewählt sind, können wegen Mangels an Zeit in den Übungsstunden wohl kaum durchgeführt werden.

Die bei den Übungen auftretenden Erscheinungen werden gut erklärt, sehr viele Processe kurz und bündig beschrieben und auch vielfach durch Gleichungen verdeutlicht. Bei Ausführung der Proben wird auch scheinbaren Nebenumständen gebürend Rechnung getragen.

Recht erwünscht wären Gleichungen an folgenden vier Stellen: 1. S. 9: »Ebenso tritt SO_2 (gemeinschaftlich mit SH_2) beim Erhitzen der schwefligsauren Salze und der Thiosulfate auf«; 2. S. 10: »Der

Schwefelwasserstoff entsteht beim Glühen von wasserhaltigen Sulfiden und (neben SO_2) von Sulfiten und Thiosulfaten«; 3. S. 12: »Erhitzt man nämlich in einem Spitzröhrchen ein Gemenge der ursprünglichen Substanz mit entwässertem Natriumthiosulfat, so färbt sich usw.«; 4. S. 18: bei der Bildung des Magnesiumphosphids (Mg_3P_2) gelegentlich des Nachweises der Phosphate mittels metallischem Magnesium.

Die S. 11, Fig. 6 abgebildete Absorptionsröhre für CO_2 ist gut, könnte aber zum Zwecke leichterer Reinigung der angebrachten Ausbauchungen ganz wohl entbehren.

Wien. Joh. A. Kail.

Entgegnung.

In der Anzeige meiner Programmabhandlung »Julian und Dion Chrysostomos« von Ernst Kalinka findet sich am Schlusse S. 496 folgender Satz: »Vor allem aber muss der sprachliche Ausdruck geprüft werden, und gerade in dieser Hinsicht hat A. alles zu thun übrig gelassen, indem er ... sich begnügt, die Belege ausnahmslos in der deutschen Übersetzung Hertleins wiederzugeben.« Dieser Satz soll offenbar zum Theil eine Wiedergabe meiner Worte in der Einleitung S. IV sein: »Die Belege geben wir durchwegs in deutscher Übertragung mit möglichst engem Anschlusse an das griechische Original (Iulian ed. Hertlein ...), wobei uns, da ... für Julian eine vollständige Übersetzung noch aussteht, großentheils leider fast gar keine Vorarbeiten zur Verfügung standen.« Schon diese Gegenüberstellung zeigt, wie wenig gründlich Kalinka mein Programm studiert haben muss; zudem weiß jeder, der sich auch nur einigermaßen in der Julianliteratur auskennt, dass eine »deutsche Übersetzung Hertleins« überhaupt nicht existiert.

Tauberbischofsheim. J. R. Asmus.

Erwiderung.

Es ist bekannt, dass die Ausgabe Hertleins keine Übersetzung enthält, und niemand wird daher an dem kleinen Versehen, das sich auf eine mir unbegreifliche Weise in den Text meiner Besprechung eingeschlichen hat, ernstlich Anstoß nehmen, zumal da es für den Zusammenhang der Stelle ganz belanglos ist, von wem die Übersetzung herrührt. Wenn aber Herr Asmus den voreiligen Schluss zieht, dass ich seine Abhandlung zu wenig gründlich studiert habe, so glaube ich, das Urtheil hierüber getrost unbefangenen Lesern überlassen zu können.

Wien. Ernst Kalinka.

Anzeige.

Vom 29. September bis 2. October d. J. findet in Dresden die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner statt. Das Nähere enthalten die ausführlichen Prospecte.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Biographie von Charles Sealsfield-Postl.

I.

Die bisher bekannten Nachrichten über Karl Postls Flucht aus dem Kloster der ritterlichen Kreuzherrn mit dem rothen Stern in Prag flossen aus zwei Quellen. Leo Smolle, Karl Werner und Oskar Meister schöpften aus den Mittheilungen der Verwandten Postls, inbesondere seines jüngsten Bruders Josef, und sie haben in der That alles gebracht, was aus diesem Kreise zu erfahren war. Josef Postl hat vom Jahre 1817 an, da er, wie Karl Werner[1]) erzählt, in die unterste Gymnasialclasse trat, bis zu dem Augenblicke, wo Karl Postl das Kreuzherrnkloster für immer verließ (April 1823), in stetem Verkehr mit seinem Bruder gelebt, und es sind ihm alle Nachrichten mitgetheilt worden, die über den Flüchtling an den Orden gelangten. Freilich war Josef Postl zu jung, als dass sein Bruder ihn zum Vertrauten der Gedanken und Stimmungen machen konnte, die ihn aus dem Kloster trieben, und so gibt er über das innere Leben Karl Postls gar wenig Auskunft.

Victor Hamburger hingegen hat seine Mittheilungen auf Forschungen im Archive des Kreuzherrnordens begründet, die Josef Postls Angaben in authentischer Weise ergänzen. Im Ordensarchiv sind im ganzen sechzehn Schriftstücke aufbewahrt. Wir erfahren aus diesen, dass Postl am 26. April in Begleitung seines Ordensbruders Josef Kirschbaum in Kulm ankam und dann allein nach Karlsbad weiterfuhr. Nachdem er dem General-Großmeister angezeigt hatte, dass er auf Geheiß des Arztes den Urlaub um drei Tage verlängern müsse, reiste er nach einem Aufenthalte von acht Tagen von dort ab, um sich dann vom 5. bis 10. Mai in Franzensbad und Eger aufzuhalten. Von dem Augenblick an, da er am 11. Mai 1823 um 10 Uhr Vormittags Franzensbad ver-

[1]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München, 21. Januar 1895.

ließ, hat ihn niemand von seinen Freunden und Bekannten gesehen. Am 9. Mai machte er seinem Freunde Kirschbaum die Eröffnung, „dass er als Hofsekretär in geistlichen Angelegenheiten zu Handen des Ministers Grafen von Saurau angestellt sey“, und am 10. Mai schrieb er an den Prager Ordensprovisor Zueber von Nordheim, dass er „über Pilsen nach Töplitz reisen, da noch viermal.. die Bäder gebrauchen und sogleich eine Reise über Brünn nach Wien antreten werde“. Kirschbaum theilt ferner in zwei Briefen an den Orden mit, dass sich Postl „plötzlich“ am Samstag den 10. Mai entschlossen habe, Sonntag den 11. Mai nach Kanowitz (richtig Chanowitz) bei Pilsen zu dem Gutsbesitzer Peche [1]) zu fahren. Von da wollte er nach Franzensbrunn (sic) zurückfahren und mit der Extrapost nach Prag reisen. Dann aber erhielt Kirschbaum von Postl „ein Schreiben aus Pilsen, den 13. May datiert, worin er benachrichtiget: Er habe einen guten Freund in Pilsen getroffen, mit dem er nach Töplitz abfahre, von wo aus er nach viertägigem Aufenthalt über Brünn nach Wien zu reisen gedenke, und zwar in des Freundes Gesellschaft. Euer Gnaden (dem General-Großmeister) wolle er davon schriftlich die Anzeige machen und seinen Abschied nehmen.“

Ob dieser Freund Peche war oder ein anderer, lässt sich nicht sagen. In demselben Brief aus Pilsen schrieb er an Kirschbaum: „Nach Chanowitz soll der Teufel fahren, es liegt noch acht Meilen von hier.“ Kirschbaum richtete noch einen Brief an Postl nach Töplitz, den die Post von Töplitz nach Eger, und von da nach Prag sandte, wo er von dem General-Großmeister eröffnet wurde. Er findet sich denn auch unter den im Ordensarchiv aufbewahrten Schriftstücken. Postl war also nicht nach Töplitz gegangen, da ihn sonst dieser Brief dort treffen musste. Ferner müssen wir noch erwähnen, dass der Pfarrer Blažek von Pöltenberg im Vaterhause Postls in Poppitz erfahren hat, dass Postl „in Brünn gewesen sein soll“, und dass der Küchenmeister Franz Glaser noch am 21. Juni aus Pilsen nach Prag schrieb, „dass Postl von Graetz aus bald an Ort und Stelle kommen werde“. Endlich haben Smolle sowohl, als Meister von Josef Postl erfahren, dass sein Bruder sich „von Wien nach Innsbruck wendete, und von da in die Schweiz“, wozu Josef Postl hinzusetzte: „Auch dieses wurde dem Großmeister, der mich davon in Kenntnis setzte (wie aus dem Zusammenhang hervorgeht: von der Polizeihofstelle) intimiert.“

Von dieser letzteren Intimation ist nirgends eine Spur zu finden. Dagegen ist im Ordensarchiv die Abschrift eines Berichtes der Wiener Polizei-Oberdirection an die Prager Stadthauptmannschaft erhalten, der von der erfolglosen Audienz Postls beim Grafen von

---

[1]) Bei Victor Hamburger. Sealsfield-Postl. Wien 1879, S. 11, unrichtig Peihe. In den zwei Briefen Kirschbaums finden sich die falschen Schreibungen Becher und Pecher.

Saurau am 29. Mai erzählt und dem General-Großmeister die Nachricht gibt, dass Postl sich noch an demselben Abend „nach Nikolsburg [1]) begeben haben soll, wo seine Eltern sich befinden sollen, und wo er einige Tage zu verweilen willens ist, um dann sich wieder nach Karlsbad zu verfügen“. Ein Vergleich dieses Schriftstückes mit Josef Postls Brief an Oskar Meister [2]) zeigt, dass Josef Postls Mittheilungen auf dessen Inhalt zurückgehen. Aus einem anderen, von dem ersten Elbogener Kreiscommissär Martin Eduard Ritter an den Prager Stadthauptmannschaftsverweser v. Hoch am 28. Mai abgesandten, im Ordensarchiv in einer Abschrift erhaltenen Berichte erfahren wir weiter nichts, als dass Postl „am 11. Mai mit den Pferden des . . . . Commandeurs Stöhr nach Plan fuhr, von wo er mit der Post weiterreisen wollte. In Pilsen hatte er eine Zusammenkunft mit einem Bekannten Namens Peche“. Hamburger nimmt diesen Bericht, wie es scheint, für die von Gubernialrath Ritter v. Böhm ertheilte ungenügende Auskunft. Es ist nöthig, dass wir noch hier erwähnen, dass der General-Großmeister in seiner verspäteten Anzeige an das Prager fürsterzbischöfliche Consistorium weder Postls Aufenthalt in Pilsen noch jenen in Brünn und Wien erwähnt, sondern nur sagt: „am 11. Mai war er (Postl) . . bis Plan gekommen, wie spätere, sichere Nachrichten bestätigen“, und dass hier im Eingange die Vermuthung ausgesprochen wird, dass „Postl wahrscheinlich im Auslande sey“.

Schon Wurzbach hat in dem Artikel „Sealsfield“ die Frage erhoben: „Sollten die Archive der Wiener Polizeidirection keine Andeutung enthalten? Das Regiment Sedlnitzkys verfuhr mit der Klerisei eben nicht sehr glimpflich.“ In der That hat sich uns in dem Actenmaterial, das in den Polizeiarchiven von Wien und Prag aufbewahrt ist, eine neue Quelle erschlossen. Es lässt sich daraus ein ziemlich vollständiges Bild der Action, welche die Polizei gegen den flüchtigen Priester ins Werk setzte, zusammenstellen. Andererseits hat sich hier auch manches gefunden, das auf den Charakter Postls ein Licht wirft. Freilich gehen auch diese Mittheilungen nicht so in die Tiefe, dass sich aus ihnen erklären ließe, wie sich aus dem Ordenssecretär Karl Postl, dem eigentlich niemand hervorragende Geistesgaben nachzurühmen weiß, in wenigen Jahren der Dichter Charles Sealsfield entwickeln konnte. Es sei bemerkt, dass Hamburger (S. 22) sagt: „Ob er (Postl) vielleicht einen auf Siegelfeld lautenden Paß erhielt, ist nicht zu entscheiden, da das Wiener Polizeiarchiv darüber nichts enthält“, aber von einer weiteren Benützung dieses Archives nichts erwähnt.

---

[1]) Irrthümlich für: Poppitz in Mähren.
[2]) Erinnerungen an Sealsfield-Postl. Wien 1892. S. 28, 29.

Bei unseren Nachforschungen kamen zunächst die Acten der Prager „Stadthauptmannschaft und Polizeidirection“ und der Wiener „Polizei-Oberdirection“ in Betracht. Beide sind nicht erhalten, und wir sind nur auf die kargen Auszüge in den Gestionsprotokollen angewiesen. Hingegen findet sich in dem Archiv des böhmischen Landes-Guberniums (jetzt Prager Statthaltereiarchiv) und im Archiv der Polizeihofstelle (jetzt im Archiv des Ministeriums des Innern) eine ganze Anzahl von den Fall Postl betreffenden Acten.

II.

Victor Hamburger sagt S. 13, dass der General-Großmeister Anton Köhler nach einer Woche vergeblichen Wartens auf die Rückkehr Postls am 23. Mai 1823 die Anzeige an die Polizeihofstelle in Wien erstattete, und auf S. 14 spricht Hamburger von einer Antwort des Polizeipräsidenten (soll heißen Polizeioberdirectors) von Wien Freiherrn von Sieber, die erst am 6. Juni erfolgte, und in der berichtet wurde, „dass Postl am 29. Mai abgereist sei.“ Auch Smolle und Meister erzählen nach Josef Postl von einer Anzeige an die Polizeihofstelle in Wien, acht Tage nach dem 16. Mai. Hier liegt ein Irrthum vor, auf den Hamburger aus der viel später erfolgten Anzeige an das Prager Consistorium hätte aufmerksam werden können. Dort heißt es zum Schlusse: „Der k. k. Stadthauptmannschaft in Prag hat Gefertigter (der General-Großmeister) bereits vor vierzehn Tagen dieses unangenehme Ereignis pflichtmäßig gemeldet.“ Da die Anzeige vom 9. Juni datiert ist, so würde diese wohl ungefähre Zeitangabe freilich den 27. Mai bedeuten, aber sich auch auf den 23. Mai beziehen lassen. Auch ein später noch zur Sprache kommender Brief vom 29. Mai (Zimmermann an Hanslick), von dem sich in den Acten der Polizeihofstelle eine Abschrift vorfindet, weiß nur von einer in Prag erstatteten Anzeige zu erzählen.

Die Prager Stadthauptmannschaft sandte diese Anzeige noch an demselben Tage an die Wiener Polizei-Oberdirection (nicht Polizeihofstelle). Der betreffende Act wurde im Gestionsprotokoll der Wiener Polizei-Oberdirection folgendermaßen registriert: „Der Gubernialrath von Hoch gibt zur Kenntnis, dass Postl sich ohne Bewilligung entfernt habe und sich wahrscheinlich heimlich in Wien befinden dürfte. Er stellt im Namen des Ordens das Ansuchen, damit derselbe ausgeforscht und dem Pfarrer der Karlskirche mit Schonung überliefert werde.“ In dem Gestionsprotokoll der Prager Stadthauptmannschaft sind zwölf auf Karl Postl sich beziehende Actenstücke verzeichnet. Das nächste kam vom Pilsener Kreisamt und „eröffnete“, dass Postl „weder in Pilsen noch in dessen Umgebung erschienen sei“, welche Mittheilung von der Prager Stadthauptmannschaft mit einem neuen Auftrage nachzuforschen beantwortet wurde, „da Postl am 13. May in Pilsen gewesen ist und von dort geschrieben hat“. Das hatte von Hoch

offenbar von dem General-Großmeister Köhler erfahren, dem dies durch Kirschbaums Brief vom 26. Mai bekannt geworden war. Merkwürdigerweise berichtet die Pilsner Kreishauptmannschaft trotzdem am 3. Juni abermals, dass Postl nicht in Pilsen gewesen sei. Dieser Act fehlt. Am 2. Juni langte der oben citierte Bericht Ritters aus Eger (28. Mai) ein, der zur Folge hatte, dass der Planer Oberamtmann um Nachforschungen angegangen wurde. Dieser berichtete, dass Postl in der That „am 11. Mai zu Plan angekommen“, aber er setzt sonderbarerweise hinzu, dass „er des andern Tages von da zu Fuße fortgegangen sei“. Diese Mittheilung veranlasste die Prager Stadthauptmannschaft, sich in dieser Angelegenheit an die Kreisämter von Pilsen, Klattau, Prachin, Budweis und Tabor zu wenden. Inzwischen war am 5. Juni die Meldung der Brünner Polizeidirection eingelangt, dass Postl zu Brünn nicht erschienen sei, eine Meldung, die ebenfalls befremden muss, da von einem Aufenthalte Postls in Brünn, wie wir oben gesehen haben, gleichfalls gesprochen und, wie wir später sehen werden, am 6. Juni auch der Wiener Polizeihofstelle berichtet wurde. Die Antwort der Wiener Polizei traf am 9. Juni ein. Es ist der oben citierte, vom Hofrathe der Wiener Polizei-Oberdirection von Sieber unterzeichnete Bericht vom 6. Juni. Er fand seine Erledigung damit, dass die Prager Stadthauptmannschaft sich abermals an die Wiener und Brünner Polizei wendete. Am 10. Juni reichte der General-Großmeister die Anzeige bei dem Prager fürsterzbischöflichen Consistorium ein, welche dieses, wie in dem Prager Statthalterei-Archive zu ersehen ist, noch an demselben Tage an den Präsidenten des k. k. Landesguberniums von Böhmen, Grafen Kolowrat, leitete.

Wir wollen hier die weiteren sich in dem Gestionsprotokolle der Prager Stadthauptmannschaft findenden Angaben noch kurz anführen. Der Elbogener Kreishauptmann eröffnet am 7. Juni 1823, dass Postl am 4. Mai von Karlsbad nach Kulm und von da nach Franzensbad gefahren sei. Am 29. Juni treffen von Hofrath Sieber einige Auskünfte ein, die am 23. Juni von Wien abgesendet wurden. Dass dieser zweite Bericht der Wiener Polizei-Oberdirection fehlt, ist bedauerlich. Am 15. August trifft aus Znaim und am 16. August aus Linz die Meldung ein, dass Postl an beiden Orten nicht gesehen worden sei. Ein am 7. Juli registrierter Act hängt mit der Action zusammen, die ihren Mittelpunkt in der obersten Polizeihofstelle hatte, an deren Spitze Graf Sedlnitzky stand.

Graf Kolowrat sandte nämlich bereits am 12. Juni an den Minister des Innern und obersten Kanzler Grafen von Saurau und an den Präsidenten der Polizeihofstelle Grafen von Sedlnitzky ein gleichlautendes, im Prager Statthaltereiarchiv aufbewahrtes Schreiben ab, dem er eine Abschrift der Anzeige Köhlers an das Prager Consistorium beilegte. Dieses Eingreifen des Grafen Kolowrat

kann erst als eine Anzeige bei der Polizeihofstelle betrachtet werden. Saurau beantwortet diesen Brief am 17. Juni mit folgendem Schreiben: „Hochgeborner Graf! Ich bedauere das ärgerliche, und den würdigen Gen: Großmeister des Kreuzherrnordens Köhler kränkende Ereignis, wovon Eure Excellenz mich unter dem 12[ten] dmts gefällig in Kenntnis gesetzt haben. Eure Excellenz werden mich verbinden, wenn mich hochdieselben seiner Zeit auch von dem Resultate der gepflogenen Nachforschungen gegen den P. Karl Postl benachrichtigen wollen."

Dieser Brief findet sich auch in dem Protokolle des Präsidiums des Ministeriums des Innern verzeichnet, aber er ist dort nicht erhalten, während Kolowrats Schreiben und Sedlnitzkys Antwort sich in den Acten der Polizeihofstelle vorfinden. Es muss höchlich auffallen, dass Saurau in diesem Schreiben von der Audienz, die Postl am 29. Mai bei ihm hatte, nichts erwähnt. Sedlnitzky beantwortet hingegen die Zuschrift Kolowrats am 27. Juni mit einem Schreiben, in dessen Eingang hervorgehoben wird, dass das Gerücht von Postls Flucht in Wien „einen höchst unangenehmen Eindruck gemacht habe, weil das Andenken an ein ähnliches Ereignis, das mit dem Commendator dieses Ordens an der hiesigen (Wiener) Karlskirche, Natter,[1]) Statt hatte, hier keineswegs verlöscht ist, und das unliebsame Gerede hierüber durch den neuen Vorfall mit Postl neue Nahrung erhielt. Ich habe gleich anfangs", heißt es weiter, „als das Gerücht der Entweichung des Priesters Karl Postl hier mit dem Beisatze verlautete, er habe seine Flucht nach Wien genommen, die angemessenen Verfügungen an die k. k. Polizei-Oberdirection erlassen. Solche sind jedoch bisher erfolglos geblieben, und ich muss mir bloß vorbehalten E. E. die etwaigen Spuren seiner Existenz, wenn mir solche durch die hierorts getroffenen Maßregeln zukommen sollten, ungesäumt zu eröffnen. Vollkommen überzeugt, dass E. E. alle polizeilichen Ressorts zur Entdeckung des Aufenthaltes des Priesters in Bewegung gesetzt haben etc."

---

[1]) Wie uns der gegenwärtige hochwürdige Herr Pfarrer der Karlskirche in Wien, Commandeur des Kreuzherrnordens Dobner, erzählt, war Natter Pfarrer der Karlskirche und ist dadurch, dass er ein ungemein großes Haus führte, so in Unordnung gerathen, dass er schließlich zum Selbstmord getrieben wurde. Wurzbach sagt, dass Natter bis zum Jahre 1823 als Consistorialrath bei der k. k. Wohlthätigkeits-Hofcommission thätig war. Von Natters Ende weiß Wurzbach nichts, sondern er gibt nur an, dass sein Todesjahr unbekannt sei. Der Selbstmord Natters muss jedenfalls bereits im Jahre 1822 stattgefunden haben, da der Hof- und Staatsschematismus vom Jahre 1823 ihn nicht mehr unter den Mitgliedern des fürsterzbischöflichen Consistoriums in Wien anführt. Pfarrer Dobner war Cooperator bei seinem Vorgänger Straka, einem Confrater Karl Postls. Straka wusste ebensowenig Günstiges von Postl zu sagen, wie dessen übrige Ordensbrüder.

Diese Antwort Sedlnitzkys an Kolowrat hatte eine Weisung des böhmischen Landes-Guberniums an den Stadthauptmannschafts-Verweser von Hoch vom 6. Juli zur Folge, die sich in ihrem Wortlaute an Sedlnitzkys Schreiben anlehnt und den Auftrag gibt, „alle polizeilichen Maßregeln zur Entdeckung des Aufenthalts Postls“ anzuwenden. Diese Weisung findet sich in dem Gestionsprotokolle der Stadthauptmannschaft verzeichnet und wurde oben bereits von uns erwähnt. Sie wurde von Hoch damit erledigt, dass an alle Kreisämter, Polizeidirectionen, Badeinspectionen etc. Steckbriefe erlassen wurden und dass am 17. Juli an Kolowrat folgender, in dem Prager Statthalterei-Archive aufbewahrter Bericht abgesendet wurde: „Auf die mündliche Mittheilung des hiesigen General-Großmeisters des Ordens der Kreuzherrn mit dem rothen Stern — dass sich der Secretär des genannten Ordens Karl Postl ohne Bewilligung seines Klostervorstands im Anfang des Monats May d. J. von Karlsbad unbekannt wohin — entfernt habe, war ich schon durch längere Zeit bemüht, den Aufenthalt dieses entwichenen Ordensgeistlichen bloß im vertraulichen Wege in Erfahrung zu bringen, da der Herr General-Großmeister die Hoffnung nährte, dass Postl freiwillig wieder zurückkehren würde, und zur Schonung des Rufes dieses Ordens jeden öffentlichen Schritt vermieden wünschte. Da nun aber durch das beharrliche Wegbleiben dieses Priesters die Hoffnung seiner freiwilligen Rückkehr schwindet, so mache ich unter einem zur womöglichen Zustandbringung desselben sämmtliche Kreisämter, die Bade-Inspekzionen, dann die Polizeidirectionen der deutschen Provinzen und, da Postl von Poppitz bei Znaym in Mähren gebürtig ist, auch das Kreisamt in Znaym insbesondere auf das Erscheinen desselben aufmerksam, und werde nicht unterlassen, seinerzeit das Resultat dieser getroffenen Verfügungen gehorsamst anzuzeigen. Einstweilen muss ich aber bemerken, dass dieser Ordenspriester die Hoffnung genährt hat, dass er durch S[e] Excellenz den Herrn O.(berst) Kanzler eine Staats-Anstellung erhalten und somit aus dem Orden, — welcher ihm seit der Beschränkung der ehemaligen Freiheiten ganz zuwider geworden ist —, austreten würde. Er hat sich auch wirklich, — seitdem er hier Landes unsichtbar geworden ist —, in Wien bei S[r] Excellenz dem Herrn O. Kanzler eingefunden, diese Stadt jedoch, — da er die gehoffte Aufnahme nicht gefunden hatte, sogleich am 29. May wieder verlassen. Da er mehrere Verwandte in N. Ö. und nach einigen Nachrichten auch in Ungarn hat, so dürfte er wahrscheinlich bei diesen oder in jenen Gegenden verborgen sein. Dieser letzteren Meinung pflichtet auch der Herr General-Großmeister bei, seitdem ein erst kürzlich zu Kladrub angestellter Bruder des Entwichenen hier war und sich bei dem General-Großmeister selbst sehr angelegentlich erkundigt hatte, was mit seinem Bruder geschehen würde, wenn er sich selbst einfände?“ Auf diesen Bericht, der manche Anhaltspunkte zur

Beurtheilung des Vorgehens der Polizei gegen Postl bietet, kommen wir später noch zurück.

III.

Sedlnitzky beruft sich also in seiner Antwort an Kolowrat nur auf frühere Gerüchte. Auf demselben Bogen, auf dem dieses Concept geschrieben ist, findet sich das Concept eines dasselbe Datum (27. Juni) tragenden Decretes an die Wiener Polizei-Oberdirection. In diesem sagt Graf Sedlnitzky, dass er die Polizei-Oberdirection in Wien bereits „in kurzem Wege“ von der Entweichung Postls „in Kenntnis gesetzt und die genaue Personsbeschreibung des Entwichenen zur Ausforschung desselben mitgetheilt habe“. (Wie wir später sehen werden, ist dies erst am 16. Juni geschehen.) Nun sei ihm die Anzeige des Großmeisters an das Prager Consistorium über „den höchst unangenehmen Vorfall dieser Entweichung“ zugekommen, und er gibt den Auftrag „jede Spur zur Entdeckung des Aufenthaltes (Postls) .. thätigst zu verfolgen, .. denselben aber im Betretungsfalle mit der seinem Priesterstande gebürenden Rücksicht anzuhalten ..“. Von diesem Decret findet sich in dem Gestionsprotokolle ein Auszug, von dem Auftrage an die Wiener Polizei-Oberdirection „in kurzem Wege“ hingegen, an den Sedlnitzky im Eingange des Decretes erinnert, zeigt sich weder in den Acten des Ministeriums des Innern noch in dem Gestionsprotokolle der Wiener Polizei-Oberdirection eine Spur.

Außer diesem und einem oben citierten Auszuge findet sich gar nichts in dem gegenwärtig noch zur Verfügung stehenden Protokolle der Wiener Polizei-Oberdirection. Es ist das nicht das eigentliche Gestionsprotokoll, sondern ein späterer Auszug aus wichtiger erscheinenden Actenstücken, so dass wir nicht in der Lage sind, ein vollständiges Bild des Vorgehens der Wiener Polizei gegen Postl zu gewinnen. Die zwölf Auszüge, die sich in dem Gestionsprotokolle der Prager Stadthauptmannschaft finden, sind wiederum gar zu kurz gerathen. Die durch die Anzeige des Großmeisters beim Prager fürsterzbischöflichen Consistorium angeregte Action lässt sich in den im Prager Statthalterei-Archive erhaltenen sieben Actenstücken, in der den Brief Saurans betreffenden Notification im Präsidialprotokolle des Ministeriums des Innern und in den zwölf Schriftstücken, die in den Acten der Polizeihofstelle im Archive des Ministeriums des Innern erhalten sind, genau verfolgen, da sie in vollständiger, lückenloser Reihenfolge vorliegen. Bei den Schriftstücken aus dem Archive der Polizeihofstelle ist festzuhalten, dass sie sich einerseits fast alle auf eine Zeit beziehen, wo Postl Wien bereits verlassen hatte, um über die Grenze zu fliehen, andererseits keine ein späteres Datum trägt als Sedlnitzkys Decret an die Wiener Polizei-Oberdirection und dessen Schreiben an Graf Kolowrat (27. Juni). Wir haben also die ganz

ergebnislose Action vor uns, zu der die Polizeihofstelle durch die nach Wien gedrungenen Gerüchte veranlasst wurde und die neben jener der Prager Stadthauptmannschaft und der Wiener Polizei-Oberdirection vor sich gieng. Der Ausgangspunkt ist Karlsbad, von wo fast alle Mittheilungen zufließen. Zunächst ein von einem gewissen Schraml (richtig Schranil) aus Wlaschin an Postl nach Karlsbad gerichteter Brief vom 24. Mai, in dem von Postls Flucht im allgemeinen die Rede ist, dann ein Brief des Elbogener Dechanten Peter Pecher an den Pater Johann Fischer, Rentmeister des Kreuzherrnordens in Prag, aus Elbogen den 27. Mai 1823, in dem von Postls „Retourreise über Pilsen Töplitz, Mähren, Wien“ gesprochen wird, endlich der bereits oben erwähnte Brief des Scriptors der Prager Universitätsbibliothek Zimmermann (Mitglied des Kreuzherrnordens) an seinen in Karlsbad weilenden Collegen Scriptor Hanslick, den Vater des Musikgelehrten Eduard Hanslick (aus Prag 29. Mai 1823), in dem gesagt wird, dass Postl bei der Prager Polizeidirection „vom General als Flüchtling angezeigt“ ist. Diese Briefe erregten in Karlsbad die Aufmerksamkeit der Polizei, so dass von dort am 2. Juni an die Polizeihofstelle ein Bericht abgesendet wurde, der eine ziemlich genaue Information über das liefert, was von Postls Abreise nach Karlsbad bis zu seiner Abreise von Franzensbad am 11. Mai geschehen ist. Der mit dem Namen Dewez unterzeichnete, vom 2. Juni datierte Bericht erinnert zunächst an den schon früher nach Wien gesendeten Brief Zimmermanns, durch den man erfahren hatte, dass Postl bei der Polizeidirection in Prag angezeigt sei und wichtige Ordensschriften mitgenommen haben soll. „Heute höre ich“, fährt Dewez fort, „dass hierorts bereits von höherer Orten nach dem besagten Secretär Postl Nachfrage geschähe“ und darum hält er es für seine Pflicht, was er weiß, zu melden. Postl kam mit Kirschbaum ... „soll aber gegen den hiesigen Kaplan Sykora geäußert haben, er werde zu Wien bei der Hofkanzlei im geistlichen Departement angestellt. Der Kreutzherr General soll ihn mit den Worten entlassen haben, ich werde Ihnen bei Ihrer Zurückkunft aus dem Bade schon Ihre weitere Bestimmung anweisen .. Postls Benehmen war hier sehr ernst und verschlossen, dabei etwas anmaßend ..“ Sonst enthält der Bericht nur Vermuthungen und bekannte Thatsachen.

Ein aus Wien stammender, vom 6. Juni 1823 datierter Bericht ergänzt den Karlsbader Bericht in manchen wichtigen Punkten. Er lautet folgendermaßen: „Postls Entfernung aus Prag (oder beziehungsweise aus Karlsbad) ist durch Briefe aus Prag auch unter den hier (in Wien) befindlichen Pragern schon ziemlich bekannt geworden. Von Pragern eben, die ihn kennen, wird mir derselbe als ein Mann von 32 Jahren geschildert, der das gesellschaftliche Leben liebt und galant sich zu benehmen wusste. Seine Ordensbrüder legen ihm keine besonderen Talente bey und erwähnten in vertraulicher Unterredung besonders des Umstands, dass der

General-Großmeister dem Secretär Postl wegen seines Hanges zu gesellschaftlichen Unterhaltungen gedroht habe, ihn des Secretariats zu entsetzen und als Caplan nach Karlsbad zu schicken. Auf diese Androhung soll Postl seinem Vorsteher erwidert haben, dass er lieber aus dem Ordensverbande treten, als dieser Bestimmung folgen werde. Postl war in mehreren besseren Häusern in Prag wohl gelitten, besonders soll er in dem Hause eines Gubernialrathes, der mir jedoch nicht genannt wurde, und dessen Namen ich auch nicht, ohne auffallend zu werden, verlangen konnte, vertraulich aufgenommen gewesen seyn. In Prag müssen nähere Aufklärungen hierüber leicht zu erlangen sein. Postls Aeltern sind Unterthanen der Kreuzherrn von der Herrschaft Pöltenberg (bei Znaym) in Mähren; der Vater desselben betreibt vorzüglich den Weinhandel nach Prag. Bey solchen Weinlieferungen soll eben der Sohn Postl (gedachter Secretär) das Geld dafür eincassiert, und öfters einige Hundert Gulden davon zu seiner Disposition behalten haben. Dieser Umstand wurde gelegentlich berührt, um zu beweisen, dass der Secretär Postl gewohnt war mehr auszugeben, als er gewöhnlich einnahm. Postl hat angeblich einen Bruder, der Amtsschreiber in Böhmen oder Mähren ist. Dieser Bruder (Franz) befindet sich gegenwärtig bei den Kreuzherrn zu St. Carl in Wien. Er ist in der Absicht anher gereiset, um hier seinen Bruder, den Secretär, wenn er kommen sollte, wo möglich aufzufinden, und nach Prag zurückzuführen. Dieser Bruder sowohl, als die Aeltern des flüchtigen Postls sollen äußerst betrübt sein! Eben durch die Bemühungen, welche die Aeltern und Geschwister des Flüchtlings zur Ausforschung desselben sich gaben, soll hervorgekommen sein, dass der Secretär Postl unlängst in Brünn war und von einer Nichte daselbst 200 fr geborgt habe."

Ein weiterer Brief aus Eger vom 13. Juni, den der Kreuzherrn-Commandeur Stöhr an den Bürger Manl in Karlsbad gerichtet hat, und der von Karlsbad nach Wien geschickt wurde, sagt wenig, dagegen ist ein vom 7. Juni 1823 datiertes Fragment eines Prager Berichtes von umso höherem Interesse, weshalb wir die auf Postl bezüglichen Stellen ihrem Wortlaute nach folgen lassen. „Ein Factum scheint der höheren Aufmerksamkeit würdig, nämlich: ein Kreutzherrn-Ordenspriester und zugleich Secretär des Großmeisters Carl Postel hat unter der Maske, nach Carlsbad in die Kur zu reisen, den Orden verlassen und sich auf flüchtigen Fuß gesetzt. Er stand in großen Verbindungen mit dem Gubernialrath Ritter von Böhm, dem Freyherrn von Bretfeld, dem Appellations Rath Jordan, der im vergangenen Jahr von hier nach Brünn reiste u. s. w. Wahrscheinlich ist Postl ins Ausland gewandert, doch wollen einige wissen, er wäre in Wien. Sollte dieß der Fall sein, so ersuche ich Sie, es mir mitzutheilen. Er ist 32 Jahre alt, groß und mager von Körper, von bleicher Gesichtsfarbe; seine länglichen Gesichtszüge verrathen wenig Geist, so wie er wirklich

arm an Geist ist, sonst hat er kleine Stirn und die Ader über die Nase ist aufwärts sehr sichtbar und aufgeschwollen, schwachen Bart und braunes Haar, nachlässig gestutzt. Er spricht deutsch und französisch, und ist an der Zunge kennbar, weil er ratschelt, übrigens ein Vielwisser und Schwätzer, stolz und hochtrabend in seinem Benehmen. „Ich werde Ihnen sagen“, „Sie haben keine Idee“, sind seine Sprüchwörter. Außerdem ist er schlafsüchtig, ein leidenschaftlicher Kartenspieler und im Ganzen nachlässig. Beym Essen ist er daran erkennbar, dass er mit der Gabel in den Zähnen zu stechen pflegt. Ein franzblauer Kaputrock oder ein schwarzer Frack ist sein gewöhnlicher Anzug. Als Ursache seiner Flucht dürften Unzufriedenheit mit sich selbst und als Folge der Disharmonie mit seinem Großmeister, einige Schulden, und eine engere Bekanntschaft mit der Tochter des Gub. Rathes Ritter von Böhm betrachtet werden.“ Diese Personsbeschreibung ist es wohl, von der Sedlnitzky in dem Decret an die Polizei-Oberdirection spricht, da auf dem Rücken dieses Actenstückes geschrieben steht: „Von der Personsbeschreibung b. m. Gebrauch gemacht, somit ad acta. Wien am 16. Juni 1823.“ Es ist dies derselbe Tag, an dem Sedlnitzky das Schreiben Kolowrats präsentiert wurde. Vielleicht hat die Erwartung, dass diese eben abgegangene Mittheilung „in kurzem Wege“ genügen werde, Sedlnitzky veranlasst, mit der Absendung des Decretes an die Wiener Polizei-Oberdirection so lange (zehn Tage) zu zögern.

IV.

Der Ordensgeneral Anton Köhler äußerte sich gegenüber Karl Postls Bruder Josef folgendermaßen über das Vorgehen der Polizei:[1]) „Es sei ihm unbegreiflich, wieso es gekommen ist, dass, nachdem der Polizeihofstelle doch das von ihm gestellte Begehren zur Anhaltung eines flüchtigen Ordensmitgliedes vorgelegen, und sie doch über den jeweiligen Aufenthalt des Flüchtlings auf das genaueste informiert war, die Behörde trotzdem keine Anstalten getroffen habe, seiner habhaft zu werden.“ Die Behauptung, „dass die Polizei zwar stets Postls Aufenthalt wusste, ihn aber niemals gefangen nahm“, kehrt in dem oben erwähnten neuesten Aufsatze Karl Werners wieder. Und Oskar Meister (S. 13) wurde von Josef Postl mitgetheilt, „dass sein Bruder sich in hohen und höchsten Kreisen Gönner und Gönnerinnen zu erwerben verstanden, deren mächtige Hilfe es ihm möglich gemacht hatte, ohne entdeckt, resp. aufgehalten zu werden, seine Flucht ausführen zu können“. Hamburger sagt S. 15: „In der Ungenauigkeit der amtlichen Angaben infolge der absichtlichen Irreführung der Behörden, in der schlaffen Betreibung und absichtlichen Verzögerung, und endlich in der Unterdrückung der Aufsehen erregenden Angelegenheit, erkennt man un-

---

[1]) Smolle, Charles Sealsfield. Wien 1875, S. 14.

schwer den Einfluss seiner Gönner und die Unterstützung derselben durch das willfährige Entgegenkommen der officiellen und compromittierten Kreise, welche jedes Geschehnis zu „vertuschen“ wussten, wenn es auf die Geistlichkeit oder auf einen privilegierten Stand überhaupt den geringsten Schatten hätte werfen können“. Hier sei bemerkt, dass Hamburger nur die zwei Polizei-Actenstücke kannte, von denen im Ordensarchiv Abschriften erliegen.

Wir besitzen nun in dem oben seinem ganzen Wortlaute nach citierten, resumierenden Bericht des Prager Stadthauptmannschaftsverwesers v. Hoch vom 17. Juli ein Actenstück, welches das Gelingen von Postls Flucht wohl genügend erklärt. v. Hoch hat, wie wir aus dem Munde eines hohen Polizeibeamten in Prag erfahren haben, das Andenken eines ebenso energischen als pflichtgetreuen Beamten hinterlassen. Aus diesem Actenstücke geht nun hervor, dass die Anzeige des General-Großmeisters bei der Prager Stadthauptmannschaft vom 23. Mai nur aus einer mündlichen Mittheilung bestand, und dass Hoch bis zum Einlangen der durch den Brief Sedlnitzkys veranlassten Weisung des Grafen Kolowrat am 7. Juli bemüht war, „den Aufenthalt dieses entwichenen Ordensgeistlichen bloß im vertraulichen Wege in Erfahrung zu bringen, da der Herr General-Großmeister die Hoffnung nährte, dass Postl freiwillig wieder zurückkehren würde, und zur Schonung des Ordens jeden öffentlichen Schritt vermieden wünschte“. Diesen Wunsch sprach der General-Großmeister wohl insbesondere mit Rücksicht auf den Fall Natter aus. Übrigens scheint, wie Hamburger (S. 9) aus dem Briefe Postls an Zueber von Nordheim schließt, Postl dem General-Großmeister sein Vorhaben, durch Saurau in Wien eine Anstellung zu erlangen, unumwunden gestanden und ihn sogar um die Ordenskutsche für seine Reise nach Wien ersucht zu haben. Der Großmeister hatte also allen Grund anzunehmen, dass Postl sich selbst wieder melden werde. Es war auch schon für Josef Postl, wie wir aus dem citierten Aufsatz von Karl Werner erfahren, fraglich, „ob der Großmeister Karl Postl wirklich in der Absicht polizeilich verfolge, ihn wieder ins Kloster zurückzubringen, oder ob seine Aufträge bloß ein Scheinmanöver waren“.

Als die einzige sichere Angabe der Polizei wird in der Anzeige an das Prager erzbischöfliche Consistorium die Meldung des Planer Oberamtmanns hervorgehoben, dass Postl am 11. Mai in Plan angekommen sei. Über Plan hinaus hatte die Polizei, wie wir bereits oben gesehen haben, jede Spur von Postl verloren. Und doch meldet Kirschbaum, dass ihm Postl aus Pilsen einen Brief zugesendet habe, den er dem Großmeister vorzulegen verspricht. Ob er ihn wirklich nach Prag gesendet hat, ist fraglich, da er sich im Ordensarchiv nicht vorfindet. Und doch erfährt der Pfarrer Blažek in Poppitz, „dass wahrscheinlich der Herr Secretär soll in Brünn gewesen sein“, eine Mittheilung, die der an die Polizeihofstelle ge-

richtete Bericht vom 6. Juni 1823 dahin ergänzt, dass Karl Postl in Brünn von einer Nichte 200 fl. geborgt habe, wozu bemerkt wird, dass das die Eltern und Geschwister Postls selbst ausgeforscht haben. Freilich kann diese Mittheilung auch auf die wahrscheinlich durch Josef Postl bekannt gewordene Absicht Karl Postls über Töplitz nach Brünn zu reisen, zurückzuführen sein. Ja es kommt sogar noch am 21. Juni aus Pilsen eine dem Kreise der Pilsener Behörden entstammende Nachricht, „dass Postl von Gratz aus bald an Ort und Stelle kommen werde". Insbesondere müssen wir aber hervorheben, dass das Pilsener Kreisamt der ersten Meldung vom 28. Mai, „dass Postl weder in Pilsen noch dessen Umgebung erschienen ist", am 3. Juni eine zweite, gleichlautende Meldung folgen ließ, trotzdem sie nach der ersten Meldung von der Prager Stadthauptmannschaft „um weitere Nachforschung angegangen wird, da Postl am 13. Mai in Pilsen gewesen ist und von dort geschrieben hat". Da es kaum denkbar ist, dass die Pilsener und Brünner Behörden nach Prag eine solche Antwort schicken konnten, wenn Postl wirklich in Brünn bei einer Nichte Geld ausgeliehen und sich in Pilsen aufgehalten hat, so muss es zum mindesten zweifelhaft erscheinen, ob Karl Postl diese beiden Orte überhaupt berührt hat. Wie Kirschbaum dieser Brief Postls aus Pilsen zugekommen ist, lässt sich gar nicht, und wie die Verwandten Postls die Vermuthung aussprechen, dass Karl Postl in Brünn gewesen ist, lässt sich wenigstens nicht sicher erklären. Immerhin müssen wir nochmals auf die auffallende Thatsache hinweisen, dass von dem Pilsener Brief Postls später gar keine Rede mehr ist, und dass er sich auch nicht im Ordensarchiv vorfindet, wie auch die Mittheilung der Poppitzer Verwandten, dass Karl Postl in Brünn „soll gewesen seyn", später keine sichere Bestätigung erfahren hat. Mit der letzten Pilsener Meldung des Ordens-Küchenmeisters vom 21. Juni, dass Karl Postl von Graz aus zurückkehren werde, lässt sich, wie wir auch noch später sehen werden, gleichfalls gar nichts anfangen.

Eine zweite, sichere, polizeiliche Meldung ist dem Prager Stadthauptmannschafts-Verweser am 9. Juni aus Wien zugekommen. Sie wurde am 6. Juni von dem Wiener Polizei-Oberdirector Franz Ser. Freiherr v. Sieber am 6. Juni abgesendet und hat folgenden Wortlaut: „Nach der mir unterm 23/26 May l. J. gemachten gefälligen Mittheilung über den . . unsichtbar gewordenen Karl Postl habe ich sogleich mit Benützung derjenigen Daten, welche Euer Wohlgeboren mir mit verehrtem Schreiben vom 29. May [1]) eröffneten, die geeigneten Schritte eingeleitet. Es ergab sich nun, dass Postl sich wirklich heimlich hier einzuschleichen wusste, bei Sr. Excellenz dem Gr. Saurau einen Besuch abstattete, allein daselbst

[1]) Von diesem offenbar vertraulichen Briefe findet sich nirgends eine Spur.

keine gute Aufnahme gefunden hatte, daher er noch, denselben Tag Abends von Wien abreiste. Er soll sich nach Nikolsburg in Mähren begeben haben, wo seine Eltern sich befinden sollen, und wo er einige Tage zu verweilen Willens ist, um dann sich wieder nach Karlsbad zu verfügen. Ich gebe mir die Ehre, Euer Wohlgeboren hievon sogleich in Kenntniß zu setzen, da Postl in diesem Augenblicke bereits schon in Karlsbad eingetroffen sein würde. Übrigens habe ich die Einleitung getroffen, dass wenn Postl vielleicht doch wieder zurückkehren sollte und bei der Grünwald'schen Familie oder bei dem Fräulein Sidonia von Böhm, die sich beim Herrn Hofrathe von Lilienau[1]) aufhält, sich sehen ließe, er sogleich nach dem Ansinnen des Herrn General-Großmeisters mit möglichster Schonung behandelt werde."

Auf welchem Wege Postl von Plan nach Wien gekommen ist, lässt sich nicht sagen. Am verwirrendsten wirkt wohl die Meldung des Planer Oberamtmanns, dass Postl von Plan „zu Fuße fortgegangen sei". Aus dem Berichte Siebers lässt sich auch nicht herauslesen, was Hamburger S. 11 thut, dass Postl bei der Familie Grünwald abgestiegen ist und dass er dort auch das Fräulein Sidonia v. Böhm getroffen hat. Man kann aus ihm nur schließen, dass Postl die Familie Grünwald und den Hofrath v. Lilienau besucht hat, mehr nicht. Hingegen wird bestätigt, dass Postl seine vor der Abreise ausgesprochene Absicht, bei dem Grafen v. Saurau Audienz zu nehmen, auszuführen wusste. Demgegenüber haben wir schon hervorgehoben, dass Saurau in seinem Schreiben an Kolowrat von dieser Audienz gar nichts erwähnt. Das muss wirklich befremden. Die Polizei kann von dieser Audienz doch nur in der k. k. vereinigten Hofkanzlei Kunde bekommen haben, oder sie musste, wenn sie davon von anderer Seite erfahren hat, doch wenigstens dort nachgefragt haben, wie sie denn auch dort wahrscheinlich von Hofrath von Lilienau über Postls Absicht nach Karlsbad zurückzukehren unterrichtet worden sein mag. So kann man denn an dieser Audienz kaum zweifeln, insbesondere da der oben angeführte resumierende Bericht Kochs an den Grafen Kolowrat vom 17. Juli diese Audienz ausdrücklich erwähnt, und man auch nicht annehmen kann, dass die „weiteren Auskünfte", die nach dem Gestionsprotokoll der Prager Stadthauptmannschaft am 29. Juni von Hofrath von Sieber zukamen, diese Nachricht von der Audienz widerriefen. Dass dieser Act in Wien und Prag fehlt, ist zu bedauern, wenn er auch nicht von großer Bedeutung gewesen sein kann, da ja von dessen Inhalt ebenso etwas in dem resumierenden Berichte Hochs wiedergegeben worden wäre, wie aus dem früheren vom 6. Juni. Man könnte vermuthen, dass auf diesen zweiten Bericht die Intimation, dass Postl sich von Wien nach

[1]) Josef Postl nennt ihn in seinem Brief an Oskar Meister (S. 28) Graf Liliencron.

Innsbruck und von da in die Schweiz gewendet habe, von der Josef Postl in seinem Briefe an Meister spricht, zurückgehe, doch das hätte Hoch auch sicher in seinem resumierenden Bericht angeführt.

So dringend auch Sedlnitzkys Decret an die Wiener Polizei-Oberdirection lautet, so scheint damit die Thätigkeit der Polizeihofstelle abgebrochen, und auch die Prager Polizei bekommt nach der Aussendung der Steckbriefe nur mehr in der Mitte des Monats August aus Znaim und Linz Meldungen, dass Postl an diesen Orten nicht gesehen worden sei. Wenn man diese Spärlichkeit der Meldungen auch dem Umstande zuschreiben muss, dass eben nichts mehr zu melden war, da Postl schon zu der Zeit, als Kolowrat die Anzeige an das Prager fürsterzbischöfliche Consistorium nach Wien sandte (12. Juni), wie ja auch diese Anzeige annimmt, kaum mehr auf österreichischem Boden weilte, so ist das plötzliche Abbrechen aller Mittheilungen an die Polizeihofstelle auffallend genug, um die Annahme zu erlauben, dass Graf Sedlnitzky sich selbst veranlasst fühlte, darauf zu verzichten, Postls Spuren weiter zu verfolgen.[1])

---

[1]) Aus der Schrift „Austria as it is", in der die Reise eines Österreichers, der nach fünfjähriger Abwesenheit sein Vaterland besucht, geschildert wird, lässt sich auf den Weg, den Karl Postl auf seiner Flucht eingeschlagen hat, gar kein Schluss ziehen. Zunächst ist wohl anzunehmen, dass er in dem Zustande der Aufregung, in dem er sich befand, wenig in der Stimmung gewesen ist, Beobachtungen über Land und Leute, die er passierte, anzustellen. Und in der That zeigt eine nähere Untersuchung, dass er nur solche Gegenden genauer schildert, die er auf gelegentlichen Ausflügen von Prag oder von seinem bei Znaim gelegenen Heimatsorte Poppitz aus eingehender kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Reise, die er in „Austria as it is" schildert, ging zunächst von Havre über Paris, Straßburg, Stuttgart, Cannstadt, Heidelberg, Frankfurt, Leipzig nach Dresden. Diesen Theil der Fahrt schildert Sealsfield ganz oberflächlich, nur die Route Stuttgart bis Frankfurt, insbesondere Frankfurt selbst, gibt ihm Anlass ausführlicher zu werden. Das mag darin seinen Grund haben, dass er sich, wie aus seinen Briefen an Cotta hervorgeht, längere Zeit in Frankfurt aufgehalten und von dort aus Cotta in Stuttgart besucht hat. Wie der Reisende in „Austria as it is" die österreichische Grenze betritt, wird er wieder breiter. Von Peterswalde kommt er nach Nollendorf, dann nach Maria Kulm und Teplitz, von wo er einen Ausflug nach Eisenberg unternimmt, der ihn auf dem Rückwege nach Brüx führt; dann schildert er einen Abstecher nach Karlsbad und ergeht sich über die Gegend zwischen Teplitz und Prag. Dass Postls Flucht von Karlsbad ausgieng, wissen wir. Es lässt sich wohl annehmen, dass ihm alles das, was er damals nicht auf seiner Fahrt von Prag nach Karlsbad kennen gelernt hat, durch größere oder kleinere Ferialausflüge von Prag aus bekannt geworden ist. Von Prag geht die Route über Kolin, Czaslau, Iglau nach Znaim und von Znaim über Retz, Krems, St. Pölten nach Wien, wo sie ihr Ende findet. Den Weg von Prag nach Znaim gibt Sealsfield ganz cursorisch an, hingegen bietet er eine eingehende Schilderung des Volkslebens in den Gegenden zwischen der mährischen Grenze südlich von Znaim bis Wien, die so lebendig und zum Theil so detailliert ist, dass man seine genauere Bekanntschaft mit diesen Verhältnissen sofort erkennt. Freilich bemüht er sich, auch hier den Leser irrezuführen, so z. B. gibt es kein Schloss G—k an der Donau, von dem

Vielleicht war das schon ungewöhnlich, dass Kolowrat sich überhaupt in einer solchen Angelegenheit an den Obersten Kanzler und Minister des Innern Grafen von Saurau wendete, und vielleicht war dies nur dadurch veranlasst, dass eben der Name Sauraus mit Postl in Zusammenhang gebracht worden war. Wenn uns nun das oben geschilderte Verhalten Sedlnitzkys dazu führt, höhere Einflüsse zu Gunsten Postls anzunehmen, so können wir sie nach dem Stande der Dinge nur an den Namen Sauraus selbst anknüpfen. Es handelt sich nun darum zu untersuchen, welche Personen Karl Postl die Audienz bei Saurau verschafft haben mochten. Zu diesem Zwecke müssen wir einen Blick auf die höhergestellten Personen werfen, mit denen Postl in Prag verkehrte, und die auch wirklich mit seiner Flucht in Verbindung gebracht wurden.

Smolle erwähnt S. 14, „als immerhin interessante Thatsache . . dass Sealsfield seinem Bruder am Abend vor der Flucht noch mittheilte, wenn er etwas über sein Schicksal erfahren wolle, so solle er zu Hofrath N. (wir „verschweigen auf Bitten Herrn Postls den Namen der Familie“, fügt Smolle hinzu) gehen“. Als Josef Postl von dem Gerüchte der Entwendung von Klostergeldern, ja sogar davon hörte, Secretär Postl sei bereits aufgegriffen und befinde sich in der Correctionsanstalt Murau, begab er sich bald nach der Flucht seines Bruders zu dem genannten Hofrath, der mit lächelnder Miene seine Besorgnisse zerstreute, indem er sagte: „Ihr Herr Bruder ist, so wahr ich — er nannte seinen Namen — heiße, nicht mehr in den österreichischen Erblanden, dieß sei Ihnen genug; mehr kann ich Ihnen vorderhand nicht mittheilen.“ Und Meister sagt S. 15: „Von einem Prager Banquier sei der Flüchtling durch Geldmittel, von einem vielvermögenden Herrn Hofrath durch die Mittel seiner Macht — Postl nannte mir auch die Namen der beiden Protectoren seines Bruders, ersucht aber um Discretion — unterstützt worden. Kurz vorher sollte P. Postl durch Vermittlung eines seiner Wiener Gönner eine Hofkaplanstelle in Wien erhalten.“ Den Bankier erwähnt auch Smolle und Karl Werner nennt seinen Namen. Die betreffende Stelle bei Werner lautet folgendermaßen: „Er (Postl) besaß einen Gubernialpass, ausgestellt von dem Prager Vicepräsidenten Böhm, dessen Freund er war; Geld soll er durch den damals sehr bekannten reichen Bankier Lämel erhalten haben.“ Ferner erzählt der Pfarrer Blažek von Pöltenberg in seinem schon öfter citierten Bericht aus Poppitz: „Übrigens sagte er (Karl Postls Bruder Franz, der Amtsschreiber), könnte auf eine vorsichtige Art der Herr General-Großmeister den Aufenthalt des Herrn Secretär vom Herrn Gubernialrath von Böhm

er in »Austria as it is« S. 99 spricht, sondern was er von den dortigen Erlebnissen spricht, mag er noch als Knabe oder später, während eines Ferienaufenthaltes in der Heimat in einem Schloss mitangesehen haben, das nicht an der Donau, sondern viel näher der mährischen Grenze gelegen haben dürfte. S. Beilage z. Allg. Zeit. 22. IX. 1895.

erfahren." Und Hamburger sagt (wahrscheinlich nach Smolle S. 11), dass „einer seiner Prager Gönner Graf Laszansky" dem Flüchtling die Audienz bei Saurau erwirkt habe und „auch sonst bemüht war, die Anstellung Postls im Hofsecretariate zu vermitteln". Wenn wir noch die gräfliche Familie Clam Gallas nennen, von der O. Meister Mittheilungen über Postls Stellung in der Prager Gesellschaft erhielt, so sind das, außer der in dem im Ordensarchive erhaltenen Wiener Polizeiberichte genannten Familie Grünwald und dem Hofrathe Lilienau in Wien, bei dem sich damals das Fräulein Sidonie von Böhm aufhielt, alle Persönlichkeiten, denen bis jetzt irgendein Einfluss auf das Gelingen von Postls Flucht zugeschrieben werden konnte.

In den im Archive der Polizeihofstelle erhaltenen Acten werden aber noch andere Namen genannt. Der oben angeführte Bericht vom 6. Juni spielt auf das Haus eines Gubernialrathes an; es dürfte wohl der Gubernialrath Ritter von Böhm gemeint sein, der in dem Prager Berichte vom 7. Juni ausdrücklich genannt wird. Außerdem finden wir hier den Namen des Freiherrn von Bretfeld angeführt und den des Appellationsrathes Josef Ritter von Jordan, der Postl wohl kaum nützen konnte, da er im Jahre 1823 bereits nach Brünn versetzt war, und es wird hier auch von „einer engeren Bekanntschaft mit der Tochter des Gub. Rath Ritter von Böhm" als einer der Ursachen von Postls Flucht gesprochen.

Am häufigsten wird also der Gubernialrath Ritter von Böhm genannt. Wie wir schon oben erwähnt haben, hat Karl Werner aus Josef Postls Mund erfahren, dass sein Bruder einen Gubernialpass besessen habe, der ihm von dem wohl später zum Vicepräsidenten avancierten Ritter von Böhm ausgestellt worden war. Das war jedenfalls eine wichtige Förderung für Karl Postls Absichten, da ihm dieser Pass die Möglichkeit, ungehindert zu reisen, sicherte. Dann muss man zunächst daran denken, dass Böhm seinen Einfluss zu Gunsten Postls bei der Prager Stadthauptmannschaft hätte geltend machen können. Dass es ganz unnöthig ist, eine solche Beeinflussung anzunehmen, haben wir bereits oben ausgeführt. Da sich Böhms Tochter, wie es in Siebers Bericht heißt, in Wien bei Johann Limbeck von Lilienau, Hofrath in der k. k. vereinigten Hofkanzlei, deren oberster Chef eben Saurau war, aufhielt, so müssen zwischen Böhm und Lilienau gewiss engere Beziehungen bestanden haben. Diese hätte Böhm kaum zu Gunsten Postls geltend gemacht, wenn wirklich zwischen seiner Tochter und dem Secretär des Kreuzherrnordens, einem katholischen Priester, „eine engere Bekanntschaft" bestanden hätte. Übrigens hat schon Josef Postl die Unwahrheit dieses Gerüchtes ausdrücklich betont.[1]) Es kann kaum ein Zweifel sein, dass Gubernialrath Ritter von Böhm durch diese seine Verbindung mit dem Hofrathe Lilienau imstande

---

[1]) Smolle S. 11. Dazu auch Hamburger S. 147.

war, Postls Bestrebungen um eine Audienz bei dem Grafen von Saurau zu fördern.

Allein bei Smolle und Hamburger taucht auch der Name eines Grafen Lažansky als der eines Gönners Karl Postls auf. Der böhmisch-galizische Hofkanzler Prokop (II.) Lažansky kann das nicht gewesen sein, da er am 24. Februar 1823 (Wurzbach entscheidet sich irrthümlicherweise für den 5. August 1824) bereits gestorben war, sondern irgendeiner seiner Söhne oder irgendein anderes Mitglied der Familie, das es verstand, das enge Verhältnis, das sich zwischen dem langjährigen, vielbewährten böhmisch-galizischen Hofkanzler Prokop Lažansky und dem Obersten Kanzler Grafen von Saurau entwickelt haben mag, eine Art Familienfreundschaft aufzubauen. Da der oben genannte Polizeibericht auch einen „Freyherrn von Bretfeld" unter Postls „großen Verbindungen" nennt, so wäre damit auch die Brücke gegeben, über die Postl in das Haus Lažansky gelangte. Des Hofkanzlers Prokop Gemahlin war eine geborene Freiin Bretfeld zu Kronenburg. Bei der Verwirrung, die bei Wurzbach in Bezug auf das Datum ihres und ihres Gatten Todestag herrscht, lässt sich freilich auch von ihr nicht bestimmt sagen, ob sie lebte, allein man kann immerhin annehmen, dass Postl dem Verkehre im Hause des Freiherrn Bretfeld zu Kronenburg, Landesausschuss-Beisitzers von Böhmen, die Vermittlung der Lažanskys bei Saurau verdankt hat. Übrigens zeigt der Misserfolg Postls zur Genüge, dass weder die Lažanskys noch Hofrath Lilienau sich mit genügendem Nachdruck bei Saurau verwendet haben oder verwenden konnten.

Auch die Familie Grünwald, die der Bericht Hofrath Siebers nennt, gehört zu Postls Prager Beziehungen. Josef Wander von Grünwald, Straßenbaudirector von Böhmen, war zwar schon am 13. April 1822 gestorben, allein Postl kann vielleicht schon zu dieser Zeit eines der beiden im Jahre 1823 in Wien lebenden Mitglieder der Familie Wander von Grünwald in Prag kennen gelernt haben. Was endlich Postls Beziehungen zu der gräflichen Familie Clam Gallas anbelangt, so besitzen wir keinen Anhaltspunkt dafür, dass sie einen Einfluss zu Gunsten des flüchtigen Ordenssecretärs ausgeübt hat. Endlich müssen wir in diesem Zusammenhange einer von Wurzbach der „Ostdeutschen Post" vom Jahre 1864 (Nr. 190) entnommenen Notiz gedenken, deren wichtigste Stelle folgendermaßen lautet: „Postl trachtete in Wien Verbindungen anzuknüpfen, und es gelang ihm auch wirklich, die Gunst des damals in Kirchen- und Schulangelegenheiten allmächtigen Hofrathes Jüstel zu gewinnen, der seine Anstellung bei der Studienhofcommission beabsichtigte; allein bald darauf machte das hochfahrende und übermüthige Benehmen Sealsfields gegenüber dem Regierungsrathe Hallaschka auch dieser Protection ein Ende." Wurzbach bemerkt hiezu: „Es sind das mehrtheils Einzelheiten, die auf Thatsachen zu beruhen und nicht aus der Luft gegriffen

scheinen." Wir können uns der Ansicht Wurzbachs nicht anschließen, da Cassian Hallaschka im Jahre 1823 Dekan der Prager philosophischen Facultät war und erst im Jahre 1833 als Regierungsrath und Referent bei der Studienhofcommission nach Wien berufen und als solcher Mitarbeiter Jüstels wurde. Außerdem müssten auch die Polizeiacten doch etwas von dieser Verbindung Postls mit Jüstel wissen.

Nun haben wir noch der Nachrichten zu gedenken, die Postl von Wien nach Graz und andererseits „von Wien nach Innsbruck und von dort in die Schweiz" gehen lassen. Postls Aufenthalt in Graz ist nur durch den Brief des Ordens-Küchenmeisters Franz Glaser aus Pilsen den 21. Juni bezeugt, in dem es heißt: „Er (der Kreishauptmann von Pilsen) erzählte mir auch, was wegen Postls etwaigem Aufenthalt in diesem (Pilsener) Kreise veranlasst ward, und versicherte, Er habe auf ähnlichem Wege erfahren, dass Postl von Gratz aus bald an Ort und Stelle sein werde." Wir wissen, dass von der Prager Stadthauptmannschaft zwei Anfragen wegen Postl nach Pilsen gerichtet wurden, und die Worte „auf ähnlichem Wege" lassen erkennen, dass dem Kreishauptmann die Nachricht von Postls Aufenthalt in Graz, wenn auch nicht durch die Prager Polizei selbst, so doch aus polizeilichen Kreisen zugekommen ist. Da sich aber für diese Nachricht nirgends eine Bestätigung findet und sie andererseits mit der besser beglaubigten Nachricht, dass Postl sich von Wien nach Innsbruck und von da in die Schweiz begeben habe, in Widerspruch steht, so müssen wir wohl annehmen, dass wir es nur mit einem unzuverlässigen Gerücht zu thun haben.

Die Nachricht, dass sich Postl über Innsbruck in die Schweiz begeben habe, wurde, wie aus dem Zusammenhange von Josef Postls Brief an Meister (S. 29) hervorgeht, dem General-Großmeister von der Polizeihofstelle intimiert. Wir haben oben hervorgehoben, dass Hamburger, sowie Smolle und Meister die Polizeihofstelle nennen, wo es sich nachweislich um die Prager Stadthauptmannschaft und die Wiener Polizei-Oberdirection handelte. Diese Verwechslung mag insbesondere bei Hamburger auf den im Ordensarchive erhaltenen Brief des Nachfolgers des General-Großmeisters Köhler, J. Beer, den dieser am 30. Mai an den Provisor Zueber von Nordheim sandte, zurückzuführen sein. Beer schreibt nämlich: „Noch ehe ich auf geheimen Wegen über K. Postels vermutheten Aufenthalt in hiesiger Stadt (Wien) Kunde einziehen ließ, geschah schon bei dem Hofrathe der Polizeihofstelle eine legale Anzeige ..." Wir wissen, dass am 30. Mai nur von einer Anzeige bei der Prager Stadthauptmannschaft und durch deren Vermittlung bei dem Hofrathe der Wiener Polizei-Oberdirection die Rede sein konnte. Die Intimation von Postls Reise über Innsbruck kann nun dem General-Großmeister in der That durch die Polizeihofstelle zugekommen sein. Dass Siebers Bericht vom 21. Juni eine solche Mittheilung nicht enthalten haben kann, wurde oben bereits hervor-

gehoben, und ein späterer Bericht, der diese Mittheilung gebracht haben mochte, lässt sich in keinem der von uns benützten Archive nachweisen. Es dürfte also diese Intimation dem General-Großmeister, der ja in der Anzeige an das Consistorium selbst die Meinung ausgesprochen hatte, dass sich Postl bereits im Auslande befinden dürfte, auf einem andern Wege als dem Amtswege, direct von der Polizeihofstelle zugekommen sein. Und daher konnte es kommen, dass er sich Josef Postl gegenüber gerade über die Polizeihofstelle beklagte. Ob nun die Nachricht, dass Postl den Weg über Innsbruck in die Schweiz eingeschlagen hat, den Thatsachen entspricht, lässt sich, da die polizeilichen Nachrichten hier plötzlich, wie mit einem Schlage abbrechen, nicht sagen. War es damals wirklich bekannt geworden, dass Postl auf dem Schweizer Boden angelangt sei, so war dies gewiss Grund genug, die Verfolgung Postls aufzugeben, da man ihm ja in der Schweiz nichts anhaben konnte. Allein warum sollten uns die Polizeiacten dies verschweigen, warum sollte sich nicht irgendwo bemerkt finden, dass die Angelegenheit Postl durch sein glückliches Einlangen in der Schweiz ihre Erledigung gefunden habe? Das wäre denn doch unerklärlich, und so bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, dass die Verfolgung Postls plötzlich auf höheren Befehl aufgegeben worden sei.

Und das Motiv, das Saurau bewogen haben mag, in solcher Weise einzugreifen, liegt wohl nicht gar ferne. Sein Verschweigen der Audienz Postls zeigt schon, dass es ihm unangenehm war, mit dem entlaufenen Ordenspriester Postl in Verbindung gebracht zu werden, für den er ja ohnedies kein Interesse hatte fassen können. Übrigens hat er sich bei diesem Eingreifen nicht einmal beeilt. Am 12. Juni hatte Kolowrat das Schreiben an Saurau abgesendet, und Saurau hat dieses zwar bereits am 17. Juni mit dem oben angeführten Schreiben beantwortet, allein Sedlnitzkys Decret an die Wiener Polizei-Oberdirection und dessen Antwort an Kolowrat ist erst vom 27. Juni datiert und wurde erst am 3. Juli expediert. Saurau mag also auf ein gelegentliches Zusammentreffen mit Sedlnitzky gewartet haben, oder es ist ihm gar erst bei einem solchen Zusammentreffen der Gedanke gekommen, diese Angelegenheit niederzuschlagen. Sedlnitzky mag seinem Wunsche umso bereitwilliger entgegengekommen sein, als die Aussicht, des bereits am 29. Mai von Wien abgereisten Postl habhaft zu werden, wohl nur mehr sehr gering war.

Wer nun der Hofrath war, an den Karl Postl, wie Smolle erzählt, seinen Bruder Josef gewiesen, und der dessen Besorgnisse „mit lächelnder Miene“ zerstreute, indem er ihm versicherte, dass sein Bruder bereits jenseits der Grenze sei, lässt sich wohl vermuthen. Es dürfte hier der erst einige Jahre später zum Hofrath avancierte Gubernialrath Ritter von Böhm gemeint sein, den ja auch Franz Postl dem Pfarrer Blažek in Poppitz als denjenigen

nennt, von dem etwas zu erfahren wäre, eine Mittheilung, die den Poppitzer Verwandten auch von Josef Postl zugekommen sein mochte. Hofrath von Lilienau mag dem Gubernialrath Böhm Sauraus Eingreifen berichtet haben. Unrichtig ist aber wohl, dass Josef Postl bald nach seines Bruders Flucht diese Auskunft empfangen hat: das ist, soweit sich der Gang der Dinge übersehen lässt, wohl kaum möglich. Mit dem „vielvermögenden Wiener Hofrath", den Josef Postl in der oben citierten Stelle Meister gegenüber erwähnt, kann wohl nur Hofrath Lilienau gemeint sein.

V.

Selbstverständlich kommt in den Acten der Polizeihofstelle auch die Verleumdung, die sich an die Person des flüchtigen Priesters heftete, zum Wort. Von ihr finden sich in den Schriften Smolles, Hamburgers und Meisters bereits manche kräftige Proben citiert. Ebensowenig wie die Ordensacten wissen auch die uns erhaltenen eigentlichen behördlichen Schriftstücke: die Auszüge bei der Wiener Polizei-Oberdirection und der Prager Stadthauptmannschaft, ferner Sedlnitzkys Decret an die Polizei-Oberdirection und dessen Brief an Kolowrat, endlich die Anzeige des Großmeisters Köhler bei dem Prager Consistorium, etwas zu sagen, was dem Namen Karl Postls zur Unehre gereichen würde. Dass sich seine Unlust an seinem geistlichen Berufe auch äußerlich geltend machte, wie ihm der Großmeister in der bei Hamburger S. 5 citierten Stelle der Anzeige an das Consistorium nachsagt, ist menschlich, aber von den sonstigen Beschuldigungen, die gegen den Flüchtling laut wurden, wird auch nicht die leiseste Erwähnung gethan. Es lag eben gegen Postl absolut nichts vor. Wir wollen der Vollständigkeit halber, und damit dies nicht einmal von dem Dichter feindseliger Seite vorgebracht werde, hier erwähnen, dass es in dem Brief Zimmermanns an Hanslick vom 29. Mai heißt, dass Postl viele Schriften mitgenommen habe, „vorzüglich arcana", eine Beschuldigung, die der Karlsbader Polizeibericht vom 2. Juni aus diesem Brief wiederholt, die aber in keinem anderen Schriftstück eine Bestätigung findet. Die Bemerkung des Wiener Polizeiberichtes vom 6. Juni, dass Postl Gelder seiner Eltern zurückbehalten habe, will von vorneherein nicht als Beschuldigung erscheinen, wie denn auch Josef Postl (Smolle, S. 9) ausdrücklich bezeugt, dass es wegen der Klosterrechnungen im Vaterhause keine Differenzen gab. Der im Ordensarchiv aufbewahrte Brief einer gewissen Katharina Pöger aus Brünn (?) vom 22. Mai lässt sich weder zu Gunsten, noch zu Ungunsten Postls auslegen. Am leichtesten könnte gegen Karl Postl Schranils Brief vom 24. Mai ausgenützt werden, aus welchem herauszulesen ist, dass Postl dem Schranil für Geld und Geschenke eine gute Anstellung versprochen habe. Ein weniger leidenschaftlich gehaltener Brief Schranils desselben Inhalts vom 22. Mai findet sich im Ordensarchiv. Es kann kein Zweifel sein,

dass Postl diese mindestens unklugerweise gegebenen Versprechungen erfüllt hätte, wenn ihm seine Pläne in Wien gelungen wären. Dieser Brief zeigt uns auch den Weg, auf dem sich Postl das Geld für seine weite Reise verschafft hat: er hat alle Freunde und Bekannte förmlich in Contribution gesetzt, von der Zuversicht erfüllt, dass ihm seine Pläne glücken würden und dass er bald alles zurückerstatten könne. Im Kreuzherrnorden hat sich die Tradition erhalten, dass er von seinen Ordensbrüdern, und zwar besonders in Franzensbad und Eger, Geld entlehnt habe. So theilt auch Kirschbaum in seinem ersten Brief dem General-Großmeister mit, dass Postl ihn in dem Pilsener Brief vom 13. Mai „mit dem Versprechen einer baldigen Ausgleichung.. um Richtigmachung der allhier gemachten Kösten“ ersucht habe. Und Kirschbaum spricht in dem zweiten Brief an den General-Großmeister die Vermuthung aus, dass Postl nach Chanawitz fahren wollte, um dort bei dem Gutsbesitzer Peche Geld aufzunehmen. Auch mit seinem Brünner Aufenthalt wird von dem im Archiv der Polizeihofstelle erliegenden Wiener Polizeibericht vom 6. Juni die Mittheilung in Verbindung gebracht, dass Postl „von einer Nichte in Brünn 200 fl. geborgt habe“. So mag Postl schon längere Zeit bemüht gewesen sein, Geld zusammenzubringen, und der Prager Banquier Lämel, der nach Äußerungen Josef Postls gegenüber Meister den Ordenssecretär Postl mit Geldmitteln unterstützt haben soll und der, wie Smolle S. 14 erzählt, zu Josef Postl sagte: „Secretär Postl kann schon noch ein Jahr reisen“, wird eben auch von Postl in Anspruch genommen worden sein, allein er war sicherlich nicht der einzige, der ihm Geld zur Verfügung stellte. Auf diese Weise kann wohl eine Summe zusammengekommen sein, die es Postl möglich machte, sein Glück jenseits der österreichischen Grenzpfähle zu suchen.

An Einzelheiten möchten wir noch aus den Acten hervorheben, dass der Kreuzherrn-Commandeur Stöhr in seinem Brief an den Bürger Manl in Karlsbad aus Eger (13. Juni 1823) schreibt: „Postl erzählte auch viel von des Großmeisters Verschwendung in Wägen. Postl macht dem Großmeister weder Ehre noch Freunde.“ Der Dechant Peter Pecher, den Postl am 1. Mai in Elbogen besucht hat, schreibt am 27. Mai: „Da wir allein waren, schwalbelte dieser Mann so vieles mir vor, dass ich wahrhaftig nicht wußte, ob er recht zu Hause ist oder nicht“, ein Zeugnis für die Aufregung, in der sich Postl befand, als er in seinem Innern mit jenen Entschlüssen rang, die ihn so weit, weit über den Ocean hinüberführen sollten, weiter, viel weiter, als ihn wohl damals noch selbst seine überschwänglichsten Träume versetzt haben mochten.

Dass das Charakterbild Postls, das uns aus den im Polizeiarchiv aufbewahrten Schriftstücken entgegentritt, kein freundliches ist, kann nicht wundernehmen. Gehen doch alle diese Berichte auf Mittheilungen der Ordensbrüder zurück, denen Postl einerseits seine nagende Unzufriedenheit mit seinem geistlichen Stande und anderer-

seits seine geistige Überlegenheit nicht selten in verletzender Weise zu fühlen gegeben haben mag. Die im Ordensarchiv befindliche Antwort Zueber v. Nordheims an Postl (Prag, 23. Mai), die diesem nicht mehr zugekommen ist, zeigt die tiefe Verstimmung, die gegen Postl im Kreise der Ordensbrüder herrschte, deutlich genug. Allein so wenig Spuren darauf hinweisen, dass an Postls Persönlichkeit etwas von der Glorie haftete, mit der uns jeder dichterische Genius umgeben erscheint, so dürfen wir doch nicht vergessen, dass ihn doch besondere Qualitäten vor anderen Brüdern zum Ordenssecretär tauglich erscheinen ließen, und dass er den gesellschaftlichen Verkehr, den er so sehr liebte, auch nicht aufrecht zu erhalten imstande gewesen wäre, wenn er nicht geistige und moralische Eigenschaften gezeigt hätte, die ihn jenen Kreisen zum mindesten interessant erscheinen ließen. Wir haben oben die Stellen aus den Acten der Polizeihofstelle, die sich mit dem Charakter und der Persönlichkeit Karl Postls beschäftigen, ihrem Wortlaute nach wiedergegeben. Sie sind deutlich genug, und wir brauchen kein Wort über sie zu verlieren. Aber wer vermag zu erklären, wie aus diesem Ordenssecretär Karl Postl, dem man so einstimmig, so ohne einem Widerspruche zu begegnen, jede höhere Befähigung absprechen durfte, und von dem auch nicht bekannt ist, dass er je ein besonderes literarisches Interesse bekundet hätte, [1]) der Dichter Charles Sealsfield geworden ist? Nicht zu vergessen, dass Karl Postl im Jahre 1823 bereits im 30. Lebensjahre stand, also in einem Alter, in dem wir das Maß der uns zugebote stehenden Kräfte sowohl kennen, als gebrauchen gelernt haben! Oder haben noch alle besten Kräfte in dem Dreißigjährigen geschlummert und hat der Blick auf den weiten, unendlichen Ocean und der gewaltige Eindruck, den das weite, freie Land auf ihn machte, dessen Boden er sich so wagemuthig anvertraute, diese seine Kräfte erst zum Leben erweckt? Es mag da wohl in Karl Postl ein Process vorgegangen sein, den er selbst wie eine Art Erleuchtung empfunden haben muss. Die Schilderung dieses inneren Processes und der äußeren Erlebnisse, die ihn begleiteten, das wäre ein menschliches Document von hoher Bedeutung.

Wien. Dr. August Weiß.

---

[1]) Dazu: Gegenwart. 18. IV. 1896. „Charles Sealsfield-Postl und Grillparzer" von August Weiß.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. Max **Krieg**, Die Überarbeitung der platonischen 'Gesetze' durch Philipp von Opus. Freiburg i. B., Herder 1896. 40 SS.

Über die redactorische Thätigkeit Philipps von Opus, welcher das letzte Werk des greisen Platon in der uns überlieferten Gestalt der Öffentlichkeit übergeben hat, herrschen verschiedene Ansichten. Krieg geht in unserer Abhandlung daran, diese Thätigkeit Philipps näher zu beleuchten, indem er von der bereits von Bruns vertretenen Ansicht ausgeht, dass sich Philipp nicht auf die einfache Herausgabe der 'Gesetze' beschränkt, sondern einschneidende Veränderungen an dem Werke seines Lehrers vorgenommen hat. Bruns hat in seiner Untersuchung dargethan, dass wir es mit zwei verschiedenen Entwürfen Platons zu thun haben, einem mehr idealistischen, dessen Disposition und einige andere Fragen das jetzige erste Buch der *νόμοι* enthält, und einen mehr realistischen, dessen staatsphilosophische Erörterungen sich an die Gründung der Colonie Magnesia anlehnen, und der dem größeren Theile der überlieferten 'Gesetze' vom Buche III an zugrunde liegt. Das II. Buch mit seinen Darlegungen über Erziehung und Musik, besonders über die Einrichtung der drei Chöre, gehöre in die eigentliche Nomothesie, in die specielle Gesetzgebung für Magnesia, und zwar in das der *παιδεία* gewidmete VII. Buch. Die Fragmente des ersten Entwurfes habe Philipp an den Anfang des ganzen Werkes gestellt, Partien des VII. Buches als II. Buch zwischen das I. und III. Buch eingeschoben. Der Schluss des XII. Buches mit seinem *νυκτερινὸς σύλλογος* könne unmöglich ein Bestandtheil der für Magnesia bestimmten Gesetzgebung sein.

Diese Resultate Bruns nimmt Krieg als gesichert an und widerlegt die Ansicht von Prätorius, dass wir nirgends mehr in den 'Gesetzen' Platons eigene Worte finden, dass nicht eine einzige Stelle der 'Gesetze' Philipp verschont habe, welchen Standpunkt schon Zeller als einen ganz verfehlten bezeichnet. Prätorius stützt diese seine Annahme auf einige Widersprüche zwischen Citaten des

Aristoteles und der überlieferten Gestalt der 'Gesetze'. Krieg legt nun dar, dass die Citate des Aristoteles ungenau sind, und sucht nachzuweisen, dass Aristoteles die uns überlieferte Form der 'Gesetze' bereits gekannt haben müsse, womit die Hypothese von Prätorius ein für allemal abgethan ist.

Mit Bruns stimmt der Verf. in dem Punkte nicht überein, dass der Schlusstheil des XII. Buches von 960 C an dem ersten Entwurfe Platons angehört, und legt überzeugend dar, dass dieser Theil nicht nur als ein organisches Glied der magnesischen Gestzgebung nicht gelten kann, sondern dass er nicht bloß formell, sondern auch inhaltlich mit der Epinomis verwandt ist und als ein Zusatz Philipps angenommen werden muss. Außer diesem Zusatze Philipps deckt Krieg fast in allen 12 Büchern der 'Gesetze' Spuren redactorischer Thätigkeit auf, nur das 10. Buch scheint beinahe ganz verschont zu sein. Als selbständige Zusätze Philipps nimmt Krieg an: I. 642 A — 645 D und Schluss des I. Buches von 649 an, ferner II. 671 A — 672 C und den Schluss des II. Buches 672 C — E und 673 E — 674 E, sodann VII. 803 A bis 804 B und endlich XII. von 960 B an zum Schluss. Endlich sind die Citate aus dem I. Buche, welche sich in III und IV finden, auf Philipp zurückzuführen, ferner eine Citierung der beiden ersten Bücher 890 E im X. Buche. Die Stelle 660 D — 664 A scheint durch Zusätze Philipps verbreitert zu sein. Außerdem hat Philipp einzelne kleinere Fragmente, von Platon zurückgelegte Parallelausführungen, da und dort eingefügt. Manche Stellen des zweiten Entwurfes, die der Redactor fragmentarisch und ungeordnet vorfand, scheint er auch in diesem Zustande belassen oder die Verwirrung sogar noch vergrößert zu haben, so im VI. Buche c. 19—21, im IX. Buche von 934 C an bis zum Schluss und im XII. Buche.

Nach Krieg leitete Philipp bei dieser seiner redactorischen Thätigkeit das Motiv, seine eigene Weltanschauung dem platonischen Werke aufzupfropfen und dadurch dem vermeintlichen Mangel an idealem, philosophischem Inhalt abzuhelfen. Außer der Einschwärzung seiner eigenen Philosopheme ist das Ziel Philipps die Verarbeitung des platonischen Materials, welches zwei durchaus verschiedenen Entwürfen angehört, zu einem Ganzen.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

Ovids Metamorphosen. Herausgegeben von Ant. Zingerle. Schulausgabe, bearbeitet von K. A. Schwertassek. Leipzig, G. Freitag 1896. 8°, XVII u. 436 SS. Preis geh. 1 Mk. 50 Pf., geb. 1 Mk. 90 Pf.

Für eine vollständige Ausgabe von Ovids Metamorphosen haben wir in den Schulen Österreichs keine Verwendung; wohl aber gebraucht man in Deutschland gerne ungekürzte Texte zu Schul-

zwecken, und so wird denn vorliegende Ausgabe mit ihren nützlichen Zugaben ohne Frage ihre Freunde finden.

Das Titelblatt nennt zwei Herausgeber. Zingerle hat seine erneute Revision des Textes dem Verleger zur Verfügung gestellt und die Abweichungen von seiner kritischen Ausgabe des Jahres 1884 in einem kurzen Anhange zusammengestellt. Dieser Anhang bildet den wissenschaftlich bedeutsamen Theil des Buches, insofern darin das Reinerträgnis, welches die Forschungen Zingerles, Magnus' und Rieses im abgelaufenen Jahrzehnt abgeworfen haben, niedergelegt erscheint. Hat doch die Kritik hier noch manches zu schaffen, trotzdem die Metamorphosen verhältnismäßig fehlerfrei überliefert sind. Daneben kommt freilich auch die Überlieferung nicht immer zu ihrem Rechte. Beispielsweise liest man I 99 (non galeae, non ensis erat) bis auf Zingerle *erant*, nachdem einmal Heinsius sein '*Erant* concinnius antiqui quinque' angemerkt hat: und doch erfordern der prosaische wie der poetische Sprachgebrauch in Fällen wie der vorliegende gleich dringend den Singular. Man ersehe dies aus den beiden musterhaften Monographien von H. Anz und E. Ott, die sich mit der Lehre von der Congruenz befassen. Anz (Ciceros Sprachgebrauch in der Beziehung des gemeinsamen Prädicats bei mehreren Subjecten. Progr. Quedlinburg 1884) lehrt S. 18: 'Bei anaphoristischer Scheidung der Objecte ist die Beziehung des Prädicats auf nur eines derselben die Regel' und führt unter anderem an: p. red. I 37 pro me . . non adulescentes filii, non propinquorum multitudo est deprecata; Pis. 45 quod vos . . ., quod ceteri ordines, quod cuncta civitas odit. Analoge Fälle finden sich bei Ott (Über die Congruenz des Prädicats mit mehreren Subjecten im Numerus bei Horaz. Progr. Böhm.-Leipa I 1887, II 1888) I S. 13 ff. Endlich vgl. man noch Virg. Aen. I 16 f. hic illius arma, Hic currus fuit.

Der zweite Herausgeber, Schwertassek, hat den Text mit Rücksicht auf seine Bestimmung für die Schule entsprechend eingeleitet und abgeschlossen. Neben der von ihm aufgenommenen Autobiographie des Dichters verbreitet sich Sch. selbst ziemlich eingehend über Leben und Dichtung des Ovid und befasst sich wie natürlich ganz besonders mit dem Inhalt der Metamorphosen. Durch Columnenüberschriften und Randnoten ist für die Übersicht des Inhaltes gesorgt, durch ein Verzeichnis der Eigennamen für das sachliche Verständnis des präparierenden Schülers. Im Anhange folgen Stammbäume einiger Heldengeschlechter.

Ovids Metamorphosen in Auswahl. Für die Schule. Nach der größeren Ausgabe von Hugo Magnus. Gotha, Perthes 1896. Text: 8°, XIV u. 117 SS., Commentar: 8°, IV u. 115 SS. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf.

Magnus ist kein Freund von Chrestomathien. Dass er sich gleichwohl zu der Aufgabe, Ovids Metamorphosen in Auswahl zu edieren, verstanden hat, dafür werden ihm insbesonders diejenigen

danken, die seine sonstige Beschäftigung mit dem Dichter zu würdigen wissen. Freilich bestehen die von ihm seinerzeit geltend gemachten Gründe für den Gebrauch unverkürzter Ausgaben in der Schule heute noch in ihrem objectiven Werte; aber die Verhältnisse sind eben stärker als der Mensch: die Verwendung von Texten, die für die Schule bearbeitet sind, ist allgemein geworden, und so hat sich denn M. entschlossen „auf den dringenden Wunsch vieler Fachgenossen und der Verlagshandlung eine Auswahl nach seiner größeren Metamorphosenausgabe zusammenzustellen".

Dass M. zunächst die Lesestücke wiederbringt, welche in fast allen Chrestomathien wiederkehren, ist kein müßiges Zugeständnis an die bisherige Praxis: Ovids Metamorphosen sind auf ihren bildenden Wert mehr als einmal geprüft worden, und gleichwohl ist der Grundstock der für die Schule verwendbaren Partien unangetastet geblieben. Nicht einmal die vom Herausgeber als neu aufgenommen bezeichneten Erzählungen aus dem trojanischen Sagenkreise (XII 1—145, 580—628, XIII 1—398, XIV 155—307, 223—307, 454—511) waren von der Schullectüre bisher ganz ausgeschlossen. Dass M. letztere aufgenommen hat „als formal sehr schöne Proben ovidianischer Erzählungskunst" und „als Vorschule zu Homer und Virgil", wird man vernünftig finden. — Die Einleitung bringt außer der Biographie des Dichters und der Aufzählung seiner Hauptwerke das Wichtigste aus der lateinischen Verslehre und eine Darstellung des Hexameters und des Distichons. Übungsbeispiele (einzelne Hexameter und Pentameter, sowie etliche Disticha) bilden hier den Schluss. Abgesehen von der sachlichen Vollständigkeit und Richtigkeit, die man bei dem Kenner lateinischer Dichtung nicht erst zu betonen braucht, sind Klarheit und Einfachheit die bemerkenswertesten Eigenschaften dieser Einleitung. Der Verf. strebt mit seiner Darstellung offenbar das unmittelbare Verständnis des Schülers an, der sich nach einer Andeutung des Vorworts die gegebenen prosodischen und metrischen Regeln bei der Lectüre stets in voller Klarheit gegenwärtig halten, allenfalls gelegentlich im einzelnen nachlesen soll, ohne erst des Lehrers zu bedürfen. — Bezüglich des Commentars bemerkt der Hrg. selbst, dass er denselben nicht unmittelbar aus seiner größeren Ausgabe herübergenommen, sondern denselben mit Rücksicht auf den ganz elementaren Zweck der Auswahl durchgesehen und verändert und an vielen Stellen umgearbeitet hat. Dass er seltenere Eigennamen gleich in den Anmerkungen erklärt, also einen Index nominum überflüssig macht, dass er weiter den Gebrauch des Lexikons bei der Präparation voraussetzt, stimmt vollständig zu den Ansichten des Referenten.

Einige wenige Bemerkungen zu Text und Commentar mögen die Anzeige schließen. I 99 schreibt M. mit der Vulgata: nec galeae nec ensis erant. Ref. hält die Zurückführung der Überlieferung erat für nothwendig. Zu II 33 quid hac ait arce petisti bedarf

wohl das Perfect petisti einer Erklärung. Vgl. 'Gymnas.' VIII 482. — III 29 wäre zu stetit die Note 'blieb stehen' (nicht von mir) zweckmäßig. Demnach wäre auch zu V 513 die Bemerkung des Hrg.s 'trat hin' zu erweitern. Vgl. Fast. I 503 und dazu Peter. — IV 60 taedae quoque iure coissent. M. erklärt taedae als Nominativ und übersetzt iure 'wie es rechtens'. Ref. kennt die Gründe des Hrg.s für seine Auffassung, glaubt aber mit Rücksicht auf Curt. VIII 4, 26 matrimonii iure iungi die Erklärung vorziehen zu müssen: Sie hätten sich durch das Band (den Stand) der Ehe vereinigt. Zur hiesigen Bedeutung von ius vgl. Cic. Off. I 18, 60 iure societatis humanae; Liv. 26, 24, 9 iure amicitiae (ähnlich I 34, 12; 24, 5, 9; 28, 20, 7); Curt. IX 6, 10 iure amoris; Ov. Trist. IV 10, 46 iure sodalicii, quo mihi iunctus erat; Met. VII 503.[1]) — V 482 übersetzt M. falsa iacet (fertilitas terrae) 'liegt trügerisch, als Lüge sich erweisend, geknickt am Boden.' Wie treffend diese Übersetzung ist, ersieht man aus den Sinnesparallelen Hor. Od. III 1, 30 fundus mendax; Ep. XVI 45 germinat et nunquam fallentis termes olivae. — VII 631 ist horruerant als von horresco stammend zu bezeichnen. — Nicht unerwähnt bleibe, dass hiemit eine Anzahl von Lesearten zum erstenmale in einem neueren Texte erscheinen. Dass wir es hier mit einem Fortschritte in der Kritik zu thun haben, dafür bürgt der Name des Herausgebers, dessen erfolgreiche textkritische Studien hinlänglich bekannt sind.

Wien. J. Golling.

Zur neueren deutschen Literaturgeschichte.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer. Stuttgart, G. J. Göschen. 8°.

Nr. 49/50. Göttinger Musenalmanach auf 1770, herausgegeben von Karl Redlich. 1894. 110 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

— — **Neue Folge.** Herausgegeben von August Sauer. Stuttgart (jetzt Leipzig), G. J. Göschen. 8°.

Nr. 1 (51). Christian Thomasius, Von Nachahmung der Franzosen, nach den Ausgaben von 1687 und 1701. 1894. IX u. 50 SS. Preis 60 Pf.

---

[1]) Nachträglich bemerke ich, dass unsere deutschen Lexikographen über die hier statthabende Bedeutung von ius keine befriedigende Auskunft geben, wohl aber H. Nettleship, Contributions to Latin Lexicography. Oxford 1889. Hier heißt es unter 'ius': »Abstr., that which binds or holds, a bond: Cic. Lael. 35 deserere ius amicitiae; Fam. 13, 14, 1 iura necessitudinis; Verg. A. 2, 157 fas mihi Graiorum sacrata resolvere iura; 4, 27 ante, Pudor, quam te violo aut tua iura resolvo; and so often in such connexions as iura amicitiae, societatis etc. (the bonds of friendships, alliance, etc.).«

Nr. 2/3 (52/53). Göttinger Musenalmanach auf 1771, herausgegeben von Karl Redlich. 1895. IV u. 100 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Nr. 4/5 (54/55). Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein, ein Spiel von Adelbert von Chamisso (1806) ... herausgegeben von E. F. Kossmann. 1895. XXXVI u. 68 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Nr. 6/7 (56/57). Der Bookesbeutel. Lustspiel von Hinrich Borkenstein (1742). 1896. XXX u. 73 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Nr. 8/12 (58/62). Sechs ungedruckte Aufsätze über das classische Alterthum von Wilhelm von Humboldt, herausgegeben von Albert Leitzmann. 1896. LIV u. 214 SS. Preis 3 Mk.

Grazer Studien zur deutschen Philologie. Herausgegeben von A. E. Schönbach und B. Seuffert. Graz, Styria 1895. 8°. Heft 4: Prior in Deutschland von Dr. Spiridion Wukadinović. X u. 71 SS.

Friedrich Nicolais Jugendschriften. Von Ernst Altenkrüger. Berlin, Karl Heymann 1894. 8°, VI u. 136 SS. Preis 2 Mk.

Die Iphigeniensage in antikem und modernem Gewande. Von F. Thümen. 2. Aufl. Berlin, Mayer & Müller 1895. 8°, 47 SS.

Goethe und Schiller. Beiträge zur Ästhetik der deutschen Classiker. Nach seinen an der Universität Berlin gehaltenen Vorträgen aufgezeichnet von K. Heinrich v. Stein. Leipzig, Ph. Reclam jun. (Universal-Bibliothek Nr. 3090). 126 SS. Preis 20 Pf.

Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung. Von Karl Gneiße. Berlin, Weidmann 1893. 8°, XI u. 236 SS.

Die Entwicklung von Schillers Ästhetik. Von Karl Berger. Gekrönte Preisschrift. Weimar, H. Böhlau 1894. 8°, VI u. 325 SS. Preis 4 Mk.

Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesammtausgabe. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. Bd. 3.—6. (1893—1895). 8°, 560, 564, 576, 529 SS.

Der deutsche Philhellenismus. Cultur- und literarhistorische Studien. Von Dr. Robert F. Arnold. Separatausgabe aus der Zeitschrift „Euphorion". 2. Ergänzungsheft. Bayreuth, L. Ellwanger 1896. 8°, 115 SS.

Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Heidelberg, G. Weiss 1893. Heft 3—7. S. 177—686.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, K. Breysig .... mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt herausgegeben von Julius Elias und Max Osborn. Stuttgart (jetzt Leipzig), G. J. Göschen 1894—1895. Bd. 3 (Jahr 1892). Bd. 4 (Jahr 1893). Lex. 8°. Preis 23 Mk. 80 Pf., 26 Mk. 80 Pf.

Die Schriften, die im folgenden angezeigt werden, umfassen beinahe zwei Jahrhunderte deutschen Geisteslebens. Nur in ihrer Beziehung auf deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts treffen sie zusammen; eine höhere Einheit, auf die sie alle abzielten, wäre wohl kaum zu erweisen. Der Zufall hat sie mir in die Hände gespielt, und nur der Wunsch, lange Zurückgelegtes endlich zu erledigen, veranlasst mich, sie unter Einem zu behandeln.

Gleichwohl wäre es verfehlt, den Mangel eines Zusammenhanges ihnen zum Vorwurf zu machen, oder gar dem Betriebe der Literaturgeschichte aus gleichem Grunde Zersplitterung und Uneinheitlichkeit vorzuwerfen. Im Gegentheil: gerade eine solche Überschau bezeugt, welche Fortschritte die Literarhistorik bisher gemacht hat. Strenge Methode, gute Schulung, ergebnisreiche, weil richtig geleitete Arbeit offenbart sich in fleißigen Anfängerstudien, treffsichere Meisterschaft in den Gaben der Leiter und Führer; und in deutlichen, unverkennbaren Gegensatz treten dilettantische Bemühungen, mühsam auf geliehener Krücke forthumpelnde Gestalten. Auch der Fernerstehende muss den Unterschied empfinden, muss herausfühlen, wo gesundes, kräftiges Schaffen, wo kränkelnde, dem Untergang verfallene Producte zu suchen sind.

Eine Mustersammlung philologischer Kritik, die von Seuffert begründeten, von Sauer fortgeführten Deutschen Literaturdenkmale, ist um einige Nummern wiederum angewachsen. Die Jahrgänge 1770 und 1771 des Göttinger Musenalmanaches, von Karl Christian Redlich herausgegeben, sollen eine längere Reihe von Neudrucken einzelner Bändchen des hochwichtigen, auf Bibliotheken selten vollständig vorliegenden Unternehmens eröffnen. Redlich verzichtet auf eine längere Einleitung, begnügt sich mit vorsichtiger Verbesserung weniger Druckfehler, fügt aber beidemal ein Register hinzu, das die Chiffern auflöst und mit ungewöhnlicher Kenntnis des Materials spätere Drucke nachweist, zum Theile auch frühere aufdeckt. Sauer selbst macht ein noch weit schwieriger zugängliches Heft zum Gemeingute, das erste deutsche Universitätsprogramm, des Christian Thomasius' 'Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle?' von 1687; die Nachschrift von 1701 ist hinzugefügt. Sauer charakterisiert auf wenigen Seiten die Bedeutung der Schrift, verweist auf die wichtigste Literatur und bessert den flüchtig gedruckten Text des Originales. Mit weniger Freude ist Kossmanns Veröffentlichung von Chamissos Fortunatfragment zu begrüßen. Ich habe meine Einwendungen an anderer Stelle, im 'Euphorion' 4, 132 ff., ausführlich begründet und begnüge mich hier mit der Bemerkung, dass Kossmann es nicht verstanden hat, die Bedeutung des Fragmentes zu erfassen. Wer Kossmanns sehr breite Einleitung liest und dann an die schlechten, holperigen und schwerverständlichen Verse dieser von Chamisso selbst verurtheilten Jugendarbeit sich wagt, wird sich enttäuscht abwenden und den Wunsch nicht unterdrücken können, dass man die ersten schwächlichen Versuche uns lieber und werter Dichter besser ungedruckt lasse und dem Studium des einzelnen Forschers vorbehalte. Dass das Fragment gleichwohl ein gewisses Interesse für uns hat, glaube ich a. a. O. gezeigt zu haben.

Dem rastlosen Spürer Leitzmann danken wir schon manche interessante Veröffentlichung aus dem Humboldt-Forster'schen Kreise.

Hochwillkommen sind die sechs ungedruckten Aufsätze Humboldts, die er in den Heften 58—62 vorlegt. Humboldt hat jederzeit mehr besessen, als er ausgab. In strenger Selbstbeschränkung warf er nicht dem großen Publicum hin, was er erforscht und erschaut hatte. Auf den engsten Freundeskreis hat er umsomehr gewirkt. Die Anschauungen der Classiker und der älteren Romantiker sind ohne Zweifel von ihm stark beeinflusst worden, besonders auf dem Felde der Antike. Um so erfreulicher ist es, gerade aus der Zeit seines innigsten Verkehrs mit Schiller und Goethe Aufsätze seiner Hand über die Antike geschenkt zu bekommen. Ich hebe vor allem die Skizze 'Über das Studium des Alterthums und des griechischen insbesondere' hervor. Gleichzeitig mit Friedrich Schlegel geht Humboldt da einem Probleme nach, dem dieser Romantiker die beste Kraft seiner Jugendjahre und einige seiner wichtigsten Jugendaufsätze gewidmet hat. Bei Leitzmann, der diese Studie, ebenso wie alle übrigen, mit einer ungewöhnlichen Kenntnis der Humboldtliteratur analysiert und erklärt, kann man nachlesen, wie Humboldt auf der anderen Seite auch die streng wissenschaftliche Philologie eines Wolf befruchtet hat (vgl. insbes. S. XXI). Ein Aufsatz über Pindar gewährt Einblick in ein Lieblingsthema Humboldt'scher Arbeit. Die 'Betrachtungen über Weltgeschichte' lassen sich bequem mit den Humboldt'schen Versuchen über Theorie der Historik in Einklang setzen. Wir sehen ihn dann in Spanien dem antiken Theater nachgehen, während er in Rom Betrachtungen über Latium und Hellas anstellt und Verfall und Untergang der griechischen Freistaaten erwägt. Zu Leitzmanns erschöpfendem Commentar nur einen kleinen Nachtrag: S. 30, 3 citiert Humboldt Kants Kritik der Urtheilskraft S. 258—260. Leitzmann weiß mit dem Citate nichts anzufangen. Thatsächlich sollte es auch heißen S. 58 bis 60. Humboldt bezieht sich auf Kants Behauptung, dass die Normalidee der Schönheit bei Weißen und Negern, bei Europäern und Chinesen nicht dieselbe sein kann. Es handelt sich um §. 17 der Kritik der Urtheilskraft.

Eine hochwillkommene Gabe ist der Neudruck von Borkensteins „Bookesbeutel". Heitmüller, auf dem Felde älteren hamburgischen Dramas wohl zu Hause, führt diese älteste Localkomödie Hamburgs durch ein kundig geschriebenes Vorwort ein. Nothwendig war es freilich nicht, Ibsen und Sudermann zur Interpretation herbeizubemühen. Solche Parallelen müssen mit richtigem Takte geführt werden. Bei Heitmüller sind sie theils geschmacklos, theils schief und falsch.

Gerade für die Lyrik des 18. Jahrhunderts ist in den Literaturdenkmalen mannigfach gesorgt worden. Ich erwähne nur die von Sauer besorgte Ausgabe von Uz (Heft 33—38), dann Schüddekopfs Götz (Heft 42), und weise nochmals auf die Neudrucke des Göttinger Musenalmanachs. Unter den Auspicien von Sauer und Seuffert wagt sich denn auch Wukadinović an ein Problem der

Geschichte jener Dichtungsgattung. Er geht dem Einflusse nach, den Matthew Prior auf die Lyrik des sogenannten goldenen Zeitalters deutscher Literatur ausgeübt hat. Priors Name wird in der Zeit immer wieder genannt, so oft von leichterer, leichtfertiger Dichtung die Rede ist. Wieland wettert 1756 gegen Prior, Gleim, Chaulieu, Tibull, Hagedorn, Gay, und 1773 ruft er im entgegengesetzten Sinne: 'Gressets, Priors, Gays, Popes gebt uns, ihr Musen' (an Gotter den 29. Januar 1773; Wukadinović hat die Stelle übersehen). Solcher Aneinanderreihungen, in denen Priors Name erscheint, wäre eine Menge nachweisbar. Gleichwohl scheint — wie Wukadinović zeigt — Prior weniger stark auf Deutschland gewirkt zu haben, als jene Wendungen erwarten ließen. Der Verf. untersucht, wie Prior von Hagedorn und von den Bremer Beiträgern übersetzt und benützt wird, wie er in anakreontischem Sange sich mit den Hallensern berührt, wie seine kleineren weltlichen Gedichte bis zu Herders Interpretationskunst den deutschen Übersetzern und Bearbeitern zu schaffen machen. Ein wichtiges Capitel ist Wielands Verhältnis zu Prior gewidmet. Den Quellen des „Musarion" wird in diesem Zusammenhange nachgegangen (S. 50 ff.). Minors einschlägige Bemerkungen (Zeitschr. f. deutsche Philologie 19, 231), die den Verf. den größten Theil seines Weges führen, wären allerdings nicht bloß in einer versteckten Anmerkung zu verzeichnen gewesen. Endlich verweilt der Verf. bei Priors geistlichen Dichtungen; sein „Salomon" ist uns ja durch den 39. Literaturbrief Lessings gegenwärtig. Lange hat Prior nicht nachgewirkt. Wenn sich auch erst im 19. Jahrhundert seine Spuren verlieren, so ist aus späterer classischer Zeit doch nur wenig zu melden gewesen. Die Arbeit von Wukadinović ist sorgfältig und eindringlich zu nennen. Er hat sich nur wenig entgehen lassen, so etwa die Besprechung von Bertuchs Übersetzung des Gedichtes Heinrich und Emma in den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772' (Literaturdenkm. 7 u. 8, 611). Knappere Darstellung ließe die Resultate leichter erkennen. Besser wäre wohl auch eine kurze Charakteristik Priors an den Anfang gestellt worden. Wenn Heines Einfluss auf Frankreich untersucht wird, bedarfs wohl einer solchen Orientierung nicht. Ich meine indes, dass die Gestalt Priors auch dem Fachmanne nicht in so deutlichen Umrissen vor Augen steht, dass eine solche Charakteristik entbehrlich wäre.

In das sogenannte goldene Zeitalter der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts geleitet uns auch Altenkrügers Buch über Fr. Nicolais Jugendschriften, eine Erstlingsarbeit, wie die eben besprochene. Glatteren Fluss der Sprache, geschicktere und gewandtere Darstellungsweise hat sie vor der Priorstudie voraus, mit der sie in der Sorgfalt bibliographischer Angaben übereinstimmt. Altenkrüger holt sich aus der Entwicklung des Berliner Aufklärungsapostels die Periode heraus, in der Nicolai, neben Lessing

energisch vordringend, uns am sympathischesten, freilich literarhistorisch weniger interessant ist, als zur Zeit seines Kampfes gegen Weimar und Jena. Nicolais Nachlass, Gedrucktes und Ungedrucktes, wurde verwertet und bringt der Arbeit manchen Gewinn, insbesondere dem biographischen ersten Capitel. Das zweite Capitel, 'Literarische Anfänge' überschrieben, deckt sogar unbekannte Jugendarbeiten Nicolais auf, freilich recht unerquickliche Dinge; so den Anfang eines „Heldengedichts auf den Herrn Klopstock", beeinflusst — wie Altenkrüger zeigt — von Pyras „Tempel der wahren Dichtkunst", eine private Übung des jungen Gymnasiasten Nicolai, ungeschickt und knabenhaft, in schauerlichen Hexametern geschrieben und wider seinen Willen gedruckt. Ferner vermuthet Altenkrüger, dass Nicolai für die 'Freundschaftlichen Briefe' von J. S. Patzke (Frankfurt und Leipzig 1754) die Nummern 38, 39, 40 und 77 geliefert habe. Weniger erfolgreich mussten natürlich die drei letzten Capitel ausfallen, die sich mit den „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", mit der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und mit Nicolais Antheil an den Literaturbriefen beschäftigen. Zunächst glaube ich nicht, dass Altenkrügers breitere Ausführungen die Charakteristik umstoßen, die Minor (DNL 72, 277 ff.) von Nicolai gegeben hat (S. 64). Dann wäre wohl über Nicolais vielbesprochene „Abhandlung vom Trauerspiele" (S. 68 ff.) mehr zu sagen gewesen. Im ganzen kommen Altenkrügers Bemühungen mehr der Bibliographie zugute. Über die geplante zweite Auflage der „Briefe über den itzigen Zustand" hat Altenkrüger sorgsam alle Nachrichten gesammelt und aus dem Nachlasse Nicolais einige Notizen beigefügt (S. 57 ff.). Die einzelnen Beiträge zur „Bibliothek" werden, allerdings nicht ganz stichhältig, ihren Verff.n zugewiesen (S. 78 ff.). Nicolais Antheil an ihr und an den „Literaturbriefen" gelangt zu ausführlicher Analyse, ohne dass freilich viel Interessantes zur Sprache käme. Da Altenkrügers Arbeit mithin mehr durch die Fülle reichen Notizenmateriales, als durch wichtige Resultate sich auszeichnet, ist umsomehr zu bedauern, dass der Verf. sich den Artikel von Jördens 4, 32 ff. hat entgehen lassen. Gerade bibliographisches Detail wäre hier anzutreffen gewesen; so etwa S. 44 f. die Übersetzungen, die dem „Ehrengedächtniß des Herrn Ewald Christian von Kleist" (vgl. S. 20 f.) zutheil geworden sind, dann S. 56 ff. die Aufnahme der „Bibliothek der schönen Wissenschaften". Auch Jördens' Artikel „Patzke" hätte Beachtenswertes geboten.

In den Bereich der Goetheliteratur führt Thümens Studie über antike und moderne Bearbeitungen der Iphigeniensage. Ein gutes Gymnasialprogramm von 1881, in zweiter Auflage erscheinend, leider jedoch zu wenig überarbeitet, um den fünfzehn Jahren Goethephilologie gerecht zu werden, die zwischen beiden Auflagen verstrichen sind. Thümen weiß nichts von Baechtolds Ausgabe der vier Goethe'schen Iphigenien, nichts von den Weimarer Goethe-

arbeiten! Trotzdem wird man die Studie noch immer mit Gewinn lesen, da sie von einer richtigen Anschauungsweise getragen wird.

Viel erfreulicher aber wirkt ein kleines Büchlein auf uns ein, das durch Umfang und Form, endlich aber auch durch seinen geringfügigen Preis es Jedermann möglich macht, in das Wesen der Dichtung Goethes und Schillers tiefe Einblicke zu thun. K. Heinrich von Stein, dem trefflichen Kenner und ausgezeichneten Interpreten der Ästhetik des 17. und 18. Jahrhunderts, soll hier nicht ein Nekrolog gehalten werden. Wer nach seiner „Entstehung der neueren Ästhetik" (Stuttgart 1886) jüngere, der Geschichte der Ästhetik gewidmete Werke in die Hand nimmt, muss immer wieder beklagen, dass es Stein nicht gegönnt war, auch der Historiker der classischen und romantischen Kunsttheorie zu werden. Nur das Parergon einer Geschichte der classischen Ästhetik wird in seinem Büchlein über Goethe und Schiller geboten, Vorlesungen, im Sommer 1886 an der Berliner Universität gehalten, zuerst in den Bayreuther Blättern abgedruckt und jetzt weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Stein gibt nichts weniger als eine exacte Darstellung der Schiller'schen Ästhetik; er wendet sich vielmehr dem Problem zu, welche Berührungen zwischen Schillers und Goethes Kunstanschauungen bestanden haben. Zunächst stellt er fest, wie weit Goethe und Schiller vor ihrem Bunde in ihren Ideen zusammentreffen, wie weit Schiller auf Goethe und Goethe auf Schiller ideell vorbereitet war. Viel tiefer und in umfassenderem Sinne ist derselben Frage neuerdings Minor (Preuß. Jahrbücher 77, 1—60) nachgeschritten. Von diesen Berührungspunkten aus leitet dann Stein die gemeinsamen Arbeiten beider ab und zeigt endlich, wie Goethe nach Schillers Tode weitergegangen ist. Dass bei solcher Betrachtungsweise ein Mann von dem Feinsinne Steins eine Fülle interessanter Aperçus nebenhinstreut, liegt auf der Hand. Auf eins sei aber noch besonders aufmerksam gemacht: auf jeder Seite fühlt der Leser, dass ein Denker zu ihm spricht, der eine lebendige Anschauung von dichterischer Thätigkeit hat. Ein beliebter Einwand gegen neuere wissenschaftliche Literaturkritik, der Vorwurf geringen Verständnisses für dichterische Phantasiethätigkeit, hier ist er gewiss nicht an seinem Platze.

Steins Büchlein ist die originelle Leistung eines originalen Kopfes, der nicht erschöpfen, sondern nur andeuten, nicht Alles erklären, sondern nur Einzelnes aufklären will. Ganz anders und mit durchaus verschiedenen Absichten tritt Gneiße an den philosophischen Schriftsteller Schiller heran. Strenge Methodik ist der Grundzug seines Buches über Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung. Gneiße schlägt einen völlig neuen Weg ein, um die Ästhetik Schillers aufzuhellen. Nicht die historische Entwicklung, besser gesagt die chronologische Abfolge seiner ästhetischen Studien will er untersuchen, nicht in solcher chronologischer Abfolge die einzelnen Aufsätze Schillers interpretieren oder paraphra-

sieren. Er macht vielmehr den bisherigen Interpreten zum Vorwurf, dass sie „unter dem Banne der falschen Methode gestanden, den Inhalt der Aufsätze bloß durch eine den Gedankengang mit des Dichters eigenen Worten wiedergebende Umschreibung klarzustellen“. Er will hingegen die Gedanken der Aufsätze als Theile eines Systems zeigen, unabhängig von den jeweiligen besonderen Zwecken, die dieser oder jener Aufsatz Schillers verfolgt. Drei Hauptgruppen ästhetischer Probleme stellt Gneiße fest: die Lehre von der Wahrnehmung des Schönen, die Lehre von seiner Beschaffenheit, endlich die Lehre von der Hervorbringung des Schönen. Von diesen drei Hauptgruppen wählt Gneiße die erste aus; er meint, sie sei bisher am wenigsten gewürdigt worden. Und doch beruhe auf der Erkenntnis der seelischen Vorgänge, die sich in uns abspielen, wenn ein Ding als schön oder erhaben unserem Bewusstsein gegenständlich wird, das ganze ästhetische Wissen. Ihre reinste Ausbildung hat innerhalb der Schiller'schen philosophischen Schriften diese Lehre in den Briefen über ästhetische Erziehung gefunden. Und nach diesen Briefen entwickelt Gneiße auch Schillers Ansicht von der ästhetischen Wahrnehmung. Die größte Schwierigkeit, die Schiller'sche Terminologie, wird von Gneiße nicht umgangen oder beiseite geschoben; er will ja nicht „mit des Dichters eigenen Worten“ den Gedankengang wiedergeben. Und so wird man denn selten eine klarere, fasslichere, die elementarsten Erörterungen glücklicher einbeziehende Deutung der doppelsinnigen, immer wieder zu Fehlgriffen leitenden Terminologie Schillers finden. Gerade in diesen terminologischen Erörterungen sehe ich den Hauptwert des Buches; sie ermöglichen auch dem philosophischen Laien eine Bindung und Vergleichung Schiller'scher und nicht-Schiller'scher, also auch moderner Philosophie. Aufs knappste hat Gneiße zuletzt die Ergebnisse seiner terminologischen Kritik in einem zwei Seiten beanspruchenden Verzeichnisse der Kunstausdrücke zusammengefasst. Bekämen wir doch auch ein ähnliches Repertorium der Kunstausdrücke für die gesammte Ästhetik des 17. und 18. Jahrhunderts, endlich für die Ästhetik der Romantiker!

Das Endergebnis von Schillers Untersuchungen über das Wesen des Schönen findet Gneiße in dem Satze: „Schön ist der Gegenstand, welcher auf der Stufe sinnlich-vernünftiger Thätigkeit, im Zustande des Betrachtens, zu unserem Bewusstsein gelangend, höchste innere Nothwendigkeit und Unendlichkeit zeigt und unserem Gemüthe zu einem Maximum seiner Kraftäußerung Veranlassung gibt“. Dieser Satz wird aus den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen abgeleitet; dann wirft Gneiße erst einen prüfenden Blick auf die früheren Schriften Schillers. Er zeigt, wie ferne Schiller jener Erkenntnis gewesen, wie unfertig seine früheren Anschauungen erscheinen, wenn man die „Briefe“ ihnen gegenüberstellt. In den auf die „Briefe“ folgenden Äußerungen Schillers findet aber Gneiße jene Erkenntnis consequent festgehalten.

Endlich, vom gesicherten Boden aus, vergleicht Gneiße Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung mit den Ansichten Kants und Fichtes, mannigfach polemisierend gegen die Art wie man von Tomaschek und Überweg bis Cohen und Kühnemann diesen Vergleich durchgeführt hat. Zum Schlusse indes wünscht er, dass die moderne Psychologie Schillers Lehre von der Anschauung prüfen und — er hofft es sicher — zu neuen Ehren bringen möge.

Die Vorzüge, die Gneiße nachgerühmt werden können, mangeln einer Schrift Karl Bergers, aus der wir die Entwicklung der Schiller'schen Ästhetik kennen lernen sollen. Bei Gneiße scharfe und klare Begriffsscheidung, ein Stil, der auch das Elementarste lieber verdeutlicht, ehe er ein Missverständnis zuließe; bei Berger eine unverkennbare Vorliebe zu breiter Pinselführung: viel schöne Worte, aber wenig Präcision. Überhaupt will mir nicht klar werden, wozu eigentlich Bergers Buch geschrieben ist. Die Arbeit nennt sich „gekrönte Preisschrift"; sie soll bereits im April 1889 vollendet gewesen sein. Obwohl Berger sehr gut weiß, welche zum Theil hochwichtigen Schriften der Schillerliteratur in den Jahren von 1889 bis 1894 erschienen sind, scheint er doch nur in gelegentlichen Anmerkungen versucht zu haben, sich mit dieser Literatur auseinanderzusetzen, während doch seine Behandlung der „vorkritischen Periode" Schillers schon bei ihrem Erscheinen längst durch Minors monumentales Werk überholt war. Augenscheinlich will Berger die folgerichtige Entwicklung, die geradlinige Entstehung der Schiller'schen Ästhetik nachweisen. Er selbst sagt: „Das geistige Werden eines Menschen, zumal eines so genialen und eigenartigen wie Schiller, verläuft nicht in sprunghafter Weise, den Launen und Zufällen augenblicklicher Stimmung überlassen... Ein steter Faden, an den sich die einzelnen Theile des Gedankengewebes organisch anreihen, muss durch das Ganze gehen" (S. VI). Er möchte erweisen, dass Schillers Ästhetik ein mit steter und folgerechter Nothwendigkeit sich entwickelndes Erzeugnis seines Geistes sei. Benöthigt dieser Beweis eine breit durchgeführte Analyse der philosophischen Schriften Schillers? Ist Gneißes Methode, die auf solche in chronologischer Folge sich abspielende Analyse verzichtet, zu gleichem Zwecke nicht weit brauchbarer? Wie wenig Neues liegt in Bergers Buche vor! Wäre er lieber, statt oft Gesagtes noch einmal zu sagen, den Quellen der Schiller-schen Ästhetik nachgegangen. Gerade nach dieser Richtung ist noch sehr viel zu thun; wenn man die Quellen der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung ins Auge fasst, so wird man Erfolgreicheres bieten, als in Bergers 12. Capitel anzutreffen ist. Berger geht solchen Quellenuntersuchungen meistens aus dem Wege; seine Absicht scheint er deshalb doch nicht erreicht zu haben. Fast einstimmig urtheilten die Recensenten, dass seine Darstellungsweise nicht geeignet sei, eine klarere Vorstellung der folgerichtigen Entwicklung Schiller'scher Ästhetik zu geben. Und wenn

Berger von seinem Standpunkte aus gegen Harnacks nach der Vollendung seiner Arbeit veröffentlichtes Buch über die classische Ästhetik der Deutschen polemisiert, so hat Harnack in den Preuß. Jahrbüchern 77, 158 dieser Polemik leicht sich erwehren können. Im übrigen verweise ich auf Hugo Spitzers ausführliche Besprechung (Euphorion 4, 114 ff.).

Wien, Spätherbst 1896. Oskar Walzel.

(Schluss folgt.)

E. Engel. Geschichte der französischen Literatur. 4. Aufl. Leipzig, Baedeker 1897. 8°. IV u. 560 SS. Preis 5 Mk.

Wer mit der französischen Literaturgeschichte näher vertraut ist, wer manche Unrichtigkeiten im einzelnen zu verbessern weiß, der wird das Engel'sche Buch nicht ohne Gewinn lesen, weil der Verf. namentlich in der neueren Literatur ein selbständiges Urtheil hat, oft treffend charakterisiert und manchen mit Unrecht verschollenen Schriftsteller hervorzieht. Der Verf. hat das Bestreben, 'einen Leitfaden zu geben, zum eigenen Genuss der Werke der französischen Literatur', ein Bestreben, das gewiss lobenswert ist und dadurch nicht beeinträchtigt wird, dass dem subjectiven Ermessen sehr viel anheimgestellt ist; dass der eine verwerfen wird, was der andere rühmt, und umgekehrt. Was man aber unbedingt verlangen muss, ist bei einer Geschichte der Literatur Verständnis für historische Entwicklung, ist einigermaßen Zuverlässigkeit in den Angaben über Personen und Bücher. Beides lässt auch diese neueste Ausgabe vermissen, wenn sie auch gegenüber den früheren einen Fortschritt aufweist. Um unter vielen nur ein paar Belege zu geben, wird S. 236 Alexander Hardy vor Garnier gestellt und des ersteren Bedeutung für die Geschichte des Theaters, d. h. der Aufführungen der geschriebenen Stücke mit keinem Worte erwähnt, auch über die Quellen, nach denen er arbeitete, die ganz verkehrte Bemerkung gemacht, 'Seneca, die Bibel, Lope de Vega und Cervantes hat er ziemlich gleichmäßig geplündert'. Der Unterschied zwischen 'Tragödie' und 'Tragi-Komödie', der im XVI. und XVII. Jahrhundert so wichtig ist und vor allem den Cidstreit erklärt, wird mit keinem Worte erwähnt; dass Corneille mit Horaces völlig in das Fahrwasser der Akademiker eingelenkt hat, hätte mindestens angedeutet werden müssen. Aus älterer Zeit kommt z. B. Ruteboeuf nicht zu seinem Rechte. Ganz missverstanden ist Villons 'Ballade des femmes de Paris'. Nach Engel wäre sie ein 'Lobgedicht auf die Pariser Frauen, denen Villon den Vorrang vor allen anderen in der Kunst der zierlichen Rede zuerkennt'. Ob in diesem Falle der Ausdruck *bec* (*il n'est bon bec que de Paris*) der richtige gewesen wäre? Und auch wenn man aus dem Envoi '*aux dames Parisiennes de beau parler donne le pris*' ein Lob

herauslesen will, so zeigt doch der Anfang der Ballade und vor allem ihre Verknüpfung mit dem Namen der processüchtigen de Bruyères, der Besitzerin des in Villons Studentenzeit eine so berühmte Rolle spielenden Hôtel du Pet au diable, deutlich, dass nicht die 'zierliche Rede', sondern die Zungenfertigkeit nicht lobend, sondern spottend gemeint ist. Ist Villon als Schriftsteller übrigens zutreffend gewürdigt, so ist seine Biographie dagegen noch zu wenig des Romantischen entkleidet.

Ganz wertlos und nur verwirrend sind die zu Anfang jedes Capitels unter dem Texte angeführten Literaturangaben. In buntem Gemisch sind Titel von Büchern und Aufsätzen (letztere meist ohne Angabe der Zeitschriften, in denen sie erschienen sind) aufgezählt, Altes und Neues für den nicht Eingeweihten nicht zu unterscheiden, da keine Jahreszahlen angegeben werden, Gutes und Schlechtes ohne jede Bemerkung. Das mag ja dem Buche einen gelehrten Anstrich geben, für die Leser, für die es bestimmt ist, sind diese Noten im günstigsten Falle überflüssiges, im ungünstigsten schädliches Beiwerk. Den Anhang bildet ein Verzeichnis der 'lesenswertesten Bücher der französischen Literatur'. Darunter befinden sich 'Zur Sprachgeschichte. Littrés Histoire de la langue française' und Bartschs 'Grundriss zur Geschichte der provençalischen Literatur'. Wer letzteren kennt, wird sofort sagen, dass er alles andere als ein 'lesenswertes' Buch ist, und Littrés Histoire ist ja zweifellos auch heute noch nicht ohne Interesse, aber ganz und gar nicht das, was man hinter dem Titel vermuthen möchte.

Wem um ein oberflächliches Genießen schöner Proben der französischen Literatur zu thun ist, hat an dem Buche einen guten Führer; wer ein wirkliches Verständnis der Werke und gar die geschichtliche Entwicklung höher schätzt, wird es besser beiseite legen.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Zeittafeln zur österreichischen Geschichte mit erklärenden und ergänzenden Anmerkungen und einem historisch-geographischen Ortsverzeichnisse bearbeitet von Franz Ruby. Wien, Druck u. Verlag »Austria« (Franz Doll) 1895. 335 SS.

Die Zeittafeln, welche 313 Seiten umfassen, enden mit dem Jahre 1879. Der Stoff ist in zwei Theile geschieden: „Vorgeschichte und Entwicklung der Ländergruppen bis 1526" und „Geschichte der österr. Monarchie". Angehängt ist ein historisch-geographisches Ortsverzeichnis (S. 317—335), das freilich kürzer gefasst sein könnte, da z. B. sogar Petersburg angeführt ist. Den Schluss des Buches bilden die Stammtafeln der Herrschergeschlechter, welche in Österreich regiert haben.

Die Verfassungsentwicklung und die Culturgeschichte sind namentlich von der Zeit des aufgeklärten Absolutismus an ein-

gehend behandelt, speciell wird in den zahlreichen Noten über den Inhalt der Urkunden und Patente ausführlich berichtet.

Hinsichtlich der Verlässlichkeit der Angaben habe ich nur die Partien auf S. 7—11 (Österreich bis zur Eroberung Daciens), S. 23—31 (Österreich unter den Babenbergern) und S. 124—128 (Österreich zur Zeit des Kaisers Maximilian I.) genauer durchgesehen. Es zeigte sich mir daraus, dass die Angaben über die älteste Zeit der österreichischen Geschichte ziemlich viele, die über die spätere Zeit dagegen bedeutend weniger Irrthümer enthalten. Es scheint, dass der Verf. für die vorrömische und römische Zeit veralteten Werken gefolgt ist, während für die spätere Zeit die Benützung der Werke von Krones und Huber wohl erkennbar ist. Das Gesagte möge durch Anführung von Beispielen bewiesen werden.

S. 7 werden die Vindelicier und gleich darauf die Kelten angeführt, als ob die ersteren nicht auch Kelten gewesen wären. Ligurer können an den Golfen von Triest und Venedig nicht nachgewiesen werden. (Vgl. Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde III, 174 und Nissen, Politische Landeskunde I, 468 fg.). Die Jazygen werden auch zu den Sarmaten gerechnet. Für die Einwanderung der Kelten in die österreichischen Alpenländer kann man nicht bestimmt die Jahre 390—360 angeben, sondern sie nur um 400 ansetzen. Die Inseln Pharos und Issa lässt der Verf. von Gräco-Italikern besiedelt werden, während wir von verschiedenen griechischen Einwanderern daselbst hören.[1]) Über das muthmaßliche Verhältnis, in welchen Gothen und Agathyrsen zu einander stehen, hätte Müllenhoff III, 51 nähere Auskunft gegeben. Die Zeitangabe (um 336) ist nicht haltbar, weil die Geten schon als Unterthanen der Skythen erwähnt werden. S. 8. Der illyrische König, mit dem es die Römer zu thun hatten, heißt nicht Argon (zweimal so gedruckt), sondern Agron; es ist unrichtig, dass die Römer ihn besiegten, denn beim Ausbruche des Krieges regierte bereits seine Witwe Teuta. Statt Ardiäer ist Aridäer gedruckt. Für die Vernichtung des Getenreiches wäre Müllenhoff III, 144 zu benützen gewesen, der den Sturz dieses Reiches mit dem Vordringen der Gallier um 280 in Verbindung bringt. Bei der Angabe der Grenzen des Getenreiches hätte der Pruth entfallen können. Ein bestimmtes Jahr der Unterwerfung der Liburner lässt sich nicht angeben. Die Kulpa ist ein rechtsseitiger Nebenfluss der Save. Die Labeaten wohnten um Skutari, waren daher nicht Nachbarn der Liburner. Der römische Consul, welcher die Dalmater im J. 156 bekämpfte, hieß C. Marcius, nicht Marcus Figulus. S. 9. Eigenthümlicherweise ist zu den Jahren 115—114 von der Unterwerfung und gleich darauf (113—110) von der Bezwingung der Skordisker die Rede.

---

[1]) Vgl. hierüber A. Bauer in den Archäol.-epigr. Mittheilungen aus Österreich-Ungarn, 1895, S. 128 fg.

Wenn die Tiguriner (richtig) als Stamm der helvetischen Kelten bezeichnet werden, so können sie nicht mit den Cimbern stammverwandt gewesen sein; auch kamen sie gar nicht nach Italien. Gleich darauf wird von keltischen Rätern gesprochen. Die Einwanderung der Markomannen in Böhmen fällt nicht in das Jahr 78 (Müll. II, 265). Die Daker sollen erst im Jahre 50 im Norden der unteren Donau erschienen sein, während sie nach S. 7 schon um 336 dort auftraten. S. 10. Die Unterwerfung der Räter und Alpenkelten fällt in die Jahre 15 und 14; von einem Aufstande dieser Völker im Jahre 16 kann nicht gesprochen werden, weil sie damals noch nicht unterworfen waren. Auch die Noriker waren Alpenkelten. Drusus besiegte nicht den Marbod am Rhein, sondern dieser wich jenem aus und zog nach Böhmen. Ob übrigens damals schon Marbod den Königstitel verdient, ist zweifelhaft (Dahn, Deutsche Geschichte I, 1, 357). Der Name „Hermann“ statt Armin sollte nicht mehr gebraucht werden. Die Veranlassung zum Kriege zwischen Armin und Marbod, sowie den Ort der Schlacht kennen wir nicht. Gerade im Jahre 50 wurde Vannius gestürzt (Mommsen V, 196). Die Chronologie des Dakerkrieges unter Domitian steht nicht fest.

Mehrere Angaben in diesem Abschnitte haben gar keinen Bezug auf die österreichische Geschichte; so die Bemerkung, dass die Boier um 300 zwischen Main und Donau erschienen (vgl. übrigens Müll. II, 268), dass die Römer 238 mit der Unterwerfung der Kelten im Polande begannen (vgl. Mommsen I, 552), dass die Boier im Jahre 222 in Italien eingedrungen seien (was nicht richtig ist), dass Mösien im Jahre 29 unterworfen wurde.

Merklich besser steht es mit den Angaben über die Babenberger. An Unrichtigkeiten erwähne ich: Markgraf Heinrich I. unterstützte den Kaiser Heinrich II. gegen Polen. Die Vereinigung des den Ungarn abgenommenen Gebietes mit der Ostmark ist im Jahre 1063 vollzogen. Leopold II. starb 1095. Leopold IV. erhielt Bayern 1139. Über die angebliche Vergrößerung Österreichs i. J. 1156 s. jetzt auch Hasenöhrl im 82. Bande des Archivs f. österreichische Geschichte. Ottokar VIII. kam 1164 zur Herrschaft. Richard Löwenherz wurde 1192 gefangengenommen. Wiener Neustadt wurde von Leopold V. gegründet. Zu der Bemerkung, dass dem Herzoge Friedrich II. nur Wiener Neustadt und Starhemberg treu blieben, ist zu vergleichen, was Huber I, 413 sagt. Das Interdict wurde nicht über eine Person verhängt. Ulrich war 1246 noch nicht Herzog von Kärnten.

Unter der allzu großen Kürze des Ausdruckes leidet mitunter die Deutlichkeit. So wenn es S. 27 heißt: „Belehnung und Huldigung Leopolds V.“ oder S. 29: „Man unterscheidet Freie oder Edle und Grafen nebst Dienstmannen“; darnach müsste man Grafen und Dienstmannen als zusammengehörig betrachten, während die ersteren doch zu den Edlen gerechnet wurden. Bei der Aufzählung der kirchlichen Anstalten wurde das Bisthum Gurk vergessen, der

Kreuzzüge könnte etwas eingehender gedacht sein, bei den Ministerialen blieb unerwähnt, dass sie auch zum Kriegsdienste verwendet wurden, was doch der Ausgangspunkt für ihre spätere gehobenere Stellung war.

Noch weniger und zumeist unbedeutende Ausstellungen sind an dem Abschnitte über Maximilian I. zu machen. Erwähnt seien: Die Hochzeit Maximilians mit Blanca wurde in Hall begangen. Im Schweizer Kriege fand zuerst der Kampf bei Frastanz (nicht Fastranz) und dann der bei Glurns statt. Der bayerische Erbfolgekrieg dauerte nur 1504—1505. Die Stadt, in welcher 1516 der Friede geschlossen wurde, heißt Noyon (nicht Noyons) usw.

Es ist bedauerlich, dass der Wert des Buches, das ein reiches, theilweise an verschiedenen Orten zerstreutes Material enthält, durch derartige Ungenauigkeiten bedeutend beeinträchtigt wird.

Geschichtsrepetitorium. 536 Fragen und Antworten aus der Weltgeschichte. Von Chr. Joh. Detter. 4. verb. u. verm. Aufl. 2 Theile. Berlin, Rockenstein 1896. Zusammen 164 SS.

Es wird genügen, über die Einrichtung des Buches kurz Auskunft zu geben. Auf der linken Seite ist stets eine Anzahl von Fragen verzeichnet, die auf der gegenüberstehenden mehr oder weniger ausführlich beantwortet werden. Die 1. Abtheilung mit 340 Fragen und Antworten umfasst Alterthum und Mittelalter, die 2. Abth. mit 165 Fr. und Antw. die neuere und neueste Zeit; letztere endet mit der Eröffnung des Nordostseecanales. Dem 2. Theile ist als Anhang, ebenfalls in Fragen und Antworten, die brandenburgisch-preußische Geschichte angefügt. Der Standpunkt des Verf.s ist der der Tradition; S. 10 liest man z. B. „Lykurgos gab seine Verfassung und Gesetze 888“. Die Stoffauswahl beschränkt sich auf die politische Geschichte. Jedem Hefte ist ein Wort- und Sachregister beigegeben.

Villach. A. Zeehe.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. 3. völlig neugestalt. Aufl. III. Band: Geschichte des Mittelalters. 1. Theil: Von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen, bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Mit 300 Textbildern und 8 Beilagen und Karten. Leipzig 1896.

Mit dem Erscheinen dieses neuen Bandes ist das große und verdienstliche Verlagsunternehmen, auf das wir in diesen Blättern schon wiederholt aufmerksam zu machen in der Lage waren, wieder um einen bedeutenden Schritt vorwärts gerückt und nähert sich seiner Vollendung. Kämmel versteht es, selbst die für den Laien sterilsten Partien der Weltgeschichte durch lichtvolle Darstellung verständlich zu machen; besonders geschickt ist er in der Aus-

führung der culturgeschichtlichen Abschnitte, wie der altgermanischen Verfassungs- und Sittenzustände, des fränkischen Staatswesens, der arabisch-muhamedanischen Culturwelt und der so verworrenen religiösen und politischen Verhältnisse des absterbenden byzantinischen Reiches. Auf allen diesen Gebieten ist seine Schilderung schlicht und doch fesselnd und schöpft augenscheinlich aus den besten und neuesten Quellen und Hilfsmitteln. Eine wertvolle Belebung erhält auch in diesem Bande der Text durch die sorgfältig ausgewählten Illustrationen, hinsichtlich welcher wir nur bedauerten, dass es nicht möglich war, manche, wie z. B. eine Seite aus dem gothischen Codex argenteus, die Abbildung aus dem Triclinium Leos III. oder einzelne Miniaturen aus deutschen und byzantinischen Handschriften, in Farben darzustellen, wodurch der anschauliche Wert dieser illustrativen Beilagen noch viel mehr gewonnen hätte. Ganz vortrefflich durch ihre genaue und schöne Ausführung sind die beigeschlossenen Kartenblätter von Karl Wolf: Europa nebst Vorderasien und dem nördlichen Afrika um das Jahr 500 n. Chr., Europa zur Zeit der Karolinger und Europa, Vorderasien und Nordafrika beim Ausgang der fränkischen Kaiser circa 1130.

So zweifeln wir denn nicht, dass auch dieser neue Band der Spamerischen Weltgeschichte trotz seines im ganzen spröden historischen Stoffes nicht nur mit Nutzen, sondern auch mit wirklichem Genuss gebraucht werden und dem groß angelegten Geschichtswerke neue Freunde gewinnen wird.

Wien. Leo Smolle.

Vierstellige logarithmisch-trigonometrische Tafel zum Schul- und Handgebrauche zusammengestellt von Adolf Sickenberger, kgl. Gymnasialprofessor und Rector der Luitpold-Kreisrealschule in München. 3. Aufl. München, Theodor Ackermann 1897. Preis 40 Pf.

In der vorliegenden Sammlung sind die Mantissen der Zahlen 100 bis 999, die trigonometrischen Functionen und deren Logarithmen von 0^0 bis 90^0 von 10 zu 10 Minuten, die Quadrate und Quadratwurzeln, die Kuben und Kubikwurzeln, ferner eine kleine Potenztafel, eine Tafel der Binomialcoefficienten und Facultäten, eine solche der Potenzen der Zinsfactoren angegeben. Für die mathematischen Anwendungen dienen die auf die specifischen Gewichte, auf die Geschwindigkeiten, auf die Sonnenorte (nebst Zeitgleichung), auf die geographischen und astronomischen Angaben, endlich auf die Sternorte bezugnehmenden Tafeln. Dass bei Anwendung von vierstelligen Tafeln eine große Vereinfachung und Erleichterung der Rechnung eintritt, wird zugegeben werden müssen; dieselben sind auch für viele praktische Zwecke vollkommen ausreichend.

Dr. Johann Müllers Grundriss der Physik mit besonderer Berücksichtigung von Molecularphysik, Elektrotechnik und Meteorologie für die oberen Classen von Mittelschulen, sowie für den elementaren Unterricht an Hochschulen und zum Selbstunterricht von Prof. Dr. O. Lehmann. 14. völlig umgearb. Aufl. Mit 810 eingedruckten Abbildungen und 2 Tafeln. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1896.

Das vorliegende Buch ist in erster Linie dem elementaren Unterrichte in der Physik an den Mittelschulen gewidmet, eignet sich aber vermöge seiner Anlage und seiner Darstellung ganz vorzüglich zum Selbstunterricht. Die Anordnung des vorgetragenen Lehrstoffes läuft parallel mit jener in der „Physikalischen Technik" von Frick, welche in der neuesten (6.) Auflage ebenfalls von Prof. Dr. Lehmann veröffentlicht wurde. Der Herausgeber des Buches hat die bisherigen Entwicklungen in dem Grundrisse von Dr. Johann Müller in weitgehender Weise modificiert, erweitert und ergänzt. Allerdings mussten auch, um den wesentlichsten Anwendungen der physikalischen Grundlehren in der Technik und Industrie Platz zu schaffen, mehrere Partien wesentliche Kürzung erfahren. Diese traf besonders die Meteorologie, welche in den früheren Auflagen als selbständiger Abschnitt ausgeführt war und nun in ihren verschiedenen Theilen den einzelnen Capiteln der Physik zugewiesen wurde. Dies entspricht vollkommen den Bedürfnissen der Mittelschule. Als ein besonderer Vorzug des Müller'schen Grundrisses der Physik wurde die Beigabe der Übungsaufgaben und deren Lösungen angesehen; diese waren bisher als Anhang dem Buche beigefügt und wurden nunmehr den einzelnen Paragraphen hinzugegeben und in kleinerer Schrift gedruckt.

Eingehender als in den früheren Auflagen wurde die Molecularphysik behandelt, und wir stehen nicht an, diesen Umstand als einen bedeutenden Fortschritt der vorliegenden Auflage gegen die früheren zu bezeichnen. Besonders ausführlich sind die Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus beschrieben und erklärt worden; entsprechend der Vorbildung der Schüler, welche das Buch gebrauchen sollen, wurde dieser Abschnitt in einen qualitativen und quantitativen Theil getrennt. Im letzteren finden wir ähnlich wie in des Herausgebers Werk „Elektricität und Licht" das Centimeter-Gramm-Secunden-System nicht berücksichtigt. Ref. kann sich damit nicht einverstanden erklären, schon aus dem Grunde, weil das Studium anderer Werke durch diesen Vorgang erschwert wird und weil ein Abgehen von dem genannten System nur allzu leicht zu Schwierigkeiten führen kann, die im entgegengesetzten Falle als überwunden betrachtet werden können. Zur Ausfüllung gewisser Lücken und zur Ergänzung des Stoffes für jene, die in ihren weiteren Studien eingehendere Betrachtungen wünschen, dienen die kurzen Angaben, welche am Schlusse eines jeden Paragraphen in kleiner fetter Schrift zusammengestellt sind. Dem Lehrer ist durch diese Stichworte auch Gelegenheit geboten, manche Versuche und Demonstrationen heran-

führung der culturgeschichtlichen Abschnitte, wie der … die
schen Verfassungs- und Sittenzustände, des fränk… urch jene
wesens, der arabisch-muhamedanischen Culturw… gen zu be-
verworrenen religiösen und politischen Verhältnis… n bemerkens-
byzantinischen Reiches. Auf allen diesen Geb… betrifft, kann
derung schlicht und doch fesselnd und sch… e in consequenter
den besten und neuesten Quellen und Hi… f schon Behandeltes
Belebung erhält auch in diesem Bande… gang wie in der Leh-
fältig ausgewählten Illustrationen, …schen Technik von
bedauerten, dass es nicht möglic… nfolge der einzelnen Para-
Seite aus dem gothischen Codex… uche und in der bezeichneten
Triclinium Leos III. oder ein… einstimmend, so dass derjenige,
byzantinischen Handschrifte… Weise der Ausführung eines Ex-
anschauliche Wert dieser… Gelegenheit hat, mit Leichtigkeit sich
gewonnen hätte. Ganz… Buche über physikalische Technik zu
Ausführung sind d… worden in der neuen Auflage bedeutend
Wolf: Europa ne… mit Rücksicht auf die einzelnen Theile der
das Jahr 500 n… und der elektrotechnischen Anwen-
Vorderasien u… zweckmäßig erscheint es, für gewisse Apparate
circa 1130. …anordnungen bildliche Darstellungen zu geben,
So … den wirklichen Verhältnissen entsprechen, noch als
Spamer… bezeichnet werden können. So wird, um nur eines
histor… gedanken, das Oersted'sche Piazometer anders dar-
lich… werden müssen als durch Fig. 126. Für ein elementares
s… Lehrbuch scheint dem Ref. in dem Abschnitte über Elektrotechnik
zu viel geboten zu sein. Die wichtigsten Sätze der Potentialtheorie
sind aufgenommen, ebenso wurde auf Kraftliniendiagramme ein-
gegangen. Besonders anziehend ist die Lehre von der strahlenden
Energie, deren Erzeugung und Umwandlung behandelt. Daselbst
finden wir die magnetischen Wellen und Strahlen, die elektrischen
Wellen und Strahlen behandelt; auch wird auf die Kathodenstrahlen
und Röntgen'schen Strahlen des Näheren eingegangen.

Wir empfehlen das vorliegende Buch als ganz vortrefflichen Lehrbehelf aufs beste und sind der Meinung, dass es insbesondere dem Lehrer sehr nützliche Dienste erweisen wird. Als Schulbuch dürfte es sich wegen seiner großen Anlage weniger gut eignen.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 76—79.
Leipzig, Wilhelm Engelmann 1896.

In der ersten Schrift wird die **Theorie der doppelten Strahlenbrechung** abgeleitet aus den Gleichungen der Mechanik, wie sie von F. E. **Neumann** im Jahre 1832 dargestellt wurden, von Prof. A. **Wangerin** neuerdings zum Abdruck gebracht und mit Anmerkungen versehen. Für die Entwicklung der Lichttheorie war diese erste von **Neumann** auf dem Gebiete der theoretischen Physik veröffentlichte Arbeit von größter Bedeutung. Insbesondere wertvoll war in derselben, dass **Neumann** zuerst die Gesetze der

Doppelbrechung deductiv aus mechanischen Principien abgeleitet hat. Cauchy hatte zur selben Zeit sich mit dem gleichen Gegenstande beschäftigt und dessen Ergebnisse stehen mit denen Neumanns in mannigfacher Übereinstimmung. Mit Recht betont der Herausgeber, dass Neumann vorzugsweise die physikalische Seite des Problems ins Auge gefasst hat, während Cauchy dem mathematischen Theile desselben seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Dass Neumann auch als Meister der Darstellung hoch zu schätzen ist, weiß jeder, der nur einige der vielen Schriften dieses großen Forschers studiert hat; und diese musterhafte Darstellung kommt in der vorstehenden Abhandlung wieder zur Geltung. Im wesentlichen schließt sich Neumann den Forschungen Fresnels an, dessen Gesetze der Doppelbrechung er voraussetzt. Die hier von Prof. Wangerin dem Texte beigefügten Anmerkungen müssen als geeignet erachtet werden, das Studium dieser schönen Abhandlung zu erleichtern.

Die zweite Abhandlung ist betitelt „Über die Bildung und die Eigenschaften der Determinanten" von C. G. J. Jacobi, welcher im Jahre 1841 seine epochemachende Abhandlung über diesen Gegenstand im Journal für die reine und angewandte Mathematik veröffentlichte. Wieder herausgegeben wurde diese Schrift von P. Stäckel. Die drei Abhandlungen Jacobis über die Bildung und die Eigenschaften der Determinanten, über die alternierenden Functionen und deren Theilung durch das Product aus den Differenzen der Elemente, über die Functionaldeterminanten, von denen die beiden ersten in Nr. 77, die letzte in Nr. 78 der Classiker der exacten Wissenschaften von Ostwald zum Abdruck gelangten, bilden die Grundlage der Determinantentheorie; die lichtvolle Darstellung Jacobis ist geeignet, besonders jenen, die sich schon mit der Determinantentheorie einigermaßen vertraut gemacht haben, eine tiefere Einsicht in das Wesen dieser Bildungen zu gewähren. Da die Originalabhandlungen einige sinnstörende Druckfehler aufweisen, ebenso einige Versehen zeigen, wird man diesen Neudruck, dem Anmerkungen zur Erläuterung und Correctur der Versehen beigegeben sind, freudigst begrüßen. Ebenso haben die Literaturangaben Jacobis einige schätzenswerte Ergänzungen erfahren. Die Anwendungen der Functionaldeterminante in der reinen und angewandten Mathematik sind so bedeutende, dass es sich nur lohnen wird, auch die dritte der obengenannten Abhandlung einem genauen Studium zu unterziehen.

Die wertvollen Abhandlungen von Helmholtz über Wirbelbewegungen (1858) und über discontinuierliche Flüssigkeitsbewegungen (1868) finden sich in der Ausgabe von Wangerin in Nr. 79 wieder abgedruckt. In den Anmerkungen, welche vom Herausgeber dem Texte beigeschlossen wurden, finden wir kurze orientierende Notizen über das Leben und die Werke von Helmholtz, ferner über die beiden genannten Ab-

handlungen, dann specielle Noten und Erläuterungen zum Text, welche dem Studium der Abhandlungen Vorschub zu leisten geeignet erscheinen. In der ersten Abhandlung werden Flüssigkeitsbewegungen betrachtet, denen kein Geschwindigkeitspotential zukommt. Während bei Vorhandensein eines solchen kein Flüssigkeitstheilchen nach den theoretischen Forschungen von Helmholtz eine Rotationsbewegung besitzt, ist für die Bewegung rotierender Flüssigkeitstheilchen kein Geschwindigkeitspotential vorhanden. In seiner ersten Abhandlung hat Helmholtz auch auf die Bewegung geradliniger und kreisförmiger Wirbelfäden seine Theorie angewendet. Durch die Ähnlichkeit, welche Helmholtz zwischen den Wirbelbewegungen des Wassers und den magnetischen Wirkungen elektrischer Ströme fand, wurde von ihm die neue Art der Bewegung der Vorstellung zugänglich gemacht. Die betreffenden Studien des großen Forschers können auf diesem Gebiete als bahnbrechend bezeichnet werden und haben unter anderem weitere wertvolle Arbeiten, namentlich jene von Sir William Thomson über die Atome mächtig beeinflusst. Die zweite Abhandlung handelt von den discontinuierlichen Flüssigkeitsbewegungen und rührt aus dem Jahre 1868 her. In derselben bespricht Helmholtz die Bildung von Strahlen innerhalb einer Flüssigkeit; nach den theoretischen Betrachtungen ist für diese Gruppe von Erscheinungen die Entstehung von Discontinuitätsflächen charakteristisch, längs welcher die tangentiale Geschwindigkeitscomponente sich sprungweise ändert. Helmholtz hat sich darauf beschränkt, mögliche Bewegungen dieser Art analytisch darzulegen und erst nachträglich zu untersuchen, welchen speciellen Fällen die gefundenen Lösungen entsprechen. In seinen Rechnungen hat Helmholtz auch vorausgesetzt, dass die Wirkung äußerer Kräfte fehlt, dass ferner die Bewegung eine solche ist, welche zu den Potentialbewegungen gehört, dass sie ferner stationär und nur von zwei Coordinaten abhängig ist. Die beiden Abhandlungen haben mit Recht auch ein großes mathematisches Interesse, namentlich hängen die in der zweiten Abhandlung gelösten und angedeuteten Probleme innig mit den Problemen der conformen Abbildung zusammen.

Im allgemeinen ist beim Neudruck dieser Abhandlungen das Original verwendet worden; es wurden nur einige formelle Änderungen vorgenommen und auch die in den „gesammelten Abhandlungen" enthaltenen Änderungen berücksichtigt. Die Anmerkungen zu diesen beiden Abhandlungen sind mit Sachkenntnis ausgeführt und werden das mitunter schwierige Studium derselben wesentlich erleichtern.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Hann, Hochstetter, Pokorny, Allgemeine Erdkunde. 5. neu bearb. Aufl. von J. Hann, Ed. Brückner und A. Kirchhoff. I. Abtheilung: Die Erde als Ganzes, ihre Atmosphäre und Hydrosphäre von J. Hann. Wien u. Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1896. gr. 8°, 336 SS. Mit 24 Tafeln in Farbendruck und 92 Textabbildungen. Preis 6 fl.

Hann, Hochstetter und Pokornys Allgemeine Erdkunde ist jenes Lehrbuch, welches wohl am meisten die Entwicklung der neueren deutschen Geographie beeinflusst hat; zahlreiche akademische Lehrer haben sich an ihm geschult, und dass es auch bei den Studierenden Boden gefasst hat, lehrt am besten der Umstand, dass es nunmehr in 5. Auflage an die Öffentlichkeit tritt. Allerdings in neuer Gestalt; denn seit dem Erscheinen der 4. Auflage sind von Hochstetter, welcher den geologischen Abschnitt geschaffen hat, und Pokorny, welcher den biologischen geschrieben hat, gestorben. An ihre Stelle sind nunmehr der Berner Geograph Eduard Brückner und Alfred Kirchhoff in Halle getreten. Das Werk selbst aber, das von Anfang an aus drei nur lose zusammenhängenden Theilen bestand, ist in drei gesonderte Abtheilungen zerlegt worden, die einzeln erscheinen und einzeln käuflich sind. Nur die erste liegt hier vor; ihr Verfasser ist nach wie vor Julius Hann, unser großer Meteorologe, den die Wiener Universität dieser Tage mit großem Bedauern aus dem Kreise der Ihrigen scheiden sah. Sein Name ist die volle Bürgschaft für die Gediegenheit des vorliegenden Bandes, welcher in gedrängtester Kürze einen Abriss der mathematischen Geographie, sowie in breiterer Behandlung einen solchen der Meteorologie und Oceanographie enthält. Die Erwartung, im Werke die gesicherten Ergebnisse der neuesten Forschungen verwertet zu sehen, wird allenthalben bestätigt. Der erste Abschnitt über die Erde als Ganzes ist bereichert worden durch eine Darstellung der neueren Pendeluntersuchungen und ihre für die Constitution der Erdkruste bedeutsamen Ergebnisse. Das Capitel über den Erdmagnetismus, dem wir hier begegnen, ist nach wie vor die einzige Originalbehandlung dieses wichtigen Phänomens in der neueren deutschen geographischen Literatur. Dem Abschnitt Atmosphäre ist eine kurze Behandlung der Klimaschwankungen einverleibt, und, wie vorauszusehen, wird hier jeder einzelnen neuen meteorologischen Entdeckung gedacht. Auf gleicher Höhe hält sich der dritte Abschnitt über die Hydrosphäre. Er verwertet sowohl Karstens neue Auswertung der mittleren Tiefen des Meeres wie auch die zahlreichen Ergebnisse des österreichischen Expeditionsschiffes Pola. Sind auch begreiflicherweise aus der letzten reich illustrierten Auflage zahlreiche Abbildungen übernommen, so begegnen wir doch keiner unzeitgemäßen, die Kärtchen der Januar- und Jahresisothermen, die der Januar- und Juliisobaren, ebenso die der Tiefenverhältnisse der drei großen Oceane sind sämmtlich neu gestochen, und wenn die der magnetischen Declination und Inclination nicht auf den neuesten

Daten beruhen, so muss man wohl dem Verf. beipflichten, wenn er selbst sagt, dass bei der Kleinheit jener Kärtchen Veränderungen kaum hervortreten würden.

So begrüßen wir denn Hanns Abtheilung der Allgemeinen Erdkunde in 5. Auflage aufs neue als ein wahres Standard work und geben uns der Überzeugung hin, dass sie nach wie vor der Geographie ernste Freunde zuführen wird. Wir betonen: ernste Freunde; denn das Werk trägt nicht den Charakter einer Unterhaltungsschrift, es will nicht bloß durchlesen, sondern muss studiert sein. Den aufmerksamen Leser wird nicht stören, dass namentlich in den neueren Einschaltungen die Einzelergebnisse gelegentlich nur lose aneinandergestellt sind und dass die Zusammenfassung derselben zu einem Hauptresultate vielfach erst zum Schlusse der Capitel geschieht. Er wird vielmehr angeregt, dem Verf. Schritt für Schritt zu folgen, und den Vortheil genießen, in die Entwicklung der ganzen Frage Einblick zu nehmen. Nachdem aber das Buch zum Studieren anregt, könnte es auch dem Studierenden das nöthige literarische Rüstzeug an die Hand geben: Citate der ausgiebig benützten Literatur sollten nicht fehlen. In dieser Hinsicht bietet sich Gelegenheit, eine spätere Auflage des Werkes noch zu vervollkommnen. Möchte der Absatz des stattlichen Bandes recht bald die Erfüllung dieses Wunsches ermöglichen.

Wien. Albrecht Penck.

Dr. Karl Schwippel, Die Erdrinde. Grundlinien d. dynamischen, tektonischen und historischen Geologie für Studierende, sowie auch für Freunde der Naturwissenschaften. Mit 61 Holzschnitten. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn 1897.

Die Geologie, der jüngste Zweig der naturwissenschaftlichen Disciplinen, hat in unserem Jahrhundert einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die hervorragendsten Geister der germanischen und romanischen Völker, ich nenne unter vielen nur Leonardo da Vinci, Leibniz, Buffon, Werner, Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Hutton, Saussure, William Smith, Kant, Cuvier, Lyell, Bischoff, Darwin haben sich unsterbliche Verdienste um die glänzende Entwicklung unserer Wissenschaft erworben.

Eine Reihe der wichtigsten und interessantesten, den menschlichen Geist seit dem Beginne der Entwicklung der Cultur beschäftigenden naturwissenschaftlichen Probleme erscheinen heutzutage durch die geologischen Forschungen theils gelöst, theils sind sie der Lösung nahegebracht. Die ganze Entwicklungsgeschichte der Bionten ist durch sie in ein neues Stadium getreten, ja in der ganzen naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat sich unter ihrem Einflusse ein vollständiger Wandel vollzogen. Aber auch eine Reihe praktischer Aufgaben kann nur durch sie der Lösung entgegengeführt werden.

Zur Geographie ist dieselbe in ein ähnliches Verhältnis getreten, wie die Anatomie zur einfachen Formenbeschreibung der Lebewesen, so dass ohne sie ein tieferes Verständnis der geographischen Verhältnisse eines Landes ausgeschlossen erscheint. Beschaffenheit der Oberfläche, Ertragfähigkeit des Bodens, Thier- und Pflanzenwelt, Industrie, ja sogar die Eigenheiten der Bevölkerung eines Landes stehen in innigem Zusammenhange mit den geologischen Verhältnissen des Bodens.

Ungeachtet dieser außerordentlichen Bedeutung unserer Disciplin hat sich dieselbe bis jetzt an unseren Mittelschulen nicht jene Stellung unter den Unterrichtsgegenständen derselben zu erringen vermocht, die ihr von rechtswegen gebürt. Ja, am Gymnasium, welches als die vornehmste Stätte der Vermittlung der allgemeinen Bildung angesehen wird, ist dieselbe heutzutage im Grunde genommen gar nicht Gegenstand des Unterrichtes.

Es muss daher mit umso größerer Freude begrüßt werden, wenn erprobte Schulmänner, den angeführten Umständen Rechnung tragend, durch Popularisierung unserer Wissenschaft oder durch gedrängte Zusammenfassung der bedeutenderen Ergebnisse und Anschauungen auf dem Gebiete derselben, einerseits dem oben namhaft gemachten Mangel der Schule abzuhelfen trachten, andererseits das Verständnis für die hehrste Wissenschaft unseres Jahrhunderts in immer weitere Kreise zu tragen bestrebt sind.

Zu den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, welche obiger Aufgabe gerecht zu werden trachtet, gehört auch Dr. Karl Schwippels „Die Erdrinde".

In übersichtlicher Weise werden daselbst die Grundlinien der dynamischen, tektonischen und historischen Geologie den Studierenden und Freunden der Naturwissenschaften klar nud leicht fasslich dargeboten. Der erste Theil des Buches bespricht die zerstörenden und aufbauenden Kräfte, desgleichen die Bodenplastik; der zweite die geologischen Formationen. Der Verf. ist bestrebt, das Buch auf den neuesten Ergebnissen der Forschungen aufzubauen. Hiebei erscheint das Material sorgfältig gesichtet, was bei der erdrückenden Fülle desselben, welche das ungeheuere Gebiet der Geologie darbietet, gewiss keine leichte Aufgabe ist. Dadurch wird das Buch seiner Aufgabe, kurz und fasslich zu sein, gerecht.

Das 84 Seiten umfassende Büchlein kann allen, welche, ohne eingehendere geologische Studien betrieben zu haben, sich für geologische Fragen allgemeiner Natur interessieren, und über die Hauptmomente unserer Wissenschaft rasch orientiert sein wollen, auf das Angelegentlichste empfohlen werden. Aber auch denjenigen, welche geographische oder biologische Studien betreiben, ohne aber zuvor Gelegenheit gehabt zu haben, sich mit der Geologie eingehender zu beschäftigen, wird das in Rede stehende Büchlein behufs tieferen Eindringens in das Verständnis der obliegenden Studien gewiss von namhaftem Nutzen sein.

Auch die Ausstattung des Buches, welches 61 Holzschnitte enthält, verdient lobend hervorgehoben zu werden.

Möge es dem Verf. des Buches, dem greisen Schulmanne, der zufolge seines humanen Wesens, seines freundlichen, stets wohlwollenden Entgegenkommens bei seinen Schülern und bei den vormals unter seiner Leitung gewesenen Lehrern in bestem Angedenken steht, vergönnt sein, noch recht lange sich seiner vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen.

Polívka Franz, Thierkunde für die unteren Classen der Mittelschulen. Olmütz, Verlag R. Promberger 1897. (Polívka František, Živočichopis pro nižší třídy škol středních, nakladatel R. Promberger v Olomouci 1897.)

Der im Vorjahre erschienenen Pflanzenkunde Polívkas ist in diesem Jahre in nicht minder schöner Ausstattung die Herausgabe der Thierkunde für die unteren Classen der böhmischen Mittelschulen gefolgt. Wie dort ist auch hier die Beschreibung der einzelnen Individuen nach einem einheitlichen Plane durchgeführt, was aus mnemotechnischen Gründen dem Buche zum Vortheile gereicht. Dabei ist der Stil leicht fasslich und klar, längere, dem Fassungsvermögen der Schüler der Unterstufe nicht zusagende Perioden sind sorgfältig vermieden. Die Hervorhebung der biologischen Momente und der Anpassungsverhältnisse verdienen volle Anerkennung.

Zur Illustrierung der hiedurch erzielten Belebung des Gegenstandes sei unter anderem beispielsweise nur auf nachstehende Momente der Beschreibung der Feldlerche hingewiesen. Bei derselben wird die Übereinstimmung der Farbe des Gefieders mit der der Umgebung und den dadurch bewirkten Schutz vor den Verfolgungen seitens ihrer Feinde, insbesondere der Thurmfalken, hervorgehoben. Das Vorhandensein der langen Krallen an den Hinterzehen ergibt sich als Resultat der Anpassung; durch dieselben wird dem Vogel die raschere Fortbewegung auf dem umgeackerten Felde erleichtert. Beim Gesange erhebt sich die Lerche hoch in die Luft; sie entgeht dadurch leichter den Verfolgungen der Raubvögel, die in der Regel von oben auf ihre Beute stoßen .... Analoge Erörterungen finden auch bei der Beschreibung der anderen Thiere bei jeder sich darbietenden Gelegenheit statt.

Aus dem ganzen Inhalte des Buches geht hervor, dass der außerordentlich thätige und strebsame Verf. in der einschlägigen Fachliteratur tüchtig Umschau gehalten hat.

365 trefflich gelungene Abbildungen, welche nicht nur die einzelnen Thiere in passenden Stellungen, sondern zumeist auch unter Berücksichtigung ihres Aufenthaltes und der Lebensweise zur Darstellung bringen, erhöhen den Wert des Buches.

Angehängt sind dem letzteren passende Aufgaben und Fragen, deren Beantwortung einerseits zur Beleuchtung der bei der Be-

schreibung der Thiere zur Geltung kommenden Momente von verschiedenen Standpunkten aus führen, andererseits die der Entwicklungsstufe der Schüler angemessene Auffassung des natürlichen Systems anbahnen.

Alles Lob verdient der Verleger für die prächtige Ausstattung des Buches bei mäßig gehaltenem Preise.

Olmütz. Hugo Lanner.

Zur Frage des Stenographie-Unterrichts in den österreichischen Schulen. Ein Wort der Erwiderung und Abwehr. Von Karl Weizmann, herausgegeben vom Gabelsberger Stenogr.-Centralverein in Wien 30 SS. Mit 3 graph. Beilagen.

Die Schrift bezweckt, thatsächliche Aufklärungen und Richtigstellungen bezüglich jener Eingabe zu bringen, welche ein „Faulmann'scher Stenographenverein in Wien und seine Freunde" an die Vertretungskörper und an das hohe Ministerium für C. und U. richteten mit der Bitte, im nächsten Schuljahre in der 4. Classe einer Wiener Mittelschule oder in der 3. Classe der Bürgerschule zunächst probeweise facultativ das Faulmann'sche System lehren zu lassen und demgemäß auch die k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie an Mittelschulen zu erweitern. Nachdem W. den Wortlaut der Petition mitgetheilt, deren tausend Unterschriften von Commis, Praktikanten, Fabriksarbeitern, Maurern und endlich von „über 30 Schülern der Volks- und Bürgerschulen und unteren Classen der Mittelschulen" herrühren, unterzieht er die darin gegen das „veraltete Gabelsberger'sche System" befolgte herabsetzende Kritik einer sachgemäßen Besprechung. Er ergänzt zuerst, was die Petition nicht enthält, indem er auf die weite Verbreitung der Schrift Gabelsbergers, deren Übertragung auf fast alle europäischen Sprachen, auf die Institution der Prüfungscommissionen und des königl. sächsischen stenogr. Instituts usw. hinweist und bemerkt, dass selbst dort, wo infolge der freien Concurrenz auch andere Systeme Boden gewinnen konnten, die Schulbehörden in erster Linie auf das Gabelsberger'sche System Rücksicht nehmen, während das seit 20 Jahren bestehende, eifrig propagierte Faulmann'sche System bisher nirgends auch nur entfernt in Betracht kam. Der Umstand, dass die verschwindend kleine Zahl der Kenner des Faulm. Systems gegenüber den nach Hunderttausenden zählenden Gabelsbergianern nicht in Rechnung kommen kann, dass ferner im Gegensatze zur praktischen Verwendung der Gabelsb. Schrift in allen Parlamenten die Faulm. Schule keinen einzigen Praktiker aufweist (S. 15), dass endlich der erfolgreichen Entwicklung des Gabelsb. Unterrichtes gegenüber die Faulm. Unterrichtserfolge nicht die mindeste authentische Grundlage aufweisen, lässt den Versuch, die von der hoh. Unterrichtsverwaltung

rechtzeitig als nothwendig erkannte und nachdrücklich geforderte Einheitlichkeit des Systems zu Gunsten eines gar nicht ebenbürtigen und nicht erprobten Systems zu erschüttern, besonders vom Standpunkte des Schulwesens, das eine stete ruhige Entwicklung fordert, bedenklich erscheinen. Hinsichtlich des Faulm. Systems bemerkt W., dass es, weil ursprünglich zu einer Volksschrift bestimmt, an dem Mangel der Einheitlichkeit leidet: es ist als Volksschrift zu schwierig, als Debattenschrift unbrauchbar (S. 18), selbst dann, wenn der Schüler nach der Unterstufe noch die nach dem Muster der Gabelsb. Satzkürzung beigegebenen Oberstufen erlernt, wobei er aber vieles auf der Unterstufe Erlernte wieder umlernen muss. Die infolge der allerdings einfacheren Vocalisation mit minutiöser Peinlichkeit auszuführenden Wortbilder gefährden die Lesbarkeit und sind vom hygienischen Standpunkte schon bedenklich. W. bespricht dann noch die in der Eingabe gerühmte „leichte Erlernbarkeit", sowie die in Aussicht gestellte finanzielle Ersparnis durch Schaffung bloß einjähriger Curse und wendet mit Recht ein, dass die Theorie auch bei Gabelsb. nur ein Jahr umfasst, dass aber die Anwendung höherer Kürzungsvortheile längere fortgesetzte Übung unter der Leitung des Lehrers erfordert; das ist aber auch bei der Faulm. Schrift nothwendig, wenn der Unterricht sich nicht auf die „Vollschrift" beschränken soll; das finanzielle Moment werde aber gewiss nicht zum Schaden des Unterrichtes ausschlaggebend sein. W. weist ferner den Vorwurf zurück, als habe man am Gabelsb. System nichts ändern wollen. Kleine Änderungen mit Berücksichtigung der vom Schulunterricht gestellten Anforderungen wurden thatsächlich vorgenommen. Schließlich weist W. auf den heillosen Wirrwarr hin, der entstehen würde, wenn auch nur an einer Anstalt der Versuch mit der Faulm. Schrift gemacht würde. Es würde sich sofort die ganze große Zahl anderer Systeme melden und das Gleiche für sich verlangen. Wenn in der Petition erwähnt wird, dass auch anderwärts mehrere Systeme bestehen, so hebt W. mit Recht hervor, dass daraus, weil andere Staaten nicht rechtzeitig dem Wirrwarr entgegengetreten sind, noch nicht folgen müsse, dass in Österreich die bisher in so glücklicher Weise und so erfolgreich bewahrte Systemeinheit deshalb geopfert werde, um den Vertretern anderer Systeme ihren Willen zu thun. Die beigegebenen graphischen Beilagen veranschaulichen die Stärke der sechs bedeutendsten Stenographiesysteme, zu denen aber das Faulmann'sche nicht gehört.

Linz. Ferd. Barta.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Briefe aus Amerika

von Dr. Karl Raab in St. Louis, Mo.

I.

Individueller und Classen-Unterricht.

Es ist natürlich nicht möglich, auf so engem Raume ein Thema von solchem Umfange zu erschöpfen. Es sollen hier nur eigene Erfahrungen, die der Schreiber dieser Zeilen als österreichischer Mittelschullehrer und später als Frequentant eines amerikanischen Colleges gesammelt hat, in Kürze mit den Anregungen verbunden werden, die ein Aufsatz William J. Shearers „The Lockstep of the Public Schools" in „The Atlantic Monthly", Juni 1897, S. 749—757, geboten hat.

Alles, was mit dieser Skizze erreicht werden soll, ist, Discussionen über dieses interessante Thema unter neuer Beleuchtung anzuregen. Vielleicht fänden dieselben, wenn von competenter Seite aufgenommen, auch Beachtung an leitender Stelle.

Man hat sich vielleicht zusehr gewöhnt, bei Schulreformen immer nur nach Deutschland zu blicken und Amerika, als das „praktische" Land in seiner Bedeutung, auch für den humanistischen Unterricht, zu unterschätzen.

Auf drei Dinge kommt es bei allem öffentlichen Unterrichte an: Erstens, dass die Nation im ganzen ein gewisses Bildungsniveau erreiche; zweitens, dass in der engeren oder weiteren Fachschule ein bestimmter Grad von Fachbildung erreicht werde — und dieser Grad hat sich heutzutage immer mehr und mehr einer Weltgraduierung unterzuordnen —; und drittens, dass so viele Individuen als möglich das vorgesteckte Ziel erreichen, und zwar mit den geringsten finanziellen Opfern, in der verhältnismäßig kürzesten Zeit und in einer Lebenskraft und Gesundheit nicht verkürzenden Weise.

Bisher hat man, wohl über ganz Europa, und, soweit die „Public school" in Betracht kommt, auch in Amerika, im Classensysteme die beste Combination aller dieser Zwecke zu finden geglaubt.

Immer hat man aber auf mancherlei Weise zu erkennen gegeben, dass der individuelle Bildungsweg von hohem Werte sei: man betonte wieder und wieder, seit in die öffentliche Schule der neue Geist seinen Einzug hielt, die Nothwendigkeit einer möglichst weitgehenden Berücksichtigung der Schülerindividualität, man erzog seit Hunderten von Jahren in Europa die Söhne des Adels — und bürgerliche Kreise folgten in dem Maße, als es ihre Mittel zuließen — individuell und ließ in Amerika, da der demokratische Geist daselbst einer derartigen individuellen Erziehung abhold war, der Autodidaxie, der individuellen Selbsterziehung, den weitesten Spielraum.

Das Classensystem, wie wir alle wissen, besteht darin, dass man den Bildungsstoff, der für nothwendig erachtet wird, auf so und so viele Jahre Unterricht auftheilt und sagt: Wer das Lehrziel erreicht hat, dem geben wir ein dies anerkennendes Abgangszeugnis.

Ein solches Zeugnis schließt die allerdings recht häufig anfechtbare Präsumption in sich: Menschen von gleichen Zeugnissen werden dieselbe Verwendbarkeit im Berufsleben besitzen.

So scheint dieses System geeignet, den Nachwuchs der Nation zu sichten und einen möglichst gerechten Maßstab zu bieten für Einreihung des jungen Staatsbürgers in „Reih und Glied“ der Berufsstände. Es liegt in diesem Systeme, wie in der allgemeinen Wehrpflicht, ein demokratischer Zug der Gerechtigkeit, auf dem Grundgedanken basierend: Gleiche Gelegenheiten für Alle. Aber dass sie solche seien, bedürfen wir ein auf alle gleicherweise erstreckbares System, mit gleichem Maßstabe und mit Examen.

Niemand wird leugnen können, dass eine modificierte Art Classensystem immer allem öffentlichen Unterrichte wird zugrunde liegen müssen. Der Hauptfehler des gegenwärtigen Systems liegt im Detail, wo man den Gedanken „Gleicher Maßstab“ sehr übertreibt.

Fragt man irgendwo und wann im Leben, wenn ein Mann Ersprießliches leistet oder leisten soll, ob er sich die Kenntnisse und die Geschicklichkeit hiefür in der dritten, vierten oder achten Classe seiner Unterrichtszeit angeeignet hat? Aufs erreichte Ziel allein kommt es im Leben an, das ist der alleinige Maßstab, der der Beurtheilung eines Menschen zugrunde gelegt wird.

Was folgt daraus? Dass es wohl im Interesse des Volkes liegt, dass alle, die eine Schulanstalt verlassen, um ins politische Leben zu treten, nach einem gleichen und gerechten Maßstabe gemessen werden können. Wie aber die Graduierung während der Schulzeit vor sich gehe, ist interne Sache der Schule und so individuell zu regeln als eben möglich.

Was thut die gegenwärtige Schule? Sie verlangt, dass in allen Unterrichtsgegenständen von allen Schülern einer Classe zur selben Zeit nicht nur das Schlussziel, sondern auch die bestimmten Classenziele fast Monat für Monat (dies ist der 'lock-step') erreicht werden. Wer nicht mitkommt, muss „repetieren“ und zwar auch in denjenigen Gegenständen, die er zu beherrschen vermocht hat. Wer nur ein wenig Erfahrung darin hat, was „Repetenten“ leisten, weiß, dass

auf diesen Fall der Satz »Repetitio est mater studiorum« nur wenig Anwendung zulässt. In den Gegenständen, die zum »wiederholen« nicht Anlass gegeben haben, bekommen die Schüler, weil das Interesse gänzlich nachgelassen hat, im zweiten Jahre sehr häufig schlechtere Fortgangsnoten als im ersten.

In der Detailanwendung des Princips vom gleichen Maßstabe liegt also der Fehler. Hier ist es, wo gegen die Schülerindividualität am gröbsten gesündigt wird.

Wenn wir bedenken, was Individualität für den Fortschritt eines Volkes bedeutet, dann erscheint diese Sünde als eine schwere. Hat man die Individualität während der Schulzeit verkümmern lassen, ist sie für immer verloren. Ohne sie gibt es kein Hervorragen im Leben über ein schwaches Durchschnittsmaß; und doch behauptet sich heutzutage eine Nation im Weltwettbewerbe nur, wenn sie reich ist an individuellen Geistern, die ihre Mitbürger durch ihre Schaffenskraft anregen und zu ihrem »Standard« emporzuheben sich bemühen.

Dass wir Individualismus in der Schule haben müssen, kann also nicht bezweifelt werden; es kann sich nur fragen, wieweit unsere Mittel reichen, ihm Rechnung zu tragen: 300 Schüler und mehr individuell zu unterrichten, darin liegt die Schwierigkeit.

Dass man dieselbe lösen kann, dafür liegt für mich ein doppelter Beweis vor: Ein praktischer, die Beobachtungen, die ich in dem College in St. Louis machen konnte, ein theoretischer in den ausgezeichneten Ausführungen W. J. Shearers in der angeführten Zeitschrift; der letztere Beweis wird durch Shearers Mittheilung verstärkt, dass er sein System in drei Städten der Union mit gutem Erfolge verwirklicht hat.

Meine eigenen Beobachtungen im einzelnen will ich hier — vielleicht für spätere Mittheilung — zurückstellen. Heute kommt es mir nur darauf an, auf Shearers interessante Studie aufmerksam zu machen und bei meinen ehemaligen Collegen für die amerikanische Erziehung und Schule ein freundliches Interesse wachzurufen.

Ich gebe im folgenden kurz Shearers Hauptgedanken:

1. Das Promotions-Examen ist abzuschaffen. An die Stelle desselben tritt in den unteren Stufen das Urtheil des Lehrers allein, in den höheren öftere schriftliche Probearbeiten. Das Schluss-Examen ist häufig nur eine Todtenbeschau und keine Diagnose für eine zu heilende Krankheit.

2. Man mache unter den Schülern einer Hauptclasse Unterabtheilungen in den wesentlichen Gegenständen (wie z. B. in den fremden Sprachen, in der Mathematik) mit acht bis zwanzig Schülern in einer solchen »Division«.

Eine Unterabtheilung hat nur so lange zu bestehen, als sie sich als nothwendig herausstellt; vielleicht soll gerade ein schweres Capitel der Physik vorgenommen werden, und der Lehrer weiß, acht bis zehn Schüler können es ohne individuelle Nachhilfe nicht bewältigen.

In jeder Abtheilung geht man nur so rasch vor, als es gerade bei diesen Schülern geschehen kann.

3. Da man nicht früher zu etwas Neuem übergeht — niemand drängt —, als bis alles gründlich verstanden ist, muss das Resultat ein besseres sein als bei der alten Methode, wo man Schüler mit Mühe und Noth „durchdrückt", damit sie nur kein Jahr verlieren.

4. Über jeden Schüler wird ein Journal („Buch") geführt, das jedem neuen Lehrer übergeben wird. Es enthält ein möglichst treues Charakterbild des Schülers, Information über seine häuslichen Verhältnisse und über sein bisheriges Können.

5. Ein solcher Studiengang weckt außerordentlich den Ehrgeiz und Lerneifer der Schüler; die früheren Schüler einer Classe wollen sich durch die neu eintretenden nicht überflügeln lassen.

6. Diese neue Schule erspart vielen Eltern und Schülern Zeit und Geld, da nicht so viele Jahre durch „wiederholen" verloren werden und Schüler, die vor der Zeit austreten, schon im Leben besser verwendbar sind; und sie kostet dem Gemeinwesen nicht viel mehr, da nicht um viel mehr Lehrkräfte nothwendig sind.

Das Shearer'sche System ist somit ein modificiertes Classensystem auf individualistischer Grundlage. Ein allgemeiner Stufengang ist festgehalten. Wieviel Abtheilungen aber nothwendig sind, um in den wesentlichen Gegenständen von einer Hauptstufe zur nächsthöheren zu gelangen, hängt von der Individualität der Schüler ab. [1])

II.

Pädagogische Aphorismen.

Die folgenden Aphorismen sind ein Versuch, in möglichster Kürze Beobachtungen mitzutheilen, die ich seit meinem Aufenthalte in Amerika auf dem Gebiete des Schulwesens gemacht habe. Sollten diese kleinen Proben Beifall finden, würde ich gerne von Zeit zu Zeit weitere anreihen.

1.

Disciplin ist nicht ganz allein von der Lehrerpersönlichkeit abhängig; sie wird vielfach durch das Maß bestimmt, in dem der Schüler direct mit dem Lehrstoffe in Beziehung tritt. Je größer die Selbstthätigkeit des Schülers während des Unterrichtes ist, desto mehr wird seine Aufmerksamkeit vom Gegenstande absorbiert, desto leichter ist es für den Lehrer, Disciplin zu halten.

2.

Einzelne Schüler im mathematischen Unterrichte zur Tafel zu rufen und da eine Aufgabe ausarbeiten zu lassen, während die übrigen Schüler in der Bank mitrechnen sollen, ist keine gute Methode. Drei Viertheile der Schüler arbeiten nicht wirklich mit, schieben sich heimlich die Re-

---

[1]) Auf die Frage, wo man die nöthige Zahl Schulzimmer hernehmen werde, lässt sich leicht antworten: Erstlich bedarf bei richtiger Unterrichtsmethode nicht jede „Division" ein besonderes Zimmer. Und zweitens, wo räumliche Theilung wirklich nothwendig sein sollte, kann man sich mit auf Rollen laufenden Zwischenwänden leicht helfen.

sultate zu, wenn der Lehrer Stichproben macht, oder schreiben die Rechnung einfach mechanisch von der Tafel ab.

In der amerikanischen Schule, die ich besuchte, stellte der Lehrer die Aufgabe, alle Schüler mussten sie für sich ausrechnen, der Lehrer machte zahlreiche Stichproben, schrieb die von den Schülern gefundenen Resultate mit den Namen auf die Tafel und rechnete dann das Beispiel selbst auf der Tafel vor. Die Schüler waren voll Eifer, controlierten sogar die Arbeit des Lehrers und bemerkten es sofort, wenn er absichtlich dann und wann einen kleinen Rechenfehler mit einschlüpfen ließ.

Bei dieser Methode war die Aufmerksamkeit eine allgemeine und das Gelernte haftete besser.

3.

Die amerikanischen Lehrbücher über Geschichte haben meine seit der eigenen Schulzeit eingewurzelte Meinung, man müsse Weltgeschichte in einem Gesammtbilde vortragen, sehr erschüttert. In Amerika zerlegt man gerne die Geschichte in einzelne Darstellungen, wie die Geschichte Englands, der Vereinigten Staaten, Deutschlands usw. vom Beginne bis zum heutigen Tage. Man erhält so ein abgerundetes Bild der inneren und äußeren Entwicklung eines Volkes.

Würde man in Österreich und Deutschland dieses System acceptieren, durch synchronistische Tabellen, die der Schüler anzulegen hätte, nachhelfen und in der obersten Classe eine kurze Zusammenfassung als Weltgeschichte in der bisherigen Art versuchen, müsste man, dächte ich, gute Resultate erzielen.

4.

Die amerikanischen Lehrbücher, was für ein Gegenstand es sein mag, enthalten am Schlusse eines jeden Capitels eine Reihe von Fragen, die seinen Inhalt zu erschöpfen suchen. Es ist nicht zu leugnen, dass manche derselben dem Schüler die Antwort zusehr in den Mund legen. Manche enthalten aber ganz ausgezeichnete Winke für eine selbständige Auffassung des Gegenstandes. Als vorzüglich fielen mir die Fragen in Fiskes Lehrbüchern zur amerikanischen Geschichte auf. Dieselben sind, soweit sie für die reifere Jugend bestimmt sind, durchaus weiterführend, verweisen auf eine Privatlectüre, die der Schüler leicht treiben kann, und bereiten so in einer wahrhaft idealen Weise auf die Hochschule vor.

5.

Der amerikanische Lehrer tritt dem Schüler nicht als ein militärischer Zuchtmeister gegenüber, sondern als ein älterer Freund, dem man sich unterordnet, weil es so natürlich ist, nicht weil man es verlangt. Dann und wann ein Scherz ist durchaus nicht verpönt, und man ließe ein Witzwort zuweilen selbst bei einem Schüler zu, vorausgesetzt, dass es treffend ist.

Praktische Rathschläge für den Ankauf von Photographien in Rom.

Gelegentlich der in diesem Winter für ein niederösterreiches Gymnasium übernommenen Besorgung einer Sammlung von Photographien antiker Stätten und Denkmäler zeigte es sich, dass das Aufsuchen des im römischen Kunsthandel überhaupt — und natürlich nicht an einem Orte allein — erhältlichen, für Schulzwecke passenden Bildermaterials, das prüfende Vergleichen und die mit Rücksicht darauf und auf die zur Verfügung stehenden Geldmittel zu treffende Auswahl, zumal wenn der Auftrag allgemein gehalten ist, einen größeren Zeitaufwand beansprucht, als man vielleicht glauben könnte. Mit Rücksicht darauf dürfte denjenigen Herren, die nach dem Verf. als Stipendiaten der österr. Regierung ähnliche Wünsche zu befriedigen haben, dabei aber in ihrer Zeit beschränkter sind, die Veröffentlichung der zu obgedachtem Zwecke getroffenen Auswahl unter Beifügung einiger weiterer Hinweise nicht unwillkommen sein, ja sie könnte vielleicht auch manchen Anstalten den Ankauf aus der Ferne erleichtern.

Der Zweck dieser Zusammenstellung ist also ein lediglich praktischer, sie bezieht sich nur auf das gegenwärtig — soweit die Kenntnis des Verf.s reicht — in Rom käufliche Bildermaterial; es soll damit nicht etwa (was auch weder beansprucht noch erwartet werden dürfte) ein Canon aufgestellt werden. Vorangeschickt seien noch einige allgemeine Bemerkungen.

Zunächst sei betont, dass hinsichtlich des Anschauungsmaterials für die Schule der Verf. auf dem grundsätzlichen Standpunkte steht: Nur möglichst große Bilder, und sowohl bei diesen, als auch insbesondere, wenn nur kleinere zu haben sind, temporäre Ausstellung in hiezu hergerichteten Rahmen.[1]) Ferner betont der Verf., dass er, wie auch wohl seine Auftraggeber, bei manchem (kleineren) Bilde mehr an den Lehrer als an eine allgemeine Demonstration in der Schule gedacht hat.

Da der Besitz der Langl'schen Bildertafeln für viele, aber doch nicht für alle Anstalten vorauszusetzen ist, hat der Verf. kein Bedenken getragen, einerseits unter die architektonischen Ansichten auch eines oder das andere Stück, das seiner Erinnerung oder Vermuthung nach dort vertreten ist, in das Verzeichnis einzureihen, andererseits aber, wie z. B. beim Colosseum, absichtlich eine von den gewöhnlichen abweichende Aufnahme gewählt. Rücksichtlich der Porträts darf jetzt wohl allerdings an den meisten Anstalten der Besitz von Hoppes trefflichen »Bildern zur Mythologie und Geschichte« vorausgesetzt werden; doch wurde, um allen Wünschen gerecht zu werden, in ein paar Fällen auch eine durch Schönheit oder Größe sich auszeichnende Aufnahme eines italischen Musealstückes herangezogen, wenn auch von der betreffenden Persönlichkeit ein Bildnis (dann aber meist nach einem andern Original) in jenem Werk enthalten ist. Gerade diese Abtheilung ist übrigens, um auch dies gleich hier zu bemerken, in Rom recht schwierig in befriedigender Weise zusammenzustellen. Oft findet man von den wichtigsten und besten Köpfen entweder gar keine oder doch kaum brauchbare Aufnahmen, und wer, mit einer hervorragenden photographischen Firma in näherer Verbindung stehend, derselben einmal von der Existenz von Bernoullis Werk Nachricht geben oder, noch besser, ihr einen zum Handgebrauche gemachten Auszug daraus zur Verfügung stellen und sie ferner auf S. 355 bis 360 in Helbigs »Führer«, I. Theil, sowie auf den betreffenden Abschnitt in Burckhardts »Cicerone« I. 6. Aufl., S. 151—168 aufmerksam machen wollte, würde sich damit ein Verdienst erwerben. Über

[1]) In Görz z. B. sind ebenso schöne wie praktisch eingerichtete Rahmen im Gebrauch: rückwärts mit doppelten, sich scharf an das Glas legenden Klappthüren, Aufhängevorrichtung an Schmal- und Langseite. Sie wurden in der nahen staatlichen Fachschule zu Marignano hergestellt.

manchem wichtigen Stücke scheint allerdings auch derzeit noch eines der in Italien noch immer so beliebten Reproductionsverbote zu schweben.

Schließlich noch eins: im vorliegenden Falle war die geschlossene Kaiserreihe bis Marc Aurel gewünscht worden. Ob dieses Verlangen nicht vielleicht besser für eine Sammlung von Münztypen zu stellen wäre oder in einer solchen seine Befriedigung finden könnte, bleibe hier unerörtert; den praktischen Wert wird man im letzteren Falle nicht in Abrede stellen. Bei Aufrechterhaltung jener Forderung aber ist für unsere Zwecke m. E. in manchen Fällen ein idealisierter Kopf, und nur dieser zu wählen: wer würde z. B. der Jugend die Person des Titus durch die an sich so vortreffliche Statue des Braccio nuovo versinnlichen wollen? (Der umgekehrte Fall hinwieder tritt z. B. bei Tiberius ein).

Doch nun zur Sache. Verlangt waren: *A.* Die wichtigsten Stätten und Bauten des alten Rom, ein oder das andere Bild aus der Umgebung. *B.* Eine kleine Sammlung von pompeianischen Ansichten. *C.* Wie schon erwähnt, eine bis M. Aurelius womöglich vollständige Reihe von Kaiserporträts, ferner Bildnisse von viri illustres früherer Zeiten. Zur Verfügung stand eine Summe von circa 35 fl. ö. W.

Die Einkaufsquellen wurden nach reiflicher Prüfung auf zwei beschränkt: die deutsche Buchhandlung Spithöver (piazza di Spagna), die den Vertrieb der Anderson'schen Aufnahmen [»Sp.-And.«] hat und bei der auch die Sommer'schen Aufnahmen aus Pompeii zu finden sind, und die bekannte Photographen-Firma Alinari & Cook am Corso [»Al. & C.«]. Die kleineren Handlungen kommen nur für den Privatbedarf bei Wahl kleinerer Formate in Betracht; zumal für die Abtheilung *C* bieten sie kaum ein oder das andere brauchbare oder auch nur den obgenannten Aufnahmen gleichwertige Bild. Vielfach deckt sich auch bei Gleichheit des Formats eine Anderson'sche Aufnahme inhaltlich mit einer Alinari'schen; in diesen Fällen bedeutet in der Regel die alleinige Anführung einer Firma im folgenden Verzeichnisse eine Empfehlung, bezw. den Vorzug vor der eventuellen identischen Aufnahme der anderen.

Die Anderson'schen Aufnahmen haben folgende Größen: Folio = 56 : 42, Halbfolio = 40 : 30, Normal = 26 : 20 cm. Die bezüglichen Preise sind: 4, 2 und 0·5 Lire. Eine geringe Anzahl Aufnahmen sind auch im extragroßen (»grandissimo«) Format 86 : 57 cm zu haben (Preis 10 Lire). Leider existieren von manchen Objecten, bei denen ich im Interesse der Schule, namentlich reicher dotierter Anstalten, eine möglichst große Aufnahme wünschen möchte, nur solche bis zu »Halbfolio«. — Bei Alinari & Cook wurden fast nur für die Abtheilungen *B* und *C* Bilder und zwar im Format »piccolo« (Blattgröße 27 : 21 cm) gekauft;[1]) die angesetzten Preise sind bereits Dutzendpreise. Außerdem haben Alinari & Cook für Veduten und Sculpturen noch folgende Formate und Preise: »extra« = 33 : 44 cm zu 2·5 Lire und »grande« = 45 : 60 cm zu 6 Lire. In diesen Größen sind aber, wenigstens vorläufig, die Ansichten aus Pompeii nur über besondere Bestellung erhältlich. In Neapel dagegen sind bei Brogi (piazza dei martiri) und bei Sommer (largo Vittoria) einige pompeianische Aufnahmen auch in größeren Formaten stets vorräthig, und zwar bei Sommer: »grande« (circa 25 : 34 cm) zu 1 Lire; bei Brogi: »sopra-extra« (28 : 41·5) zu 1·75 Lire. Brogi hat auch noch ein annähernd doppelt so großes Format »grandissimo« zu 5 Lire. Diese sowie einige andere erst in Neapel gemachten Erfahrungen sind in der Rubrik »Anmerkung« verwertet.

Dass die Preise sämmtlich für unaufgezogene Exemplare gelten, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

---

[1]) Es sei ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass »normal« bei Anderson, »piccolo« bei Alinari & C., »mezzane« bei Sommer, »extra« bei Brogi ein und dasselbe Format zu 0·5 Lire bezeichnen. Bei Sommer hat übrigens dieselbe Ansicht je nach den Formaten ganz verschiedene Nummern.

Abtheilung *A.*

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
1	Forum Romanum vom clivus Capitolinus (Ecke der via di Campidoglio über d. porticus deorum consentium) aus gesehen: vorne Saturntempel, dann Basilica Iulia, Castortempel, gegenüber Tempel des Antoninus und der Faustina, im Hintergrunde Titusbogen und Colosseum	Sp.-And. 316	grandissimo (57 : 86)	10	

Dieses an Höhe das bekannte (seinerzeit auch von der archäologischen Commission empfohlene) Alinari'sche Panorama (52 : 103 cm) zu 20 Lire übertreffende Bild schließt links mit der Hälfte des Severusbogens ab; es fehlt also die so störende Kuppel von S. Martino e Luca, freilich aber auch der Rest des Severusbogens und die drei Säulen des Vespasiantempels. Trotzdem ist es der Aufnahme Nr. 315 des Spithöver-Anderson'schen Kataloges, welche bei gleicher Bildgröße auch noch diese Partie enthält, vorzuziehen; denn der kleinere Maßstab und der veränderte Standpunkt der Aufnahme verursachen bei Nr. 315 eine geringere Deutlichkeit der mittleren Forumgegend (Faustina- bis Castortempel). Da Severusbogen und Vespasiantempel ohnedies auf Nr. 2 vertreten sind, empfiehlt es sich also, hier darauf zu verzichten. Wer dies nicht will, mag 10 Lire zulegen und die Alinari'sche panoramatische Aufnahme wählen. Der Verf. gesteht übrigens offen, dass er bei aller Anerkennung der malerischen Vorzüge des letztgenannten Bildes fürchtet, dass es in den Augen eines nicht durch persönliche Erinnerung belehrten Beschauers, der nicht weiß oder sich nicht vorstellen kann, dass hier eigentlich zwei, um einen geringen Winkel verschobene Aufnahmen vorliegen, eine nicht ganz richtige Auffassung von der Gestalt des römischen Forums hervorrufen könne, während aus der oben unter Nr. 1 angeführten Aufnahme fast der Plan des forum Romanum herausgelesen werden kann.

2.	Forum Romanum, von der Velia (bei S. Francesco) aus gesehen: links der Unterbau des Vestatempels, dahinter Castortempel, Basilica Iulia; im Hintergrunde das Capitol. (Senatorspalast), davor Vespasiantempel, Severusbogen usw.	Sp.-And. 318	grandissimo	10	Von der im März 1897 bei Alinari erschienenen, in derselben Gegend aufgenommenen großen panoramatischen Ansicht (zu 30 L.) gilt das vorhin über die Nachtheile einer solchen Gesagte in verstärktem Maße: dem unkundigen Beschauer muss hier das Forum als breiter rundlicher Platz erscheinen!
3.	Reconstruction des nordwestl. Theiles des Forum mit dem Tabularium im Hintergrund; Standpunkt des Beschauers etwa beim Castortempel [NB. der Maßstab ist fast der gleiche wie bei dem in derselben Achse aufgenommenen Bilde Nr. 2]. Gezeichnet von Becchetti	gekauft bei Alinari, aber auch sonst erhältlich		3	Diese Reconstruction (Photographie nach getuschter Zeichnung) empfiehlt sich vor allen anderen durch ihre Plastik und Größe; in unserem spec. Falle deckt sie sich also nahezu mit Nr. 2. Daneben kommen kleine Fehler, wie z. B., dass die Rostra (namentlich die Zahl und Anbringung der Schiffsschnäbel) nicht richtig reconstruiert sind, kaum in Betracht.
4.	Colosseum, vom Thurme von S. Francesco aus gesehen; im Vordergrunde die nördl. Apsis des Venus- und Romatempels	Sp.-And. 281	Halbfolio	2	Leider nicht in noch größerem Format zu haben. Deshalb wurde auch bei Nr. 5, die sonst in allen Größen erhältlich wäre, das hiemit übereinstimmende Format gewählt. Die gewöhnlicheren, meist bis zum Format »grandissimo« vorräthigen Aufnahmen wurden wegen Collision mit Langls Bildern nicht berücksichtigt. Wo diese fehlen, möge man Nr. 285 (von der *meta sudans* aus) wählen oder die — aber ebenfalls nur bis zu »halbfolio« erhältliche — Nr. 283, welche den besterhaltenen Theil bei via S. Giovanni zeigt.

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
5.	Colosseum, Inneres, vom (nördl.) Haupteingang aus, mit den Substructionen der Arena	Sp.-And. 286	Halbfolio	2	
6.	Constantins-Basilica, von vorne gesehen	Sp.-And. 559	Normal	0·50	Auch in Halb- und Ganzfolio.
7.	Titusbogen, vom Süden gesehen (im Innern das Relief mit dem siebenarmigen Leuchter aus Jerusalem)	Sp.-And. 21	Halbfolio	2	Auch in Folio.
8.	Constantinsbogen, Westseite mit der *meta sudans* und dem Anschnitt des Colosseum-Umganges	Sp.-And. 12	Halbfolio	2	In größeren Formaten ist nur die Aufnahme von Osten her zu haben.
9.	Palatin, von der *sacra via* beim Faustinatempel aus aufgenommen: rechts die Substructionen der (in hadrianische Zeit fallenden) Erweiterung des Tiberiuspalastes; am Fuße des Palastes das *Atrium Vestae* mit einigen Vestalinenstatuen; ganz vorne das (späte) Forumpflaster bei der Regia	Sp.-And. 400	Folio	4	Der rechte Rand dieses Blattes (Eingang zum Vestalenhaus vom Vestatempel her) schließt also an den linken Rand von Nr. 2 an.
10.	Palatin: Cryptoporticus unter dem Südrande des Tiberiuspalastes [muthmaßlich Schauplatz der Ermordung Caligulas, Sueton c. 58]	Sp.-And. 424	Normal	0·50	

11.	Palatin, flavischer Umbau der Domus Augustana. Blick von Norden über die Apsis der »*basilica*« (von deren Gitter noch ein Stück erhalten ist) auf das gewaltig breite »Peristyl«; die in dessen Mitte sichtbaren Schranken umschließen den Zugang zu den unteren, wahrscheinlich dem augusteischen Palaste angehörigen Räumen	Sp.-And. 409	Normal	0·50	
12.	Palatin, Südseite: sogen. Stadium (oder nach Hülsen: »hippodromus« = Garten), wahrscheinlich unter Domitian erbaut, unter Septimius Severus umgeändert	Sp.-And. 2505	Normal	0·50	
13.	Palatin, der Bau des Septimius Severus gegen den Circus Maximus zu, gesehen von S. Prisca	Al. & C. 7078	piccolo	0·50	
14.	Traiansforum: die Reste (des aufgedeckten Theiles) der Basilica Ulpia, dahinter die Traiansäule	Sp.-And. 273	Halbfolio	2	Bei ausreichenden Mitteln empfiehlt es sich, diese Nummer in »extragroß« (10 L.) zu kaufen; in »Folio« existiert sie nicht (wohl aber die folgende Katalog-Nr. 274, die jedoch — auf die Schmalseite gestellt — nur die Säule berücksichtigt).
15.	Augustusforum: die noch erhaltene Umfassungsmauer mit dem »arco Pantani«, dahinter die Reste des Mars-Ultortempels	Sp.-And. 556	Normal	0·50	Oder Nr. 555, die den Tempelrest und den arco Pant. von innen zeigt und auch in »halbfolio« zu haben ist — sieh Nachträge!
16.	Capitol mit der großen Treppe Michelangelos, von Norden gesehen	Sp.-And. 47	Halbfolio	2	In allen Größen zu haben. (Beim Gebrauche ist darauf aufmerksam zu machen, dass diese Seite des capitol. Hügels bis ins 16. Jahrh. ein unzugänglicher steiler Abhang und um die Hälfte höher als gegenwärtig war.)

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
17.	Pantheon	Sp.-And. 477	Halbfolio	2	In allen Größen zu haben. Hiezu allenfalls noch Nr. 480: die Vorhalle allein (bloß in »normal«).
18.	Sogen. Tempel der Fortuna virilis (nach Hülsen vielleicht »Mater matuta«, jetzt S. Maria Egiziaca), als Beispiel eines römisch-ionischen Tempelbaues	Sp.-And. 554	Normal	0·50	
19.	Neptuntempel an piazza di pietra	Sp.-And. 544	Normal	0·50	
20.	Moles Hadriani mit Ponte S. Angelo	Sp.-And. 60	Normal	0·50	Diese leider nicht in größerem Format erhältliche Nummer gibt allein auch die Brücke in perspectivischer Ansicht. Nr. 59 ist in der Achse der Brücke aufgenommen und in allen Größen bis »folio« zu haben. Nr. 41 gibt die Ansicht vor den Regulierungsbauten.
21.	Caracallathermen, Blick von einem der Pfeiler des Caldarium-Polygons über das (sogen.) Tepidarium und durch dessen Riesenbogen hindurch in das große Frigidarium	Sp.-And. 575	Normal	0·50	Leider ist unter den zahlreichen Ansichten jener Thermenreste gerade dieses für Laien instructivste Bild nicht größer zu haben.
22.	Aurelianische Mauer mit den Thürmen (bei porta San Paolo)	Sp.-And. 2101	Normal	0·50	
23.	Cestiuspyramide mit porta S. Paolo	Sp.-And. 560	Normal	0·50	

24.	Porta Maggiore (Wasserleitungsübergang!) mit Eurysacesdenkmal	Sp.-And. 508	Normal	0·50	
25.	Via Appia, Grab der Caecilia Metella, Ausblick auf die Campagna, im Hintergrunde die Albaner Berge	Sp.-And. 523	Normal	0·50	Sehr empfehlenswert ist bei zureichenden Mitteln auch die Folioausgabe dieses auch für den geogr. Unterricht wertvollen Landschaftsbildes. (In „halbfolio“ nicht erhältlich.)
26.	Die Bogen der Claudischen Wasserleitung, aufgenommen von der *Tenuta del tavolato* zwischen der via Labicana und der via Appia nuova, mit Pinien im Vordergrunde	Sp.-And. 36	Halbfolio	2	In allen Größen zu haben. [Deckt sich mit dem (fälschlich als „Via Appia“ bezeichneten!) Bilde in Richters Schulgeographie.]
27.	Basilica S. Paolo fuori le mura, Inneres (zur Versinnlichung der Wirkung antiker Säulenhallen, vgl. Burckhardt, Cic. II, S. 6)	Sp.-And. 164	Halbfolio	2	In allen Formaten bis zu „grandissimo“.
28.	Tivoli, die beiden Tempel (etwas unterhalb der Hotelterasse aufgenommen)	Sp.-And. 590	Halbfolio	2	Der Rundtempel allein: bei Alinari & Coock Nr. 6883, auch im Format „extra“ erhältlich.
29.	Paestum, Neptuntempel, Langseite	Al. & C. 11.329	piccolo	0·50	In allen Größen zu haben; daher bei vorhandenen Mitteln das Format „extra“ (2·5 L.) oder noch besser „grande“ (6 L.) als Musterbild eines dorischen Tempels sehr zu empfehlen.
30.	„ „ Frontansicht	11.331	„	0·50	
	B. Pompeii				
31.	Gesammtansicht des Forum civile mit dem Vesuv im Hintergrunde	Sommer[1] 1202	mezzano	0·50	Davon existiert auch — wenigstens im Neapler Hauptgeschäfte — eine große, die Nummer 4117 tragende Ausgabe zu 1 L. (circa 25 : 34 cm), die natürlich vorzuziehen ist.

[1]) In Rom bei Spithöver, oder (besser) im Neapler Hauptgeschäft: largo Vittoria.

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
32.	Das große Theater („teatro tragico")	Sommer 1220	mezzano	0·50	
33.	Apollotempel mit der großen Treppe, dem wohlerhaltenen Altar davor und dem Reste des Säulenhofes	Al. & C. 11.405	piccolo	0·50	
34.	Straßenbild („strada dell' abbondanza" mit dem „album")	Al. & C. 11.388	piccolo	0·50	Die Straßenconstruction, die Trittsteine, Brunnen an der Straße usw. gut ersichtlich.
35.	Basilica, Längsansicht (von oben aufgenommen)	Al. & C. 11.343	piccolo	0·50	Oder die in der Längsachse gegen Osten aufgenommene Nr. 11.344 (gleichwertig mit Sommer Nr. 1294). Bei Brogi (Nr. 5020) auch sehr gut in doppelter Größe („sopraextra") zu 1·75 L.
36.	Haus des tragischen Dichters	Al. & C. 11.365	piccolo	0·50	Auf beiden ist die Haupteintheilung des röm. Hauses gut erkennbar, namentlich der Übergang vom *atrium* ins *tablinum* und die bisher so genannten *fauces*. In Nr. 88 sind beide „*fauces*" sichtbar und, ebensowie das *tablinum*, überdeckt; Nr. 87 zeichnet sich wieder aus durch das kleine *puteal* im Atrium und die *aedicula* in dem hier schöner ausgestatteten und besser erhaltenen *Peristyl*.
37.	Haus des L. Caecilius Iucundus	Al. & C. 11.356	piccolo	0·50	

38.	Das neuaufgedeckte (und reconstruierte) sogen. Haus der Vettii: Gesammt-(Längs-) Ansicht des Peristyls mit den Gartenanlagen, Brunnen, Statuen usw.	Al. & C. 11.349 *a*	piccolo	0·50	
39.	Dasselbe: Queransicht des Peristyls	11.349 *c*	piccolo	0·50	Oder bei Sommer (in Neapel) Nr. 3021.
40.	Gräberstraße mit der porta di Ercolano im Hintergrunde	Sommer 1278	mezzano	0·50	Oder Alinari 11.391. Am besten aber bei Brogi Nr. 5066 im Format »sopra-extra« (28 : 41 cm zu 1·75 L.) oder »grandissimo« (zu 5 L.).
	C. Viri illustres				
1.	Homer (National-Museum in Neapel)	Al. & C. 11.120	piccolo	0·50	Doch vgl. Hoppe (wo aber die Replik von Sanssouci wiedergegeben ist).
2.	Perikles, Hermenbüste des Vaticans	Sp.-And. 1434	Normal	0·50	Besser als bei Alin. Vgl. aber Hoppe.
3.	Sophokles, Kopf der lateranensischen Statue	Sp.-And. 1844	Normal	0·50	
4.	Demosthenes, Kopf der vaticanischen Statue	Al. & C. 6549	piccolo	0·50	
5.	Alexander der Große. Da der schöne Idealkopf des capitol. Museums (Saal des sterbenden Fechters) zu controvers ist und überdies von ihm keine genügende Aufnahme existiert, wurde die trotz ihrer Kleinheit doch manche Vorzüge bietende bronzene Reiterstatuette in Neapel gewählt	Al. & C. 11.192	piccolo	0·50	Die (von Koepp, 52. Winckelm. Progr. S. 15 f. hervorgehobenen) Vorzüge dieser Statuette rechtfertigen die Anschaffung auch bei Vorhandensein des Hoppe'schen Werkes (das den Kopf im Louvre bringt). — Aber besser bei Brogi (in Neapel) Nr. 5618.

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
6.	Scipio Africanus, Marmorbüste des capitol. Museums	Sp.-And. 1622	Normal	0·50	Vorzuziehen ist aber die Bronzebüste in Neapel, deren beste Reproduction die von Rivo Nr. 690 (erhältlich z. B. bei S. de Angelis, Galleria Principe di Napoli) ist.
7.	Q. Hortensius, Büste in der Villa Albani	Sp.-And. 1902	Normal	0·50	
8.	Cicero, Büste im Vatican (mus. Chiaram.)	Sp.-And. 1839	Normal	0·50	
9.	Pompeius, Kopf der Statue im Palazzo Spada (im Profil)	Sp.-And. 1988	Normal	0·50	Auch die ganze Statue bis zur Größe »halbfolio« zu haben: Nr. 1978. Nach Bernouilli ist hier die Identificierung mit Pompeius »noch am wahrscheinlichsten«.
10.	Caesar, Colossalkopf in Neapel[1])	Al. & C. 11.086	piccolo	0·50	Aber besser bei Brogi in Neapel Nr. 5423. Bei Hoppe ist die Büste des Brit. Museums wiedergegeben.

[1]) Die wirkungsvolle colossale Imperatorenstatue im Hofe des Conservatorenpalastes in Rom — von Bernouilli I. S. 181 neben dem Neapler Kopfe unter den Ideal-Porträts in erster Reihe angeführt — kann wegen der ungünstigen Beleuchtung weder in der Alinari'schen (Nr. 6041), noch in der Anderson'schen (1656) Aufnahme befriedigen. Übrigens ist sie, worauf ich von sehr maßgebender Seite aufmerksam gemacht werde, bezüglich der Zugehörigkeit des Kopfes noch nicht hinlänglich untersucht.

11.	Octavianus Augustus als Jüngling, Büste des Museo Chiaramonti	Sp-And. 1320	Normal	0·50	Im gleichen Sinne aufgenommen.
12.	Derselbe, Kopf der vatican. Statue von Primaporta	Sp.-And. 5310	Normal	0·50	
13.	Tiberius, Sitzstatue Nr. 404 (ohne Lorbeerkranz und mit gesenkter R.) des Museo Chiaramonti	Sp.-And. 1454	Normal	0·50	Obwohl offenbar absichtlich den Zügen der Livia genähert, ist der Kopf dieser Statue doch wohl physiognomisch der beste durch den Ausdruck der Zurückhaltung und Verschlossenheit. Die zweite Statue (Nr. 400) des Mus. Chiaram. und noch mehr die lateranensische von Cervetri sind allzusehr idealisiert.
14.	Caligula, Basaltkopf des capitolin. Museums	Sp.-And. 1540	Normal	0·50	
15.	Claudius, Statue in der sala rotonda des Vatican	Sp.-And. 1340	Normal	0·50	Der ebendort befindlichen Büste entschieden vorzuziehen. Die als Kunstwerk unvergleich höher stehende lateranensische Statue ist zu stark idealisierend; Bernouilli bezweifelt sogar die Identität.

Bezüglich Neros muss das Erscheinen einer Photographie des vortrefflichen palatinischen Kopfes im Thermenmuseum abgewartet werden. Der zu drei Viertheilen moderne im Kaiserzimmer des capitolin. Museums ist natürlich auszuschließen. Mit dem in Neapel (Sommer Nr. 1583, vgl. Burckhardt I, S. 162 *g*) ist nicht viel anzufangen. Für Wien wird man natürlich auch auf die im Hofmuseum befindliche Replik des Bronzekopfes der vatican. Bibliothek verweisen, vgl. Bernouilli II, S. 462.

16.	Otho, Kopf im capitolin. Museum	Sp.-And. 1612	Normal	0·50	Eine Reproduction der von Bernouilli in erste Linie gestellten Büste im Büstenzimmer des Vatican ist mir nicht bekannt.

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
	Galba: die bei Alinari erhältliche Photographie der verdrückten Silberbüste in Neapel ist natürlich für die Schule unbrauchbar.				
17.	Vitellius, Kopf im capitolin. Museum	Sp.-And. 1640	Normal	0·50	In Wien wird man natürlich auf die Marmorbüste des Hofmuseums verweisen.
18.	Vespasian, Kopf im capitolin. Museum	Sp.-And. 1638	Normal	0·50	Da die an sich vorzüglichen Köpfe beider Kaiser in der Villa Albani wegen der restaurierten, in der Photographie ganz dunkel erscheinenden Nasen für Schulzwecke ungeeignet sind, wurden die capitolinischen gewählt. Titus ist hier stark idealisiert, doch sieh die Vorbemerkungen.
19.	Titus, Kopf im capitolin. Museum	Sp.-And. 1637	Normal	0·50	
20.	Domitian, Statue im Braccio nuovo des Vatican	Sp.-And. 1367	Normal	0·50	
21.	Nerva, Statue in der sala rotonda des Vatican	Al. & C. 6624	piccolo	0·50	Bernouilli will diesen Kopf wegen zu starker Abweichung von den Münzporträts nicht als Nerva anerkennen. Mir scheint dagegen die Ähnlichkeit desselben mit der Münze bei Bernouilli, Münztafel II, 17, so groß als nur möglich! Von der Büste im Büstenzimmer des Vatican gibt es keine Photographie, ebensowenig bisher von dem trefflichen, Nerva in jüngeren Jahren darstellenden Kopfe im Thermenmuseum.

22.	Traian, Büste im Braccio nuovo des Vatican	Sp.-And. 1458	Normal	0·50	Gleichwertig mit Alinari 6669. — Von der das meiste geistige Leben zeigenden Büste im Cabinet des Meleager scheint leider keine Photographie zu existieren.
23.	Hadrian, Büste in der sala rotonda des Vatican	Sp.-And. 1298	Normal	0·50	
24.	Antoninus Pius, Büste in Neapel	Al. & C. 11.042	piccolo	0·50	
25.	Marc Aurel, Büste im capitolin. Museum	Sp.-And. 1598	Normal	0·50	
26.	Marc Aurel, Reiterstatue auf dem Capitol	Sp.-And. 347	Normal	0·50	
27.	Septimius Severus, Büste im capitolin. Museum	Sp.-And. 1624	Normal	0·50	
28.	Caracalla, Büste im Vatican	Al. & C. 6527	piccolo	0·50	Oder die Neapler Replik bei Brogi Nr. 5520.
	Die im Treppenhause des Conservatorenpalastes eingemauerten Reliefs:				Diese auch antiquarisch interessanten Darstellungen (das vierte dort befindliche Relief gehört bekanntlich nicht dazu) wurden in dem vorliegenden Falle schon deshalb gewählt, weil es sich um eine auf dem Schauplatze der Markomannen- und Quadenkriege bestehende Anstalt handelte.
29.	*a)* Marc Aurel vor dem Tempel des capitol. Juppiter ein Opfer darbringend	Al. & C. 6043	piccolo	0·50	
30.	*b)* Marc Aurel auf dem Triumphwagen	6044	piccolo	0·50	
31.	*c)* Marc Aurel besiegte Barbaren begnadigend	6045	piccolo	0·50	

Das vorstehende Verzeichnis enthält also das in dem erwähnten praktischen Falle wirklich Angekaufte. — Wenn entweder reichere Mittel oder der gänzliche oder theilweise Verzicht auf eine oder die andere Abtheilung die Beschaffung einiger Bilder in größeren Formaten gestatten, sind hiefür in den »Anmerkungen« bereits Andeutungen enthalten. Abgesehen hievon aber möge als Leitfaden für eine etwas größere oder für eine zweite, ergänzende Anschaffung das folgende

Nachtrags-Verzeichnis

dienen. Mit einem Sternchen * sind darin diejenigen Nummern versehen, deren Aufnahme in das erste Verzeichnis nur aus äußeren Gründen unterblieben ist.

Zu Abtheilung A.

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
1.	Sogen. servianische Mauer	Sp.-And. 1	Normal	0·50	Vorläufig nicht größer zu haben.
2.	*Severusbogen, Nordseite, rechts die Säulen des Vespasiantempels	Sp.-And. 17	in allen Größen		
2.a	Dasselbe, Südseite mit Phocassäule und Vespasiantempel, auf dessen Gebälk der Rest der Restitutionsinschrift ersichtlich ist	Sp.-And. 19	bis zu Halbfolio		Enthält den mittleren Hintergrund von Nr. 2 der Abth. A des I. Verzeichnisses im größeren Maßstabe; ist auch dienlich zur Erläuterung von Nr. 8 dieser Abtheilung.
3.	Tempel des Antoninus und der Faustina nebst dem Tempel des Romulus Augustus (= Unterkirche von S. Cosmas und Damian mit der wohlerhaltenen antiken Bronzethüre) vom Vestatempel aus aufgenommen	Sp.-And. 548	bis zu Halbfolio		Dasselbe, von der Höhe des Palatin aus gesehen (Nr. 549), ist leider nur in »normal« vorräthig.
4.	Constantinsbasilica, etwas von der Seite gesehen, mit der zur Würdigung der Größe sehr dienlichen Umgebung (San Francesco)	Sp.-And. 560	Normal	0·50	Vgl. Verz. I, Abth. A, Nr. 6.
5.	Colosseum und Titusbogen vom Palatin (etwa von der Stelle des Apollotempels aus) gesehen	Sp.-And. 282	in allen Größen bis zu grandissimo		
6.	Palatin, Kaiserpaläste; Gesammtansicht des flavischen Baues, von der Nordecke aus überblickt	Sp.-And. 406	Normal	0·50	Ergänzung zu Verz. I, Abth. A, Nr. 11.

7.	Dasselbe; Triclinium mit Nische; für die Weite der Anlage bezeichnend	Sp. And. Plat.-Nr. 414 Katal.-Nr. 412	Normal	0·50	Ergänzung zu Verz. I, Abth. *A*, Nr. 11.
8.	Dasselbe; das südwestl. Ende des flavischen Baues: fünfsäuliger Porticusrest; dahinter die Fundamente des Juppiter-Victortempels, am Horizont die Peterskuppel	Sp.-And. 416	Normal	0·50	
9.	Palatin, sogen. Stadium in der Längsachse aufgenommen, *a*) gegen das Nordostende	Sp.-And. 429	Normal	0·50	Vgl. Verz. I, Abth. *A*, Nr. 12.
	oder *b*) „ „ Südwestende	430	„	0·50	
10.	Tempel des Mars Ultor innerhalb des Augustusforums (mit dem „arco dei pantani“ im Hintergrunde)	Sp.-And. 555	bis zu Halbfolio		Gegenstück zu dem außerhalb des arco d. pant. aufgenommenen Bilde Verz. I, Abth. *A*, Nr. 15.
11.	Marcussäule	Sp.-And. 272	in allen Größen		
12.	Pantheon, die Vorhalle allein	Sp.-And. 480	Normal	0·50	Oder auch 481: Seitenansicht. Sieh die Anmerkung zu Verz. I, Abth. *A*, Nr. 17.
13.	S. Lorenzo fuori le mura: das Presbyterium mit den antiken Säulen und Gebälkstücken	Sp.-And. 111	Normal	0·50	Die Details der Friesstücke und Capitelle enthält Nr. 112.
14.	S. Sabina, Inneres	Sp.-And. 242	Normal	0·50	Wichtig sowohl als Darstellungen christlicher Basiliken, wie auch wegen der Verwendung intacter antiker Säulenreihen (bei S. Mar. Magg. mit geradem Gebälk). Vgl. die Bemerkung zu Verz. I, Abth. *A*, Nr. 27.
15.	S. Maria Maggiore, Mittelschiff	Sp.-And. 127	in allen Größen		
16.	Aus den Caracallathermen	Al. & C. 6748	piccolo	0·50	Zu Verz I, Abth. *A*, Nr. 21.
17.	Porta Pinciana	Sp.-And. 148	Normal	0·50	

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
18.	Nervaforum, die sogen. »Colonnacce«	Sp.-And. 557	bis zu Halbfolio		
19.	Marcellustheater	Sp.-And. 542	bis zu Halbfolio		
20.	*Via Appia: Gräberreihe mit Pinien	Al. & C. 6775	piccolo	0·50	
21.	Via Appia: Gräberreihe in der Nähe des Forts	Sp.-And. 2903	Normal	0·50	
22.	*Via Appia: die mit Bäumen bewachsenen Tumuli bei villa Quintillia	Al. & C. 6776	piccolo	0·50	
23.	Aus der Villa Hadriana bei Tivoli: das sogen. »teatro marittimo« (wohl Sommertriclinium)	Al. & C. 6895	piccolo	0·50	
	Zu *B.* (Pompeii)				
1.	Gesammtansicht gegen den Vesuv zu, oder	Sommer 4103	grande	1	Vgl. aber Verz. I, Abth. *B*, Nr. 31.
1. *a*	„ von der Höhe der Stadtmauer mit der »strada di Mercurio«	Sommer 4101	grande	1	
	Beide Bilder sind aber, da bekanntlich kein genügend hoher Standpunkt für die Aufnahme möglich ist, für den Laien wenig übersichtlich, daher dürfte instructiver sein:				
2.	*Reliefplan von Pompeii (im II. Saale der kleinen Bronzen des Nat.-Mus.)	Sommer 11.100	mezzano	0·50	Leider nicht größer vorhanden.

3.	»Modell des »Hauses des tragischen Dichters« (im Zwischengeschoss des Nation.-Museums, cumanische Sammlung). Die zwei Durchschnitte auf einem Blatte photographiert	Sommer 1273	etwas über mezzane		
4.	Hauscapelle (Lararium) aus dem Hause des Epidius Sabinus	Sommer 1246	mezzane	0·50	Auf dem Bilde fälschlich als »mausoleum« bezeichnet.
5.	Haus des Bäckers (mit den Mühlen)	Sommer 1224	mezzane	0·50	Oder Alinari 11.371.
6.	Peristyl eines 1892 aufgedeckten Hauses	Al. & C. 11.387	piccolo	0·50	Durch seine Größe beachtenswert.
7.	Forum triangulare mit dem Vesuv im Hintergrunde	Al. & C. 11.374	piccolo	0·50	
8.	Isistempel	Sommer 4120	grande	1	Oder (in »piccolo«) bei Alinari 11.413.
			Zu Abtheilung *C.*		
1.	Anakreon, Büste im Conservatorenpalaste	Sp. And. 1506	Normal	0·50	
2.	L. Iunius Brutus, Bronzebüste im Conservatorenpalaste	Al. & C. 6030	piccolo	0·50	Obschon natürlich von einem »Porträt« des ersten röm. Consuls nicht die Rede sein kann, so ist der Kopf doch als altrömischer Idealtypus, wie sich ihn die spätere Zeit selbst vorstellte, höchst wertvoll. (Vgl. auch Burckhardt, I, S. 167 *a.*)
3.	M. Agrippa, Büste im »Philosophenzimmer« des capitolin. Museum	Sp.-And. 1485	Normal	0·50	

Nummer	Gegenstand	Firma und deren Katalog-Nr.	Format	Preis in Lire	Anmerkung
4.	M. Antonius, Büste im Vatican, braccio nuovo	Sp.-And. 1400	Normal	0·50	
5.	M. Iunius Brutus, der Caesarmörder, Marmorbüste im Saale des sterbenden Fechters im capitolin. Museum	Sp.-And. 1538	Normal	0·50	
6.	Halbfigur einer Vestalin (Thermenmuseum)	Sp.-And. 57	Normal	0·50	Oder Alinari 7051.
7.	Faustina senior, Col.-Büste in der sala rotonda des Vatican	Sp.-And. 1378	Normal	0·50	
8.	Commodus als Herakles, die baroke Halbfigur im Octogon des Conservatorenpalastes	Sp.-And. 1549	Normal	0·50	Oder die Büste im Kaiserzimmer des capitol. Mus.: Sp.-And. 1347.
9.	Alexander Severus, Büste im Kaiserzimmer des capitolin. Museums	Sp.-And. 1499	Normal	0·50	

Gerne wird man wohl auch dem Octavaner Raffaels »Schule von Athen« vor Augen führen, jene großartige Verklärung griechischen Geisteslebens, deren idealer Wert wohl den vieler »authentischer Porträts« aufwiegt. Ob und unter welchen Bedingungen gegenwärtig noch der schöne Wiener Kupferstich erhältlich ist, vermag der Verf. augenblicklich nicht anzugeben. Unter den bei dem Zustande des Originals stets etwas dunklen Photographien ist allein zu empfehlen die Alinari'sche Aufnahme (Format »grande«, 45 : 60 cm zu 6 Lire) und daraus das Detail Nr. 7895: die Mittelgruppe des Plato und Aristoteles (in »piccolo« zu 0·75 und »mezza«, 27 : 35 cm zu 2·5 Lire).

Neapel.

Dr. Eduard Nowotny.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Josef Wichner, Im Studierstädtlein. Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben. Wien, Heinrich Kirsch 1896. 318 SS.

Schon in der Entstehungsgeschichte des geistvollen Büchleins liegt ein gut Stück Humor. Der Verf. will eine alte Schuld bezahlen. »Als ich nämlich«, sagt er, »1868 auf irgendeiner Bank der fünften Gymnasialclasse (in Feldkirch) saß, da hatten wir einen fidelen Deutschprofessor, der zuweilen mit allerlei seltsamen Aufgaben herausrückte. So sollten wir einmal binnen acht Tagen »Das Leben eines Gymnasialschülers von seinem Eintritte in die Schule bis zur Prüfung der Reife« in die Form eines Romans kleiden. Ich begnügte mich im Vollbewusstsein meiner Unzulänglichkeit mit 30 engbeschriebenen Seiten, kam damit gerade bis zur Einschreibung des Helden, und erlaubte mir im Schlussatze naseweis zu bemerken, dass ich meiner übrigen Berufsgeschäfte halber leider nicht in der Lage bin, den Roman weiterzuspinnen.«

Nun, da er das Gymnasium als Schüler durchgekostet, dann als Lehrer kennen gelernt hat, will W. seinem »fidelen Deutschprofessor« die alte Schuld abtragen, obwohl er keinen Roman zustande gebracht, sondern nur schlichte »Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben« bietet.

Seine Schilderungen tragen den Stempel der Wahrheit, wenn er auch Personen und Verhältnisse durch ein »verklärendes Prisma«, das eines herzerfreuenden Humors erscheinen lässt.

W. schildert sein eigenes Jugendleben; weil aber Tausende Gleiches oder Ähnliches erfahren, kann er als »Typus« betrachtet werden. Wer je als Gymnasialschüler in einer österreichischen Kleinstadt das Brod eines »Bettelstudenten« essen musste, wird sich freuen, in W.s Buch seine eigenen Erlebnisse wiederzufinden. Wer aber so glücklich war, seine Jugendjahre in geordneten Familienverhältnissen zu verleben, der wird einen verwunderten Blick thun in Verhältnisse, von denen er wahrscheinlich keine Ahnung hatte.

Kann darum jeder Jugendfreund und Lehrer seine Freude haben an W.s »Erinnerungen aus dem Gymnasialleben«, so muss die »Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte« das Buch als eine besonders erfreuliche Erscheinung begrüßen, denn das Leben eines Gymnasialschülers in einer österr. Kleinstadt hat noch keinen, mit solcher Liebe und freiem Humor zeichnenden Detailmaler gefunden. Das »Studierstädtlein« ist ein höchst wichtiger Beitrag zur österr. Schulgeschichte. Dazu fällt in W.s Gymnasialzeit der Übergang des Feld-

kirchner Gymnasiums von den Jesuiten in die Hände weltlicher Lehrer, ein Ereignis, das auch vom Schüler mit bemerkenswerten Äußerungen begleitet wird. Im Jahre 1895 hat Archivar Dr. Schrauf wichtigen Aufschluss gegeben über die »Studentenherbergen an der Wiener Universität im 15. Jahrhundert«. Indem W. Bilder aus dem Gymnasialleben zeichnet, erscheint sein Buch als ein Seitenstück zu Schraufs Studie, nur dass er aus dem frischen Leben holt, was dieser den Acten der Vergangenheit entnehmen musste. Eine heitere Episode bildet das Auftreten des Landesschulinspectors K. (Krischek), der einen von den Schülern »ausgezeichneten« Mathematikprofessor in arge Verlegenheit brachte, indem er in dessen holde Methode, nach dem Alphabete zu prüfen, sich einen rauhen Eingriff erlaubte. Harmloser war die Begegnung des Schülers mit dem Grafen Taaffe im botanischen Garten des Feldkirchner Gymnasiums.

Der Abschnitt »Flügeljahre — Flegeljahre« enthält ernste, wohl zu beherzigende Mahnworte an die Jugend unserer Mittelschulen, die nach den 30 Jahren, die seit der Selbstbeobachtung verflossen sind, nichts an Kraft und Wahrheit verloren haben.

Ob ich das Büchlein in eine Schülerbibliothek stellen würde? Ohne Zweifel, ja. Der Verf. selbst meint, reifere Schüler würden es mit Nutzen lesen. Manches freimüthige Geständnis kann der gegenwärtigen Schülergeneration zur Warnung dienen.

Wien. Dr. Alois Egger-Möllwald.

Bericht über die vierte Versammlung deutscher Historiker zu Innsbruck, 11.—14. September 1896. Erstattet von der Leitung des Verbandes deutscher Historiker.

Seitdem in München (1893) die erste Versammlung deutscher Historiker stattgefunden, haben sich die Historikertage zu einem wichtigen Factor in der Entwicklung deutscher Geschichtswissenschaft herausgebildet. Auf ihnen finden sich Vertreter dieser Wissenschaft zusammen, um durch persönlichen Verkehr, wissenschaftliche Vorträge und Verhandlungen sich gegenseitig in ihrer Thätigkeit zu fördern und in der deutschen Geschichtswissenschaft durch Hervorhebung fühlbarer Lücken, Specialisierung bestimmter Aufgaben in Stoff und Methode der Forschung vielseitige Anregung zum Fortschritte zu geben. Nach München waren Leipzig (1894) und Frankfurt a. M. (1895) die Orte, an welchen die Historiker tagten. In Frankfurt wurde der »Verband deutscher Historiker« als ständiger Mittelpunkt geschaffen, der im Jahre 1896 171 Mitglieder zählte. Für dieses Jahr war eine österreichische Stadt, Innsbruck, zum Orte der Versammlung ausersehen, wo in der Zeit vom 11.—14. September 1896 120 Vertreter der historischen Wissenschaft sich einfanden, unter denen Se. Excellenz von Wetzer Leander, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant und Director des Kriegsarchivs, und Dr. F. J. Mahl-Schedl von Alpenburg, k. k. Sectionsrath und Referent für das Archivwesen im Ministerium des Innern, hervorgehoben werden mögen, weil durch ihr Erscheinen die Theilnahme unserer officiellen Kreise an der Thätigkeit der Historikertage gekennzeichnet ist. Der Bericht über den Historikertag in Innsbruck bietet eine treffliche Übersicht über die Vorträge und die daran sich schließenden Verhandlungen. Es ist erfreulich, dass Österreichs Vertreter sich an ihnen rege betheiligten.

Das erste Referat erstattete Univ.-Prof. Dr. Redlich (Wien) »Über das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien«. Er besprach Entstehung, Entwicklung und Aufgabe dieses nach der Ecole des chartes in Paris organisierten und für die heimische Geschichtsforschung so segensvoll wirkenden Institutes. — Auch bei dem

zweiten Referate, das Prof. Prutz (Königsberg) über das Thema „Welche Wünsche haben die Historiker gegenüber den Archivverwaltungen auszusprechen?“ hielt, wurde Österreichs in Ehren gedacht. Der Referent formulierte besondere Thesen bezüglich der Stellung und Verwertung der Archive und konnte hervorheben, dass in Österreich Dank den Vorständen des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs Alfred Ritter von Arneth und des k. u. k. Kriegsarchivs FML. von Wetzer ein großer Theil der Wünsche der Historiker bereits vollständig erfüllt sei. — Das dritte Referat fiel wieder einem österreichischen Forscher zu. Univ.-Prof. Richter (Graz) erstattete Vorschläge zur Anlage eines historischen Atlas der Alpenländer, die allgemeinen Beifall fanden. Mögen sie auch die erforderliche materielle Unterstützung finden, um zur baldigen Durchführung zu gelangen! — Der folgende Vortrag des Univ.-Prof. Hirn (Innsbruck) handelte „Über Innsbrucks historischen Boden“ und wurde durch die Gegenwart Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Ferdinand Karl Ludwig ausgezeichnet. Er wurde in den Mittheilungen des Deutschen und Österr. Alpenvereins veröffentlicht, ist daher im Berichte nur mit dem Titel erwähnt. — Darnach hielt Univ.-Prof. Dr. Luschin-Ebengreuth (Graz) einen Vortrag „Über die Entstehung der Landstände“, der in der Sybelschen Zeitschrift erschien und im Berichte auszugsweise mitgetheilt ist. Die Grundlage hiezu boten ihm seine eingehenden Studien in steirischer und allgemein-österreichischer Geschichte, deren Ergebnisse in seinem nunmehr vollständig erschienenen Lehrbuche der österreichischen Reichsgeschichte vorliegen. — Eine actuelle Frage regte Univ.-Prof. v. Scala (Innsbruck) mit seinem Vortrage „Über Individualismus und Socialismus in der Geschichtsschreibung“ an. Er würdigte die neue Richtung in der Geschichtswissenschaft, wie sie sich hauptsächlich in Lamprechts Geschichtswerke offenbart, erkannte die Wichtigkeit der social-psychischen Factoren in der Entwicklung der Geschichte an, hob das Zusammenwirken ethischer und ökonomischer Ursachen im Leben der Völker hervor und nahm die neue Richtung vor dem Vorwurfe, dass sie den Weltprocess mechanisiere, in Schutz, indem er darauf verwies, dass die sociale Weltanschauung auch ein Ideal verfolge, das den Historiker mit Begeisterung erfüllen könne, eine Staats- und Gesellschaftsordnung zu schaffen, in welcher alle Classen an der geistigen und materiellen Vervollkommnung des Volkes möglichst intensiv arbeiten. Ihm pflichtete Prof. Schmoller bei, indem er gleichfalls die Wichtigkeit des wirtschaftlichen Lebens betonte und auch die ideale Weltanschauung der socialpolitischen Reformpartei in Deutschland hervorhob. Dagegen trat Gothein für die „Ideen“ als treibenden Factor in der Geschichte ein, während Stieve ihm gegenüber die Eigenart historischer Individualitäten stärker berücksichtigt haben wollte. — Auf wirtschaftlichem Gebiete bewegte sich der Vortrag des Univ.-Prof. Knapp (Straßburg) „Über die Gutherrschaft im Nordwesten Deutschlands“, der in Sybels Zeitschrift abgedruckt wurde. — Eine wertvolle Anregung gab Univ.-Prof. Heigel (München) durch seinen Vortrag „Welche geschichtlichen Aufgaben verdienen, von Akademien gemeinsam gefördert zu werden?“ Insbesondere fanden seine Anträge auf Herstellung eines historischen Ortsverzeichnisses von Deutschland und auf eine systematische und intensive Ausnützung des durch die Liberalität des Papstes Leo XIII. erschlossenen vaticanischen Archives für die Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Territorien lebhafte Zustimmung.

Zum Schlusse erstattete Archivar Hansen (Köln) den Bericht über die Ergebnisse der auf Anregung des Leipziger Historikertages in Frankfurt abgehaltenen Conferenz von Vertretern landesgeschichtlicher Publications-Institute, die als dauernde Einrichtung den Historikertagen eingegliedert wurde.

Es folgten noch geschäftliche Angelegenheiten: Geschäfts- und Cassenbericht und die Feststellung einer Geschäftsordnung für die Versammlungen deutscher Historiker und den Ausschuss des Verbandes deutscher Historiker.

Neben ernster Arbeit boten fröhliche Kneipabende, Ausflüge und gesellige Feste die erforderliche Erholung. So reihte sich der Innsbrucker Historikertag würdig seinen Vorgängern an. Dadurch, dass er in einer österreichischen Stadt tagte und deshalb von österreichischen Historikern in größerer Zahl besucht wurde, ward das Band, das deutsche Wissenschaft innerhalb und außerhalb unserer Grenzpfähle verknüpft, gefestigt und der heimischen Geschichtswissenschaft manche wertvolle Anregung und Förderung geboten.

Wien. Dr. E. Hannak.

Programmenschau.

100. Maczuga A., Ostatnie lata w życiu Stanisława Orzechowskiego (1562—1566) na podstawie „Orichovian'ów", wydanych przez Dr. J. Korzeniowskiego w Krakowie 1891 (Die letzten Lebensjahre Stanislaus Orzechowskis [1562—1566] auf Grundlage der „Orichoviana", herausgegeben von Dr. J. Korzeniowski, Krakau 1891). Progr. des Gymn. in Tarnow 1895, 8°, 34 SS.

Stanislaus Orzechowski ist einer der merkwürdigsten polnischen Humanisten des 16. Jahrhunderts. Seine „opera inedita et epistolae" hat Korzeniowski im Jahre 1891 herausgegeben und hiedurch den Anstoß zu verschiedenen Arbeiten über den streitbaren Verfasser derselben gegeben. Die vorliegende Arbeit hat sich das Ziel gesetzt, die literarische Thätigkeit Orzechowskis seit dem Jahre 1562 zu schildern. Dieses Jahr bildet nämlich insofern eine Epoche in dem Leben unseres Humanisten, als er bis dahin bei seinen literarischen Schöpfungen sich völlig von seiner Leidenschaftlichkeit beherrschen ließ, seither aber einen ruhigeren Ton anschlug. Hatte er früher wie ein verwundeter Eber um sich gestoßen, um die Anerkennung seiner Ehe, die er als Geistlicher eingegangen war, zu erreichen, so versuchte er sich jetzt nützlich zu machen, um in seinen Interessen gefördert zu werden.

Seine Thätigkeit lässt sich nach vier Richtungen verfolgen; jeder derselben widmet der Verf. einen Abschnitt seiner Arbeit. Im ersten schildert er das Auftreten Orzechowskis gegen häretische Bewegungen; Orzechowski sagt von sich selbst, dass er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Kampf gegen die Häretiker gelenkt und Tag und Nacht sich bemühend die betreffenden Schriften 'Fidei Confessio', 'Chimere', 'Fricius' und (das unbekannte Werk) 'Crovicius' geschrieben habe. Im zweiten Abschnitte werden die Bemühungen des Humanisten um Anerkennung seiner Ehe mit Magdalena Chełmska geschildert. Mit diesem Theile der Thätigkeit Orzechowskis hängt auch sein im dritten Abschnitte behandeltes Auftreten für die Union der gr.-or. Kirche mit der kath. zusammen. Er hoffte durch die Vereinigung der griech. Kirche, deren Priester beweibt sind, mit der römischen auch die Anerkennung seiner Ehe zu erreichen. Übrigens war seine eigene Mutter eine Ruthenin, und um die Aussöhnung der Ruthenen mit Rom handelte es sich zunächst auch in der angeregten Union. Im vierten Theile behandelt endlich der Verf. die politische Thätigkeit Orzechowskis.

101. Gorzycki K. J., Kwestya lennego zwierzchnictwa Polski do Pomorza za rządów Kazimierza Wielkiego (Die Frage der Lehenshoheit Polens über Pommern zur Zeit Kasimirs des Großen). Progr. des IV. Gymn. in Lemberg 1895, 8°, 48 SS.

Im Jahre 1343 hatte Kasimir von Polen mit dem deutschen Ritterorden den Kalischer Frieden geschlossen und demselben Pommern abgetreten. Verschiedene Anzeichen haben schon ältere polnische Historiker zur Vermuthung geführt, dass diese Abtretung nicht bedingungslos geschah. So sagt schon Naruszewicz, dass der Orden im Kalischer Frieden Pommern als Lehen erhielt und dafür eine Abgabe zahlen musste. Helzel machte sodann aufmerksam, dass die Vertragsurkunden des Kalischer Friedens sich nicht vollständig erhalten hätten; es seien nur diejenigen vorhanden, welche von Polen für den Orden ausgestellt wurden; nicht aber auch die Diplome über die Verpflichtungen, welche der Orden Polen gegenüber übernommen hätte. Aus anderen historischen Nachrichten schloss auch Helzel, dass Pommern nur als Lehen dem Orden übergeben worden war. Dagegen war schon Voigt der Meinung, dass Pommern bedingungslos dem Orden überlassen worden sei. Diesen Standpunkt theilt auch Caro, der ihn in einer dem zweiten Bande seiner Geschichte Polens beigegebenen eigenen Abhandlung zu begründen suchte; nach seiner Ansicht würden die bekannten Tractate des Kalischer Friedens völlig klar und vollständig sein. Dagegen trat im Jahre 1882 der polnische Historiker Szujski wieder für die Ansicht Helzels ein. Diese theilt auch der Verf. der vorliegenden Abhandlung und es ist ihm, wie dem Ref. scheint, auch völlig gelungen, nachzuweisen, dass im Kalischer Frieden Pommern an den Orden nur als Lehensgebiet abgetreten wurde. Der Orden übernahm hiefür Polen gegenüber die Verpflichtung einer Tributzahlung und der Heeresfolge. Die Urkunden, welche hierüber der Orden ausgestellt hat, sind zwar nicht vorhanden, doch kann ihre einstige Existenz aus anderen Quellen ebenso wie ihre bereits angeführten Bestimmungen bewiesen werden. Die Urkunden scheinen durch den Fürsten Wladislaw Opolski dem Orden ausgeliefert worden zu sein, so dass sie im Jahre 1422 thatsächlich nicht mehr in Polen vorhanden waren und bei den damals stattfindenden, vom päpstlichen Commissär Antonio Zeno geleiteten Processe zwischen Polen und dem Orden nicht vorgewiesen werden konnten. Aus alledem folgt, dass der Kalischer Frieden durchaus nicht, wie schon Dlugosz behauptet hat, der größte Fehler des Königs Kasimir war, vielmehr unter den gegebenen Verhältnissen als möglichst günstig bezeichnet werden muss. Dass Dlugosz übrigens über den Kalischer Frieden nicht genügend unterrichtet war und sein Urtheil daher nicht maßgebend ist, hat schon Semkowicz nachgewiesen.

102. Wełyczko Gregor, O znaczeniu rysunku w nauce geografii i zastosowaniu tegoż na tle planu obowiązującego w gimnazyach (Von der Bedeutung und Anwendung des Kartenzeichnens beim geographischen Unterrichte). Progr. des Obergymn. in Drohobycz 1895, 8°, 26 SS.

Zu denjenigen Gebieten der Didaktik, auf denen mehr als nöthig verfehlte Experimente angestellt worden sind, gehört vor allem das Kartenzeichnen. Es wäre zwar sehr lobenswert, wenn auch nicht immer von Nutzen, wenn jeder aus seiner Schulzeit ins praktische Leben die Kenntnis mitbrächte, eine richtige Karte zu zeichnen; dazu würde aber gar vieles gehören, während der Schule auch nicht für das Nothwendigste genügend Zeit zur Verfügung steht. Gerade in der Geographie wird in der Mittelschule ein minderer Erfolg erzielt; trotz seines Reifezeugnisses

ist der Abiturient oft nicht in der Lage, einen ihm genannten geographischen Namen sofort auf seine Lage und Zugehörigkeit zu bestimmen, und noch weniger versteht er es, auf einer ihm vorgelegten Karte sich in deren Einzelheiten einzuleben, diese zu verstehen und aus ihr allein sich ein treffendes Bild des Landes zu machen. Diese Misstände sind nicht nur dadurch bedingt, dass in den letzten Jahren die Geographie in der Mittelschule nicht gehörig berücksichtigt wird, sie werden vielmehr zumeist schon durch den ganzen Lehrgang bedingt, der sich nicht das praktische Ziel vor Augen hält. Um dieses Ziel zu erreichen, ist nun allenfalls das Kartenzeichnen ein wichtiges Hilfsmittel; ebenso verfehlt ist es aber, irgendeine schwierige Methode hiebei zu verwenden. Hierin stimmt der Ref. mit dem Verf. obiger Arbeit überein. Andererseits ist er aber der Ansicht, dass in den meisten Fällen die zwei übers Kreuz gestellten Hilfslinien dem Schüler wenigen Nutzen gewähren werden; durch das Aufsuchen weiterer Hilfslinien wird die Aufgabe aber sofort schwierig gestaltet. Für jeden Fall geht viel Zeit verloren. In der Regel werden Faustzeichnungen auf der Tafel genügen. Derselben bedient sich ohnedies der Lehrer meistens nur deshalb, um den Verlauf der Gebirgszüge und Wasserscheiden, die Pässe u. dgl. beim Vortrage verständlich zu machen; dergleichen soll auch der Schüler in derben Handzeichnungen wiedergeben können. Handelt es sich um die Wiedergabe eines ganzen Landes, was allein auf den von den Schülern zu Hause hergestellten Karten der Fall sein soll, so möge der Schüler in allen schwierigeren Fällen das Copieren zuhilfe nehmen. Vermag er es dann, in die so gewonnene Karte mit Verständnis seiner Vorlage das Gelernte richtig einzutragen, so ist dies ein nützlicherer und schönerer Erfolg, als wenn er mit irgendeiner Constructionsmethode bei vielem Zeitverlust die Umrisse herstellt, um vielleicht für das Weitere keine Zeit zu haben.

Von ähnlichen Principien, wie der Ref., geht auch der Verf. der vorliegenden Abhandlung aus. Er wirft zunächst die Frage auf, welches das Ziel des Geographieunterrichtes in der Mittelschule ist, und beantwortet dieselbe im Sinne der Instructionen. Er findet sodann, dass die Erreichung dieses Zieles durch das Kartenzeichnen erleichtert wird, nicht aber das Zeichnen genauer Karten bedingt. Sodann werden, sehr sorgfältig gegliedert, die verschiedenen bisher vorgeschlagenen Methoden besprochen; zuletzt macht der Verf. seinem Standpunkte gemäß den Vorschlag, neben der Faustzeichnung sich einer aus den Methoden von Umlauft und Jarz combinierten Constructionsart zu bedienen. Die Hilfslinien hätten aus dem mittleren Meridian und dem mittleren Parallelkreise zu bestehen, die als gerade Linien senkrecht aufeinander gezeichnet werden. Genügen diese nicht, so hat man mit Hilfe der Normalen (= dem halben Meridian) andere Hilfspunkte zu bestimmen. Sodann folgen Winke über die Bezeichnung der Gebirge, Höhenpunkte und Pässe; auch hier spricht der Verf. weiser Beschränkung das Wort. Im letzten Abschnitte bespricht er entsprechend dem Lehrplane die einzelnen Karten, welche in den verschiedenen Schuljahren zu entwerfen sind. Dieser Theil enthält zahlreiche praktische Winke.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 24. März 1897, Z. 895/C. U. M., an sämmtliche Landeschefs, betreffend den höheren Unterricht für die weibliche Jugend. — Die Frage des höheren Unterrichtes für die weibliche Jugend beschäftigt seit Jahren lebhaft die öffentliche Meinung des In- und Auslandes und hat in Conferenzen, Zeitschriften und Tagesblättern allseitige Erörterung erfahren. Bei der Berathung des Voranschlages für 1896 im Abgeordnetenhause habe ich zu dieser Frage Stellung genommen und lege umsomehr Wert darauf, die Grundsätze und Ziele, welche bei der nunmehr einzuleitenden Organisation des gesammten höheren weiblichen Unterrichtes maßgebend sein sollen, Eurer .... zur Kenntnis zu bringen, als ich mir in dieser wichtigen Angelegenheit Hochdero thatkräftige Unterstützung erbitte. Die Unterrichtsverwaltung verkennt nicht den Zug der Zeit, der weiblichen Jugend eine der männlichen gleichwertige Bildung und damit eine größere Erwerbsfähigkeit zu vermitteln, und möchte demselben, soweit er in der Natur des Weibes und in thatsächlichen Bedürfnissen begründet ist, nicht hindernd in den Weg treten, vielmehr ihm volle Rechnung tragen. Jedoch den Mädchen ohne Beschränkung den Zugang zu den für die Bedürfnisse der männlichen Jugend eingerichteten Gymnasien und Realschulen und dann weiter in alle Berufszweige, welche bereits von Männern zur Genüge oder im Übermaße besetzt sind, zu eröffnen, ist nicht in ihrer Absicht gelegen. Das wäre mit ernsten Gefahren für die physische Beschaffenheit und den natürlichen Beruf des Weibes verbunden und geschähe auch nicht ohne schwere Benachtheiligung des Mannes, dessen Erwerbsfähigkeit im Kampfe der Concurrenz leicht auf ein Maß herabsinken könnte, welches die Bildung und Erhaltung einer Familie erschwert oder ausschließt. Aber nach dem Stande unserer Verhältnisse entspräche auch ein solches Entgegenkommen nicht einem allgemeineren Bedürfnisse breiter Volksschichten, wodurch allein der daraus sich ergebende Aufwand öffentlicher Mittel zu rechtfertigen wäre. Wenn aber einzelne Mädchen aus eigenem Antriebe durch Privatunterricht oder an Privatgymnasien die den Jünglingen vorgezeichnete Stufe der geistigen Reife erreicht haben, so wäre es unbillig, sie an der Ablegung einer öffentlichen Reifeprüfung zu hindern, und ihnen, wenn sie dieselbe mit Erfolg bestanden haben, die mit einer solchen Prüfung gesetzlich verbundenen Begünstigungen nicht wenigstens theilweise zuzugestehen. Noch unbilliger wäre es, wenn mit solchen vollwertigen Reifezeugnissen ausgerüstete Mädchen im Auslande, wo ihnen das bisher allein gestattet war, ihre Universitätsstudien vollendet und rite ein Doctordiplom erworben haben, diesem in ihrem Heimatslande die Giltigkeit völlig zu versagen und sie so um allen Lohn ihrer Mühen zu

bringen. Aus solchen Erwägungen wurden mehrere Verordnungen zugunsten staatsangehöriger Mädchen erlassen, von denen die vom 9. März 1896, Z. 1966, M.-V.-Bl. Nr. 18, die Bedingungen festsetzt, unter welchen dieselben an einem oder mehreren Gymnasien jedes Landes ein Reifezeugnis erwerben können; die vom 19. März 1896, Z. 6559, M.-V.-Bl. Nr. 20, die Nostrification ihrer an einer medicinischen Facultät des Auslandes auf Grund giltiger inländischer Reifezeugnisse rite erworbenen Diplome ermöglicht, die vom 23. März 1897, Z. 7155, denselben als ordentlichen oder außerordentlichen Hörerinnen den Zugang zu den philosphischen Facultäten eröffnet. Die bezeichneten Vorkehrungen beziehen sich aber nur auf einen kleinen Kreis, welchen durch Gründung öffentlicher Gymnasien künstlich zu erweitern nicht in den Absichten der Unterrichtsverwaltung liegt. Das mag privaten Bestrebungen überlassen bleiben, deren Erfahrungen und Erfolge sie mit Aufmerksamkeit begleiten wird. Die nächste Sorge gilt einer thatsächlichen, unverkennbaren Nothlage, an welcher weite Kreise der Bevölkerung, namentlich unsere Mittelstände leiden, und welche diese selbst kaum theilweise ohne empfindliche materielle Opfer zu bekämpfen vermögen. Der öffentliche Unterricht der weiblichen Jugend beschränkt sich bisher wesentlich auf die Vermittlung jener Kenntnisse, welche die allgemeine Volks- und Bürgerschule zu gewähren imstande ist, und ist mit dem 14. Lebensjahre abgeschlossen. Der höhere Mädchenunterricht wird fast ausnahmslos von Privatlehranstalten besorgt, auf deren Organisation die Unterrichtsverwaltung nur einen geringen, auf deren Kostspieligkeit sie keinen Einfluss zu üben in der Lage ist; denn viele derselben müssen sich hauptsächlich durch die Schulgelder erhalten und sollen ihrem Unternehmer Ertrag gewähren, daher sie nur dem wohlhabenderem Theile der Bevölkerung zugänglich sind. Es ist aber ohne Zweifel ein hohes öffentliches Interesse, einer größeren Zahl minderbemittelter Mädchen eine über das Maß der Volks- und Bürgerschule hinausgehende höhere Bildung zugänglich zu machen, welche dieselben in ihren künftigen von der Natur vorgezeichneten Aufgaben als Verwalterinnen des Hauses und Erzieherinnen ihrer Kinder fördert, und, wenn sie unvermählt für ihr Fortkommen zu sorgen haben, ihnen eine entsprechende Vorbereitung für einen lohnenden Beruf zu bieten vermag. Unterrichtsgegenstände, wie Rechnen, Naturlehre, Zeichnen, weibliche Handarbeiten werden ihren praktischen Sinn wecken, Geographie und Geschichte, Sprachen, Gesang werden ihren Geist mit einem wertvollen intellectuellen Inhalt erfüllen, der auf der festen Grundlage sittlich-religiöser Bildung das Familienleben veredeln und auf die häusliche Erziehung der Kinder den wohlthätigsten Einfluss üben wird. Die Wahl der Unterrichtsgegenstände und ihre Verbindung wird sich localen Verhältnissen der Länder und Nationalitäten, größerer und kleinerer Orte leicht anzuschmiegen verstehen, und verschiedenartige Bedürfnisse werden in mehrfachen Typen dieser höheren weiblichen Schulen ihre vollere Befriedigung finden können. Für eine gesunde Entwicklung dieser Schulen erscheinen, die Beschaffung der Mittel vorausgesetzt, zwei Bedingungen unerlässlich, eine richtige Organisation und ordentlich herangebildete Lehrkräfte. Für eine gute Organisation bieten das In- und Ausland brauchbare Muster, und die Unterrichtsverwaltung und ihre Organe werden bereit und in der Lage sein, auf Grund reicherer, aus dem übrigen Unterrichte zu schöpfender Erfahrungen verordnend und berathend zu helfen, nöthige Lehrbücher aus ihrem Vorrathe zu empfehlen oder neue fertigzustellen, Lehrmittel zugänglich zu machen, soweit ihre Mittel reichen, auch materielle Unterstützungen zu gewähren. Vor allem wird sich die Unterrichtsverwaltung angelegen sein lassen, Grundzüge der Organisation auszuarbeiten und bereit zu halten, innerhalb welcher örtliche und gesellschaftliche Rücksichten vollste Befriedigung finden werden, insoweit nicht bestimmte Berechtigungen für höhere Studien oder für künftige Lebensberufe mit diesem Unterrichte erworben werden wollen.

Was aber die andere, vielleicht wichtigere Bedingung, die Lehrkräfte, betrifft, so räth schon die eigenartige Aufgabe dieser Schulen, welche ihren Zöglingen nicht bloß eine bessere Bildung vermitteln, sondern sie vor allem zu echter Weiblichkeit erziehen sollen, die Lösung derselben, nach Möglichkeit, in die Hand von Lehrerinnen zu legen. Um diese entsprechend vorgebildet und in genügender Zahl zu gewinnen, glaubt die Unterrichtsverwaltung durch die obcitierte Verordnung vom 23. März 1897, Z. 7155, vorgesorgt zu haben, indem für Frauen, welche auf Grund derselben an den philosophischen Facultäten ihre Studien vollendet haben, eine Prüfungscommission eingerichtet werden wird, von welcher sie die Approbation für das Lehramt an höheren Töchterschulen werden erreichen können. Die Unterrichtsverwaltung vermag, einen so hohen Wert sie auch im Interesse des Gemeinwohles auf die Errichtung höherer weiblicher Schulen legen muss, über die angedeuteten Grenzen hinaus nicht beizusteuern. Wenn dieselbe auch nach dem Maße ihrer Mittel das Inslebentreten solcher Anstalten zu fördern gedenkt, so wird es doch eigenste Sache der Länder und Städte sein, für die Kosten aufzukommen und jene Vorbereitungen zu treffen, welche zu einer Verwirklichung der gegebenen Anregungen führen. Ich ersuche demnach Eure ...., in diesem Sinne die Absichten der Unterrichtsverwaltung unterstützend, auf die Vertreter der Länder und Städte, welche ihre für Bildung und Schule oft bewährte Opferwilligkeit nicht versagen werden, sowie auf die Landesschulbehörde in der Hochdenselben dienlich erscheinenden Weise einzuwirken, und erforderlichenfalls sich mit mir in nähere Verbindung zu setzen.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 8. Mai 1897, Z. 3320, an sämmtliche Universitäts- und Studienbibliotheken, betreffend den künftigen Vorgang bei Verwendung von Doubletten, s. Verordnungsblatt Stück XII, S. 279 ff.

Erlass des Min. für C. und U. vom 26. August 1897, Z. 32.091, an die Statthalter in Tirol und Dalmatien, betreffend die Organisation der nautischen Schulen, s. Verordnungsblatt Stück XVIII, S. 408 ff.

Seine k. u. k. Apost. Majestät haben a. g. zu bewilligen geruht, dass das Landes-Unter- und Communal-Obergymn. in Mährisch-Schönberg vom Schuljahre 1897/98 angefangen den Namen »Kaiser Franz Joseph-Gymnasium« führe (Min.-Erl. v. 7. Juni 1897, Z. 13.957).

Der Min. für C. und U. hat dem Landes-Unter- und Communal-Obergymn. in Mährisch-Schönberg vom Schuljahre 1896/97 angefangen auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 15. Juni 1897, Z. 14.645).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Director des Staats-Gymn. im III. Gemeindebezirke von Wien Leopold Lampel zum Landesschulinspector für Steiermark und Kärnten.

Der Director des Staats-Gymn. in Triest Dr. Franz Swida zum Landesschulinspector im Küstenlande.

Der Director des Staats-Gymn. in Troppau Dr. Victor Thumser zum Director des Staats Gymn. im VI. Gemeindebezirke in Wien und der Prof. am Staats-Gymn. im VI. Gemeindebezirke in Wien Franz Strauch zum Director des Elisabeth-Gymn. in Wien.

Der Director des Staats-Gymn. in Böhmisch-Leipa Leopold Eysert zum Director des II. Staats-Gymn. im II. Gemeindebezirke in Wien und

der Director des Staats-Gymn. in Teschen Eduard Tomanek zum Director des Staats-Gymn. in Böhmisch-Leipa.

Der Director des Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau Hermann Gärtner zum Director des Staats-Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau.

Der Prof. am Communal-Real- und Obergymn. im II. Gemeindebezirke in Wien Josef Zycha zum Director des Staats-Gymn. im III. Gemeindebezirke in Wien.

Der Prof. an der Staats-Realschule im III. Gemeindebezirke in Wien Dr. Gustav Burghauser zum Director des Staats-Gymn. in Teschen und der Prof. am Staats-Gymn. im II. Gemeindebezirke in Wien Dr. Rupert Schreiner zum Director des Staats-Gymn. in Troppau.

Der Director der Staats-Realschule in Rakonitz Nikolaus Hofmann zum Director an der böhm. Staats-Realschule in Prag-Altstadt.

Der Prof. an der böhm. Staats-Realschule in Karolinenthal Franz Šubrt zum Director der Staats-Realschule in Žižkow.

Der Prof. am Staats-Gymn. in Deutschbrod und Bezirksschulinspector Josef Novák zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Königgrätz.

Der Director der Staats-Realschule in Leitmeritz Karl Wihlidal zum Director der deutschen Staats-Realschule in Karolinenthal.

Der Prof. am Staats-Gymn. in Prerau Alois Fischer zum Director des Staats-Gymn. in Stražnic.

Der Prof. am II. Staats-Gymn. in Graz Julius Biberle zum Director der Staats-Realschule in Leitmeritz.

Der Prof. an der Staats-Unterrealschule in Zara Anton Ströll zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Borgo-Erizzo.

Der Prof. am Gymn. in Pola Johann Kos zum Director des Gymn. in Spalato.

Der Prof. an der Staats-Realschule in den Königl. Weinbergen Franz Wurm zum Director an der Staats-Realschule in Rakonitz.

Der Religionsprof. am böhm. Staats-Gymn. in Olmütz Dr. Eduard Dominik zum a. o. Prof. des Bibelstudiums des neuen Testamentes an der theol. Fac. daselbst.

Der Min. für C. und U. hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: Dem Prof. an der Realschule in Jičin Wilhelm Appelt eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Franz Bauer eine Stelle am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Landskron Wilhelm Berann eine Stelle am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau, dem Prof. an der Mittelschule in Reichenberg August Burkart eine Stelle am Gymn. im VI. Gemeindebezirke in Wien, dem Lehrer am Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Bąkowice-Chyrów Adalbert Cachel eine Stelle am Gymn. in Wadowice, dem dem II. Gymn. in Graz zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. am I. Gymn. in Graz Rudolf Casper eine Stelle am II. Gymn. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Jaroslau Josef Czabański eine Stelle am Gymn. in Kołomea, dem dem Gymn. im III. Bezirke in Wien zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. Stefan Draczinski eine Stelle an dieser Anstalt, dem Prof. an der Landes-Realschule in Teltsch Adolf Erhart eine Stelle an der böhm. Realschule in Karolinenthal, dem Prof. am Untergymn. in Wittingau Dr. Bretislav Foustka eine Stelle am böhm. Real- und Obergymn. in Smichov, dem Prof. an der Realschule in Bielitz Josef Gruber eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Josef Grünberg eine Stelle an der Realschule in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Bronislaus Grzanowski eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Kolin Anton Havránek eine Stelle an der böhm. Realschule in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Georg Heidrich eine Stelle am II. Gymn. im II. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Marburg Jakob Hirschler eine Stelle

an der Realschule im IV. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. an der Realschule in Rakonitz Augustin Hlaváček eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem Prof. am Gymn. in Rzeszów Stanislaus Jaworski eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Hohenmauth Franz Jezdinský eine Stelle am Gymn. in Deutschbrod, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Soběslau Johann John eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Raudnitz Wladislav Kalousek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag, dem wirkl. Lehrer am II. deutschen Gymn. in Brünn Franz Klein eine Stelle am I. Gymn. im II. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. an der böhm. Realschule in Brünn Jaroslav Klusáček eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem Prof. an der ruthen. Abth. des Gymn. in Kołomea Julian Kobylański eine Stelle am Untergymn. in Czernowitz, dem Prof. am Gymn. in Deutschbrod Dr. Jaroslav Kosina eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem Prof. an der Realschule in Pisek Karl Kotrč eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Neubydžow Dr. Franz Krejčí eine Stelle am Gymn. in den Königl. Weinbergen, dem Religionsprof. am Realgymn. in Prachatitz Josef Kuhn die Religionslehrerstelle am deutschen Gymn. in Smichov, dem Prof. am Gymn. in Brody Dr. Michael Ładyżyński eine Stelle am Gymn. in Sanok, dem Prof. an der Realschule in Rovereto Anton Laharner eine Stelle an der Realschule in Laibach, dem Prof. am Gymn. in Marburg Anton Lantschner eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Radautz Dr. Siegfried Lederer eine Stelle am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Prof. am Gymn. in Raudnitz Anton Libický eine Stelle an der Realschule in den Königl. Weinbergen, dem Prof. am akad. Gymn. in Lemberg Dr. Constantin Łuczakowski eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Mies Karl Ludwig eine Stelle am Gymn. im XIX. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. am Untergymn. in Časlau Josef Lukeš eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem dem Gymn. in Marburg zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. am deutschen Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Franz Metzler eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem Prof. am Gymn. in Taus Wenzel Nejedlý eine Stelle an der böhm. Realschule in Pilsen, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Franz Netuka eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite, dem Hauptlehrer an der Landes-Ackerbauschule in Kotzobends Albert Novák eine Stelle an der Realschule in Pisek, dem Prof. am Gymn. in Sambor Franz Nowosielski eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem Prof. in Sondrio Camillo Perini eine Stelle am Gymn. in Rovereto, dem Prof. am Gymn. in Rudolfswert Martin Petelin eine Stelle am Obergymn. in Laibach, dem Prof. am Gymn. in Bielitz Benedict Pichler eine Stelle am I. Gymn. im II. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Znaim Dr. Karl Pichler eine Stelle am akad. Gymn. in Wien, dem Prof. an der deutschen Abth. des Gymn. in Trient Rudolf Pühringer eine Stelle am Gymn. in Krems, dem dem k. k. Landesschulrathe für Böhmen zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Johann Šafránek eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse), dem wirkl. Lehrer am Untergymn. in Czernowitz Anton Sauer eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Gymn. in Sambor Rudolf Schantroch eine Stelle am Gymn. in Tarnow, dem Prof. an der I. deutschen Realschule in Prag Ernst Schieschnek eine Stelle an der Realschule im III. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. am Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau Dr. Anton Schlosser eine Stelle am deutschen Gymn. in Smichov, dem Prof. am Gymn. in Krems Stanislaus Schüller eine Stelle am II. Gymn. im II. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. am deutschen Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Andreas Simeoner eine Stelle am Gymn. in Znaim, dem wirkl.

Lehrer an der Realschule in Marburg Eduard Sokoll eine Stelle an der Realschule im XV. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Pola Theodor von Sowa eine Stelle an der I. deutschen Realschule in Prag, dem Director des Communal-Untergymn. in Gaya Josef Spandl eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Gustav Spengler eine Stelle am II. Gymn. im II. Gemeindebezirke in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Gewerbeschule in Bielitz Wenzel Starek eine Stelle am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Sanok Johann Strojek eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem wirkl. Lehrer am Communal-Real- und Obergymn. in Karlsbad Dr. Anton Swoboda eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. am Realgymn. in Prachatitz Franz Urban eine Stelle am deutschen Gymn. in Smichov, dem Prof. am Gymn. in Königgrätz Dr. Heinrich Vančura eine Stelle am böhm. Real- und Obergymn. in Smichov, dem Prof. am Gymn. in Pola Karl Walter eine Stelle am Gymn. in Eger, dem Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa Dr. Johann Wentzel eine Stelle am Gymn. in Saaz, dem Prof. an der deutschen Realschule in Brünn Friedrich Widter eine Stelle an der II. Realschule im II. Gemeindebezirke in Wien, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Brüx Leopold Winkler eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Ried Franz Wonisch eine Stelle an der Realschule in Graz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Cattaro Nikolaus Žagar eine Stelle am Gymn. in Spalato, dem Prof. am Gymn. in Krumau Wenzel Zückert eine Stelle an der Realschule in Leitmeritz, dem Prof. am Gymn. in Hohenmauth Dr. Franz Brdlik eine Stelle am akad. Gymn. in Prag, dem Prof. am Gymn. in Krems Karl Ehart eine Stelle am Gymn. im VI. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. an der nautischen Schule in Lussinpiccolo Vincenz von Giaxa eine Stelle an der Unterrealschule in Zara, dem Prof. an der Realschule in Böhmisch-Leipa Emil Gugel eine Stelle an der Realschule in Marburg, dem Prof. an der Realschule in Görz Romeo Hochhäusler eine Stelle an der deutschen Realschule in Budweis, dem Prof. am Gymn. in Tarnów Andreas Jaglarz eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem dem I. deutschen Gymn. in Brünn zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. am Gymn. in Nikolsburg Ludwig Katscher eine Stelle an der deutschen Realschule in Brünn, dem wirkl. Lehrer am poln. Gymn. in Przemyšl Ladislaus Puchewicz eine Stelle am Gymn. in Rzeszów, dem Prof. am Gymn. in Nikolsburg Hermann Schickinger eine Stelle am Gymn. in Linz, dem wirkl. Lehrer am Communal-Untergymn. in Gaya Alfred Schlerka eine Stelle am Gymn. in Znaim, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Bochnia Albin Schreyer eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. am Gymn. in Ried Matthias Schuster eine Stelle am Gymn. in Linz, dem wirkl. Lehrer an der böhm. Realschule in Pilsen Dr. Karl Skála eine Stelle an der böhm. Realschule in Karolinenthal, dem Prof. am Mädchen-Lyceum in Linz Friedrich Spath eine Stelle am Gymn. in Ried, dem Prof. am Gymn. in Hohenmauth Wratislav Votrubec eine Stelle an der Realschule in den Königl. Weinbergen, dem Prof. an der Landes-Realschule in Neutitschein Dr. Karl Woynar eine Stelle an der Realschule im III. Gemeindebezirke in Wien.

A. Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Karl Černý von der Realschule in Jičín für diese Anstalt, Franz Fabinger vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Real- und Obergymn. in Kolin, Dr. Heinrich Fleischmann vom Gymn. in Teschen für diese Anstalt, Dr. Franz Groh vom Real- und Obergymn. in Kolin für diese Anstalt, Karl Jirovec vom Real- und Obergymn. in Prag für das Real- und Obergymn. in Neubydžow, Johann Kašpar vom Gymn. in Leitomischl für das Gymn. in Hohenmauth, Dr. Josef Murr vom Gymn. in Linz für die deutsche Abtheilung des Gymn. in Trient, Franz Novák von der Realschule in Pardubitz für die Realschule in Pisek, Dr. Karl

Petr vom Gymn. in Prerau für das böhm. Gymn. in Olmütz, Romuald Rinesch vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das deutsche Gymn. in Olmütz, Friedrich Schneller vom Gymn. in Rovereto für diese Anstalt, Rudolf Straubinger vom Gymn. in Görz für das Gymn. in Marburg, Eduard Streit vom Real- und Obergymn. in Kolin für diese Anstalt, Karl Svoboda vom böhm. Obergymn. in Brünn für diese Anstalt, Franz Vojtíšek von der böhm. Realschule in Pilsen für die Realschule in Kuttenberg, Johann Wiesner vom Gymn. im II. Gemeindebezirke in Wien für das deutsche Gymn. in Smichov, Josef Čapek von der böhm. Realschule in Pilsen für diese Anstalt, Andreas Fuchs vom Gymn. in Radautz für das Gymn. in Nikolsburg, Johann Schmidt von der Lehrerbildungsanstalt in Trautenau für das Gymn. in Weidenau; *b*) die Supplenten: Dr. Ludwig Adamek von der Mittelschule in Reichenberg für diese Anstalt, Dr. Rudolf Ager vom Obergymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswerth, Dr. Max Binn vom Maximilians-Gymn. in Wien für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Dr. Ludwig Böhm vom Gymn. in Rudolfswerth für die Realschule in Spalato, Eugen Bolis vom Gymn. in Eger für das Gymn. in Brüx, Dr. Ludwig Boratyński vom Gymn. in Tarnow für das Gymn. in Wadowice, Friedrich Burkert von der Realschule im VII. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Pola, Josef Burzyński vom Gymn. in Stanislau für das Untergymn. in Buczacz, Dr. Franz Čáda vom akad. Gymn. in Prag für das böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse), Ignaz Charvát vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Untergymn. in Wittingau, Ernst Ebenhöch, Lehrer an der Handelsschule des kaufmänn. Vereines in Wien für das Gymn. in Ried, Franz Federsel vom fürstbisch. Privat-Gymn. am Knabenseminar „Carolineum Augustineum“ in Graz für das Gymn. in Krumau, Johann Anton Galzigna vom Gymn. in Capodistria für diese Anstalt, Vincenz Gollob von der Handels-Akademie in Linz für das Gymn. in Cattaro, Thaddäus Grabowski von der Realschule in Stanislau für die Realschule in Krakau, Cajetan Griessl, suppl. Religionslehrer an der Realschule in Graz für diese Anstalt, Albert Hansel von der deutschen Realschule in Budweis für die I. deutsche Realschule in Prag, Samuel Heller vom II. Gymn. in Lemberg für die Realschule in Tarnopol, Eduard Hrkal von der I. Realschule im II. Gemeindebezirke in Wien für die Realschule in Troppau, Josef Janko von der böhm. Realschule in Karolinenthal für die Realschule in Königgrätz, Matthäus Jeż, suppl. Religionslehrer am Gymn. bei St. Anna in Krakau für diese Anstalt, Franz Kabeláč von der Realschule in Jičín für das Gymn. in Taus, Julius Košnář, Katechet an der Knaben-Bürgerschule in den Königl. Weinbergen für die böhm. Realschule in Prag-Altstadt, Franz Kvičala vom böhm. Gymn. in Krems für das böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch, Dr. Johann Leciejewski vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Stryj, Franz Lepš von der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) für das Real- und Obergymn. in Příbram, Dr. Justus Lunzer von der Realschule in Innsbruck für das Real- und Obergymn. in Feldkirch, Salomon Mandel, Leiter der israel. Knaben-Volksschule in Lemberg für das Gymn. in Sambor, Dr. Bohuslav Mašek von der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Königgrätz, Dr. Karl Mayer vom Gymn. im VI. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Pola, Dr. Johann Müllner von der Realschule in Graz für das deutsche Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch, Gregor Nalewajko vom akad. Gymn. in Lemberg für die ruthen. Abtheilung des Gymn. in Kolomea, Josef Nimpfer vom Franz Joseph-Gymn. in Wien für das deutsche Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch, Desiderius Ostrowski vom Gymn. in Jaslo für das Gymn. in Sambor, Ludwig Prätorius von der Realschule in Jägerndorf für die Realschule in Teschen, Dr. Paul Prybila von der Realschule im III. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Krems, Johann Pupp vom Gymn. in Görz für das Gymn. in

Pola, Konrad Rafałowski vom Gymn. in Tarnopol für diese Anstalt, Wenzel Řehák vom Gymn. in Jungbunzlau für diese Anstalt, Maximilian Riba vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. in Brüx, Dr. Franz Riedl vom Obergymn. in Laibach für das Gymn. in Krainburg. Leopold Schauer vom Maximilians-Gymn. in Wien für diese Anstalt, Josef Schindler vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Realgymn. in Prachatitz, Ludwig Schmidt von der Realschule im I. Gemeindebezirke in Wien für die deutsche Realschule in Pilsen, Dr. Emil Sigall vom Obergymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Emil Snopek vom Gymn. in Drohobycz für das Gymn. in Sambor, Dr. Emil Sofer vom Communal-Real- und Obergymn. im II. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Pola, Franz Sokol von der Realschule in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Raudnitz, Johann Šrůtek von der Realschule in Königgrätz für die Realschule in Rakonitz, Josef Staněk, Caplan in Pilgram für das Gymn. in Tabor, Johann Starey vom Gymn. in Kaaden für das Gymn. in Mies, Konrad Stiebitz vom Gymn. im III. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Landskron, Dr. Franz Streinz vom deutschen Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch für das Gymn. in Görz, Robert Střížek von der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) für das Gymn. in Königgrätz, Franz Svoboda vom Gymn. in Deutschbrod für das Gymn. in Raudnitz, Augustin Trakal von der Realschule in Pisek für das Real- und Obergymn. in Kolin, Vincenz Tyran vom Gymn. in Stanislau für das Gymn. in Brody, Anton Vaňourek von der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) für die Realschule in Rakonitz, Peter Waldegger, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Innsbruck für diese Anstalt, Ladislaus Wasung vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Jaroslau, Josef Wątorek, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Tarnów für diese Anstalt, Josef Weber vom Untergymn. in Buczacz für das Gymn. in Jaroslau, Dr. Wilhelm Weinberger vom Gymn. im XIX. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Radautz, Karl Zahlbruckner vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. in Marburg, Vincenz Zanchi vom Gymn. in Spalato für das Gymn. in Ragusa, Bernhard Zechner vom Gymn. in Böhmisch-Leipa für das Gymn. in Teschen, Johann Zemann vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für das Real- und Obergymn. in Kolin, Karl Zich von Rosenfeld vom Gymn. in Jungbunzlau für das Untergymn. in Časlau, Ferdinand Zimmert vom akad. Gymn. in Wien für das Gymn. in Bielitz, Dr. Jakob Žmavc vom Gymn. in Krainburg für diese Anstalt, Dr. Heinrich Barvíř von der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) für die Realschule in Žižkov, Dr. Arthur Brandeis von der Realschule im VII. Gemeindebezirke in Wien für die Realschule in Görz, Rudolf Brýdl von der Realschule in Rakonitz für das Real- und Obergymn. in Chrudim, Camillo Cappilleri von der Realschule im IV. Gemeindebezirke in Wien für die Realschule in Troppau, Dr. Wenzel Feierfeil, Katechet an der Knaben-Volks- und Bürgerschule in Saaz für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Alois Girardelli von der Realschule in Görz für diese Anstalt, Michael Hrycak vom Gymn. in Stryj für das Gymn. in Tarnów, Johann Kopacz vom akad. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Tarnopol, Josef Löhnert von der deutschen Realschule in Pilsen für die Realschule in Böhmisch-Leipa, Eustachius Markaruszka vom akad. Gymn. in Lemberg für die ruthen. Abtheilung des Gymn. in Kołomea, Johann Manulak vom ruthen. Gymn. in Przemyśl für diese Anstalt, Franz Nušl vom Gymn. in den Königl. Weinbergen für die Realschule in Königgrätz, Johann Ondráček vom böhm. Gymn. in Kremsier für das Gymn. in Prerau, Karl Opuczyński vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Bochnia, Dr. Michael Paczowski vom Gymn. in Kołomea für das akad. Gymn. in Lemberg, Wilibald Pokorný von der böhm. Realschule in Brünn für diese Anstalt, Paul Postel von der Realschule in Krakau für die Realschule in Stanislau,

Franz Rejthárek vom böhm. Gymn. in Olmütz für das Gymn. in Stražnic, Wilhelm Salomon von Friedberg vom Gymn. in Rzeszów für diese Anstalt, Dr. Johann Schwab von der Landes-Realschule in Krems für die Realschule in Troppau, Dr. Josef Schwerdfeger vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Troppau, Josef Šembera vom Gymn. in Nikolsburg für diese Anstalt, Michael Stöckl von der Lehrerbildungsanstalt in Graz für die Realschule in Bielitz, Johann Valentin, Katechet an der deutschen Mädchen-Volks- und Bürgerschule in Budweis für das Realgymn. in Prachatitz, Dr. Franz Vapotitsch vom II. Gymn. in Graz für das Gymn. in Klagenfurt, Ägidius Wernberger von der Realschule in Krakau für die Realschule in Lemberg, Franz Zdráhal vom Gymn. in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Hohenmauth, Dr. Karl Zimmert von der Realschule im IV. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Nikolsburg.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Fridolin Bayer von der böhm. Realschule in Karolinenthal für das Real- und Obergymn. in Klattau, Dr. Jaroslav Charvát vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für das Gymn. in Leitomischl, Friedrich Gschnitzer von der Realschule in Innsbruck für das Elisabeth-Gymn. in Wien, Dr. August Hofer vom I. Gymn. in Graz für das Gymn. in Görz, Veit Hřivna vom böhm. Gymn. in Olmütz für diese Anstalt, Rudolf Knesek vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Linz, Ignaz Kusala vom böhm. Gymn. in Kremsier für das Gymn. in Trebitsch, Dr. Karl Leiß von der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) für die böhm. Realschule in Pilsen, Josef Linhart vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Teschen, Karl Los vom böhm. Real- und Obergymn. in Smichov für das Real- und Obergymn. in Prag, Josef Martinovský vom Real- und Obergymn. in Prag für das Real- und Obergymn. in Kolin, Josef Mikulík von der Realschule in Rakonitz für die Realschule in Pardubitz, Franz Pösl vom Gymn. in Hohenmauth für das Gymn. in Jičín, Dr. Jaroslav Šťastný vom Gymn. in den Königl. Weinbergen für das böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse), Gottfried Tichánek vom böhm. Gymn. in Olmütz für das Gymn. in Prerau, Ernst Winter von der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Neuhaus, Rudolf Schweizar von der deutschen Realschule in Pilsen für die Realschule in Jägerndorf.

Der röm.-kath. Religionslehrer an der deutschen Staats-Realschule in Pilsen Josef Hauer zum Religionslehrer an der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag.

Der Supplent an der griech.-orient. Oberrealschule in Czernowitz Victor Olinschi zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz.

Der Supplent am Staats-Gymn. in Görz Friedrich Hohenauer zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Krems und der Supplent am Untergymn. in Laibach Michael Markić zum wirkl. Lehrer am Staats-Gymn. in Rudolfswerth.

Zu wirkl. Lehrern am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau die Proff. und wirkl. Lehrer am Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau Emanuel Hochreiter, Anton Paris, Anton Lewý, Karl Müller, Johann Stitzenberger, Dr. Franz Endler, Caspar Wunderlich, Rudolf Knott, Anton Silbernagl, Dr. Richard Siegmund, Dr. Josef Rüffler und Eduard Reichelt.

Zum wirkl. Lehrer am deutschen Staats-Gymn. in Olmütz der Supplent am Staats-Gymn. im XVII. Gemeindebezirke in Wien Dr. Friedrich Ladek und am Staats-Gymn. in Cattaro der Supplent an dieser Anstalt Dr. Tryphon Simović.

Dem Prof. am deutschen Gymn. in Olmütz Jakob Wang wurde eine Lehrstelle am Gymn. in Villach, dem Prof. am Gymn. in Sambor Franz Nowosielski eine Lehrstelle an der Realschule in Tarnów und

dem prov. Lehrer am deutschen Gymn. in Olmütz Karl Gaßmann eine prov. Lehrstelle am I. deutschen Gymn. in Brünn verliehen.

Dem Prof. am Gymn. der k. k. Theres. Akademie Dr. Isidor Kukutsch und dem dem Gymn. in Krems zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. Dr. Georg Weinländer wurde je eine Lehrstelle am Gymn. im XIII. Gemeindebezirke in Wien verliehen.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. am Gymn. in Villach Georg Mair und des Prof. am Gymn. in Pola Johann Kalberg wurde genehmigt.

Zum Religionslehrer für die vier oberen Classen des Gymn. in Spalato der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Marcus Granić.

Zum Bezirksschulinspector für die Schulen des Schulbezirkes Groß-Meseritsch und für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Trebitsch der Prof. an der böhm. Oberrealschule in Brünn und Bezirksschulinspector für die Schulen des Schulbezirkes Neustadtl Franz Martinek, für die Schulen des Schulbezirkes Neustadtl der Prof. am böhm. Gymn. in Trebitsch Anton Kunz, für die böhm. Schulen der Schulbezirke Olmütz (Land), Proßnitz und Sternberg der Prof. am böhm. Gymn. in Olmütz Victor Navrátil, für den Schulbezirk Bregenz der Prof. am Gymn. in Salzburg Josef Gaßner und für die böhm. Schulen des Stadtschulbezirkes Ungarisch-Hradisch der Director des böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch Josef Zahradnik für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: Dr. Rudolf von Sowa, Alexander Straubinger und Josef Zelenka am I. deutschen Gymn. in Brünn, Karl Kořínek am böhm. Obergymn. in Brünn, Karl Ritter von Reichenbach und Franz Widlak am Gymn. in Znaim, Hubert Rull an der böhm. Realschule in Brünn, Josef Havránek und Josef Třesohlavý am akad. Gymn. in Prag, Anton Šetelík am Gymn. in Prag, Josef Ivančić und Josef Wenzel am Gymn. in Görz, Emanuel Hochreiter, Anton Paris und Anton Lewý am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau und Victor Prelicz am Untergymn. in Czernowitz.

Der Min. für C. und U. hat zu Mitgliedern der unter dem Directorate des Regierungsrathes und ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Leander Ditscheiner stehenden Prüfungscommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien in der Eigenschaft als Fachexaminatoren für die Schuljahre 1897/98 und 1898/99 ernannt: für das figurale Zeichnen: den ord. Prof. an der Akademie der bildenden Künste in Wien August Eisenmenger, für Kunstgeschichte und Stillehre: den Vicedirector des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Dr. Eduard Leisching, für Anatomie des menschlichen Körpers: den Regierungsrath und a. o. Prof. an der Univ. und an der Akademie der bildenden Künste in Wien Dr. Anton Ritter von Frisch, für Modellieren: den a. o. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Rudolf Weyr, für ornamentales Zeichnen: den Hofrath und Director der Kunstgewerbeschule des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Josef Ritter von Storck und den Regierungsrath und Director der Staats-Gewerbeschule im I. Wiener Gemeindebezirke Camillo Sitte, für Projectionslehre und allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen: den Director der Realschule im VII. Wiener Gemeindebezirke Karl Kleklег, endlich für die Unterrichtssprachen: den Hofrath und ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Vatroslav Jagić, den Regierungsrath Dr. Alois Egger Ritter von Möllwald und den ehemaligen Prof. an der Wiener Handelsakademie und Privatdocenten an der techn. Hochschule in Wien Dr. Philipp Zamboni.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien mit böhm. Unterrichtssprache in Prag die ord. Proff. an der böhm. Univ. in Prag Dr. Bohuslav Brauner und Dr. Bohuslav Rayman und den a. o. Prof. an dieser Univ. Dr. Josef Velenovský, und zwar die erstgenannten als Examinatoren für Chemie, den letztgenannten als

Examinator für Botanik; im übrigen aber wurde die genannte Commission in ihrer dermaligen Zusammensetzung auf die Dauer des Studienjahres 1897/98 bestätigt.

Zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien und zum Fachexaminator für Mathematik der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Moriz Allé; im übrigen wurde die Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1897/98 bestätigt.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode, das ist bis zum Ende des Schuljahres 1897/98, und zwar zum Fachexaminator für das Orgelspiel in Verbindung mit Harmonielehre der Prof. am Wiener Conservatorium Josef Vockner und für Harmonielehre der Prof. an der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt in Wien Rudolf Weinwurm.

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Oberösterreich für die nächste dreijährige Functionsperiode der Domdechant des Linzer Domcapitels Robert Kurzwernhart, der Domcapitular dieses Domcapitels Josef Schwarz, der Superintendent und evang. Pfarrer in Wallern Jakob Ernst Koch, der Rabbiner der israel. Cultusgemeinde Linz-Urfahr Moriz Friedmann, ferner der Director der Oberrealschule in Linz Rudolf Pindter und der Director der dortigen Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt Dr. Wilhelm Zenz.

Der Glasfabrikenbesitzer in Prag Josef Inwald zum Mitgliede des Landesschulrathes für Böhmen auf die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode.

Der Protobresbyter Isidor Worobkiewicz zum Mitgliede des Landesschulrathes für die Bukowina für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode.

Der Director der Lehrerbildungsanstalt in Borgo-Erizzo Anton Ströll zum Mitgliede des Landesschulrathes für Dalmatien auf die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode.

Auszeichnungen erhielten:

Der Landesschulinspector Victor Leschanofsky den Orden der eisernen Krone III. Classe; der Director der deutschen Realschule in Karolinenthal Josef Richter anlässlich der erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Regierungsrathes; der Prof. an der Realschule in Klagenfurt Raimund Dürnwirth den Titel eines Schulrathes; der Prof. am Gymn. im III. Gemeindebezirke in Wien Karl Kargl aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines kais. Rathes; der Gymnasialprof. und Privatdocent für Philosophie an der Univ. in Krakau Dr. Theophil Ziembicki den Titel eines a. o. Univ.-Prof.

Nekrologie.

Gestorben sind:[1]) Karl Schmit, Gymnasialdirector (Dlg) in Waidhofen a. d. Thaya, 61 J. alt; Karl Koblížek, Gymnasialprof. (LG) in Prag, 59 J. alt; Otto Rafner, Gymnasiallehrer (LG) in Gaya, 53 J. alt; Dr. Johann Wenzel, Gymnasialprof. (R) in Böhmisch-Leipa, 53 J. alt;

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

Alois Drbohlav, Gymnasialprof. (Z) in Chrudim, 36 J. alt; Josef Sękiewicz, Gymnasialdirector (LG) in Drohobycz, 51 J. alt; Johann Vidmar, Gymnasiallehrer (Sl L G) in Rudolfswerth, 34 J. alt; Emil Seeliger, Realschulprof. (FE) in Wien, 56 J. alt; Alexander Neumaier, Gymnasialprof. (HD) in Nikolsburg, 44 J. alt.

XVI. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer-Stellvertreter Dr. J. Kukutsch.)

(18. Juni 1897.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission und mehrere zur Theilnahme an der Sitzung eingeladene Herren. Herr Hofrath Benndorf und Herr Prof. Marx sind am Erscheinen verhindert.

Der Vorsitzende, Landesschulinspector Dr. Huemer, eröffnet die Sitzung und macht zunächst die freudige Mittheilung, dass die Gründung des österr. archäologischen Institutes zur That geworden sei. Durch dieses Institut werde auch die Gymnasial-Archäologie nachhaltig gefördert werden. Es falle ihm die Oberleitung der Stipendisten zu, und so dürfte diese temporäre Einrichtung, die jetzt nur von drei zu drei Jahren währt, zu einer dauernden werden. Durch die Errichtung des österr. archäol. Institutes dürfte auch die vor mehreren Jahren am Mittelschultage angeregte Gründung einer Münzencentrale zum Austausche mit Aquileja und Spalato verwirklicht werden. Darüber hat Prof. v. Renner im Monatsblatte der Numismatischen Gesellschaft (Juni 1897) eingehend gehandelt.

Ferner theilt der Vorsitzende mit, dass ein zweites Modell des Parthenon in der Akademie der bildenden Künste aufgestellt sei, frei von jenen Fehlern, die dem ersten Versuche begreiflich noch anhaften mussten. Den Bemühungen des Prof. Primožić verdanken wir eine Photographie und Diapositive des Modells, die am Mittelschultag allgemeinen Beifall fanden. Die Diapositive sind durch den Verein Skioptikon jederzeit zu beziehen.

Auf eine Anfrage des Directors des Egerer Gymnasiums betreffs der Anschaffung einer Gewandstatue berichtet Prof. Hula, dass eine solche in Frankfurt nicht mehr erhältlich sei, jedoch Hensell bereit sei, sie aus Holz herzustellen.

Von neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Gymnasial-Archäologie hebt der Vorsitzende hervor: 1. Dr. J. Kubik, Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lectüre des Tacitus. Wien, Hölder 1897; 2. Domanig, Porträt-Medaillen des Erzhauses Österreich. Wien, Gilhofer 1896.

Hierauf gelangt der Hauptpunkt der Tagesordnung, die Frage der Verwendung des Skioptikons im Anschauungsunterricht zur Besprechung. Dem Beschlusse der XV. Sitzung gemäß wurde an alle Anstalten ein Fragebogen eingeschickt, worin um Auskunft ersucht wurde: 1. welche Anstalten bereits im Besitze eines Skioptikons seien und welche Lichtquelle hiebei verwendet werde, 2. bei welchen Anstalten Aussicht auf Anschaffung eines Skioptikons vorhanden sei, 3. welche Anstalten auf den Bezug der Diapositive durch die Firma Lechner reflectieren, 4. welchen Betrag sie dafür einstellen wollen.

Zu diesem Gegenstand erstattet Prof. Dr. Primožić folgendes Referat: Im ganzen sind bis jetzt 142 Antworten eingelaufen. Frage 1 wurde mit 86 Ja und 54 Nein beantwortet, und zwar haben 40 Anstalten ein Skioptikon mit Petroleum als Lichtquelle angegeben, 2 noch mit einer Öldochtflamme, 20 haben Auer'sches Licht, 15 elektrisches, 1 bezw. 3 Kalklicht, 1 Sonnenlicht (mittels Heliostats), 1 Zirconlicht,

1 Acetylenlicht; einige haben einen Projectionsapparat auch für mehrere Lichtquellen. Gar mancher von diesen Apparaten wird wohl nur eine ganz primitive Laterna magica sein, die im physikalischen Cabinet als Inventarstück mitgeführt, aber auch in der Physik selten oder gar nie benützt wird. Denn in vielen Antworten ist die Notiz enthalten: unbrauchbar, weil rauch- und gerucherzeugend. Mit solchen Apparaten freilich wird man keine auch nur halbwegs entsprechenden Wandbilder erzeugen können und wollen. Aber wenn das Linsensystem (Condensor und Objectiv) gut ist, so kann leicht Abhilfe getroffen werden; man schaffe sich (um 25—30 fl.) eine ordentliche Lampe an, etwa für Ligroingasglühlicht oder noch besser für Acetylenlicht. Denn letzteres ist nächst dem elektrischen und Kalklicht (Sonnenlicht ist natürlich das allerbeste, wo man es verwenden kann) das intensivste (über 200 Nlk.) und schönste, ganz leicht und sehr billig herzustellen; es lässt sich auch die Unannehmlichkeit des Geruches (den das noch nasse Calciumcarbid nach dem Herausheben aus dem Wasser erzeugt) ganz beseitigen, wenn man dasselbe außerhalb des Projectionslocales erzeugt und durch einen Schlauch dorthin in die Lampe leitet. Die früher auch vom Ref. gehegte und geäußerte Besorgnis, dass Acetylen giftig und explosionsgefährlich sei, erscheint jetzt ganz grundlos, nachdem die exactesten Prüfungen dargethan haben, dass es wohl im flüssigen (sehr stark comprimierten), aber durchaus nicht in gasförmigem Zustande explosiv sei; bei der gegenwärtigen Construction des Generators ist es durchaus nicht gefährlicher damit zu manipulieren als etwa mit Petroleum oder gar mit Leuchtgas. Gravelot hat unter anderem nachgewiesen, dass das Acetylengas erst bei 40 Volumprocent dem menschlichen Leben gefährlich sei. Die Frage 2 beantworteten 40 Anstalten mit Ja; von diesen reflectieren 12 auf elektrisches Licht und zwar sonderbarerweise gerade mehrere Anstalten von ganz kleinen Provinzstädten. Den Anstalten, welche Auer'sches Gasglühlicht verwenden wollen, muss gerathen werden, dass sie für starken Druck sorgen, weil sonst die Intensität geringer ist und auch bald bedeutend nachlässt; solchen dagegen, welche sich noch ein Skioptikon mit Petroleum anschaffen wollen, muss in ihrem eigenen Interesse gerathen werden, dass sie sich wenigstens eine möglichst gute Lampe besorgen und dass sie diese ganz rein halten und beim Projicieren für hinreichende Sauerstoffzufuhr sorgen. Vielleicht werden sich diese Anstalten späterhin die Petroleumgasglühlichtlampen anschaffen können, deren Construction dem Ref. aber bis jetzt noch nicht vollkommen erscheint. Die Frage 3 betreffend bestellten 51 Anstalten Glasbilder aller drei Gruppen; außerdem 21 Anstalten die Gruppe *a*, 20 die Gruppe *b* und 17 Anstalten die Gruppe *c*, mithin im ganzen 72 Anstalten die Bilder der archäologisch-historischen, 71 der geographischen und 68 der naturhistorischen Gruppe. Und endlich zur Frage 4 haben 91 Anstalten Beträge zugesagt, und zwar variieren diese zwischen 3—50 fl. per Jahr. Ein großer Theil bewegt sich zwischen 15—30 fl., wenige haben über 30 und unter 10 fl. zugesagt. Einige wollen im Anfange einen größeren Betrag, eine Anstalt sogar 100 fl., auf einmal ausgeben und dann zur Ergänzung geringere Beträge. Viele Anstalten stellen zwar keine sicheren Beträge in Aussicht, wollen aber nach Maßgabe der vorhandenen Geldmittel sich Diapositive bei Lechner anschaffen, andere machen die Anschaffung solcher von sonstigen Umständen und Bedingungen abhängig. Principiell hat sich keine Anstalt gegen die Verwendung des Skioptikons in der Schule ausgesprochen. Alles zusammengefasst muss dieser Erfolg der Umfrage als ganz unerwartet günstig bezeichnet werden, und es ist nur zu wünschen, dass das rege Interesse für dieses neue Anschauungsmittel wenigstens nicht abnehme, was nicht der Fall sein dürfte, wenn sich die Anstalten gute Apparate mit guten Lichtquellen und guten, zweckentsprechenden Diapositiven anschaffen und sich bei der Bestellung nicht zu sehr vom Gesichtspunkte der Billigkeit leiten lassen. Auf Grund der eben vorgebrachten und der

Firma Lechner mitgetheilten Daten hat sich diese bereit erklärt, die Bilder aller drei Gruppen stets auf Lager zu halten und um den Preis von 50 kr. das Stück an die Anstalten abzugeben. Die Auswahl des Grundstockes für die Archäologie und alte Geschichte (s. diese Zeitschr. 1897, S. 211—213) wird definitiv vom Referenten und den Proff. Dr. Kukutsch und Dr. Hula festgestellt werden. Ein großer Theil davon ist bereits vorhanden, zumeist aus dem Verlage von Lewy et fils in Paris, die noch fehlenden Stücke werden theils nach Originalen und Gipsabgüssen, theils nach guten Photographien von Lechner hergestellt werden. Die Liste für die geographische Sammlung (circa 120 Stück) hat Director Trampler und eine solche für die Naturgeschichte Prof. Dr. Lukas bereits fertiggestellt, und es wurden die betreffenden Diapositive zur Ansicht bestellt, damit dann die passenden Objecte in einer genügenden Anzahl von Exemplaren bei den betreffenden Firmen hergestellt werden können. Bis zum Herbst d. J. werden hoffentlich die genannten Gruppen wenigstens zum größten Theile fertiggestellt sein. Die in die einzelnen Collectionen aufgenommenen Objecte, die man auch einzeln wird bestellen können, werden in Lechners monatlich erscheinenden „Photographischen Mittheilungen“ veröffentlicht werden. Auch an dem „Wegweiser beim Projicieren“ wird bereits gearbeitet.

Hierauf spricht Prof. Prix die Besorgnis aus, dass bei der Art der Beschaffung der Diapositive, wie sie dermalen geübt wird, die Lehranstalten erst nach einer Reihe von Jahren in den Besitz eines solchen Lehrapparates gelangen werden, der eine dem hohen Werte des Skioptikons als Unterrichtsmittel entsprechende Ausnützung desselben ermöglicht. Er hält es daher für wünschenswert, dass eine ähnliche Einrichtung, wie sie mit den Lehrerbibliotheken bereits im Entstehen begriffen sei, auch für das Skioptikon getroffen werde. Zu dem Zwecke solle ein aus Vertretern der verschiedenen Fachgruppen bestehendes Comité nach getroffener Auswahl von Objecten, die in photographischer Reproduction durch das Skioptikon den Schülern gezeigt werden sollen, unter Mithilfe von künstlerisch und technisch gebildeten Männern einen großen Fond von Diapositiven beschaffen, die von den einzelnen Anstalten entlehnt werden könnten. Dadurch werde es ermöglicht, dass die Lehranstalten in kurzer Zeit gegen eine nicht allzuhohe, alljährlich zu leistende Beisteuer in die Lage kämen, über eine große Anzahl von Diapositiven zu verfügen. Prof. Prix bespricht andeutungsweise, wie seine Anregung durchzuführen wäre, und empfiehlt dieselbe der Beachtung seitens der Commission.

In der Debatte, die über den Gegenstand geführt wurde, wurde die Idee des Prof. Prix allgemein als eine schöne begrüßt, jedoch unter Betonung der damit verbundenen Schwierigkeiten und mit Rücksicht auf die mit der Firma Lechner angeknüpften Verhandlungen vorläufig von deren Realisierung abgesehen. Jede Anstalt solle sich einen Grundstock von Diapositiven anschaffen und könne immerhin mit anderen Anstalten in Tauschverkehr treten. Prof. Primožić erwähnt noch, dass der Verein Skioptikon die Rolle einer Centralstelle bereits übernommen habe und alle Diapositive in zwei Exemplaren vorräthig halte.

Zum Schlusse theilt der Vorsitzende mit, dass die von den Herren Dir. Trampler und Prof. Lukas besorgte Auswahl von Diapositiven in Lechners Mittheilungen publiciert werde und bei Lechner um den Preis von 50 kr. per Stück erhältlich ist. Er spricht den genannten Herren, sowie insbesondere Herrn Prof. Dr. Primožić für ihre Bemühungen im Namen der Commission den besten Dank aus mit der Bitte, in der Sache weiter wirken zu wollen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zu Ciceros Cato Maior §. 28.

Eine bis dahin unangefochten gebliebene Stelle wurde von Hennings in Fleckeisens Jahrbüchern 1893, S. 781 für verderbt erklärt, und ein so besonnener Kritiker wie J. Sommerbrodt, der jedenfalls als ein gründlicher Kenner des Cato Maior bezeichnet werden muss, fand sich in seiner neuesten Ausgabe dieser ciceronischen Schrift (12. Aufl.) bewogen, den von Hennings vorgebrachten Gründen vollinhaltlich zuzustimmen, und setzte selbst im Texte neben das von Hennings verdächtigte Wort das Zeichen der Corruptel. Es scheint mir nun darum geboten, die ganze Stelle und was gegen die überlieferte Fassung derselben bemerkt wurde, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Die Stelle lautet also: *Orator metuo ne languescat senectute: est enim munus eius non ingenii solum, sed laterum etiam et virium. Omnino canorum illud in voce splendescit etiam nescio quo pacto in senectute; quod equidem adhuc non amisi, et videtis annos; sed tamen est decorus seni sermo quietus et remissus, facitque persaepe ipsa sibi audientiam diserti senis compta et mitis oratio.* — Hiezu bemerkt nun Sommerbrodt a. a. O. (Vorrede S. 21) nach Hennings: ʻDer erforderliche Sinn kann kein anderer sein als folgender: Der Redner, fürchte ich, wird mit dem Alter schwächer; denn er bedarf nicht nur Geisteskräfte, sondern auch Körperkräfte. Allerdings der helle, volle Klang der Stimme nimmt mit dem Alter ab (bei mir freilich hat er sich trotz meiner Jahre nicht verloren), aber im Alter kommt es auch weniger auf Umfang und Kraft der Stimme an, sein Schmuck und seine Zier liegt in der ruhigen, leidenschaftslosen Besonnenheit der Rede. Stimmt mit diesem für den Zusammenhang gewiss nothwendigen Gedanken der Text, wie wir ihn jetzt haben, überein? Unzweifelhaft bis auf das einzige Wort *splendescit*, was den Sinn völlig zerstört. *canorum* — *splendescit* heißt: Fülle und Wohlklang der Stimme tritt im Alter immer glänzender hervor, d. i. nimmt zu, während ein Wort gerade entgegengesetzter Bedeutung erforderlich ist: Fülle und Wohlklang nimmt im Alter

a b.' Darnach empfiehlt S. für *splendescit* die 'paläographisch sehr ansprechende' Vermuthung von Hennings '*sublentescit*', die auch dem Sinne völlig entspreche oder vielleicht '*subtenuescit*'; jedenfalls habe Hennings das Verdienst, den rechten Weg gezeigt zu haben.

Nun, ich bekenne hinsichtlich dieser ganzen Beweisführung von Anfang bis zu Ende auf einem völlig entgegengesetzten Standpunkte zu stehen. Alle die gegen die überlieferte Schreibung ins Treffen geführten Gründe erweisen sich bei näherer Prüfung als hinfällig. Vor allem scheint es mir ein mehr als bedenkliches Beginnen, die angeblich verderbte Stelle dadurch heilen zu wollen, dass ein in der ganzen Latinität sich nicht findendes Wort Cicero aufgedrängt werden soll; denn weder *sublentescit* noch *subtenuescit* sind irgendwo nachweisbar. Dass im Cato Maior sich auch sonst noch manches Ungebräuchliche und Veraltete findet, namentlich zahlreiche Incohativa, berechtigt durchaus noch nicht zu jener Kühnheit.

Aber ist denn wirklich, frage ich, an dem Zusammenhange der Worte, so wie sie überliefert sind, bei unbefangener Prüfung irgendetwas zu beanstanden? Ich glaube nicht. Cicero lässt den Cato Folgendes sagen: Nur als Redner dürfte wohl, fürchte ich, ein Greis nachlassen; denn rednerische Thätigkeit erfordert nicht nur geistige Eignung, sondern auch physische Kraft. Allerdings gibt es ja manche Beispiele von wunderbarer (*nescio quo pacto*) Erhaltung auch dieser physischen Eignung noch (*etiam*) bei Greisen, die selbst die klangvolle Stimme der Jugend sich noch bewahrt haben (so habe ich trotz meiner Jahre davon noch nichts eingebüßt); aber im allgemeinen ist nicht dies, sondern vielmehr ruhige Besonnenheit und leidenschaftslose Abgeklärtheit der Hauptschmuck der Rede eines Greises. So ist der Zusammenhang der Stelle in genauer Wiedergabe des Sinnes jedes einzelnen Wortes, und hier kann ich nichts finden, was im entferntesten Anstoß erregen könnte. Der Anstoß wird eben erst hineininterpretiert. Sommerbrodt irrt, wenn er glaubt, dass *canorum illud in voce splendescit .. in senectute* heiße: 'Fülle und Wohlklang der Stimme tritt im Alter immer glänzender hervor, d. i. nimmt zu.' Das ist eine ganz falsche Supposition. Um dies zu bedeuten, müsste *splendescit* einen Beisatz wie *in dies magis* oder mindestens *in dies* allein neben sich haben. Vielmehr heißen die Worte mit einer gar nicht missfälligen und auch in anderen[1]) Sprachen geläufigen Vermischung der Begriffe für Ton- und Lichterscheinungen: Jener helle Wohlklang der Stimme leuchtet oder schimmert auch noch bei Greisen hervor,[2]) und dies eben

[1]) So im Griechischen: *ἀχὼ τηλεφανής*, vgl. Sommerbrodt zu C. M. §. 28.

[2]) Die deutsche Übersetzung erfordert natürlich eine andere Wendung. Die Vermischung dieser Begriffe ist es auch gar nicht, was Sommerbrodt anstößig erscheint.

wird durch *nescio quo pacto* als etwas Merkwürdiges, schier Wunderbares bezeichnet. Schreibt man hingegen *sublentescit* oder etwas dem Sinne nach Ähnliches, so weiß ich nicht, was mit dem unmittelbar darnach stehenden *etiam* anzufangen sein möchte, wie dies dann eine vernünftige Beziehung erhalten soll, während es neben *splendescit* zu *in senectute* gezogen einen vortrefflichen Sinn gibt.[1]) Vollends aber jenes in seiner Bedeutung bereits charakterisierte *nescio quo pacto*, über das Sommerbrodt ganz mit Stillschweigen hinweggeht, sträubt sich aufs heftigste gegen die Schreibung *sublentescit*. Denn die Wendung bezeichnet ja bekanntlich stets eine etwas affectvolle Verwunderung über eine nach irgendeiner Hinsicht auffällige Thatsache, unserem 'weiß der Himmel, wie es kommt' vergleichbar. Dass aber die Stimme des Greises den hellen Klang der Jugend verliere, kann doch nichts so Auffallendes sein. Hingegen ist *nescio quo pacto* völlig am Platze, wenn von der merkwürdigen Erhaltung dieser einen jugendlichen Eigenthümlichkeit beim Schwinden aller übrigen gesprochen wird.

Wie aber steht es mit dem Zusammenhange des ganzen Gedankens nach Aufnahme der Conjectur '*sublentescit*'? Ich erkläre, dass gerade durch diese Schreibung der ganze Sinn der sonst ganz logisch sich aneinanderschließenden Gedanken verschoben und zerrüttet wird. Fassen wir einmal speciell den Gedanken des Satzes *omnino canorum — remissus*, wie er sich durch Aufnahme jenes *sublentescit* ergibt, zusammen, und vergleichen wir ihn mit dem im Vorausgehenden ausgesprochenen Gedanken! Cicero würde also dann sagen: Allerdings der Wohlklang der Stimme nimmt beim Greise ab, doch darauf kommt's im Alter auch nicht an. Des Alters Zier ist einzig die ruhige, leidenschaftslose Rede. — Was müsste jedoch da, wenn dies der richtige Sinn der Stelle wäre, im unmittelbar Vorausgehenden gesagt worden sein, damit die mit *omnino* eingeführte Einschränkung einen vernünftigen Sinn habe? Ich denke, dieser einschränkende Satz wäre nur verständlich, wenn unmittelbar vorher der Gedanke ausgesprochen würde: Auch in der Beredsamkeit können Greise noch etwas leisten. Daran schlösse sich passend das Folgende: Allerdings den Wohllaut der Stimme büßen sie ein, aber das ist nicht das Wesentliche. Sie imponieren und wirken durch die Ruhe ihrer Rede. — Das wäre ein vernünftiger Zusammenhang. Nun heißt es aber gerade im Gegentheil im unmittelbar Vorausgehenden: Als Redner, fürchte ich, dürfte der Greis schwächer werden ... Wie soll hiezu die folgende Einschränkung passen: Allerdings geht die klangvolle Stimme verloren, aber ... Doch alles steht im besten Zusammen-

[1]) Verkehrt ist freilich die Auffassung von Anz, der es in seiner Ausgabe zu *splendescit* selbst zieht und übersetzt: erhält sogar einen besonderen Glanz, tritt sogar entschiedener hervor.

hange in der überlieferten Fassung der Worte. — Aus dem Gesagten ergibt sich, dass an unserer Stelle nichts zu ändern und Hennings' Vermuthung als gänzlich sinnwidrig abzuweisen ist.

Wien. Alois Kornitzer.

Über eine Gruppe deutscher Ortsnamen.

Im deutschen Sprachgebiete der österreichischen Alpenländer erscheint eine überraschend große Menge von Ortsnamen, die mit *-egg* componiert sind. Daneben finden sich wiederholt *Egg, Eggen* sowie Composita mit *Egg-, Eggen-, Eggers-.* Spärlicher, aber offenbar unter denselben Gesichtspunkt fallend sind *Eck* und die Composita mit *-eck (-ek), Eck-, Ecker-, Eckers-.* Bei der großen Menge des Materials mögen die in Niederösterreich vorkommendeu Ortsuamen dieser Kategorie zur Veranschaulichung genügen: *Seißen-, Friesen-, Losen-, Weiten-, Nab-, Pisen-, March-, Neuwald-, Hard-, Stein-, Kam-, Pern-, Stall-, Neud-, Grafen-, Krons-, Lang-, Zehent-, Jasen-, Trem-, Braun-, Laufenegg, Luber-, Haraseck, Kineck, Stron-, Lang-* (Aspang), *Molz-, Stubb-, Dan-, Ofen-, Lichtenegg, Spratzeck, Unterdanegg, Loischeck, Hohen-, Finster-, Gold-, Perschen-, Groß-, Rand-, Grimm-, Fohr-, Graben-, Ern-, Schön-, Alt-Lang-, Neu-Lang-, Wolfs-, Land-, Wald-, Zaun-, Kron-, Weitenegg* (Modersberg), dann *Egg*, viermal *Eck, Eggsdorf, Eggendorf* (achtmal), *Eggenburg, Eggersdorf* (dreimal). Gleichlautende und ähnlich gebildete Ortsnamen sind ebenso allgemein verbreitet in Oberösterreich, Salzburg, Obersteiermark, Deutsch-Kärnten, Deutsch-Tirol. Man nehme hiezu die große Menge der Familiennamen wie *Rosegger, Foregger, Mitteregger, Kaltenegger,* dann *Egger, Ecker* u. s. f.

Die bisherige Meinung, der auch v. Krones folgt, dass in diesen Fällen — neben vereinzeltem *Ecke, Eck* — der Name des Ackergeräthes *Egge* als Compositionsglied auftrete, scheint mir sehr anfechtbar. Ganz abgesehen von dem metonymischen Charakter einer solchen Composition, ist der Ackerbau in dem bezeichneten Gebiete wie in dem benachbarten bairischen Lande — in dem analoge Ortsnamen vorkommen — älter als die germanische Siedelung und Ortsbenennung, und andererseits ist die Egge ein zu untergeordnetes Ackergeräthe, um in solcher Allgemeinheit einem neu bebauten Lande den Namen zu geben. Mit Rücksicht auf die zahlreichen Wasserläufe des alpinen Gebietes, die ein dichtes Geäder bilden, will ich vielmehr versuchen, wahrscheinlich zu machen, dass in den gekennzeichneten Compositis eine Nebenform des nhd. Wortes *Au* (ahd. *ouwa*, mhd. *ouwe*, germ. *awí* aus *a(g)wí*, idg. *akᵛí* oder *akuí*, verwandt mit lat. *aqua*, goth. *ahwa* usw.) stecke, wofür sich Gründe der Analogie und Lautgesetzlich-

keit beibringen lassen. Es ist ja nichts Seltenes, dass Compositionsglieder der Bedeutung nach verdunkelt und umgedeutet worden sind, wenn das Simplex eine lautlich abweichende Normierung erfahren hat.

Eine stattliche Reihe analogischer Bildungen spricht für meine Vermuthung: *Weitenegg-Weitenau, Marchegg-Marchau, Neuwaldegg-Freiwaldau, Steinegg-Steinau, Pernegg-Bernau, Neudegg-Neudau, Grafenegg-Grafenau, Langegg-Langau, Braunegg-Braunau, Stubegg-Stubau, Lichtenegg-Lichtenau, Hohenegg-Hohenau, Finsteregg-Finsternau, Großegg-Großau, Schönegg-Schönau, Wolfegg-Wolfsau, Landegg-Landau, Waldegg-Waldau, Kronegg-Kronau, Weitenegg-Weitenau, Bucheck-Buchau, Muregg-Murau, Riedegg-Riedau, Rosenegg-Rosenau, Mitteregg-Mitterau, Ebersegg-Ebersau, Voreck-Vorau, Reichenegg-Reichenau, Lindeck-Lindau, Krumegg-Krumau, Hirschegg-Hirschau, Burgegg-Burgau, Aicheck-Aichau, Prandegg-Brandau, Pramegg-Pramau, Bergegg-Bergau, Brunek-Brunau, Langenegg-Langenau, Preitenegg-Breitenau, Kaltenegg-Kaltenau, Blumegg-Blumau, Proseck-Prosau* u. ä., ferner *Egg, Eck-Au, Eggendorf-Auen, Eggern-Auern, Eggerberg* usw. wie *Auerbach, Eggersdorf* wie *Auersperg (Augenbach, Augenthal, Auggenthal* Compromissformen? Vgl. mlt.-ahd. *augia*). Dieses Material ließe sich reichlich vermehren; die Ortschaften mit analog gebildeten Namen liegen zum Theil weit voneinander ab, zum Theil nahe beieinander. Von Seite des Sinnes wird eine Einwendung gegen die versuchte Deutung kaum zu erheben sein.

Aber, wie mir scheint, auch von Seite der Lautgesetzlichkeit nicht. Eine Doublette *Egge-Aue* lässt sich ausreichend begründen. Aus dem Nom. germ. *agwī* muss *awī* werden, ob wir den Verlust des *g* nach Sievers, Paul-Braune Beitr. V, 149, auf den Wortton des suffixalen ī oder nach Streitberg, Urgerm. Gramm. 122 f. auf den palatalen Charakter dieses ī zurückzuführen suchen. Als Genetiv wäre anzusetzen *agwjōs*. Nun schwindet *w* zwischen Consonant + *j* schon germanisch, vgl. goth. *hardjan* zu *hardus*, Accus. Fem. *kaúrja* zu *kaúrus*, ahd. *fatureo* Vaterbruder gegen ai. *pitr̥vyas*, lat. *patruus* u. dgl. Brugmann, Grundr. II, 1. H., §. 110, Streitberg, Urgerm. Gramm. 146. So entsteht germ. *agjōs*, hieraus wird zufolge der westgermanischen Consonantenverdopplung *aggj-*, vgl. as. *leggian*, ahd. *leggen* gegenüber goth. *lagjan*. Dieselbe Lautgestalt mit Schwund des *w* erfordern die übrigen Casus des Singulars und des Plurals, mögen wir im einzelnen von Formen der *i̯ē-* oder der *i̯ā*-Declination ausgehen. So postuliert ja auch Brugmann a. a. O. zu goth. *mawi* einen lautgesetzlichen Genetiv *magjōs*, dessen Stammform vielleicht in *Meggenbach, Meggenhofen, Meggendorfer* usw. steckt. Das nhd. *Au* fußt also wie das goth. *mawi* in dem lautgesetzlichen Nominativ. Umgekehrt hat aisl. *ylgr* seinen Nominativ nach der Stammform der übrigen Casus gebildet, aus *wulgwj-, wulgj-*, während der dem idg. Femininum *u̯l̥kʷī*,

germ. *wulbi* entsprechende Nominativ in mhd. *wülpe* vorliegt. Der Nom. ahd. mhd. **egge* wäre also dem aisl. *ylgr* ganz parallel. In den hier behandelten Eigennamen kann theils dieser Nominativ, theils aber auch ein obliquer Casus stecken. Die apokopierte Form *-egg* überrascht auf bayerischem Boden nicht, hier ist die Apokope in mhd. Zeit ganz heimisch. Lautgesetzliche Form wäre allerdings *-ecke, -eck* usw.; aber die Schreibart *gg* ist (neben *cg*) genugsam überliefert, um nicht zu befremden, vgl. ahd. *waggo* Wacke, Wilmanns, Deutsche Gramm. II, §. 136, *roggo* Roggen. Braune, Ahd. Gr. §. 96, Anm. 5, vgl. auch §. 149, Anm. 7. Weinhold, Mhd. Gr. §. 203, führt als „nicht selten“ im Oberdeutschen *egge, manslegge, brugge, rugge* an. Vgl. auch Paul. Mhd. Gr. §. 86, Anm. 1. In deutsch-österreichischen Ortsnamen findet sich *gg* auch sonst sehr allgemein vor, und zwar eben auf oberdeutschem Gebiete; von undurchsichtigen Bildungen abgesehen, seien nur angeführt *Prugg*, *Brugg*, *Atzenbrugg* neben *Bruck*, *Hohenbruck*, dann *Roggendorf*, *Leodagger*, *Pöggstall*, *Gloggnitz*, *Guggenberg*, *-dorf*, *-thal*, *Gugging*, *Muggendorf* (bei Gutenstein, aber *Muckendorf* bei Tulln), *Muggenthal.*

Teschen. Gustav Burghauser.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Thukydides. Auswahl für den Schulgebrauch von Heinrich Stein. II. Theil: Text und Anmerkungen. Berlin, Weidmann 1896. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Das vorliegende Bändchen bringt uns die 2. Hälfte des Thukydideischen Geschichtswerkes als ein abgerundetes Ganzes, das auf Grund seiner Begrenzung passend den Sondertitel 'Der sicilische Krieg' trägt. Der Text schließt demnach nicht unmittelbar an den I. Theil an, sondern setzt mit Weglassung so ziemlich des ganzen V. Buches bei VI 1 neu ein, bringt das VI. und VII. Buch vollständig (nur VI 7, 95, VII 9 sind mit Recht weggelassen) und fügt noch, wahrscheinlich um das 19. Kriegsjahr abzuschließen, vom VIII. Buche die ersten sechs Capitel hinzu. Dieser ganze, in sich abgeschlossene Stoff ist sinngemäß und praktisch in nicht allzulange Lesestücke mit passenden Überschriften zerlegt, und da der Text in seiner Gänze abgedruckt ist, entfällt hier die gegen den I. Theil vorgebrachte Klage über das Fehlen des verbindenden Textes.

Was die Textesgestaltung betrifft, so wollen auch wir über die vom Herausgeber im Interesse einer Schulausgabe zugestandenen Änderungen, welche hauptsächlich die sinn- und sprachgemäße Erklärung und Übersetzung fördern sollen, und selbst über das oft angewendete 'einfachste' Heilmittel zur Lösung kritischer Fragen, die Ergänzung 'unentbehrlicher' Wörter, nicht mit ihm rechten, da sie sich ja selbst nicht als begründete Conjecturen geben. Man könnte nur die Frage aufwerfen, ob solche Förderungen der Erklärung und Übersetzung ihren berechtigten Platz gerade im Texte haben.

Das beiliegende Heftchen bringt in geeigneter, ganz knapper Form von Anmerkungen die nöthigen Angaben und Behelfe für das Verständnis und die Übersetzung. Hier ist natürlich dem subjectiven Dafürhalten und der Erfahrung des Herausgebers der größte Spielraum gelassen, zumal da sich ja schwer ein bestimmtes

Ausmaß für die häusliche Präparation im Verhältnisse zur lebendigen Arbeit in der Schule festsetzen lässt. Trotz der dankenswerten Knappheit und Beschränkung, die sich Stein auferlegte, scheint uns mit Rücksicht auf die Stufe, auf welcher der Autor gelesen wird, eher noch zuviel als zuwenig geboten zu sein. Z. B. die wiederholte Erklärung des Accusativs: S. 3, 8 „*ὄνομα* mit Namen“, 1, 11 „*τὸ ἀρχαῖον* adverbial“, 4, 16 „*τὸ πρῶτον* zum erstenmal“, die Erklärung des gen. comp. 1, 2 „*τῆς* = *ἢ τῇ*“, Angaben lexikalischer Art, wie 2, 31 „*ἐχόμενος* anschließend“, 4, 28 (so soll es heißen statt 23) „*ὥρμηντο* waren bestrebt“ u. a. dürften denn doch überflüssig sein. Doch, wie gesagt, hier in diesem Abschnitte ins Detail einzugehen, wäre schwierig und würde doch nie zu einer Verständigung führen. Wir würden dabei vielleicht nur Gefahr laufen, den entschiedenen Wert der fleißigen und schülerfreundlichen Arbeit bei unserer Kleinarbeit aus dem Auge zu verlieren.

Recht nett sind die beiden Kärtchen (Sicilien; Umgebung und Stadtplan von Syracus).

Die äußere Ausstattung ist, ganz abgesehen von dem billigen Preise, sehr gefällig, der Druck, wenn auch von störenden Druckfehlern nicht frei, gleichmäßig und rein, steht aber an Größe und Eleganz unseren neuen Tempsky-Ausgaben weit nach.

Triest. Dr. Franz Perschinka.

Lucianus recognovit Iulius Sommerbrodt. Voluminis secundi pars posterior. Berolini apud Weidmannos 1896. 8°, X u. 276 SS. Preis 5 Mk. 40 Pf.

Man mag den hellenisierten Semiten Lukianos einen geistreichen, eleganten Feuilletonisten oder einen seichten, jedes idealen Aufschwunges baaren Spötter nennen, man mag ihm Sympathie oder Antipathie entgegenbringen, das muss jeder anerkennen, dass er, ein echter Sohn seiner Zeit, in seinen Werken ein tausendfarbig schillerndes Spiegelbild des damaligen Lebens niedergelegt hat und dadurch für unsere culturhistorische Erkenntnis eine Bedeutung besitzt wie wenige Schriftsteller jener Periode. Es wäre demnach nur ein billiges Verlangen, endlich einmal eine Ausgabe Lukians zu erhalten, welche einer wissenschaftlichen Kritik standzuhalten vermöchte. Zwar ist gerade bei den Lukianischen Schriften die Überlieferung so weit verzweigt und das gegenseitige Verhältnis der Handschriften so verwickelt, dass man nicht gleich eine endgiltig abschließende Ausgabe erwarten darf; aber so weit hinter berechtigten Erwartungen hätte doch ein Herausgeber nicht zurückbleiben dürfen, wie es Sommerbrodt gethan hat, der sich durch fast einstimmige Bemänglung seiner früheren Bände nicht hat abhalten lassen, in seiner alten Weise fortzufahren. Seine Angaben

sind auch diesmal so unverlässlich, die Anordnung und Wiedergabe des kritischen Apparates so unpraktisch wie früher, so dass ich in dieser Hinsicht auf meine Anzeige von I 2 in dieser Zeitschrift 1891, 402 ff. verweisen kann.

Die Grundlage für Text, adnotatio critica und lectiones codicum bildet Jacobitz, von dem sogar kleinere Versehen, wie das accentlose *ἐρωτησιν* S. 86, Z. 4 v. u., herübergenommen sind. Der Band enthält dieselben Schriften wie Jacobitz II 2, nämlich *Ἔρωτες*, *Εἰκόνες*, *Ὑπὲρ τῶν εἰκόνων*, *Τόξαρις ἢ φιλία*, *Ζεὺς ἐλεγχόμενος* (sic!), *Ζεὺς τραγῳδός*, *Ὄνειρος ἢ ἀλεκτρυών*, *Ἰκαρομένιππος*, mit Ausnahme des *Λούκιος ἢ ὄνος*, über den wir S. 274 Folgendes erfahren: Apparatum codicum ad Luciani Lucium s. Asinum collectum, etsi typis iam est excussus, ut etiam pleniorem redderem, cum ipso dialogo in tertium volumen seposui; sunt autem quos contuli hi codices Gorl. A, Marc. 436 *Ψ*, Vat. 87 𝔄, Vat. 90 *Γ*, Paris. 3011 C, quorum codicum maxime consentiunt 𝔄 *Γ Ψ*.

Die adnotatio critica, welche erst nach Schluss des ganzen Textes (S. 161—192 c) folgt, soll wohl die Abweichungen Sommerbrodts von Jacobitz verzeichnen; doch hat sich hiebei manche Ungenauigkeit eingeschlichen. So liegt *Ἔρωτες* 9 und 14 gar keine Abweichung von Jacobitz vor, während die adnotatio critica eine voraussetzt; *Ζεὺς ἐλεγχόμενος* 1 hat der Text *χρυσίον*, die adnotatio führt auf die Lesung *χρυσόν*. Bei einigen Stücken sind am Schlusse kurze Notizen über den Wert oder die Verwandtschaft der Handschriften beigefügt: S. 167 *Ἔρωτες* Codices *Ω* 𝔄 *Γ* Harl. plerumque inter se consentiunt; S. 179 *Τόξαρις ἢ φιλία* Cod. B perbonae, A in hoc dialogo pessimae notae; S. 182 *Ζεὺς ἐλεγχόμενος* Conspirant in hoc dialogo maxime codices *Ω* 𝔄 *Γ* Mut.; S. 188 *Ζεὺς τραγῳδός* Praestant in hoc dialogo *Ω* 𝔄 *Γ* Mut.; S. 192 *Ὄνειρος ἢ ἀλεκτρυών* Consentiunt fere *Ω Γ Φ* (antiqua manus) Ups., accedit singulis locis auctoritas Mutinensis. Außerdem belehrt uns die adnotatio critica, dass Sommerbrodt jetzt die *Ἔρωτες* und den *Τόξαρις* für unecht hält; die hiefür vorgebrachten Gründe will ich mit seinen eigenen Worten anführen: S. 167 Hoc scriptum (*Ἔρωτες*) olim a me non reiectum iam spurium esse mihi persuasi non tam propter rerum incommoda, nam sunt illa temporum illorum adeo propria, ut ad describendos eorum mores abesse vix possint, quam propter peregrinum putidumque verborum delectum sermonisque tumorem ac fastum a Luciani simplicitate, venustate, festivitate alienum. S. 179 Ut autem de toto dialogo (*Τόξαρις*) dicam quod sentio, est scriptum bonum, probum a Graecitale (so!) haud admodum alienum, sed quamvis in eo magna sit rerum varietas, somniferum et taedii plenum ut qui legunt facile languore oppressos videas. Quoniam igitur id ipsum deest quod Luciani vel maxime proprium est, ut alacerrimi et venustissimi ingenii nunquam non promineant vestigia, hunc librum vel ob id ipsum

Luciano tribuere nefas esse indico. Betreffs der *Ἔρωτες* wird man ihm wohl zustimmen, betreffs des *Τόξαρις* schwerlich; denn C. Kretz scheint in seiner Programmabhandlung de Luciani dialogo Toxaride die Streitfrage, die Bekker seinerzeit aufgeworfen und Isidor Guttentag de subdito qui inter Lucianeos legi solet dialogo Toxaride im Sinne Bekkers erörtert hatte, zu Gunsten der Echtheit entschieden zu haben. Sommerbrodt setzt sich über dieses Resultat gewissenhafter Forschung leichten Sinnes hinweg, wie überhaupt die moderne Lukian-Literatur an ihm fast spurlos vorübergegangen ist. Gleichwohl muss er in seinem Urtheil über den *Τόξαρις* noch während der Drucklegung geschwankt haben, weil die Aufschrift *ΛΟΥΚΙΑΝΟΥ* am oberen Seitenrande über den ersten fünfzig Capiteln des Dialogs von den üblichen eckigen Klammern umschlossen, über den letzten dreizehn Capiteln davon freigeblieben ist.

Neue Collationen der in dem Bande enthaltenen Schriften, die größtentheils Sommerbrodt selbst angefertigt hat, druckt er S. 193—274 ab, und zwar sind verglichen Vind. 123 B für *Εἰκόνες* und *Τόξαρις*, Vat. 1324 für *Εἰκόνες* und *Ἰκαρομένιππος*, Vat. 76 für *Ζεὺς τραγῳδός*, Vat. 87 𝔄 für *Ἔρωτες* 1—20 *Ζεὺς ἐλεγχόμενος Ζεὺς τραγῳδός Ἰκαρομένιππος*, Vat. 90 *Γ* und Marc. 434 *Ω* für alle Schriften, Laur. 77 *Φ* ant. manus für *Ὄνειρος* und *Ἰκαρομένιππος*, Mut. 193 für *Ζεὺς ἐλεγχόμενος Ζεὺς τραγῳδός* und *Ὄνειρος* 1—20, Gorl. A für alle Schriften außer *Ἔρωτες* und *Ἰκαρομένιππος*, Ups. für *Ὄνειρος* und *Ἰκαρομένιππος*, Par. 3011 C und 2954 M für *Ὄνειρος*, Marc. 445 für *Ζεὺς ἐλεγχόμενος*, Urb. 121 für *Ἰκαρομένιππος*. Alle diese Collationen sind auf Grund des Teubner'schen Handexemplars hergestellt, nur *Ὄνειρος* cap. 1—20 sind mit dem Mutinensis nach der Aldina vom Jahre 1503 (!) verglichen worden. Zur Gewähr größerer Sicherheit hat S. manche Collation mehrmals revidiert: und gute Collationen würden in der That dieser Ausgabe noch einen eigenen Wert verleihen können. Wenn es nun auch unmöglich ist, ohne Nachvergleichung ein entscheidendes Urtheil über die Zuverlässigkeit der Collationen abzugeben, so bekräftigen doch vielfache Divergenzen zwischen der adnotatio critica und den lectiones codicum das ungünstige Vorurtheil, das die früheren Bände auch in dieser Beziehung geweckt hatten. Ein Beispiel! *Ζεὺς ἐλεγχόμενος*] steht in der adnotatio critica *τοῖς ἄλλοις* | *τοῖς πολλοῖς* Mut., in den lectiones codicum *τοῖς ἄλλοις* | *τ. ἄλ. πολλοῖς* ... *Ω Γ* 𝔄 Mut.

Aber auch wenn die Collationen tadellos wären, Collationen allein machen noch nicht die recensio. Dazu bedarf es vor allem einer genauen Untersuchung des Verhältnisses und des Wertes der einzelnen Handschriften, welche die Grundlage für die Textesconstitution bilden sollen. S. aber hält diese unerlässliche Vorarbeit für überflüssiges Beiwerk, das er gewissermaßen als Schlussvignette dem letzten Bande seiner Ausgabe aufspart; denn er sagt

in der Vorrede S. VI: de universa quidem codicum condicione eorumque familiis in volumine tertio sive a me sive ab eo qui meas partes susceperit accuratius quantum fieri poterit disputabitur. Interea quemadmodum in prioribus partibus factum est etiam in hac voluminis parte suo quisque ore quid valeant singuli ad Luciani scripta restituenda proferant. Zuerst also wird mit sorgloser Naivetät der Text herausgegeben und hinterdrein werden in einem Excurs die Handschriften geprüft. Man sollte ein so unmethodisches Verfahren heute nicht mehr für möglich halten.

Gegen Schluss der Vorrede steht geschrieben: Quamobrem hoc est in voto ut ne denuo deseratur Lucianus qui per tot saeculorum decursum hominum memoria agitatus huc usque viguit modo sepositus modo repositus modo dilectus modo reiectus levis non minus quam gravis suae aetatis testis prorsum retrorsumque spectans utriusque aevi luculentus rerum index et interpres. Wenn dieser Wunsch des Verf.s in Erfüllung geht, so ist es sicherlich eher das Verdienst seiner kleinen Auswahl als das seiner kritischen Ausgabe, über welche die Manen Cobets, denen dieser Band geweiht ist, nicht sehr erbaut sein dürften.

Wien. Ernst Kalinka.

Rudolf Hunziker, Die Figur der Hyperbel in den Gedichten Vergils. Berlin, Mayer u. Müller 1896. 8°, IV u. 163 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Die Einleitung über Wesen und Eintheilung der Hyperbel (S. 1—35) behandelt den Gegenstand mit großer Genauigkeit und zeigt zugleich das lobenswerte Bestreben, manche ergänzende oder berichtigende Bemerkungen zu der reichlich herangezogenen bisherigen Literatur auf diesem Gebiete zu liefern. Dabei musste infolge der vielen Citate aus dem Alterthum und aus der Neuzeit einiges naturgemäß in Anmerkungen näher erörtert werden; ob aber letztere hie und da nicht eine gar zu große Ausdehnung erhielten und ob der Stoff in ein paar derartigen Fällen bei anderer Vertheilung nicht einigermaßen lesbarer zu behandeln gewesen wäre, ist freilich fraglich (so finden sich z. B. S. 10 unter zwei Zeilen des eigentlichen Textes 41 Zeilen der 9. Anmerkung, welche letztere außerdem noch zehn Zeilen der nächsten Seite in Anspruch nimmt). Im folgenden Haupttheile über die Hyperbeln bei Vergil ist die angestrebte und im wesentlichen wohl auch erreichte Vollständigkeit zu loben; auch die S. 35 betonte Absicht, nebst der Zusammenstellung des betreffenden vergilischen Materials auch die Stellung dieses Dichters gegenüber den Vorgängern und Nachahmern klarzulegen, ist an sich gewiss der Anerkennung würdig und dies umsomehr, da auch Berührungspunkte in romanischen, deutschen, englischen und schwedischen Geisteswerken ins Auge

gefasst wurden. Aber auf diesem erweiterten Felde beherrschte der Verf. die mehr oder weniger einschlägige Literatur nicht mehr in solcher Weise, wie in der allgemeinen Einleitung. Und ist, wie gesagt, die Sammlung aus Vergil selbst fleißig und brauchbar, so machen fast alle diese erweiternden Vergleiche mehr oder weniger den Eindruck der Unvollständigkeit und eines zufälligen Herausgreifens, so dass wir in dieser Beziehung zu strengerer und mühsamerer Fortführung des guten Planes rathen müssen. Dass unter den Italienern selbst Petrarca gar nie verglichen ist, fällt einigermaßen auf (vgl. des Ref. philolog. Abhandlungen I, 13 ff.). Die ziemlich zahlreichen Druckversehen sind in einem S. V vorangestellten Verzeichnisse corrigiert; ein paar wurden jedoch übersehen, z. B. S. 6 l. Z. *Quintilan*, S. 7 *superiecto* (st. *superiectio*), S. 36 *äußerst* (st. *äußert*). Bei den Citaten hätte hier und dort auf die neuesten Ausgaben mehr Rücksicht genommen werden sollen. So wird z. B. S. 59 für Ecl. I 65 das von Schaper vorgeschlagene, allerdings seitdem auch aus einer jüngeren Handschrift belegte, aber sicher unrichtige *certe* ohneweiters als vergilische Lesart in den Text gesetzt (vgl. des Ref. Bemerkungen in der Berliner philolog. Wochenschrift 1895, S. 616). Die polemisierende Anmerkung gegen Ladewig-Schaper S. 61 wäre wohl weggeblieben, wenn der Verf. die neue Auflage Ladewig-Deuticke verglichen hätte u. dgl.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Pietro Rasi, In Claudii Rutilii Namatiani de reditu suo libros adnotationes metricae. Augustae Taurinorum, apud Hermannum Loescher 1897. 8°, 48 SS.

Eine äußerst sorgfältige Untersuchung der Verstechnik dieses hochbegabten Spätlings aus der Hand eines Forschers, der durch sein Buch De elegiae Latinae compositione et forma (Padua 1894) bereits seine hervorragende Befähigung für derartige Arbeiten bewiesen hat. Die Abhandlung zerfällt in zehn Abschnitte.

1. Detaillierter Nachweis der Vorliebe dieses Dichters für Spondeen, welche schon Lucian Mueller erkannt und hervorgehoben hat. Er übertrifft an Spondeen-Reichthum nicht bloß Ovid und Tibull, sondern auch Properz. Dem Catull steht er in dieser Beziehung allerdings nach, aber eine solche Menge spondeischer Versanfänge, wie Rutilius Namatianus, bietet nicht einmal Catull. Daktylische und spondeische Versanfänge sind bei ihm nahezu gleich häufig, ja im Pentameter überwiegen sogar ein wenig die spondeischen Anfänge. Auffallend oft begegnen unter diesen spondeischen Versanfängen solche, bei denen Wort- und Fußende zusammenfallen, auch dies noch häufiger im Pentameter, als im

Hexameter. Ja der Dichter geht so weit, dass er öfters aufeinanderfolgende Hexameter und Pentameter oder Pentameter und Hexameter oder eine Reihe von Pentametern mit diesen gewichtigen bisyllabischen Spondeen beginnen lässt, lauter Dinge, die sich bei einem Elegiker recht befremdlich ausnehmen. Rasi bemüht sich, Gründe für diese auffallende Erscheinung in der Person des Dichters und in dem Gegenstande des Gedichtes zu finden. Auf den persönlichen Grund — die gravitas des hochgestellten Beamten gebe sich auch in der gravitas der Verse zu erkennen — gebe ich nicht viel. An dichtenden Excellenzen und sogar Potentaten hat es nie gemangelt, aber so protzenhaft war keiner, dass er auch seinen Gedichten den Stempel seines gesellschaftlichen Ranges hätte aufdrücken wollen. Dagegen ist der sachliche Grund durchaus einleuchtend, dass nämlich der descriptive Charakter des Gedichtes die Begünstigung des ruhigen Spondeus gegenüber dem rollenden und hüpfenden Daktylus bewirkte.

2. Die Vertheilung der Daktylen und Spondeen im Hexameter des Rutilius Namatianus zeigt auffallende Übereinstimmung mit Propertius. Ganz originell dagegen ist in dieser Beziehung der Pentameter des Dichters. Die bei Tibull, Properz und Ovid seltenste Form der ersten Pentameterhälfte sd ist bei Rutilius die häufigste. Die Form dd, welche bei Tibull, Properz und Ovid die zweithäufigste ist, verwendet Rutilius am seltensten, der auch von der bei den classischen Elegikern beliebtesten Form ds nicht ganz so oft Gebrauch macht, wie von seiner Lieblingsform sd, dem Aschenbrödel der Classiker. Nur bezüglich der Form ss stimmt der Gebrauch des Rutilius mit dem der Classiker überein. Eintönigkeit trachtete Rutilius zu vermeiden und liebte es daher, Verse von vorwiegend daktylischem und vorwiegend spondeischem Charakter miteinander in die enge Verbindung des Distichons zu bringen. Umso charakteristischer für diesen Spondeen-Fanatiker ist es, dass ungeachtet seines sichtlichen Strebens nach Variation ihm folgende zwei Distichen entschlüpft sind: 1, 237 f.: ad Centumcellas forti defleximus austro: | tranquilla puppes in statione sedent. 1, 273 f.: hic et praefecti nutu praetoria rexit. | sed menti et linguae gloria maior inest. Es ist kein Zufall, dass analoge Häufungen von Daktylen bei Rutilius nicht vorkommen.

3. Über die Ausgänge des Hexameters und Pentameters des Rutilius. Während sonst bei den Elegikern dreisilbige Hexameterausgänge häufiger sind als zweisilbige, bevorzugt Rutilius in Übereinstimmung mit den Epikern den zweisilbigen Hexameterausgang. Bezüglich der Pentameterausgänge verdient die Thatsache besondere Beachtung, dass Rutilius die zwei einzigen uns überlieferten Beispiele für siebensilbigen Ausgang des Pentameters bietet und darunter das einzige für einen aus bloß zwei Wörtern bestehenden Pentameter, nämlich 1, 450 Bellerophonteis sollicitudinibus.

4. Vermeidung des kurzvocalischen Ausganges im Hexameter und Pentameter. In diesem Punkte ist Rutilius auffallend streng, sogar strenger als der große Verskünstler Ovid. Nur sieben Hexameter und gar kein Pentameter enden bei ihm mit kurzem Vocal.

5. Die Elisionen. Schon Lucian Mueller bemerkte, dass Rutilius Namatianus in dieser Hinsicht sich großer Strenge befleißige. Rasi weist dies im einzelnen nach. Auch hierin übertrifft Rutilius sogar den Ovid. Elisionen in der zweiten Pentameterhälfte fehlen bei ihm gänzlich. Niemals gestattet er bei einem einsilbigen Worte, niemals in der Cäsur Elision, niemals zwei Elisionen in einem Verse und nur dreimal in einem Distichon, niemals Elision eines langen Vocals vor einem kurzen, der nicht durch Position gelängt ist.

6. Die Cäsuren. Nahezu ausschließlich herrscht die Penthemimeres, nur 16 sichere Beispiele der Hephthemimeres, kein einziges sicheres Beispiel der Cäsur *κατὰ τρίτον τροχαῖον*.

7. Über die syntaktische Verknüpfung mehrerer Disticha. Rasi weist nach, dass Rutilius hierin die von Tibull und Ovid vorgezeichneten Grenzen nicht überschritt und von der kühnen Periodenbildung des Properz nichts wissen wollte.

8. Einige Bemerkungen über die Vertheilung der Sätze und Satzkola auf das Distichon, welche zu weiteren Untersuchungen auf breiterer Basis anregen können.

9. Untersuchung über die Stellung von Substantivum und zugehörigem Attribut im Hexameter und Pentameter sowohl bei einfachem als paarweisem Auftreten. Es ergibt sich eine entschiedene Vorliebe für Voranstellung des Attributes und für Einschachtelung eines zusammengehörigen Wortpaares in das andere.

10. Statistische Erhebungen über die größere oder geringere Häufigkeit der verschiedenen Vertheilungsmöglichkeiten von Substantivum und zugehörigem Attribut sowohl bei einfachem als paarweisem Auftreten auf die beiden Hälften des Hexameters und Pentameters.

Diese knappe Inhaltsangabe dürfte genügen, um den Leser über das von Rasi in dieser Schrift Geleistete zu orientieren. Es ist recht viel, wie man sieht. Zwei Lücken fallen auf: Rasi spricht kein Wort über die prosodischen Functionen von muta cum liquida und über die Quantität der die erste Pentameterhälfte schließenden Silbe. Ich glaube anderwärts bewiesen zu haben, dass beide Fragen sich in befriedigender Weise beantworten lassen. Rasis Methode ist die rein statistische. Es soll nicht geleugnet werden, dass auch diese Methode zu wertvollen Erkenntnissen führen kann. Ich bin weit davon entfernt spöttisch zu lächeln, wenn eine mühselige Zählung ergibt, dass bei Rutilius Namatianus sich 44·94% Daktylen und 55·06% Spondeen finden (S. 6). Wir wissen, welch glänzende Erfolge die Pariser Polizei mit dem anthropometrischen Verfahren erzielt hat. Auch die Philologen haben ihre Anthropo-

metrie, und es gehört zu ihren Aufgaben, für jeden griechischen und römischen Schriftsteller einen so genauen Steckbrief auszustellen, dass er im Betretungsfalle agnosciert werden kann. Begnügt sich aber ein mustergiltiger Steckbrief mit der bloßen Personsbeschreibung? Nein! Er enthält auch Angaben über die Körperhaltung, den Gang, die Sprechweise, gute oder üble Gewohnheiten usw. Diese Dinge sind es, über welche weder die polizeiliche noch die philologische Anthropometrie Auskunft geben kann. Von dieser Erkenntnis geleitet habe ich bei meinen metrischen Untersuchungen an die Stelle der statistischen Methode die analytische oder naturwissenschaftliche gesetzt. Ein Beispiel möge genügen, um den Unterschied der beiden Methoden zu veranschaulichen. Rutilius Namatianus 1, 398 victoresque suos natio victa premit und 1, 412 ruderibus latis tecta sepulta iacent bieten in der ersten Pentameterhälfte Substantiv mit nachfolgendem Attribut vereinigt. Der Statistiker zählt sie als zwei Beispiele einer Art der Wortstellung. Der Analytiker protestiert gegen diese Gleichsetzung. Er weist darauf hin, dass in 1, 398 die Vereinigung in derselben Vershälfte durch eine andere Wortstellung (premit — suos) vermieden, in 1, 412 nicht vermieden werden kann, ferner, dass umgekehrt die Nachstellung des Attributes in 1, 398 nicht vermieden, in 1, 412 durch eine andere Wortstellung (latis ruderibus) vermieden werden kann, wobei ja noch überdies das spondeische Wort am Anfange des Verses nach dem Geschmacke des Rutilius wäre, er erlaubt sich die Frage, warum Rutilius in beiden Fällen so und nicht anders die Worte gestellt habe, und findet, dass der Dichter hier wie dort der kurzen Endsilbe der ersten Pentameterhälfte aus dem Wege gieng. Hätte Rasi sich entschließen können, neben der altgewohnten statistischen Methode auch die jüngere analytische zu befolgen, um wieviel ergebnisreicher wären dann namentlich das 9. und 10. Capitel seiner Abhandlung ausgefallen! Und doch war es gerade Rasi, der seinerzeit in einer ausführlichen Besprechung meines Buches über die Gesetze der Wortstellung im Pentameter des Ovid der analytischen Methode die wärmste Anerkennung zollte. Es ist also nicht mangelndes Verständnis oder Geringschätzung dieser Methode, was Rasi hinderte, die Fesseln der rein statistischen Betrachtungsweise abzustreifen, sondern die allgemeine menschliche Schwäche, welche uns nur allzu leicht verführt, den ausgefahrenen Geleisen vor neuen Bahnen den Vorzug zu geben. Ich hege die begründete Hoffnung, dass Rasis weitere wissenschaftliche Entwicklung ihn an meine Seite führen wird. Das 'video meliora proboque, deteriora sequor' mag uns im praktischen Leben oft genug aufgezwungen werden, in der Wissenschaft findet es keinen Platz.

Czernowitz. Isidor Hilberg.

Tacitus' Germania. Für den Schulgebrauch erklärt von Eduard Wolff. Mit einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner 1896. gr. 8°, XXVI u. 110 SS. Preis 1 Mk. 35 Pf.

Wie sich die bekannte Ausgabe der Germania von Schweizer-Sidler zur Aufgabe stellt, abgesehen von den Bedürfnissen der Schule, künftige Philologen, Geschichtsforscher, Juristen in zweckentsprechender Weise in diese Schrift einzuführen, so verfolgt diese neue Erscheinung ähnliche Zwecke: auch sie ist, wenn schon zunächst für den Schulgebrauch, doch auch für Studierende im engeren und weiteren Sinne, überhaupt für alle jene bestimmt, welche sich über die Schulzeit hinaus für die alten Classiker und namentlich für die wertvollste Urkunde unseres Volksthums Interesse bewahrt haben.

Wie schwierig eine solche Aufgabe zu lösen ist, das hat schon mancher erfahren, und es gehört große Geschicklichkeit dazu, um die Klippen zu vermeiden, an denen ein solches Unternehmen Schaden leiden kann. Sind doch die Bedürfnisse der Schule zu einem großen Theile andere als die Studierender, und von diesen unterscheiden sich wieder die jener, welche über die Schulzeit hinaus sich Interesse für die Classiker bewahrt haben. Letztere werden mehr auf Sachlichkeit der Erklärung Anspruch machen und auf nicht immer genannte Gewährsmänner und Quellen verzichten. Die Rücksicht auf Studierende erfordert wissenschaftliche Haltung des Commentars in textkritischer und sachlicher Richtung, wie man sie bei Schweizer-Sidler gewahrt findet, wobei es nicht so sehr auf meist nicht erschöpfende sprachliche und grammatische Zugaben als auf literarische Hinweise und Angabe von Autoren ankommt. Die Schule endlich verlangt Beschränkung und Vermeidung alles dessen, was über ihren Rahmen hinausgeht; für sie wird ein Überwuchern des Commentars, wozu bei solchen Tendenzen die Gefahr naheliegt, oft nicht so sehr fördernd als hemmend und ablenkend sein.

Nach dem Vorworte gibt die Einleitung eine Darstellung der Politik Roms Germanien gegenüber bis auf Trajan, der sich ein gedrängtes Bild von Tacitus' Leben und eine kurze Besprechung der kleineren Schriften anschließt. Hiernach ist die Germania keine politische Tendenzschrift; sie verdankt ihre Existenz dem Triebe nach Wahrheit, der Lust am künstlerischen Gestalten und ist geschrieben zur Belehrung und Freude denkender, gereifter Leser. Daran reiht sich die Besprechung der Quellen des Tacitus und des Standes der Kenntnisse von Germanien zu seiner Zeit. Am Schlusse wird gezeigt, wie der Schriftsteller einen abwechslungsreichen, scheinbar zwanglosen Gang der Schilderung zu gewinnen wusste, und eine Disposition der Schrift gegeben.

Der Text ist der von Halm[4]. Die beigefügten 'Bemerkungen zur Textgestaltung' geben die Abweichungen. Nach meiner Ansicht hätten 11, 3[1]) die Singularität *praetractentur,* 35, 2 Heraeus'

---

[1]) Die Zeilenangaben beziehen sich auf die besprochene Ausgabe.

recedit, 42, 5 Tagmanns *praecingitur*[1]) nicht Aufnahme finden sollen. Über Reifferscheids *suffugium hiemis* (16, 12) habe ich früher gesprochen;[2]) ebenso darüber, dass 14, 11 die Einfügung von a vor *principis* nicht zu billigen sei.[3]) 25, 1 sind die Gründe für die Änderung ceterum aus *ceteris* unzureichend. Wie oft ließe sich Assimilation an das folgende Wortende annehmen, wenn man sie brauchte; auch 12, 7 (*poenarum*) ist sie nicht über jeden Zweifel erhaben.[4]) Der Gegensatz, der mit *ceteris servis* zu den aus dem Spiele hervorgegangenen Knechten gegeben ist, kann anderen als sehr passend erscheinen; solche Dinge sind oft lediglich Geschmackssache, und vielleicht wäre ohne Maßmanns 'ceterum??' Wolff gar nicht auf diesen Geschmack gekommen. 35, 13 ist nach Reifferscheid hinter *plurimum* 'enim' eingesetzt; da war aber nach *poscat* Komma zu setzen. 43, 8 ist *iugumque* nach *montium* aus dem Texte entfernt. Mehr als des Acidalius 'mirum ni illud *iugumque* abundat, repetitum ex sequentibus' ist für die Unechtheit bis jetzt nicht beigebracht, und das genügt nicht. Dass mit älteren und neueren Herausgebern die Worte *trans Lugios ... obsequium* gegen Halm zu 43 gezogen sind, ist nicht erwähnt. 45, 22 nach Andresen et vor *sicut* einzusetzen, war verfehlt. Abgesehen von der hiedurch nothwendigen Ergänzung von esse zu *nemora lucosque* wäre mindestens schon wegen der Abhängigkeit von *crediderim* labantur und exundent nothwendig. Ich bleibe dabei, dass die Stelle in Ordnung sei, wenn man mit Tross und Müllenhoff nach *crediderim* Semikolon setzt. Dann hat man den Gedanken 'ich also möchte glauben, dass ungewöhnlich fruchtbare Wälder und Haine, gleichwie in den fernen Ländern des Ostens, wo Weihrauch und Balsam ausgeschwitzt wird, unter denselben Erscheinungen (*ita* = ita ut exsudetur oder exsudentur quaedam) sich auf Inseln und in Ländern des Westens finden'. Das Gewicht ruht auf dem parenthetischen *ubi ... sudantur*, resp. auf *ita*. 46, 4 *sordes omnium ac torpor: procerum multi conubiis mixti nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur.* Dass Tac. nicht ein die Peucini von den Germanen unterscheidendes Merkmal, sondern ein solches geben wollte, welches für die Zugehörigkeit zu ihnen spricht, ist gewiss richtig. Richtig ist auch *mixti* mit Coler;[5]) unrichtig aber ist, wie schon Dilthey bemerkte, die Interpunction vor *procerum*, falsch und willkürlich die Einschiebung von 'multi' hinter diesem Worte.

[1]) Hinsichtlich dieser und der vorhergehenden Conjectur erklärt der Herausgeber selbst S. IV, dass ihre Nothwendigkeit nicht überzeugend nachgewiesen sei.

[2]) Antikritische Untersuchungen zu den Ann. des Tac. Wien 1894, S. 20, A.

[3]) Zs. f. d. ö. G. 1895, S. 502.

[4]) Vgl. Zs. f. d. ö. G. 1897, S. 706 f.

[5]) Dass von diesem die Conj. *mixti* stammt, hat Wolff nicht erwähnt.

Die Erklärung, in umfangreichem Ausmaße gegeben, enthält manches Gute, wie die oft recht gelungenen Bemerkungen an der Spitze einzelner Capitel. Im allgemeinen jedoch herrscht Neigung zur Breite vor, die zu überflüssigen Bemerkungen führt. Hiezu rechne ich das 10, 17 zu *est et alia* Gesagte; denn dass diese Art Auspicien auf die Erforschung des Kriegsglückes beschränkt war, ergibt sich klar aus dem Texte. 16, 1 findet sich zu *populis* eine Wiederholung der zu 3, 12 angeführten Stellen. Zu breit sind die Excurse 25, 8 über die Libertiner, 37, 12 über die Parther, 45, 13 über den Bernstein, überflüssig ist 45, 17 das zu *rude* Bemerkte. 46, 5 handelt über die Ausrüstung der Sarmaten, über die man schon zu 1, 2 manches, zum Theil dasselbe erfahren hat. Im Anschlusse werden der gewöhnlichen Bedeutung von *habitus* sechs Zeilen einer Spalte gewidmet. Eigenthümlich berührt es, wenn man zu 13, 7 einen Ausspruch Bismarcks im Reichstage sammt Datum citiert findet. Allen Respect vor der Größe Bismarcks; aber bei richtigem Tacte wird man die Gelegenheit, von ihm zu sprechen, nicht sozusagen vom Zaune brechen,[1] und der Spruch 'Einer für alle, und alle für einen' ist nicht für das deutsche Heer patentiert, sondern muss die Devise eines jeden Heeres bilden, in dem ein gesunder Geist waltet.

Einen unnöthigen Ballast bilden eine Reihe sprachlicher und grammatisch-syntaktischer Bemerkungen. Zu 1, 9 erfährt man, dass *donec* mit dem Conj. des Präs. in der nachclassischen Sprache auch zur Schilderung von Sitten und Gebräuchen oder von Ortsverhältnissen gebraucht wird. Eine Conjunction, zur Schilderung gebraucht, ist neu.[2] Ich hebe ferner hervor 6, 20 die Bemerkung über *praecipuus*, 10, 1 die zehn Zeilen über *ut qui maxime*, worüber die Grammatiken Auskunft geben.[3] 14, 12 die lange Auseinandersetzung zu *bellator equus*. Dass *persuadere* 'überreden' mit Inf. bei Tac. sich nur 14, 15 findet, ist begreiflich, da er das Wort in dieser Bedeutung nur einmal gebraucht. Welchen Wert für eine Schulausgabe 28, 10 die statistischen Angaben über *utrum-an*, *ne-an*, *utrumne-an* bei Tac. haben, ist nicht zu ergründen; Studierende verschaffen sich derlei schöne Zahlen, wie vielleicht der Herausgeber selbst, aus dem lex. Tac., wobei sie betreffs '*an* allein im zweiten Gliede' sogar zu einem anderen Ergebnisse gelangen können. Dasselbe gilt 28, 13 von dem mit fast allen Stellen des lex. Tac. garnierten *circa*. 33, 2 könnte die Notiz zu *narratur* mit acc. c. inf. viel kürzer sein, da ja trotz der Länge

---

[1]) Denn die Nutzanwendung aus dem Gefolgswesen auf das deutsche Heer hinkt. Überall handelt es sich um das Verhältnis zwischen princeps und comites; zwischen 'princeps' aber und 'Officier' ist denn doch ein Unterschied.

[2]) Besser Draeger zu Ann. II, 6, 16.

[3]) Madv. §. 310, A. 4, wo Wolffs Beispiel aus Cicero auch, aber richtig citiert ist.

nichts Rechtes herauskommt. 33, 4 muss man zu *praedae dulcedine* neun Stellen in den Kauf nehmen, darunter sechs aus Livius, der *dulcedo* bevorzugt habe.

Überhaupt wird in Citaten, zum Theile aus den verschiedensten Schriftstellern, Außerordentliches geleistet. Ich verweise auf 4, 8 (*caelo solove*), 5, 10 (*est videre*), 6, 3 (*frameas*), 9, 8 (*lucos ac nemora*), 11, 5 (*agendis rebus*), 12, 3 (*imbelles*), 13, 18 (*profligant*). 16, 12 wird *suffugium hiemis* durch vier Stellen gestützt, wo keine nöthig war; denn dass immer so construiert werden musste, würde auch durch ein Dutzend nicht bewiesen. Hieher gehören ferner 17, 2 (*intecti*), 22, 9 (*adsciscendis*), 27, 4 (*erigit*), 30, 7 (*nosse ordines*), 30, 9 (*fortunam inter dubia*), 37, 12 (*admonuere*) u. a. Bei dieser Masse von Citaten läuft nicht selten Falsches mitunter, wie S. 26, Sp. 2, Z. 6 2 für 22, S. 32, Sp. 1, Z. 20 6 für 7, S. 36, Sp. 1, Z. 3 1 für 11, ebend. Z. 31 ac für *et*, S. 52, Sp. 1, Z. 13 12 für 7, S. 58, Sp. 2, Z. 7 5 für 15, S. 85, Sp. 1, Z. 26 35 für 40, S. 106, Sp. 1, Z. 19 3, 88, 21 für 2, 80, 21. Bei Citaten aus Tacitus hat die Angabe der Zeilen nur dann einen Sinn, wenn man sich an die conventionelle Ausgabe (Halm) hält. Wolff hat dies nicht immer gethan, und so ergeben sich bei einer sehr großen Zahl von Stellen dem lex. Tac. gegenüber Differenzen von einer Zeile, nicht selten auch von mehr. In einigen Fällen lässt der Commentar auch die wünschenswerte Ordnung vermissen. So heißt es 1, 9 '*meatus* und *inaccessus* sind dichterische Worte'; *inaccessus* aber findet sich im Texte vier Zeilen früher. 6, 1 f. gehört die Bemerkung zu *superest* vor die zu *rari gladiis*, 19, 5 war *accisis* vor *coram propinquis*, 40, 7 f. *invehi populis* vor *insula* zu besprechen. Die Erklärung übergeht manche Schwierigkeit. So erfährt man 7, 2 ff. allerlei, aber nichts über die schwierigen syntaktischen Verhältnisse. 9, 9 ergibt sich nicht, was der Erklärer unter *secretum illud* versteht. Unbesprochen bleiben 18, 9 *auspiciis*, 24, 6 *lucrandi perdendive temeritate*, 36, 2 die Zugehörigkeit von *diu*, 37, 3 *utraque ripa*, 39, 5 *primordia*, 42, 4 *quatenus*, 45, 18 *perfertur*. Anderwärts stößt man auf Unentschiedenheit, dunkle oder mangelhafte Bemerkungen. So liest man 2, 4 zu *adversus* viele Worte, die Bedeutung aber bleibt schließlich dem freien Ermessen überlassen. Während 4, 6 bei *tantum ad impetum* der Hinweis auf Ann. II, 14, 14 vermuthen lässt, *tantum* sei als Adverb aufgefasst, führt die Bemerkung zu 4, 7 (*non eadem patientia*) auf das Adjectiv. 4, 2 erhält *sinceram* seine Übersetzung, das schwierigere *propriam* bleibt unberührt und *sui similem* wird durch die Stelle aus Juvenal nicht klarer. 21, 9 ist in der Bemerkung zu *comes* 'wegen Schädigung des Fremden' für 'wegen des Schadens, den der Fremde anrichtete' mangelhaft. Ein störendes Versehen liegt vor 34, 1 '*Dulgubnii* ... östlich von den Angrivariern ... südlich von den Langobarden, durch die sie (durch die diese?) von den Cheruskern geschieden waren'. Wozu

37, 9 bei *ferme* das nichtssagende 'vollere Form' für 'Superlativ'? 38, 5 heißt es zu *obliquare* 'schräg streichen und zwar von den Seiten zum Hinterkopf hin'. Was aber geschah mit den Haaren über der Stirne? Richtig ist *nodo* nach Halm durch 'mit einem Knoten' gegeben; wozu aber daneben das falsche 'in einen Knoten', was etwas ganz anderes besagt? *Substringere* heißt nicht 'unterbinden', sondern 'unten zusammenziehen'.

Sonst bewegt sich die Erklärung in den Geleisen der Vorgänger. Es soll daher nur solches besprochen werden, was ganz besonders dazu einladet oder wohl gar einen Rückschritt bedeutet. C. 5 ist es mit der Partie über die Geltung der Edelmetalle übel bestellt. Sonderbar ist die Bemerkung zu *argentum quoque* 'auch ist den Germanen, wie das Schätzen des alten Geldes, eine Vorliebe für Silber eigenthümlich'. Wer ein richtiges Verständnis für den Gebrauch von *quoque*[1]) hat, wird so etwas nicht schreiben.[2]) 6, 1 *ne ferrum quidem superest* führt die Bemerkung '*quis enim scrutatus est?* gilt übrigens im ganzen auch von dieser Behauptung' geradezu zur Sinnlosigkeit, deren Spitze allerdings auf Tacitus abgelenkt wird, der *superesse non videtur* hätte schreiben sollen. 6, 20 *referunt* 'nehmen mit zurück'. Da stünde *ex* nicht *in dubiis proeliis*. Für ganz verfehlt halte ich es, wenn 19, 9 nach Holtzmann erklärt wird '*eae civitates* sind eben die Germanen, bei denen es, meint Tac., bis jetzt noch weit besser aussieht als bei uns verdorbenen Römern'. Abgesehen von der Aufhebung der engen Beziehung zwischen *eae* und *in quibus* hat man zu erwägen, dass nach Wolff *publicatae enim pudicitiae nulla venia: non forma, non aetate, non opibus maritum invenerit* sowohl von der Ehebrecherin als von dem gefallenen Mädchen gilt. Darin liegt doch ein unheilbarer Widerspruch, wenn man aus Tacitus heraus erklärt, dass bei den Germanen nur Mädchen heirateten, und dabei doch von Frauenheiraten spricht, wie Wolff, wenn er zu *publicatae enim* bemerkt: 'Tac. hat zwei Sätze zusammengezogen: 1. die Ehebrecherin bekommt ... keinen zweiten Mann; 2. das unkeusche Mädchen bekommt überhaupt keinen Mann.' Die ganze Frage wird gegenstandslos, wenn man bei *publicatae pudicitiae* jede Beziehung auf die Mädchen aufgibt, worüber ich mich bereits ausgesprochen habe.[3]) Hier bemerke ich noch Folgendes: Nicht der Schriftsteller muthet, wie Wolff meint, dem Leser den kleinen Gedankensprung vom Begriff der adultera zu dem der impudica überhaupt zu, sondern Halm. Bei einiger Überlegung aber wird man sich hüten, diesen Sprung zu machen. Abgesehen davon, dass *semel transigitur* bei der bisherigen allgemeinen Auffassung von *eae civitates, in quibus* seine logische Berechtigung nur durch iterum oder saepius trans-

---

[1]) Vgl. Krebs-Schmalz, Antib. unter quoque und etiam.
[2]) Vgl. Zs. f. d. ö. G. 1895, S. 501.
[3]) Ebend. S. 503 f.

igitur erhält, das sich mit Rücksicht auf das Vorhergehende aus *non forma, non aetate, non opibus maritum invenerit* entnehmen lässt, berücksichtigt man trotz der so beachtenswerten Bemerkung Baumstarks[1]) den Ausdruck *publicatae* zu wenig. Schwerlich hat sich Tac. aus Zufall oder Belieben für dieses Wort entschieden. Publicata pudicitia ist publica facta pudicitia und führt von selbst auf den Gegensatz privata pudicitia, d. i. jene, über welche nur eine Person, maritus oder dominus, verfügt, die nur diesem gegenüber (domi) abgelegt oder preisgegeben wird; dann ist publicata p. jene, die aus dem Sonderbesitze des Gatten genommen, gewissermaßen aus dem Hause hinaus oder in die Öffentlichkeit gebracht ist.[2]) Es ist dann mit dem abstracten publicata pudicitia eben das concrete adultera gegeben und dabei an Mädchen zu denken ganz ausgeschlossen. Da nämlich auf die pudicitia dieser noch niemand ein Sonderrecht besitzt, so lässt sich auch nicht von publicare pudicitiam im angegebenen Sinne[3]) reden. Wie es eventuell mit gefallenen Mädchen gehalten wurde, davon spricht eben Tac. nicht. 24, 10 *ea* = tanta zu nehmen, ist ganz ausgeschlossen. Unter *ea* = 'das' hat man die eben geschilderte Handlungsweise zu verstehen. Dass Tac. mit *pervicacia* lediglich die nach seiner Anschauung allein richtige Bezeichnung für ein solches Thun geben will, zeigt *ipsi fidem vocant*. 30, 2 wäre zu *non ita effusis ac palustribus locis* aus *initium sedis incohant* sedent oder agunt zu ergänzen. Aber derlei Mittelchen gegenüber sollte sowohl das Interesse des Erklärers als auch die Rücksicht auf den Schriftsteller zur äußersten Vorsicht mahnen. Die weiteren Schwierigkeiten dieser 'schwungvollen' Periode lässt sich die Erklärung nicht anfechten.[4]) 34, 3 heißt es von den Königen der Friesen, dass sie eine beschränkte Macht hatten und mehr Vertreter als Beherrscher der Gemeinde waren. Das ergibt sich aus Ann. XIII, 54 keineswegs für diese allein.[5]) 35, 2 geht hinsichtlich der Chauci maiores aus Ann. XI, 19 nicht hervor, dass sie westlich von der Weser, aus Ptol. II, 11, 11 dagegen, dass sie östlich von derselben wohnten. 38, 7 f. liest man '*in aliis gentibus* ... *rarum* = raro usurpatum, eine parenthetische Satzapposition. Zu *usque ad canitiem* ergänze usurpatur oder fieri solet, dem sich dann statt des gewöhnlichen Satzes mit ut ein Asyndeton explicativum (?)[6]) anschließt.' Genau so drangsaliert die arme Stelle Tücking.

---

[1]) AE. I, 639 f.

[2]) Foras (= in publicum) data.

[3]) Publicata pudicitia = vulgata pudicitia, wie man erklärt, wäre 'jedermann preisgegebene Schamhaftigkeit'. Es ist aber doch ein Unterschied zwischen Prostitution und dem Falle einer Frau.

[4]) Vgl. Serta Harteliana. Wien 1896, S. 241 ff.

[5]) Vgl. auch Germ. 7; 11; 43 (44 Halm).

[6]) Eine erfreuliche Erweiterung zu Näg. Stil. §. 199, I, 1 bildet dieses Asyndeton kaum.

Wolff, der dies zum Texte Halms thut, scheint es noch obendrein entgangen zu sein, dass er diesfalls nach *canitiem* interpungieren musste; ohne Interpunction kann niemand auf eine Ergänzung verfallen. In dem sehr schwierigen Schlusse des Capitels hätte wenigstens Lachmanns comptius, wofür sich Wolff gegen Halm und die Überlieferung entschied, eine Rechtfertigung vertragen.[1])

Die Bezeichnung der für die Betonung wichtigen Quantitäten bei Eigennamen ist meist unterlassen.[2]) Auf der sauber ausgeführten Karte vermisst man, da sie den Titel 'Zu Tacitus' Germania' führt, das südliche Schweden, die Wohnsitze der Bastarnae mit den Peucini sowie die der Fenni.

An Druckfehlern bemerkte ich noch S. XX, Z. 19 Widersprüch ein für Widersprüche in, S. 50, Sp. 1, Z. 18 impetori für imperatori, S. 105, Sp. 1, Z. 45 *μισϑόφοροι*; störend ist C. 37, 21 odium für *otium*.

Das Urtheil über diese Germania-Ausgabe kann zum Schlusse nur dahin lauten, dass sie im großen und ganzen in ihrer gegenwärtigen Verfassung wohl kaum einen Fortschritt bedeuten und somit auch keinem wesentlichen Bedürfnisse entgegenkomme könne.

Wien. Franz Zöchbauer.

Griechische Grammatiken und Lesebücher.

H. A. Schnorbusch und F. J. Scherer, Griechische Sprachlehre für Gymnasien. 6. verb. Aufl. Von F. J. Scherer. Paderborn, F. Schöningh 1895. 8°, VI u. 276 SS.

Die neue Auflage dieser Schulgrammatik stimmt abgesehen von einzelnen Kürzungen (vgl. z. B. den in §. 27 stehenden Zusatz über die Communia) und Verbesserungen mit der 5. nahezu vollständig überein, über welche sich im Jahrg. 1892 (43.), S. 725 f. ein Referat findet. Dass übrigens auch die Kürzungen nicht in sehr umfangreichem Maße durchgeführt worden sind, zeigt das Verhältnis der Seitenzahlen (256 gegen 258 der 5. Auflage). In dem Anhange über den homerischen Dialect wird jetzt über *βασιλῆος* (§. 371, 4 e) das Richtige gelehrt. Auch die Fassung der Lehre über den kurzen Vocal des Conjunctivs (§. 378) entspricht jetzt dem wissenschaftlich klargelegten Thatbestand. Manches könnte freilich noch verbessert werden, so z. B. was im §. 364 über Zusetzung und Einsetzung von Vocalen bemerkt ist. Die S. 245 stehende Fußnote: „*Πόληος* schloss sich an die Genetive auf *-ῆος* der Wörter auf *-εύς*, z. B. *βασιλῆος*" ist in dieser Fassung wohl nicht recht verständlich. Es müsste vielmehr heißen: „Nach

---

[1]) Wie dies Zernial fühlte: vgl. dessen krit. Anhang.

[2]) Dafür wird 37, 14 (Pacoro) auf ŏ zweimal aufmerksam gemacht.

dem Verhältnis von βασιλῆ-ι : βασιλῆ-ος ist zu dem Locativ (bezw. Dativ) πόλη-ι ein Genetiv πόλη-ος gebildet worden". Zu den S. VI angeführten Berichtigungen füge man noch hinzu: S. 192, Z. 4 v. o. l. „mit ἄν" statt „mit an".

Prof. Dr. B. Gerth, Griechische Schulgrammatik. 4. Aufl. Leipzig, G. Freytag 1895. IV u. 247 SS.

Die vorliegende neue Auflage dieser griechischen Schulgrammatik unterscheidet sich nur in geringem Maße von der zweiten Auflage, die noch den Titel hatte: „Kurzgefasste griechische Schulgrammatik", und über welche ich im Jahrg. 1888 (39.), S. 531 f. ein kurzes Referat veröffentlicht habe. Was den äußeren Umfang anlangt, so umfasst die Formenlehre der Schulgrammatik 113 SS. gegen 111 der zweiten Auflage, für die Syntax ist das Verhältnis 101 : 76. Neu hinzugekommen sind folgende Abschnitte: §. 192 und 193, enthaltend einige sehr kurze Bemerkungen über „einfache Wortbildung" und „Zusammensetzungen", wobei man ungern die bekannte Eintheilung der Nominalcomposita nach der Bedeutung vermisst, ferner §. 265 b „Präpositionale Adverbia" und der Anhang „Übersicht über die Zeit- und Raumbestimmungen", endlich „Einiges über den homerischen Dialect" mit einigen recht knapp gehaltenen Seitenblicken auf die Sprache Herodots (S. 216 bis 227). Von Änderungen im einzelnen seien folgende erwähnt: Einmal die Hinzufügung der Construction einzelner Verba in Fußnoten S. 100, 104, 107, 109, 110, 111, ferner die Änderung der Eintheilung der Verba der Inchoativclasse (ohne und mit Präsensreduplication). Neu hinzugekommen ist §. 199 b, vereinfacht und verbessert §. 202. Die Folgesätze sind jetzt nach den abhängigen Frage- und Aussagesätzen eingereiht und im §. 287 eine neue Kategorie „finaler Ergänzungssätze" geshaffen. Einige Abänderungen hat auch die Anordnung der Genetivconstructionen erfahren, indem jetzt die Darstellung des Genetivs bei Adjectiven, Adverbien und Verben unter eine Gruppe zusammengefasst ist.

H. Menge, Repetitorium der griechischen Syntax für die obersten Gymnasialclassen und namentlich zum Selbststudium. 4. umgearb. Aufl. Wolfenbüttel, J. Zwissler 1895. 8°, 63 u. 135 SS.

Die neue Auflage dieses Repertoriums stimmt in der Anlage mit der vorausgehenden dritten, die ich im Jahrg. 1888 (39.), S. 525 angezeigt habe, vollkommen überein. Dagegen hat der Lehrstoff eine nicht unbeträchtliche Kürzung und Vereinfachung erfahren durch Hinweglassung mancher entbehrlicher Einzelheiten und bessere Zusammenfassung, wie sich aus dem Vergleich der Seitenzahlen (74 und 215 der dritten Auflage gegen 62 und 135 der vierten) ergibt. Hiebei muss allerdings hervorgehoben werden, dass der in der dritten Auflage enthaltene Index (S. 192—215) der vierten nicht mehr beigegeben ist, sowie auch, dass durch die

Wahl kleinerer griechischer Typen für die Beispiele des ersten Theils nur ein kleines Raumersparnis erzielt worden ist. Der Übungsstoff des ersten Theiles ist nicht wesentlich verändert worden.

Eine beträchtliche Verkürzung haben nur die zur Einübung der Präpositionen dienenden Beispiele erfahren, welche jetzt nur mehr drei Seiten (gegen neun der früheren Auflage) ausfüllen. Andererseits ist auch neuer Übungsstoff dazu gekommen, so in den §§. 22 und 35, und anderwärts in geringerem Maße. Es sei endlich noch hinsichtlich der Anordnung des Stoffes hervorgehoben, dass jetzt der Dativ seinen Platz vor dem Genetiv erhalten hat und in zweckmäßiger Weise die Modi des Verbums in die beiden Unterabtheilungen „Modi in Hauptsätzen" und „Modi in Nebensätzen" getheilt sind, wodurch auch äußerlich eine bessere Übersicht erzielt ist. Im übrigen verweise ich hinsichtlich der Brauchbarkeit dieses gewiss schätzenswerten Repertoriums auf mein a. a. O. abgegebenes Urtheil.

A. Kägi, Repetitionstabellen zur Kurzgefassten griechischen Schulgrammatik. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. 42 SS.

Diese zweite Auflage entspricht genau der ersten, die ich im Jahrgang 1893 (44.), S. 751 angezeigt habe. Es genügt daher, auf die eben erwähnte Besprechung zu verweisen.

F. Vollbrecht, Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. 8. verb. Aufl., besorgt unter Mitwirkung von W. Vollbrecht. Leipzig, B. Teubner 1894. 263 SS.

Über dieses Wörterbuch ist zu wiederholtenmalen in dieser Zeitschrift Bericht erstattet worden, zuletzt über die 6. Auflage im Jahrg. 1888 (39.), S. 526. Die 8. Auflage ist an Umfang fast vollkommen gleich der 6. (633 gegen 635 SS.), im einzelnen ist sie nach der Versicherung der Herausgeber vielfach berichtigt und durch mancherlei Zusätze und Streichungen verbessert worden. Auch mehrere Abbildungen (S. 19, 106 und 241) haben Verbesserungen erfahren. In etymologischer Hinsicht wäre noch immer manches zu vervollkommnen.

K. Kraut und W. Rösch, Anthologie aus griechischen Prosaikern zum Übersetzen ins Deutsche für obere Classen. 3. Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer 1895. VIII u. 82 SS.

In diesem Hefte sind Abschnitte aus M. Aurelius, Aristoteles, Demosthenes, Dio Cassius, Dio Chrysostomus, Diod. Siculus, Dionys. Halic., Epiktet, Herodian (Geschichtschreiber), Isokrates, Lukian, Plato, Plutarch, Polybius, Stobaeus, Strabo, Thukidydes enthalten. Es sind im ganzen 100 Stücke, von denen mehrere wieder unter sich ein zusammenhängendes Ganze bilden. An Mannigfaltigkeit des Stoffes fehlt es nicht, wie schon das eben aufgeführte

Verzeichnis der Schriftsteller zeigt, denen die Stoffe entnommen sind. Ein Stellenverzeichnis, welches für sämmtliche drei Hefte die wünschenswerten Quellennachweise beibringt, wird auf Verlangen von der Verlagsbuchhandlung direct versandt.

Chr. Herwig, Lese- und Übungsbuch für den griechischen Anfangsunterricht. 2. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1895. 131 SS.

— — Vocabularium und Regelverzeichnis zu dem Lese- und Übungsbuche. 2. Aufl. 167 SS.

— — Vorbemerkungen zur 2. Auflage des Lese- und Übungsbuches. 12 SS.

Über die erste Auflage dieses Lese- und Übungsbuches habe ich im Jahrg. 1891 (42.), S. 755 f. einen ziemlich eingehenden Bericht erstattet, in welchem ich auf die Vorzüge des mit großer Sorgfalt gearbeiteten Buches aufmerksam machte. Nachdem die Einführung desselben erst Ostern 1894 möglich geworden und es in der kurzen Zeit bis nach Ostern 1895 schon vergriffen war, darf man hierin einen Beweis dafür sehen, dass es auch die Feuerprobe der Praxis bestanden hat, welche, wie schon oft hervorgehoben worden ist, der einzige wirkliche Probierstein der Brauchbarkeit eines Schulbuches ist. Die neue Auflage hat folgende Veränderungen erfahren: Die deutschen Stücke der ersten Auflage sind gestrichen und durch neue ersetzt, „die sich nunmehr durchgehends eng an die griechische Vorlage anschließen". Hiebei ist besonders hervorzuheben, dass von Nr. 20 an der sprachliche Stoff auf andere Stoffe als die in den betreffenden griechischen behandelten übertragen und zum Theil auf einen früher dagewesenen Inhalt bezogen ist. Es muss ferner hervorgehoben werden, dass namentlich im ersten Theile eine nicht unerhebliche Entlastung des Vocabelschatzes stattgefunden hat, so dass das Buch jetzt nur mehr 1680 Wörter statt 1820 der ersten Auflage enthält. Neu hinzugekommen ist ein Anhang mit einer Reihe von iambischen Trimetern, Hexametern und Distichen (S. 84—89) und ein systematisches Verzeichnis der gelernten Wörter zum Zwecke zusammenhängender Repetitionen (S. 117—145 des zweiten Theiles).

Th. Drück und F. Grunsky, Griechische Übungsbücher. II. Theil: Griechisches Übungsbuch für Classe VI (Obertertia) von F. Grunsky. Leipzig, K. Braun 1896. VIII u. 110 SS.

Die Grundsätze, welche den Herausgeber dieses Übungsbuches geleitet haben, sind von mir bei Besprechung des ersten Theiles im 47. Jahrgang (1896), S. 1136, zum Theil mit den Worten des Verf.s selbst gekennzeichnet worden. Desgleichen habe ich Plan und Einrichtung des ersten Theiles a. d. a. O. in hinlänglicher Ausführlichkeit geschildert, und es ist daher überflüssig, hier noch-

mals darauf zurückzukommen, da der vorliegende zweite Theil sich in allen Punkten genau an den früher besprochenen ersten Theil anschließt und hierin sich vollständig mit ihm deckt. Entsprechend der durch den würtembergischen Lehrplan vorgeschriebenen dreifachen Aufgabe des griechischen Unterrichtes in der 6. Classe (Obertertia), nämlich Absolvierung der Formenlehre des attischen Dialects, Behandlung der Casuslehre, Einführung in die Hauptregeln der Modussyntax, werden in dem ersten Abschnitte die Conjugation auf -μι und die unregelmäßigen Verba behandelt (St. 1—41). Planmäßig folgen innerhalb dieses Theiles nacheinander aus dem Gebiete der Satzlehre: Unabhängiger Urtheils-, Frage-, Begehrungssatz; abhängiger Urtheils-, Frage-, Begehrungs- und Finalsatz; Verba des Glaubens und Sagens, der Wahrnehmung, mit Inf. Fut.; Folgesatz; Prädicatsnomen beim Infinitiv; Participium; Bedingungs- und Zeitsatz, Negationen. Der zweite Theil (St. 42—74) ist der Einübung der Casuslehre gewidmet. Auch in diesem Theile besteht der weitaus größere Theil des Übungsstoffes aus Einzelsätzen, die, insoweit ich mich überzeugen konnte, gut gewählt und zweckentsprechend sind. Wohl nur ein Zugeständnis an den griechischen Ausdruck ist die volksthümliche Fassung des Sätzchens St. 57 *B* 4 (S. 71): „Böse Augen sehen nie nichts Gutes". Recht passend sind die vier zur Wiederholung des gesammten Übungsstoffes bestimmten Stücke 71—74, sowie auch St. 69, welches die Wiederholung der Gebrauchsweise der griechischen Präpositionen an der Hand der deutschen Vorwörter enthält. Im ganzen macht mir dieses Übungsbuch den Eindruck einer recht beachtenswerten und erfreulichen Erscheinung auf dem Gebiete der Unterrichtsliteratur.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Franz Hrbek, Cvičebná kniha jazyka latin. pro I. třídu gymn. Druhé, opravené vydání. (Übungsbuch der lateinischen Sprache für die I. Gymnasialclasse. 2. verb. Aufl.) Prag, Kober 1893.

— — Cvičebná kniha jazyka latin. pro II. třídu gymn. Druhé, opravené vydání. (Übungsbuch der lateinischen Sprache für die II. Gymnasialclasse. 2. verb. Aufl.) Prag, Kober 1896.

Die vorliegende 2. Auflage der Hrbek'schen Übungsbücher unterscheidet sich von der 1. Auflage (vgl. diese Zeitschr. 1893, S. 524 ff.) wesentlich dadurch, dass der Übungsstoff, besonders in jenem für die II. Classe, bedeutend gekürzt erscheint. Diese sowie auch andere kleinere Änderungen sind von dem Verf. mit Recht vorgenommen worden; sie sollen die theilweise zu großen Anforderungen der 1. Auflage an die Schüler mildern; die Anordnung des Stoffes ist dagegen im ganzen dieselbe geblieben.

Als bemerkenswerte vortheilhafte Änderungen im I. Theile sind zu verzeichnen: Einige nicht zweckentsprechende Einzelsätze

sind gestrichen, andere, wo es in stilistischer Hinsicht oder in Bezug auf die Änderung des grammatischen Stoffes zweckmäßig erschien, umgeändert. Von den lateinischen Sätzen können noch 76. 3, 88. 10, 97. 1, von den böhmischen 88. 2 entbehrt werden. Die syntaktischen Anmerkungen sind vermehrt und diejenigen, welche die von dem Böhmischen abweichenden Constructionen betreffen, aus dem Texte in das Wörterverzeichnis versetzt; so z. B. die Construction der negativen transitiven Verba im Böhmischen im Gegensatze zum Latein u. a. m. Die böhmische Wortfolge wird auch dort beibehalten, wo in der 1. Auflage behufs gehöriger Übersetzung dem Latein Concessionen gebracht worden waren. Es wird überhaupt auf die Correctheit im Böhmischen äußerst geachtet, vgl. den Gebrauch der prädicativen Adjectiva. Die Declination der Substantiva der i-Stämme (securis) wird der II. Classe belassen. Bei der V. Declination ist der Grammatik gemäß neben res auch das Paradigma 'dies' beigegeben, was zwar nicht nothwendig, doch nicht ohne Nutzen ist. Mit der Hrbek'schen Formenlehre übereinstimmend sind die Übungssätze zur Einübung der selten vorkommenden Formen des starken Imperativs im 3. pl. act. und im Passivum überhaupt gestrichen. Didaktisch gut begründet erscheint auch die regelmäßige Einschaltung einiger die Regel der vorangehenden Übungsaufgabe betreffenden Einzelsätze in die folgende Aufgabe. Auch das Wörterverzeichnis zeigt viele Spuren sorgfältiger Hand, insbesondere was die Übersichtlichkeit anbelangt. Obwohl der Verf. in dieser Auflage schon bei jeder Übersetzungsaufgabe im Wörterverzeichnisse auf seine eigene Grammatik verweist, sind doch die Paradigmen sowie auch die grammatischen und syntaktischen Regeln zu einzelnen Aufgaben beibehalten, was gewiss viel zur gehörigen Einprägung der Wortformen und Regeln beizutragen geeignet ist. Ref. würde ebenfalls kurze Anmerkungen über den Gebrauch des Inf. c. acc., des Gerundiums und Gerundivums, über abhängige Fragesätze bei den betreffenden Übungen wünschen. Die Pluralia tantum sollten auch nicht ohne jede Anmerkung III, 36, VI, 37, 60 usw. gebraucht werden. Bei lateinischen Zeitwörtern wird nicht mehr die überflüssige 2. sing. angegeben; dafür aber die Perfectform der mit esse zusammengesetzten Verba und von der 93. Übung angefangen auch die Perfect- und Supinformen der übrigen Verba, was wohl schon von der 84. Übung an geschehen konnte. Übung 94 sollte eine Anmerkung über die Perfect- und Supinform der mit facio zusammengesetzten Verba hinzugefügt sein. Anzuerkennen ist, dass die zusammenhängenden Stücke, welche früher am Ende des lateinischen Übungsmaterials in der Zahl von 25 angebracht waren, jetzt um 7 vermehrt an passenden Stellen im ganzen Buche vertheilt sind. Ferner verdient hervorgehoben zu werden, dass die Quantität mancher Vocabeln corrigiert erscheint: mĭtto, flūctus, lĭttera, sūstineo u. a. m.

Demselben Zwecke, die Schwierigkeiten der 1. Auflage zu beseitigen, ist auch beim Übungsbuche für die II. Classe Rechnung

getragen, und zwar in einem noch größeren Maße, da die Anforderungen an die Schule in diesem Buche noch höher gestellt waren. Der Übungsstoff ist hier beinahe um ein Viertel gekürzt, indem viele Sätze, namentlich solche, die sich auf den Periodenbau beziehen, gestrichen, andere durch Änderungen im Texte ihrer Schwierigkeiten entledigt werden. Auch die zusammenhängenden Stücke, welche den Schülern Schwierigkeiten zu bereiten geeignet waren, wurden theils entsprechend geändert, theils gänzlich beiseite gelassen und auf solche Weise von 142 auf 112 herabgesetzt. Es ist unleugbar zu loben, dass zusammenhängende Abschnitte auch unter die böhmischen Übungen aufgenommen sind; der Verf. hat einige von den früheren aus dem Lateinischen ins Böhmische übersetzt, andere neu hinzugefügt. Das Wörterverzeichnis lässt nichts zu wünschen übrig: Fehlende Vocabeln zu einzelnen Übersetzungsaufgaben sind ergänzt, syntaktische Anmerkungen vermehrt und stilistisch verbessert und der Übersichtlichkeit möglichst Rechnung getragen. Im einzelnen ist anzuführen: Bei den Zahlwörtern ist ein Übungsstück über Cardinalia und Ordinalia auch unter die böhmischen Übersetzungsaufgaben eingereiht, da der Verf. den ersten Theil des Stückes XLIII (De secundo et tertio bello Persico) ins Böhmische als Stück XXXVII (O Druhé válce punské) übersetzt hatte. Wünschenswert wäre bei den Anomalien eine größere Anzahl von Beispielen über die mit esse zusammengesetzten Verben. Für die Einübung der Construction von iubeo und veto ist übereinstimmend mit der Grammatik eine Übersetzungsaufgabe beim Infinitivus obiectivus, nicht mehr bei der Construction des Inf. c. acc., bez. Inf. c. nom. beigegeben. Einer besseren Stilisierung bedarf die Anmerkung 88. 3.

Im Wörterbuche sind folgende Vocabeln nicht enthalten: vzdaluji se (XIII), věčnost (25. 8), rybář (LVII), přisuzuji (LVII, LIX), řičím (LXIV), mrtvola (XLVII).

Das Gesammturtheil über die neue Auflage der Hrbek'schen Übungsbücher lautet dahin, dass sie in ihrer jetzigen Form wohl geeignet sind, den Anfangsunterricht in der lateinischen Sprache im großen Maße zu fördern; Ref. hofft überdies, dass sie auch mit der Zeit ihre verdiente Verbreitung finden werden, da man sich nicht länger den Anforderungen wird verschließen können, welche der zeitgemäße und dem Fortschritte huldigende Vorgang in diesen Büchern an den Lehrer macht. Nur zwei Bedenken, welchen schon bei der Besprechung der 1. Auflage Ausdruck gegeben wurde, hegt Ref. auch in Betreff dieser neuen Auflage. Das böhmische Übungsmaterial ist von dem lateinischen getrennt: dem Schüler soll die verlockende Gelegenheit, beim Übersetzen in der Schule in lateinische Sätze hineinzusehen und die Vocabeln sich herauszunehmen, genommen werden. Abgesehen davon, dass dies bei gehöriger Aufsicht von Seite des Lehrers selten der Fall sein kann — obwohl der Schüler, welcher beim Übersetzen gleich aus den lateinischen Übungssätzen sich das Passende herauszunehmen

fähig ist, des Lehrpensums schon gewissermaßen mächtig sein muss —, und selbst zugegeben, dass dies in pädagogisch-didaktischer Beziehung von Belang ist, so muss man doch bedenken, welchen Zeitverlust es kostet, welch beständige Unruhe beim Unterrichte herrscht und wie das Buch selbst dabei leidet, wenn die Schüler jeden Augenblick gezwungen sind, hin und her zu blättern, so oft sie lateinische und wieder böhmische Sätze übersetzen, besonders wenn der Lehrer bei der Prüfung jeden Schüler lateinische und gleich darauf böhmische Sätze übersetzen lässt. Nicht viel besser verhält sich die Sache mit den am Ende der Übungsbücher angebrachten Wörterverzeichnissen, welche nur die in einzelnen Übungsstücken vorkommenden Vocabeln enthalten, soweit sie nicht aus den vorausgehenden Übungen (eventuell aus der I. Classe) bekannt sein sollen. Da es aber absolut unmöglich ist, dass auch der beste Schüler alle schon vorgekommenen Vocabeln im Gedächtnisse behalte, so muss der gewissenhafte Lehrer von den Schülern fordern, dass sie sich ein Heft anschaffen, um in dasselbe die Vocabeln, welche sie vergessen und im Wörterverzeichnisse vergeblich gesucht haben, aus dem separaten für beide Übungsbücher bestimmten Wörterbuche einzutragen, um sie daraus zu lernen. So hat also der Schüler zur Einübung der Vocabeln das nach den einzelnen Übungen geordnete Wörterverzeichnis in seinem Buche, ein separates Wörterbüchlein und noch ein geschriebenes Vocabularium! Die Folge davon muss unbedingt nicht nur Zeitverlust bei der Hauspräparation sein, sondern es muss auch dieser Übelstand, der so viele Schwierigkeiten bereitet, beim Schüler Unlust erregen. Und doch ist der Zweck der Hrbek'schen Übungsbücher, zum Erlernen der Anfänge der lateinischen Sprache anzuregen und es zu erleichtern!

Deutschbrod. Josef Němec.

Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Iwan v. Müller. 21. Halbband = Band VIII, III. Theil. Geschichte der römischen Literatur. 3. Theil: Die Zeit von Hadrian (117) bis auf Constantin (324). München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1896.

Über vier Jahre verstrichen seit dem Erscheinen des II. Theiles dieser römischen Literaturgeschichte (1892), der die Zeit vom Ende der Republik (30 v. Chr.) bis auf Hadrian (117 n. Chr.) umfasste, ehe Schanz den vorliegenden III. Theil der Öffentlichkeit übergab. Die Gründe der Verzögerung deutet der Herausgeber in der Vorrede des neuen Bandes kurz an. Sie waren theilweise in der Beschäftigung mit anderen wissenschaftlichen Arbeiten gelegen, so mit der Herausgabe einzelner Schriften Platos mit Commentar, zum Theil — und darin dürfte wohl der Hauptgrund der Verzögerung liegen — sah der gelehrte Verf. sich bemüssigt, gerade für die Heraus-

gabe dieses neuen Bandes der römischen Literaturgeschichte mit den Hauptergebnissen der Theologie sich vertraut zu machen, um ein richtiges Verständnis der hier vornehmlich zu behandelnden Fragen und Autoren zu erlangen. Und Schanz hat sich in der That in alle die wichtigen einschlägigen Fragen der patristischen Literatur mit solcher Gründlichkeit vertieft, dass dieser Band seiner Literaturgeschichte geradezu als eine Bereicherung nicht bloß der philologischen Literatur bezeichnet werden darf. Denn das Schwergewicht des Buches — und das ist auch ein besonderer Vorzug desselben gegenüber anderen Darstellungen ähnlicher Art — ruht eben in der Behandlung der altchristlichen, der patristischen Literatur, wie eine solche noch in keiner der bis dahin erschienenen römischen Literaturgeschichten, sei es in formaler, sei es in sachlicher Beziehung, auch im Eingehen auf theologische Streitfragen geboten worden war. Diese Behandlung der christlichen Autoren — hervorragende heidnisch-nationale Schriftsteller treten eben in jener Zeit nicht mehr auf — erfolgt zwar bei Schanz gesondert von den heidnischen, doch die Grundsätze der Behandlung sind bei beiden doch die gleichen. Die wiederholt anerkannten eigenartigen Vorzüge der Schanz'schen Behandlung und Darstellungsform treten auch in diesem Bande deutlich hervor. Besonders dankbar werden auch in demselben die oft ziemlich ausführlichen Inhaltsangaben der einzelnen Werke begrüßt werden, die eine rasche Orientierung ermöglichen.

Im Mittelpunkte der Darstellung dieses Bandes, soweit er der patristischen Literatur gewidmet ist, stehen mit Recht Tertullian und Cyprian, S. 240—342, also ein volles Viertel des ganzen Bandes umfassend. Außerordentlich gründlich ist die Darstellung des Wirkens und der schriftstellerischen Thätigkeit dieser beiden Männer. Die einzelnen Werke derselben werden sorgfältig analysiert, auch das Eingehen auf theologische Streitfragen war, wie schon erwähnt wurde, oft nicht zu umgehen. Es geschieht jedoch, ohne dass die Erörterung dieser Probleme sich ungebürlich in den Vordergrund drängte. Mit Recht hat Schanz auch in diesem Bande völlig darauf verzichtet, bibliographische Genauigkeit zu erzielen, wofür ja jedem Forschenden andere Hilfsmittel zugebote stehen. Wohl aber wird jeder Leser in die Lage versetzt, über alle wichtigeren literarischen Fragen und in der patristischen Literatur auch über controverse Punkte der theologischen Disciplin sich rasch und in völlig ausreichender Weise zu informieren.

Der Gang der Darstellung ist, kurz zusammengefasst, folgender: *A*. Der erste Haupttheil umfasst die nationale Literatur (S. 7—201). Hier wird zunächst die Stellung der einzelnen Kaiser zur nationalen Literatur behandelt (S. 7—20), es folgt dann die Darstellung der Poesie (S. 21—40), hierauf die der Prosa nach generischen Gesichtspunkten: Historiker, Redner, Fachgelehrte (Grammatiker und Metriker, Antiquare, Juristen, Darsteller der

realen Fächer). Ganz vortrefflich ist die Behandlung des Suetonius, vor allem die Charakteristik der Kaiser-Biographien. — Sehr instructiv und interessant ist unter den Rednern die eingehende Würdigung des Fronto S. 75—85. Das Gesammturtheil, das Schanz über diesen armseligen Rhetor fällt, ist mit Recht höchst abfällig. Auch die literarische Thätigkeit des Apuleius erfährt eine sehr ausführliche Darstellung. Besonders wird des Apuleius Roman 'Die Metamorphosen' S. 88—99 mit bemerkenswerter Gründlichkeit analysiert. Einer sorgfältigen Inhaltsangabe folgt eine Untersuchung über die Quellen des Romans und die Einlagen desselben. Von diesen Einlagen wieder wird 'die Perle des ganzen Werkes', die Erzählung von Amor und Psyche, wegen ihrer hohen Bedeutung auch für die moderne Kunst in ganz gesonderter Darstellung eingehend besprochen. Den Schluss bildet noch eine Charakteristik des Romans. — Ein weiteres detailliertes Eingehen auf die Behandlung, welche Schanz den einzelnen Autoren angedeihen lässt, müssen wir uns wegen der Knappheit des dieser Anzeige zugemessenen Raumes versagen, den wir ohnehin schon überschritten zu haben fürchten. Nur eines sei bemerkt, dass gegenüber der Ausführlichkeit der Darstellung der anderen Autoren die großen Juristen jener Epoche etwas zu kurz kommen.

Die zweite Hälfte des Bandes, welche die altchristliche Literatur behandelt (S. 204—410), bietet zunächst eine Einleitung, in welcher die Stellung der christlichen Literatur zur nationalen kurz und treffend charakterisiert wird. Ref. kann es sich nicht versagen, die einleitenden Sätze dieses Capitels hier anzuführen (S. 204): 'Dass die lateinischen christlichen Autoren in einer Geschichte der römischen Literatur behandelt werden müssen, wird kein Einsichtiger leugnen; denn diese Autoren schreiben in derselben Sprache wie die nationalen, sie gebrauchen dieselben literarischen Formen, welche die nationale Literatur ausgebildet hat; sie nehmen auch theil an den Ideen, welche das Hellenenthum und das Römerthum erzeugt haben, ja sie wenden sich zum Theil an ihre heidnischen Mitbürger. Aber diese Autoren bilden doch eine Welt für sich und erfordern eine eigene Behandlung. Die christliche Literatur hat ihre selbständige Entwicklung, sie ist aufs engste mit den Schicksalen des Christenthums in der römischen Welt verwachsen; sie begleitet den Kampf, den die neue Religion um ihre Existenz zu führen hat. Dieser Kampf ist aber ein doppelter: einmal kam das Christenthum mit der Regierungsgewalt in Conflict, da es den nationalen Cultus und damit den Bestand des Staates negierte; dann trat es in scharfen Gegensatz zu den Anschauungen und Sitten der damaligen feineren Gesellschaft ... Diesen doppelten Kampf, der drei Jahrhunderte hindurch wüthete, müssen wir kennen lernen, wenn wir zum Verständnis der christlichen Literatur gelangen wollen. Den ersten Kampf schildert uns die Geschichte der sogenannten Christenverfolgungen; der zweite Kampf spielt sich

vorwiegend in der griechischen Literatur ab, doch greift auch die lateinische in denselben ein.' — Hierauf geht also Schanz daran, zu zeigen, wie die römisch-griechische Nationalität in doppelter Weise gegen die neue christliche Weltanschauung reagierte, einmal äußerlich, indem die Regierung, gezwungen vom Selbsterhaltungstriebe, gegen das Christenthum mit Strafen vorgieng, und dann innerlich, indem die nationalen Schriftsteller gegen dasselbe Stellung nahmen. Es folgt S. 205—225 eine ganz vortreffliche, von musterhafter Objectivität zeugende allgemeine Darstellung jenes Kampfes des Christenthums mit der Staatsgewalt. Bemerkenswert ist hier besonders das S. 206 Gesagte: 'Im ganzen gieng die Tendenz (der Kaiser) auf Tolerieren der Christen. Erst als sich zeigte, dass die organisierte Kirche einen Staat im Staate bildete, steckte man sich als Ziel die Vernichtung des Christenthums; allein gerade diese scharfe Repression führte zu dem Siege der neuen Religion.' Hierauf wird das Verhalten der einzelnen Kaiser gegenüber dem Christenthum (von Nero bis Constantinus) und die allgemeine Entwicklung des Christenthums in dieser Zeit eingehend erörtert. Ein kürzeres Capitel ist der Behandlung jenes Kampfes gewidmet, in dem die heidnischen lateinischen Schriftsteller gegen das Christenthum eintraten. Die Kürze der Darstellung ist hier vollkommen gerechtfertigt, da sich dieser Kampf ja überwiegend auf dem Gebiete der griechischen Literatur abspielte. Nun erst folgt die eingehende Würdigung der Autoren der christlich-lateinischen Literatur (S. 228—410), und es werden der Reihe nach M. Minucius Felix, Papst Victor I., Tertullianus, Cyprianus, Novatianus, Commodianus, Victorinus von Pettau, Arnobius, Lactantius, Reticius von Autun und die Martyrien behandelt. Den Abschluss des Bandes bildet eine Besprechung der Bibel-Übersetzungen. — Einen hohen Vorzug des Schanz'schen Werkes bildet auch in diesem Bande der elegante Fluss der Darstellung und die außerordentliche, das Studium in hohem Grade fördernde Übersichtlichkeit der Behandlung. Kein Zweifel, dass auch dieser Band, zumal wegen der epochemachenden Darstellung der patristischen Literatur, sich der gleichen Beliebtheit erfreuen wird wie die früheren Bände, die zum Theil, wie wir aus der Vorrede erfahren, schon vergriffen sind.

Wien. Alois Kornitzer.

Zur neueren deutschen Literaturgeschichte.

(Schluss; s. Heft 10, S. 901.)

Des von Jonas herausgegebenen Corpus der Briefe Schillers wurde an dieser Stelle schon zweimal gedacht (43, 467 f. 45, 37 ff.). Seitdem hat Minor in Bettelheims Biographischen Blättern 1, 352 ff. gesagt, was über die Ausgabe zu sagen ist. Ich kann mich des-

halb diesmal kurz fassen. In den ersten sechs Bänden — mehr ist mir bisher nicht zugekommen — liegen 1833 Briefe vor; sie reichen bis zum 29. November 1802. Eine stattliche Summe! Wiederum konnte eine größere Anzahl ungedruckter Briefe eingefügt werden. Freilich, ihr Wert ist ein relativ geringer. Aber wer wird aus dieser Thatsache dem verdienten Herausgeber einen Vorwurf machen wollen? Der Vollständigkeit zuliebe mussten alle Geschäftsbriefe Schillers aufgenommen werden, und gerade sie haben eine wesentliche Vermehrung erfahren. Die Buchhändler- und Buchdruckerfirmen, mit denen Schiller im Verkehr stand, spielen in den zum erstenmale gedruckten Briefen eine große Rolle, voran Göschen, dann Mauke, Curtius, Hartung, Spener, Breitkopf, Gaedike, Göpferdt, Crusius, Unger. Immerhin ist diese Geschäftscorrespondenz uns noch lieber und wichtiger, als ein Schreiben an den Apotheker Schwarze (Nr. 1757 von 1802), das füglich wegbleiben konnte. Ein Wilhelm Schlegel hätte in Jonas' Sammlung die Quelle einer langen Reihe bissiger Epigramme gefunden; wenn er dem Briefwechsel Schillers und Goethes nachrechnet, dass Goethe Schillers liebe Frau 360mal grüßen lasse, hätte er hier noch mehr solcher Motive des Familienlebens gefunden . . . Allein wir denken heute über diese Dinge anders und freuen uns, unter den Ineditis den umfänglichen Brief an Huber vom 19. Febr. 1795 (Nr. 814) zu treffen, oder auch nur das hübsche Billet an Eberhard Gmelin (Nr. 700). Wenn indes dem Herausgeber auch nicht gegönnt war, durch den vollwichtigen Wert glücklicher Funde zu wirken, so hat er doch mit rastlosem Fleiße die ganze Menge der Handschriften Schiller'scher Briefe herangezogen und zur Verbesserung des Textes verwertet. Die Schwierigkeit solcher Bemühung (ich habe sie in der zweiten der oben citierten Besprechungen darzulegen versucht) lässt begreiflich erscheinen, dass zuweilen erst in den Lesarten diese oder jene Emendation vorgenommen wird. Wie vieles ist doch erst im Laufe der Veröffentlichung zutage getreten! Mächtig gewachsen sind, im Vergleiche zu den ersten Bänden, die erklärenden Anmerkungen. Wiederum fügt Jonas gelegentlich ungedruckte Briefe von Personen aus Schillers Kreise ein; einmal (5, 492 f.) einen Brief Dacherödens vom 30. Juli 1796, der die in dem Briefe 1073 (an Schillers Schwiegermutter) angedeuteten Zeitereignisse drastisch illustriert. Der Brief stammt natürlich nicht aus „Burgocruer", sondern aus Burgörner. — Hoffentlich gibt mir die baldige Vollendung des Werkes Gelegenheit, raschestens wieder auf diese monumentale Sammlung zurückzukommen.

Jonas' Sammlung hat die Schwelle des 19. Jahrhunderts bereits überschritten. Die Literatur des 19. Jahrhunderts kommt in zwei Schriften zur Behandlung, die zu einander im denkbar größten Gegensatze stehen. Ihr Vergleich lehrt, wie weit methodische Erforschung neuerer Literatur von dilettantischer Darstellung desselben Themas sich unterscheide.

[illegible]

[illegible] Gerade W. Müllers Beziehungen zu Byron wären eindringender Untersuchung bedürftig. S. 64 erwähnt Arnold die beiden Byroncharakteristiken Müllers von 1822 und 1825. War es nötiger, diese beiden Artikel bibliographisch genau zu bestimmen — das hat schon Goedeke 3. 354. 356 gethan — oder ihre auffallende Verschiedenheit festzustellen? 1822 beurtheilt W. Müller den englischen Dichter sehr scharf, fast kleinlich. „Nicht leicht", heißt es da (Schriften 5. 186 f.) „lässt er sich eine Gelegenheit entschlüpfen, das hoffnungsloseste Elend der Zerknirschung und Zerstörung in crassen, scheußlichen Bildern bis auf die kleinsten

Züge, man könnte sagen con amore auszumalen. Auf Leichenfeldern und in Gruben der Verwesung sitzt seine Muse, einer Nachteule gleich, und weidet sich an dem Röcheln der Sterbenden..." Und wie der Dichter, so wird auch der Mensch Byron angegriffen; der Gegensatz seiner Lebensführung und seiner dichterischen Klagen wird ihm mit derselben kleinlichen Philistrosität vorgeworfen, die den Grundzug der bornierten „Memoirs of the life and writings of... Lord Byron" (London 1822) bildet. Im Jahre 1825 schreibt Müller einen Panegyricus auf Byron, nennt eben jene Memoirs „das Werk eines engherzigen und einseitigen Gegners des religiösen und politischen Liberalismus unseres Dichters, durch und durch finster und verstockt in Urtheilen und Ansichten" (Schriften 3, 280 f.). Das macht: Byron war in der Zwischenzeit zum Griechenheros geworden. Ist es nicht wichtig, diesen Gegensatz der Betrachtung Byrons festzuhalten, wenn man von deutschem Philhellenismus handelt und diesen Philhellenismus zum Theil auf Byrons Rechnung setzt? Noch mehr, auch zur Interpretation einzelner Gedichte Müllers wäre aus gleichen Quellen einiges zu holen. Müllers ironisches Gedicht „Die Ruinen von Athen an England" (2, 195 ff.) hat bei Arnold keine Interpretation gefunden, obgleich er S. 30 ff. den Ruinen von Athen einen Abschnitt widmet und S. 63 der philologisch-humanistischen Seite von Müllers Philhellenismus gedenkt. Dennoch hat Müller selbst den Commentar zu seinem Gedichte in seiner Byronbiographie (3, 325 f.) geliefert; wenn er dort erzählt, wie Byron gegen den Plünderer der Ruinen der Akropolis, gegen den „famösen Lord Elgin" die Verse fabriciert: „Quod non fecerunt Goti, Hoc fecerunt Scoti", so erscheint Byron geradezu als der Veranlasser jener Müller'schen Sarkasmen: „Lass dir unsern Dank gefallen, Hort der Freiheit, Engeland!" — Treitschkes schöne Byronstudie („Historische und politische Aufsätze", 1867, [3]316 ff.) hätte noch einige weitere interessante Gesichtspunkte geboten.

Nicht als Nachtrag sei diese Erörterung gedacht und nicht Nachträge sollen hier herbeigeschleppt werden. Was nützte es, ein paar Titel[1]) mehr hinzuzufügen? Ich wollte nur zeigen, dass eine energischere Durcharbeitung des Materiales zu den vielen von Arnold erzielten Resultaten noch manche weitere hinzufügen könnte. Ohne Zweifel enthält indes Arnolds Studie auch in ihrer jetzigen Gestalt eine ganze Reihe interessanter Beobachtungen — ich verweise nur auf die metrischen Erörterungen S. 44 f. — und einige hübsche Nachweise, unter denen ich besonders die mir seinerzeit nicht auf-

[1]) Leider lässt sich bei Arnold nicht bequem übersehen, was in der Zeit aus dem Neugriechischen übersetzt worden ist. Gegen die Disposition der Studie mit ihren vielen Verweisen von vorn nach hinten und von hinten nach vorn wäre überhaupt einiges einzuwenden. Goedekes Zusammenstellung 3, 1369 f. scheint mir S. 47 und 66 ff. nicht völlig ausgenützt zu sein.

findbaren Quellen zweier Gedichte Chamissos (S. 96) erwähnt. Leider konnte Arnold so wenig als ich die Quelle von „Lord Byrons letzter Liebe“ constatieren.

In Arnolds Studie wird kein Einsichtiger die strenge Schulung einer zielbewussten Methode verkennen. Umso trauriger nimmt sich neben diesem erfolgreichen Versuche, deutsche Literatur unseres Jahrhunderts wissenschaftlich zu bearbeiten, Kirchners klägliche Darstellung der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts aus, ein Buch, das besser nie gedruckt worden wäre. Ich habe schon die beiden ersten Hefte des Unternehmens an dieser Stelle (45, 329 ff.) abgelehnt, und nicht anders hat die ganze sachverständige Kritik geurtheilt. Je weiter indes der Verf. vordringt, desto unsicherer wird er, desto verkehrter gestaltet sich seine Auseinandersetzung. Von Gedankengang, von Aufbau kann wohl nicht die Rede sein. Liefert Kirchner doch thatsächlich nur lose aneinander gereihte Biographien, die mit mehr oder minder unkritischen Analysen verziert sind. Wollte man indes die Gruppen ernst nehmen, in die Kirchner die Dichter ordnet, so löste sich der neuere deutsche Parnaß in einen wahren Hexensabbath auf. Urkomische Zusammenstellungen bietet das 10. Capitel, Neuromantik überschrieben. Scheffel und Schack da in einen Paragraphen zu zwängen, mag vom Gesichtspunkte antithetischer Charakteristik noch begreiflich scheinen, doch Julius Mosen, Richard Wagner und Gottschall zu einer Einheit zu verbinden, das hat vor Kirchner noch niemand gewagt. Die Spitzen neuester deutscher Novellistik gehen bei Kirchner ganz verloren. Theodor Fontanes Erzählungen werden beihin in dem Capitel „Reaction“ mit den Dichtungen von Redwitz, Scherenberg, Hesekiel abgethan. Marie v. Ebner-Eschenbach wird ebenso beiläufig am Schlusse des §. 6 im Capitel „Volksthümliche Richtung“ nach Anzengruber, Ganghofer und Rosegger eingeführt, und zwar mit dem monumentalen Satze: „Endlich sei noch einer Dichterin erwähnt, die sich den modernen Größen Österreichs: R. Hamerling, Anzengruber und Rosegger würdig anreiht“ .... Nicht nur die Disposition, auch die Verarbeitung des Materiales spottet aller Beschreibung. Kirchners Analysen sind durchaus schlechte Inhaltsangaben, die nur der versteht, der die analysierten Bücher gelesen und im Kopfe hat. Ein Musterstück dieser Art ist die Inhaltsangabe von Kellers „Martin Salander“, S. 608 f. Doch es ist wohl überflüssig, über dieses Machwerk noch mehr Worte zu verlieren. S. 577 charakterisiert Kirchner seine eigene Dichterpersönlichkeit: „Kommt auch je und dann eine trübe Auffassung der Dinge zum Durchbruch, so wiegt doch ein kräftiger Optimismus, die Frucht vielseitiger Studien, vor ... Forschen und Wirken sind die Leitsterne seines Lebens.“ Ich meine doch, nach der Seite der Literaturgeschichte haben sich diese „vielseitigen Studien“ nicht erstreckt, vom „Forschen“ merkt man in Kirchners Buch wenig oder nichts, sein „Wirken“ kann

nur ein schlechtes sein; aber ein kräftiger „Optimismus" allein konnte den Verf. über seine Unfähigkeit wegtäuschen, Geschichtschreiber der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zu werden.

Gern wendet man den Blick von solchen verfehlten Producten zu einem kräftig emporsteigenden Unternehmen. Ich meine die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte". Dort dilettantenhaft principienloses Gebahren, hier die wohlerwogene, Schritt für Schritt vordringende Schöpfung der echten Wissenschaft. Schon zweimal habe ich hier der Jahresberichte gedacht und ihre Geschichte erzählt, denn sie haben bereits eine Geschichte (44, S. 994 ff.; 45, S. 927 ff.). Auch in den Jahrgängen 1892 und 1893 zeigen sich wieder mannigfache Veränderungen und Besserungen. Vor allem wechselt der Stand der Mitarbeiter. Schmerzlich vermissen wir den Namen Roethes, dessen Artikel dem 1. und 2. Bande zur schönsten Zier gereicht haben. Doch kein Posten bleibt unbesetzt; nicht nur jüngere Kräfte sind neu eingetreten, wie Drescher, Hauffen, Jeep; auch bewährte Meister, wie Ad. Stern oder M. Philippson. Und das Capitel der Metrik wird vom Jahrgange 1894 ab kein Geringerer als Minor schreiben. Eine Reihe neuer Abschnitte wurde eröffnet, so ein Capitel über Volkskunde (Friedr. Vogt, dann Hauffen), eines über Stoffgeschichte, besorgt von dem ausgezeichneten Kenner Bolte, eines über Kunstgeschichte (C. Gurlitt), eines über Musikgeschichte (H. Reimann), endlich Sauers Grillparzercapitel. Doch nicht nur in die Breite, auch nach der Tiefe wachsen die Jahresberichte. Die einzelnen Abschnitte werden immer umfangreicher, die verarbeiteten Druckschriften immer zahlreicher, und immer ausführlicher die Einzelbesprechung. So wertvoll diese Ausdehnung und Vertiefung ist, eine Grenze muss früher oder später gezogen werden, sonst gedeihen die JBL. ins Unendliche. Schon jetzt ist jeder Band umfänglicher und also auch theuerer geworden als sein Vorgänger. Und so angenehm es ist, bequem Alles überschauen zu können, was den Fachgelehrten, den Schulmann, wie den Universitätslehrer, den Specialisten, wie den literarischen Publicisten interessiert, die Benutzung der JBL. wird doch durch ihren gesteigerten Umfang wesentlich erschwert. Der einzelne Ref. wird sich selbst beschränken müssen, eingedenk des Hesiodischen Spruches vom Ganzen und von der Hälfte. Freilich dürfen bei dieser Selbstbeschränkung nicht Werturtheile an die Stelle positiver Angaben treten. Wer die JBL. ausgiebig benützt, wer, ferne von einer großen Bibliothek, wissenschaftlich thätig sein will, wird demjenigen Referenten zu warmen Danke verpflichtet sein, der auf geringstem Raume ihm die größte Menge thatsächlicher Angaben liefert. Die große Mehrheit der Mitarbeiter wird dieser Forderung gerecht, und diese Thatsache lässt mich hoffen, dass die JBL. hinfort ständige Begleiter germanistischer Studien bleiben werden.

Schwer wird es freilich dem Recensenten fallen, objectiv zu bleiben und auf ein absprechendes Werturtheil zu verzichten, wenn

er über Anschauungen berichten soll, die seinen eigenen diametral entgegengesetzt sind. Ich selbst habe in der Besprechung einer Controverse Minors und Harnacks (1892, IV 10, 2—4) meine persönliche Ansicht nicht zurückgehalten und so Harnack zu einem scharfen Angriffe (Preuß. Jahrb. 81, 158) Anlass gegeben. Es handelt sich — kurz gesagt — um das Problem, ob die Classiker und die Romantiker, ob also Goethe und Schiller einerseits und die Schlegel auf der anderen Seite sich etwa in der Zeit von 1795 bis 1800 geistig nahegestanden haben, oder ob überhaupt und von Anfang an von gemeinschaftlichen Interessen die Rede nicht sein kann. Minor hat enge Berührungen beider Parteien im Goethejahrbuch 10, 212 ff. nachgewiesen und in seiner Besprechung von Harnacks Buch über die classische Ästhetik Deutschlands die entgegengesetzten Anschauungen des Verf.s bekämpft (Gött. Gel. Anz. 1892, S. 657 ff.). Harnack indes hat mehrfach versucht, sich dem Zwingenden der Minor'schen Ausführungen zu entziehen, indem er spätere Äußerungen der Betheiligten, Worte des Unmuths aus der Zeit der Entfremdung, zum Beweis seiner Behauptungen verwertet. Ich meine, es gibt wohl keinen unzuverlässigeren Boden für wissenschaftliche Beweise, als solche rein subjective Zeugnisse, zumal wenn man voreingenommen einige wenige auswählt. Wer würde — um ein schlagendes Beispiel herauszugreifen — wagen, Herders Wirken und sein i n n e r e s Verhältnis zu Goethe und Schiller nach den recht zahlreichen Unmuthsworten des empfindlichen Mannes darzulegen? Zerfiele nicht unsere ganze classische Dichterperiode in eine Reihe zusammenhangloser Einzelbestrebungen, wenn man alle abfälligen Urtheile der Classiker über ihre Genossen registrierte und auf diesem Materiale eine Darstellung der classischen Zeit aufbaute? Folgerichtig müsste Harnack auch leugnen, dass zwischen Schiller und Goethe vor 1794 irgendwelche geistige Verwandtschaft bestanden habe, weil sie bis dahin sich über das Gemeinsame ihrer Anschauungen nicht verständigt hatten und sich wechselseitig schief beurtheilten. Im Sinne dieser Ausführungen habe ich a. a. O. gesagt: „Methodisch geht es überhaupt nicht an, auf Grund subjectiver Zeugnisse einen Zusammenhang zu leugnen, der thatsächlich besteht, durch mindestens ebenso viele andere Zeugnisse belegt werden kann und nur tieferer Erforschung harrt.“ Ich kann nur annehmen, dass Harnack mich nicht verstanden hat, wenn er dieser meiner Bemerkung gegenüber von „crasser Unwissenschaftlichkeit“ spricht. Denn, hätte er mich verstanden, so verlangte s e i n e wissenschaftliche Methode, ein paar subjectiv einseitige Zeugnisse willkürlich zusammenzustellen und die entgegenstehenden Zeugnisse einfach unter die Bank zu werfen. Entgegenstehende Zeugnisse und Beweisgründe kann Harnack in unserem Falle bei Minor finden. Jedem Kenner der Romantik sind sie geläufig. Und jeder Kenner der Romantik weiß auch, dass er bei tieferer Erforschung auf Schritt und Tritt neues Beweismaterial

findet. Wer, wie Harnack, von diesem Beweismateriale nichts zu wissen scheint, sollte doch erst Belege einschlägiger Vorstudien geben, ehe er über ein hochwichtiges Problem der Literaturgeschichte aburtheilt.

Ich hätte mir diese ganze unangenehme Erörterung erspart, wenn ich, gleich vielen Mitarbeitern der JBL., wissenschaftlich wertvolle Recensionen mit Stillschweigen überginge, hier also Minors Besprechung des Harnack'schen Buches. Allein ich kann diese Weise nicht billigen, so sehr ich für knappere Referate eintreten möchte. In Deutschland werden so viele wertlose Anzeigen geschrieben, dass eine gehaltreiche Recension aus der Menge wohl herausgehoben werden sollte.

Wien, Spätherbst 1896. Oskar Walzel.

Ulfilas Friedrich Ludwig Stamms, neu herausgegeben von Dr. Moritz Heyne, Grammatik von Dr. Ferdinand Wrede. 9. Aufl. Paderborn, Schöningh 1896. (Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler, I. Band).

Diese neue Auflage stimmt mit der vorhergehenden 8. (1885) überein bis auf die Laut- und Formenlehre der Grammatik. Diese zwei Capitel (früher S. 339—406, jetzt 339—418) sind allerdings gründlich verändert worden. Ihr Bearbeiter Dr. Wrede, bereits durch eine Reihe von Arbeiten als trefflicher Kenner der altgermanischen Mundarten bekannt, hat hier eine ganz musterhafte Leistung geliefert. Wohl unterrichtet mit allen zum Gebiete der gothischen Laut- und Formenlehre gehörigen Fragen, hat er eine so übersichtliche Gliederung und gelungene äußere Anordnung des Stoffes vorgenommen, dass diese gothische Grammatik unstreitig das beste Lehrbuch für den Gebrauch an Universitäten sowohl wie für den Selbstunterricht geworden ist. Ohne diese Grammatik wäre Stamms Ulfilas überholt und unbrauchbar; jetzt wird er ein ebenso unentbehrliches Hilfsbuch zur Einführung ins Gothische bleiben, wie er es bisher durch Heyne gewesen. Nur die Frage möchten wir an den Bearbeiter, dem wir für alles Übrige zu bestem Danke verpflichtet sind, richten: war es wirklich unumgänglich nothwendig, die grammatischen deutschen Kunstausdrücke (auch in der Syntax), die sich noch in der 8. Auflage fanden, durchweg durch lateinische zu ersetzen? Sollte das Buch, das sich in der alten Form in den weitesten Kreisen eingebürgert hatte, durch solche den anerkennenswerten Bestrebungen deutschgesinnter Männer zuwiderlaufende Reinigungsmittel „wissenschaftlicheren" Anstrich bekommen? Dass es auf der Höhe der Wissenschaft steht, bezeugt ja auf jeder Seite Wredes Arbeit selbst mit wünschenswerter Deutlichkeit.

Eugen Joseph. Die Frühzeit des Minnesangs. I. Die Lieder des Kürenbergers. Straßburg, Trübner 1896. 87 SS. (Quellen und Forschungen 79. Heft.)

Der Hauptwert dieser neuesten Untersuchungen über den Kürenberger und seine Lieder liegt wohl in dem, wie es scheint, gelungenen Nachweise, dass wir in den Kürenberg-Liedern sechs Wechsellieder, d. h. zweistrophige Lieder besitzen, deren erste Strophe immer der Frau, deren zweite dem Manne in den Mund gelegt ist und eine Art Erwiderung auf die Äußerungen der Frau enthält. Diesen Nachweis führt der erste Theil der Schrift, der mit der Annahme schließt, dass uns in den sechs Wechselgesängen ein Kranz von Liedern vorliegt, die zur Unterhaltung höfischer Kreise gedichtet wurden. Weniger sicher scheint das Meiste des Weiteren zu sein, was der Verf. erschließen zu können meint: so ist besonders seine Deutung der berühmten Worte des Kürenberges wîse' kühn und die Annahme, die Wechsellieder seien vom Kürenberger gedichtet, die wîse aber von einem andern erfunden, mit dem vom Verf. Vorgebrachten nicht zu erweisen. Die Auseinandersetzungen des Verf.s über das Falkenlied sind ansprechend, aber nicht ganz überzeugend, das jedoch, was er über Zeit und Ort des „Kürenbergers" sagt, ist wohl kaum zu bezweifeln. Anhangsweise bespricht J. dann noch die Lieder Kaiser Heinrichs und setzt sich mit Wallner, der neulich in der Zeitschrift für deutsches Alterthum über das Falkenlied Untersuchungen veröffentlichte, auseinander.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik von Adolf Philippi. Leipzig. Fr. W. Grunow 1896. XIII u. 256 SS.

Das Buch zerfällt in zwei große Haupttheile: I. gibt eine Geschichte der Prosa und zwar der Reihe nach bei den Griechen und Römern, Italienern, Franzosen, Engländern, Deutschen, II. gibt eine Theorie der Rede (im weiteren Sinne). Unter Rede ist nämlich vorwiegend kunstmäßige Prosa überhaupt zu verstehen. Dabei werden poetische und wissenschaftliche Prosa — soweit sie kunstgemäß auftreten — mit gleicher Gründlichkeit behandelt. Ebenso sei vorausgeschickt, dass es sich natürlich zumeist um geschriebene Prosa handelt, da diese in unserer modernen Literatur auch für die gesprochene Rede das Muster abgibt. Kurz, Rhetorik und Stilistik werden theils historisch, theils theoretisch zu einem anziehenden und belehrenden Gesammtbilde vereinigt.

Aus den interessanten geschichtlichen Bemerkungen über die Prosa der wichtigsten Culturvölker heben wir einiges jener Abschnitte hervor, die sich mit der Entwicklung der deutschen Prosa bis auf die neuere Zeit beschäftigen.

Dieser Stoff ist folgendermaßen gegliedert: 1. Von Liscow bis auf Klopstock. 2. Klopstock und Wieland. 3. Lessing, Abbt, Herder. 4. Prosaiker zwischen Herder und Goethe. 5. Goethe und Schiller. 6. Die romantische Schule und die moderne Prosa. Besonders fesselnd geschrieben sind die Partien über Herder und Goethe. Je nach der Bedeutung des Schriftstellers oder den speciellen Studien des Verf.s ist auch die Darstellung entweder vertieft oder mehr oberflächlich gehalten. Nur Jean Paul (S. 165) scheint mir zu kurz und wenig würdig abgethan. Auf alle Fälle wurde eine große Gelehrsamkeit mit scharfem, selbständigem Urtheile verarbeitet und in höchst gefälliger Weise vorgetragen.

Sachlich könnte auffallen, warum der Verf. bei seiner historischen Übersicht nicht über Luther zurückgeht und der ersten selbständigen Ansätze deutscher Prosa, wie sie doch in der geistlichen Rede des Mittelalters und den Schriften der Mystiker vorliegen, mit keinem Worte gedenkt.

Der zweite Haupttheil „Zur Theorie der Abhandlung und der Rede" bringt bald systematisch bald im losen Zusammenhange geistvolle, aus der Praxis gewonnene Beobachtungen, die ihre Wirkung auf den gebildeten, denkenden Leser nicht verfehlen werden. Erschöpfend sollen die gegebenen Lehren nicht sein, einerseits weil dies unmöglich wäre, „das Lebendige lässt sich eben nicht in ganz feste Formen einschließen" (S. 219), andererseits weil dies gar nicht in der Absicht des Verf.s lag; „ein Lehrgebäude sollte ja nicht entworfen werden" (S. 228). Gleichwohl sind Theorie und Praxis glücklich vereinigt, und die Ausführungen bieten eine reiche Ausbeute. In diesem Theile wird mehr als im vorhergehenden die eigentliche Rede behandelt und der Abhandlung gegenübergestellt. Als besonders lesenswert empfehle ich die Bemerkungen über Fußnote, Disposition, Ethos und Pathos. Weniger allgemeine Zustimmung dürfte der Abschnitt über das Fremdwort finden, wo sich Philippi — wie ich glaube — zu befangen dem Standpunkte Goethes anschließt, dessen Standpunkt trotz Goethes Autorität und trotz gewiss beherzigenswerter Argumente (S. 207) von den Forderungen und Leistungen der Gegenwart theilweise überholt erscheint.

Dass Beispiele im einzelnen — ja sogar Hinweise auf solche — vielfach mangeln, wodurch der Rede Sinn zuweilen dunkel bleibt, lässt sich leider nicht hinwegleugnen. Wo sie aber verwertet werden, dort herrscht Leben und Überzeugungskraft. Über das Ausmaß des gebotenen Detail werden natürlich die Forderungen der Beurtheiler sehr auseinandergehen. Auf keinen Fall wurde hier des Guten zuviel gethan. Dass auch in diesem Theile auf die glänzenden Leistungen und Muster Frankreichs und Englands gebürend hingewiesen wird, kann nur gebilligt werden.

Bei der Aufzählung der einzelnen Reden scheint mir die Advocaten- und Parlamentsrede der Gegenwart denn doch unter-

schätzt. Die Verwendung des Wortes Erfindung (S. 185 u. ö.) dürfte leicht Missverständnisse hervorrufen.

Dass der eigene Stil des Verf.s sich an hervorragenden Mustern gebildet hat, ist unverkennbar. Selten kann man hier etwas bekriteln, wie z. B. S. 148 folgenden Satz: „.... und es ist bezeichnend für Goethes fest auf dieses vor seinen Augen liegende Leben gerichteten Blick usw.“

Sehr zu rühmen ist schließlich das musterhaft gearbeitete Inhaltsverzeichnis. Dagegen wäre es sehr wünschenswert, wenn Werke dieser Art auch eine Übersicht über die verarbeitete Literatur brächten, ähnlich wie Scherers Literaturgeschichte. Die beigegebenen Anmerkungen kommen diesem Bedürfnisse nur wenig entgegen.

Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher. Von Dr. C. J. Krumbach. 2. Theil. Mitbearbeitet, nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgegeben von J. G. Sieber. Leipzig, B. G. Teubner 1896. VI u. 242 SS.

Krumbach, ein bedeutender Schulmann, welcher Theorie und Praxis des deutschen Unterrichtes sehr gefördert hat, starb leider vor Vollendung dieses Theiles, weshalb dessen Mitarbeiter J. G. Sieber das Buch vollendete und — mit einigen Abweichungen vom ursprünglichen Plane — herausgab. Lesebücher für Volksschulen, für allgemeine Fortbildungsschulen, untere und mittlere Classen höherer Lehranstalten wurden bei dieser „Kritik“ ins Auge gefasst und behandelt.

Das erste Capitel erörtert den Zweck des deutschen Schullesebuches, das übrigens auch als wichtiges Mittel der Selbstausbildung des Schülers, ja als Familienbuch angesehen wird. Die Verff. bekunden schon hier, wie auch später, eine ideale Auffassung des Lebens, der Kunst, des Unterrichtes und nehmen jederzeit Rücksicht auf den erziehenden Unterricht. Auch ein gesunder nationaler Zug geht — wie billig — durchs Buch. Die speciellen Aufgaben des deutschen Lesebuches erörtert S. 5.

Das zweite Capitel spricht von der Stellung des Lesebuches zum Sprach- und Sachunterricht. Ein zusammenfassendes Urtheil über ersteren Punkt s. S. 14. — S. 22 wird ein eigenes Reallesebuch empfohlen und dieses dem eigentlichen Lesebuche (literarisches oder Ideallesebuch genannt) S. 26 gegenübergestellt.

Abschnitt III „Von der Auswahl der Lesestoffe gehört zu den interessantesten des Buches. Er trägt das bezeichnende Motto: „Das Beste ist gut genug.“ Strenge Anforderungen werden hier an die aufzunehmenden Lesestücke gestellt. Dabei zeigt sich deutlich, dass die Verff. keinem farblosen Idealismus huldigen, sondern auch einen verständigen Blick für die Wirklichkeit und Gegenwart haben. Wohlthuend berührt auch die echt männliche Gesinnung. Viele köstliche, ja drastische Beispiele dienen

ihnen zur Illustrierung ihrer Anschauungen. Überhaupt wird nach der positiven wie negativen Seite eine Fülle von Beispielen geboten. Geradezu eine Fundgrube ist der poetische und prosaische Canon im IV. Abschnitte.

Das V. Capitel behandelt das Verhältnis zu den Quellen und übt berechtigte Kritik an dem unnöthigen Ändern, z. B. bei den Grimm'schen Märchen oder den Naturstudien von Masius. Nebenbei zeigt sich hier schöne Sprachkenntnis und Liebe zum Volksthümlichen. Auch Druck- und Nachlässigkeitsfehler, auffällige Interpunction in verbreiteten Lesebüchern werden aufgedeckt und besprochen. Ein nächster Paragraph behandelt die wichtige Frage, was in einem Lesebuch für anstößig gelten kann. Zimperlichkeit wird mit Recht zurückgewiesen. Aber trotz dieser freieren Richtung tragen die Verff. doch z. B. Bedenken, Körners Schwertlied aufzunehmen (S. 138). In der Fremdwörterfrage stehen sie (S. 139) auf dem Standpunkte des deutschen Sprachvereines. Sie erweisen sich auch hier als maßvolle, einsichtige Führer. Änderungen an den Überschriften der Gedichte werden nicht geduldet (S. 144). S. 147—156 bringen sodann zahlreiche Beispiele für stilistische und grammatische Mängel verschiedener Lesebücher, S. 157—162 ebenso Übertreibungen, Veraltetes, sachliche Unrichtigkeiten. Ein besonderer Paragraph tadelt ferner allzu häufig wiederkehrende Redensarten. Sprüche und Sprichwörter dürfen auf keiner Stufe des Lesebuches fehlen (S. 169). Auch über deren Einreihung wird ganz zutreffend gesprochen. Diese richtige Praxis ist bekanntlich auch in unserem Lampel'schen Lesebuche beobachtet.

Capitel VI „Bilder im Lesebuche“. Die Verff. sind unbedingt für die Ausstattung der Lesebücher mit guten Bildern. Aber wenn man auch alle Argumente hiefür gelten lässt, dass Bilder nur dann einen bildenden Wert haben, wenn sie hübsch sind, solche aber den Preis des Buches erheblich vertheuern, wird niemand bestreiten. Es werden übrigens gute Holzschnitte auch für die Lesebücher der Gymnasien und Realschulen empfohlen (S. 173 f.), und drei nette Bilder nach bereits vorhandenen Clichés sollen für diese Idee Stimmung machen.

Capitel VII: Humor in Versen und Prosa sollte in keinem Lesebuche fehlen (S. 179). Auch mehr Volkslieder werden gewünscht (S. 180). Nach beiden Richtungen werden Beispiele zur Auswahl geboten. S. 181 ff. werden dialogische Stücke — im weiteren Sinne so genannt — und geeignete Proben empfohlen und auch gezeigt, wie diese methodisch verwendet werden können. Endlich wird auch der dialectische Lesestoff unter gewissen Voraussetzungen als zulässig, ja als wünschenswert erklärt (S. 183 ff.), wobei nur die Forderung, dass Hebel auch als Dialectdichter überall Eingang finde (S. 184 f.), meines Erachtens eine Einschränkung verdient.

Das VIII. Capitel bespricht die hygienische Seite eines Lesebuches, nämlich Druck, Papier u. ä. Oberster Grundsatz bei der Herstellung muss sein: „Schonet die Augen!"

Den Schluss bilden von S. 189—237 zahlreiche Besprechungen durchgesehener und als Material benützter Lesebücher, ein Capitel, das schon an und für sich einen dauernden Wert beansprucht. Ich vermisse jedoch hierbei eine stärkere Berücksichtigung unserer österreichischen Lesebücher, die doch auch manches Wertvolle und Eigenartige aufweisen.

In der Lesebucherzeugung vermissen die Verff. bereits jeden wesentlichen Fortschritt. Vgl. S. 55. Einen solchen würden sie finden, wenn Bücher aus einem Gusse, eine zusammenhängende Lectüre (ähnlich wie Homer bei den Griechen) als Hauptbildungsmittel in das Centrum des Unterrichtes gestellt werden könnte. Warum wird nicht schon hier des Robinson gedacht? Vgl. erst S. 80. Dieser Gedanke wurde ja auch sonst schon ausgesprochen, doch möge die etwaige Verwirklichung nicht zu einer einseitigen Betonung der epischen Lectüre führen! Man halte sich überhaupt gegenwärtig, dass man mit den besten der vorhandenen Lesebücher auch jetzt schon die schönsten Bildungsresultate erzielt.

S. 47 scheint mir die Forderung angestrengter Thätigkeit mit Rücksicht auf den kindlichen Geist zu weitgehend. Auch den bekannten Concentrationsforderungen (im Sinne der Herbart'schen Schule) scheint zuviel das Wort geredet zu werden (S. 53 f.). Der Deutschunterricht und daher auch das Lesebuch haben vor allem ihren Zweck in sich. Siehe auch S. 41 f., 58, 76. — Dass die Lesebuchfrage übrigens nur auf eine einzige Weise gelöst werden könne, bezweifle ich. Unser realistisches Zeitalter z. B. wird auch den Lesebüchern manchen harten, nüchternen Zug aufgeprägt sehen wollen. Die Verff. sind — wie zu erwarten — in confessioneller Beziehung tolerant und human. Trotzdem wird aus inneren Gründen die Forderung nach dem confessionellen Charakter des Lesebuches erhoben. Diese Forderung lässt sich indes in der Praxis wohl schwerlich aufrecht erhalten. Das gleiche Bedenken muss man gegenüber dem an sich ja möglichen landschaftlichen Charakter eines Lesebuches aussprechen, Bedenken, die übrigens die Verff. selbst ganz gut kennen (S. 72). Mit der Ablehnung dieser beiden Forderungen soll allerdings auch weder dem Lesebuchmonopol noch der „Bücherfabrik" das Wort geredet werden. Ein großes, übersichtlich angelegtes Generalregister wäre bei der Benützung des Buches eine wahre Wohlthat. Der beigegebene Index erweist sich als ungenügend. S. 166 Anm. hätten auch die Gräser'schen Schulausgaben deutscher Classiker genannt werden können. Druckfehler fand ich S. 10, Anm., Z. 9 v. u., S. 170 (Text und Anmerkung) sind die * richtig zu stellen, S. 93 wird Stoffülle, andererseits schnelllebend gedruckt. S. 184 endlich ist Kaltenbrunner zu lesen.

Trotzdem das besprochene Buch weder eine vollständige, abgeschlossene Theorie des Lesebuches noch eine erschöpfende Kritik der vorhandenen Lesebücher liefern wollte (Vorwort S. IV), enthält es doch sehr viele wertvolle, theoretische Erörterungen und eine — bei aller Knappheit — gute Charakterisierung zahlreicher Lesebücher. Sehr nützlich sind ferner die zahlreichen Hinweise auf die einschlägige Literatur, die aber nie in störender Weise den Zusammenhang unterbrechen. Zu rühmen ist sodann die klare, zu Herzen gehende, überzeugende Sprache. Auch als scharfsinnige, kluge, die Wirklichkeit kennende Kritiker erweisen sich die Verff. Selbständigkeit und Freimuth zeichnet sie gleichfalls aus.

Vieles bezieht sich zwar hauptsächlich auf das Volksschullesebuch, kann aber mutatis mutandis auch bei den Lesebüchern für die unteren Classen der höheren Lehranstalten beachtet werden. Vgl. S. 78, 92 ff. Jeder Lesebuchverfasser kann hier Belehrung schöpfen und muss sich von Fall zu Fall mit diesem gediegenen Buche auseinandersetzen. Aber freilich ist es nöthig, dass man sich nicht nur in der Theorie zu seinen Anschauungen und Grundsätzen bekenne, sondern auch in der Praxis. Jeder Schulmann, jeder Jugendfreund, jeder Verfasser von Kinder- und Volksschriften wird hier Anregung finden. Auch den Verwaltern von Schülerbibliotheken sei die Lectüre warm empfohlen. Manches, wie wir früher gesehen, reizt freilich zum Widerspruch, aber trotzdem muss man immer zugeben, dass alle Argumente wohl erwogen und in gewissem Sinne berechtigt sind.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Bojagić Aliles Glück und Grab. Zwei moslimische Guslarenlieder. Von Dr. Friedrich S. Krauss. Leyden, E. J. Brill 1896. 4°, 41 SS.

Der Verf. nimmt in seiner interessanten Abhandlung wiederholt auf die Frage der Entstehungsweise der homerischen Gedichte Bezug; dies zur Aufklärung, warum eine Anzeige der Schrift auch in dieser Zeitschrift erfolgt. Der Inhalt der Abhandlung ist in Kürze folgender: Der Verf. hat aus seiner reichen Sammlung von Guslarenliedern zwei ausgewählt — wie er annimmt, von verschiedenen Dichtern — die lose durch die Person des moslimischen Edeln Bojagić Alile zusammenhängen: im ersten Liede fällt der Held im Kampfe um ein Edelfräulein, das er entführte, im zweiten schändet Gavran, wahrscheinlich der verschmähte Liebhaber der Entführten, das Grab des Gefallenen und wird von einem Edelmann, der als Rächer des Geschändeten auftritt, im Zweikampfe getödtet. Indem nun der Verf. die beiden Lieder einfach aneinander reiht, lässt er damit thatsächlich ein kleines Epos entstehen, das die Person des Bojagić zum Helden hat. Der Verf. geht nach unserem Dafürhalten nicht zu weit, wenn er behauptet,

ein solcher Vorgang sei imstande, über die Frage nach der Entstehung der homerischen Gedichte einiges Licht zu verbreiten. Freilich liegt hier den homerischen Gedichten gegenüber nur ein Miniaturepos vor, dem für die Entstehungsweise jener keine Beweiskraft innezuwohnen scheint; doch der Verf. hat in der vorliegenden Schrift auch nur eine kleine Probe gegeben; er ist im Besitze einer großen Sammlung von Guslarenliedern, zusammen ca. 26.000 Verse, die in ähnlicher Weise lose zusammenhängen und sich nach seinem Dafürhalten ohne Anstoß zu einem Epos aneinanderreihen lassen. Er ist nicht sicher, ob es die classischen Philologen nicht unter ihrer Würde finden, sich mit Guslarenliedern zu beschäftigen. Ich denke, ernste Männer und Forscher werden gerne Alles in den Kreis ihrer Forschung ziehen, wodurch dieselbe gefördert wird, und wie die classischen Philologen und speciell die Homerforscher ihm gewiss schon für die Anregung dankbar sind, die ihnen die vorliegende kleine Abhandlung bietet, so würden sie eine Veröffentlichung jenes großen Epencyklus ohne Zweifel mit Freude begrüßen; hat der Verf. Recht, lassen sich jene zahlreichen Lieder thatsächlich ohne wesentlichen Anstoß zu einem Ganzen aneinanderreihen, dann würde er sicherlich einen der interessantesten Beiträge zur homerischen Frage liefern. Denn Jahrtausende trennen uns von der Zeit, da die homerischen Gedichte entstanden sind, und so tasten wir mit allen unseren Hypothesen über ihre Entstehung doch immer nur im Dunkeln herum, und namentlich die Frage nach der realen Möglichkeit dieser oder jener Annahme ist oft eine recht müßige; hier dagegen würden wir ein großes Epos auf künstlichem, mechanischem Wege vor unseren Augen entstehen sehen und darnach Rückschlüsse auf die Möglichkeit von Vorgängen in einer von uns fernabliegenden Zeit ziehen können.

Auf jeden Fall empfehlen wir die Krauss'sche Schrift allen unseren Fachgenossen zur genauen Beachtung.

Wien. H. St. Sedlmayer.

W. Martens, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. I. Geschichte des Alterthums. Hannover, Manz u. Lange 1896. 8°, 200 SS. Mit 5 Karten. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Ich habe im Jahrgang 1893, S. 789 ff. dieser Zeitschrift das umfangreichere Lehrbuch des Verf.s besprochen, das, obwohl eigentlich für beide Secunden berechnet, meines Erachtens doch noch zu viel Stoff bot, insbesondere aber ein Übermaß von Anforderungen stellte, wenn, wie der Verf. andeutete, das Buch in einem Jahre, nur mit Beiseitelassung der wenigen Seiten über altorientalische Geschichte, bewältigt werden sollte. Nunmehr hat M. eine eigene Ausgabe für den Geltungsbereich des preußischen Lehrplanes von 1892 veranstaltet, die rein äußerlich genommen

um 120 Seiten weniger Text bietet und die orientalische Geschichte überhaupt nicht mehr enthält, sowie in der Vorrede zugesteht, dass die Einleitung, in der von den Aufgaben der Geschichte, ihren Quellen, von der Prähistorie und historischen Chronologie die Rede ist, erst in Oberprima zur Behandlung geeignet sein dürfte, jedoch daran festhält, dass die Kenntnis dieser Dinge für den Universitätsbesuch erforderlich sei. Ich habe schon früher bemerkt, dass ich diese Ansicht nicht theile und dass insbesondere über die Quellen der Geschichte nach einem Schema gehandelt wird, das sehr der Berichtigung bedarf. Danach gehören z. B. Acten zu den zufälligen Zeugen der Vergangenheit und die Urkunden zu den Denkmälern, während wiederum von den zu diesen gehörigen Inschriften, die ihrer Mehrzahl nach ebenfalls „Urkunden" sind, die „historischen Inschriften" als besondere Gattung ausgeschieden und der schriftlichen Überlieferung zugewiesen sind. Ich weiß wohl, dass diese Unterscheidungen aus Bernheims Lehrbuch der historischen Methode entlehnt sind, ich muss aber den Nutzen solcher Schematisierungen bestreiten, die an Stelle der großen Mannigfaltigkeit geschichtlicher Überlieferung eine Anzahl dürftiger und unzureichender Kategorien setzen und überdies ganz falsche Vorstellungen von dem Grade ihrer Zuverlässigkeit und ihrem Werte für die historische Kritik erwecken. Jedes solche Schema birgt die Gefahr, als Recept für die historische Kritik verwendet zu werden, und diese ist desto größer, je kürzer der Gegenstand abgehandelt wird. Dabei wird das Wesentlichste, dass nämlich jedes einzelne Problem nach seiner besonderen Beschaffenheit angefasst und erledigt werden müsse, ganz und gar verwischt. Das sind also Fragen, über die man wohl in einem Colleg über Historik oder Einleitung in die Geschichtswissenschaft oder Methodik der Geschichtsforschung oder, wie man es sonst betiteln mag, mit Heranziehung zahlreicher Beispiele ein Wintersemester lang in mehreren wöchentlichen Vorlesungsstunden mit Nutzen vor seinen Zuhörern handeln kann, die aber auf der Schule deshalb nicht erörtert werden sollen, weil man auf 2—3 Seiten eines Lehrbuches nur unzureichende oder gar falsche Vorstellungen zu erwecken vermag. Es ist auch noch niemandem eingefallen, einen Abschnitt über Kritik und Hermeneutik in die griechische oder lateinische Grammatik aufzunehmen und deren Grundbegriffe auf dem Gymnasium zu lehren.

Dagegen, dass mit ein paar Worten in den Lehrbüchern die wichtigsten Quellen unserer Kenntnis namhaft gemacht werden, ist umsoweniger etwas einzuwenden, als ja im Unterrichte aus den classischen Sprachen die Schüler einige derselben ohnedies kennen lernen; was ich bekämpfe, ist die Einführung einer Art von Kinderlehre der historischen Kritik am Gymnasium, gleichgiltig ob dabei Droysens Historik oder Bernheims Lehrbuch zugrunde gelegt wird.

Der Verf. hat auch in dieser Neubearbeitung des Stoffes die Fortschritte der neueren Forschung an verschiedenen Stellen be-

rücksichtigt. Wie ich darüber denke, habe ich schon bei Besprechung der ersten umfangreicheren Ausgabe gesagt. Über die Pelasger äußert sich M. nach den Ergebnissen von E. Meyers Forschungen zur alten Geschichte, in der Ableitung des Namens Graeci folgt er der neuesten Hypothese von Wilamowitz, in Theben nimmt er aber doch eine vorübergehende Herrschaft der Phönicier an und die hellenistische Zeit gilt ihm als die Periode des Greisenalters des griechischen Volkes u. a. m. Ich bemerke jedoch, dass mir das Buch in der jetzt vorliegenden kürzeren Fassung ein geeignetes Unterrichtsmittel zu sein scheint. Der Verf. hat mit Recht die darstellende Form beibehalten und für klare, anschauliche Erzählung wirkliches Geschick bewiesen. Nur selten fände ich Einzelheiten zu bessern, wie z. B. S. 14: „Der Sphinx ist ein auf dem Boden ruhendes Mischwesen aus einem Löwenleib und dem Kopfe eines Königs."

Graz. Adolf Bauer.

Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Mittelschulen, bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. II. Band: Das Mittelalter. VI u. 238 SS. mit 78 Abbildungen. 8. verb. Aufl. Preis geh. 1 fl., geb. 1 fl. 25 kr. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky (G. Freytag) 1896.

Das Mittelalter ist ein dramatisch bewegter, an großen Ereignissen überreicher Zeitraum. Es kündet sich mit jener gewaltigen Völkerbewegung an, die von den römischen Legionen nur mit verzweifelter Anstrengung einige Zeit zurückgehalten wird, die aber dann mit elementarer Gewalt die Grenzwälle durchbricht und das römische Reich nach allen Richtungen überflutet. Kaum hat sich dieselbe gelegt und in einer Reihe von neuen Staatenbildungen abgeklärt, unter denen „das heilige römische Reich deutscher Nation" die Führerrolle übernimmt, da flammt im fernen Osten der Islam auf, und die fanatisierten Wüstensöhne Arabiens halten ihren Siegeszug durch die Welt, bis ihnen Karl der Hammer wenigstens im Westen ein kräftiges Halt gebietet. Auch im hohen Norden gährt es, und es erfolgt von hier aus der Anstoß zu einer neuen Wanderung, die sich bis zur Südspitze Europas erstreckt, die auch den Osten unseres Erdtheiles in das staatliche und geschichtliche Leben hineinzieht, ja die selbst in trotzigem Wagemuthe über den Ocean nach den Küsten Nordamerikas hinübergreift. Als der Schrecken vor den Nordlandsrecken gewichen war und diese selbst dem Christenthume und der Cultur gewonnen wurden, da begann als kräftiger Rückschlag des christlichen Abendlandes gegen den orientalischen Despotismus jenes gewaltige Ringen zwischen dem Kreuze und dem Halbmonde, das zwei Jahrhunderte anfüllt, das, abgesehen von seinen politischen Folgen, eine neue Culturperiode

heraufzuführen bestimmt war. Und den großartigen Abschluss dieses Zeitraumes des Sturmes und Dranges der abendländischen Völker bilden jene kühnen maritimen Unternehmungen, durch welche neue Weltstraßen aufgefunden, neue Länder und Erdtheile entdeckt und der Thätigkeit der europäischen Menschheit eine neue Welt erschlossen wurde. In welcher Unzahl von äußeren und inneren Kämpfen hat sich dann weiter, wenn wir von diesen epochalen Ereignissen absehen, der Thatendrang der jugendfrischen Völker auszutoben gesucht! Das Schwert ruhte fast nie während des ganzen Mittelalters, und wenn es nicht im ernsten Kampfe geschwungen ward, wurde es im ehrbringenden Spiele geführt.

Und doch ist die reiche politische Geschichte nur eine Seite des Mittelalters. Nicht minder zahlreich und bedeutsam sind seine Bestrebungen und Leistungen auf culturellem Gebiete. Wohl haben jene ungestümen Kriegerscharen auf ihren Wanderzügen manche Culturschöpfung des Alterthums zertreten, allein bald regte sich in diesen rauhen, aber geistig gesunden Gestalten ein empfänglicher Sinn für die idealen Güter der Menschheit, die das Leben verschönen und veredeln. Zur Zeit des großen Karl breitete schon eine Frührenaissance ihren milden Schein über die fränkischen Gaue aus, in den Ottonen erstanden der Kunst und der Wissenschaft neue Schätzer, unter den Hohenstaufen feierte die deutsche Dichtkunst, von gekrönten Mäcenen gefördert, ihre erste Blütezeit, und zu welchen Problemen sich die Baukunst emporschwang, davon zeugt das jüngst vollendete Wunderwerk der Gothik, der Kölner Dom, zu dem unter der Regierung Friedrichs II. (1248) der Grund gelegt wurde. Das Wirken der Kirche, die Gründung von Universitäten, die Entfaltung des Kunstgewerbes, die Ausbreitung des Handels, die folgenschweren Erfindungen, der Reichthum und die Macht der Städte, die auch in politischer Hinsicht ein mitentscheidender Factor wurden, sind nur andere kräftige Farbentöne in diesem Geschichtsbilde. Das Mittelalter ist eben kein Gemälde, das grau in grau gehalten ist, es ist noch weniger ein Zeitraum tausendjähriger Finsternis, wofür es mitunter noch jetzt gehalten wird, es ist auch keine Zeit des Stillstandes, sondern trotz seiner Schattenseiten, die nicht verkannt werden sollen, eine Zeit unablässigen Strebens, lebensvollen Keimens und Sprossens, das, wenn auch die wirkenden Kräfte zu ihrer freien Entfaltung eine längere Entwicklungsdauer benöthigen als in unseren Tagen des Dampfes und der Elektricität, in den letzten Jahrhunderten nahezu auf sämmtlichen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens eine Umwälzung herbeiführt, wie sie in gleichem Umfange in der Geschichte nicht oft wiederkehrt. Diesen Werdegang wenigstens in seinen Hauptzügen zu verfolgen, die hervorstechendsten Thatsachen, deren Wirkungen ja zum guten Theile noch in unsere Tage hineinreichen, in ihrer Bedeutung zu erfassen, den Zusammenhang unserer modernen Cultur mit dem Mittelalter aufzudecken, ist eine dankbare

Aufgabe, bei der sich bildende Elemente in Fülle ergeben, Materien, die mit ihrem ethischen Gehalte so recht geeignet sind, den unserer Zeit immermehr abhanden kommenden historischen Sinn wirksam anzuregen und zu beleben.

Wie schon aus diesen einleitenden Bemerkungen zu entnehmen sein dürfte, lege ich bei dem Geschichtsunterrichte auf der Oberstufe auf das culturhistorische Moment ein besonderes Gewicht, und ich hätte es deshalb von diesem Standpunkte aus gerne gesehen, wenn das vorliegende Buch in seiner neuesten, von Dr. F. M. Mayer besorgten Auflage in dieser Beziehung etwas mehr geboten hätte, womit aber nicht gesagt sein soll, als ob dieses Gebiet etwa gar nicht berücksichtigt worden wäre. Mit der Beschränkung, die sich der Verf. auferlegt hat, hängt es zusammen, dass einzelne wichtige historische Thatsachen der genannten Art entweder gar nicht erwähnt werden oder nicht anschaulich genug zum Ausdrucke kommen. Ich verweise beispielshalber auf das S. 20 f. über das Lehenswesen Gesagte. Auf dem Lehenswesen war das fränkische Reich aufgerichtet. Auf dieser Einrichtung beruhte die Stärke der fränkischen Herrscher, sie sollte aber auch zur Schwächung der königlichen Gewalt führen. Die Grundlagen der Reichsgewalt bildeten eben die königlichen Domänen; wie aber infolge zahlreicher Belehnungen diese Quelle ihrer Macht zum Theile versiegte und der Besitz der Großen sich stark vermehrte und selbst wieder zur Grundlage eines ausgebreiteten Lehensystems wurde, da änderte sich die Stellung dieser mächtigen Großgrundbesitzer zu ihrem königlichen Oberlehensherrn: es hieng von ihnen ab, inwieweit sie in einem Kriege den König mit ihren Mannen unterstützen wollten. Allerdings kann in diese Dinge nur Klarheit gebracht werden, wenn auf die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit, die ja nicht bloß das ganze Privatleben beherrschten, sondern auch auf den Staat vielfach einen bestimmenden Einfluss ausübten, wenigstens einige Rücksicht genommen wird. Wir haben es den größten Theil des Mittelalters mit einer reinen Naturalwirtschaft zu thun. Das Gut bildet den Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens: begreiflich, dass selbst ein Herrscher wie Karl d. Gr. der Gutswirtschaft seine besondere Sorgfalt zuwandte, wovon sein berühmtes capitulare de villis ein so beredtes Zeugnis gibt. Wäre der Verf. halbwegs auf diese Verhältnisse eingegangen, so wäre er auch von dem Irrthume verschont geblieben, von „einem blühenden Handel" (S. 44) in dem Frankenreiche zur Zeit Karls d. Gr. zu sprechen. Ein solcher konnte sich erst entwickeln, als zur Zeit der Kreuzzüge die gesammte materielle und geistige Cultur des Abendlandes einen gewaltigen Umschwung erfuhr, als auch Deutschland in den regen Güteraustausch hineingezogen wurde, als die Städte zu einer hervorragenden Stellung gelangten und Mittelpunkte einer reichen Gewerbsthätigkeit wurden, und als im Zusammenhange damit die Natural-

wirtschaft allmählich von der Geldwirtschaft verdrängt wurde. — Neben der steigenden Macht der Lehensaristokratie waren es dann insbesondere die den geistlichen und weltlichen Fürsten gewährten Immunitäten, die zersetzend auf die Reichsverfassung einwirkten, die immer mehr Befugnisse von der Centralgewalt ablösten und jene territoriale Gewalten schaffen halfen, in die das Staatsganze am Ausgange des Mittelalters zersplittert erscheint. Der Einfluss, den die Immunitäten auf diesen historischen Process genommen haben, hätte (S. 79) anschaulicher vorgeführt, auch hätte das Verhältnis der Ministerialität kurz gestreift werden sollen. Wenn schon auf das mittelalterliche Münzwesen nicht eingegangen wurde, so wäre es doch angezeigt gewesen, den Geldsummen, die bei besonderen Anlässen genannt werden — so ist z. B. S. 20 von „Schillingen", S. 99 von einem Besitzminimum von „3 Mark Silber", S. 120 von „Byzantinern" die Rede —, den annähernden Wert nach unseren jetzigen Währungsverhältnissen beizusetzen. — Bei der Regierung Justinians I. hätte (S. 13) auch erwähnt werden können, dass damals die Seidencultur in Europa eingeführt wurde. — S. 68 wird bei Konrad II. dessen Kampf mit dem Herzog Ernst von Schwaben vermisst, ein Ereignis, das von der Sage verklärt wurde („Fortleben wird er in dem Mund des Volkes"), das aber auch in der Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit (Uhland) seine Verherrlichung gefunden hat. — Als Heinrich IV. nach dem Ausbruche des sächsischen Krieges als Flüchtling, von aller Welt verlassen, sein Reich durcheilte, da fand er bei den Städten am Rheine Aufnahme und Unterstützung: dieses erste politische Debut der deutschen Städte, das vom Erstarken des Bürgerthums zeugt, hätte hervorgehoben zu werden verdient. — In dem Abschnitte, der von der „Cultur der Araber" zur Zeit der Abbasiden (S. 82 ff.) handelt, hätte doch auch der große Epiker der mohammedanischen Welt, der Perser Firdusi, genannt werden können. Auch der größte Lyriker des Orients, der Perser Hafis, wird nirgends genannt. — S. 159 hätte bei den Brüdern Rudolfs IV. die für Österreich so wichtige Erwerbung von Triest (1382) nicht übergangen werden sollen.

Hie und da werden Ansichten ausgesprochen, denen man nicht ohneweiters beistimmen kann. So wird (S. 13) die lange Dauer des byzantinischen Reiches vor allem dadurch erklärt, „dass kein zielbewusster Feind gegen das Reich auftrat". Den Griechen ist in den Arabern ein furchtbarer und unermüdlicher Gegner erstanden, der es auf die Zertrümmerung ihres Reiches abgesehen hatte. Heißt es ja im Buche selbst etwas später (S. 34): „Die Hauptunternehmungen der Omejjaden richteten sich gegen das byzantinische Reich. Sie entrissen demselben Theile von Kleinasien, machten der byzantinischen Herrschaft in Afrika ein Ende und eroberten Sicilien, Sardinien und Corsica. Siebenmal griffen sie Constantinopel an ..." — S. 22 wird erzählt, dass Kaiser

Theodosius die katholische Kirche „zur Staatskirche" gemacht habe; dann heißt es weiter: „Dadurch verlor diese zwar an innerer Kraft, gerieth jedoch keineswegs in Abhängigkeit von der kaiserlichen Macht." Die Kirche fühlte zeitweise die weltliche Macht und die Eingriffe derselben in rein kirchliche Fragen, besonders im Morgenlande, ganz bedeutend; es sei beispielshalber nur an den Bilderstreit (S. 24) erinnert. — S. 42 wird bei der Besprechung der „Bedeutung des Kaiserthums" gesagt, dass es „die ganze staatliche und kirchliche Entwicklung des Mittelalters bestimmte und beherrschte, und zwar deshalb, weil Papstthum und Kaiserthum bald in Streit um die Vorherrschaft geriethen und die ganze christliche Welt sich an diesem Kampfe betheiligte." Warum hier gerade der Kampf in erster Linie hervorgehoben wird, ist nicht einzusehen. Es ist ja richtig, dass sich an diesen Streit folgenschwere Ereignisse knüpften, — allein segensreicher war wohl das friedliche Zusammenwirken dieser beiden centralen Mächte: „Großes wirkte ihr Streit, Größeres wirkte ihr Bund." — Bei der Regierung Heinrichs II. des Heiligen findet sich (S. 67) die Bemerkung, dass „die auswärtige Herrschaft Deutschland ins Schwanken gerieth". Die Stellung Deutschlands nach außen hin war schon durch die phantastischen Kaiserpläne Ottos III. erschüttert worden; Heinrich II. hat dieselbe innerhalb der Grenzen des Erreichbaren wieder befestigt. Auch hätte unter den zahlreichen geistlichen Stiftungen dieses Fürsten seine Lieblingsschöpfung, das Bisthum Bamberg, das bald eine wichtige Culturstätte im Deutschen Reiche wurde, angeführt werden können. — Die durch „Heinrichs des Löwen Bestrafung" (S. 96 f.) erfolgte Abtrennung einzelner Theile von den großen Herzogthümern Sachsen und Bayern kann doch wohl nicht als eine „Gründung neuer Staaten" bezeichnet werden.

Einzelne historische Thatsachen erscheinen mir nicht an der richtigen Stelle untergebracht. So wird beispielsweise der Begründer des Slavenreiches in Böhmen Samo nicht in dem Abschnitte, der von den Tschechen und Mährern (S. 30, Abs. 2) handelt, genannt, sondern erst in dem folgenden Paragraph (15), der die Überschrift „Die Avaren" trägt. Der Abschnitt „Die slavischen Stämme" (S. 29 f.) hätte kürzer gefasst werden können und sich mit einer bloßen Übersicht über die Wohnsitze dieser Völkerschaften begnügen sollen; dann wäre es nicht nothwendig gewesen, über den „I. Abschnitt", der von 375—751 dauert, soweit hinauszugreifen und bereits hier Ereignisse anzuführen, die dem 14. (1393), ja selbst erst dem 15. Jahrhunderte (1459) angehören. — Die „Bedeutung der Mark" wird (S. 60) bei der Regierung Ottos I. erörtert; warum dies erst hier geschieht und nicht schon bei der Regierung Karls d. Gr., der der Schöpfer dieser Grenzwehr ist, ist unerfindlich.

Sonstige Versehen und Ungenauigkeiten sind mir nur an wenig Stellen begegnet. Im Inhaltsverzeichnisse S. III ist bei dem §. 9 die Regierung der Merowinger mit 486—751 (statt

481—751) angegeben. Ebenda sind die Verweisungen auf die Seitenzahlen in den §§. 21, 29, 30, 32 (S. IV), ferner in den §§. 37, 40, 50, 51, 54 (S. V) und in den §§. 56, 57, 58 und 60 (S. VI) fast durchgehends unrichtig. Ebenso ist S. 91 in der ersten Fußnote auf S. 95 (st. auf S. 92) verwiesen. — Nicht Papst Stephan III., sondern St. II. begab sich (S. 37) zu dem König Pippin. — Hochburgund breitete sich nicht bloß östlich vom Jura aus (S. 49), sondern erstreckte sich auch im Westen bis zur Saone. — Karl d. Einfältige wird (S. 50) „Karl IV.“ genannt; S. 175 f. erscheint aber in der französischen Geschichte wieder ein „Karl IV.“, nämlich der Sohn Philipps IV des Schönen. — S. 81 wird Johannes Tzimiskes irrthümlich der macedonischen Dynastie beigezählt. — S. 195 finden sich die widersprechenden Angaben: „1305 Übersiedlung der Päpste nach Avignon“ und „1309—1376 Die Päpste in Avignon.“

Die sprachliche Darstellung ist im ganzen correct, mehr Versehen finden sich auf orthographischem Gebiete. S. 6, 2. Abs., Z. 6 u. a. a. O. „zu Hilfe rief“. — Ähnlich S. 38, Z. 6 v. u.: „zu Hilfe eilen“. — S. 13, 2. Abs., Z. 6: „nach Justinian's Tode“. — S. 14, 2. Abs., Z. 10: „um so“. — S. 18, Z. 5 u. a. a. O.: „Baiern“. — S. 20, 3. Abs., Z. 2: „zu eigen“. — S. 43, 2. Abs., Z. 3: „mit einander“. — S. 56, 2. Abs., Z. 8: „zu sehr“. — S. 68, Z. 2: „Eutwicklung“ (st. Entw.). — S. 73, Fußnote: „flg.“ (st. ff.). Ebenso S. 132. — S. 99, 2. Abs., Z. 16: „zwe“· — S. 121, Z. 1: „genüge thun“. — S. 137: „Albrecht vermochte seine Ansprüche wie damals auch jetzt (st. so auch jetzt) nicht durchzusetzen“. — S. 152: „zu Gebote stehen“. — S. 160, Z. 5 v. u.: „das Ende reichsständischen (st. reichsständischer) Macht“. — S. 185: „einen Theil des herrlichen Andalusiens“ (st. Andalusien). Ebenso S. 192: „des nachmaligen Österreichs“. — S. 209: „Abenceragen“ (st. Abencerragen). — S. 233, Z. 10: „um so mehr“.

Den Schluss dieses Bandes bilden „Erläuterungen zur Kunst- und Culturgeschichte im Mittelalter“. Ich habe mich über derartige culturgeschichtliche Anhänge schon an anderer Stelle (S. 59) ausgesprochen; hier will ich bloß einen Satz (S. 211) herausgreifen, der mir aufgefallen ist: „Weniger hervorragend (auf dem Gebiete des gothischen Stiles) sind die im 14. und 15. Jahrhunderte errichteten Bauten (die Kathedralen St. Veit zu Prag, St. Stephan zu Wien, das Münster zu Ulm).“ Ein etwas überraschendes Urtheil über den Stephansdom, der seit Jahrhunderten die Zierde und den Stolz von Wien bildet, den W. Lübker als eines „der großartigsten deutschen Bauwerke“ bezeichnet, in dessen „pyramidal aufsteigendem Riesenthurme .... die Gothik eines ihrer prächtigsten Musterwerke hingestellt“ hat.

An der Einrichtung des Buches, an der Anordnung und dem Ausmaße des Lehrstoffes sind bei dieser Auflage keine wesentlichen

Änderungen vorgenommen worden, und so glaubte ich, da die Gindely'schen Geschichtsbücher selbst über Fachkreise hinaus zur Genüge bekannt sind, über diese Seiten hinweggehen zu dürfen. Ich schließe mit dem Wunsche, dass die nächste Auflage dieses Buches, dessen Brauchbarkeit für Unterrichtszwecke außer Zweifel steht, auf einer etwas tiefer greifenden Umarbeitung beruhen möge.

Linz. Chr. Würfl.

I. J. Loserth, Die steirische Religionspacification 1572—1578. Nach den Originalen des steiermärkischen Landesarchivs herausgegeben und mit einer Einleitung versehen. 102 SS.

II. Hans v. Zwiedineck, Das Reichsgräflich Wurmbrand'sche Haus- und Familien-Archiv zu Steyersberg. 128 SS. Graz. Selbstverlag der histor. Landes-Commission 1896. (Veröffentlichungen der histor. Landes-Commission für Steiermark.)

Die historische Landes-Commission für Steiermark hat der beiden Heften vorgedruckten Bemerkung zufolge mit dem historischen Vereine für Steiermark vereinbart, dass eine Reihe von Arbeiten ihrer Mitglieder und Hilfsarbeiter, „die sich entweder mit der Charakteristik oder Beschreibung ganzer Archive befassen oder einzelne besonders wertvolle archivalische Bestände zum Gegenstand eingehender Untersuchung und wortgetreuer oder im Auszug gegebener Mittheilung machen", in den „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" abgedruckt werden. Von den bedeutenderen dieser Aufsätze werden Separatabdrücke in Aussicht gestellt; die beiden vorliegenden Hefte sind solche.

I. Die steirische Religionspacification umfasst folgende vier Stücke: 1. Die Verhandlungen des Grazer (nicht Brucker) Landtages vom Jahre 1572, soweit sie die kirchlichen Angelegenheiten des Landes betreffen; 2. einen Bericht aus den Verhandlungen des Jahres 1575 hinsichtlich der Irrungen über Vogtei und Lehenschaften; 3. den Vergleich zwischen dem Landesfürsten und den Ständen vom Jahre 1576; 4. die Verhandlungen auf dem Brucker Landtage und die letzte mündliche Erklärung des Herzogs Karl vom Jahre 1578. Das 2. und 3. Stück sind kurz, das 4. ist das umfangreichste.

Loserth bezeichnet die Religionspacification als die wichtigste der vorhandenen Quellen zur Geschichte des Protestantismus in den innerösterreichischen Ländern. Ihre Bedeutung ist wesentlich darin zu suchen, dass die Aufzeichnungen über die Pacification von den protestantischen Ständen, theilweise auch von den l. f. Beamten unterschrieben sind und daher einen förmlich amtlichen Charakter haben. Da aber der katholische Theil der Stände in der Pacification nicht zur Sprache kommt, ist sie eigentlich eine protestantische Parteischrift. Die Protestanten haben ihr seit 1578

die größte Bedeutung beigelegt und jede Verletzung derselben als Vertragsbruch betrachtet; aber ihren Wunsch, dass die Pacification den Landesfreiheiten einverleibt und somit von jedem neuen Landesfürsten beschworen werden sollte, konnten sie nicht durchsetzen. Die Wichtigkeit, welche die Protestanten der Pacification beilegten, ergibt sich schon daraus, dass sie wiederholt abgeschrieben wurde; Loserth gibt über das Original und sechs Abschriften der Pacification Auskunft. Bisher waren von ihr nur einzelne Theile gedruckt.

Auf dem Grazer Landtage (1572) wurde dem Herren- und dem Ritterstande die Ausübung der protestantischen Religion in dem Umfange zugesichert, wie sie Herzog Karl bei seinem Regierungsantritte bereits vorgefunden hatte, dagegen die erbetene Ausdehnung auf die Städte und Märkte, sowie die Erklärung namens der künftigen Landesfürsten nicht gewährt. Nachdem so eine vorläufige Einigung erzielt worden war, begannen bereits im Jahre 1575 Klagen der Protestanten über die Verletzung der Grazer Zugeständnisse. Es handelte sich hiebei namentlich um die Vorwürfe, welche gegen die Jesuiten erhoben, von Karl aber zurückgewiesen wurden, und um das Recht der Herren und Landleute, welche Vogteien über ihre Pfarrkirchen und Beneficien hatten, protestantische Pfarrer einzusetzen. Karl gab nicht nach, und die Stände verweigerten die Bezahlung der Landesschulden. Die Vergleichung vom Jahre 1576 ist eine in allgemeinen Worten gehaltene Bestätigung der den Protestanten bis dahin gemachten Zugeständnisse und konnte sie daher auch nicht befriedigen. Das 4. Actenstück enthält die Verhandlungen über die Religion, welche zwischen Karl und den Vertretern der vier innerösterreichischen Länder (die Krainer waren zwar nicht anwesend, erklärten sich aber im voraus mit den Beschlüssen einverstanden) gepflogen wurden. Die Stände legten zunächst einen Entwurf der Kirchenordnung vor, der aus drei Theilen: der Lehre, den Ceremonien („Agenden") und der kirchlichen Organisation sammt den Schulangelegenheiten besteht. Wir entnehmen diesem Actenstücke, dass es damals auch bei den protestantischen Geistlichen und Lehrern an sittlichen Ausschreitungen nicht fehlte. Da die Protestanten eine „Assecuration" ihrer Wünsche nicht erlangen konnten und Karl sich die freie Disposition in den Städten, Märkten und auf seinen eigenen Herrschaften in confessioneller Beziehung vorbehielt, so verweigerten die Protestanten die dringend nothwendige Unterstützung gegen die Türken. So sah sich Karl zum Nachgeben genöthigt. In der mündlichen Erklärung vom 9. Februar 1578 äußerte er sich dahin, dass er die Pacification getreulich halten wolle und erwarte, dass die Protestanten das Schimpfen über die Katholiken einstellen. Hinsichtlich der Städte, Märkte und eigenen Herrschaften behielt er sich auch fernerhin die Disposition vor, ohne übrigens die Prädicanten daraus vertreiben oder die Bürger in ihrem Gewissen beschweren zu wollen. Auch gab er der Hoffnung auf eine „christliche einhellige Ver-

gleichung" Ausdruck. Die Stände mögen das Gesagte ohne Misstrauen aufnehmen; denn, fügte er hinzu, „ich stell es gar auf kainen schraufen". Ohne dass die Stände die gewünschte Assecuration erhalten hätten, dankten sie dem Herzoge für seine Erklärung, setzten darüber ein „Concept" auf und schickten jedem innerösterreichischen Lande eine Abschrift davon zu. Wenn Hurter erwähnt, dass die Stände den Versuch machten, in den Text eine die Nachfolger Karls verpflichtende Bemerkung einzuschalten, so findet sich hiefür kein Anhaltspunkt.

Weitere Zugeständnisse erlangten die Protestanten nicht; ja seit dem Jahre 1580 trat Karl entschiedener gegen sie auf, und sein Sohn Ferdinand führte die Gegenreformation durch.

In der historischen Zeitschrift, N. F. 42, S. 255 f. führt Loserth aus, dass der Protestantismus in Innerösterreich mit der Pacification den Höhepunkt erreicht und auch überschritten hat und dass seit dem Jahre 1579 allmählich die Gegenreformation beginnt auf Grund der Beschlüsse der Münchener Conferenz zwischen Karl, Ferdinand von Tirol und dem Herzoge von Bayern. Nach dem Tode Karls versuchten die Protestanten, die Pacification in den Huldigungseid zu inserieren, aber der Plan scheiterte an der Vorsicht der Katholiken, die nunmehr unter jesuitischem Einflusse viel kräftiger auftraten. Bei der Durchführung der Gegenreformation durch Ferdinand wurde, was bisher noch kaum bekannt ist, das vollzogen, was bereits unter seinem Vater bis ins einzelne festgestellt war. Loserth veröffentlicht sodann vier Briefe, betreffend die Vertreibung Keplers aus Graz, welche die Erbitterung zeigen, mit der man nicht nur die protestantischen Lehrer, sondern auch deren Lehrbehelfe verfolgte. Wurden doch nicht weniger als acht Wagen Bücher, der Bestand der Bibliothek, welche die Protestanten an der landschaftlichen Schule errichtet hatten, verbrannt!

II. Das Archiv in Steyersberg — das Schloss liegt zwischen Neunkirchen und Aspang — ist reich an Familienurkunden und Acten zur deutschen Reichs- und österreichischen Landesgeschichte. Der Ausweis über den Bestand des Archivs ist in vier Abtheilungen gegeben; es sind dies: 1. Urkunden und Documente, welche die Geschichte der Familie Wurmbrand und ihre Besitzungen betreffen; 2. Urkunden und Documente zur Geschichte fremder Familien; 3. Urkunden und Acten in Reichsangelegenheiten, und zwar *a*) Reichs- und Staatssachen, *b*) Reichshofraths-Quodlibet, *c*) vota Consilii; 4. Handschriften mit Angabe ihres Inhaltes.

Die 1. Abtheilung umfasst die Zeit vom Jahre 1194, in welchem ein Leopold Wurmbrand als Zeuge erscheint, bis zum Jahre 1825, in welchem ein Wurmbrand einen Orden erhält (S. 12 bis 55). Die 2. Abtheilung beginnt mit dem Jahre 1236 (Lehenbrief des Herzogs Friedrich des Streitbaren) und endet mit dem Jahre 1766 (Ablassbulle des Papstes Clemens XIII. für den Besuch der Schlosscapelle in Steyersberg (S. 56—65). In der 3. Abtheilung

(S. 66—90) sind die Actenstücke nach Schlagworten alphabetisch geordnet; sie behandeln hauptsächlich Rechtsfragen. In der 4. Abtheilung (S. 90—111) werden 56 Handschriften angeführt, die einen sehr verschiedenen Inhalt haben; auch sind mehrere Sammelbände darunter.

Außerdem enthält das Archiv Schriften wirtschaftlichen und processualen Inhaltes, die ihm erst jüngst einverleibt und daher noch ganz ungeordnet sind.

Den Schluss der Schrift bildet ein ausführliches Personen- und Ortsregister.

Villach. A. Zeehe.

Geschichte des Philanthropinismus. Von A. Pinloche. Deutsche Bearbeitung von J. Rauschenfels und A. Pinloche. Leipzig, Brandstetter 1896. 8°, 491 SS. Preis 7 Mk.

Als im Jahre 1889 die französische Originalausgabe erschien, wurde sie mit einem wahren Jubel empfangen. Es wurde ihr von Max Müller das Lob gespendet, dass sie das classische Werk über diesen Gegenstand bleiben werde. Das Liter. Centralblatt behauptete, dass nicht oft eine so namhafte Bereicherung der historischen Pädagogik zu verzeichnen sei. Ref. kann sich diesen Urtheilen nur rückhaltslos anschließen. Wie weit die Erweiterungen in der Übersetzung, von denen in der Vorrede gesprochen wird, gehen, vermag er nicht zu sagen, da ihm das Original jetzt nicht vorliegt. Im ganzen Buche gibt es auch nicht eine einzige Stelle, aus der man schließen könnte, dass der Verf. ein Franzose sei; das ist wohl das höchste Lob, das seiner Unparteilichkeit gespendet werden kann. Basedow und seine Mitarbeiter werden uns mit großer Plastik vorgeführt. Das Misslingen des Werkes wird auf seine Gründe zurückgeführt. Der Verf., der in religiöser Hinsicht auf positivem Standpunkte steht, weiß bei der Darstellung Salzmanns Töne anzuschlagen, die vom Herzen kommen und zum Herzen sprechen. Er ist theologisch gründlich gebildet und rückt deshalb den kläglichen Stand der protestantischen Theologie und ihrer Professoren jener Zeit in grelle Beleuchtung.[1]) Dem Rationalismus und seinen Vertretern ist er nicht gerade hold. Deshalb ist auch die Beurtheilung Basedows vielleicht etwas zu streng. Vielleicht ist auch das Reclamhafte seines Auftretens zu stark betont; man denke nur an das Gebahren Lavaters in seinem höheren Alter. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir es hier weder mit moralischen noch

---

[1]) Eine Bestätigung finden diese Lehren durch das soeben veröffentlichte Büchlein 'Der Leipziger Student vor hundert Jahren' (Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wustmann. Erstes Bändchen. Leipzig 1897), S. 42—48.

intellectuellen Genies zu thun haben. Ob wohl solche je Schulmeister geworden sind?

Es ist hier nicht am Platze zu erörtern, ob Pinloches Behauptung, dass Basedow das Meiste La Chalotais' „Essai sur l'éducation nationale" zu verdanken habe, berechtigt sei. Die Untersuchung wurde soeben wieder von Künold in 'Caradeux de Chalotais und sein Verhältnis zu Basedow' (Oldenburg, Schulze 1897) aufgenommen. Das II. Capitel des III. Buches 'Einfluss des Philanthropinismus' mag französischen Verhältnissen entsprechen, für Deutsche ist es unbedingt zu dürftig. Deutschland und der Minister Zedlitz kommen noch ziemlich zur Geltung, aber dem übrigen Europa sind kaum zwei Seiten gewidmet. Diesem Übelstande dürfte in einer neuen Auflage, die hoffentlich bald erscheinen wird, leicht abgeholfen werden können. Besonders möchten wir die Verff. auf Österreich und die Reformen Kaiser Josefs verweisen, wo schon seit Maria Theresia Basedows Hauptdogma von der Verstaatlichung der Schule zur Geltung gekommen ist. Josef II. trug ja im weitesten Sinne Salzmanns Wunsche Rechnung und bestimmte den Theologen ein ganzes Jahr für das Studium der Pädagogik. Es sei nur an Männer wie Felbiger, Spendon, Gall und Milde erinnert. Sehr interessant ist das Quellenverzeichnis (S. 475—491), das eine selten reichhaltige Aufzählung pädagogischer Werke enthält.

Wer die Genesis aller jener Fragen kennen lernen will, die noch heute im Schulleben und in der Schulpolitik aufgeworfen werden, muss zum vorliegenden Buche greifen. Ref. bekennt dankbar, selten aus einem pädagogischen Werke soviel gelernt zu haben, wie aus Pinloches Arbeit.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Geschichte der darstellenden und projectiven Geometrie mit besonderer Berücksichtigung ihrer Begründung in Frankreich und Deutschland und ihrer wissenschaftlichen Pflege in Österreich. Von Ferdinand Josef Obenrauch, Professor an der deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn. II u. 442 SS. mit den Porträts von G. Monge und J. Steiner. Brünn, Karl Winiker 1897. Preis 5 fl.

Das rühmlichst bekannte Werk von M. Cantor „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik" gibt wohl viele schätzenswerte Aufschlüsse über die Entwicklung der darstellenden und projectiven Geometrie; indessen reichen die verstreuten Notizen keineswegs hin, dem Leser ein klares Bild über die einzelnen Phasen der Ausbildung und den gegenwärtigen rapiden Aufschwung der obgenannten Zweige der Mathematik zu verschaffen. Einen besseren Überblick bieten die historischen Daten in den ausgezeichneten Lehrbüchern von Fiedler und Wiener, die jedoch auch nur einzelne Hauptmomente berühren.

Mithin war es ein hochverdienstliches Unternehmen des Verf.s, die vorhandene Lücke in der Literatur auszufüllen, welches mit dem Erscheinen des obigen Werkes vom schönsten Erfolge gekrönt erscheint. Denn die vorliegende Geschichte ist nach Inhalt und Form ein Meisterwerk, das man erst dann richtig zu würdigen vermag, wenn man bedenkt, welch emsige Ausdauer das Quellenstudium in der verstreuten Fachliteratur aller Culturvölker erfordert. Nur die gediegensten Fachkenntnisse gepaart mit Sprachenbeherrschung können unter Voraussetzung von idealer Begeisterung bei Aufwand von eisernem Fleiße und unermüdlicher Geduld die Lösung einer Aufgabe ermöglichen, wie sie sich Professor Obenrauch gestellt hat.

Wenn das rastlose Vorwärtsstreben der österreichischen Geometer in und außerhalb des Lehrsaales unserer Monarchie schon den ehrenden Beinamen „Das Land der darstellenden Geometrie" erworben hat, so können wir heute den erreichten Erfolgen noch den hinzufügen, dass das erste umfassende Geschichtswerk dieser Disciplin aus der Feder eines österreichischen Collegen hervorgegangen ist.

Der Verf. hat in dankbarer Anerkennung der Pflege, welche die Wissenschaften und Künste unter der fünfzigjährigen Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. gefunden haben, in den Schlussworten auch des bevorstehenden Jubiläums gedacht und damit sein Werk als Weihegabe zu dieser hohen Feier indirect gewidmet.

Bei der Besprechung des Inhaltes muss Ref. im vorhinein aufrichtig bedauern, dass er infolge der gebotenen Kürze auch nicht mit Schlagworten die erhebenden Eindrücke wiedergeben kann, welche er bei der Vergegenwärtigung des Ringens mancher Geisteshelden empfand. Es hieße, ein Compendium der Culturgeschichte schreiben, wollte er die einzelnen Stadien skizzieren, welche die darstellende Geometrie seit der Erfindung der Baukunst bis auf unsere Tage passiert hat. Herrscher, Gelehrte, Fortificateure, Meister der Kunstgewerbe und ihre Gesellen haben zusammengewirkt, um aus primitiven Erfahrungsregeln den stolzen Bau einer Wissenschaft zu errichten, welche in Exactheit und Nutzanwendung jeder andern ebenbürtig ist. Die Namen der Forscher und Mitarbeiter zählen nach Tausenden, und der Verf. hat wohl nur aus diesem Grunde die Beigabe eines alphabetischen Registers unterlassen, die behufs Übersichtlichkeit erwünscht wäre. Die Titel der einzelnen Schriften und Baudenkmale sind selbstredend noch viel zahlreicher.

Nachdem die Euklidische Geometrie durch mehr als zwei Jahrtausende das Feld beherrscht hatte, begründete Gaspard Monge 1795 mit seinem berühmten Werke „Géométrie descriptive" eine neue geometrische Disciplin, welche seither ihren fördernden Einfluss auf vielen Gebieten geübt hat und unentbehrlich geworden ist. Wohl besaßen die Baumeister der früheren Zeiten unzweifel-

haft bedeutende Kenntnisse im zeichnenden Constructionswesen, wahrten aber diese als Zunftgeheimnisse auf das strengste. Auch Monge, der sich vom Zögling der Werkmeisterschule zu Mézière zum Lehrer an der gleichnamigen Genieschule und später zum Professor an der neugegründeten Normalschule in Paris emporgearbeitet hatte, musste durch dreißig Jahre das erst von ihm geschaffene theoretische System im Interesse der französischen Ingenieurkunst geheim halten. Von der Normalschule und der bald darauf ins Leben gerufenen polytechnischen Hochschule sandte Monge die Strahlen der darstellenden Geometrie in Wort und Schrift nach allen Richtungen aus und erlebte das Aufblühen seiner Saat, bis ihn der Sturz seines Gönners Napoleon I. um seinen Sitz im Institut la France brachte, worauf er in geistige Umnachtung verfiel. Die von Lagrange prophezeihte Unsterblichkeit seines Namens ist inzwischen zur Thatsache geworden.

Monge und seine Nachfolger hatten sich zur geistigen Führerin ihrer Untersuchungen über Flächen- und Curventheorie der analytischen Geometrie in Verbindung mit dem Infinitesimalcalcül bedient. Von dieser Abhängigkeit wurde die Projectionslehre erst durch die sogenannten „neueren" Geometer, insbesondere durch Jakob Steiner befreit, welcher die projectivische Geometrie schuf und so hoch entwickelte, dass die Nachwelt noch lange an der literarischen Bewältigung der hinterlassenen Resultate zu zehren hat. Vom einfachen Schweizer Bauernknaben, der erst mit 14 Jahren lesen lernte und später durch den berühmten Pestalozzi die ersten wissenschaftlichen Anregungen empfieng, hat sich Steiner 1835 unter Beihilfe der genialen Gebrüder Humboldt bis zum Professor an der Berliner Universität emporgeschwungen. Hier wirkte er bis zu seinem 1863 erfolgten Tode und entwickelte seine synthetische Geometrie im neueren Sinne, indem er gleichzeitig zahlreiche Forschungsresultate namentlich in Crelles Journal veröffentlichte. Später verschaffte v. Staudt († 1867) der neuen Richtung in seiner Geometrie der Lage auch bezüglich der imaginären Elemente Geltung.

Seither haben viele Gelehrte des In- und Auslandes in den von dem Doppelgestirn Monge und Steiner gebrochenen Bahnen weiter gearbeitet und die Wissenschaft um manche Perle bereichert. Von den dahingegangenen Meistern der beiden Schulen sind uns die Wiener Professoren R. Niemtschik und Dr. Emil Weyr als getreue Anhänger je eines der Begründer in besonders warmer Erinnerung.

Das Obenrauch'sche Werk bietet allen Jüngern der Geometrie die Hauptresultate der Forschungen der Vergangenheit und Gegenwart in anziehender Form, weist die einschlägige Literatur für gründliche Fachstudien nach und wird sich der Weiterentwicklung der geometrischen Disciplinen in einem Grade nützlich erweisen, den man heute noch gar nicht gehörig abschätzen kann.

Auch auf die im Zuge befindliche Reform des Unterrichtes an den Mittelschulen kann das Werk nicht ohne Einfluss bleiben, denn die Geschichte ist und bleibt die Lehrerin der Menschheit auf allen Gebieten.

Zum Schlusse dankt Ref. in seinem und im Namen aller gleichgesinnten Fachgenossen dem Verf. wärmstens für die in dem lehrreichen Werke gebotenen wissenschaftlichen Anregungen und freut sich im vorhinein auf das Erscheinen des in Aussicht gestellten II. Bandes, welcher manches interessante Detail zu bringen verspricht.

Wien. Adalbert Breuer.

Die Principien der Wärmelehre. Historisch-kritisch entwickelt von Dr. E. Mach, Professor an der Universität Wien. Mit 105 Figuren und 6 Porträts. Leipzig, J. A. Barth 1896. Preis geb. 11 Mk.

Zweck des vorliegenden Buches ist, die Grundlagen der Wärmelehre in erkenntnistheoretischer Weise aufzuklären. Eine scharfe Darlegung der Thatsachen, unter deren Eindrucke die Begriffe der Wärmelehre entstanden sind, wird in diesem Buche, welches in demselben Geiste wie des Verf.s bekanntes Werk: „Die Mechanik in ihrer Entwicklung" geschrieben ist, vorgenommen. Der Verf. macht den Leser darauf aufmerksam, in seinem Buche kein Ergebnis der Archivforschung zu erwarten; ihm war es in erster Linie „um die Darlegung des Zusammenhanges und des Wachsthumes der Gedanken, nicht um die interessanten Curiositäten" zu thun. Die historischen und kritischen Abschnitte wurden in jene Reihenfolge gebracht, in welcher dem Verf. die wechselseitigen Beziehungen der behandelten Fragen am besten hervorzutreten schienen. In der Wärmelehre mussten Ansichten und Vorurtheile, welche sich scheinbar vor die Erfahrung stellten und über dieselbe hinausreichten, überwunden werden; mit Recht betont der Verf., dass auf diesem Gebiete die intellectuellen Mittel der Untersuchung schon in den Anfängen bedeutend ins Gewicht fallen.

Zunächst wird in dem Buche eine historische Übersicht der Entwicklung der Thermometrie gegeben. In diesem Abschnitte wird nur auf Principielles eingegangen und Details werden unberücksichtigt gelassen. Die erste Verwendung des Luftthermometers, das Abgehen von demselben und dessen Ersetzung durch das Flüssigkeitsthermometer, die allmähliche Rückkehr zum ersteren, welches zum Normalinstrument vervollkommnet wurde, wird in sehr klarer und anschaulicher Weise an der Hand der Geschichte dieser Disciplin dargethan. Im Folgenden finden wir eine Kritik des Temperaturbegriffes, der ein Niveaubegriff wie die Höhe eines schweren, die Geschwindigkeit eines bewegten Körpers, das elektrische und magnetische Potential und die chemische Differenz ist.

Der Temperaturbegriff ist aber im Gegensatze zum Potentialbegriff — wie Prof. Mach erklärt — nur zufällig und ungefähr vortheilhaft gerathen. Die Temperatur scheint mit dem chemischen Niveau das gemein zu haben, dass der Niveauwert als solcher und nicht die Differenzen der Niveauwerte maßgebend sind. Im Folgenden werden die Mittel zur Bestimmung hoher Temperaturen, d. i. die pyrometrischen Methoden einer eingehenden Erörterung unterzogen. Ausgegangen wird hierbei von Newtons Versuchen über die Erstarrungstemperatur, dann wird zur Betrachtung der Biot'schen Methode übergegangen, welche auf den Erscheinungen der Wärmeleitung in einer sehr langen Metallstange beruht; nach der ersteren werden die Temperaturzahlen durch Zeitmaße, nach der letzteren durch Längenmaße gewonnen. Die Black'sche pyrometrische Methode ist auf dessen calorimetrische Untersuchungen gegründet. Überhaupt kann man jede Eigenschaft der Körper, die mit deren Wärmezustand sich ändert, verwenden, um eine pyrometrische Methode zu schaffen. Prof. Mach bemerkt vollkommen zutreffend, dass die Zahl, welche aus einer pyrometrischen Beobachtung hervorgeht, durchaus nur die Bedeutung einer Inventarsnummer hat.

Nach einigen Bemerkungen über „Namen und Zahlen“ und über das „Continuum“, in welch letzterem Abschnitte gezeigt wird, dass wir das System der Wärmezustände ein Continuum insoferne nennen können, als wir an den kleinsten wahrnehmbaren Theilen eines Systems noch analoge Beobachtungen anstellen und ein analoges Verhalten bemerken können wie an größeren, wendet sich der Verf. zu einer historischen Übersicht der Lehre von der Wärmeleitung, die man als sehr gelungen bezeichnen wird. Insbesondere sind es die Arbeiten Fouriers über diesen Gegenstand, die einer eingehenden Analyse unterzogen werden, und die genaue Darlegung der von diesem Analytiker aufgestellten Principien, welche eingehend betrachtet werden. Diese Untersuchungen veranlassen den Verf. auch, auf den Unterschied der Integrale einer gewöhnlichen und einer partiellen Differentialgleichung näher einzugehen und denselben durch einige überzeugende Beispiele im besonderen darzulegen. Es wird auch der Übergang klargelegt, welcher zu den Lösungen der partiellen Differentialgleichungen mittelst der Fourier'schen Reihen und Integrale führte, ferner wird gezeigt, in welcher Weise Fourier an die Arbeiten seiner Vorgänger, namentlich Euler und Lagrange, angeknüpft hat, und welche wesentliche Gesichtspunkte sich in dieser Weise für seine eigenen Untersuchungen eröffneten. In einem „Rückblicke auf die Entwicklung der Lehre von der Wärmeleitung“ wird in sehr präciser Weise das die Fourier'sche Theorie der Wärmeleitung einführende Princip ausgesprochen: „Jeder materielle Punkt strebt dem Temperaturmittel seiner umgebenden Punkte zu.“ Fourier hat wie seine Vorgänger

auf anderen Gebieten, wie z. B. Galilei in der Lehre von der Wurfbewegung, den Versuch gemacht, einen Vorgang schrittweise zu verstehen, indem er denselben in leichter übersichtliche Bestandtheile zerlegt. Die großartige Fourier'sche Leistung ist aus so einfachen Elementen zusammengesetzt, dass man zur Annahme berechtigt ist, dass das auf ihr fundierte Wissensgebäude „unter günstigeren äußeren und psychologischen Umständen" auch in recht kurzer Zeit hätte zustande kommen können.

Die folgenden Abschnitte handeln von der Wärmestrahlung. Zunächst wird eine historische Übersicht der Lehre von derselben gegeben, wobei nicht auf die einzelnen Experimente, doch aber auf die Gesetze des Verlaufes der einschlägigen Erscheinungen eingegangen wird. In dieser Beziehung wird namentlich der Theorie von Newton und der mathematischen Betrachtungen von Lambert gedacht. Die klaren Anschauungen Prevosts über diesen Gegenstand finden in diesem Abschnitte ebenfalls die entsprechende Erörterung. Recht klar hat der Verf. die Denkweise Kirchhoffs erläutert, als dieser den Satz von der Proportionalität zwischen Emission und Absorption für jede einzelne Wellenlänge auseinandersetzte. Im Folgenden bespricht der Verf. die Abhängigkeit der Wärmestrahlung von dem Medium, in welchem dieselbe stattfindet, und macht auf die betreffende Theorie von Clausius aufmerksam. Dieselbe gipfelt in dem Satze, dass die von der Flächeneinheit in zwei verschiedenen Medien senkrecht ausgestrahlten Wärmemengen sich umgekehrt wie die Quadrate der Fortpflanzungsgeschwindigkeiten in diesen Medien verhalten. In einem „Rückblicke auf die Entwicklung der Lehre von der Wärmestrahlung" werden die Untersuchungen über Wärmestrahlung einer kritischen Behandlung unterzogen.

Mit großer Ausführlichkeit hat Prof. Mach die Entwicklung der Calorimetrie und der in dieselbe gehörenden Begriffe erörtert. Selbstredend wird dem Engländer Blacke, welcher in die Auffassung der calorimetrischen Vorgänge die meiste Klarheit gebracht hat, im vollen Maße Rechnung getragen, namentlich werden dessen Untersuchungen über Eisschmelzung besonders hervorgehoben, ebenso jene über Verdampfung. Dass die Ansichten Blacks, welcher vom Verf. dieses Buches als ein „Denker von Gottes Gnaden" bezeichnet wird, über die Naturforschung im allgemeinen ebenso gesund und kräftig sind, wie seine Bethätigung derselben in der Naturforschung, glaubte der Verf. noch besonders betonen zu müssen. Bei der Aufstellung der calorimetrischen Begriffe setzt die Definition den definierten Begriff als schon bekannt und gegeben voraus und betrachtet auch stillschweigend eine bestimmte anschauliche Vorstellung über den Vorgang der Erwärmung als selbstverständlich und geläufig. In dem Abschnitte „Kritik der calorimetrischen Begriffe" wird die Entstehung dieser anschaulichen Vorstellung untersucht. Die calorimetrischen Eigenschaften der Gase bedürfen

einer getrennten Erörterung, da die Methoden der Bestimmung der specifischen Wärme sich nicht ohneweiters auf die Gase ausdehnen lassen. Dabei wird auch des Inhaltes der wertvollen Arbeit von Gay-Lussac gedacht, welche betitelt ist: „Premier Essai pour déterminer les variations de température que prouvent les gaz en changeant de densité, et considérations sur leur capacité pour le calorique." In dieser Arbeit, welche in einem Anhange zu dem Buche abgedruckt erscheint, hat der berühmte französische Physiker die Untersuchungen über die Wärmeerscheinungen bei Volumsveränderungen der Gase schon im Jahre 1807 niedergelegt. Diese Untersuchungen sind für die Weiterentwicklung der Wärmelehre sehr belangreich geworden. Das Problem des Verhältnisses der specifischen Wärme von Gasen bei constantem Druck und bei constantem Volumen wird besonders in dem vorliegenden Buche erörtert. Der Verf. zeigt, dass die Vorstellungen über die thermischen Verhältnisse der Gase vielfach durch die Stofftheorie der Wärme getrübt wurden und dass auch correcte, noch heute zu Recht bestehende Formeln damals eine nur schwache Basis hatten.

Begreiflicherweise ist es die Entwicklung der Thermodynamik und namentlich das Carnot'sche Princip, die dem Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der inductiven Wissenschaften ein weites Feld eröffnet. Der Verf. hat sich auch aus diesem Grunde über dieses Thema sowie über das Mayer-Joule'sche Princip und über das Energieprincip in liebevoller und ausführlicher Weise verbreitet; die Arbeiten von Helmholtz und Mayer theoretischer Natur, sowie jene von Joule experimenteller Art finden auch in dem betreffenden Abschnitte eine eingehende Würdigung. Die Vereinigung der Principien von Carnot (Arbeitsleistung beim Sinken der Wärme auf ein tieferes Temperaturniveau), von Mayer und Joule (Verschwinden von Wärme bei Arbeitsleistung) und des Energieprincipes wurde durch eine sorgfältige Kritik der verschiedenen theoretischen Gesichtspunkte, welche von Clausius ausgeführt wurde, erreicht. Auf dessen und Thomsons Arbeiten über diesen Gegenstand kommt nun der Verf. zu sprechen. Die Darstellung des Engländers ist kürzer und übersichtlicher als die von Clausius.

In dem nun folgenden Abschnitte wird eine sehr gelungene „kürzeste Entwicklung der thermodynamischen Hauptsätze" gegeben. Wie es Thomson gelungen ist, eine absolute (thermodynamische) Temperaturscala aufzustellen, darüber handeln die weiteren Deductionen. Es wird gezeigt, dass nach dem von Thomson aufgestellten Principe jede Scala auf die neu definierte reduciert werden kann und dass erst dadurch die Thermodynamik zu einem klaren theoretischen Abschlusse gebracht wurde.

Mit dem scharfen Blicke eines wahren Naturphilosophen wirft der Verf. einen kritischen Rückblick auf die Entwicklung der

Thermodynamik und auf die Quellen des Energieprincipes. Er zeigt, dass durch die Trennung des experimentellen, logischen und formellen Momentes die Mystik beseitigt wird, welche so oft und so gern in das Energieprincip hineingetragen wird. Mit vollem Rechte betont der Verf., dass eine Hauptsache an dem Energieprincipe „die spontane selbstthätige, formale Auffassung der Thatsachen“ ist, dass es sich bei diesem Principe nicht sosehr um die Entdeckung neuer Thatsachen als um die Entdeckung einer Form der Auffassung handelt.

Bekanntlich hat Zeuner den von Carnot aufgestellten Wärmekreisprocess durch einen Process mit schweren Massen nachzuahmen versucht und in die Wissenschaft den Begriff des „Wärmegewichtes“ eingeführt. Der Verf. führt nun die Analogie zwischen dem thermischen und mechanischen Process weiter, als es Zeuner gethan hat, und erweitert auch den Carnot-Clausius'schen Satz. Es wird auf den Parallelismus im Verhalten der verschiedenen Energieformen verwiesen, aber auch nachdrücklich betont, dass man durch mehrfache Erfahrungen gezwungen ist, eine Verschiedenheit im Verhalten der Wärme und der übrigen Energieformen zu statuieren. Die Conformität des Verhaltens der Energien ist durch die Gleichförmigkeit unserer Auffassung bedingt.

In dem lesenswerten Abschnitte „Über das physikalisch-chemische Grenzgebiet“ werden Fragen erörtert, die zuerst von James Thomson, Helmholtz, William Thomson besprochen wurden. Das Verhältnis der physikalischen und chemischen Vorgänge wird in klares Licht gesetzt. Im innigsten Zusammenhange mit den chemischen Vorgängen stehen die Empfindungen, und es ist nach der Ansicht des Verf.s recht gut möglich, „dass wir einmal zum Verständnis des Raumes, seiner Dimensionszahl usw. auf chemischem Wege gelangen“.

Die folgenden Abhandlungen, von denen einige dem Leser aus früheren Zeiten bekannt sein werden, sind vorzugsweise erkenntnistheoretischer Natur. In denselben wird der Gegensatz zwischen der mechanischen und der phänomenologischen Physik erörtert, ferner „die Entwicklung der Wissenschaft“ mit besonderer Rücksichtnahme auf die Ökonomie in der Wissenschaft. In der Abhandlung „Der Sinn für das Wunderbare“ wird der Satz ausgesprochen, dass „die Anfänge aller Naturwissenschaft mit Zauberei verbunden sind“, dass ferner die Naturerkenntnis wächst durch die Beobachtung des Ungewöhnlichen und die Auflösung desselben in Alltägliches. Von den Aufsätzen „Umbildung und Anpassung im naturwissenschaftlichen Denken“, „Die Ökonomie der Wissenschaft“ handeln auch die jüngst zusammengefassten populärwissenschaftlichen Vorlesungen des Verf.s.

Die Ansichten, welche in der „Vergleichung als wissenschaftliches Princip“ ausgesprochen sind, sind dem Leser der Mach'schen Schriften früheren Datums geläufig. Die Vergleichung ist das

mächtigste innere Lebenselement der Wissenschaft und fördert dieselbe. In einem folgenden Aufsatze legt der Verf. seinen Standpunkt in Bezug auf den Ursprung, die Weiterbildung der Sprache und deren Bedeutung für das wissenschaftliche Denken dar. Den Hauptwert der Sprache erblickt der Verf. in der Vermittlung der Gedankenübertragung, die Ansicht, dass die Sprache für jedes Denken unerlässlich sei, betrachtet er in Übereinstimmung mit Locke als eine Übertreibung. Bei jeder wissenschaftlichen Deduction ist ein wenigstens theilweise wortloses Denken zu erkennen. Dass die Sprache wie die Algebra eine zeitweilige Entlastung des Denkens bedingt, wird man mit dem Verf. ohneweiters zugeben müssen.

Erkenntnistheoretischer Art ist auch der folgende Aufsatz über den „Begriff". Der Verf. geht in demselben vielfach auf seine Entwicklungen in der Schrift „Beiträge zur Analyse der Empfindungen" (1886) zurück. Das Auftreten des Substanzbegriffes in den physikalischen Theorien wird an der Hand der Geschichte der Physik erläutert. — In der Abhandlung „Causalität und Erklärung" wird zunächst die Entstehung des Begriffes Ursache untersucht; dann wird auf den Unterschied der Beschreibung eines Vorganges und der Angabe der Ursache des Vorganges eingegangen.

Wie der Zufall die Entwicklung der Erkenntnis beeinflusst und bei der Umgestaltung des praktischen Lebens mächtig wirkt, wurde vom Verf. in seinen populärwissenschaftlichen Vorlesungen auseinandergesetzt; nunmehr werden in der Abhandlung „Correctur wissenschaftlicher Ansichten durch zufällige Umstände" ergänzende Bemerkungen zugefügt.

Überaus anziehend geschrieben sind die beiden Abhandlungen „Die Wege der Forschung" und „Das Ziel der Forschung"; die geistvolle Art des Verf.s, den jeweiligen Gegenstand so vielseitig als möglich zu beleuchten, tritt uns in denselben entgegen.

Es ist nicht möglich, in dem beschränkten Raume eines Referates auf alle Ergebnisse der Betrachtungen des Verf.s einzugehen, auch nicht möglich, ein einigermaßen erschöpfendes Bild des Gebotenen zu geben. Das vorliegende Buch muss gelesen und studiert werden; dass dann der mathematisch und physikalisch Gebildete — ein solcher wird vorausgesetzt — von der Lectüre dieses Buches nicht unbefriedigt scheiden wird, kann ohneweiters behauptet werden. Das vorliegende Buch reiht sich würdig den vorangegangenen Schriften des Verf.s an, der unter den Naturphilosophen unserer Zeit eine hervorragende Stelle einnimmt.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 80—83. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1896.

In Nr. 80 wurde die berühmte Abhandlung von H. Helmholtz über die Theorie der Luftschwingungen in Röhren mit offenen Enden von A. Wangerin wieder herausgegeben und mit zahlreichen Anmerkungen versehen, durch die gewisse Schwierigkeiten beim Studium dieser Abhandlung beseitigt werden. Diese Arbeit von Helmholtz ist sowohl in mathematischer als auch physikalischer Hinsicht von großem Interesse. Die Anwendung der Potentialtheorie auf Probleme der Akustik leitet zu Theoremen, welche — wie der Herausgeber in richtiger Weise betont — die Grundlage für eine exacte Formulierung des Principes von Huygens bilden. Die Widersprüche, welche zwischen dem Experimente und der älteren Theorie bestanden, wurden von Helmholtz dadurch beseitigt, dass er den Innenraum der Röhre und den äußeren Luftraum als einen zusammenhängenden Raum behandelte, wodurch die Beziehung zwischen den ebenen Wellen im Innern der Röhre und den Kugelwellen im Außenraume ermittelt wurde. Besonders wichtig ist die Arbeit dadurch geworden, dass sie in ihrem letzten Theile eine vollständige Theorie der Resonatoren enthält. Dem vorliegenden Neudrucke ist das im Journal für die reine und angewandte Mathematik von Crelle-Borchardt aufgenommene Original zugrunde gelegt worden, doch sind auch die Änderungen berücksichtigt, welche in den „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ von Helmholtz an dem Originale angebracht erscheinen. Nach einer auf die Geschichte des Problems bezugnehmenden Einleitung werden die Gleichungen der Luftbewegung auf Grund der hydrodynamischen Grundformeln aufgestellt, dann wird die Integration der Wellengleichung vorgenommen, das Gesetz der Raumdichtigkeit und der Flächendichtigkeit aufgestellt und auf die Analogie mit dem Theoreme von Green verwiesen. Im weiteren werden die Grenzbedingungen aufgestellt für solche unendlich entfernt gedachte Oberflächen, durch welche Schallwellen in den unendlichen Raum hinauslaufen und jenseits welcher es keine Erregungspunkte mehr gibt. Die Theorie der Wellen in offener Röhre, die Form derselben in der Röhre wird im Folgenden studiert und die reducierte Länge verschiedener Röhrenformen betrachtet. Nach Erörterung der Theorie einfacher Röhrenformen werden die allgemeinen Gesetze der Schallschwingungen für solche Hohlkörper in Erwägung gezogen, deren sämmtliche Dimensionen gegen die Wellenlänge verschwindend klein sind und die eine oder mehrere Öffnungen haben, deren Flächeninhalt sehr klein gegen die ganze Oberfläche des Resonators ist.

Das zweite der vorliegenden Hefte (Nr. 81) behandelt die 1. und 2. Reihe der Experimental-Untersuchungen über Elektricität von Michael Faraday aus dem Jahre 1832. Herausgegeben wurde diese Abhandlung von Prof. A. J. v. Öttingen.

Zuerst wurden diese Aufsätze von Poggendorff übersetzt. Die gesammten „Experimental researches“ von Faraday umfassen 30 Reihen, von welchen nur die beiden ersten, die hohen classischen Wert besitzen, in dem vorliegenden Hefte wieder abgedruckt erscheinen. Sie enthalten die Entdeckung der inducierten Ströme und zwar die Induction elektrischer Ströme und die Elektricitätserregung durch Magnetismus, die Besprechung des „neuen elektrischen Zustandes der Materie“, welcher von Faraday als elektrotonischer bezeichnet wurde. Ebenso sind die von Arago einige Jahre früher beobachteten Erscheinungen des Rotationsmagnetismus und andere magnetische Phänomene erklärt. In der zweiten Reihe der Experimental-Untersuchungen über Elektricität finden wir die Erscheinungen der magneto-elektrischen Induction durch Erdmagnetismus beschrieben und erklärt und allgemeine Bemerkungen und Erläuterungen über die Kraft und Richtung der magneto-elektrischen Induction aufgestellt. Man kann sagen, dass durch die Entdeckung der Magneto- und Voltainduction die Vorstellung eines magneto-elektrischen Kraftfeldes geklärt und befestigt wurde; diese Vorstellung wird in den beiden ersten Reihen der „Experimental-Untersuchungen“ jedem, der dieselben genau studiert, hervortreten. Wünschenswert wäre es, wenn auch die anderen bemerkenswerten Abhandlungen von Faraday in dieser handlichen Form, wie sie uns in den „Classikern der exacten Wissenschaft“ entgegentritt, uns geboten würden.

In den beiden folgenden Heften (Nr. 82 und 83) ist die „systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten voneinander“ mit Berücksichtigung der Arbeiten alter und neuer Geometer über Porismen, Projectionsmethoden, Geometrie der Lage, Transversalen, Dualität und Reciprocität usw. von Jakob Steiner neu von Prof. Öttingen herausgegeben. Wir stimmen dem Herausgeber vollständig bei, wenn er darüber klagt, dass die streng perspectivische Zeichnung der Gebilde in der synthetischen Geometrie stark vernachlässigt worden ist; wenn dieser Zeichnung Rechnung getragen wird, dann können alle Lehren der synthetischen Geometrie des Raumes durch Construction der entsprechenden Figuren belebt werden. Aus diesem Grunde hat Prof. Öttingen in den Anmerkungen, welche er seiner Ausgabe der Steiner'schen systematischen Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten voneinander beigab, einige Theoreme mit perspectivisch correcter Zeichnung dargestellt und dadurch den Weg gezeigt, der in analogen Fällen zu wandern wäre. Was die vorgeführten Grundlehren des perspectivischen Zeichnens betrifft, hat der Verf. nur kurz die Begriffe des Fluchtpunktes einer Geraden und der Fluchtlinie einer Ebene erläutert.

Im ersten Abschnitte werden die Geraden, die ebenen Strahlenbüschel und die Ebenenbüschel in Hinsicht ihrer projectivischen

Beziehungen untereinander betrachtet und speciell die Theorie der projectivischen Geraden und der ebenen Strahlenbüschel in der Ebene, jene der projectivischen Geraden, der ebenen Strahlenbüschel und der Ebenenbüschel im Raume, die Erzeugung der Linien und der geradlinigen Flächen zweiter Ordnung durch projectivische Gebilde gegeben. Die Untersuchungen, welche in den vorliegenden beiden Heften enthalten sind, haben fundamentale Bedeutung, und es muss dankend anerkannt werden, dass dieselben nunmehr einem weiteren Kreise zugänglich gemacht wurden. Dieselben bilden wohl den Hapttheil des Steiner'schen Werkes über die Abhängigkeit geometrischer Gestalten voneinander. Durch die dem Texte beigegebenen Anmerkungen des Herausgebers sind manche Theile des Werkes, das im allgemeinen schwierig zu studieren ist, dem Verständnisse näher gerückt worden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Excursionsflora für Österreich (mit Ausschluss von Galizien, Bukowina und Dalmatien), verfasst von Dr. Karl Fritsch, k. k. a. o. Professor der systematischen Botanik an der k. k. Wiener Universität. Wien, Carl Gerolds Sohn 1897. LXXII u. 664 SS. Preis 4 fl.

Eine Excursionsflora für Österreich war thatsächlich ein Bedürfnis, da das einzige neuere Buch dieser Art, M. Willkomms „Schulflora von Österreich" einerseits das ganze Mediterrangebiet ausschließt, andererseits ziemlich viele, namentlich seltene Arten nicht enthält.

Der Verf. sollte auf Wunsch des Verlegers das bekannte „Botanische Excursionbuch" von Lorinser, dessen letzte (5.) Auflage vor nun 14 Jahren erschien, neu bearbeiten. Das angezeigte Werk ist aber ein ganz neues Buch, welches zwar die äußere Form der Lorinser'schen Tabellen beibehalten hat, dem Inhalte nach aber eine Originalarbeit bildet. Das behandelte Gebiet umfasst alle cisleithanischen Länder mit Ausnahme von Galizien, Bukowina und Dalmatien. Die Inseln Veglia, Cherso und Lussin sind einbezogen.

Die Einleitung enthält in conciser Fassung die Erklärung der wichtigsten Grundbegriffe der botanischen Morphologie, soweit sie zum Verständnisse der in den Bestimmungstabellen vorkommenden Fachausdrücke nothwendig sind. Ein solches Capitel fehlt allen ähnlichen Büchern. Hierauf folgt eine Aufzählung der wichtigsten Florenwerke für die einzelnen Kronländer, dann ein Verzeichnis der gebräuchlichsten Abkürzungen inclusive jener der Autornamen, weiters eine Übersicht des Linnee'schen Systems.

Der specielle Theil enthält (S. XXVI—LXXI) einen analytischen Schlüssel zur Bestimmung der Pflanzengattungen nach dem Linneeschen System und (S. 1—626) die Bestimmungstabellen der Familien,

Gattungen und Arten der Gefäßpflanzen, systematisch nach Engler-Prantl „natürlichen Pflanzenfamilien“ eingetheilt; nur die Pteridophyten sind nach Luerssen (in Rabenhorst Kryptogamenflora) angeordnet. Mit Rücksicht auf die Labilität, die heute in der Auffassung des Artbegriffes sowie in Bezug auf Nomenclatur der Genera und Species herrscht, war die Aufgabe des Verf.s keine leichte. Bei solchen Gattungen, die in neuerer Zeit monographisch bearbeitet wurden (Orobanche, Euphrasia, Gentiana, Rubus usw.), wurden alle von den betreffenden Monographen unterschiedenen Arten aufgenommen. Bei formenreichen Gattungen jedoch, deren Arten noch nicht genügend geklärt sind (Rosa, Potentilla, Hieracium usw.) hat der Verf. — um den Anfänger nicht zu verwirren — in der Regel nur die vollkommen sicher gestellten Arten aufgenommen. Da bei jeder Art die geographische Verbreitung innerhalb des Gebietes angegeben ist, so ist die vorliegende „Excursionsflora“ nicht nur ein vorzügliches Bestimmungsbuch, sondern gleichzeitig ein wichtiges Nachschlagewerk für die Vegetationsverhältnisse Österreichs, da eine neuere Flora austriaca nicht existiert.

Alle Bestimmungstabellen sind so verfasst, dass die Determinierung möglichst leicht wird. Schwieriger erkennbare Merkmale im Baue der Früchte und Samen, z. B. bei den Cruciferen oder Umbelliferen, sind soweit als möglich vermieden und dafür andere, an der frischen, blühenden Pflanze auffallende Merkmale, wie Blütenfarbe, Blattgestalt, Behaarung usw. in den Vordergrund gestellt. Deshalb empfiehlt sich das Buch auch besonders für den Gebrauch an Mittelschulen. Von Culturpflanzen erscheinen nur die allerwichtigsten, sowie diejenigen, welche öfter verwildert vorkommen, aufgenommen.

Die deutschen Benennungen wurden mit Sorgfalt ausgewählt. Bekanntlich haben viele Arten zahlreiche Volksnamen, und umgekehrt werden oft ganz verschiedene Pflanzen in verschiedenen Gegenden mit demselben Namen bezeichnet (man vgl. nur z. B. „Die deutschen Volksnamen der Pflanzen“ von G. Pritzel und C. Jessen). Der Verf. hat an dem Principe festgehalten, jeder Gattung und Art nur einen deutschen Namen beizufügen. Die Benennung der Marsileaceae als „Sumpffarne“, der Salviniaceae als „Schwimmfarne“, der Selaginellaceae als „Moosfarne“ sind sehr bezeichnend und anschaulich.

Da sich seit dem Erscheinen der „Synopsis“ von Koch und der Florenwerke von Neilreich der Standpunkt der Systematik vielfach verändert hat, so mussten viele bisher übliche Namen geändert werden; dieselben sind in einem Synonymen-Verzeichnisse alphabetisch zusammengestellt, so dass jeder, der an die ältere Nomenclatur gewöhnt ist, die Bedeutung der ihm geläufigen Namen leicht findet. Außerdem sind auch diejenigen gebräuchlichen Gattungsnamen, welche geändert wurden, im lateinischen

Register angeführt und mit einem Sternchen bezeichnet. In den Bestimmungstabellen sind keine Synonyme aufgenommen.

Der ganze Stoff ist mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis bearbeitet und in klarer und praktischer Weise angeordnet. Die Ausstattung des Buches ist hübsch, der Preis mit Rücksicht auf das Gebotene billig. Fritschs „Excursionsflora" wird gewiss nicht nur den Fachbotanikern und den Lehrern der Naturgeschichte an den verschiedenen Kategorien der Mittelschulen, sondern jedem Pflanzenfreunde von Nutzen sein. Das handliche Taschenformat gestattet bequem das Mitnehmen des Buches auf Excursionen.

Wien. Dr. A. Burgerstein.

Briefe über den naturhistorischen Unterricht an der medicinischen Facultät und am Gymnasium von med. u. phil. Dr. Adolf Hromada. Ein Beitrag zur Reform des Studiums der Medicin und des Gymnasiallehrplanes. Wien, Carl Gerolds Sohn 1897.

Jede Zeile verräth, dass ein im Mittelschulwesen und im medicinischen Studium trefflich bewanderter Fachmann zu der langlebigen Frage einer Reform des Gymnasiallehrplanes und der medicinischen Facultät Stellung nimmt.

Der Mediciner bedarf, dies ist der Gedankengang, der naturhistorischen Vorbildung, ohne dass seine Studienzeit verlängert und ohne dass nothwendige Specialfächer weiterhin als unobligat betrachtet und vernachlässigt werden sollen. Die naturhistorische Vorbildung muss daher dort erworben werden, wo überhaupt die allgemeine Bildung vermittelt wird, im Gymnasium; zu diesem Behufe soll der naturgeschichtliche Unterricht daselbst erweitert und mehr vertieft werden. Bei gutem Willen auf allen Seiten könnte er auch so reorganisiert werden, dass die Abiturienten die nothwendige Vorbildung für das medicinische Studium bereits erworben hätten, wenn sie an die Universität übertreten; irrig ist es, alles Heil nur in der Facultät selbst zu suchen.

Während jetzt auf 20 humanistische Lehrstunden im Obergymnasium eine einzige naturhistorische Stunde entfällt, könnten durch Abgabe einiger philologischen Lehrstunden und durch Zugabe einiger weiteren Stunden in der 5. und 6. Classe der Naturgeschichte und Chemie 5, in der 7. Classe der Somatologie, Mineralogie und Physik 6 und in der 8. Classe der Geologie und Physik 7 Stunden zutheil werden.

Die Verwirklichung dieses Vorschlages ist wohl, wie der Verf. befürchtet, in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, da die heute noch maßgebenden Kreise einer Zeit entstammen, in welcher die Naturgeschichte am Gymnasium wirklich nur ein geisttödtender Gedächtniskram gewesen ist und Missachtung verdient hat. Nur derjenige,

welcher auf diesem Gebiete die fortschreitende Methode, die Vervollkommnung der Lehrmittel und Lehrtexte, ferner die tüchtige Schulung der Lehrer seit etwa 20 Jahren verfolgt hat, kann den Wert der naturgeschichtlichen Disciplin würdigen.

Ist auch die Idee in den „Briefen" nicht neu, so muss doch ihre Darstellung den Freund des wissenschaftlichen Fortschrittes sympathisch berühren. Der Verf. legt die Sonde an alle Vorschläge, durch welche man bisher von mehr oder weniger berufener Seite die Frage einer gedeihlichen Lösung zuführen wollte, und stellt ihnen eine hoffnungslose Diagnose; anschaulich und überzeugend ist die Begründung der These, frei von jeder Einseitigkeit, mit der dieser Gegenstand häufig behandelt wird, und rein von jeder „verstimmenden Absicht". Die Lectüre solcher „Briefe" kann man jedem Collegen bestens empfehlen.

Wien. St. Fellner.

Österreichische Volksschulzustände. Ein Wort an das Volk und seine Lehrer. Von Adolf Mößler. Wien, Verlag der ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand) 1897. 64 SS.

Das Büchlein ist eine Tendenzschrift und will den Nachweis erbringen, dass es mit der Volksbildung bei uns in Österreich noch herzlich schlecht aussieht, und dass wir noch gewaltig viel zu thun haben, wenn wir unserem Reiche den Anspruch, als ein Culturland aufzutreten, erwerben wollen. Dass auch unsere Volksschule der Ausgestaltung und Verbesserung fähig ist, wird niemand leugnen. Nur wird man mit anderen Argumenten kommen müssen, als die sind, auf die das vorliegende Schriftchen seine Anklagen gründet. Vor allem aber sollte die Statistik nicht in solcher Weise missbraucht werden. „Da in Österreich auf einen Flächenraum von 16·13 Quadratkilometer eine Schule entfällt, so sind bei uns die Schulen durchschnittlich eine Wegstunde voneinander entfernt, und die meisten Schüler haben eine halbe bis zwei Stunden zur Schule." Derlei Schlussfolgerungen werden niemand überzeugen.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zwei Preisprüfungen.

Das Gewicht, welches die österreichische Unterrichtsverwaltung seit einiger Zeit auf die Pflege altsprachlicher Privatlectüre legt, möge die folgenden Zeilen entschuldigen. Sie sollen von einer Einrichtung Kunde geben, die am k. k. I. Staats Gymnasium in Graz besteht. Hier wird in jedem Jahre eine Preisprüfung aus der griechischen Sprache abgehalten und ebenso eine aus der lateinischen. Die Schüler bereiten sich auf diese Prüfungen durch Privatlectüre vor, und wer am besten besteht, erhält eine silberne Medaille mit silberner Brustkette. Das Geld zur Anschaffung dieser Auszeichnungen fließt aus zwei Stiftungen.

Die eine Stiftung hat der verstorbene steiermärkische Landesarchivar Josef Wartinger im Jahre 1852 unter folgender wörtlicher Anordnung gemacht:[1] „Ich überlasse bleibend eine 4% Met. Oblion von 500 fl C. Mze dem k. k. academischen[2]) Gymnasium in Gratz zu diesem und keinen andern Zwecke, dass die jährlich entfallenden 20 fl Interessen dieser Oblion zur Anschaffung einer silbernen Medaille an einer silbernen Halskette verwendet werden sollen, womit jener Schüler der 8ten Gymnasial-Klasse zu belohnen ist, der bey der jährlich abzuhaltenden öffentlichen Prüfung, in welcher die Rede des Isocrates „ad Demonicum“ jedenfalls geprüft werden musz, aus der griechischen Sprache die gründlichsten und ausgebreitetsten Kenntnisse, zu deren Erforschung der Gymnasial Director und Lehrkörper auch andere griechische Lesestücke übersetzen und analisiren lassen könne, bewiesen haben wird.“[3]) Dementsprechend sollte die erste Prüfung im Jahre 1853 abgehalten werden; doch findet sich erst über die Prüfung des nächsten Jahres im Programme der Anstalt eine Nachricht. Von nun an wurde dieselbe jährlich meist unter dem

---

[1]) Willbrief des Statthalters von Steiermark vom 15. März 1853, Z. 172/140.

[2]) Diesen Titel führte die Anstalt früher; mit der Errichtung des II. Staats-Gymnasiums wurde er ihr genommen.

[3]) Orthographisch treue Wiedergabe nach der amtlich beglaubigten Abschrift des Willbriefes.

Vorsitze des betreffenden Schulrathes und Gymnasialinspectors, später des Landesschulinspectors abgehalten. Schon in den ersten Jahren wurde sie auch auf die Ilias ausgedehnt, und die Preiswerber bereiteten sich nach der damals üblichen gekürzten Ausgabe der Ilias von Hochegger vor. Die Prüfung lieferte jedesmal kleine erfreuliche Ergebnisse, und es bürgerte sich der Brauch ein, alle diese Candidaten von der mündlichen Maturitätsprüfung aus dem Griechischen zu befreien.

Diese umfangreichere Prüfung, die sich auf die Ilias und auf die Rede πρὸς Δημόνικον erstreckte, wurde jedoch im Anfange der Achtzigerjahre beseitigt. Man hatte gefunden, dass die Schüler in ihren Leistungen aus anderen Gegenständen zurückblieben, und infolge einer neuerlichen Durchsicht des Willibriefes glaubte man die Prüfung von nun an auf die Rede πρὸς Δημόνικον beschränken zu müssen. Meines Erachtens ist durch diese Abänderung der eigentliche Zweck der Prüfung völlig vereitelt worden. Was früher nur ein Anhängsel war und nur nebenbei geprüft wurde, um den Worten des Stiftsbriefes genügezuleisten, das war jetzt die Hauptsache geworden. Jetzt war die Prüfung nicht mehr Sache des Wissens und der Befähigung, sondern lediglich eine Leistung des Willens. Wer die nöthige Ausdauer hatte, der lernte die paar Seiten mehr oder weniger wörtlich auswendig und machte die Prüfung. Die Schrift ist ja so wenig umfangreich, dass sie mit ihren 12 Seiten Teubnerschen Textes keinen Maßstab für die Beurtheilung der Kenntnisse der Schüler abgeben kann. Zumeist befand sich die Commission in der größten Verlegenheit, wem sie den Preis zusprechen sollte.

Diese παραίνεσις πρὸς Δημόνικον nimmt allerdings im cod. Vaticanus 65 (Δ) die erste Stelle unter den Reden des Isokrates ein; indessen werden sie heutzutage nach den Untersuchungen von Benseler, Jahr, Albrecht und Keil wenige Philologen für ein Werk des Redners Isokrates halten. Es wird darin ein gänzlich unbekannter Demonikos zu einem tugendhaften Leben aufgefordert. Zwischen eine wenig sagende Einleitung und einen nichtssagenden Schluss ist eine Fülle allerdings schöner, aber ungeordneter Lebensregeln eingeschoben, die in der Reihenfolge hingeschrieben scheinen, wie sie dem Verfasser einfielen. Das Beste davon ist längst in griechische Übungsbücher niederer Stufen übergegangen. Es ist freilich richtig, dass mancher Spruch der Lebensweisheit, mancher ethische Satz hier in einer recht glücklichen Form ausgeprägt ist, und das war jedenfalls der Grund, der Wartinger bewogen hat, diese Schrift so zu bevorzugen. Dass diese Sprüche eine Lücke ausfüllen, durfte man selbst vor einem halben Jahrhundert nicht behaupten; denn die deutsche (und die englische) Literatur enthielt vortrefflichere Sachen solcher Art. Seither sind noch mehr zugewachsen; jedes Handbuch der Ethik zählt solche Werke auf. Sosehr man daher die ideale Gesinnung des Mannes wird schätzen müssen, so wenig kann man mit seiner Wahl einverstanden sein. Ich kann es nur herzlich bedauern, dass Wartinger aus dem ganzen reichen Schatze der griechischen Literatur kein anderes Werk für seinen Zweck gefunden hat, ein Werk, das weniger Moral predigt, aber mehr Kunst enthält und dafür schon durch die Wahl des Gegenstandes,

durch den Kreis von Gedanken und Empfindungen, die es behandelt und erregt, indirect moralisch im höchsten Sinne wirkt, mit einem Wort, ein wahrhaft classisches Werk. Daher handelte der Lehrkörper unserer Anstalt damals weise, als er die Ilias zum Hauptgegenstande des Wettbewerbes machte. Wer diese durchgearbeitet, der hatte ein Kunstwerk kennen gelernt, das unvergänglichen Lebensfunken in sich trägt, und noch mancher hat in späteren Jahren zu seinem Homer gegriffen, wenn ihn Lebenserfahrung ein tieferes Verständnis gelehrt hatte. Aber die Fabrikarbeit *πρὸς Δημόνικον* hat schwerlich einer wieder aufgeschlagen.

Es ist nicht ohne Interesse, die Betheiligung der Schüler an dieser Preisprüfung zu verfolgen. Sie war in den früheren Jahren erheblich größer als in den späteren. In den ersten 17 Jahren nahm durchschnittlich etwa ein Sechstel bis ein Siebentel der Schüler daran theil (ausnahmsweise sank 1861 die Zahl auf ein Eilftel), allein im Jahre 1871 nur mehr ein Zwölftel. Zwar steigt die Theilnahme in einzelnen Jahren wieder und 1873 machte sogar jeder dritte Octavaner die Prüfung, aber immer häufiger sinkt die Zahl der Theilnehmer namentlich seit den Achtzigerjahren bis auf ein Eilftel und auf ein Zwölftel, zweimal sogar auf ein Dreizehntel. Im Jahre 1895 meldete sich zum erstenmal von 26 Schülern kein einziger und 1897 von 32 nur zwei. Ich finde das ganz begreiflich. Mag auch der gegenwärtige Prüfungsstoff vielleicht nicht der einzige Grund des Rückganges sein, ein gewichtiger ist er jedenfalls. Die Rückkehr zur alten Übung halte ich für durchaus wünschenswert. Eine Beeinträchtigung anderer Gegenstände besteht in Wirklichkeit dann nicht, wenn man nur den zur Bewerbung zulässt, der dazu berufen ist. Für jeden taugt solche Lectüre freilich nicht, caviar to the general! Nicht Fleiß entscheidet hier und Befähigung allein, sondern vor allem das im Laufe der Jahre erworbene Wissen.[1]) Thatsächlich haben sich jedoch in früheren Jahren, selbst als noch aus der Ilias geprüft wurde, unter den Candidaten Leute befunden, schwache Griechen, die die Prüfung nur aus dem Grunde mitmachten, um von der mündlichen Maturitätsprüfung aus dem Griechischen befreit zu werden! So viel über die griechische Preisprüfung.

Die andere Stiftung ist aus folgendem Anlass entstanden. Im Jahre 1873 feierte das I. Staats-Gymnasium wegen seines 300jährigen Bestehens ein großes, in allen Stücken gelungenes Fest, an dem weite Kreise der Bevölkerung lebhaften Antheil nahmen. Aus den Überschüssen der für die Festfeier eingegangenen Gelder wurde auf Anregung des damaligen Directors, des Regierungsrathes Dr. Richard Peinlich, ein Preis für den bei einer besonderen Prüfung sich am vorzüglichsten bewährenden Schüler der VI. Classe gestiftet, bestehend aus einer silbernen Medaille sammt silberner Brustkette. Als Aufgabe für die Preisbewerbung wird die volle Vertrautheit mit Ciceros Schrift »De amicitia« gestellt.

[1]) Man könnte übrigens statt der Ilias die Odyssee wählen; in früheren Jahren scheint sogar aus dieser neben der Ilias geprüft worden zu sein; ob auf Grund einer Vorbereitung, kann ich nicht entscheiden.

Die Medaille trägt die Aufschrift: Praemium latinitatis cultoribus constitutum a gymnasio Graecensi IV. a principiis suis saeculum auspicanti · a · MDCCCLXXIV. Das gewidmete Capital von 700 fl. ö. W. ermöglicht meist auch die Anschaffung eines Accessit-Preises (bestehend in einem nützlichen Buche) für den zunächstkommenden Preisbewerber. In dem Willbriefe des Statthalters vom 15. Januar 1877, Nr. 18.439, heißt es außerdem wörtlich: „Der Director hat dafür Sorge zu tragen, dass jede Überbürdung der Schüler zum Zwecke der Preisbewerbung und jede andere die eigentliche Schulaufgabe gefährdende Einflussnahme fern gehalten werde. Die Vorbereitung für diese Prüfung geschieht durch Privatlectüre unter den für diese üblichen Normen. Eine andere Privatlectüre in der lateinischen Sprache darf daher nebenbei nicht betrieben werden. Die Betheiligung steht zwar den Schülern frei, von der Preisbewerbung sind aber solche auszuschließen, welche in der Schule aus Latein keine vorzügliche oder lobenswerte Leistung aufweisen, ferner diejenigen, welche in einem anderen Gegenstande nicht genügen, oder die in sittlicher Beziehung Tadel verdienen.“

Durch diese Bestimmungen ist jeder Überbürdung vorgebeugt; es heißt sogar an anderer Stelle, dass der betreffende Fachlehrer dafür interessiert werden solle, die Leitung dieser Privatlectüre in seine Hand zu nehmen und sie von Zeit zu Zeit zu controlieren und zu fördern, obschon diese Leitung unter Umständen auch wegfallen könne. Auch mit der Wahl der Schrift kann man völlig einverstanden sein. Steht die Schrift de amicitia auch nicht auf derselben Höhe, wie die Schrift de senectute, so ist sie doch ebenfalls con amore und mit einer gewissen Anmuth geschrieben, und es ist schließlich begreiflich, dass Peinlich um des Inhaltes willen dem Laelius vor dem Cato maior den Vorzug gegeben hat; ist doch das Gymnasium die Stätte, wo die innigsten Freundschaften geschlossen werden.

Diese Prüfung wurde zum erstenmal 1875 mit 13 Schülern der VI. Classe abgehalten. Die Ziffern der Betheiligung schwanken hier sehr, da nur Schüler mit Vorzugsnoten zugelassen werden; doch wurde die Prüfung noch in jedem Jahre abgehalten mit Ausnahme des Jahres 1897, wo sich nur ein Schüler meldete. [1879, 1895 und 1896 meldeten sich nur je zwei Schüler, sonst meist 4–6, unter Umständen auch mehr.]

Über Privatlectüre pflegt man heute sehr verschiedener Ansicht zu sein. In den neuen preußischen Lehrplänen ist der Betrieb obligatorisch, in Österreich ist der Zwang verboten. Manche wollen die Privatlectüre gänzlich verwerfen. Auch über jene beiden Preisprüfungen wird mancher absprechend urtheilen. So lange aber am Gymnasium idealer Sinn gepflegt wird, und das ist trotz mancher Misserfolge doch noch der Fall, so lange wird man in unseren beiden Preisprüfungen, deren Stiftung selbst ein Ausfluss idealer Gesinnung ist, ein wesentliches Förderungsmittel solcher Lebensanschauung erblicken müssen.

Graz. A. Heinrich.

Schulapotheken.[1])

Es reden und schreiben Pädagogen und Nichtpädagogen so viel von besseren künftigen Tagen, die für die Schuljugend anbrechen sollen; wenig Lernstoff, verbesserte Methode, nach der die Schüler alles bereits in der Schule lernen, zu Hause dann nichts mehr zu arbeiten haben, Körperpflege, Wahrung der Grundsätze der Gesundheitslehre beim Bau von Schulgebäuden, Handhabung derselben seitens der Lehrer während des Unterrichtes, Schulärzte: das ist in großen Umrissen das Ideal, das die Gegenwart zum Theile bereits erreicht hat, oder dem sie noch zustrebt. Vorbei ist die alte, die schreckliche Zeit, da den Schulkindern in dumpfen Gebäuden so furchtbar viel geistige Nahrung geboten wurde nach der Methode „Friss Vogel oder stirb!“ Aufgeräumt wird mit den alten Überlieferungen; gesäubert und gefegt wird mit eisernem Kehrbesen an dem altehrwürdigen Schulbau, der für die Neuzeit nicht grau, sondern greulich geworden ist; eine Neuerung jagt die andere, und so will auch ich zur Einführung einer solchen nach bescheidenen Kräften mithelfen.

Ausgehend von dem — wie soll man sagen, modernsten Schlagwort — Schularzt, will ich die geehrten Leser zwar nicht in ein Schulspital führen, obwohl man manchmal beim Eintritt in ein Schulzimmer der Großstadt sich eher in ein Spital versetzt glaubt, wenn man so viele blutarme Bleichgesichter sieht, aber doch zu einer Einrichtung, die damit in einem Zusammenhange steht, zu einer Schulapotheke.

Schulapotheke — ein grässlicher Begriff! Wie ist dagegen „Schulküche“ so appetitlich, „Schulgarten“ so einladend! Nun, so furchtbar ist die Sache nicht; mit ganz einfachen, reinlichen Dingen wollen wir unsere Apotheke ausstatten.

Ist denn eine solche überhaupt nothwendig? Gewiss, wie jede andere Apotheke, wie man neben einem Hausarzte sich eine Hausapotheke hält;[2]) ja letztere ist nothwendiger als ersterer. Es sollen freilich nicht die Schäden geheilt werden, die nach der Meinung vieler der Schulbesuch als solcher verursacht, sondern die man in die Schule mitbringt, oder die man sich während der Schulzeit zuzieht. Und wer wüsste nicht aus eigener Erfahrung, von welchen Leiden und Schmerzen die Schüler oft plötzlich heimgesucht werden? Kopfschmerzen, Augenschmerzen, Ohrenschmerzen, Zahn-, Brust-, Bauch- und alle möglichen Schmerzen stellen sich bisweilen unerwünscht, manchmal höchst erwünscht, wenn gerade beim Aufruf zu einer Prüfung, ein. Es kommt gar nicht selten

---

[1]) Wir veröffentlichen diesen Aufsatz mit dem Bemerken, dass uns die Verwendung medicinischer Artikel durch Laien nicht ganz unbedenklich erscheint. Die Red.

[2]) Das Ehrlich'sche Stift in Dresden hat neben zwei Krankenzimmern einen ärztlichen Untersuchungsraum, in welchem sich eine gut eingerichtete Hausapotheke, Verbandzeug, Instrumente, Fieberthermometer, Hygrometer usw. befinden; der Hausarzt ist zugleich Schularzt. Vgl. Dr. Kotelmanns Zeitschrift für Schulgesundheitspflege 1895, S. 398.

vor, dass Kinder während der Schulstunden von Unwohlsein befallen werden. Soll man deshalb ein Kind gleich nach Hause schicken? Es bliebe ja sonst recht gerne, um nichts vom Unterrichte zu versäumen. Es wohnt auch vielleicht weit entfernt vom Schulgebäude; es ist also mit dem Nachhauseschicken auch nicht viel gewonnen: leiden muss das Kind dann doch auf dem Wege, während man vielleicht sofort Linderung bringen könnte mit einfachen Mitteln, wenn man diese bei der Hand hätte. Oder ein Kind stürzt und schlägt sich an einer Kante eine blutende Wunde; nach den neueren Lehren der Heilkunst ist es aber um jeden Tropfen des rothen Lebenssaftes schade, der leichtsinnigerweise verloren geht. Aber was thun? Wieder nach Hause schicken! Jeder Lehrer weiß ferner aus seiner eigenen Studienzeit und aus der Zeit seiner Lehrthätigkeit, dass sich die Kinder ziemlich oft mit den Stahlfedern verletzen, dass sie sich oder andere durch unvorsichtiges Hantieren mit dem Messer verwunden, dass sie sich mit den aufklappbaren Sitzen die Finger quetschen. Und wie oft tritt bei den Schülern Nasenbluten ein! Wie leicht kann beim Turnunterricht ein böser Fall eintreten, wenn auch niemand gern ein Bein bricht! Dann steht man völlig rath- und hilflos da; freilich in Wien und in einigen größeren Städten ist die Rettungsgesellschaft rasch zur Hand; aber in den kleineren Provinzstädten?

Auch dem Lehrer kann manches von dem Erwähnten zustoßen; ja er genießt noch einen Vorzug; er kann sich nämlich z. B. bei Versuchen im naturhistorischen oder physikalischen Unterricht Brandwunden zuziehen, eine Art von Verletzung, von der die Schüler während der Unterrichtszeit im großen und ganzen nicht heimgesucht zu werden pflegen.

Gegen die erwähnten wohl zumeist vorkommenden Krankheiten und Unfälle also soll man in der Schulapotheke Mittel finden, die zur ersten Hilfe gute Dienste leisten. Welches diese Mittel sind, darüber kann ich mir kein entscheidendes Urtheil anmaßen; es wäre Sache der Schulärzte und, solange wir diese nicht haben, der Landessanitätsbehörden, die Einrichtung der Apotheken zu regeln.[1]) Dass aber kein

---

[1]) Es hat sich auch bereits wirklich einmal der Oberste Sanitätsrath mit dieser Frage befasst. In der Sitzung nämlich vom 26. Januar 1895 erstattete als Referent namens des hiefür eingesetzten Specialcomités Obersanitätsrath Prof. Dr. Weichselbaum ein Fachgutachten über die Zweckmäßigkeit der Bereithaltung von Rettungskasten in Volks- und Mittelschulen sowie eines dem Obersten Sanitätsrathe vorgelegenen Probeexemplares eines derartigen Rettungskastens mit einer zugehörigen Belehrung in Form einer Wandtafel. Vgl. Das österr. Sanitätswesen 1895, VII. Jahrg. S. 53. Zu meinem Bedauern wurde dieses Gutachten nicht veröffentlicht, zu noch größerem Bedauern führte diese Verhandlung, wie es scheint, bisher ebensowenig zu einem greifbaren Erfolge wie der Vortrag, den Dr. G. Hergel auf dem V. deutsch-österr. Mittelschultage in Wien gehalten hatte. In diesem schilderte er ein ideales Schulgebäude. Ein solches enthielte ein eigenes Arbeitszimmer für einen Schularzt und einen Gesundheitsingenieur, das auch eine Apotheke bärge zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Erkrankungen oder Unglücksfällen. Vgl. Kotelmanns Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege 1894, S. 683.

Mittel aufgenommen werden kann, das nur ein Arzt verschreiben darf, das also in der Hand eines Laien nur Unheil stiften könnte, ist selbstverständlich. Ich will nur ganz kurz anführen, welche Mittel ich für hinreichend oder zweckentsprechend erachte.

Wessen man in den meisten Fällen bei der ersten Hilfegebung bedarf, ist wohl Wasser, frisches, reines, kaltes Wasser. Gegen Kopfschmerzen, Üblichkeiten vom Magen, Zahnschmerzen, Blutungen usw. wird es gute Dienste leisten. Glücklich also die Anstalt, in deren Gebäude Wasser eingeleitet ist. Solange aber nicht in jedem Schulgebäude Wasser aus einer Leitung zu haben ist, muss daher auf sonstige Weise stets für Wasser vorgesorgt sein. Das ist wohl auch bereits überall der Fall, in jedem Conferenzzimmer wird es stets eine oder einige Flaschen mit Wasser geben. Weiters wird Öl unentbehrlich sein; Ohrenstechen z. B. wird durch Einträufeln einiger Tropfen erwärmten Olivenöls in den meisten Fällen gänzlich beseitigt oder wenigstens gemildert; in Fällen von Verbrennung oder Quetschung kann es zum Verband genommen werden. Der Mittel gegen Zahnschmerzen gibt es manche, vielleicht wird ein Fläschchen mit Nelkenöl oder sonstigen „Zahntropfen“ das unschuldigste sein. Gegen Magenbeschwerden dürften Kamillentropfen zu empfehlen sein; Rum oder Cognac werden wohl nicht in der Schulapotheke fehlen dürfen. Dowerische Pulver gegen Diarrhöe dürften erwünscht sein. Ob man Antipyrin, Phenacetin oder ähnliche Mittel gegen Kopfschmerz wird aufnehmen können, wage ich nicht zu entscheiden. Ein Löffelchen und Zucker wird man gerne bei der Hand haben wollen.

Gehen wir auf die chirurgischen Fälle über, so muss als unentbehrlich gelten: Verbandstreifen und Verbandtücher, sterilisierte Bruns'sche Baumwolle, irgendein Heftpflaster, das sogenannte Englischpflaster oder das Jodoform-Englischpflaster, dann Jodoformgaze und ähnliches. Vielleicht findet die sosehr in Verruf gekommene Arnicatinctur ihren Verfechter.[1]) Stecknadeln oder Sicherheitsnadeln werden diesen Theil des Medicinkastens vervollständigen müssen. Ob es nothwendig sein wird, Arm- und Beinschienen vorräthig zu haben oder wenigstens Holzleisten als Nothbehelf, dafür sind die Erfahrungen maßgebend, die man bisher zumal beim Turnunterricht gemacht hat.[2]) Ein Waschbecken, Trinkgläser, einen

---

[1]) Dr. Delvaille et Dr. Breucq: Guide hygiénique et médical de l'instituteur. Paris 1889, empfehlen zu Ende des Buches die Einrichtung einer kleinen Schulapotheke und führen unter den wenigen Medicamenten auch Arnicatinctur an. Kotelmanns Zeitschr. 1890, S. 305. Dass Kneipp für das Wohlverlei eine Lanze einlegt, dürfte bekannt sein.

[2]) Und da lasen wir denn in den Tagesblättern vom 17. April 1897: „Aus Lehrerkreisen meldet man uns: Einem längst gefühlten Bedürfnisse entsprechend wird in den im nächsten Monate stattfindenden Bezirkslehrerconferenzen der Antrag gestellt werden, für jede Schule Wiens für den Turnsaal einen sogenannten Rettungskasten, welcher Medicamente und Hilfsmittel bei vorkommenden Unfällen beim Turnunterrichte enthalten soll, anzuschaffen, so dass der Turnlehrer sofort imstande ist, verunglückten Turnschülern noch vor Eintreffen des Arztes die erste und, was besonders ins Gewicht fällt, zweckentsprechende Hilfe, wie Verband, Blutstillung usw. angedeihen zu lassen.“

Schwamm und Handtücher wird man nicht vermissen dürfen. Die Heil- und Hilfsmittel vollständig aufzuzählen kann ebensowenig meine Sache sein, wie alle Unfälle und Erkrankungen zu erwähnen.

Noch eine Frage müssen wir aber beantworten, nämlich wo diese Hilfsmittel untergebracht werden sollen. Die Natur der Sache erfordert es, dass sie zu jeder Zeit leicht zugänglich seien. Und da gibt es wohl keinen besseren Raum als das Conferenzzimmer, weil dieses allen Schülern sehr bekannt ist, und weil dorthin die Schüler sich instinctiv um Hilfe wenden werden; es ist ferner zumeist im Mittelpunkte des Schulgebäudes untergebracht und während der Unterrichtszeit wohl immer offen. Im Conferenzzimmer also soll die Apotheke aufbewahrt werden. Die nicht allzu zahlreichen Bestandtheile derselben können bequem in einem mehr oder minder großen, an der Wand befestigten Kästchen verschlossen sein. Es wird sich jedoch nicht empfehlen, einen versperrbaren Kasten zu wählen, weil man dann vielleicht im Bedarfsfalle den Schlüssel erst wer weiß wo suchen könnte. Die Fläschchen und Päckchen müssten mit deutlichen Aufschriften versehen sein; eine Gebrauchsanweisung könnte aufklären, in welchen Fällen und in welcher Stärke jedes Mittel anzuwenden ist.

Da die erforderlichen Bestandtheile einer solchen Schulapotheke billig zu erwerben sind, wird wohl jede Anstalt in der Lage sein, mit derselben ihre Einrichtung zu ergänzen. Eines besonderen Verwalters derselben wird es nicht bedürfen, es könnte ein solcher ja auch nicht immer zugegen sein. Jeder Lehrer wird mit der Anwendung der einfachen Medicamente entweder schon vertraut sein oder sich bald vertraut machen können und wird über die erste Hilfe bei Unglücksfällen manches gelesen und manches selbst durchgemacht haben. Es erwächst aus der Beistellung einer solchen Apotheke, wenn man schon diesen hochtrabenden Namen für etwas so Einfaches, wie ich es vorgeführt habe, gelten lassen will, für niemanden eine Belastung, aber manches Gute kann damit vollbracht werden. Sicherlich werden Unterrichtsanstalten, welche sich dieser Einrichtung bereits erfreuen, nur die besten Erfahrungen gemacht haben.

Aus Kotelmanns Zeitschrift für Schulgesundheitspflege, Jahrg. 1891, S. 511, ist zu entnehmen, dass der Verein der ärztlichen Schulinspectoren von Paris einstimmig die Vorschläge des Dr. Mangenot angenommen hat, an den dortigen Communalschulen Medicinkasten aufzustellen. Mit dem Inhalte des Kastens macht uns O. Janke in dem Aufsatze: »Samariterhilfe und Verbandkasten in Schulen und Turnhallen«[1]) bekannt; er ist folgender: »1. Ein Fläschchen Pfefferminztropfen, 2. ein Fläschchen Kampferspiritus, 3. ein Fläschchen Schwefeläther, 4. ein Fläschchen Eisenchloridlösung, 5. ein Paket mit Schwämmen, 6. eine Lösung von Carbolsäure in Glycerin, in solchem Verhältnisse (1 : 20)

[1]) Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege 1892, S. 420; vgl. auch S. 320 und 418 dess. Jahrg. und Jahrg. 1888, S. 375; denn schon in diesem Jahre waren solche Medicinkasten an den Pariser Schulen eingeführt, die von der Hospital-Centralapotheke aus mit Medicamenten versorgt wurden.

gemischt, dass 2 Esslöffel der Lösung 20 Gran Carbolsäure enthalten, 7. ein Kilogramm entfetteter Carbolwatte, 8. ein Kilogramm gewöhnlicher Watte, 9. eine Rolle Taffet, 10. eine Rolle Heftpflaster, 11. drei Leinwandbinden von 5, 6, 7 m Länge, 12. sechs Binden von Tarlatan, 13. zwölf Compressen, 14. zwei Servietten, 15. eine Pincette, 16. zwei Blätter von starker Pappe, um daraus Beinschienen für Knochenbrüche zu schneiden. Jedem Verbandkasten ist eine von Dr. Mangenot verfasste und für die Hand des Lehrers bestimmte Anweisung beigegeben, welche in Kürze die in der Schule am häufigsten vorkommenden Krankheits- und Unglücksfälle charakterisiert und die bei dem einzelnen Vorkommnisse zu ergreifenden Maßnahmen beschreibt.«[1] Dieselbe Zeitschrift, Jahrg. 1895, S. 282 meldet: »Die städtische Sanitätscommission zu Elberfeld hat beschlossen, sämmtliche städtische Schulen mit einem einfachen Verbandkästchen auszurüsten. In einem verschließbaren Blechkasten von 20 cm Länge und 10 cm Höhe und Breite befinden sich 15 Sublimatgazebäusche und 10 ungestärkte Gazebinden. Sämmtliche Verbandstücke sind sterilisiert und einzeln verpackt. Außerdem enthält das Kästchen noch ein dreieckiges Verbandtuch.« Anstoß dazu gab ein Vortrag, gehalten im Elbefelder Ärzteverein am 5. Februar 1895 von Herrn Mantzol. Und wir brauchen nicht erst in die Weite zu schweifen. Auch in Wien hielt über diesen Gegenstand der k. k. Armenarzt Dr. Samuel Kohn einen Vortrag, und in den meisten Volksschulen des II. Bezirkes gibt es Rettungskasten.

Wien. H. Mužik.

Dr. Richard Bärwald, Theorie der Begabung. Psychologisch-pädagogische Untersuchung über Existenz, Classification, Ursachen, Bildsamkeit, Wert und Erziehung menschlicher Begabungen. Leipzig, Reißland 1896. 8°, 289 SS.

Die Frage von der formalen Bildung wirkt wie ein Ferment, seit Niethammer sein gelehrtes Buch »Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus« geschrieben hat. Eine ganze Reihe von rein didaktischen, aber auch schulreformatorischen Schriften sind von der Frage über den Wert der formalen Bildung ausgegangen, und auch der Verf. der oben citierten, jetzt öfter genannten Schrift über »Die Theorie der Begabung« erklärt, dass er zu dieser für die Pädagogik grundlegenden Arbeit den Antrieb in den Untersuchungen über den formalen Bildungswert des Sprachunterrichtes gefunden habe. Dass er bei der Behandlung der verschiedenen Arten der Begabung auf den Begriff der Übung, der Fertigkeit und damit auf das ganze Gebiet der in den letzten Jahren von der experimentellen Psychologie erarbeiteten Thatsachen des Empfindungs-, Vorstellungs- und Willenslebens geführt wurde, ist ganz natürlich. Damit ist aber das Buch über seinen ursprünglichen Zweck hinaus-

---

[1]) Eine Übersetzung dieser Anleitung findet man auf S. 421 ff. des Jahrg. 1892 der erwähnten Zeitschrift.

gewachsen, außer den Pädagogen auch den psychologisch nicht geschulten Laien auf den bezeichneten Gebieten zu orientieren; es ist ein gelehrtes Buch geworden, das ganz gelesen sein will, um ganz verstanden zu werden, wenn auch der Verf. die vertiefenden und erklärenden Partien wissenschaftlicher Natur in kleinerem Drucke zwischen die das Ergebnis enthaltenden großgedruckten Paragraphen einschob. — Da Bärwald in seinem Buche fast auf alle Capitel der Psychologie zu sprechen kommt, um für jede Art des psychischen Könnens den dauernden allgemeinen Vorzug, den er eben Begabung nennt, festzustellen, ist ihm die Arbeit unter der Hand zu einer Art pädagogischer Psychologie geworden, die schon aus diesem Grunde alle Beachtung seitens der Pädagogen verdient. Und was die Psychologie selbst angeht, so ist es ja längst nicht mehr fraglich, dass ihr die besten Zuwüchse durch Detailuntersuchungen geworden sind, dass wir hier überhaupt auf dem Wege monographischer Behandlung am weitesten kommen, weil die Einzeluntersuchungen naturgemäß in die Tiefe gehen und doch andererseits wieder Nachbarpartien des Gebietes zu beleuchten imstande sind. Zu all dem hat Bärwald viel Erfahrungsmaterial zusammengetragen: er hat sich in der Kinderstube ebensogut wie im Gelehrten- und Künstlerkreise umgesehen und da Beispiele von der unentwickelten bis zur fast unbegreiflichen Begabung gesammelt. Aber die Begabung ist nicht bloß gradweise, sie ist auch qualitativ verschieden. B. kennt nicht bloß eine Beobachtungs-, Gedächtnis-, Combinationsgabe, sondern auch eine Gabe der Vorstellungsbildung, wie z. B. die Abstractionsgabe, die Gabe des Beziehens, der logischen Schärfe, ja sogar Gaben auf dem Gebiete des Fühlens und Wollens. — Im Anhange erfahren auch die sogenannten partiellen Begabungen, welche sich z. B. nur auf musikalischen, mathematischen oder zahlenmäßigen Vorstellungsgebieten bewähren, eine ansprechende Behandlung. Der Verf. hat gewiss Recht, wenn er behauptet, dass die Schule kein entscheidender Prüfstein für die Begabung sei, zumal der schwerfällige und langsame Denker im Massenunterricht nicht nur meist nicht die gebürende Beurtheilung, sondern auch nicht einmal didaktisch die hinreichende Berücksichtigung findet. Glücklicherweise kommt es auch nicht in der Schule darauf an, lediglich Begabungen zu eruieren, sie zu pflegen und zu hegen — die Begabten finden sich zumeist schon selber fort —, sondern den Durchschnittsschülern und doch wohl auch den Schwächeren Fertigkeiten und positives Wissen beizubringen und in ihnen ein nachhaltiges Interesse für alles Gute, Wahre und Schöne zu begründen.

B. ist am Ende seiner Untersuchungen, sosehr ihn eigentlich der Stoff ins Lager der Formalisten drängte, doch zu dem Bekenntnisse gekommen, er stehe ungefähr in der Mitte zwischen dem Standpunkte der Fanatiker und der Leugner formaler Bildung. Und im Grunde genommen ist dies nach dem Stande der heutigen pädagogischen Anschauung, wie Ref. glaubt, die allein richtige Auffassung: es gibt neben einer formalen auch eine materielle Bildung, ja jeder Gegenstand muss, wenn er als Bildungsmittel in irgendeinen Lehrplan eintreten will, zunächst die Prüfung nach dieser doppelten Richtung bestehen. Und deshalb accep-

tieren wir es nicht, wenn B. von sogenannten formalen Fächern spricht, sie sind es im Umkreise der Bildungsmittel nur mehr oder weniger, und gar eine Schulreform darauf zu gründen, geht erst recht nicht an. Was es aber in diesem Buche des fast unvermittelten Zugeständnisses an die äußerste Linke der Schulreformer bedurfte, wenn der Verf. auf S. 33 sagte: »Ich würde es bedauern, wenn meine Ausführungen dazu beitragen sollten, die Lebensdauer des altclassischen Gymnasiums auch nur um eine Stunde zu verlängern«, verstehe ich nicht. B.s Buch wird diese Lebensdauer, wie mir scheint, weder verlängern noch verkürzen, aber das Studium desselben kann jedem Schulmanne, in welches Lager er auch immer gehört, nützlich sein. — Über die theoretische Grundlegung der Begabungslehre habe ich mich absichtlich nicht ausgesprochen; sie dürfte, wie es mit Rücksicht auf die großen Fortschritte, welche die physiologische Psychologie im letzten Jahrzehnt gemacht, kaum anders sein kann, allgemeiner Zustimmung begegnen.

Wien. J. Loos.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Die Annaberger Lateinschule im XVI. Jahrhundert. Ein schulgeschichtliches Culturbild von Paul Bartusch. Annaberg 1897.

Der Rechenmeister Adam Ries(e), der eine durch drei Generationen blühende Rechenschule in Annaberg begründete, lebt in aller Munde. Dass in der durch den Bergsegen während des 16. Jahrhunderts blühenden Stadt noch andere Schulen bestanden, erscheint selbstverständlich. Seminar-Oberlehrer Bartusch weiß von sechs deutschen Schulen der Knaben und Jungfräulein und mehreren Privatschulen zu berichten. Eingehend beschäftigt er sich mit der Haupt- oder Lateinschule, die als Schola Annabergensis eine der hervorragendsten Particularschulen im Kurfürstenthum Sachsen war. Auf fast 200 Seiten bespricht er ihre Geschichte und Organisation. Mit großem Fleiße hat er die ziemlich reichlich fließenden Quellen verwertet und eine treffliche Übersicht über den ganzen diese Schule betreffenden Stoff geliefert. Jeder, der für das Schulwesen in der Reformationszeit Interesse hat, wird in dem vorliegenden Werke reiche und vielseitige Belehrung finden. Aus den bis ins Einzelne eingehenden localen Verhältnissen wird er ein anschauliches typisches Bild der Particularschulen des protestantischen Norddeutschland gewinnen. Nicht bloß der Unterricht nach Stoff und Methode mit all dem, was dazu gehört (Classeneintheilung, Lehrplan, Gegenstände, Lehrbücher), tritt dem Leser anschaulich vors Auge, auch das Leben der Studenten und die Sitten der Zeit werden durch das sorgfältig zusammengetragene locale Material beleuchtet und veranschaulicht. Insbesondere seien die Abschnitte über das Schulhaus und seine Umgebung (S. 44 f.), über die Vorbildung der Lehrer (S. 57), die Schulbibliothek (S. 151), die Disputationen (S. 153 f.), die Declamationen (S. 154 f.), die Schuldramen (S. 156 ff.) und die Schulfeste (das Gregoriusfest und die Rusticationes, S. 183 ff.) hervorgehoben. Aber auch das, was der Autor über die Besoldungen der Lehrer (S. 73—80), die Fürsorge für die armen Schüler, Mendicanten und Alumnen (S. 52—61), die Schulgesetze (S. 171), die Strafen und Belohnungen (S. 181 ff.) usw. berichtet, bietet wichtige Beiträge nicht bloß zur Schul-, sondern auch zur Culturgeschichte dieser Zeit.

Nach der rückhaltslosen Anerkennung der Verdienste des Autors möge es gestattet sein, einzelne Eigenthümlichkeiten der Schrift hervorzuheben, die, ohne deren Wert zu beeinträchtigen, unangenehm auffallen. Der Verf. tadelt mit Recht (S. 8) den gelehrten Dünkel der Humanisten, die sich dem Volke entfremdeten. Denselben Vorwurf könnten wir dem vorliegenden Werke machen, das mit vielen anderen seiner Art das sicht-

bare Streben nach »Wissenschaftlichkeit« zur Schau trägt. Es zeigt sich dies vor allem in den vielen Citaten der Quellen und Hilfsschriften, welche die Lectüre außerordentlich erschweren. Nicht allein unter dem Texte erscheinen sie fast auf jeder Seite in reicher Fülle, sondern auch im Texte sind zwischen Parenthesen Citate angebracht und zum Schlusse erscheint noch einmal eine Übersicht der Literatur nach Quellen und Hilfsmitteln (recte Hilfsschriften) gegliedert. Damit aber auch hier die Anmerkungen unter dem Texte nicht fehlen, ist das, was über Beschaffenheit und Inhalt der Quellen zu deren Charakteristik in den Text gehört, unter den Strich gesetzt. Dabei ist natürlich viel Überflüssiges, und manches kehrt einigemale wieder. Allgemein Bekanntes bedarf keines Beleges durch irgendeine Autorität, z. B. bedarf es bei der Erwähnung des Nutzens, den das Rechnen für Handel und Bergbau liefert, nicht eines Beleges aus Melanchthon (S. 123, Anm. 3); das, was über Humanismus gesagt wird, könnte neben Ziegler und Raumer auch noch durch 20 oder 30 andere Schriftsteller belegt werden. Es sind dies bekannte und anerkannte Thatsachen. Wie oft werden Vormbaun die evang. Schulordnungen und daneben noch immer wieder die einzelnen Schul- und Kirchenordnungen angeführt. Ebenso wird das neue Archiv f. sächs. Gesch. und außerdem die einzelnen daraus benützten Publicationen von Georg Joh. Müller wiederholt erwähnt. Wollte der Verf. wirklich seiner Abhandlung eine wissenschaftliche Form geben, dann hätte er mit dem Schlusse den Anfang machen müssen. Zuerst wären die Quellen zu behandeln und alles beizubringen, was für deren Verfasser und ihre Werke charakteristisch ist, so z. B. wäre über Jenicius, Arnold, Wilisch im Anschlusse an die Quellenschriften, die von ihnen herrühren, zu sprechen. Dann wären die Hilfsschriften, die wirklich irgendwelche wesentlichen Beiträge zum vorliegenden Werke lieferten, zu erwähnen; dass Gurlitts Kunst und Künstler, Freitags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Jundts dramatische Aufführungen in Straßburg, Kriegks deutsches Bürgerthum, und viele andere Schriften nicht in diese Kategorie gehören, also wegzulassen waren, ist selbstverständlich. Ebenso sind die encyklopädischen Werke, z. B. Allgemeine deutsche Biographie (ohne Hervorhebung einer bestimmten Biographie), Götzingers Reallexikon der deutschen Alterthümer, und nun gar die Wörterbücher von Sanders und Heyne (?!) doch lediglich zum Aufputz da! Vielleicht könnte auch irgend eine deutsche Grammatik oder Stilistik angeführt werden. Dieses fortwährende Berufen auf fremde Autoritäten gehört in eine Seminararbeit und ist da auf dem Platze, um die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit dem Leiter des Seminars kundzuthun, nicht aber in einer für die Öffentlichkeit bestimmten Abhandlung. Mit der Aufzählung der Quellen und Hilfsschriften wären die Abkürzungen zu geben, die im Texte Verwendung fänden, und die Citate im Raume auch wesentlich eingeschränkt hätten.

Neben den vielen und überflüssigen Citaten fallen unangenehm die »wissenschaftlichen Termini« auf, die auch nach der Schule schmecken, und abgesehen davon, dass sie nicht allgemein verständlich, mitunter auch unrichtig sind. So z. B. wird auf S. 8 von einer Synthese des Humanismus und der Reformation gesprochen. Dieser Ausdruck ist aus der Hegel'schen Dialectik entlehnt und bezeichnet die höhere Einheit, in welcher die Thesis und Antithesis vereinigt erscheinen. Nun ist die Reformation doch nicht der Gegensatz des Humanismus; man kann also von einer Triade im Sinne Hegels, demnach von einer Synthese in der der Wissenschaft geläufigen Bedeutung dieses Wortes nicht sprechen. Sollte aber mit Synthese »die Verbindung« zweier Geistesrichtungen gemeint sein, so ist auch dieser Ausdruck nicht zutreffend; denn die Reformation ist eine Änderung in der religiösen Anschauung, welche hervorgerufen wurde durch das Studium des Inhaltes der griechischen und römischen Classiker und durch die hiebei entstandene Art der

philologischen Kritik. Also ist der Humanismus die Ursache, welche eine Umgestaltung der religiösen Anschauungen bewirkte. Nicht Synthese, sondern Causalnexus ist hier am Platze. Auch der Ausdruck Collation (S. IV u. 19) wäre durch Bestallung (nicht, wie der Verf. S. 24 es thut, Bestellung) zu ersetzen, desgleichen Collaturrecht durch Besetzungsrecht. Unpassend ist ferner der Ausdruck »Grundlegung«, der wiederholt gebraucht wird. Er gehört in den Schulunterricht und bezeichnet die Vermittlung des Verständnisses jener Begriffe, an welche sich der neu darzubietende Lehrstoff anschließen oder, um mit der Schule zu reden, mittelst welcher er appercipiert werden soll. Dass bei einem für gebildete Leser bestimmten Werke eine solche Grundlegung nicht nöthig ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. In der That zeigen die Abschnitte des Verf.s, die als Grundlegung bezeichnet werden, meist das Allgemeine, das dann in dem Folgenden ins einzelne durchgeführt wird. Das Allgemeine ist aber nicht die Grundlage fürs Besondere, sondern umgekehrt. Ebenso schulmäßig ist die besondere Hervorhebung »des Abschlusses und der Überleitung« oder der »abschließenden Beurtheilung« bei jedem Abschnitte. Überhaupt führt die Gliederung der einzelnenHauptttheile in Untertheile der 1. (römische Ziffern), 2. (arabische Ziffern), 3. (lateinische Uncialschrift), 4. (lateinische Cursivschrift) und 5. Ordnung (griechische Buchstaben) nicht selten zu Wiederholungen, so z. B. wird die Bestallung S. 20 bei den Functionen des Schulregiments im allgemeinen, dann über das Collaturrecht S. 24 und zuletzt S. 65 f. in dem Abschnitte über die Lehrer behandelt. Der einzige Vorzug dieser schulmäßigen Disposition ist die Übersichtlichkeit, die es dem Leser ermöglicht, leicht die einzelnen Materien aufzufinden, ein Zweck, der noch besser durch ein gutes Namen- und Sachregister erreicht werden kann.

Wien. Dr. E. Hannak.

Lehrbuch der Physik für Studierende von Dr. H. Kayser, Professor an der Universität Bonn. 2. verb. Aufl. Mit 334 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke 1895.

Die rasche Aufeinanderfolge der 1. und 2. Auflage des Lehrbuches der Physik von Prof. Kayser zeugt von der Gediegenheit des Buches, welches demselben eine große Beliebtheit sichert. In der That dürfte dasselbe unter den neueren Werken über Physik, die speciell als Lehrbücher gelten können, sowohl durch seine Form als auch durch den Inhalt allen Anforderungen entsprechen, die man an ein gutes Lehrbuch zu stellen berechtigt ist. Klarheit und Präcision des Ausdrucks, Verarbeitung der neuesten Versuchs- und theoretischen Ergebnisse mit den alten Resultaten der Forschung, innige Verbindung der Theorie und des Experimentes, Maßhalten in beiden und wohlüberlegte Auswahl des zu bietenden Lehrstoffes sind entschieden Vorzüge dieses Buches.

Die 2. Auflage unterscheidet sich nur unwesentlich von der 1.; es wurden nur einige unklare oder unrichtige Stellen der letzteren verbessert und einige Hinzufügungen vorgenommen, die geeignet sind, einige wichtige Erscheinungen in das rechte Licht zu setzen. Wesentlich aber ist die typographische Ausstattung der 2. Auflage gegen die 1. geändert worden und zwar so, dass den weitestgehenden Forderungen, die man in dieser Beziehung aufstellen kann und die man aus augenhygienischen Rücksichten gelten lassen muss, Rechnung getragen wurde.

Im einzelnen hätte Ref. Folgendes zu bemerken: Nicht befreunden kann sich derselbe mit der hier und in der 1. Auflage gegebenen Ableitung der Schwingungsdauerformel für ein einfaches, in einer Ebene schwingendes Pendel. Ob es in dieser Unterrichtsstufe, für welche dieses

Buch geschrieben ist, ferner nicht angezeigt gewesen wäre, das Princip der virtuellen Bewegungen als Grundlage für die Behandlung der Maschinen aufzustellen und diese als einfache Beispiele zur Erläuterung desselben anzusehen, möge dahingestellt bleiben. Ref. muss sich dagegen aussprechen, dass die Lehre von den Maschinen in den Lehrbüchern der allgemeinen Physik einen separaten Abschnitt bilde; dies kann und muss man sogar in einem Lehrbuche der technischen Physik gelten lassen. Das Streben der Autoren der Lehrbücher der allgemeinen Physik muss dahin gerichtet sein, aus wenigen scharf begründeten und klar vorgetragenen Principien die einzelnen Erscheinungen zu deducieren, und ein trefflicher Wegweiser in dieser Beziehung dürften die Darstellungen der meisten englischen Physiker, so namentlich von Maxwell in seinem kleinen und doch so inhaltsvollen Buche: »Matter and motion« und mehrere Darstellungen Machs in seinen genugsam bekannten und mit Recht oft citierten Schriften sein. Eine präcisere Darstellung des hydrostatischen Paradoxons (S. 83) wäre erwünscht gewesen. Die Lehre von der Oberflächenspannung hätte recht gut eine kleine Erweiterung vertragen und zwar hätten einfache Schulversuche, wie sie von van der Mensbrugghe, Boys und anderen angegeben wurden, aufgenommen werden sollen. Die Wärmelehre ist wie in der 1. Auflage meisterhaft behandelt worden, und es wurde auf den Zusammenhang der calorischen und der chemischen Erscheinungen an mehreren Stellen Rücksicht genommen. Die Einführung der Potentialtheorie in die Elektricitätslehre kann nach den heutigen didaktischen Ansichten nicht als schulgemäß bezeichnet werden; es wäre ersprießlich gewesen, das Elektroskop als Potentialmesser in erster Linie einzubeziehen und grundlegende Versuche in dieser Hinsicht anzustellen, wie dies von Prof. Kolbe in Petersburg geschehen ist. Ganz verfehlt muss es aber bezeichnet werden, wenn man Potential und Spannung identificiert, wie dies S. 305, Z. 13 v. u. und an anderen Stellen ersichtlich wird. Dass auf das Wesen der ponderomotorischen und elektromotorischen Kräfte Rücksicht genommen wurde, verdient Anerkennung. Die neueren selbsterregenden Elektrisiermaschinen nach Töpler, Voss und anderen hätten in ihrem Principe erklärt werden sollen. Die Holtz'sche Influenzmaschine dürfte durch diese prächtig und sicher wirkenden Maschinen bald außer Curs gesetzt werden. Die Darlegung der Anschauungen von Faraday und Maxwell über die elektrischen Erscheinungen ist eine durchwegs gelungene und bündige, die Lehre vom Galvanismus wurde fast in derselben Weise wie in der 1. Auflage dargestellt. Die chemische Theorie des galvanischen Stromes erfährt eine sachgemäße Erläuterung und wird folgerichtig durchgeführt. In der Theorie der Induction wäre die Anwendung der Kraftlinientheorie vortheilhaft gewesen; dieselbe hätte die Erörterungen bedeutend vereinfacht und übersichtlicher gestaltet, was sich besonders in der Lehre von den Inductionsapparaten angenehm fühlbar gemacht hätte. Sehr klar wurde der auf die elektrischen Maßeinheiten bezugnehmende Abschnitt bearbeitet.

Die am besten vorgetragene Partie ist sicherlich jene, welche von dem Lichte handelt. Gerade in diesem Gebiete hat der Verf. eine Reihe von epochemachenden Originalarbeiten aufzuweisen. Gewünscht hätte der Ref., dass die Theorie der Reflexion und Brechung an krummen Flächen ausführlicher, als es hier geschehen ist, abgehandelt werde, dass insbesondere auf die Entstehung der beiden Bilder eingegangen worden wäre, wie dies in elementarer Weise von Lorenz in Kopenhagen in seinem vom »Lichte« handelnden Lehrbuche geschehen ist. Ganz besonders eingehend hat sich der Verf. über die Spectralanalyse verbreitet, und es wurde in dem betreffenden Abschnitte ein vollkommen entsprechendes Bild der bisherigen Arbeiten wesentlicher Art auf diesem Gebiete gegeben.

In der Wellentheorie des Lichtes sind es die auf die Polarisation und Doppelbrechung bezugnehmenden Entwicklungen, welche das Interesse des Lesers beanspruchen. Allzu kurz und knapp finden wir die Darstellung der in den letzten Jahren entdeckten Beziehungen zwischen Licht, Elektricität und Magnetismus. Ein Eingehen auf die Grundlagen der elektromagnetischen Lichttheorie wäre auch in diesem elementaren Buche, das wir den Lesern nur wärmstens empfehlen können, möglich gewesen.

Lehrbuch der Experimentalphysik von Dr. E. von Lommel, ord. Professor der Physik an der Univ. München. Mit 430 Figuren im Text. 2. Aufl. Leipzig, J. A. Barth (Arthur Meiner) 1895. Preis 6 Mk. 40 Pf.

Überraschend schnell ist die 2. der 1. Auflage gefolgt, ein Beweis für die äußerst günstige Aufnahme, welche das Buch allenthalben gefunden hat. Die Unterschiede zwischen den beiden Auflagen sind nur unbedeutende. Abgesehen von der in den Schulen nunmehr gelehrten neuen Orthographie, welche in der vorliegenden Auflage platzgegriffen hat, ist uns Folgendes als neu oder eingeschaltet besonders aufgefallen: In dem Abschnitte über Zusammensetzung beliebiger Kräfte, die an verschiedenen Punkten eines starren Körpers angreifen, ist als sehr zweckdienliches Beispiel die Theorie des Drachens erörtert worden. Die Berechnung des Schwerpunktes einer Pyramide wurde aufgenommen. Als Beispiel für das Princip der virtuellen Bewegungen berücksichtigt der Verf. den Differentialflaschenzug. Die in der messenden Physik so wichtige bifilare Aufhängung fand eine theoretische Erörterung. Dass in der Elektricitätslehre statt Potential und Potentialdifferenz die Bezeichnung „Spannung“ eingeführt wurde, lässt sich auch durch den Gebrauch in der Elektrotechnik nicht rechtfertigen; in einem wissenschaftlichen Lehrbuche der Physik dürfen diese Größen nicht identificiert werden; auch könnten, trotzdem der Verf. für „elektrische Spannung“ den Ausdruck „elektrostatischer Druck“ einführt, schwerwiegende Verwechslungen und daraus resultierende Irrthümer sich ergeben. Die Bezeichnung für „Elektricitätsgrad“ anstatt „Potential“, welche von mehreren Physikern beantragt und schon vielfach angenommen wurde, scheint am besten den thatsächlichen Verhältnissen zu entsprechen. In der Lehre vom Magnetismus, sowie der Elektricität und dem Schalle finden wir keine wesentlichen Änderungen gegen die 1. Auflage. Um das Auftreten der in den Versuchen über elektrische Schwingungen in dem inducierten Leiter entstehenden Fünkchen zu demonstrieren, wird unter anderem auch die Methode von Zehnder erwähnt.

Der in der 1. Auflage enthaltene Lehrstoff ist durchwegs nicht reduciert worden, und doch ist die Seitenzahl des vorliegenden Buches um beträchtliches geringer als jene der 1. Auflage, was in der größeren Ausnützung einer Seite begründet erscheint. In augenhygienischer Beziehung hat aber das Buch dadurch nicht gewonnen. Für den Unterrichtsgebrauch des Lehrers, sowie für das Selbstudium wird sich das Lehrbuch der Experimentalphysik von Lommel vorzüglich eignen, da es die einzelnen Lehren mit Klarheit, Gründlichkeit und Sachkenntnis behandelt enthält, und die Auswahl des in dem Buche Gebotenen eine wohldurchdachte, den Bedürfnissen der Schule ganz entsprechende ist. Dass nur die Hilfsmittel der elementaren Mathematik in Anwendung gebracht wurden, wird der Verwendung und allgemeinen Verbreitung des Buches, die wir demselben sehr wünschen, nur zustatten kommen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

103. Cristofolini Cesare, Briciole Oraziane. Progr. des Communal-Obergymn. in Triest 1895, 8°, 26 SS.

Der Verf. bietet uns in diesen 'Horazischen Kleinigkeiten' Verbesserungsvorschläge zu 16 Stellen des Dichters, deren überlieferte Lesung zum größeren Theile bereits von anderen beanständet worden ist. Sie beziehen sich fast alle auf die Oden. C. I 7, 27 wird Nil desparandum als selbständiger Satz gefasst und Teucro duce et auspice Teucro mit dem Folgenden verbunden. Dadurch käme enim an die siebente Stelle! 15, 29 schlägt C. vor: *barbaricas* (= Troianas) domos, 23, 5 seu mobilibus *veris* inhorruit *Adflatus* foliis (veris adventus, das als Glosse zu ursprünglichem v. adflatus angesehen wird, sei eine Reminiscenz an die berühmte Anrufung der Venus genetrix bei Lucrez), 32, 15 *metuumque* st. mihi cunque (so schon Rosenberg), 37, 24 *clade* (st. classe) cita, II 20, 6 f. quem *vocant Di, lecte* Maecenas (mit Hinweis auf I 17, 13 f.), 20, 13 Daedal*o vel ocior* Icaro, III 4, 9 f. me fabulosae — Nutric*ia* extra limi*na* Pythiae — puerum palumbes texere, 4, 69 f. testis *malarum* (st. mearum) · Gyas sententiarum notus, 11, 18 *halet* (st. eius) atque Spiritus taeter, IV 2, 1 f. Pindarum quisquis studet aemulari *Velle* (st. Jule oder Julle), 14, 17 spectandus *ille, examine* Martio (mit Hinweis auf den gleichen Gebrauch des ille IV 9, 51), Epod. XIII 13 f. *ravi* Scamandri (so schon Oberdick, N. Jahrb. f. Philol. 125 (1882) 272), Sat. II 2, 29 f. carne tamen quamvis distat nil, *hic* (sc. pavo) magis illa Imparibus formis deceptum te *petet*? Esto. Ep. I 2, 31 cessatum ducere *curae* (das Verbalsubstantiv cessatus wird für eine Neubildung = cessatio, das nicht in den Hexameter passte, erklärt und curae, d. i. cui curae fuit. entspreche dem φίλη Hom. Od. V 248). — Den vorgeschlagenen Conjecturen kann Scharfsinn und Kühnheit nicht abgesprochen werden. Die vorgebrachten Gründe sind aber zu wenig überzeugend, um die nicht unbeträchtliche Zahl von Lesarten, die zu den meisten der hier behandelten Vexierstellen bereits beigestellt worden sind, aus dem Felde zu schlagen.

104. Pircher Alois, Horaz und Vida: De arte poetica. Progr. des k. k. Obergymn. in Meran 1895, 8°, 32 SS.

Marcus Hieronymus Vida, der gelehrteste Latinist und der beste christliche Dichter (Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom VIII 336) verdient es gewiss, weiteren Kreisen bekannt zu werden. Von seinen poetischen Werken ist das umfangreichste die Christias, das berühmteste die Ars poetica. Batteux hat in seinem Cours de belles lettres viele Verse aus ihr aufgenommen und J. C. Scaliger spendet ihr reichliches Lob.

Nach einigen knappen Nachrichten über die Lebensumstände Vidas und dessen Werke, unter welchen auch die Schrift über das Schachspiel anzuführen war, beleuchtet P. das gegenseitige Verhältnis beider Lehrgedichte. Batteux charakterisiert dies so: Horaz gibt Regeln der Kunst, Vida zeigt uns die ausgeübte Kunst; seine Dichtkunst scheint weniger für den Meister gemacht als für den Anfänger. Vida vertheilt den Stoff auf drei Bücher: im 1. spricht er über die Vorbildung des angehenden Dichters, im 2. über die Bearbeitung des gewählten Gegenstandes nach dem Muster Homers und vor allem Vergils, im 3. über die einem Epos angemessene Schreibart. Sosehr nun auch diese Anordnung des Stoffes und die Durchführung von der der Epistel an die Pisonen abzuweichen scheint, so kann doch Vidas Werk im ganzen als eine Auslegung dieser betrachtet werden. Dies nachzuweisen ist die Aufgabe der vorliegenden verdienstlichen Arbeit. Zur bequemeren Übersicht wird der Stoff nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: 1. Erfordernisse von Seite des gehenden Dichters, 2. für den Verfasser einer (epischen) Dichtung, 3

Der Biographie Jakob von Boimonts, die der Herausgeber in Aussicht stellt, darf man mit Vergnügen entgegensehen.

Nicht zu übersehen ist der warme und wohlverdiente Nachruf, den der verdiente Director des Gymnasiums in Hall seinem am 10. Januar 1896 aus dem Leben geschiedenen Vorgänger P. Flavian Orgler in diesem Programm gewidmet hat.

106. Stippel J., Landstein vom Jahre 1433 bis auf die Gegenwart. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Eger 1896, 8°, 28 SS.

Die vorliegende Arbeit ruht auf guten Quellenstudien, wie man den reichen Literaturangaben und Noten S. 18—28 entnehmen kann. Sie gibt den Schluss der Geschichte von Landstein von dem Zeitpunkte, da Wolfgang Kraig die Herrschaft Landstein-Neubistritz erbte (1433). Wolfgang Kraig übersiedelte nach Böhmen und diese ursprünglich deutsche Familie nahm böhmische Sitte und Sprache an. Der Verf. schildert die Lebensverhältnisse der einzelnen Besitzer von Landstein. Von den Kraigern gieng der Besitz an Stephan von Eytzing, dann an den Iglauer Bürger David Neumaier über, dessen Sohn an dem böhmischen Aufstand theilnahm und seine Familie ihre Güter verlor. Landstein kam an die Mohr von Lichtenegg und Siebenkirch, an die Khuen von Beslay, an die Czernin, an die Herberstein und endlich an die Sternbach.

Dasselbe Programm bringt einen warm empfundenen Nachruf an den Director Johann Nassl; der Verstorbene hat ihn reichlich verdient, wie Ref. gern bezeugt, dem Nassl auch ein treuer Lehrer war.

107. Historiae urbis Pilsnae Ioannis Tanner manuscriptae. Cap. XXXIV—XXXVIII. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymn. in Pilsen 1896, 8°, 18 SS.

Enthält die Fortsetzung der Tannerischen Geschichte der Stadt Pilsen und zwar die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. (1526—1576). Boten die früheren Capitel manche beachtenswerte Momente namentlich aus der Zeit der Husitenkriege, so sind die vorliegenden fünf Capitel schon deswegen nicht weniger wichtig, weil wir uns den Tagen nähern, da Johann Tanner Zeitgenosse ist. Schon begegnet uns in Cap. 34 Tanners Vater: Ex quo patet, quam pretiosa fuerit tunc temporis pecunia et quanta rerum aliarum vilitas; nam et honoratus vir Mathias Tanner veterocatholicae civitatis Pilsnae quondam consularis horum temporum coaevus, pater supra nominati Ioannis Tanner soc. Ies. saepius narrabat, potuisse per triduum commode sustentari personam civicam uno crucifero sexagesima parte unius floreni. Das war gewiss eine goldene Zeit: nur fragt es sich, wie hoch die Arbeitslöhne standen. Einige Capitel greifen merklich in die allgemeine Geschichte über. Gewiss nicht uninteressant ist, was König Ferdinand der guten Stadt Pilsen über den Schmalkaldischen Krieg und die Gefangennahme Hans Friedrichs von Kursachsen schreibt. Die so interessante Geschichte jenes Jahres in der engeren Heimat fällt daneben freilich sehr mager aus. Von berühmten Männern des 16. Jahrhunderts begegnen uns Peter Paul Vergerius, bei dessen Erwähnung sich Tanner einer zu rühmenden Objectivität befleißt, der spätere Cardinal Morone, der nachher berühmte Jesuitenprovincial in Niederösterreich Heinrich Blyssem, der Wiener Bischof Anton Brus von Müglitz, vornehmlich aber der böhmische Livius, Johannes Dubravius: »perscripsit triginta tres libros historiae Boemiae tanta ele-gantia, ut passim Livius Boemiae vocetur. Das Geschichtswerk Dubravius in Ehren — aber das Urtheil wird man doch ein zu w wollendes nennen können. Für die Geschichte der böhmischen Hist

graphie ist das Cap. XXXVIII, wo von den Lebensschicksalen und Leistungen des Dubravius gesprochen wird, von großer Wichtigkeit. Die früheren Capitel des Tanner'schen Geschichtswerkes sind in den Programmen der Jahre 1863, 1864, 1880, 1890 enthalten; von diesen sind die beiden ersten zweifellos vergriffen: da taucht die Frage auf, ob es nicht zweckmäßig wäre, das immerhin bedeutsame Geschichtswerk Tanners als ganzes zu publicieren. Ich meine, dass sich in Böhmen leichter als in einem anderen Lande die Mittel zu solch einem verdienstlichen Unternehmen finden lassen.

108. Gubo A., Steiermark während des österreichischen Erbfolgekrieges. I. Progr. des k. k. I. Staats-Gymn. in Graz 1896, 8°, 22 SS.

In einer knappen Einleitung gibt der Verf. eine Übersicht über die wirtschaftliche Lage Steiermarks unmittelbar vor Ausbruch des Erbfolgekrieges. Er weist nach, dass diese eine sehr schlimme war. Namentlich sah sich der Bauernstand theils wegen des Druckes der Herrschaften, theils infolge elementarer Ereignisse, wie pestartige Krankheiten und Wasserschäden usw., in so schlimmen Verhältnissen, dass er zu Unruhen geneigt war. Die Arbeit geht dann auf die Anfänge des österr. Erbfolgekrieges, bezw. seine Aufnahme im Lande und die hiefür in den ersten Jahren aufgebrachten Mittel ein. Sie ruht auf einer fleißigen Ausnutzung des k. k. Statthaltereiarchivs, vornehmlich aber des steiermärkischen Landesarchivs in Graz. Eine »Mappe von denen erbauten Grenzposten und gemachten Verhacken usw.« ist der Arbeit beigegeben.

Wien. J. Loserth.

---

109. Berger, Dr. Karl, Die Ostsudeten. Progr. der Staats-Realschule in Jägerndorf 1894, I. Theil, 32 SS. und eine Kartenskizze; 1895, II. Theil, 47 SS.

Mit der nun vollendet vorliegenden Arbeit, zu welcher der Verf. ein gediegenes Fachwissen mitbrachte, und für welche er einerseits die reiche, aber sehr zerstreut publicierte, einschlägige Literatur sorgsam auszunützen verstand, bei der er andererseits aber auch in mancher Richtung auf die eigene Beobachtung und Forschung angewiesen war, hat er eine wertvolle, allgemeinerer Beachtung würdige Monographie des Ostsudetenlandes geschaffen, die sich auch durch eine klare, übersichtliche Anordnung des reichen Stoffes sowie durch eine lebendige, anregende Darstellungsweise vor anderen ähnlichen Werken auszeichnet. Eine ganz einfache Kartenskizze (1 : 450.000), die aber für die Orientierung recht willkommen ist, wurde der Abhandlung beigegeben. Diese führt uns zunächst den Aufbau und die Entstehungsgeschichte der Ostsudeten vor, welche, obwohl nach den an ihrem Nordrande gemachten Funden schon von dem neolithischen Menschen bewohnt, doch erst im XIII. und XIV. Jahrhundert eine intensivere Besiedlung und Urbarmachung erfuhren. Hierauf beschreibt der Verf. die Begrenzung und den Fuß des von den Thälern der Neisse, March, Bečwa, Oder und Oppa umschlossenen Gebirges, bestimmt dessen mittlere absolute und relative Höhe und legt die Abdachungsverhältnisse dar.

Er unterscheidet zwei Abschnitte des Gebietes: einen westlichen und einen östlichen. »Geologisch und geographisch genommen liegt der Schwerpunkt des Gebirges im westlichen Theile. Westlich einer Linie, die wir durch die Orte Deutsch-Liebau, Römerstadt, Würbenthal, Zuckmantel markieren, ist das Gebirge von Gneis, Granit, Glimmer-

schiefer und anderen palaiozoischen Schiefern zusammengesetzt, östlich von dieser aus den jüngeren Gesteinen der Grauwacke-Formation, Devon und Culm, aufgebaut. Im westlichen Abschnitte erhebt sich, relativ genommen, im Rahmen des Mittelgebirges ein Hochgebirge, östlich davon ... tritt ein mäßig bewegtes Plateau entgegen. Im W. sehr massive, fiederförmig angeordnete Gebirgskämme mit ausgesprochener Streichungsrichtung, im O. ein Plateau mit zerstreut aufgesetzten, einzelnen Koppen oder durchzogen von langgestreckten Bergrücken ohne eine ausgesprochen vorherrschende Streichungsrichtung. Dieses Plateau gibt mit seiner mittleren Erhebung von nicht ganz 500 m den Sockel ab für das westliche Gebirge mit seiner mittleren Höhe von rund 750 m, das jedoch im Hochgebirge zu einer solchen von über 930 m ansteigt. Im W. erfreut sich das Auge des Wanderers an steil ansteigenden, mächtigen Gebirgskämmen, deren Schulter mit einem grünen Waldmantel umkleidet ist, während ihr kahles Haupt oft über die Region des Baumwuchses hinausragt, an breiten, freundlichen Thälern, in denen sich Ortschaft an Ortschaft reiht, und die ohne Mühe das Gebirge erschließen. Im O. bleibt es haften an wenig undulierten, oft eintönigen Plateauflächen, die Wälder sind von den Feldern zurückgedrängt; die Thäler gewinnen nur im Schiefergebirge infolge ihres gewundenen Verlaufes und ihrer Enge einen größeren Reiz; an ihre Gehänge knüpft sich dann auch der Wald, während sich die Ortschaften, da sie im schmalen Thale zu wenig Raum finden, gerade auf die rauhen Hochflächen flüchten. Nach O. zu nimmt das Gebirge immer mehr an Höhe ab; es tritt allmählich ein niedriges Hügelland von ungefähr 350 m mittlerer Höhe an seine Stelle.«

Den westlichen Gebirgsabschnitt gliedert der Verf., von der Trennungs- oder Berührungsstelle der Ost- und Mittelsudeten, der Neisse-Frieselinie ausgehend, in den Altvaterwald, das Spieglitzer Schneegebirge, das Reichensteiner Gebirge, die Löwen- und Nesselkoppe, das Hochschar-Altvatergebirge (gleichsam das Rückgrat des Gebirges, an das sich die anderen Züge wie die Rippen eines Riesenkörpers angliedern), den Zug der hohen oder Janowitzer Heide, die Wiesenberger Heide, den Zug des hohen Urlich, des Haidstein-Bradlstein, den Altstädter Kessel und das Ullersdorfer Bergland. Er charakterisiert alle diese Gruppen in sehr eingehender Weise und bespricht im Anschlusse daran den geologischen Aufbau des hohen Gesenkes. Als Übergangsglieder zwischen diesem und dem niederen Gesenke stellt er das Oppa-Bergland und die Gebirgsvorlage östlich der Röwersdorfer Senke und der Oppa dar. An diese detaillierte Beschreibung des westlichen Gebirgsabschnittes knüpft er eine interessante Betrachtung über die im hohen Gesenke vorkommenden geographischen Namen. Das ganze Altvatergebirge wird von den Leuten des niederen Gesenkes einfach »das Hochgebirge« genannt; den in der Wissenschaft aufgekommenen Namen »Sudeten« kennen sie nicht. Sie haben ihren Bergen allgemein gebrauchte und concrete Namen gegeben, die sehr sinnig nach der Form oder nach besonderen Eigenschaften des Berges gewählt sind: sie richten sich nach der Gipfelform (Koppe, Kuppel, Köppel — Spitz), dem Gesteine (Stein, Fels), der Pflanzendecke (Heide = Grasfläche, Wiese), der Höhe (Hübl) usw. Ein specifisch schlesischer Bergname ist: Urlich (Urle = Ahorn) und Pux (= Berg). Slavische Namen tauchen im hohen Gesenke selten auf.

Dem östlichen Gebirgsabschnitte gibt der Verf. folgende Gliederung: 1. Das westliche Plateau, dessen Erstreckung sich annähernd durch die Orte Bennisch, Freudenthal, Engelsberg, Römerstadt, Deutschhause, Bärn und Hof markieren lässt (»Plateau von Braunseifen« nach Kořistka), theilweise ein ehemals vulcanisches Gebiet; 2. das Schiefergebirge, beiläufig die Mitte des niederen Gesenkes einnehmend, mit seinen engen, tief eingreifenden und vielgewundenen Thälern, an der mittleren und unteren Mohra; 3. das Odergebirge, in dem sich die Plateaubildung wieder der ausgesprochensten Entwicklung erfreut, mit den nicht l

auffindbaren Oderquellen; 4. das östliche Plateau und Hügelland. Während sich im S. vor dem Odergebirge eine Vorstufe, das Hügelland von Trschitz, erhebt, ist die sudetische Scholle am NO-Rande halbkreisförmig eingedrückt, und diesen abgesunkenen Theil nennt der Verf. das Becken von Troppau.

Am Schlusse dieser orographischen Betrachtung weist er auf einen für den landschaftlichen Anblick bedeutsamen anthropogeographischen Umstand hin: »Im ganzen Hochgebirge, Plateau und Schiefergebirge finden wir die langgestreckten schlesischen Waldsiedlungsdörfer, während die Städte nach bayrischem Typus gebaut sind. Die nach fränkischer Art angereihten und gebauten Bauernhöfe liegen gegen die Straße in ziemlich großen Abständen voneinander, die Kirche schaut meist von einer Anhöhe ins Dorf hinab. So ist es fast überall in deutschen Gegenden. Im Hügel- und Flachlande, wo zumeist Slaven wohnen, tritt an Stelle des langgezogenen Straßendorfes das slavische Runddorf. Die Häuser stehen zusammengedrängt, in der Mitte befindet sich ein freier Platz mit einer Kirche oder Kapelle oder, wenn diese seitwärts steht, ein freier Raum, ein Teich. Diese Typenscheidung geht so scharf, dass wir aus der Ferne nach der Bauart des Dorfes ziemlich sicher entscheiden können, ob wir in ein deutsches oder slavisches Dorf kommen. Ausnahmen kommen vor, wenn der Ort die Nationalität gewechselt hat. So herrscht im deutschen Odergebirge schlesischer Typus vor, im Hügellande von Trschitz slavischer. Die deutschen Dörfer des Kuhlandes haben fränkische Siedlungsweise, nördlich davon, im Hügellande und in der Troppauer Bucht, tritt ohne jeden Übergang das slavische Runddorf auf.«

Im weiteren bespricht der Verf. die Geologie des niederen Gesenkes: aus dem Gebiete der Gneise und krystallinischen Schiefer, welche das Hochgebirge aufbauen, kommen wir nach O. hin zu immer jüngeren Schichten, welche schalenförmig aneinander geschmiegt sind; im einzelnen ist freilich der Aufbau durch die vielen Verwerfungen und Knickungen der Schichten compliciert und zersplittert. Man würde bei der Gleichförmigkeit der Bodenoberfläche die vielen Störungen in der Schichtenlagerung nicht vermuthen. Nachdem der Verf. noch des reichen Bergbaues Erwähnung gethan, der ehedem in den Ostsudeten heimisch gewesen, erörtert er ausführlich die klimatischen Verhältnisse des Gebietes, für deren Darlegung ihm die bekannte treffliche Arbeit Kolbenheyers zur Grundlage diente, die Vertheilung der Culturflächen, die Besiedlungs- und die industriellen Verhältnisse des behandelten Gebietes. Wo thunlich, sind die Besprechung erläuternde Tabellen beigefügt. Der statistische Theil musste in mancher Hinsicht freilich lückenhaft bleiben, vornehmlich deshalb, weil die statistischen Berichte über das geographisch so gut umgrenzte Gebiet der Ostsudeten, aus denen die Arbeit aufgebaut werden musste, nach größeren politischen Bezirken oder Handelskammergebieten angelegt sind und es thatsächlich nicht möglich war, auf die primären Daten zurückzugehen, aus denen diese Berichte erwachsen sind.

Steyr. Edm. Aelschker.

Indogermanische Gesellschaft.

1896/97. Orientalisches Institut.

Im heurigen Universitätsjahre wurden 11 Sitzungen abgehalten. Die Versammlungen im Juni und Juli unterblieben mit Rücksicht auf die Beurlaubung des Directors des orientalischen Institutes, Herrn Hofrathes Bühler. Die durchschnittliche Besucherzahl der Abende betrug 20. Es wurden im Verlaufe der Sitzungen Gegenstände aus allen Gebieten der indogermanischen Sprach- und Alterthumswissenschaften erörtert und

außer den unten verzeichneten größeren Vorträgen und Referaten zahlreiche kleinere wissenschaftliche Mittheilungen gemacht. Überdies wurden neue Bücher und Schriften vorgelegt und kurz charakterisiert, worüber der folgende Bericht keinen Detailausweis bringt. 1. Sitzung 5./11. 96. Hofrath G. Bühler: „Über Emile Senart, Les castes dans l'Inde." Paris 1896. — Hofrath V. Jagić: „Über Bronisch Kaschubische Dialectstudien." — 2. Sitzung 19./11. 96. Dr. Th. v. Grienberger: „Über die Sprache der Krimgoten." — 3. Sitzung 3./12. 96. Prof. R. Meringer: „Über Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache." Göttingen 1896. — 4. Sitzung 16./12. 96. Hofrath G. Bühler: „Etymologisches über das Salz." — Prof. A. Penck: „Über die geologischen und klimatologischen Verhältnisse in Europa während der Eiszeit im Zusammenhange mit der Frage nach der Urheimat der Indogermanen." — Prof. W. Tomaschek: „Zur Frage der indogermanischen Ursitze." — Prof. R. Meringer: „Über Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache" (Fortsetzung des Referates). — 5. Sitzung 21./1. 97. Hofrath G. Bühler: „Über eine in Indien gefundene Säule mit der Angabe des Geburtsortes Buddhas." — Dr. M. v. Rešetar: „Über Hirt, Der indogermanische Accent." Straßburg 1895. — 6. Sitzung 4./2. 97. Dr. Th. v. Grienberger: „Über die Sprache der Krimgoten" (Fortsetzung und Schluss). — Hofrath G. Bühler: „Über das Schwein bei den Indern." — Prof. R. Meringer: „Zur Kenntnis der inneren Sprache." — 7. Sitzung 18./2. 97. Prof. Sigm. Exner: „Über die Sprache vom Standpunkte der Hirnphysiologie." — 8. Sitzung 4./3. 97. Prof. W. Tomaschek: „Über Kretschmers Einleitung usw." (Referat und Kritik über Cap. 7 ff.) — 9. Sitzung 18./3. 97. Dr. R. Much: „Über Kossinna, Die ethnologische Stellung der Ostgermanen." Indogerman. Forschungen VII. Straßburg 1896. — Dr. M. H. Jellinek: „Über Streitberg, Gotisches Elementarbuch." Heidelberg 1897. — 10. Sitzung 13./5. 97. Hofrath G. Bühler: „Über ein neu entdecktes indisches Manuscript in linksläufiger Schrift (im Karoshthi-Alphabet)." — Dr. M. Murko: „Über L. Niederle, Vom Ursprung der Slaven." — 11. Sitzung 26./5. 97. Dr. F. Detter: „Neue deutsche Etymologien."

Wien. Meringer, von Grienberger.

Standesangelegenheiten.

Aus Lehrerkreisen erhalten wir folgende Zuschrift, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen: Die neue Prüfungsvorschrift hat in den betheiligten Kreise lebhafte Befriedigung hervorgerufen, denn erstlich wurde den auf dem VI. deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien geäußerten Wünschen Rechnung getragen und zweitens sind die Neuerungen derart, dass ein begabter und fleißiger Lehramtscandidat seine Lehrbefähigung thatsächlich in fünf Jahren erlangen kann. Dabei ist nicht zu besorgen, dass etwa infolge der gebotenen Erleichterungen der Bildungsgrad unserer Mittelschullehrer herabgesetzt werde. Auch die Aufnahme von Mittelschulpersonen in die wissenschaftlichen Prüfungscommissionen schließt die neue Prüfungsvorschrift nicht aus und wir erwarten, dass mit der Ernennung von Examinatoren aus diesem Kreise bald ein Anfang gemacht werde. Betonen ja doch die der Prüfungsvorschrift beigegebenen Weisungen selbst, dass auf die Bedürfnisse für das praktische Lehramt an den Mittelschulen besondere Rücksicht zu nehmen sei; diese Bedürfnisse dürften aber den Mittelschullehrern am besten bekannt sein.

Auch darf mit Freude constatiert werden, dass sich die Anstellungsverhältnisse wesentlich gebessert haben. Die Zahl der approbierten Candidaten ist in einigen Gruppen völlig erschöpft, in anderen ist ihre Zahl bedeutend zusammengeschmolzen. Es fanden sogar

Candidaten, die erst im abgelaufenen Studienjahre ihr Examen beendeten, sofort eine definitive Anstellung.[1]) Es ist bezeichnend für den gegenwärtigen Mangel an Supplenten, dass in der Liste der für den Staatsschuldienst in Niederösterreich vorgemerkten Candidaten nur mehr 25, in der Liste für die deutschen Mittelschulen in Böhmen nur 12 Namen zu lesen sind, während ihre Zahl vor einigen Jahren noch das Vier- und Fünffache betrug.

Was ist nun der Grund, dass trotz der besseren Anstellungsverhältnisse der Supplentenmangel zunimmt und die Hörsäle der philosophischen Facultäten sich nicht füllen wollen? Die Antwort darauf fällt nicht schwer; die Avancementsverhältnisse der Mittelschullehrer sind nach wie vor ungünstig, ihre materielle Lage ist misslich. Noch immer kann ein Mittelschulprofessor erst nach 15 Dienstjahren in die VIII. Rangsclasse gelangen, die VII. und VI. Rangsclasse bleibt ihm in der Regel verschlossen. Das im Reichsrathe beschlossene Gehaltsgesetz hilft zwar diesem Übelstande ab, indem es normiert, dass ein Mittelschullehrer nach zehn Dienstjahren und früher in die VIII. Classe und weiter in die VII. (der Director in die VI.) Rangsclasse befördert werden kann, und verbessert überhaupt seine materielle und sociale Lage. Aber dieses Gesetz liegt auf Lager und das Inkrafttreten desselben kann noch länger, als man ursprünglich vermuthete, auf sich warten lassen. Aber die Verhältnisse an den Mittelschulen haben sich derartig entwickelt, dass ein Zuwarten den guten Ruf unserer Mittelschulen zu gefährden droht. Wegen des stetig zunehmenden Lehrermangels drängen sich ungeeignete Elemente zum Lehramte und finden bei der steigenden Frequenz der Mittelschulen auch Verwendung, so dass zu besorgen ist, dass wir in Zustände gerathen, wie sie in den Siebzigerjahren waren und damals allgemein beklagt wurden. Angesichts dieser Umstände wäre es vielleicht an der Zeit, wieder die Frage wegen gesonderter Behandlung und Regelung der Avancements- und Gehaltsverhältnisse der Mittelschullehrer aufzuwerfen. Die Öffentlichkeit ist, wie aus Zeitungsstimmen beurtheilt werden darf, dem Lehrstande gegenüber etwas conniventer geworden, und es scheint, dass man das Sparsystem endlich bei jenen Männern aufgeben möchte, denen die Eltern ihr Liebstes und Bestes anvertrauen, und worauf der Staat seine Hoffnung setzt. Dann wäre es auch an der Zeit und, wie es scheint, unschwer ausführbar, dass man den Lehrstand aus den Beamtenclassen wieder ausscheidet und dem Lehramtscandidaten wieder die Meinung beibringt, er stehe als Lehrer und Erzieher gleichsam als Geist- und Leibsorger wie der Pfarrer als Seelsorger außerhalb der Rangsclassen, er solle sich nicht als Beamter fühlen und sich auch nicht mit solchen vergleichen. Damit würde auch der Uniformzwang wieder fallen, der für die Lehrer ein Anlass zu stetig steigender Unzufriedenheit geworden ist.

[1]) Die Zahl der Candidaten, welche im abgelaufenen Schuljahre eine wirkliche oder provisorische Lehrstelle an einer Staats-Mittelschule erlangt haben, beträgt nach unseren Beobachtungen etwa 130, darunter sind mindestens 12 Religionslehrer. Die Zahl der approbierten Lehramtscandidaten ist von 121 auf 140 gestiegen. Vgl. Min.-Verordnungsblatt 1897, S. 468. Die Red.

Berichtigung.

S. 723, 3 lies Filologia e; 723, 29 sich ist zu streichen; 724, 15 v. u. lies Oppianus; 724, 5 v. u. lies Satirae Lucilianae ratio; 725, 1 v. u. statt 109 lies 209; 725, 3 v. u. hinter Stelle setze ein Komma; 726, 26 statt ann. lies ann. Abr.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die griechischen Götterideale im Unterrichte.

Vortrag, gehalten auf dem VI. deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien (Ostern 1897) von Prof. Dr. Ant. Frank.

In den Räumen des vaticanischen Palastes hat der Künstler auf der breiten Wandfläche den Sieg Constantins über Maxentius zur Darstellung gebracht. Constantins Scharen, die unter dem Zeichen des Kreuzes kämpfen, haben den Gegner an der milvischen Brücke in den Tiber gedrängt. Wendet der Betrachter das Auge zur Decke des geräumigen Saales, so erblickt er innerhalb einer reichen gemalten Architektur in einer lichten Halle das schmucklose Kreuz des Christenthums, vor welchem das marmorne Bildnis des heidnischen Gottes Mercur, in Trümmer zerschlagen, auf dem Boden liegt. Das Gleichnis redet eine deutlichere Sprache als das geschichtliche Gemälde. Allein eine Religion von der Bedeutung der christlichen kann nicht so urplötzlich und nicht in so scharfem Gegensatze gegen das geschichtlich Gewordene Grund und Boden gewinnen, und eine Cultur wie die griechisch-römische erstirbt nicht so rasch bis zum völligen Tode. Das Christenthum konnte wohl die sittliche und gesellschaftliche Erneuerung der Völker aus eigenen Mitteln durchführen, die christliche Lehre musste jedoch auf den Kampf mit den besten und gebildetsten Classen des sinkenden Heidenthums ausgerüstet sein, und dazu gehörte eine Kenntnis der Waffen, die in den alten Philosophenschulen geschmiedet worden waren. So sehen wir denn in einem anderen Prunkgemache des Vaticans, in der Stanza della Segnatura, von Raffaels eigener Hand dem Gedanken der stetigen Entwicklung und Bezogenheit Ausdruck gegeben. Neben der Verherrlichung des christlichen Mysteriums in der Disputa stehen die Weisen des Alterthums in der sogenannten Schule von Athen, und auf dem heidnischen Parnass begegnen sich in dem Gefolge des Apollon und der Musen der göttliche Sänger Homer mit dem Dichter der göttlichen

Komödie Dante.[1]) Bildet das homerische Zeitalter für die griechisch-römische Welt die großen Propyläen zu ihrer Religion und Kunst, so fasst Dante in seinem Werke gleichsam in einer poetischen Summa die Theologie und Scholastik des christlichen Mittelalters in Eins zusammen.[2]) Die christliche Lehre bekennt, dass Gott ein Geist ist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Wenn hier in Anlehnung an das Gesetz des alten Bundes, durch welches Jehovah befiehlt, von ihm weder ein Bildnis noch irgend ein Gleichnis zu machen, von den Gläubigen eine reine Religion des Geistes gefordert wird, so konnte dennoch das religiöse Empfinden der ersten Christen, sofern es nach einem sichtbaren Ausdruck drängte, zu nichts anderem greifen als zur bereiten Sprache der griechisch-römischen Kunst. Die hinsterbende Antike wurde das Kleid, in welches sich die jugendlichen, weltbewegenden Gedanken des Christenthums hüllten.[3]) Jede Religion, auch die geistigste, arbeitet mit der Phantasie und auch für die Phantasie.[4]) Sie kann nicht lebendig sein ohne die phantasievolle Versenkung des Gemüthes in die Fügungen der Vergangenheit und in die Räthsel der Zukunft, sie kann die lebensvollen Farben, welche nur die Phantasie den Dingen verleihen kann, nicht entbehren, wenn es sich darum handelt, die Person, die Thaten und die Schicksale ihres Gründers, ihrer Bekenner und Märtyrer mit einem würdigen Glanze zu umgeben. So stellt die altchristliche Kunst in den Wandgemälden der Katakomben den guten Hirten, welcher den verirrten Sünder zum Born der Gnade zurückholt, in der Gestalt des widdertragenden Hermes dar, der auf dem Feuerwagen auffahrende Elias, das Sinnbild der nach der himmlischen Heimat trachtenden Seele, wird zur Gestalt des Helios, welcher den Sonnenwagen lenkt. Wenn es ferner christliche Tugendübung ist, der Welt Gelüste und Leidenschaften zu bezwingen, so ist der thrakische Sänger Orpheus, welcher durch die Töne der Leier die wilden Thiere bändigt, die verständliche Darstellung.[5])

---

[1]) Die Gemälde in der Stanza della Segnatura wurden in den Jahren 1508—1511 vollendet, die Constantinsschlacht wurde nach Raffaels Tode (1520) von Giulio Romano ausgeführt, die Allegorie 'Der Sieg des Kreuzes' ist eine spätere Arbeit von Tommaso Laureti. Zu den dargestellten Gedanken vergl. Anton Springer, Raffael und Michelangelo. 2. Aufl. Leipzig 1883. S. 200 ff.

[2]) Ludw. Sybel, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Marburg 1888. S. 72. Otto Willmann, Geschichte des Idealismus. Braunschweig 1894. 1896. II. S. 330.

[3]) Wilh. Lübke, Grundriss der Kunstgeschichte. 9. Aufl. Stuttgart 1882. I. 239.

[4]) Karl Köstlin, Ästhetik. Tübingen 1869. S. 862.

[5]) Anton Springer, Die bildenden Künste in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung. Prag 1857. S. 371. Alb. Kuhn, Roma. Die Denkmale des christlichen und heidnischen Rom. Einsiedeln 1880. S. 35. 79.

Aber mit dem Künstler, welcher Christ wurde, musste auch seine Kunst etwas anderes werden, sie diente einem anderen Inhalte als vordem. Da der Geist nun sich auf sich selbst stellte und das Bessere und Reinere in sich suchte, wurde der Bruch zwischen Geist und Natur, der sich in den letzten Jahrhunderten der alten Welt vorbereitet hatte, nun vollends vollzogen, und die Kunst, keusch und rein wie sie sein sollte, verarmte in der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche sie darstellte, und in den lebensfrischen Formen, die sich immer an die Natur anlehnen. Dass dieses Geschick die Plastik zunächst betraf, liegt in der Natur der Sache, denn die Malerei kann noch eher ihre Ausdrucksmittel einer frommen, weltabgewandten Stimmung leihen.

Das menschliche Leben, soferne es sich in Völkern und Zeiten auswirkt, bewegt sich wie das große Meer in regelmäßigen Flutungen, oder was vielleicht richtiger wäre, wie das Pendel in Schwingungen. Zwischen Geist und Natur schwankt es auf und ab, es sucht die Gleichgewichtslage, in welcher es nicht beharren kann. Da das Gemüth zur Einheit zurückstrebte, musste es sich wieder mit der Natur befreunden. Man fand sie in der Dichtung der Alten, und eine weitere Folge war es, dass der Kunsttrieb die zurückgestellte Antike heraufholte. Auf dem Boden von Italien, welches geschichtlich und örtlich mit der alten Cultur am innigsten zusammenhieng, erfolgte die Wiedergeburt, und in der sanften Schönheit Raffaels und dem gewaltigen Geiste Michelangelos erhob sich die erneute Kunst auf den höchsten Gipfel. Die Plastik, welche in einigen vorzüglichen Werken der Alten aus dem Schutt, den die Jahrhunderte darüber gehäuft hatten, wieder zutage gebracht wurde, gab auch der Malerei wieder formenfrohes Leben und Frische. Aber jene Zusammenfassung des Geistigen und Natürlichen vollzog sich, nachdem die Menschheit den schroffen Gegensatz in seiner ganzen Weite vor sich hatte, sie geschah gleichsam durch eine Reflexion, war also selber Kunst und nicht jenes unbefangene Ineinandersein der beiden Seiten während der glücklichen Zeit der griechischen Cultur. Der Gegensatz zwischen Natur und Geist ist zwar überwunden, aber nur mit einer gewissen Anstrengung gelingt es, die Einheit zu erhalten. Die Kennzeichen trägt von nun an nicht allein die Kunst an sich, sie hebt auch Ed. Zeller von der neueren Philosophie hervor und Schiller hat das Gleiche von der Poesie dargelegt.[1]) Das menschliche Gemüth ist ja im Grunde ein einheitliches und seine Bethätigungen bewegen sich daher in einer gewissen Ähnlichkeit.

Das Aufblühen des ästhetischen Ideales war beinahe zu kräftig, als dass es hätte von Dauer sein können. Zu den Völkern jenseits

---

[1]) Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen. 4. Aufl. I. 113. 130. Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung. Karl Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. 2. Aufl. Düsseldorf. I. 52 ff.

der Alpen kam es auch aus der zweiten Hand, außerdem beschäftigten die Religionskämpfe die Gemüther. Aber unvorbereitet war der Boden nicht. Es hatte sich hier seit den Tagen Karls des Großen in inniger Verschmelzung des Volksthümlichen und der griechisch-römischen Bildung eine besonders ausgeprägte mitteleuropäische Cultur gebildet. Der Kaiser hatte mit starker Hand dem Christenthum zum Siege über die anderen Religionen verholfen, um auf der Grundlage Eines Glaubens Eine Gesittung in seinem Reiche zu schaffen, und in unmittelbarer Anschauung erkannte er, dass innerhalb der Einheit der Religion die Freiheit seiner Völker nicht bloß auf Denken und Wissen im allgemeinen beruhen dürfe, sondern dass, wie sein Kaiserthum die weltgeschichtliche Fortsetzung der Reiche der alten und neuen Welt bedeute, so auch die geistige Arbeit seines Reiches die ganze geistige Welt der Hellenen und Römer in sich aufnehmen müsse, damit sie ihren Vorgängern ebenbürtig werde. So war die Anerkennung und die Bethätigung des Lebensganges der classischen Bildung, die freie Arbeit nach dem Wahren und Schönen und nach dem Verständnisse des Göttlichen durch Philosophie und Wissenschaft der Alten das Lebensprincip des gesammten europäischen Bildungswesens geworden.[1]) Wohl verschiebt sich die Bedeutung des classischen Alterthums durch die mit der Neuzeit erstarkende wissenschaftliche Naturforschung und der Anerkennung und Verwertung des zuwachsenden nationalen Lehrgutes, und es erhalten nun die classischen Studien nach dem Bedürfnisse und der Stimmung der Zeitalter ihre besondere Stellung.[2]) Je mehr dabei die geschichtliche Besinnung und die Vertiefung in die eigene Persönlichkeit die Gemüther und Völker ergriffen, umsomehr traten innerhalb des antiken Bildungskreises die Griechen hervor, und dies insbesondere bei dem deutschen Volke, da eine innere Verwandtschaft mit dem griechischen Geiste vorwaltet. Auch lagen nur die Schriftwerke der Alten vor, von der bildenden Kunst hatte man mehr Kunde als eine zureichende Anschauung. So war es gekommen, dass die deutsche Renaissance in höherem Grade durch die antike Poesie und Philosophie das ästhetisch-plastische Ideal in ein helles und bleibendes Licht stellte. Winckelmann hat an Homer, Sophokles und Platon seine Begeisterung entzündet, und selbst eine künstlerische Natur, die Musen, wie es der Bildner auf seinem Grabmal dargestellt hat, der wiedergefundenen Schöne zugeführt. Was Lessing, angeregt durch Winckelmann, zum Verständnisse des antiken Kunststiles beigetragen hat, ist nur zu bekannt. Auch auf Herder, den beredten Apostel der Humanität, hat Winckelmann nachhaltig gewirkt. Herder hat aus eigener

---

[1]) Lor. Stein, Handbuch der Verwaltungslehre. 3. Aufl. Stuttgart 1887. II. 128 ff.

[2]) Man vergl. hiezu Willmanns Didaktik. I. §§. 21—29.

Anschauung die Antike in Italien kennen gelernt, und er beginnt den 63. Humanitätsbrief mit den Worten: „Auch die griechische Kunst ist eine Schule der Humanität; unglücklich ist, wer sie anders betrachtet.“ [1]) Viel tiefer fasst den Gegenstand Wilh. von Humboldt. Dem griechischen Künstler sei es gegeben, „das Unendliche der Vernunft in bestimmte Formen zu kleiden und das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen“. [2]) Kant rühmt den Adel, der das griechische Volk vor den anderen Völkern auszeichnet, [3]) Schiller äußert sich bei dem Besuche des Antikensaales in Mannheim, dass ein Volk, welches solche Werke schuf, edel gewesen sei, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. Als er später mit der Kantischen Ästhetik näher vertraut wurde und dieselbe weiter ausbaute, zeigt er in der gehaltvollsten seiner philosophischen Schriften, in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ im Wesen des griechischen Volksgeistes das Vorbild der Menschenerziehung auf, und indem er das Götterideal zergliedert, sagt er von ihm: „Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höheren Begriffe der Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfasst, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten gieng ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste, löschten die Griechen aus den Gesichtszügen ihres Ideales zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bunde miteinander zu verknüpfen wussten.“ [4]) Da dem philosophierenden Dichter die glückliche Natur seines großen Freundes als eine Erfüllung dieses Ideals erscheint, so möge von Goethe selbst nur die Äußerung hier sprechen, welche er vor dem Abgusse der Juno Ludovisi einem jungen Dichter gegenüber that. Nachdem Goethe von der Gefahr der Zersplitterung der Kräfte gesprochen hatte, schließt er: „Ich habe ihm zum Troste meine kolossale Juno gezeigt als ein Symbol, dass er bei den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge.“ [5]) Wir sind in unserem Unterrichte noch nicht daran, den Bildungsgehalt des deutschen Idealismus auszuschöpfen. Wenn ja dies geschähe, dann wird man auch die Überzeugung gewinnen,

---

[1]) Herders sämmtliche Werke. Herausgeg. von Bernh. Suphan. XVII. 343.

[2]) Wilh. v. Humboldt, Über männliche und weibliche Form. Werke, Berlin 1841—1852. I. 216. Reinh. Kekulé, Über die Entstehung der Götterideale der griechischen Kunst. Stuttgart 1877. S. 8.

[3]) Kritik der Urtheilskraft §. 32.

[4]) „Brief eines reisenden Dänen.“ Hempels Ausgabe XIV. 283. 15. ästhetischer Brief.

[5]) Eckermanns Gespräche mit Goethe vom 15. Februar 1824. Über Goethes Verhältnis zur bildenden Kunst handelt Herm. Grimm, Zehn ausgewählte Essais zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Berlin 1871. S. 192—217.

dass das classische Alterthum unter den Einflüssen, welche unsere Bildung bestimmen, mit obenan steht, dass es für uns gleichsam ein zweiter Nationalgeist geworden ist. [1]) Es war auch ein vergebliches Beginnen, als Klopstock die nordischen Götter an die Stelle der scharf umschriebenen griechischen Göttergestalten setzen wollte. [2])

Was Winckelmann mit unzureichenden Mitteln wie im Entwurfe begann und unsere Dichter und Denker in liebevollem Sinne aufgenommen haben, das hat die folgende wissenschaftliche Forschung, indem sie die reicher zuwachsenden Werke der Kunst an den literarischen Quellen prüfte, weiter geführt und ausgebaut. Es seien hier nur K. Otfr. Müller, F. G. Welcker und L. Preller genannt. Während ferner Ernst Curtius die Alterthumswissenschaft lehrte, auch den Spaten des Archäologen zu führen, lässt zugleich H. Brunn die Werke aus Stein und Erz ihre inhaltsreiche Sprache reden. Hand in Hand mit der Forschung gieng das künstlerische Schaffen, welches in der Formgebung und in der Wahl des Stoffes auf die Antike zurückgriff. Auch dieses stand in unmittelbarer Beziehung zu Winckelmanns Wirken. Neben dem Italiener Canova und dem Dänen Thorwaldsen sind es insbesondere Carstens, Schinkel, Schadow und Rauch, welche dieser Richtung angehören. [3]) Wir müssen noch hinzufügen, dass die Baukunst in Anlehnung an die griechisch-römische Architektur einen Monumentalstil herausbildete, welcher der hohen Plastik Gelegenheit und Raum zum Schaffen bietet. Man war von jeher gewohnt, etwa unter dem Bilde des Äsculap, des Mercur und der Victoria einem Gedanken oder Anlass aus dem gewöhnlichen Leben einen sichtbaren gefälligen Ausdruck zu geben. Wenn wir nun an unseren Schauspielhäusern den Gott Bakchos inmitten seines Thiasos sehen, wenn uns hier das tragische Geschick der Niobe mit ihren Kindern oder des Orestes, welchen die Furien verfolgen, im Bilde entgegentritt, [4]) wenn die öffentlichen Gebäude für die Sammlungen aus der Naturkunde und Kunst die Gestalten des Lichtgottes Helios oder der kunstsinnigen Athene krönen, [5]) wenn die Stätten der Bildung und Wissenschaft die Geburt der streitbaren Göttin aus Zeus' Haupte zur Darstellung bringen: [6]) da werden wir schon deutlicher inne, aus welcher Quelle Gedanke und Bild zugleich stammen. Die Quelle fließt unseren Künstlern

---

[1]) Ant. Springer, Die bildenden Künste. S. 201.

[2]) Franz Muncker, Friedrich Gottlieb Klopstock. Stuttgart 1888. S. 375.

[3]) Kunst und Künstler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Herausg. von R. Dohme. I. Bd. Leipzig 1886. I. 18; II. 47; III. 92; VI. 7.

[4]) An dem Wiener Burgtheater, in den Giebelfeldern der Stadttheater zu Berlin und Dresden.

[5]) Die beiden Hofmuseen in Wien.

[6]) Die Universität in Wien und die Akademie in Athen.

noch reichlich genug, und weil das allgemeine Kunstverständnis entgegenkommt, greifen sie nach dieser Formensprache. Was jedoch für unser Geschlecht Gleichnis und Bild geworden ist, das war einst Wirklichkeit und Ereignis. So führt uns denn das ästhetische Ideal in die innerste Werkstätte des menschlichen Geistes selbst.

Der Perieget Pausanias berichtet, dass in dem Tempel des Eros zu Thespiae neben dem Bildnisse des Gottes von der Hand des Praxiteles ein rohes Zeichen desselben, ein „unbearbeiteter Stein" die gleiche Verehrung genoss. Und an einer anderen Stelle bemerkt er, dass die *ἀργοὶ λίθοι* in den älteren Zeiten bei den Hellenen statt der Bildsäulen die Ehren von Göttern hatten.[1]) Was der gläubige Grieche einst in solcher Nähe nebeneinander sah, das liegt in Wirklichkeit Jahrhunderte auseinander, und vor der Wissenschaft ist es in seinem Werden so offen wie unser Bewusstsein selbst. Es wäre eine ebenso anziehende wie weitgreifende und schwierige Aufgabe den Bedingungen nachzugehen, welche zusammenwirkten, dass sich der Gottesglaube des griechischen Volkes von jenem rohen Fetischismus der Stein- und Holzzeichen zu solcher Reinheit und Schönheit erhob. Land und Meer, Beschäftigung und Erwerb, die Berührung mit fremden Völkern und der eigene Zug der Volksseele müssten nicht minder betont werden als die ernste Arbeit des Denkers und das gestaltende Schaffen der Dichter und Künstler.[2]) Für den vorliegenden Zweck mag es genügen, die innere treibende Kraft und den Erfolg hervorzuheben. Den Reiz und die immer jugendliche Frische verdankt der Gottesglaube der Griechen dem ästhetischen Charakter. Die Phantasie des griechischen Volkes nahm zum Maße der Dinge und Erscheinungen, die den Wissensdrang reizten und zur Deutung aufforderten, das volle bewusste geistige Leben, welches wir in uns selbst erfahren.[3]) Die klare Sonne des persönlichen Bewusstseins, welche in ihrer mythenbildenden Kraft niemals erloschen ist, leuchtet hinein in die Räthsel der Natur und des Geistes. Das Kind, welches seine Puppe zum Schlafe bettet und, wenn sie erwacht ist, mit dem Morgengruß anspricht, ist ein Mythenbildner, und der Dichter,[4]) welcher „den Mai einen Kuss" nennt, „den der Himmel gibt der Erde, dass sie jetzo eine Braut, künftig eine

---

[1]) Paus. IX. 27. 1; VII. 22. 4.

[2]) Das Beste bietet noch immer F. G. Welcker in den Einleitungen zum 1. und 2. Bande der Griechischen Götterlehre. Göttingen 1857—1862. Vgl. ferner Th. Gomperz, Griechische Denker. Leipzig 1896. S. 3—35.

[3]) Herm. Lotze, Mikrokosmus. I. 11 ff. Umfassende Untersuchungen über den berührten Gegenstand stellt Edw. Tylor an. Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Übersetzt von J. Spengel und Fr. Poske. 2 Bde. Leipzig 1873. I. 269 ff.

[4]) Logau. Welcker, Götterlehre I. 380.

Mutter werde", ist ein Mythenbildner nicht minder als das Kind und jener Grieche, in dessen Phantasie der Mythus von der heiligen Ehe des Zeus und der Hera Gestaltung gewann. Mit dem ersten Schritte, das Übersinnliche, welches die Dinge hält und leitet, nach Art des menschlichen Ich zu denken, ist auch der zweite Schritt gethan, diese Mächte in der vollen Persönlichkeit, also behaftet mit dem in der Erfahrung gegebenen Leibe vorzustellen. So entstanden die menschengestalteten Götter der Griechen, die *θεοὶ ἀνθρωποειδεῖς*. Das Naturleben, welches den äußeren Sinnen des Menschen offen liegt und zudem die Abhängigkeit in so hohem Maße fühlen lässt, ist für ihn auch zunächst der Anlass zur Beseelung und Vermenschlichung. Sobald aber der sittliche Trieb im Innern erwacht und die Pflicht zu einem gottgefälligen Handeln sich regt, sobald die bei allen gebildeten Völkern geheiligten Bande der Ehe und des Staates sich von der Nothdurft der Lebensführung loslösen, da nimmt er auch seine Götter in den Kreis des Sittlichen hinüber. Der allfassende Himmel wird zum persönlichen Hort aller Ordnung und Treue, der lichtspendende Gott zum Hüter alles Reinen, zum Geber der beseligenden Dichtkunst und zum Führer der Musen. Und die Musen selbst, das Sinnende und Strebende im menschlichen Gemüthe, sind wohl die schönste dämonische Personification, die bei keinem anderen Volke anzutreffen ist. So hat der Mythos über die Griechen mehr Gewalt gehabt als über alle anderen Völker. Und wie die heilige Sage die erste Gestaltung ihrer Religion vollbracht hatte, so fuhr sie fort, ihr wie in dem Amte des Auslegers und Predigers zu dienen, indem sie nicht bloß den aus religiösen Trieben entsprungenen Vorstellungen schönes Gepräge und Farben lebendiger Wirklichkeit verlieh, sondern auch allen ernsten Gedanken über das Rechte, Edle und Weise und allen tieferen Empfindungen den vollkommensten Ausdruck gab und ohne ein priesterliches Gewand mit priesterlichen Worten und Bildern durch das Volk schritt. [1])

Es kommt noch ein Zweites dazu. Der Göttervorstellung folgte die Götterdarstellung. [2]) Die Gestalten, welche die Phantasie schuf und die Dichtung in Worte kleidete, bildete die Hand in Stein und Erz nach. Wie roh und unzureichend auch die ersten Versuche der Kunst gewesen sein mochten, in ihnen liegt schon der Keim, der sich zu solcher Schönheit entfalten sollte. Für den gläubigen Sinn des Volkes war durch die Götterdarstellung mehr gewonnen, als wir vielleicht meinen. Es erhielten nicht nur die in der Phantasie noch schwanken und schwebenden Bilder durch die Kunst Festigkeit und Bestand, sie erreichten nun erst die fertige Bestimmtheit in ihren Theilen zur ganzen organischen

---

[1]) Welcker, Götterlehre I. 701 ff. II. 65 ff.

[2]) Al. Conze, Heroen- und Göttergestalten der griechischen Kunst. Wien 1875. S. 4 ff.

Gestalt. Wenn Homer die ehrwürdige Hoheit der Göttin Hera zeichnen will, so nennt er sie „farrenäugig" (βοῶπις) und hebt in die Phantasie des Hörers das ruhige Auge des Rindes mit dem Ausdrucke der gewaltigen Kraft, der hinter dem Blicke verborgen liegt. Der Künstler, welcher von diesem Gedanken den Ausgang seiner Darstellung nahm, hat nicht allein in den Augen, deren Blick sich zur Seite drängt und in weitem Bogen auszubreiten scheint, die Strenge und Gewalt geschildert, womit der Wille alles fasst, was ihm entgegentritt, er musste mit den gegebenen Grundformen alle übrigen Theile des Gesichtes in Einklang setzen, und so entstand das Ideal der Göttin, welches Brunn auf Polyklet zurückgeführt hat.[1]) Die Hera Farnese ist eine Wiederholung des Typus. Um den Mund des olympischen Hermes, des „fürstlichen Jünglings an Ansehen", scheint ein Lächeln zu schweben, und das Grübchen im Kinne vollendet die Charakteristik des freundlichen, sinnenden Gottes; der Gott, welcher auch in der Ringschule „über dem frohen Kampfe und den Losen des Kampfes waltet", steht vor uns in einem Körperbau, von dem der Fluss der Linien schönheitgetragen ins Auge herüberströmt.[2]) Der Künstler, welcher den Gehalt des in seinem Geiste beschlossenen Kunstwerkes zur sichtbaren Wirklichkeit ausgestaltet, führt es wieder in die Natur hinüber, die Formen und Stoffe des natürlichen Seins bieten ihm die Mittel zum Ausdrucke, aber der Adel seines Gemüthes hebt das Kunstwerk über die gemeine Natur hinaus.[3]) Selbst in den Gestalten der griechischen Mythologie, welche innerhalb des Naturlebens stehen geblieben sind, wie etwa bei den derben Elementargeistern der Berge und Wälder, liegt noch etwas von dieser idealisierenden Kraft, sie sind ein reinerer Ausdruck ihrer Art. Wenn auf diesem Gebiete die Waldtrift und die sonnigen Hänge mit den Thieren, welche sie beleben, die Phantasie geführt haben, so spiegeln die mythischen Wesen des Meeres das geheimnisvoll Sehnende und das ungestüm Leidenschaftliche des Elementes ab. Sogar die olympischen Götter tragen etwas von dem Thierischen an sich. Das Juppiter-Ideal hat etwas vom Löwen, das der Hera, wie oben erwähnt wurde, etwas vom Stiere und Apollo und Artemis die Leichtigkeit des Hirsches.[4]) Zu dem Schönsten im Homer gehören ja auch die Gleichnisse aus der Thierwelt. Mit demselben feinen Gefühle, mit welchem die Griechen die Grenze zwischen

---

[1]) Heinr. Brunn, Griechische Götterideale in ihren Formen erläutert. München 1893. S. 3. 13. Derselbe, Geschichte der griechischen Künstler. 2. Aufl. Stuttgart 1889. I. 142. 160. K. Friederichs-P. Wolters, Die Gipsabgüsse antiker Bildwerke in historischer Folge erklärt. Berlin 1885. Nr. 500.

[2]) Friederichs-Wolters Nr. 1212. Ludw. Sybel, a. a. O. 239 ff.

[3]) Heinr. Brunn, Geschichte der griech. Künstler I. 134 ff.

[4]) Heinr. Brunn, Griech. Künstler I. 231 ff. Th. Vischer, Ästheitk. II. 458.

dem Göttlich-Menschlichen und dem Thierischen fanden, nähern sie auch das weibliche Ideal an das männliche; so erscheint uns die mannhafte Pallas-Athene und die weichliche Schönheit des Dionysos. Das ästhetische Ideal erhielt die höchste Vollendung durch die That des Pheidias, da er im Ostfriese des Parthenon die zwölf Götter als Ideale der Menschheit auffasste, abgestuft nach der plastischen Differenzierung ihrer Typen. Urbilder menschlichen Alters und Standes, sind sie Glieder einer Familie, einander ähnlich und doch keiner dem andern gleich. In den besten Zeiten der griechischen Kunst während des 5. und 4. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung waren auch die Götterideale im wesentlichen fertig. [1])

Geboren durch das metaphysische Bedürfnis des Menschen, ein Höheres über sich zu suchen, und ausgestaltet durch die einzigartige Phantasie und Kunst eines reichbegabten Volkes, waren die mythologischen Götter nicht gebändigt vom Alter und unberührt vom Tode. Aber über dem persönlichen Zeus stand das unpersönliche Schicksal, die *μοῖρα*. Und sobald die Vernunft das ästhetische Ideal auf den Prüfstein des ontologischen Begriffes Gottes legte, ward die Wesenheit der mythologischen Götter zu unrein und mit unedlem Metall legiert befunden, sie giengen ihrer Auflösung entgegen. [2]) Schon hatte aber der Zauber der griechischen Bildung und Mythologie den Gottesglauben des römischen Volkes ergriffen, das von der Vorsehung dazu bestimmt war, eine allgemeine Ausgleichung der verschiedenen Göttersysteme und poetischen Anschauungen des Alterthums herbeizuführen. [3]) Als nun vollends der in seiner Reinheit erfasste, alleinige Gott den heidnischen Polytheismus überwunden hatte, blieben die Göttergestalten, was sie waren: Fleisch von unserem Fleische und Geist von unserem Geiste, beider Gesetz verbunden zu dem Streben nach allem Höheren und Idealen in uns, welches zu allen Zeiten und an allen Orten mit dem Göttlichen verwandt bezeugt wird. Hiemit haben wir die Erörterung über das ästhetische Ideal zu ihrem Ausgangspunkte zurückgelenkt.

Es dürfte den Anschein erwecken, als hätten wir unseren Gegenstand „Die Götterideale im Unterrichte" aus den Augen

---

[1]) Ludw. Sybel, a. a. O. 183. Adolf Furtwängler, Meisterwerke der griechischen Plastik. Kunstgeschichtliche Untersuchungen. Leipzig 1893. S. 513.

[2]) Die schulmäßige Fassung des ontologischen Begriffes tritt wohl erst bei Anselm von Canterbury auf, Otto Willmann, Geschichte des Idealismus II. 378. Der Inhalt des Begriffes liegt jedoch bereits in der Denkforderung vor, welche nach dem wahrhaft Göttlichen in der Gottheit frägt, und diese Frage gewinnt im Geistesleben des griechischen Volkes mit der erstarkenden Philosophie immer mehr an Nachdruck. Näheres bei K. Friedr. Nägelsbach, Die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens. Nürnberg 1857. S. 6. 92. 142. 427 ff.

[3]) L. Preller, Römische Mythologie. 2. Aufl. Berlin 1865. S. 12.

verloren oder gar nicht ins Auge gefasst. Wenn jedoch der Unterricht aus dem vollen Leben und für das Leben schöpfen und arbeiten soll, so glauben wir ihn in dasselbe hineingeführt zu haben. Den Gegenstand hat bei seiner Bedeutung J. Overbeck in seiner „Griechischen Kunstmythologie" nach den Forderungen der Wissenschaft in Angriff genommen, das noch nicht vollendete Wörterbuch der griechischen und römischen Mythologie von W. H. Roscher will ihm vom Stande der heutigen wissenschaftlichen Forschung gerecht werden, Al. Conze hat ihn nach den Gesichtspunkten der praktischen Unterweisung für angehende Künstler, und J. Langl für den Unterricht in der Mittelschule behandelt.[1]) Es steht jedoch außer Frage, dass im gebundenen Unterrichte der Mittelschule die Behandlung der Götterideale nur eine gelegentliche sein kann. Wort und Anschauung zur rechten Zeit und mit dem rechten Tone gegeben, greifen im jugendlichen Gemüthe tiefer und wirken nachhaltiger als weitläufige, zusammenhängende Erörterungen. Und die Gelegenheit dazu bietet sich von selbst. Der Religionslehrer wird, wenn er seiner Sache recht dienen will, bei den niederen Religionsformen auf den Naturdienst der classischen Völker verweisen und die christliche Kunst anknüpfen an die Kunst des ausgehenden Alterthums. Im propädeutischen Unterrichte bietet die mythologische Apperception das durchsichtigste Beispiel für diesen psychologischen Vorgang. In der Geschichte des Alterthums bildet die Göttersage der Griechen und Römer einen wesentlichen Bestandtheil. Das Thema der Goethe'schen Ode Ganymed: „Hinauf! Hinauf strebt's, aufwärts an deinen Busen, alliebender Vater!" drückt die Gruppe von Leochares auf das schönste aus.[2]) Die tiefe und seelisch-reine Sehnsucht der Mutter, welcher Schiller in der „Klage der Ceres" das Wort leiht, hat der Bildner in das Antlitz der Demeter von Knidos gelegt;[3]) die milden Züge der Göttin erinnern uns an das Ideal der Madonna. Wenn ferner Schiller im „Eleusischen Fest" alle Himmlischen von ihren Thronen herabsteigen lässt, um segnend dem Menschen ihre Gaben zu bringen, Themis und des Zeus erfindungsreichen Sohn, Minerva und Apollon mit den Musen, Poseidon, Artemis mit allen Nymphen und Oreaden, sollte das inhaltsvolle Lied von der Sittigung unseres Geschlechtes nicht mehr ergreifen, wenn auch die darstellende Kunst ihren Theil dazu beiträgt! Dass der philologische Unterricht aus seinen vollen Mitteln arbeite, um die Schriftwerke der

---

[1]) J. Overbeck, Griechische Kunstmythologie. 2—4. Bd. Leipzig 1871—1889, enthält den besonderen Theil über Zeus, Hera, Poseidon, Demeter und Kora, Apollon. W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Leipzig 1884. Jos. Langl, Griechische Götter- und Heldengestalten. Wien 1887.

[2]) J. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. 3. Aufl. Leipzig 1881—1882. II. 67.

[3]) Heinr. Brunn, Götterideale. S. 44 ff.

Alten dem allseitigen Verständnisse entgegenzubringen, ist eine nun allgemein anerkannte Forderung.[1]) Es seien hier nur einige Beispiele beigebracht. „Der Nacht gleich" kommt der Ferntreffer Apollon von den Gipfeln des Olymp und sendet die Pfeile über das Lager der Achäer. Mag sich der Gedanke, welchen der Künstler im Apollon vom Belvedere darstellte, nicht vollends mit der Homerischen Stelle decken, er ist auch der wehrende Gott.[2]) Das dämonische Wesen des Eros, „des Allsiegers im Kampfe", wie ihn Sophokles in dem Chorliede der Antigone nennt, spricht aus dem gesenkten, von Locken umrahmten Kopfe und dem von unten heraufgerichteten Blicke des Torso im Vatican, in welchem Furtwängler eine Nachbildung des Praxitelischen Eros erkennt.[3]) Horaz feiert den Augustus als den gegenwärtigen Gott, welcher der Welt die saturnischen Zeiten wieder gebracht hat, und in dem Säculargedichte fasst er alle Größe der Stadt Rom, gegen welche die Sonne nichts Größeres sehen kann, auch zu dem Lobe des Kaisers zusammen. Auch die Kunst hat an dieser Verherrlichung Antheil. In einer überlebensgroßen Statue des Neapler Museums ist der Kaiser in der Haltung des thronenden Juppiter dargestellt, und das schöne Relief auf dem Harnisch der Augustus-Statue von Prima-Porta ist eine plastische Ausführung der Gedanken des Säculargedichtes.[4]) „Die Kraft, welche der Einsicht entbehrt, stürzt durch die eigene Wucht." Diesen sittlichen Gedanken bewahrheitet Horaz an dem Kampfe der Titanen gegen die olympischen Götter in dem Liede an die Musen, „welche milden Rath spenden und des gespendeten sich freuen" (III. 4). Sollte der Unterricht es versäumen, hier auf dasselbe Motiv des pergamenischen Altarfrieses zu verweisen? Das geschichtliche Ereignis, zu dessen Gedenken der große Altar von den pergamenischen Königen errichtet wurde, die Besiegung der barbarischen Galater, hebt den dichterischen Vorwurf umso mehr.[5]) So kommen die

---

[1]) Der Verf. hat die leitenden Gedanken in dem Vortrage »Der philologische Unterricht auf dem Gymnasium und die Anschauung« behandelt. Österr. Mittelschule X. 1896. S. 145—157.

[2]) Ans. Feuerbach, Der vaticanische Apollo. 2. Aufl. Stuttgart 1855. S. 344, sieht in der Statue eine Beziehung zu Aeschylos' Eumeniden v. 179; Apollo steht dem Chore der Eumeniden gegenüber und jagt sie aus seinem Tempel. Overbeck, Kunstmythologie, deutet sie auf die Niederlage der Gallier bei ihrem Angriffe auf Delphi im Jahre 279. Furtwängler a. a. O. 662 erklärt die Darstellung als ein Gesammtbild des Unheil wehrenden Gottes, der alles Finstere, Böse, Kranke besiegt, sühnt und heilt.

[3]) a. a. O. 543 ff.

[4]) Fr. Schöll, Die Säcularfeier des Augustus und das Festgedicht des Horaz. Deutsche Rundschau XXIII. 1897. S. 64. Eine für die Schule brauchbare Abbildung des Reliefs enthalten Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte. München 1893. S. 63.

[5]) A. Baumeister, Denkmäler des classischen Alterthums. II. 1229 ff.

Anlässe ungesucht, und es dürfte eher die Gefahr zu vermeiden sein, dass das Interesse nicht durch zu große Mannigfaltigkeit der Dinge getheilt und gemindert werde. Die genau zugemessenen Stunden und die im philologischen Unterrichte sonst zu leistenden Aufgaben gestatten kaum ein längeres Verweilen bei dem Gegenstande. Ist jedoch der regelmäßige Unterricht auch dieser Seite gerecht geworden, dann werden die Schüler der Aufforderung des Lehrers, zur Vertiefung der erhaltenen Anregungen die eine oder andere Stunde außerhalb der Schulzeit zu erscheinen, mit Freuden folgen. Und es dürfte als eine Strafe empfunden werden, wenn der bei der pflichtmäßigen Arbeit Säumige und Gleichgiltige ausgeschlossen wird.

Kunstverständnis, und dies soll unser Gegenstand in bescheidenem Maße anbahnen, kann nicht geweckt werden ohne die zureichende Anschauung. Wir halten es für selbstverständlich, dass der naturwissenschaftliche Unterricht unter reichlicher Verwendung von Apparaten, Naturobjecten und Modellen ertheilt werde. Auch für unseren Gegenstand reichen bloße Abbildungen, die bei ihrer Güte um billigen Preis zu erhalten sind, nicht aus. Der Geldeswert, den wir auf die Anschaffung von guten Abgüssen der Götterideale in Büstenform aufwenden, wird wohl weit überboten werden durch den Bildungsgehalt, welchen zu heben der Unterricht in den Stand gesetzt wird. Die Bildnisse geben zudem den Gängen und Wänden den würdigsten Schmuck, welcher den Schülern die Bedeutung des Schulhauses vor Augen führt. [1])

Ein Bedenken wollen wir jedoch nicht zurückhalten. Wenn wir der bildsamen Phantasie der heranreifenden Jugend die heidnischen Götterbildnisse in ihrer Natürlichkeit sehen lassen, sollen wir nicht fürchten, dass sie an der Seele Schaden nehme? Die Frage erscheint berechtigt und verlangt eine Antwort. Unser Unterricht bestrebt sich, die einseitige Anspannung des Geistes durch eine stärkere Betonung und Pflege der körperlichen Anliegen auszugleichen. Dasselbe Ziel, nur in edlerer Form und auf einer höheren Stufe, verfolgt auch der vorliegende Gegenstand. Als Sinnenwesen werden wir durch die Schönheit emporgetragen in eine reinere Höhe und gehen ein in die Harmonie des allgemeinen Geistes in uns. Sinnenglück und Seelenfrieden, so singt der Dichter, leuchtet von der Stirne der olympischen Götter. [2]) Dieser ideal-sittliche Gehalt der Persönlichkeit ist in den gesammten architektonischen Bau des Körpers ausgegossen und erhöht seine

---

[1]) Gute Behelfe bieten Jos. Langls Götter und Heroen, Ferd. Hoppes Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer, Wien 1896, und Fr. Bruckmanns Denkmäler der griechischen und römischen Sculptur. Schulausgabe mit erläuternden Bemerkungen. München 1895. Gipsabgüsse sind von der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien zu erhalten.

[2]) Schiller, Das Ideal und das Leben.

Schönheit. Das Gleichgewicht der Kräfte, die edle Einfalt und ruhige Größe der griechischen Göttergestalten geben dem anschauenden Gemüthe selbst einen erhabenen Stand. So ist die wahre Schönheit, wie Canova selbst von seiner Kunst rühmt, geeignet, uns über sinnliche Aufregungen hinwegzuheben und gleichsam in die ersten Zeiten des unschuldigen Paradieses zu versetzen.[1]) Rein und lauter gieng der Mensch aus der Hand des Schöpfers hervor, der Mensch das Abbild seines Gottes: Nur die Sünde ließ ihm die Blöße sehen. Sprechen wir auch, wenn es der Unterricht erfordert, menschlich zu Menschen, und indem wir Phantasie und Herz zu Hilfe rufen, wird vielleicht wahrhaft sittliches Fühlen tiefer gegründet als durch abstracte Lehren, welche gleichsam auf Umwegen durch den Verstand das Herz finden sollen. Jeglichen Unterrichtes letztes Ziel kann ja doch nur sein, eine geistig gesunde und körperlich kräftige Jugend heranzuziehen, aus deren hellem Auge ein für alles Edle und Gute empfänglicher Sinn spricht. Von den spartanischen Frauen wird uns berichtet, dass sie in ihren Gemächern das Bildnis des Narcissus oder Hyacinthus, des Bacchus oder Apollon aufstellten, um schöne Kinder zu haben.[2]) Auch das Wachsthum des geistigen Menschen ist ein organisches und gehorcht besonderen Gesetzen, es wäre eine Einseitigkeit, käme in dem Erziehungswerke das ästhetische Moment zu kurz. Die fremde Vortrefflichkeit, die wir einsehen und nachfühlen, wird auf Augenblicke unser und lässt die Spuren und Angelegtheiten in dem ganzen sinnlich-geistigen Organismus zurück. So drücken sich die seelischen Kräfte in den plastischen Formen des Körpers aus und festigen und adeln seine Erscheinung: Ist es doch der Geist, der sich den Körper baut.

---

[1]) Canova, Ein Cultur- und Künstlerbild von Oskar Bie. Westermanns Monatshefte XL. 1895. S. 106. 110.

[2]) Winckelmann, Geschichte der Kunst des Alterthums. 4. Buch. 1. Cap. §. 8.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Pindari carmina prolegomenis et commentariis instructa edidit W. Christ. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCVI. gr. 8°. CXXVII u. 466 SS.

G. Fraccaroli *Le odi di Pindaro, praef.* p. 5 sagt sehr richtig, dass die Pindarphilologen es gründlich verstanden haben, ihren Weinberg mit einer dichten Dornenhecke zu umzäunen, damit niemandem die Lust nach ihren Trauben komme. Es schien fast schon, als wäre es gar nicht möglich, eine pindarische Ode ohne einige Prolusiones chronologischen, historisch-politischen, ästhetischen, metrischen usw. Inhalts zu commentieren. Nun sind in neuester Zeit wiederholt Versuche gemacht worden, die Pindarexegese zu entlasten, den ganzen Apparat dadurch zu vereinfachen, dass man eine ganze Reihe der schwierigsten und verwickeltsten Fragen als gegenstandslos nachzuweisen sich bemühte. Diesen Bestrebungen ist der berühmte Münchener Philologe mit vollem Verständnisse und offenen Herzens gefolgt, und dass er im Principe das schwerwiegende Argument seiner wissenschaftlichen Autorität zu Gunsten der neuen Richtung in die Wagschale warf, wird sich, so hoffe ich, als eines der größten Verdienste seines Buches um die Förderung der Pindarstudien erweisen.

Über Westphals Nomostheorie also, die, zuerst von Mezger durchgeführt, in allen commentierten Ausgaben der letzten Jahre sich breit gemacht hat, äußert sich der Verf. p. XCIX wie folgt: *somnia haec ego esse ratus, neque in argumentis singulorum carminum neque in commentariis quidquam isti invento tribui.* [1]) Vollends die Mezger'schen tautometrischen Re-

---

[1]) Nur zu Ol. XIII (p. 97) bemerkt der Verf., dass P. den terpandrischen Nomos hier befolgt zu haben scheine, obwohl der grelle Widerspruch zwischen der Disposition und der nomischen Gliederung, die doch beide nur auf dem Gedankeninhalte beruhen, die Unhaltbarkeit der ganzen Theorie von neuem klar macht. — Übrigens besteht hier der *ἐπίλογος* aus nur zwei Versen, und wird dessen Kürze vom Dichter selbst mit den Worten *κούφοισιν ποσίν* entschuldigt.

sponsionen, die dem Forscher die geisttödtende Arbeit aufbürdeten, die isometrischen Verse sämmtlich, Silbe für Silbe nach dem Schema der Längen und Kürzen zerpflückt, untereinanderzuschreiben, Burys Echotheorie — sie finden sich in Christs Buche nirgends auch nur erwähnt. Noch wichtiger ist das Fallenlassen der bisher giltigen Böckh-Dissen'schen Principien in der Exegese der Mythen und in der Auffindung des einheitlichen Grundgedankens jeder einzelnen Ode, zwei Fragen, die von den Vertretern dieser Richtung nur unter Anwendung subtilster Interpretationskünste gelöst werden konnten.

Über die Mythen Pindars lautet Christs Urtheil Prolegg. p. XCVII, not. 2 also: *his fabulis eo magis poetae operam navabant et homines aures praebebant, quod ex antiquis temporibus Graeci adsueti erant, ut in sacris feriisque deorum, quae epinicia carmina imitabantur, post praedicationem divinorum numinum laudes hominum heroumque patriorum (κλέα ἀνδρῶν) audirent. Hanc opportunitatem mythos carminibus epiniciis inserendi egregie illustravit et contra subtiles rationes Boeckhii recentiorumque interpretum defendit Drachmannus in libro 'De recentiorum interpretatione Pindarica' Kopenh.* 1891. Andere hieher gehörige Bemerkungen finden sich im Commentar: zur 2. pyth. Ode (Mythus von Ixion) p. 126, zur 3. p. 137, zur 4. p. 148 (*ab ineptiis eorum, qui poetae carmina tamquam scriptoris historias dissecant, longissime abhorremus*), zur 9. p. 204, zur 10. V. 30 sqq., zur 9. nem. p. 301 sq. (auch zu V. 16 sqq.).

Dass also die Mythen Pindars frei sind von historisch-politischen Beziehungen auf jene Zeit, gilt heute wohl für ausgemacht. Denn wenn der Dichter ab und zu als Kind seiner Zeit die Verhältnisse der mythischen Vergangenheit mit den Farben der Gegenwart malt, wenn er z. B. im Pelopsmythus der 1. olymp. Ode eine Andeutung der Knabenliebe (V. 47 u. 77) macht, so begeht er hiemit Anachronismen, wie sie die ποιητικὴ ἄδεια jedem Dichter einräumt. Im übrigen wird sich aber Pindar wohl gehütet haben, die ethischen Effecte, welche er durch seine Mythen erreichen wollte, dadurch selbst zu zerstören, dass er seine Hörer genöthigt und gewöhnt hätte, fortwährend verständnisinnige Seitenblicke auf Personen und Vorgänge der politischen Schaubühne zu thun: denn — 'ein politisch Lied — ein garstig Lied'. Das scheint mir auch der Grund zu sein, weshalb er in der 2. olymp. Ode in der Absicht, das Geschlecht der Emmeniden als ein vom Schicksal verfolgtes darzustellen, obwohl sich dessen Missgeschicke bis in die nächste Vergangenheit erstreckten, dennoch die Aufmerksamkeit der Hörer auf die mythische Vorgeschichte des Geschlechtes lenkt, dagegen keinerlei greifbare Andeutung dieser Art aus der Zeitgeschichte einfließen lässt.

In der großen Mehrzahl sind also die Mythen Pindars in Christs Ausgabe von solchen Deutungen verschont geblieben. Denn

es ist kein Rückfall in die alte Methode, wenn der Verf. P. IV 70 u. 146 eine gewisse Ähnlichkeit zwischen einzelnen Partien der mythischen Erzählung und der Wirklichkeit feststellt. Umsomehr hat es mich gewundert, sehen zu müssen, dass das 11. pyth. Gedicht noch immer streng nach Dissens Art erklärt wird. Dort sollen V. 50—58 zeigen, dass der Sieger zur oligarchischen Partei Thebens zählte, und wenn nun der Mythus von den traurigen Schicksalen des Atridenhauses handelt, so solle darin eine Mahnung an die Familie des Siegers enthalten sein, nicht nach der Tyrannis zu streben. Hier ist zunächst zu bemerken, dass V. 53 *τυραννίδων* im engeren politischen Sinne zu verstehen ist und daher auf die Atriden keinerlei Bezug hat, zweitens, dass die ganze Partie V. 50—58, wie 50 *καλῶν* (vgl. P. V 116 *ἐπιχωρίων καλῶν*, P. VIII 33 *νεώτατον καλῶν*) und 55 *ἄκρον ἑλὼν ἡσυχᾷ τε νεμόμενος* (vgl. N. 6, 23. N. 9, 48. fr. 109) zeigt, nur von Siegen in Kampfspielen handelt. Der Dichter meint: Da *πάντων μέσ᾽ ἄριστα,* so lobe ich nicht die Tyrannis, sondern bemühe mich um die *ξυναὶ ἀρεταί,* d. i. solche, die allen Bürgern Ruhm und Ehre bringen, die agonistischen. — Ich habe übrigens nur noch N. I p. 236 (Chromios = Herakles, Teiresias = Pindar), N. IV zu V. 32, N. VIII p. 295 und Is. VIII zu V. 62 und 65 einen Rückfall in die Böckh-Dissen'sche Methode der Interpretation wahrgenommen.

Aber noch eine andere Seite jener Hyperexegese erscheint in unserem Buche wenigstens in engere Grenzen zurückgewiesen. Man pflegte nämlich nicht bloß aus den mythischen, sondern auch aus den außermythischen Partien der Oden alle möglichen Auskünfte über die politische Lage des betreffenden Staates, über die privaten Verhältnisse des Siegers, über die Vorgänge beim Agon, endlich über die bei der Aufführung des Epinikions herauszuinterpretieren. Hier nun sind, was ja begreiflich ist, die Residua der alten Theorie allerdings viel zahlreicher vorhanden, und es ist daher unsere Pflicht, darauf etwas näher einzugehen.

Nach meiner Ansicht sind auch in diesen Theilen der pindarischen Oden politische Anspielungen große Seltenheiten (wenn z. B. Pindar O. VI 100 f. ganz leise, aber doch völlig unzweifelhaft auf die Unsicherheit der politischen Lage in Syrakus, Is. VII 16 auf die Undankbarkeit Spartas gegen Theben vor der Schlacht bei Önophytä, ferner das. 27 ff. auf diese Schlacht selbst, endlich Is. VIII 9 ff. auf die Persergefahr anspielt[1])) und müssen mit größter Vorsicht und nur dort statuiert werden, wo der Wortlaut selbst jeden Zweifel ausschließt. Im allgemeinen hat es Pindar

---

[1]) Auch leugne ich durchaus nicht, dass die Wärme, mit welcher P. Ägina und die äginetischen Sieger behandelt, auf die engen politischen Beziehungen zwischen der Insel und seiner Heimat zurückzuführen ist.

in Hinsicht der Politik sicherlich ebenso gehalten, wie jene Griechen, die trotz drohender Kriegsgefahr ruhig ihre Kampfspiele feierten. Selbst wenn er die politischen Verhältnisse des betreffenden Staates genau kannte — und meist, besonders bei entfernteren Staatswesen, waren sie ihm wahrscheinlich völlig unbekannt —, selbst in jenem Falle wird ihm, wenn sie traurige waren, die Ignorierung derselben als im Interesse der Festesfreude gelegen ohne Zweifel gestattet gewesen sein. Man lese doch des Dichters eigenes Bekenntnis Is. VIII 11 ff. und beachte hier besonders die Worte τὸ πρὸ ποδὸς ἄρειον ἀεὶ σκοπεῖν χρῆμα πᾶν; vgl. auch Is. V 51 ff. und die Bemerkungen des Verf.s zu V. 55 ff.

Von diesem Standpunkte also betrachte ich Erklärungen, wie jene zur 8. olymp. Ode. Dieselbe scheint dem Verf. *sollicita quadam cura de integritate insulae perfusa, cui tunc temporis gravia iam pericula ab Atheniensium cupiditate impendebant.* Aber ich frage, ob es mit unserer Vorstellung von Pindars Dichtergröße vereinbar ist anzunehmen, dass er, wenn ihm einmal wirklich weniger Zeit und Muße zur Ausarbeitung gegönnt war, so gemeine Schwächen der poetischen Mache, wie sie der Verf. p. 61 aufzählt — die indes als solche zum Theile erst zu erweisen wären: wenigstens in Betreff des V. 53 scheint der Verf. (s. auch den Anhang p. 465 z. d. St.) der Deutung des Ref. beizustimmen —, sollte verbrochen haben? Sind die Daktylo-Epitriten *vulgares*, so trifft dieser Vorwurf die große Mehrzahl von Pindars Gedichten; wenn einmal ein Trochäus steht, wo man einen Spondeus erwartet, eine Anomalie, dergleichen fast jede Ode aufweist, soll dies wirklich ein *indicium carminis festinati* sein? Finden sich ferner so allgemeine Gedanken wie V. 10 ff., 28 f., 55, 59 nicht auch in anderen Gedichten Pindars? (Vgl. die Note zu Is. I p. 326 am Schlusse des argum.) Endlich finde ich durchaus nicht, dass die selbständige Gestaltung des Mythus durch Pindar den Tadel verdiene: *fabula ex Homerico loco Z 453 leviter ficta.* Berichten nicht die Scholiasten von O. VII 58—69 ganz dasselbe? — Ich billige es ferner nicht, wenn der Verf. Ol. X 15 χάλκεος Ἄρης auf den Krieg der Lokrer mit Anaxilas bezieht. Meines Erachtens ist hier der Gedankengang vielmehr folgender: 'Es liegt den Lokrern die Muse am Herzen und der Krieg. Obwohl aber Agesidamos schon als Lokrer zum Agon Tapferkeit mitbrachte, so war doch die Hilfe seines Alipten (damit ist natürlich nur dessen Unterricht gemeint) nicht ohne Wert: hat doch auch einen Herakles, als er im Kampfe allein stand, einst Kyknos zurückgeschlagen: daher geziemt auch dem Agesidamos Dankbarkeit gegen seinen Lehrer.' Dass man übrigens bei Pindar in der Abfolge der Gedanken logische Strenge nicht erwarten darf, ist sattsam bekannt: besonders gilt dies von seinen Vergleichen. — Is. I 61 ff. sagt P., es fehle ihm an Raum, alle Siege des Herodotos aufzuzählen: auch einiges verschwiegen zu haben, bringe bisweilen εὐθυμίαν — natürlich weil es dem

κόρος ἀνθρώπων und was daraus folgt (P. I 81 ff.) vorbeugt. Das Verschwiegene sollen aber nach dem Verf. die in Athen erkämpften Siege sein, welche zu erwähnen mit dem gespannten Verhältnisse Äginas zu Athen nicht verträglich schien. Ich kann dies ebensowenig glauben, wie dass mit N. VII 20 f. *ἐγὼ δὲ πλέον' ἔλπομαι λόγον Ὀδυσσέος ἢ πάθεν διὰ τὸν ἁδυεπῆ γενέσθ' Ὅμηρον* ein Seitenhieb auf die Athener geführt sei, weil diese an Charakter dem Odysseus ähnlich gewesen wären.

Die Jagd ferner nach Andeutungen über persönliche Verhältnisse des Siegers und die Vorgänge beim Agon scheint mir unvereinbar mit den Thatsachen, einmal, dass die Person des Siegers im Verhältnisse zur Gottheit bei Pindar überhaupt in den Hintergrund tritt, und zweitens, dass P. bekanntlich den Verlauf des Agon aus dem Bereiche seiner Darstellung ausschließt.[1]) — Aus O. VI 9 *ἀκίνδυνοι δ' ἀρεταὶ οὔτε παρ' ἀνδράσιν οὔτ' ἐν ναυσὶ . . . τίμιαι* folgt also sicher nicht *adversum casum victori inter currendum accidisse*: er selbst kämpfte ja gar nicht, sondern sein Wagenlenker. Vielmehr ist, wie V. 12 ff. zeigen, denen unsere Sentenz als Prolusio dient, mit *ἀκίνδυνος ἀρετά* des Siegers Sehergabe gemeint, zu der nun auch körperliche Tüchtigkeit hinzukomme. — Daraus, dass P. O. VIII 1 ff. Olympia als Seherherd preist, darf doch nicht gefolgert werden, dass *Alcimedon antequam certamen iniret faustum augurium acceperat*, weil das Orakel zu Olympia eine directe Auskunft höchstwahrscheinlich überhaupt nicht ertheilte: s. Wiener Studien XVII, 2, S. 197 f. — Wenn der Dichter P. VI 7 sagt *Ξενοκράτει ἑτοῖμος ὕμνων θησαυρὸς ἐν Ἀπολλωνίᾳ τετείχισται νάπᾳ*, so folgt daraus mit nichten, dass P. dem Sieger gerathen habe, er möge lieber durch ein Lied als durch ein steinernes Schatzhaus für den Ruhm seines Geschlechtes sorgen, und wenn er N. VIII 1 die *Ὥρα πότνια* anruft, darf man wirklich annehmen, dass er hiemit den Sieger ermahnt, *ne iustum tempus amandi uxoremque ducendi neglegat*? Vielmehr ist die ganze Partie V. 1—5 nur ein anmuthiges Vorspiel zur mythischen Partie, wie *οἷοι καί* zeigt.

Die Prolegomena enthalten p. XCVI—XCIX einen Abschnitt '*de carminum epiniciorum actu*', der alles in dieser Beziehung Wissenswerte enthält. Es war daher nicht nothwendig, bei jedem einzelnen Gedichte die Frage aufzuwerfen und zu beantworten, ob es in festlicher Procession oder bei einem Gelage, ob von einem stehenden oder tanzenden oder einherziehenden Chore vorgetragen wurde. Es wäre hier m. E. am gerathensten gewesen, es dem Leser selbst zu überlassen, aus O. IV 10 u. 12, XIV 14, P. IV 2, V 22, X 6, N. IX 1, Is. III 8 usw. zu ersehen, dass die Ode als für einen *κῶμος*, aus O. VI 87 (*ἑταίρους*), dass sie als für

[1]) Eine Schilderung wie jene bei Sophokl. El. 680 ff. kommt im ganzen Pindar nicht vor.

ein convivium bestimmt gedacht ist. Wenn nun aber der Verf. aus O. I 16 *οἷα παίζομεν ἄνδρες φίλαν ἀμφὶ ... τράπεζαν* schließt, dass auch eben diese *oda inter convivium cantata est*, so ist das sicherlich irrig: denn die *ἄνδρες* sind ja gewiss nicht die Choreuten, die, im besten Falle Bürger der Stadt (vielleicht auch nur fahrende Leute oder eine Sängerzunft), in den engen Cirkel im Palaste des sicilischen Tyrannen gar nicht Zutritt hatten. Es ist auch sehr zweifelhaft, ob gerade mit *πολύφατος ὕμνος*[1]) V. 8 angedeutet ist, dass der Hymnus von einem Chor gesungen wird: in Verbindung mit *ἀμφιβάλλεται σοφῶν* (d. i. der Dichter) *μητίεσσι*, Worte, die doch nur auf die Anregung der Dichter zum Gesange Bezug haben, müsste man *πολύφατος* mit *a multis canendus* verstehen, was doch schwer angeht: vgl. übrigens auch P. XI 47 *ἀγώνων πολυφάτων*. — Hierher gehört auch die Auslegung von P. IV p. 147 und zu V. 1, wo *στᾶμεν* (wie N. V 16) *'haltzumachen'*, nicht *'zu stehen'* heißt: denn die Muse fliegt von einem Sieger zum andern: P. XI 42 *ἄλλοτ' ἄλλᾳ ταράσσέμεν*, P. X 53 *ἐγκωμίων γὰρ ἄωτος ὕμνων ἐπ' ἄλλοτ' ἄλλον ὥτε μέλισσα θύνει λόγον*.

Auch die Fragen, ob Pindar bei der Aufführung persönlich zugegen war oder nicht, ob das betreffende Epinikion gleich in Olympia gesungen wurde oder erst in der Heimat des Siegers, müssen m. E. von einem höheren Standpunkte aus erledigt, nicht aber aus einzelnen Stellen des Gedichtes herausinterpretiert werden.[2]) Die ganz richtige Observation p. XCVII: *chorum non suas ipsius partes tueri, sed inferiore munere interpretis poetae sententiarum esse* — dafür ein besonders sprechendes Zeugnis P. X 55 ff. (s. auch p. 217 oben u. Vf. zu d. St.) und N. III 4 f. u. 9. 11 f., sowie p. 250 u. — nöthigt zu der Folgerung, dass Pindar sich beim Dichten um die Örtlichkeit und äußere Scenerie bei der künftigen Aufführung nicht gekümmert hat: denn sonst hätte er ja auf den Chor als *persona agens* Rücksicht nehmen müssen.[3]) Daher konnte sich der Verf. ruhig der Mühe überheben, die Widersprüche, die hier oft aus dem Gedichte selbst sich ergeben, miteinander zu versöhnen. Stellen von allgemeiner Giltigkeit, wie O. VI 80 *Θήβαν, τᾶς ... ὕδωρ πίομαι ἀνδράσιν αἰχματαῖσι* (d. i. den Siegern) *πλέκων ποικίλον ὕμνον* und O. VII 7 *καὶ ἐγὼ νέκταρ χυτὸν ... ἀεθλοφόροις ἀνδράσι πέμπων* zwingen

---

[1]) N. VII 81 ist daher jedenfalls *πολυφάτων ... ὕμνων* zu lesen.

[2]) Dasselbe gilt in Fragen der höheren Exegese, z. B. ob O. III vor oder nach O. II gedichtet ist. Entscheidend ist hier in erster Linie die Frage nach dem Zwecke der eschatologischen Partie in O. II; dieselbe lässt das Gedicht als Trostgesang für den todesmatten Fürsten erscheinen und muss schon aus diesem Grunde nach O. III angesetzt werden.

[3]) Auch Is. III 15 u. 53 *ἴστε* ist sicher nur aus dem Gedanken des Dichters gesagt, wie P. VI 1 *ἀκούσατ'*, nicht aus dem der Choreuten.

uns anzunehmen, dass die Zusendung des Epinikions, die der Dichter im einzelnen Falle auch z. B. O. X 85 *τὰ παρ' εὐκλέι Δίρκᾳ ... φάνεν* deutlich ausspricht, die Regel war — was ja auch das natürlichste ist —, dass dagegen die persönliche Anwesenheit des Dichters (z. B. bei der Aufführung der 1. olymp. Ode auf Hieron, vielleicht der 5. pyth. auf Arkesilas, dann der 1. nem. und 5. isthm.; O. XIII 3 weist *γνώσομαι* wenigstens auf einen beabsichtigten Besuch hin[1]) eine Ausnahme bildete (vgl. auch den Verf. zu P. IV 52). In der 7. olymp. und 4. nem. Ode wird man also jenes *κατέβαν* (V. 13), bzw. *ἔβαν* (V. 74) nur in metaphorischem Sinne verstehen dürfen, ebenso P. II 2 *ἀπὸ Θηβᾶν ἔρχομαι* (s. V. 68 *τόδε μέλος ... πέμπεται*), und O. VIII den Widerspruch zwischen V. 1 *Οὐλυμπία* und 25 *τάνδε χώραν* (v. Ägina) überhaupt nur dann lösen können, wenn man dem Dichter einen dritten Ort des Aufenthaltes, weder Olympia noch Ägina, sondern wieder Theben zuweist, von wo aus er in seiner Phantasie alle möglichen Situationen fingieren, sich bald da bald dorthin versetzen konnte. Ganz ebenso geht P. IX 91 *τάνδε* einzig nur auf Kyrene, trotz V. 73 *δέξεται*, das wieder nur vom Standpunkte des dichtenden Pindar zu verstehen ist, und ist V. 92 nur von Siegen des Telesikrates die Rede, selbstverständlich nicht von solchen des Pindar. Denn das handschriftliche *εὐκλεῖξαι* entstand nur dadurch, dass das parenthetische *φαμί* (ebenso P. III 75 gebraucht) nicht als solches verstanden wurde: es ist mit Hermann *εὐκλέϊξας* zu schreiben, s. Drachmann *Nord. tidsskr. f. filol. 3die raekke* I p. 163 ff. Vgl. auch zu P. I 58. Es steht die Sache hier ganz so wie mit der Frage der Instrumentalbegleitung der Epinikien: auch hier hat E. Graf aus allgemeinen Stellen wie O. VII 11 mit Recht geschlossen, dass die stetige Begleitung aus Phormingen und Flöten bestand, und wenn der Verf. p. XCVIII Graf beizustimmen geneigt ist, so war er der Pflicht überhoben, Fall für Fall im Argumentum diese Frage neuerdings und aus dem Gedichte selbst zu beantworten.

Ist nun dem Pindarforscher die Last all dieser Fragen der höheren Exegese abgenommen, so kann er sich mit unverbrauchten Kräften der Erforschung der metrischen Form der Gedichte, der Textkritik und niederen Exegese widmen. In der That liegt auf diesen Gebieten die eigentliche Stärke des Christ'schen Buches in positivem Sinne.

---

[1]) Aus V. 49 *ἐγὼ δὲ ϝίδιος ἐν κοινῷ σταλείς* schließt der Verf., dass P. mit dem Sieger die Stadt betrat. Aber damit steht seine eigene Erklärung des Verses nicht recht im Einklange. Die Worte beziehen sich vielmehr auf die Disposition der Ode, den Wechsel des behandelten Stoffes (erst die Ehren der Familie, jetzt die des ganzen Volkes der Korinther [*ἐν κοινῷ*]) und heißen s. v. a. *ἐγὼ ἴδιος* (ein im Dienste der Familie des Siegers stehender) *εἷς κοινὸν μεταστάς*.

Wer sich durch Böckhs drei Bücher 'de re metrica Pindari' im Schweiße des Angesichtes hindurchgearbeitet hat, wird es dem Metriker Christ Dank wissen, dass er in dem Abschnitte '*de arte metrica Pindari*' auf 45 Seiten (Proll. p. XIV—LXI) in durchgehends leicht fasslicher Darstellung einen Überblick über das Studium und die Handhabung der pindarischen Metrik in alter und neuer Zeit aufrollt (p. XIV—XVII), deren Wesen in ihrem Verhältnisse zu den Vorgängern und Nachfolgern darlegt (p. XXX—XXXII und p. XXXV) und so, von den Elementen der Rhythmik und Metrik aufsteigend, indem er den kunstvollen Bau gleichsam Stein für Stein vor unserem Auge erstehen lässt, ein volles Verständnis der Mannigfaltigkeit und des großen Reichthums der metrischen Kunst Pindars erschließt. Es ist also dieser Abschnitt eine Glanzpartie des Werkes.[1])

Das kritische Verfahren des Verf.s beruht auf den besten Handschriften des Mommsen'schen Apparates *A B C* und *D* (*B* durch C. Rück und O. Schroeder, *D* durch G. Karo an zweifelhaften Stellen neu revidiert) und ist von ihm bereits früher (Sitzungsber. d. bayer. Akademie 1891, I S. 16) gerechtfertigt. Wenn zur Herstellung des Textes auch andere Handschriften, besonders *E F G P Q R O N V* und *X* herangezogen werden, so erklärt Chr. deren richtige Lesarten als nicht aus einer besonderen Quelle stammend, sondern als Verbesserungen von 'librarii', denen auch die Scholien wichtige Aufschlüsse boten. Dass dieses Verfahren im großen und ganzen richtig ist, das lehren die gewöhnlich unter der Sigle *Byz.* zusammengefassten 'metrischen' Emendationen eines Thomas Magister, Triklinios und Moschopulos, gewiss nur deren Conjecturen, ferner die zahllosen Conjecturen (besser gesagt Correcturen) von Erasmus Schmid (1616), auch einige von Heyne (z. B. P. I 37) und Bergk. Es ist selbstverständlich, dass Tycho Mommsens große kritische Ausgabe durch Christs Vorgang in der Textkritik nichts an Wert verliert: der Verf. anerkennt übrigens ohne Bedenken deren Bedeutung. Bekanntlich hatte M. Schmidt der bewunderungswürdigen Arbeit Mommsens kleinliche Pedanterie vorgeworfen, ein Tadel, den Bergk damit quittierte, dass er seine 4. Ausgabe des Pindar Mommsen dediciert hat. Mit anerkennenswerter Gewissenhaftigkeit werden zur Emendation des Textes die Scholien herangezogen. Ich vermisse nur an der von den Scholien handelnden Stelle p. IX eine Angabe über deren nächste Quelle (Didymos) und ferner über die aus ihnen nachweisbare kritische Thätigkeit alter Grammatiker (Aristarch und Aristophanes von Byzanz). Auch hätten die einschlägigen Arbeiten von P. Feine (de Aristarcho Pindari inter-

---

[1]) Eine nähere Besprechung dieser Partie musste schon wegen technischer Schwierigkeiten des Druckes unterbleiben. Ich habe also meine Bemerkungen dem Hrn. Verf. privatim zur Verfügung gestellt.

prete, Comment. philol. Ien. vol. II) und E. Horn (de Aristarchi studiis Pindaricis, Greifswald 1883) erwähnt, ferner der genauere Titel der Scholien-Arbeiten Eugen Abels (Scholia vetera in Pindari Nemea et Isthmia, Berlin 1884 und Scholia recentia in Pindari Epinicia, vol. I [scholia in Olymp. et Pythia] ed. Geyza Némethy, Berlin 1891) mitgetheilt werden können.

Als weiterer sicherer Führer zur Auffindung der richtigen Lesarten gilt dem Verf. die stete Bedachtnahme auf die ursprüngliche Niederschrift der pindarischen Gedichte in einem nicht-ionischen Alphabet. Mit Recht bezeichnet er es als ein wichtiges Kriterium der Berechtigung einer Pindar-Conjectur, wenn sie ein Missverständnis der *ἀρχαϊκὴ σημασία* richtigzustellen sucht. Ich füge gleich hier hinzu, dass der Verf. von seiner sonstigen Strenge gegen Conjecturen, die jedermann unbedenklich billigen wird, hier etwas hätte nachlassen, dass er die Conjecturen Neuerer von diesem Gesichtspunkte aus genauer hätte prüfen sollen, um sie dann in größerer Anzahl wenn auch nicht der Reception so doch der Erwähnung zu würdigen und so besonderer Beachtung zu empfehlen. Ferner muss ich bemerken, dass der Verf. zwar von dem, was er im Philol. XXV, S. 607—636 auseinandergesetzt hat, nichts zurücknehmen muss, dass aber doch die von Bergk proll. p. 25—34 statuierten feineren Unterschiede (s. auch Blass in Iw. Müllers Handbuch I. Bd., 1. Hälfte, S. 301 ff. d. 2. Aufl.) genaue Berücksichtigung verdienten.

Schon der knappe Raum, der dem kritischen Commentar zugewiesen ist, legte dem Verf. die Pflicht strengster Durchsiebung der Conjecturen auf. Sein Grundsatz lautet (p. XII): *iis versibus, qui utrum depravati an subtili explicatione enodandi sint, dubitare possis, suspiciones cum aliorum tum meas textui subicere cautius ac modestius duxi.* Der Verf. wendet denn auch an zahlreichen Stellen dieser Art alle Mühe auf, und diesem Umstande verdankt die Pindarexegese eine ansehnliche Reihe von sehr schätzenswerten Beiträgen. Indem ich nun daran gehe, sowohl diese als auch andere Seiten seines kritischen Verfahrens näher zu beleuchten, schicke ich voraus, dass ich dort, wo ich mich veranlasst sehe, Beweisgründe für oder wider vorzubringen, auf diejenigen mich beschränke, die ich für die wichtigsten halte, und auch hievon wieder nur solche auswähle, die in meinen Abhandlungen über Pindar, welche ja der Verf. alle kennt, nicht enthalten sind.

Zuvörderst führe ich einige jener Stellen an, wo die Überlieferung gegen ältere, von anderen schon recipierte, oder in neuerer Zeit, besonders von Bergk vorgeschlagene Conjecturen gewahrt und neu begründet ist. Es sind folgende: O. I 92 *μεμαότας*, V 14 *ὑπ'* (mit Hinweis auf O. VI 43, P. IX 61 u. N. I 35), VII 47 *παρέλκει πραγμάτων ὀρθὰν ὁδὸν ἔξω φρενῶν* (der Verf. führt als treffende Parallele an Eur. Herc. 775 *εὐτυχία φρενῶν βροτοὺς*

ἐξάγεται), P. III 44 διέφανε (passend vertheidigt durch Xen. Mem. III 10, 5 τὸ μεγαλοπρεπές τε καὶ ἐλευθέριον διὰ τοῦ προσώπου καὶ διὰ τῶν σχημάτων διαφαίνει), IV 250 κλέψεν δὲ Μήδειαν σὺν αὐτᾷ (Lycophr. 1317 ἀπόκλητον ἁρπάσας κεραΐδα ...), N. XI 18 μελιζέμεν ἀοιδαῖς (μελιζ. *intr.* = μέλειν [= αἰνεῖσθαι]?), N. X 37 ἕπεται ... πολύγνωτον γένος (εὐάγων τιμά Apposition zu ἕπεται ματρώων γένος). An anderen Stellen allerdings wird von den gegen die Überlieferung vorgebrachten Bedenken nicht Act genommen und die alte Lesart oder eine ältere Conjectur beibehalten, z. B. O. I 58 ἄν ϝοι πατὴρ ὕπερ κρέμασε καρτερὸν αὐτῷ λίθον: ϝοι ... αὐτῷ kann nur dann bleiben, wenn es reflexiv zu verstehen ist, wenn also ὑπερκρέμασε den Tantalos zum Subject hat (= ὑπερκρεμασθῆναι ἐποίησεν, vgl. V. 57 ἕλεν ἄταν); in diesem Falle hätte man auch nicht nöthig, für V. 60 Subjectswechsel anzunehmen. Allerdings bliebe bei dieser Zwangserklärung noch πατήρ räthselhaft. VI 15 τελεσθέντων, VII 1 ἀπὸ χειρὸς ἑλών, P. III 51 νιν φίλον (nicht φιλέων?), XI 42 φωνὰν ... ταρασσέμεν (einfach mit *'cursum convertere'* übersetzt und somit gar nicht erklärt), XI 54 f. ἀμύνονται ἄται, εἰ ..., VIII 77 ὑπὸ χειρῶν, N. I 48 ἄτλατον δέος.

Die neuen Conjecturen des Verf.s, d. h. diejenigen, welche in seiner kleinen Textausgabe noch nicht enthalten sind, fühle ich mich verpflichtet insgesammt zu verzeichnen, doch lasse ich jene zahlreichen zum Theile gleichfalls beachtenswerten Vorschläge weg, welche nicht in den Text aufgenommen sind. O. III 25 πόρευεν θυμὸς ὁρμᾷ, X 9 τόκος ὁμαρτέων (wohl nur, um die Stelle lesbarer zu machen; ich halte Schneidewins ὁρᾶτ' ὦν für das richtige), XIII 113 διΐμεν (vgl. N. X 46), 99 ἔξορκος (im Wortspiel mit ἑξηκοντάκι), XIII 107 Ἀρκάσιν ᾄσσων, P. IV 118 μὲν ἵκω (st. ἱκόμαν; doch ist damit das höchst anstößige ἄλλων nicht gerechtfertigt), V 87 τοὺς ⟨δ'⟩ Ἀριστοτέλης, VIII 44 f. φυᾷ τὸ γενναῖον ἐπιπρέπει· ἐκ πατέρων παισὶ λῆμα, 80 νικᾶς, τρισσοὺς δ', XI 57 κάλλιπον θανάτοι' αἶσαν (mit der Bemerkung: *locum misere corruptum a u d a c t e r restitui*), X 69 τε μέγ' αἰνήσομεν, N. IV 14 σῶς, 15 ἅμα, 19 f. Θήβαις τ' ἐν ἑπταπύλοις οὕνεκ' ... (ohne Komma vor οὕνεκ'), V 41 Αἰγίναθεν ἄπ', 43 τὲ (= σὲ) τεὸς μάτρως ἀγάλλει, VII 33 βίᾳ θάνεν τοι ... μολών, IX 54 ὑπὲρ πολλᾶν τε τιμαλφεῖν λόγοις, Is. I 41 εἰ δ' ἀρετᾷ 'ντέταται τις πᾶσαν ὀργάν, VI 36 ἐς πλόον ⟨ξυνόν⟩, 53 εὐρυβίαν Αἴαντα λαῶν, frg. 75, 18 [τότ'], fr. 139, 3 τορόν, 5 ὑμνεῖ, fr. 155, 4 ἂν εἴην, fr. 196 σκοπόν.

Conjecturen neuerer Kritiker hat der Verf. an nachstehenden Stellen in den Text aufgenommen: O. I 28 ἦ θαυματὰ πολλὰ καὶ πού τι καὶ βροτῶν φάτις ὑπὲρ τὸν ἀλαθῆ λόγον· δεδαιδαλμένοι ... *Mezger:* aus dem Satze: 'Viel gibts des Wunderbaren, und so geht auch die Sage des Menschen über den wahren

Sachverhalt hinaus' muss man also schließen, dass Übertreibung ein *θαυματόν* ist? — 65 *οἷς νιν M. Schmidt* (und Bergk). — 82 *ματῆρας Bergk,* unzweifelhaft richtig. — O. II 35 *πότερα Herwerden:* doch scheint das überlieferte *ὁπότε* (wann einmal = wann endlich) durch das parallele *πεῖρας* (= *τέλος*) geschützt. — O. II 63 *αὖτις Rauchenstein:* allein dem Verf. selbst verursachte diese Conjectur Schwierigkeiten in der Erklärung. Gewiss ist die Construction der Scholien die richtige: *ὅτι θανόντων φρένες ἐνθάδ' ἀπάλαμνοι* ('dass die Verstorbenen für ihren Frevelsinn auf Erden', vgl. Plat. Rep. p. 330 D *ὡς τὸν ἐνθάδε ἀδικήσαντα δεῖ ἐκεῖ διδόναι δίκην*) *αὐτίκα* (Plat. Gorg. p. 522 B *ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ δικάζοντες, ᾗ μέλλοιεν τελευτᾶν*) *ποινὰς ἔτισαν.* Von *ὅτι* V. 63 hängen also dem Gedanken nach drei Gruppen von Sätzen ab, V. 63—66, 67—74, 75—91, die letzteren zwei sind jedoch der grammatischen Form nach selbstständig gestaltet. Von der Metempsychose aber ist erst zu V. 75 ff. zu handeln. Übrigens entgieng es dem Verf., dass die LA. des *A ἐχθρὰ ἀνάγκα* in E. Maaß 'Orpheus' einen Vertheidiger findet. — II 67 *ἴσ' ἐν δὲ νύκτεσσιν αἰεί Schwickert:* aber dem dadurch erzielten Gedanken vom ewigen Tage im Elysion widerspricht fr. 129 *τοῖσι λάμπει μὲν μένος ἀελίου τὰν ἐνθάδε νύκτα κάτω,* welche Worte, wenn man sie ungezwungen erklärt, nur eins sagen können, dass die Sonne, wenn auf Erden Nacht ist, im Elysion leuchtet; ist es hier dagegen Tag, so ist unten Nacht, und von einer Nacht im Elysion spricht auch Verg. Aen. VI 641 solemque suum sua sidera norunt. Ich schreibe daher mit Bergk *ἴσαις δὲ νύκτεσσιν* (*dat. modi*: 'bei gleichen Nächten [wie wir]', s. Kühner II 1, p. 386, 3) *αἰεί* (dies *αἰεί* gehört nicht zu *ἴσαις*, sondern zu *ἀπονέστερον δέκονται βίοτον*), *ἴσον ἐν ἁμέραις ἀέλιον ἔχοντες* (d. i. bei gleicher Sonne am Tage [wie wir]) *ἀπονέστερον ἐσλοὶ δέκονται βίοτον* (haben die Guten ein müheloseres Leben als wir). — II 82 *κροτάφους Karsten:* eine sehr gewaltsame Änderung; etwa *ὅρμοισι τῶν γέρα τ' ἀναπλ. καὶ στεφάνους* als Hendiadys? — VI 2 *ὡς ὅτε θαητὸν μέγαρον Ref.* — III 4 *παρεσταίη Naber:* da *ὀρθώσαις* reines Präteritum ist, so ist einzig das überlieferte *παρέστα* das richtige: die Kakophonie *ποι παρέστα μοι* ist nicht schlimmer als fr. 81 *παρὰ μὶν αἰνέω μέν.* V. 7 natürlich *πρᾶσσόν τι.* — VIII 47 *ἤπειγ' ᾗ Bergk:* sicher richtig. — XI 21 *διαλλάξαντο Lehrs u. Schroeder,* wie der Verf. sagt, praeclaro acumine, ein Urtheil, dem ich nicht beipflichten kann, weil ich für negierten aor. gnom. keine Belege finde. — P. IV 31 *ξένι' Bergk.* — 36 *ἀπίθησέν ἰν Hermann:* aber die Form *ἰν* kommt sonst im ganzen Pindar nicht vor, dagegen *οἱ* (*Hartung*) ganz gewöhnlich; trotzdem billige ich auch dies nicht, sondern meine, dass die Corruptel tiefer steckt. — IV 213 *Αἰήτᾳ τ' ἀγαυῷ Herwerden.* — 283 *κακᾶς ... φαεννάν* ders. — V 124 *τωὐτό Bergk.* — VI 10 *ἐπακτός Bergk:*

doch fügt Bergk selbst hinzu: *neque satisfacit quod olim proposui* ἐπακτός, offenbar deshalb, weil das Wort nirgends vorkommt. — IX 62 *αὐγαῖς Bergk:* auch diese Conjectur scheint mir vorschnell recipiert und zwar deshalb, weil das überlieferte *αὐταῖς* sich sehr wohl mit *ἐπιγουνίδιον* verbinden lässt. — XI 56 *μέλανα Herwerden* (ohne jegliche Erklärung des Verf.s). — N. II 14 *ἐπάϊσ' Bergk.* — III 76 *ἄπεσσι* ders. — XI 36 *παρ' Ἰσμηνοῦ ῥοὰν* ders. — Is. III 36 *μετὰ χειμερίων ποικίλα μηνῶν Hartung.* — VI 5 *νῦν αὖτεν Usener:* doch scheint der Verf. selbst zu Hermanns Conjectur *νῦν αὖτε Ἰσθμοῦ* hinzuneigen; ich vermisse übrigens hinter *νῦν* ein *δ'*. — VIII 33 *γόνον ἂν ἄνακτα Bergk.* — fr. 137 *κεῖν' εἶσ' Bergk.*

Dagegen finden sich sehr plausible Conjecturen nicht recipiert an folgenden Stellen: O. I 66 *ἀνήρ τι Ϝέλπεται λελαθέμεν Christ* (vor ihm *Ref.*). — II 30 *καὶ Ζεὺς πατήρ, μάλα φιλεῖ Bergk.* — VI 15 *τε νησθέντων* ders. — X 55 *Χρόνος τόδε Hartung.* — XIV 14 *ἐρασίκολπε Vogt* (vgl. VI 43 und P. IV 136 *ἐρασιπλοκάμου*; nach dem einen Vers früher stehenden *φιλησίμολπε* ist diese Conjectur fast unabweisbar). — P. II 79 *βαθὺν Bergk.* — III 86 *σ' ὁ μέγας πότμος* ders. — IV 119 *ἀγαγέσθαι Naber.* — XI 61 *ὁρούῃ Bergk.* — XII 16 *εὐπαρᾴου* ders. (ebenso P. I 44 u. N. VII 71 *χαλκοπάρᾳον*). — N. III 25: hier muss zu einer Conjectur Zuflucht genommen werden, da sonst das Asyndeton *ῥοάς· ὅπα* ... unerklärt bliebe; wenigstens also Komma nach *ῥοάς*. *νόστος* muss übrigens hier nicht 'Heimkehr' heißen, sondern, wie Hom. ε 344 *χείρεσσι νέων ἐπιμαίεο νόστου | γαίης Φαιήκων*, 'Landung'. — XI 14 *ἐπιδείξῃ Breyer* (denn *παραμεύσεται* ist Conjunctiv; das Kolon nach *βίαν* muss natürlich Komma werden). — Is. III 31 *τᾶν Christ.* — VI 47 *τὼς μὲν Hartung.* — VIII 4 Komma nach *Νεμέᾳ Bergk.* — fr. 121, 3 *θνᾴσκει Radermacher*, s. zu P. XII 16. — fr. 203, 4 *σκοτίους Herwerden.*

Ich komme endlich zu den erklärenden Anmerkungen. Hier bewährt der Verf. seine volle Herrschaft über den ganzen Apparat der niederen Exegese, indem er wie ein geschickter Steuermann mit sicherer Hand sein Schifflein auf der unruhigen See der Pindarerklärung dahinlenkt, bisweilen vielleicht in allzu ängstlichem Umkreise gewissen Tiefen ausweichend, die neuere Erklärer aufgezeigt haben. In seiner Knappheit ist dieser Pindar-Commentar ein sehr nachahmungswürdiges Beispiel. Zu seiner Entlastung dienen einige übersichtliche Zusammenstellungen in den Prolegomena, wie Cap. III 'de ludis et epiniciis' (darunter de origine ludorum, de numero et sortitione concertantium, indiculus ludorum [ludi sacri, minores ludi], de epiniciis, de carminum epiniciorum actu) und Cap. V 'heroum genealogia Pindarica' (mit drei Stammbäumen), in welchen der Verf. redlich bemüht ist, einige überaus schwierige Fragen der Agonistik der Lösung so nahe als möglich zu bringen, unterstützt durch seine reiche Gelehrsamkeit, der wir

eine große Menge neuer Beiträge verdanken. Aus derselben Quelle floss eine Unzahl neuer Citate aus griechischen und römischen Autoren (auch den erst in neuerer Zeit entdeckten), die zur Illustrierung der betreffenden Stellen wesentlich beitragen, dann eine sorgfältige Auslese aus den Inschriftensammlungen und aus archäologischen Werken, endlich wertvolle Notizen linguistischen Inhalts. Wollte man diese Stellen auch nur verzeichnen, es würden gleich mehrere Seiten voll; wir müssen uns daher mit einer rühmenden Hervorhebung begnügen.

Unter die Zahl jener Stellen, in deren Erklärung ich mit dem Verf. nicht völlig übereinstimme oder einzelnes hinzuzufügen habe, nehme ich auch diejenigen auf, welche er entweder gar nicht oder nach meinem Ermessen nicht hinlänglich genau erklärt. Ich finde nämlich solche vor, obwohl ich weiß, dass der Commentar durchaus nicht für Anfänger bestimmt ist, was schon daraus hervorgeht, dass für eine Übersetzung ins Deutsche keine Anleitung geboten wird.

O. I 49 *ὕδατος πυρὶ ζέοισαν εἰς ἀκμάν*: 'aquae fervorem, quo aequor sursum fertur', doch vgl. P. IV 64 *ἦρος ἀκμᾷ*, 158 *σὸν δ' ἄνθος ἥβας ἄρτι κυμαίνει*. — 62 *μετὰ τριῶν τέταρτον πόνον*: die Erklärung des Verf.s ist deshalb unmöglich, weil in ihr das Rhetorische des Ausdruckes unbeachtet bleibt und weil sprachlich bei *τριῶν* nur *πόνον*, sonach auch bei *τέταρτον* nur *πόνον* ergänzt werden kann. Auch der Verf. selbst sagt (zu V. 59 und in den Corr. et Add. p. 464), dass Pindar von der gewöhnlichen Auffassung Hom. λ 582 abweiche: Tantalos befindet sich nach P. gar nicht in der Unterwelt. — 107 *Ϝίδριν, ἀλλὰ καὶ ... κυριώτερον*: *Ϝίδριν* = *μᾶλλον Ϝ.* wird vertheidigt durch Tac. Ann. I 57. Damit ist aber nicht viel geholfen. Jedenfalls hätte Bergks aus O. II 103 hergeleitete Conjectur und die letztere Stelle selbst citiert werden sollen. — 110 *ἔχων τοῦτο* scheint mir einer Erklärung zu bedürfen, weil es mit *ἐπίτροπος ἐὼν* tautologisch ist und zu einer Conjectur (*τωὐτό Goram*) Veranlassung gegeben hat. — III 42 wird trotz Lys. or. 21, 22 *μαινοίμην γάρ, εἰ ἀναλίσκοιμι* schwerlich jemand glauben, dass *κεινὸς εἴην* heißen könne '*mente cassum me dicant*'. Ich sehe übrigens nicht ein, warum der optat. ohne *ἄν* nicht bei P. wie bei Homer (s. Kühner gr. Gr. II 1 p. 395, 3) potentialen Sinn haben soll. Er ist P. X 21 *θεὸς εἴη ἀπήμων κέαρ* durch alle Codd. geschützt, und ich möchte mich sehr bedenken, dort eine Conjectur zu recipieren. — VIII 54 ist mit *ἐξ ἀγενείων κῦδος* nicht schon ein isthmischer Sieg bezeichnet, was daraus geschlossen wird, weil es V. 55 ff. heißt, dass Poseidon nach Korinth sich begeben habe,[1]) sondern derselbe, der V. 56 mit *Νεμέᾳ ταύταν*

---

[1]) Ebenso unberechtigt ist P. IX 89 der Schluss auf einen Sieg des Telesikrates in den Iolaeen: *τι παθὼν ἐσλόν* verstehe ich vielmehr

(= *τοιαύταν* = *τὰν ἐξ ἀγενείων*) genauer bestimmt ist. — 78 ist die Erklärung des Verf.s wegen der besonderen Bedeutung von *κατὰ νόμον* '*de more*' unzulässig. — IX 58 '*Ἐπειῶν Ὀπόεντος* de Elidis oppido Opunte ...': aber *Ὀπόεντος* gehört zu *θύγατρ'* und ist somit hier nicht der Name einer Stadt. — X 88 konnte die Partikelverbindung *ἐπεὶ ... καί* '*denn wie ..., so*' durch Hinweis auf O. II 108. 109 beleuchtet werden. — XI 14 geht *κελαδήσω* ganz bestimmt auf O. X, und so findet auch *ἔνθα* '*dort*' seine Erklärung. Das fut. *ἐγγυάσομαι* dagegen ist gebraucht wie O. IV 19 *τέγξω*, VI 3 *πάξομεν* in Hinsicht auf den folgenden (also zukünftigen) Theil des Gedichtes *φυγόξεινον στρατὸν ... ἀφίξεσθαι.* — Zur 13. ol. Ode hätten die Monographien über Korinth von E. Wilisch, Jahrbb. f. Philol. 1878 S. 735 ff., 1881 S. 161 ff. und Progr. v. Zittau 1887 angeführt zu werden verdient. — 84 ist das strittige *ὁρμαίνων* gar nicht erklärt. — Pyth. II 19 entsprechen der *Λοκρὶς παρθένος* nicht die *mulierculae meretrices*, die den Priester der Aphrodite Kinyras *κελαδέοντι*, denn sonst müsste es V. 15 *Κυπριᾶν* heißen. Die Ähnlichkeit zwischen Kinyras und Hieron besteht lediglich darin, dass beide von einem dankbaren Volke gefeierte Fürsten sind. — 91 ist *στάθμα περισσά* 'höhere Einrichtung' (*στάθμα* '*norma*', vgl. P. I 82 *Ὑλλίδος στ.*), *ἑλκόμενοι* 'zerrend (an ...)'; worin jene höhere, göttliche Einrichtung besteht, sagen die Worte V. 89 *ὃς* (sc. *θεός*) *ἀνέχει ποτὲ μὲν τὰ κείνων, τότ' αὖθ' ἑτέροις ἔδωκεν μέγα κῦδος.* — V 113 möchte ich, um das grammatische Verständnis der Worte *ἀγωνίας δ' ἕρκος οἷον σθένος* zu erleichtern, vorschlagen: *ἀγ. δ' ἕρκος οἷ'* (= *οἷα* adverbiell) *ὂν σθένος.* — IX 7 ist das Komma nach *χθονός* mit *Hartung* zu streichen; *οἰκεῖν* hängt von *θῆκε* ab und *δέσποιναν* ist prädic. Accus. zu *νιν*, vgl. Eur. Ion. 75 *Ἴωνα δ' αὐτὸν ὄνομα κεκλῆσθαι θήσεται.* Darnach ist nun die Construction von IX 62 ff. anzugeben, s. Wiener Studien XV 2, S. 299 ff. — 98 bleibt nichts übrig, als Subjectsgleichheit bei *εἶδον* und *εὔχοντ'* anzunehmen und sonach alle Siege auf heimische Spiele zu beziehen (*καί* V. 97 heißt '*außerdem*', wie N. X 19, *καί* V. 102 '*wie auch*', *ἐν πᾶσιν* V. 102 '*in allen übrigen*'. — X 53 heißt *ἄωτος ὕμνων* nicht '*floridi hymni*', sondern es hat *ἄωτος* auch hier die Bedeutung wie sonst *κορυφά* (die Identität dieser zwei Ausdrücke zeigt O. I 13 *κορυφὰς ἀρετᾶν* u. V. 14 *μουσικᾶς ἐν ἀώτῳ*). — N. I 18 *πολλῶν ἐπέβαν καιρὸν οὐ ψεύδει βαλών* heißt vielmehr 'multarum rerum praedicandarum nactus sum occasionem non mendaciis eas obruens', vgl. P. IV 99 *ἐχθίστοισι μὴ ψεύδεσιν καταμιάναις εἰπὲ γένναν*

---

von einer erwarteten Entlohnung des Dichters durch den Sieger, für welche der erstere auf Grund eines Gelübdes (*ἐπ' εὐχᾷ*) einen Festgesang (*κωμάσομαι*) an die *Δίρκας ὕδατα* darzubringen verspricht. Vgl. die ganz analoge Sachlage P. VIII 57 *Ἀλκμᾶνα στεφάνοισι βάλλω, ῥαίνω δὲ καὶ ὕμνῳ.*

(wenn hier nicht *καταμιάναις* ⟨σ'⟩ zu schreiben ist). — 21 ist *ἁρμόδιον δεῖπνον* nicht *felicitati temporis aptum*, sondern das homer. *μενοεικέα δαῖτα*. — 49 heißt *καὶ γάρ* nicht *'denn auch'*, sondern *namque* und stellt die unerschrockene That der Alkmene der Angst ihrer Dienerinnen entgegen; ferner ist sicher *ὅμως 'gleichwohl'* zu schreiben, da *ἄπεπλος* noch mehr sagt als *inermis*. — IV 36 *καίπερ ἔχει βαθεῖα ποντιὰς ἅλμα μέσσον* (*masc.*) hat den Sinn von O. XIII 113: die Nähe des Festes (*νεομηνίᾳ*) drängt, und obwohl der Dichter inmitten eines Meeres von Stoffen zur Verherrlichung stehe, wolle er in kurzer Darstellung des Rühmenswerten mit seinen Gegnern wetteifern; auf gedrängte Erzählung thut sich P. auch sonst zugute, bes. P. IV 247 f. — VII 39 f. *ἀτὰρ γένος αἰεὶ φέρει τοῦτό ϝοι γέρας*: *αἰεί* (= *εἰς τὸν πάντα χρόνον*) ist dem *ὀλίγον χρόνον* V. 39 entgegengesetzt, und die Worte sagen, dass die Nachkommen (*γένος*) den Neoptolemos trotzdem als alten König des Landes noch jetzt ehren; *τοῦτο γέρας* bezieht sich also auf *ἐμβασίλευσεν*. Aus des Verf.s Erklärung wird dieser Sinn der Stelle nicht recht klar. — 49 konnte, um *τρία ϝέπεα διαρκέσει* als Ankündigung des folgenden Verses zu belegen, auf O. IV 19 f. hingewiesen werden. — VIII 42 ff. die *χρεῖαι παντοῖαι φίλων ἀνδρῶν* (nicht *genet. obiect.*!) finden ihre Erklärung durch O. XI 2 *χρῆσις* . . ., die *πόνοι* sind dieselben wie O. V 15, N. X 24 u. a. Eine hier speciell betonte *χρεῖα* ist, den todten Verwandten als Genossen der Freude im Liede vor Augen gestellt zu sehen (*ἐν ὄμμασι θέσθαι*). — N. IX 52: ein ähnlicher Fall von Erwähnung der Siegeskränze neben Gaben O. IV 25. — X 54 *καὶ μὰν θεῶν πιστὸν γένος* ist in der Übersetzung *fidem praestat deorum genus* der Sinn von *fides* nicht klar; *πιστός* heißt hier *'zuverlässig, treu'* (näml. den *δίκαιοι*). — Is. II 5 heißt *ὀπώρα* wirklich autumnus, weil er gestattet *μαλθακᾶς ὥρας ἀπὸ καρπὸν δρέπεσθαι* (fr. 122, 8). — 8 scheint mir die Erklärung von *ἀργυρωθεῖσαι*, bekanntlich eine crux interpretum, nicht erschöpfend. — III 42 war zu citieren (nach Bergks 4. Ausg.) Alkm. 23, 55. — 49 ff. ist der Zusammenhang folgender: 'Trotz allen Strebens in Wettkämpfen (*μαρναμένων*) bleibt man solange unberühmt, bis der Sieg (*ἄκρον*) erreicht ist. Ja, böse Zungen können sogar — durch Nörgelei — Schaden bringen. Letzteres (*μομφὰν ἔχ'*) lehrt das Beispiel des Aias. Aber wie diesen Homer geehrt hat, so lehrt jene der Dichter, wenn der Sieg errungen ist'. — V 28 konnte noch Herod. I 29 *ἄλλοι τε οἱ πάντες ἐκ τῆς Ἑλλάδος σοφισταί*, . . . *καὶ δὴ καὶ Σόλων ἀνὴρ Ἀθηναῖος* citiert werden. — 51 war zu *κατάβρεχε 'supprime'* anzuführen O. X 51: beidemal heißt *βρέχω 'decken'*. — VII 22 konnte verwiesen werden auf O. VIII 19 und das daselbst treffend angezogene Epitaph auf L. Cornelius Scipio. — VIII 1 heißt *ἁλικία 'Jugend'* (vgl. fr. 123, 1), also *Κλεάνδρῳ ἁλικίᾳ τε 'dem jugendlich schönen K.'* — 47 sollte

gemäß der gegebenen Erklärung von *καὶ* — *καί* nach *ἄνακτε* ein Komma stehen. — 58 war als Spitzmarke der Note *ἐπέχεαν* (statt *ἔχεαν*) zu schreiben, s. den Index II unter 'tmesis'. — fr. 9 *γαμβρός* = *νύμφιος* auch O. VII 4. — 30, 12 *ἀλαθέας Ὥρας* war zu vgl. O. X 53—55. — 75, 13 f. konnte als Beleg für die Plurale *πατέρων* und *γυναικῶν Καδμεϊᾶν* hingewiesen werden auf fr. 120 *ὀλβίων Δαρδανιδᾶν*. — 123, 3 ist *κυμαίνεται* Conjunctiv. — 131, 3 heißt *ζωὸν λείπεται αἰῶνος* 'bleibt *nach dem Leben* (*αἰών* ist '*Lebenszeit*', schon bei Homer, der *ψυχὴ καὶ αἰών* verbindet: *Π* 453, *ι* 523, u. vgl. Hesych. *αἰών· ὁ βίος τῶν ἀνθρώπων, ὁ τῆς ζωῆς χρόνος*) *zurück*', *εἴδωλον* aber ist s. v. a. *ψυχή*. Dortselbst war zu *δὲ πρασσόντων* die geistreiche Conjectur eines Freundes Schneidewins *δ' ἐγρασσόντων* zu erwähnen. — 133, 1 *παλαιοῦ πένθεος*: darunter ist nicht *luctus, quem cognati interfectis intulerunt* gemeint, sondern die Verleiblichung der Seele: vgl. Verg. Aen. VI 739 *vetera mala*, wozu erklärend 731 *noxia corpora* und *corporeae pestes*. Zur Illustrierung der eschatologischen Fragmente hätte auch Gomperz *Griech. Denker*, Heft 2 herangezogen werden sollen.

Wenn ich nun zum Schlusse mein endgiltiges Urtheil über das Buch in ein kurzes Wort zusammenfassen soll, so sage ich, dass uns der Verf. nach langjähriger, liebevoller Beschäftigung mit dem Dichter in der dreifachen Absicht zu orientieren, weiterzubauen und neu anzuregen, ein überaus dankenswertes Werk gespendet hat — *βαθεῖαν ἄλοκα διὰ φρενὸς καρπούμενος*.

Wien. Hugo Jurenka.

Ovid. Ausgewählte Gedichte aus den Metamorphosen und Elegien. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Hoeber. I. Text. Münster, Aschendorff. 8°, VIII u. 144 SS.

Wenn auch eine neue Ovid-Chrestomathie nicht eben ein Bedürfnis ist, denn die Zahl derselben ist Legion, so ist es doch begreiflich, dass eine neu erscheinende Sammlung lateinischer und griechischer Schulclassiker auch einen Schulovid bringen muss. Die vorliegende Ausgabe unterscheidet sich von anderen besonders dadurch, dass sie fast nur die Metamorphosen berücksichtigt und zwar in weitem Umfange — der Herausgeber begründet dies in der Vorrede in ansprechender Weise vom didaktischen Standpunkte aus —, während aus den gesammten Elegien nur eine äußerst spärliche Auswahl — im ganzen sechs Stücke — aufgenommen ist, weniger, als bei uns gelesen zu werden pflegt.[1]) Der Text

[1]) Mit Recht empfehlen unsere Instructionen eine reichere Auswahl aus den Elegien; ich wünschte, es würde noch mehr gelesen; überhaupt mehr Ovid; aber fragt mich nur nicht: wann?

ist der revidierte Merkel'sche. Die einzelnen Lesestücke sind, wie üblich, mit orientierenden Überschriften versehen; dagegen lässt sich nichts einwenden; aber zu unserem Schmerze sind auch in dieser Ausgabe nach der jetzt herrschenden Mode die einzelnen Stücke in Abschnitte zerrissen, bisweilen von recht kleinem Umfange, deren jeder wieder mit einer besonderen Überschrift versehen ist, so dass der Schüler Gedankengang und Disposition des Stückes schon fertig vorfindet, während beides unter Leitung des Lehrers zu finden doch gerade eine den Geist anregende und bildende Arbeit ist;[1]) aber die armen Jungen dürfen ja nicht mehr mit dem Denken geplagt werden, das ist wider die Schulhygiene; es gibt Ausgaben, in denen von drei zu drei Zeilen der Inhalt deutsch am Rande beigedruckt ist. In den Elegien hat sich der Herausgeber dieser Zerstücklung des Textes enthalten, hier findet sich nur je ein Titel des ganzen Stückes, der nach unserer Meinung bei den Stücken aus den Fasten ausführlicher sein könnte. Fast alle Ovid-Chrestomathien haben den Fehler, dass die Fastenstücke nur mit einem kurzen Titel versehen sind, der sich auf den Inhalt der Erzählung bezieht. Das genügt nicht: darnach müssen die Schüler das so bedeutende Werk Ovids lediglich für eine Art Anekdotensammlung halten. Nach unserer Meinung soll mindestens der Tag des Kalenders beigesetzt sein; bisweilen wird auch eine kurze orientierende Bemerkung über den Zusammenhang des Erzählten mit dem Datum des Tages nöthig sein, so z. B. bei Arion. Dann wird den Schülern die antiquarische Bedeutung des Werkes klar werden, was ja besonders für unsere Schulen wichtig ist, wo der Unterricht in der römischen Geschichte und die Ovidlectüre in dieselbe Zeit fallen. — Dem Texte folgt die nunmehr in den Schulausgaben zur Regel gewordene Erklärung der wichtigsten Eigennamen; vorausgeschickt ist eine kurze, treffliche Darstellung des Lebens und der Werke Ovids, vielleicht die beste, die uns in einer Schulausgabe begegnet ist; höchstens, dass die Art, wie die Metamorphosen sich erhalten haben, unpassend ein „merkwürdiger Zufall" genannt wird. Neu ist unseres Wissens die Annahme, Ovid habe selber den Grund seiner Verbannung nicht gewusst; vielleicht hat der Herausgeber damit das Richtige getroffen.

Wien. H. St. Sedlmayer.

---

[1]) Wie schön lässt sich z. B. der Phaethon gliedern! Es genügt da vollkommen, wenn die einzelnen Abschnitte durch das Einrücken der Zeilen markiert sind.

1. Ciceros Rede gegen Q. Caecilius und das vierte Buch der Anklageschrift gegen C. Verres. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. 2. verb. Aufl. Mit 39 Abbildungen. Preis geh. 50 kr., geb. 70 kr. Wien u. Prag, F. Tempsky 1897.

2. Ciceros Anklageschrift gegen C. Verres. V. Buch. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. 2. verb. Aufl. Preis geh. 42 kr., geb. 60 SS. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896.

1. Die neue Auflage unterscheidet sich in vielen Beziehungen von der früheren, die mit ihrem kritischen Apparate auch wissenschaftlichen Zwecken zu dienen bestimmt war. Sie stellt sich nämlich gegenüber dieser, wie die in dem gleichen Verlage von Nohl besorgten Ausgaben der Rede gegen Catilina und für das Imperium des Cn. Pompeius, vollständig in den Dienst der Schule. Alle die verschiedenen erläuternden Beigaben, deren sich das Büchlein erfreut, sind deutsch abgefasst. Auch der Text der Rede weist mancherlei Abweichungen von der 1. Auflage auf. Dieselben erscheinen zusammengestellt auf S. IV. Und über diese sei es uns vor allem gestattet, kurz unser Urtheil auszusprechen.

In Verr. IV 2 hat endlich auch Nohl die glänzende Besserung Jeeps *ne in hospitis quidem* für das überlieferte *ne in oppidis quidem* in den Text aufgenommen. Ich habe für diese Emendation Jeeps wiederholt förmlich gekämpft, sie ausführlich zu begründen und in ihr Recht einzusetzen gesucht, zuerst in der Besprechung der ersten Ausgabe Nohls (1885) in diesen Blättern 1887, S. 434 f., dann im Progr. des Nikolsburger Gymnasiums 1891, S. 2 f., und zuletzt noch einmal in dieser Zeitschrift in einem kurzen Artikel 1894, S. 882 f., in welchem ich aus Cicero selbst den Nachweis erbrachte, dass auch die *fana*, was bei der Schreibung *ne in hospitis quidem* der Gegensatz der beiden Glieder fordert, zu den *loca communia* gerechnet werden — das hatte eben Nohl bestritten; vgl. Cic. de off. I 53 *multa sunt civium inter se communia: forum, fana, porticus, viae.* Ich denke, dass nunmehr auch Luterbacher, der in der Recension meines Nikolsburger Programmaufsatzes sich gegen das von mir dort vertheidigte *hospitis* aussprach, seine Bedenken eben mit Rücksicht auf jene angeführte Stelle zurückziehen wird. Es wäre aber vielleicht nicht unbillig gewesen, wenn Nohl bei der Anführung dieser Textesänderung auch meiner gedacht hätte, da ich um die nähere Begründung und Vertheidigung derselben gegen verschiedene Angriffe mir einiges Verdienst erworben zu haben glaube. — Eine größere Zahl von Änderungen des Textes, die Nohl in dieser Ausgabe vornahm, besteht in Streichungen der überlieferten Worte, in der Annahme von Interpolationen, worin er zumeist Eberhard folgt. Hierin ist meines Erachtens Nohl entschieden zu weit gegangen. Es mag ja an einzelnen Stellen in einer für Schüler bestimmten Ausgabe das bequemste Auskunftsmittel sein, die Textesverderbnis durch Streichung der bezüglichen Stelle einfach aus dem Texte zu eliminieren; so schreibt Nohl §. 5

et certe mit Streichung des folgenden *item,* wogegen in einer Schulausgabe nichts zu sagen ist, ebenso etwa auch noch §. 22, wo der ganze Satz *Ita C. Cato — aestimata est* nach Ernestis Vorgang als Interpolation ausgeschieden wird. Recht unsicher ist die Sache schon §. 30, wo Nohl mit Eberhard die Worte *cum iste in Asia esset* einfach streicht. Sie konnten ja wohl nach dem Vorausgehenden ohne Schaden wegbleiben, aber eine Nöthigung, sie zu entfernen, liegt kaum vor. Aber entschieden nicht zustimmen kann ich Nohl an folgenden Stellen, an denen er, Eberhard folgend, vermeintliche Interpolationen aus dem Texte ausscheidet. §. 29 sollen nach Eberhard die Worte *ut amici tui appellant* nach *tuum istum morbum* eine Interpolation aus §. 1 sein. Mir erscheint dies vielmehr als ein geradezu unerhörter Vorgang, in so pedantischer Weise die Worte des Redners zustutzen zu wollen. Also weil der Redner in den einleitenden Worten, wo er die verschiedenen Urtheile aufführt, welche über Verres' Handlungsweise gefällt wurden, auch schon bemerkt hatte, dass des Verres Freunde sie als eine Art Manie bezeichneten *'ut amici eius, morbum et insaniam'*, darum sollte es ihm an dieser zweiten Stelle, die überdies von jener ersten beträchtlich weit entfernt ist, nicht erlaubt sein, noch einmal bei Anführung jenes *morbus* hinzuzufügen: *ut amici tui appellant*? Man denke sich nur die Worte — die Fiction der wirklich gesprochenen Rede wird ja von Cicero überall festgehalten — in dem entsprechenden ironischen Tone an die anwesenden *advocati* und *patroni* des Verres gerichtet, und man wird sie meines Erachtens nicht nur nicht als lästige Wiederholung, sondern als sehr wirksamen Beisatz bezeichnen müssen. Wer sie aber streicht, scheint mir nur die todten gedruckten Buchstaben, nicht aber das lebendige, gesprochene Wort der Rede vor Augen zu haben. — Auch §. 48 ist die Streichung der Worte *de patellis, pateris, turibulis* nicht genügend motiviert. — Nicht minder erscheint mir §. 71 die Beseitigung der Worte *quod privati homines — passus est,* die Nohl gleichfalls nach Eberhard vornahm, als ein Act völlig schrankenloser Willkür. Eberhard erscheinen die Worte an dieser Stelle ungehörig und äußerst matt. Ich glaube nicht; doch das ist in der That Geschmackssache. Ein anderer könnte vielleicht, wenn auch etwa die Antithese *homines privati ornant* und *a regibus ornari non passus est* etwas gezwungen erscheinen mag, sonst gerade in diesen von Eberhard-Nohl gestrichenen Worten einen recht passenden Abschluss der ganzen Erzählung von dem syrischen Prinzen sehen. Was aber steht fest in der Überlieferung, wenn solch subjectivem Belieben Thür und Thor geöffnet wird? Ein solches Verfahren ist meines Erachtens nichts anderes als ein Versuch, den Schriftsteller in eine dem jeweiligen Belieben angepasste Form zu zwängen. — §. 100 (fälschlich heißt es bei Nohl p. IV §. 99) sollen die Worte *permotus illa atrocitate negotii* unecht sein, weil, wie Eberhard be-

merkt, nicht Verres, sondern die Catinenser *atrocitate negotii permoventur*. Doch beruht diese Behauptung auf einer missverständlichen Auffassung der Worte Ciceros, der vielmehr sagt, dass Verres, durch das furchtbare Aufsehen, durch den garstigen, abscheulichen Eindruck, den die Sache allenthalben machte, eingeschüchtert — das heißt hier *atrocitate negotii permotus* — sich Mühe gab, irgend jemand als Schuldigen vorzuschieben und von sich die ganz abscheuliche Sache abzuwälzen. Hier steht alles in vortrefflichem Zusammenhange, nichts stört denselben, und zu einer Streichung ist keinerlei Anlass. — Ganz überflüssig erscheint mir auch §. 39 die Änderung *argentum ipse Diodoro,* da gerade in der Vulgata (*quia non potuerat eripere argentum ipse, a Diodoro erepta sibi vasa optime facta dicebat*) die Fassung der beiden Sätze durch das unmittelbare Aufeinanderstoßen der opposita *ipse* und *a Diodoro* sehr wirkungsvoll ist. Auch scheint es mir gar nicht zweifelhaft, dass Cicero in dem rhetorisch stark invertierten Bau des ersten Satzes *quia — ipse* dem Wörtchen *ipse* geflissentlich jene significante Stelle am Schlusse des Kolons gegeben habe, eben damit es dem folgenden *a Diodoro* in einer Art von Chiasmus entspreche. — Von anderen Textesänderungen nenne ich noch: §. 9 nimmt Nohl seine schon früher ausgesprochene Vermuthung *ipsum usum* (für Vulgata *illum usum*), die recht ansprechend ist, in den Text auf. — §. 41 nach Lehmann *homo iam refertus,* wodurch der harte Subjectswechsel der Vulgata vermieden wird. — §. 46 *haec autem,* Vulg. nach Halm *Erant autem haec.* — §. 80 *apud se* nach Schwabes ziemlich allgemein gebilligter Vermuthung für das überlieferte *apud Segestanos.* — §. 104 ist *arguitur* für das hdschr. *coarguitur* möglich, aber als nöthig schwerlich zu erweisen. — §. 117 *eorum in coniunctione* (Eberhard), Vulg. *eorum coniunctione.* So leicht auch der Ausfall des *in* paläographisch zu erklären wäre, scheint mir die Änderung dennoch abzuweisen, weil Cicero eben sagen will, dass es eine Wirkung der Vereinigung jener zwei Häfen sei (also ablat. instrumenti sehr passend) dass die sogenannte Insula rings vom Meere umspült werde, das dort allerdings bei seiner Enge wieder überbrückt sei.

Die ziemlich ausführliche Einleitung erörtert zunächst die zahlreichen Gewaltthätigkeiten, deren sich Verres auf den verschiedenen Gebieten der Verwaltung schuldig gemacht hatte, und geht dann zu Ciceros Klagewerbung und somit zur Rede gegen Caecilius über, deren Gedankengang erörtert wird. Es folgt die Schilderung des Processes gegen Verres und eine sorgfältige Disposition der IV. Verrine. Recht wertvoll für Schulzwecke ist der dem Büchlein beigegebene Anhang. Dieser zerfällt in zwei Theile. Der eine ist der Erklärung der Eigennamen und sachlich schwieriger ...llen gewidmet. Die Anlage desselben ist ähnlich wie in Nohls ...aben der Reden gegen Catilina und für das Imperium des

Cn. Pompeius, nur dass diesmal davon Abstand genommen wurde, an Übersetzungshilfen zuviel zu bieten. Auch hier schon sind an passenden Stellen Illustrationen beigefügt, so zu *phalerae* §. 29, zu *emblemata* §. 37, *patella* §. 46, *trulla* §. 61, *candelabrum* §. 64. — Wichtiger und charakteristischer jedoch ist der Theil des Anhanges, in welchem dem Schüler ein Überblick über die Entwicklung der griechischen Plastik geboten wird. Es ist ja bekannt, dass gerade die vierte Rede gegen Verres wiederholt schon als passender Anknüpfungspunkt für eine derartige Unterweisung verwertet worden ist, vgl. K. Hachtmann 'Die Verwertung der 4. Rede Ciceros gegen C. Verres für Unterweisungen in der antiken Kunst' Programm Bernburg 1895 u. a. Diesem Theile besonders sind verhältnismäßig zahlreiche Abbildungen beigegeben, welche den Schüler für den Anblick größerer, künstlerisch ausgeführter Darstellungen empfänglich machen und ihn in den Stand setzen sollen, bei diesen dann mehr auf Einzelheiten zu achten, da ihm der allgemeine Eindruck schon vertraut ist (Nohl, Vorrede p. IV). Die Abbildungen müssen mit Rücksicht auf die Wohlfeilheit der Ausgabe im ganzen als recht gelungen bezeichnet werden. Manche vermisst man wohl, wenn schon auch hierin desiderata ausgesprochen werden sollen, sehr ungerne, so beispielsweise eine Reproduction des Orpheus-Reliefs, dessen künstlerische Bedeutung ja S. 98 ganz treffend charakterisiert wird, oder irgendeine Darstellung der gewaltig bewegten Gruppen aus dem Fries des pergamenischen Zeus-Altars. Der Text, hauptsächlich nach Friedrich-Wolters 'Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik' abgefasst, gibt eine sehr zweckmäßig angelegte, die Hauptphasen der Entwicklung scharf und treffend charakterisierende Geschichte der griechischen Plastik. Alles in allem muss das Büchlein, dessen äußere Ausstattung auch recht nett ist, als eine die Zwecke der Schule wirklich fördernde Ausgabe bezeichnet werden.

2. Über das zweite Bändchen, das die V. Rede gegen Verres enthält, können wir uns kürzer fassen. Die Einleitung p. III—XI ist identisch mit jener zur IV. Rede gegen Verres. p. XI—XIV wird eine eingehende Gliederung des Gedankenganges der Rede geboten. Abweichungen des Textes von dem der 1. Auflage werden nicht verzeichnet. Der Anhang gibt eine für diese Rede sehr zweckmäßige, ziemlich eingehende Darstellung des römischen Criminalprocesses. Hier findet sich S. 74 ein chronologischer Verstoß in der Anführung einer keineswegs geringfügigen Thatsache. Es heißt dort nämlich: 'In Criminalfällen wurde ihre (nämlich der Consuln) Gewalt in der Stadt durch die Provocation beschränkt, die schon durch die Zwölftafelgesetze eingeführt, dann (!!) durch die lex Valeria des Jahres 509' — während doch bekanntlich die Zwölftafelgesetze viel später fallen als jene *lex Valeria de provocatione,* nämlich in die Jahre 451—450. Die Ausgabe enthält weiters auch noch eine fortlaufende Erklärung

der Eigennamen und sachlich schwieriger Stellen, welche alle auf diesen Gebieten für den Schüler sich ergebenden Schwierigkeiten hinwegzuräumen bestrebt ist. Auch dieses Bändchen muss demnach als eine den Schulzwecken ganz entsprechende Ausgabe bezeichnet werden.

Wien. Alois Kornitzer.

T. Livi ab urbe condita libri. W. Weißenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. II. Band, 2. Heft: Buch IIII u. V. 6. Aufl. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1896. VIII u. 282 SS. Preis 2 Mk. 70 Pf.

Livius-Commentar für den Schulgebrauch von Karl Haupt. Buch VIII u. X. Leipzig, B. G. Teubner 1895. 119 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Eine Vergleichung der 6. Auflage dieses Theiles der erklärenden Liviusausgabe Weißenborns mit der im Jahre 1882 erschienenen, auch bereits von H. J. Müller besorgten 5. zeigte, dass der neue Herausgeber wieder eine genaue Durchprüfung vornahm und wie in allen Heften stetigen Fortschritt anstrebte. Warum er aber da im Vorworte noch einmal die Abweichungen vom Texte der vierten Auflage anführt und nicht einfacher diese sechste mit der fünften übersichtlich vergleicht, fällt einigermaßen auf; gerade beim letzteren Vorgehen wäre noch schöner hervorgetreten, wie Vieles er selbst im Verlaufe von 14 Jahren erneuter Überlegung würdig hielt. Die Textesänderungen zeigten sich dem Ref. bei Anstellung eines solchen Vergleiches recht zahlreich, ganz besonders im vierten Buche; aber auch der kritische Anhang wurde einer gründlichen Revision unterzogen und nicht nur bis zu kleineren Angaben herab genauer gefasst, sondern auch durch neue Zugaben erweitert. Ref., dessen Ausgabe dieser Bücher im Jahre 1888 erschien, freute sich bei dieser Durchsicht zu beobachten, dass er infolge mancher Änderungen dieser Neubearbeitung sich mit dem verdienten Liviusforscher mehrfach in noch größerem Einklange befindet. Die Angaben über den Veronensis sind nun auch da vermehrt, die Hinweise auf die Provenienz einer Lesart öfter richtig gestellt (so ist z. B. 4, 13, 8 *publice* jetzt auch hier mit Florebellus bezeichnet, 36, 5 *tribunis* nicht mehr mit dem Namen Frigells, sondern als hs. Lesart, 47, 7 *acceperunt* aus demselben Grunde nicht mehr mit Madvigs Namen [Ref. konnte es aus dem Cod. von St. Paul und aus alten Ausgaben belegen], 54, 4 *ad ea* nicht mehr mit Graevius, sondern mit Glareanus u. dgl.); 4, 7, 3 ist das früher nicht einmal im Anhange erwähnte *firmato* nun auch in den Text gesetzt.

Kleine Berichtigungen wären noch an folgenden Stellen vorzunehmen: 4, 2, 3 ist *et id* Lesart jüngerer Handschriften (vgl. des Ref. Ausgabe S. 181); 8, 2 schrieben schon Drakenborch und Hertz mit jüngeren Handschriften *senatus equitumque centuriae*;

37, 9 ist für das im Anhange als H. J. Müllers Vermuthung bezeichnete *segnis* bereits die erste Notiz in Drakenborchs Anmerkung zu vergleichen; 53, 10 dachte an *venditam* schon Gronovius, freilich mit weiteren Änderungen; 5, 12, 4, wo jetzt mit Lov. 4 und ed. vet. das von Golling in dieser Zeitschrift 1888, S. 897 empfohlene *militiae* in den Text aufgenommen ist, fehlt im Anhange jede Bemerkung; 38, 8 könnte bei den sonst nunmehr vorgenommenen Erweiterungen des Anhanges vielleicht auch noch des Gronovius *diffugit* erwähnt werden (Lov. 4 *diffigit*); 5, 7 las M. früher ⟨*brevi*⟩ ? *brevis* mit Ross und knüpfte daran die Bemerkung: „Hdschr. *brevis*, doch kann in V vor *brevis* jenes Wort gestanden haben." Jetzt hält er das einfache hs. *brevis* im Texte, der bezügliche Passus des Anhanges aber lautet: „brevis] in V kann am Zeilenende vor *brevis* jenes Wort gestanden haben; ⟨*brevi*⟩ ? *brevis* Ross"; es ist hier wohl eine Wortverstellung vorgekommen. 4, 41, 7 schreibt M. jetzt nach eigener Vermuthung *dimissum* ⟨*ferunt*⟩; Ref. hält noch immer das *dimissum* ⟨*accipio*⟩ des cod. Neapol. und alter Ausgaben für empfehlenswerter; man vergl. die Stellensammlung s. v. *accipio* in Fügner Lexikon Sp. 281[1]) und den Umstand, dass ein solches *accipio* auch anderswo theilweise ausgefallen ist (3, 70, 14 im Leid. 2). Jedenfalls schiene die Lesart einer Erwähnung im Anhange würdig. 5, 6, 15 ist *Quirites* im letzteren genannt und nun richtig mit Gulielmus bezeichnet; Ref. würde es noch immer in den Text setzen (vgl. 5, 3, 2). 5, 18, 2 steht vorne S. 171 nach *renuntiarentur* das Sternchen, welches auf den Anhang verweisen soll; dort fehlt aber die betreffende Anmerkung. Ref. hat über die Stelle in dieser Zeitschrift 1887, S. 540 (vgl. auch die Ausgabe S. 254) gehandelt und die vorgeschlagene Conjectur wurde von M. im Jahresberichte des phil. Vereines 1888, S. 95 als eine solche bezeichnet, die sehr Beachtung verdiene. Erfreulich ist es, dass auch bisherige Resultate des Fügner'schen Lexikons der verdienstlichen Ausgabe bereits genützt haben; so z. B. gleich 4, 1, 1 bezüglich der Wortstellung (nach Fr. Schmidt bei Fügner Sp. 1154).

Den Haupt'schen Livius-Commentar haben wir in dieser Zeitschrift bei Besprechung der früher erschienenen Bändchen schon wiederholt charakterisiert und in seiner Entwicklung verfolgt. War früher einmal die Gefahr einer etwas zu großen Ausdehnung vorhanden, so ist dieselbe jetzt ganz beseitigt. Der Verf. hat sich in eine bündige, übersichtliche und dabei angenehme Darstellungsweise hineingelebt, welche ebenso geeignet ist, das Verständnis wie das Interesse für die Lectüre des Livius bei den Schülern zu fördern.

Innsbruck. Anton Zingerle.

---

[1]) Auch Stacey im Archiv f. Lex. X, 81.

Liviana.

1. T. Livii ab urbe condita libri I. II.
sunt partes selectae ex libris III. IV. V. V
Unter Mitwirkung von A. Scheindler
herausgegeben von Anton Zingerle. 4.
und 1 Abbildung. Wien u. Prag. F. Te
352 SS. Preis geh. 80 kr., geb. 1 fl.

2. Titi Livi ab urbe condita libri. Eine
Bedeutsamen. 3. Bändchen: Geschichte d
bis zum Jahre 300 v. Chr. Für den Gebra
und herausgegeben von Dr. Alfons Egen.
dorff 1896. 8°, XII u. 175 SS. Preis geb.

3. Lateinische Variationen nach Livi
Zusammengestellt von einem Schulmanne.
1896. 8°, VII u. 46 SS.

1. Die bereits im vierten Jahre nothw
auflage der Auswahl Zingerles überrasch
Inhalt, sondern auch durch ihre Form.
dem Texte der vier Bücher I, II, XXI, XX
den übrigen: III, 33—55 (das Decemvirat)
leischen Gesetze, die Einsetzung der Co
Censur) und VI, 34—42 (die Licinischen
lassung der Cap. 36—38 und Hinzufügung
die neue Auflage noch: III, 26—29 (L.
V, 35, 3—49 (die Einnahme Roms durch
—11, 1 (die Schlacht am Vesuv, die Todes
XXVI, 9 (*Hannibal ante portas*) und XXXIX,
Tod des Philopömen, Hannibal und Scipio), A
risch wichtige Partien enthalten und sich bes
eignen. — Die Gestaltung des Textes zei
des kundigen Liviusforschers. So sind
nennen: I, 21, 1 *pro legum ac poenarum m*
II, 5, 4 *iam eminens* (J. F. Gronov), 10
(Novák), 11, 2 *traiceret* (ς), 16, 4 *a tur*
⟨*a*⟩ *caedibus* (HJM), 21, 4 *temporum rati*
creaverunt, in his Sicinium [*fuisse*], *seditic*
34, 10 *tertio anno ante* (Weißenborn), 3
(Weissenborn, Novák), 41, 6 *ducem* (PUR
⟨*in*⟩ *expectationem* (Gustafson), 31, 6 *a*
31, 11 *saxa glareasque* (Ed. Wolff); XXII
cladibusque (ς, HJM), 15, 1 *Fabius, acri*
voluntate (P², ς), 28, 11 *crescente certami*
atque ⟨*in*⟩ *ipsas* (ς, ed. vet.), 55, 8 *conti*
(Ulrich), 60, 22 ⟨*at enim*⟩ *ad erumpendu*
res nequeant (wie in der 3. Aufl.); vom S
aus ist zu billigen I, 4, 7 *Larentiam* „*Lu*
die Streichung von I, 43, 12, einer Stelle,
Plüss' Hypothese annahm, im 1. Semester

standen wurde, ferner von I, 26, 5—7. Im ganzen ist Z.s weise Mäßigung in der Aufnahme von Conjecturen umsomehr zu billigen, als sich gerade manche neuere Schulausgaben in dem Streben nach einem völlig gleichmäßigen Texte unnöthigerweise von der handschriftlichen Überlieferung zu weit entfernen.

Trotz der Aufnahme der oben angeführten Stücke ist die neue Auflage sechs Seiten schwächer als die frühere, da Scheindler die Einleitung, den Index und Anhang kürzer und präciser fasste. Neu sind ferner die kurzen Inhaltsangaben im Lapidarstil zu Anfang der einzelnen Capitel und Abschnitte in Buch I, II, XXI und XXII (warum nicht auch in den Partes selectae?), nach dem Vorgange von Widmann bei Liv., jetzt aber in mehreren Schulausgaben (so den Fügner'schen bei Teubner) üblich. Dies dürfte bei manchen Anstoß erregen, die (im Anschlusse an die Instructionen S. 28) glauben, dass derartige Inhaltsangaben in der Schule selbst zu machen seien. Dagegen hat Fügner (J. J. f. Phil. u. Pädag. 1895, 2. Heft) mit Recht eingewendet, dass die Herstellung derselben durch den Schüler allein so großer Anstrengung bedürfe, dass das Resultat zu der verwendeten Zeit nicht im richtigen Verhältnisse stehe. Ref. würde (mit Egen) sogar noch einen Schritt weiter gehen und jedes Buch durch Überschriften in mehrere Theile theilen,[1]) wodurch der Überblick über die einzelnen Partien erleichtert würde; andererseits vertragen einzelne Capitel noch eine Trennung in Abschnitte, z. B. I, 1, 4; 2, 4. Endlich sind typographische Hilfsmittel mit großem Geschicke und großer Mäßigung verwendet, so die Hervorhebung der leitenden Wörter in größeren Perioden durch gesperrten Druck und die Bezeichnung der Quantität von Wörtern, die leicht missverstanden werden können, wie *deûm, liberûm, decōrum,* von Ablativen (von denen manche aber vielleicht doch leicht erkennbar sind, z. B. I, 6, 1 *perpetrata caede,* 18, 1 *ea tempestate*). Dürfte es sich nicht auch empfehlen, die indirecten Reden durch schräge Lettern zu kennzeichnen?

---

[1]) Z. B. im I. Buche: A. Vorgeschichte Roms. 1. Äneas in Italien. 2. Alba Longa. B. Gründung der Stadt. C. Das Königthum. 1. Romulus (mit Unterabtheilungen), 2. Numa Pompilius usw. Eine derartige Trennung in sinnenfälliger Weise ist nicht zu unterschätzen, sondern vielmehr als psychologisch wohl begründet anzusehen: der Schüler hat, selbst mit den Randbemerkungen, in einem Buche über 60 Überschriften vor sich, die er sich erst im Laufe der Lectüre ordnen muss. Durch die angegebene Theilung aber concentriert sich einerseits seine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte historische Partie, die er mit Hilfe der Randbemerkungen leicht zergliedert, so dass ein größeres Vertiefen in den Inhalt ermöglicht ist, andererseits wird die Übersicht über ein ganzes Buch erleichtert. Ferner bietet eine solche Eintheilung auch das Lehrbuch der Geschichte, das in der Muttersprache geschrieben ist; warum soll sie nicht der fremdsprachliche Text haben? Da endlich die Eintheilung im Lehrbuche der Geschichte sich im großen und ganzen mit der im Livius deckt, ist durch diese Berührung ein weiterer Schritt zur Concentration des Unterrichtes geschehen.

Diese Neuerungen werden, wenn man die vielen Schwierigkeiten bedenkt, mit denen gerade die Liviuslectüre zu kämpfen hat, von Seite der Lehrer gewiss mit Freuden begrüßt werden, so dass das treffliche Buch in seiner neuen Gestalt den verdienten Beifall finden wird.

2. Egens Auswahl hat vor allem die Forderung der neuen Lehrpläne vom Jahre 1892 vor Augen, dass ein umfangreicher Betrieb der Liviuslectüre den Unterricht in der römischen Geschichte ausgiebig fördern soll. Dieses Ziel sucht E. nicht durch die Lectüre einzelner Bücher zu erreichen, sondern durch eine nach gewissen, leitenden Gesichtspunkten getroffene Auswahl, ein guter Gedanke, der neuerdings von Breunig, Progr. Rastadt 1893 ausgesprochen wurde und schon früher in den Partes selectae bei Zingerle und in der Chrestomathie von Golling zum Theile durchgeführt war. Jeder Band zerfällt in eine Reihe von Abschnitten (mit Unterabtheilungen), denen eine in den Zusammenhang einführende Vorbemerkung vorausgeschickt ist. Die Auswahl selbst zerfällt in drei Curse (für Unter-, Obersecunda und Prima): 1. Lesestoff aus der 1. Dekade, enthaltend die wichtigsten Momente der äußeren Geschichte, 2. Lesestoff aus der 3. Dekade und 3. Geschichte der römischen Verfassung bis zum Jahre 300 v. Chr. Zugrunde liegt der Text Weißenborns unter Berücksichtigung der Verbesserungen von H. J. Müller. Am Rande sind die Capitelzahlen aus Livius und die Zeilenzahl (nicht die Paragraphen), oben die Jahre (v. Chr. G.) bezeichnet. Der Lesestoff ist in allen drei Heften so reichlich, dass dem individuellen Ermessen des Lehrers ein genügender Spielraum bleibt. Von der Verlagsbuchhandlung ist auch die Herausgabe eines Schüler-Commentars (rein sprachlich-grammatikalischer Art) für die ganze Sammlung in Aussicht gestellt.

Das vorliegende Heft enthält die für die Geschichte der römischen Verfassung wichtigen Partien von der Verfassung des Servius Tullius an bis zur Lex Ogulnia; inhaltlich nur lose angefügt sind die Praefatio und der Vergleich der Macht Roms mit der Alexanders des Großen. Der Text ist für Schüler gut lesbar, bietet aber für die Kritik nichts Interessantes. Er ist in der oben angegebenen Weise constituiert, weicht aber hie und da von H. J. Müllers Anschauung ab: so steht noch I, 42, 5 *descripsit,* III, 35, 3 *dimissa,* I, 43, 3 *ferrent,* 43, 13 *regionibus collibusque,* V, 6, 15 *quieti,* 51, 1 *mille senatus consultis,* 9 *terrae,* 52, 1 *monimenta* u. a. m.; wie I, 43, 5 hätte auch III, 19, 2 *hae* geschrieben werden sollen. Das Buch schließt ein kurzer Index der wichtigsten geographischen Eigennamen, deren einige aber (*Apulia, Epirus, Thebae*) einem Primaner bekannt sind. — Die hübsch ausgestatteten Büchlein, namentlich das 1. und 2. Bändchen, werden auch manchem österreichischen Lehrer bei der Auswahl der Lectüre gute Dienste leisten.

3. Auch die „Lateinischen Variationen" verdanken den neuen Instructionen, durch die der grammatikalische Unterricht in den oberen Classen der Gymnasien eingeschränkt wurde, ihre Entstehung. Dieselben bestehen aus kurzen lateinischen Recapitulationen der Liviuslectüre, so sind z. B. XXI, 1 und 2 in je einem Abschnitte von 7 kurzen Sätzen, 2 und 3 in einem von 5 usw. wiedergegeben. Diese Stücke wurden seinerzeit vom Verf. den Schülern mitgetheilt und von diesen entweder in der Schule oder zu Hause ins Lateinische übertragen; nunmehr sollen sie dem Lehrer ein Material für schriftliche Arbeiten bieten. Bestimmte Partien der Grammatik waren dabei ursprünglich nicht berücksichtigt, aber auf Wunsch des Verlegers wurde eine Übersicht der syntaktischen Erscheinungen (fast ausschließlich aus der Tempus- und Moduslehre, da Livius in Deutschland auf einer höheren Stufe gelesen wird als bei uns) vorausgeschickt, die in den einzelnen Abschnitten zu bemerken sind. — Die Sprache lehnt sich eng an die Worte des Livius an, nur sind die Sätze sehr einfach und kurz, um auch mündlich leicht übersetzt werden zu können. Das Büchlein dürfte in Deutschland Verbreitung finden. Bei uns ist dies deshalb nicht möglich, da das grammatikalische Lehrpensum unserer Quinta nicht gebürend berücksichtigt ist; immerhin können einzelne Partien zu mündlichen Retroversionen verwendet werden.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

Titi Livi ab urbe condita libri. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamsten. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Alfons Egen, Oberlehrer am kgl. Paulin. Gymnasium in Münster. Münster i. W., Aschendorff 1895. (Zu Aschendorffs Sammlung latein. und griech. Classiker.) 1. Bändchen: Lesestoff aus der ersten Decade. 8°. XVI u. 150 SS. Preis geb. 1 Mk. — 2. Bändchen: Lesestoff aus der dritten Decade. 8°. XVI u. 182 SS. Preis geb. 1 Mk. 15 Pf.[1])

Egens Chrestomathie ist auf drei Curse berechnet. Der Herausgeber berücksichtigt nämlich die fortschreitende Reife der Schüler und will für die erste Stufe der Liviuslectüre ein Bild entwerfen von Roms Heldenzeit, von den Ruhmesthaten während der Kämpfe um den Bestand Roms und um die Herrschaft in Italien. Auf der folgenden Stufe soll der Schüler kennen lernen, wie es sich im heißen Kampfe die Weltherrschaft erstritt; an letzter Stelle erfährt er alsdann Näheres über den inneren Ausbau des römischen Staates, über die Gesetzgebung und die Ständekämpfe. Von diesem Gesichtspunkte aus hat der Herausgeber es unternommen, eine Auswahl aus Livius in drei Bändchen zu bearbeiten.

---

[1]) Wir geben hier noch ausnahmsweise diese zweite Anzeige des Buches von Egen, die uns zugleich mit der früheren zugekommen ist.
Die Redaction.

Diesmal bringt er den Lesestoff aus der ersten (= 1. Bändchen) und aus der dritten Decade (= 2. Bändchen). Die Auswahl ist in beiden Bändchen eine so reichliche, dass damit ein vollständiges Quellenbuch für die älteste Zeit bis zum Jahre 290 einerseits und für den Verlauf des zweiten punischen Krieges andererseits geschaffen ist: von einer Beschränkung der individuellen Neigung des Lehrers in der Auswahl des Lesestoffes kann demnach keine Rede sein. Im übrigen ist die Ausgabe nach den wohlerwogenen Grundsätzen gearbeitet, die wir aus den sonstigen Publicationen der Aschendorff'schen Sammlung kennen: ein einleitender Abschnitt (der sich in beiden Bändchen findet), enthaltend einen kurzen Überblick über die Geschichtschreibung der Römer vor Livius, eine Darstellung von Livius' Leben und Schriftstellerei und eine Würdigung des Geschichtschreibers Livius geht voran, der Text ist in Abschnitte zerlegt, welche deutsche Überschriften führen und nöthigenfalls mit orientierenden Vorbemerkungen versehen sind, ein Index der wichtigsten Eigennamen bildet den Schluss. Die Ausstattung ist eine glänzende.

Ist erst der in Aussicht gestellte Commentar erschienen, dann wird Egens Chrestomathie auch für unsere Schulen verwendbar; Ref. räth alsdann, namentlich das zweite Bändchen für Zwecke der Privatlectüre auszunützen.

Wien. J. Golling.

Dr. Josef Kubik, Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lectüre Ciceros. Wien, Alfred Hölder 1896. 8°, 66 SS. Preis 90 kr.

Nach Polascheks Arbeit für Livius und Weigels für Cäsar hat Kubik es für Cicero unternommen, alle die Stellen auszuheben, bei denen die Interpretation zum Bilde oder sonstigen Anschauungsmitteln greifen muss. Er hat sich dabei auf jene Schriften beschränkt, welche für unsere Gymnasialverhältnisse in Betracht kommen: die catil. Reden, pro Sex. Rosc. Amer., in Verr. IV, de imp. Cn. Pomp., pro Archia, pro T. Annio Milone, pro M. Marc., pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, Phil. I u. II, Cato M., Laelius. Unter den Rubriken Topographisches, Privatleben, Sacrales und Mythologisches, Kriegswesen, Öffentliches Leben, Ethnographisches, Porträts, Gegenstände der Kunst, Literargeschichtliches stellt er für jedes einzelne Werk Verweise auf Abbildungen und Erläuterungen, die auf den Anschauungsunterricht abzielen, so zusammen, dass man mit jedem beginnen kann, da durch Verweise früher Erwähntes immer wieder aufgenommen ist. Die Quellen, auf denen der Autor fußt, sind solche, wie sie wohl in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollten, freilich leider noch vielfach fehlen: O. Richters Topogr. von Rom, Seemanns u. Cybulskis Wandbilder, Chr. Hülsens For. R., Lübkers Reallex., Öhlers Class.

Bilderb. u. Bilderatlas zu Cäsar, Mau-Overbecks Pompei, Schreibers Culturhist. Bilderatlas, Baumeisters Denkmäler, Guhl-Koner-Engelmanns Leben d. Gr. u. R., Hoppes Bilder, Hensells Modelle, einschlägige Commentare und pädagogische Literatur.

In der Sammlung der Stellen strebt der Verf. möglichste Vollständigkeit an, indem er es dem Tacte des Lehrers überlässt, für seine Zwecke und seine Verhältnisse die Auswahl zu treffen. Derartige Bücher dürfen ja auch nicht von dem Bequemlichkeitsstandpunkte beurtheilt werden, sie sollen und können dem Lehrer die pädagogische Vorbereitung nicht ersparen, sondern nur seine Aufmerksamkeit auf erreichbare Mittel der Anschaulichkeit lenken. Der Verf. selbst beansprucht für sein Büchlein nur das Verdienst, mitzuarbeiten an der Aufgabe, einen Canon von Abbildungen und Anschauungsmitteln festzustellen. Mit Recht hat er es unterlassen, einen eigenen Bilderatlas herzustellen. Solcher bedarf es nicht für jeden einzelnen Schriftsteller, namentlich nicht für jeden prosaischen, ihre Zeit ist erst gekommen, wenn alle Schulschriftsteller in gleicher Weise durchforscht sind. Anders steht es bei Dichtern, wo das Verständnis des Kunstwerkes wesentlich durch Bilderatlanten gefördert werden könnte, wenn sie auf solcher Basis zusammengestellt würden, wie sie Engelbrecht unlängst für Homer in seiner mustergiltigen Abhandlung geschaffen hat.

Als oberstes Gesetz für die Auswahl muss es gelten, nur das in der Schule vorzubringen, was zum Verständnisse des Textes, zur Belebung der durch die Worte angeregten Vorstellung nothwendig ist. Die Lectüre dazu zu benützen, auf Grund eines ganz äußerlichen Zusammenhanges Realien vorzutragen, verstößt gegen die wichtigste Aufgabe der Lectüre, dass sie Selbstzweck sei. Man muss es dem Verf. zum Lobe anrechnen, dass er dieser Forderung in den meisten Fällen gerecht wird. Manchmal freilich thut auch er des Guten zuviel. Wenn z. B. S. 41 zur Miloniana 24. 65, wo der popa Licinius nescio qui de circo Maximo erwähnt wird, nicht nur die Baulichkeit des circus Maximus, sondern auch das Amphitheatrum Flavianum besprochen werden sollen, so führt dies von der Lectüre ab, hier kommt es doch nur auf die Garküche und nicht auf den Circus an. Oder S. 44 bei den pueri symphoniaci wird es für die Lectüre anregender und befruchtender sein, über den Luxus solcher Dienerschaften im allgemeinen zu sprechen, als sich in eine Aufzählung der wichtigsten Musikinstrumente zu verlieren. S. 19 zu Cat. III 26 u. 49 werden die Abbildungen bei Öhler, Bilderatlas zu Cäsar, für das gallische Costüm herangezogen. Indes kann man doch wohl nicht an kriegerische Tracht denken. S. 21 zu Cat. IV 2, 4 könnte die Fassung zu der Meinung verleiten, dass purpuratus ein Gewand sei. S. 41. Die Pflasterung der via Appia ist die auch sonst in und bei Rom übliche. S. 43. Treppen in das obere Stockwerk lassen sich in Pompei vielfach nachweisen, man braucht also nicht auf die unscheinbare casa del

balcone pensile zurückzugreifen. Doch kann hier überhaupt nur ein Modell anschaulich wirken. S. 52. Die Bezeichnung der legio Alaudae hat mit einem signum nichts zu thun; vgl. Domaszewski bei Marquardt II², S. 455, Anm. 4, und Pauly-Wissowa RE s. v. Alaudae.

Wien. Dr. E. Hula.

Hilfsmittel für den deutschen Unterricht.

Das Erscheinen der neuen preußischen Lehrpläne hat eine wahre Hochflut von Publicationen zur Folge gehabt, welche die verschiedensten Zweige des deutschen Unterrichtes betreffen. Dass eine solche Massenproduction nur sehr ungleichwertige Dinge zutage fördern kann, ist selbstverständlich. So verlockend es wäre, auf die Einzelnheiten einzugehen, so kann hier doch kaum mehr als eine Übersicht geboten werden, die den Fachgenossen als Wegweiser dienen möchte.

a) Aufsatzbücher.

Deutsche Aufsätze zum Nacherzählen für die unteren und mittleren Classen höherer Schulen, sowie für die entsprechenden Classen der Mittel- und Bürgerschulen von Prof. Dr. O. Böhm. 2. vollst. umgearb. Aufl. Berlin. O. Bornträger 1896. VII u. 248 SS.

Die Sammlung des Verf.s, der schon mehrere Aufsatzbücher herausgegeben hat, bietet in acht Abtheilungen ein reichhaltiges Material zu Nacherzählungen für die unteren Stufen des deutschen Unterrichtes. Für Abwechslung und Mannigfaltigkeit des zumeist für die Zwecke der Schule zugerichteten [1]) Übungsstoffes ist gesorgt, der Umfang der Erzählungen und die Art der Darstellung ermöglichen es, die Anforderungen allmählich zu steigern. Im einzelnen bieten derlei Sammlungen noch immer Gelegenheit genug, die Feile anzulegen. Nicht selten führt einen erst die Correctur der Hefte darauf (so S. 28: „Die Ecke einer Fensternische hatte sich ein Schwalbenpaar zu seinem Neste ausersehen." Es kann doch nur heißen „zum Nestbau ausersehen".) Die letzte Abtheilung enthält Erzählungen in Briefform. Ein Schüler berichtet seinem Vater über die Schlacht bei Marathon. Wenn nicht an der Spitze „Lieber Vater" und unten „Dein gehorsamer Karl" stünde, hätte das Ganze

---

[1]) Ich habe mich übrigens überzeugt, dass der Rath unserer Instructionen, die für derlei Übungen unmittelbar auf unsere besten Schriftsteller hinweisen, sehr gut befolgt werden kann. Stücke aus Goethes »Dichtung und Wahrheit«, etwa die Erzählung von dem Knaben Goethe, der im Übermuthe das Küchengeschirr zerbricht, aus Adalbert Stifters Abdias die Erzählung von dem treuen Hunde usw. werden von den Schülern mit lebendigem Interesse ergriffen und zumeist gut wiedergegeben, ohne dass man das Original zustutzen und herrichten müsste.

mit einem Briefe nichts zu thun. Der Schüler mag seinem Bruder über den Maiausflug oder über die Kämpfe, die er seinen Kameraden auf dem Spielplatze geliefert hat, berichten, aber über die Schlacht von Marathon — dergleichen Dinge erscheinen doch nur erzwungen und haben mit der Briefform nichts gemein. Im übrigen sei die Sammlung empfohlen!

Deutsche Aufsätze für die Mittelclassen höherer Schulen entworfen von Dr. Anton Jonas, Professor am Stadtgymnasium zu Stettin. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heufelder) 1895. IV u. 140 SS.

Die Sammlung enthält 91 Aufsätze, bunt durcheinander gewürfelt. Mit besonderer Vorliebe wählt der Herausgeber die Form des Vergleiches. Sagenmotive, Gedichte usw. werden einander gegenübergestellt. Dazu kamen Erklärungen von Sprichwörtern, Dichterworten usw. Der Verf. bietet manches Neue, aber das Neue ist nur selten gut. Das Streben, durch Schlichtheit und Deutlichkeit der Darstellung zu der Auffassung des Schülers herabzusteigen, verführt ihn nur zu häufig zu Plattheiten, die wir selbst in Schüleraufsätzen zu rügen gewohnt sind. Das Hesiodische Wort von dem Schweiße, den die Götter vor die Tüchtigkeit gesetzt haben, wird folgendermaßen erklärt: „Es leuchtet ein, dass der Satz nicht wörtlich zu nehmen ist, denn Schweiß steht nicht vor der Tüchtigkeit." „Das Sprichwort: Eine Gans flog über den Rhein, als Gickgack kam sie wieder heim, erzählt von einer Gans, die über den Rhein flog, später aber zurückkam als Gans." Manches, wie das, was der nordischen Sage entlehnt ist, wird dem Schüler wegen der Fremdartigkeit des Stoffes und der Darstellung Schwierigkeiten bereiten. Das Buch hat unseren Beifall nicht finden können.

300 deutsche Aufsätze allgemeinen Inhaltes. Dispositionen und Ausführungen. Von Prof. Dr. H. Ebner. Pilsen 1896. VI u. 149 SS.

Voran geht eine kurzgefasste Aufsatzlehre. Darauf folgen Dispositionen folgender Art:

Der Spiegel.

Theile: Glas (Form, rückwärts), Rahmen (woraus?). Wo und wie wird der Spiegel angebracht? Zweck.

Darauf folgt „Der Tisch". Ein ausgeführter Aufsatz belehrt uns darüber, dass die Tische zum Darauflegen verschiedener Gegenstände, besonders aber zum Einnehmen von Speisen dienen.

Viele Aufsätze sind nichts als Aufzählungen. Die Namen der Gasthäuser: zur Sonne, zum Stern, zum goldenen Ochsen usw. — Die Kopfbedeckung, ein Kennzeichen der Beschäftigung des Menschen. Es gibt Mützen und Kappenhüte, besonders geformte Kopfbedeckungen usw. — Die verschiedenen Grußformen. — Die Zahl sieben: Sieben Wochentage, Siebengestirn, Sieben Sacramente,

Sieben Schmerzen Mariä, fette und magere Kühe, der siebenarmige Leuchter, eine böse Sieben usw.

Der Herausgeber scheint zwar bei der Abfassung seines Büchleins zunächst die gewerblichen Schulen im Auge gehabt zu haben, aber auch bei Berücksichtigung dieses Umstandes kann man sich aus derartigen Aufsatzübungen für die Zwecke des stilistischen Unterrichtes kaum einen Gewinn erhoffen.

Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen im Anschlusse an die deutsche Schullectüre für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Victor Kiy, Professor am Realgymnasium zu Elberfeld. 3. Theil. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1897. XI u. 202 SS.

Der dritte Theil des bekannten Aufsatzbuches gibt eine Nachlese und behandelt diejenigen Dramen, welche, wenn auch nicht in allen höheren Schulen, so doch in einigen gelesen zu werden pflegen und daher von dem betreffenden Lehrer vermisst werden könnten. Die Themen schließen sich an Lessings Nathan, an Goethes Götz, Egmont, Tasso, an Schillers Maria Stuart an. Am vorsichtigsten wird man sich Lessings Nathan gegenüber verhalten müssen. Themata, wie die Charakteristik des Patriarchen, die unreife Schüler zu Hass und Verachtung anleiten können, wird man auch an protestantischen Schulen besser vermeiden. Untersuchungen wie die, ob Recha den Tempelherrn liebe, sind zu subtiler Art, als dass sie in der Schule am richtigen Platze wären. Im übrigen bietet auch dieser Band ein reichhaltiges Material für Aufsätze und Vorträge, obwohl der Lehrer, der ein Drama in der Schule gelesen und besprochen hat, selten in die Lage kommen wird, nach Aufsatzbüchern zu greifen, da sich ja der Stoff in überreichem Maße von selbst ergibt und eine Behandlung erfahren muss, die jener des Dramas im Unterrichte entspricht.

Entwürfe zu deutschen Arbeiten für Tertia bis Prima nebst einigen ausgeführten Aufsätzen von Dr. Friedrich Pätzolt, Director des kgl. Gymnasiums zu Brieg. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung 1895. VII u. 208 SS.

Keinem Lehrer, der vorurtheilsfrei genug ist, seine eigene Thätigkeit einer Kritik zu unterziehen, wird die Erfahrung erspart bleiben, dass er in der Auswahl der Themen nicht immer glücklich gewesen ist. Kommt doch die klüger machende Erfahrung immer erst hinterdrein, bei der Correctur der Arbeiten. Deshalb scheint mir die Zusammenstellung eines Aufsatzbuches in ganz besonderer Weise langjähriger Erfahrung und Erprobung im Unterrichte zu bedürfen. Die vorliegende Sammlung ist die Frucht einer mehr als zwanzigjährigen Thätigkeit. Die bedächtige Sorgfalt, die dem Schüler nirgends verstiegene Aufgaben stellt, gibt Zeugnis davon, dass diese Lehrthätigkeit keine unfruchtbare ge-

wesen ist. Die Aufsätze sind zum größten Theile der deutschen, zum geringeren Theile der lateinischen, griechischen und fremdsprachlichen Lectüre entnommen, daran reihen sich einzelne geschichtliche Themen. Nur zwölf Themen sind vollständig ausgearbeitet. Hervorzuheben sind die Arbeiten, die sich an deutsche Dramen anschließen; fast überall vermeidet der Verf. Fragen, die auf die ästhetische Würdigung, auf die Composition usw. Bezug haben, zumeist hat der Schüler keine weitere Aufgabe, als den Inhalt einzelner Theile in passender Form zu reproducieren. (Die Sendung Questenbergs, Wallensteins letzter Lebenstag, Die Bedrückung der Schweiz durch die Landvögte, Der Gang der Verhandlungen auf dem Rütli, Die Lebensschicksale Dorotheas usw.) Wo der Verf. die Form des Vergleiches wählt, bietet er stets Gelegenheit zu fruchtbaren und belehrenden Gegenüberstellungen. (Riccart und Tellheim, Der Prinz von Homburg in Kleists Drama und der junge Ritter in Schillers Kampf mit dem Drachen, Goethes Entwurf zu einem Drama „Nausikaa“ verglichen mit der Erzählung bei Homer usw.) Das Buch wird in der Schule die besten Dienste leisten.

Aufgaben aus deutschen Dramen und Epen zusammengestellt von Dr. H. Heinze und Dr. W. Schröder, Director und Professor am Kgl. Gymnasium und Realgymnasium zu Minden. 8. Bändchen: Aufgaben aus „Die Braut von Messina“ zusammengestellt von Dr. Schröder. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1896. VII u. 90 SS.

Die neuen preußischen Lehrpläne weisen der Prima die Lectüre der „Iphigenie“ und der „Braut von Messina“ zu. Das vorliegende Bändchen bietet Aufgaben im Anschlusse an Schillers Tragödie. Sie handeln über den Gebrauch des Chores in der Tragödie, über den Grundcharakter der Dichtung, das Verhältnis des Dramas zur antiken Tragödie, über die Weltanschauung im Drama, die Vorfabel, Fabel, den Gang der Handlung, über einzelne Abschnitte, den Chor und die Charakteristik der Personen. Eine andere Gruppe stellt die Charaktere des Stückes einander und denen anderer Stücke gegenüber. Ein dritter Abschnitt endlich ist den Sentenzen gewidmet. Zum Schlusse werden obendrein noch 226 Aufgaben ähnlicher Art zur Auswahl zusammengestellt. Die ausgeführten Dispositionen sind zumeist den gangbarsten Aufsatzbüchern entlehnt.

Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes für die oberen Classen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. Eine Sammlung von deutschen Schulaufsätzen, prosaischen Lesestücken, Dispositionen, Materialien und Themen. Nebst einer theoretischen Einleitung über die Aufsätze im allgemeinen von Dr. Bernhard Wernecke, Gymnasial-Director. 4. verb. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1896. XII u. 340 SS.

Die erste Abtheilung, die von den deutschen Aufsätzen im allgemeinen handelt, bietet die Theorie des Aufsatzes. Das 1. Capitel

handelt in verständiger Weise von der Wahl der Themen, das 2. von der Auffindung, das 3. von der Anordnung und das 4. von der Stilisierung oder Einkleidung des Stoffes. Die zweite Abtheilung bringt eine reiche Fülle von Aufsätzen, Lesestücken, Dispositionen, Materialien und Themen. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Buches besteht darin, dass der Verf. seine Vorlagen nicht selbst ausarbeitet, sondern den besten Schriftstellern entlehnt, ein Vorgang, der die vollste Billigung verdient. Die Sammlung enthält zunächst Beschreibungen und Schilderungen, daran schließen sich Charakterschilderungen, Begriffsentwicklungen, Erläuterungen von Sprichwörtern, Reden, die Persönlichkeiten der Dichtung oder der Geschichte in den Mund gelegt werden, Inhaltsangaben größerer Partien aus Schriftwerken, Sentenzen, Betrachtungen, Abhandlungen usw. Manches scheint freilich über den Kreis der Schule hinauszugehen, wie die Aufsätze über die französische Sprache, über die ehemalige Herrschaft des Französischen in Deutschland (nach Herder), über die Vergleichung der griechischen und deutschen Mundarten, über das Verhältnis der Volksmundarten zu der Schriftsprache usw. Wer dereinst über solche Themata zu handeln hat, wird sich die stilistischen Erfordernisse solcher Aufsätze schon im Verlaufe seiner Fachstudien aneignen, in der Schule können wir so weitgehende Anforderungen nicht stellen.

Praktische Rathschläge für die Anfertigung des deutschen Aufsatzes auf den oberen Classen der höheren Lehranstalten in Regeln und Beispielen von Dr. Heinrich Vockeradt, Director des Gymnasiums zu Recklinghausen. 2. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1896. IV u. 120 SS.

Das Büchlein, das in 1. Auflage als Beilage zu dem Jahresprogramme des Gymnasiums zu Recklinghausen erschienen ist, möchte den Schülern eine aus Regeln und Beispielen bestehende Aufsatzlehre bieten. Die Regeln sind im ersten Abschnitte kurz zusammengefasst und betreffen zunächst „wichtige Nebensachen", d. h. gewisse Äußerlichkeiten, hierauf die Wahl der Themen, die Stoffsammlung, die Disposition, die Ausführung und den Stil im besonderen. Dabei werden die wichtigsten Schülerfehler übersichtlich zusammengestellt. Ein zweiter Abschnitt liefert die Beispiele, wobei wieder auf jede einzelne der angeführten Regeln Rücksicht genommen wird. Zum Schlusse sind noch die Correcturzeichen für den corrigierenden Lehrer angeführt, 25 an der Zahl. Wir halten es in diesem Punkte mit Hildebrand, der lieber selbst zur Feder griff und verbesserte, ohne den Schülern neue Schwierigkeiten zu bereiten und sie vor neue Räthsel zu stellen, deren Lösung in den meisten Fällen unbefriedigend ausfällt. Das Büchlein gleicht in seiner Anlage ganz dem früher besprochenen Buche von Werneke, vor dem es den Vorzug der Handlichkeit besitzt.

Kleiner Wegweiser durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Von Dr. Theodor Matthias, Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium zu Zittau in Sachsen. Leipzig, Richard Richter 1896. 144 SS.

Der bekannte Verfasser des Buches „Sprachleben und Sprachschäden" macht in dem vorliegenden Werkchen den Versuch, durch eine gekürzte Ausgabe des großen Werkes in erster Linie den Zwecken der Schule und des deutschen Aufsatzes zu dienen. In den an unseren Schulen eingeführten Lehrbüchern der Grammatik ist der Anfang längst gemacht, dem Schüler neben dem Sprachrichtigen auch das Sprachwidrige vor Augen zu führen. In so umfassender Weise konnte an dieser Stelle natürlich nicht darauf Rücksicht genommen werden. Der Verf. theilt seinen Stoff in die Capitel: Wortbeugung, Wortfügung, Wortbildung und Satzfügung. Die Verstöße, die er in zwölfjährigen Sammlungen aus Zeitungen und aus Werken auch der führenden Schriftsteller gebucht hat, bewegen sich im wesentlichen um dieselben Punkte wie die Schülerfehler. Das Büchlein sei unter anderem für die Schülerbibliotheken empfohlen, es wird aber auch dem corrigierenden Lehrer, der bei der Überfülle von Arbeit, die zuweilen auf ihm lastet, Gefahr läuft, hinsichtlich der Grenzen des sprachlich Zulässigen in Zweifel zu gerathen, ein trefflicher Berather sein. Ein gut gemachtes Inhaltsverzeichnis kommt dabei trefflich zustatten.

Aufsatzsünden. Warnende Beispiele zu Nutz und Frommen der deutschen Schuljugend und zur Ersparung vieler rother Tinte gesammelt und erläutert von Dr. Theodor Matthias, Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium in Zittau. Leipzig, R. Voigtländer 1897. 77 SS.

Das Büchlein, dem der Verleger, um den Scherz vollständig zu machen, das Gewand eines Aufsatzheftchens gegeben hat, will den Schülerfehlern in humoristischer Weise zuleibe rücken. Wir gestehen, dass uns der Humor beim Durchlesen der Vorrede etwas forciert erschien, dass wir aber im Verlaufe der Lectüre zu der Meinung gebracht wurden, das Büchlein, welches durch lustige Schnurren und Anekdoten dem jugendlichen Unterhaltungsbedürfnisse entgegenkommt, werde in den Kreisen, an die es sich wendet, dankbare Leser finden.

b) Lectüre.

Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. 3. Theil. 3. und 4. Classe. Herausgegeben von Dr. Oskar Netoliczka, Gymnasialprofessor in Kronstadt, und Dr. Hans Wolff, Gymnasialprofessor in Schäßburg. Hermannstadt, Druck und Verlag von W. Krafft 1896. X u. 500 SS.

Der vorliegende Band des deutschen Lesebuches, welches für den Unterricht an den Schulen Siebenbürgens bestimmt ist, vereinigt den Lehrstoff für die 3. und 4. Classe und schließt somit das Werk für die Unterstufe ab. Ein Schlussband soll für die

Bedürfnisse der höheren Jahrgänge sorgen. Die Prosatexte (86 Lesestücke) sind: I. Sagen und Legenden, II. Geschichts- und Culturbilder, III. Erzählungen und Schwänke, IV. Naturbilder, V. Aufsätze zur Länder- und Völkerkunde. Überall wird auf die heimische Geschichte und Cultur besondere Rücksicht genommen, ohne sie in einseitiger Weise ausschließlich zu berücksichtigen. Das Buch will auch den stilistischen Zwecken des Unterrichtes dienen, deshalb sind Erzählung, Beschreibung, Schilderung usw. ausreichend vertreten. Der poetische Theil des Buches bringt in sechs Abtheilungen geistliche und weltliche Lyrik, Legenden und Sagen, Geschichten (d. i. Balladen und Romanzen), Erzählungen und Schwänke, Fabeln, Parabeln, Allegorien und endlich Räthsel, Sprichwörter und Sprüche. Auch hier wird der heimischen Dichtung und vereinzelt sogar dem heimischen Dialecte ein Plätzchen gegönnt. Die Behandlung des Textes ist, soweit wir nachprüften, correct. Allerdings scheint man nicht überall, was unbedingt gefordert werden muss, auf die Originale zurückgegangen zu sein. So wird das Lesestück (27) „Die Singschule der Meistersinger" im Inhaltsverzeichnisse zwar richtig A. Hagen zugeschrieben, im Texte aber (S. 114) lesen wir: Nach von der Hagen. Die Verff. scheinen also den Dichter der „Norica", aus denen die Schilderung genommen ist, mit dem Germanisten von der Hagen zu verwechseln.

Goethes Prosa. Erste Abtheilung. Schilderungen, Charakteristiken und Abhandlungen. Schulausgabe mit Anmerkungen, auf Grund der von Dr. J. W. Schaefer veranstalten Ausgabe, neu bearbeitet von Prof. Dr. L. W. Straub. Stuttgart, J. G. Cotta 1896. 243 SS.

Eine gute Auswahl aus Goethes Prosa, chronologisch angeordnet und auf sechs Perioden des Goethe'schen Lebens vertheilt.

Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker mit Commentar. XIII. Der Cid. Nach spanischen Romanzen von Joh. Gottfr. von Herder. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von Dr. P. Schwarz, kgl. Gymnasial-Oberlehrer. 2. verb. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1896. 182 SS.

Eine Ausgabe mit erklärenden Fußnoten. Ein Anhang bietet 1. Fragen über die einzelnen Romanzen, die kurz beantwortet werden, 2. Bemerkungen über die ganze Dichtung (Entstehung und Aufnahme, Quelle usw.), 3. Aufsatzthemata, 4. literarische Hilfsmittel.

c) Methodik.

Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt, mit einem Anhang über die Fremdwörter und einem über das Altdeutsche in der Schule, von Rudolf Hildebrand. 5. Aufl. Leipzig u. Berlin, Julius Klinkhardt 1896. VIII u. 279 SS.

Wir brauchen dem durch die österreichischen Instructionen warm empfohlenen Buche, welches sich die Aufgabe gestellt hat,

den deutschen Unterricht, der, durch lange Zeit an unseren Schulen vernachlässigt, nicht bloß Lehrern, auch den Schülern als „langweilig, ja sterbenslangweilig" gegolten hat, zu beleben, keine anpreisenden Worte mitzugeben. Es erscheint in 5. Auflage, zum erstenmale nach dem Tode des Meisters. Dr. phil. Rudolf Hildebrand, der Sohn des Heimgegangenen, erfüllt „mit tiefer Wehmuth im Herzen" die Pflicht des Herausgebers. Das Buch ist nur durch wenige Einschaltungen, die dem Handexemplare des Verf.s entnommen wurden, vermehrt. Auch das Register ist zu bequemerem Gebrauche eingerichtet worden.

Zwölf Jahre deutschen Unterrichts auf der Oberstufe der zehnclassigen höheren Mädchenschule. Von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Francke'schen Stiftungen zu Halle a. S. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1897. 147 SS.

Der Verf. will dem Unterrichte im Deutschen, wie er durch die jetzigen preußischen Bestimmungen für die höheren Mädchenschulen geregelt ist, einen bis ins einzelne durchgeführten Plan zugrunde legen. Zu diesem Zwecke hat er das in den Fachzeitschriften und Programmen aufgespeicherte Material sorgfältig gesammelt und verwertet. Es handelt sich um die beiden letzten Jahrgänge der zehnclassigen Mädchenschule. Dem 9. Schuljahre ist als Lehrstoff vorzugsweise das Gebiet der deutschen Sage, Uhlands Gedichte, die Freiheitssänger und die deutsche Culturgeschichte mit Berücksichtigung des Frauenlebens zugewiesen. Demzufolge wird zunächst Uhlands Leben durchgenommen und Uhland als Dichter betrachtet. Im Anschlusse an Uhlands „Märchen" werden die Zeit des Minnesangs und Walther von der Vogelweide abgehandelt; das Wichtigste aus der höfischen Epik reiht sich an; hierauf wird dem Gedankengange des Uhland'schen Gedichtes entsprechend die zweite Blüteperiode der Dichtung besprochen, wobei Goethe in den Vordergrund tritt. Das 10. Schuljahr steht dann unter dem Zeichen Schillers. Der Wert des Büchleins, das sich auch an anderen Schulen als Rathgeber bewähren dürfte, besteht darin, dass überall auf das in den letzten Jahren so reich angesammelte Material Rücksicht genommen und das Beste daraus für die Zwecke der Schule verwendet wird. Überall finden sich gute Winke zur Erklärung der Gedichte, auch passende Aufsätze werden gelegentlich an die Lectüre angeschlossen.

Präparationen zu deutschen Gedichten. Nach Herbartischen Grundsätzen ausgearbeitet von Aug. Lomberg, Hauptlehrer zu Elberfeld. 1. Heft: Ludwig Uhland. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer u. Söhne 1896. 108 SS.

Voran geht eine Einleitung, die von dem Bildungswerte der Uhland'schen Dichtungen, von Uhlands Stellung im Lehrplane und von der Behandlung der Gedichte im allgemeinen handelt. Daran

reihen sich die Präparationen zu 20 der bekanntesten Uhland'schen Gedichte. „1. Der weiße Hirsch. Ziel. Ein lustiges Stücklein von den Jägern, die einen weißen Hirsch erjagen wollen. Vorbesprechung. Hirsche habt ihr wohl schon gesehen? Wo denn? — Im zoologischen Garten. — Woran erkennt man diese Thiere? — An ihrem Geweih." In dieser Weise geht es fort. Zum Schlusse werden schriftliche Arbeiten daran angeschlossen, z. B. Ein Jäger cshildert seine Erlebnisse auf der Hirschjagd. Ich weiß nicht, wem das Buch dienen soll. Derjenige Lehrer, der in eine Classe gestellt, hilflos wie der bekannte Greis, keine Ahnung davon hat, was man mit einem deutschen Gedichte im Unterrichte beginnen soll, mag daraus Belehrung schöpfen, er möge aber durch das abschreckende Beispiel, welches das Büchlein darbietet, davor gewarnt werden, Gedichte, die sich durch die Einfachheit des Inhaltes und Ausdruckes dem Schüler von selbst darbieten, zu zerpflücken und durch stundenlange Behandlung der Jugend für immer zu verleiden.

d) Grammatik.

Die deutsche Grammatik in ihren Grundzügen. Ein Leitfaden beim Unterrichte in der Muttersprache von Dr. Bernhard Schulz, geh. Regierungs- und Schulrath. 14. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1896. 224 SS.

Die neue Auflage des bekannten Schulbuches erscheint ohne wesentliche Veränderungen. Der Vorzug des Buches liegt in der Knappheit, mit der der Lehrstoff dem Unterrichte zugemessen wird. Doch vermisst man aus diesem Grunde manches, was selbst im Elementarunterrichte kaum übergangen werden kann. Die Lehre von den Nebensätzen erscheint in diesem Buche sehr vereinfacht, wie ich glaube, nicht zum Nachtheile des Unterrichtes. Einige Inconsequenzen in der Terminologie fallen auf; so finden wir die Bezeichnung Subjectsätze, dagegen die Bezeichnung Prädicativ- und Attributivsätze.

Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete von Friedrich Bauer. 22. (der neuen Folge 5.) Aufl. bearbeitet von Dr. Konrad Duden, Gymnasialdirector zu Hersfeld. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1896. XIV u. 223, 75 SS.

Das altbewährte Schulbuch, dessen Eigenthümlichkeit bekanntlich darin besteht, dass auch die historische Entwicklung der Sprache Berücksichtigung erfährt, hat in der neuen Bearbeitung nicht unwesentliche Abänderungen erfahren, die zumeist durch die Fortschritte der Forschung bedingt sind. Auch der Abschnitt über die Rechtschreibung ist vollständig umgearbeitet worden. Ein „Vorschlag zu einem Lehrplane für den Unterricht in der deutschen Sprache" (p. VII—XI) gibt für den Gebrauch des Buches geeignete Fingerzeige. „Man gehe den Weg von der Übersicht zur Einsicht.

Man nehme das Einfachste heraus und verspare das Schwierige auf wiederholte Behandlung desselben Gegenstandes" Die vorstehende Weisung deckt sich im wesentlichen mit dem Vorgange, der durch die österreichischen Instructionen längst vorgeschrieben ist.

e) Das Fremdwort.

Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien von Dr. Franz Harder, Professor am Luisenstädtischen Gymnasium zu Berlin. 2. wesentl. verm. u. verb. Aufl. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) 1896. 204 SS.

Das Buch bietet eine Übersicht der Fremdwörter, die nach Kategorien (Kleidung, Nahrungs- und Genussmittel, Haus und Hausgeräth usw.) angeordnet sind. Dabei findet der Verf. reichlich Gelegenheit, die Behandlung seines Stoffes durch culturhistorische Bemerkungen anregend zu gestalten. Die 2. Auflage hat durch die Bücher von Kluge, Schrader, Weise, Seiler u. a. neues Material erhalten.

Sammlung Göschen. Das Fremdwort im Deutschen von Dr. Rud. Kleinpaul. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1896.

Das vorliegende Bändchen ist das 55. der Sammlung Göschen und sucht, wie das Büchlein von Harder, im Plaudertone über den Gegenstand zu orientieren. Die Erklärung der Fremdwörter ist auf die einzelnen Capitel, die den Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, vertheilt. Dadurch wird die Übersichtlichkeit wenig gefördert.

f) Orthographie.

Vereinfachte deutsche Rechtschreibung und richtige Aussprache von W. Bleich, Gymnasial-Oberlehrer a. D. Berlin, Max Schildberger 1896. 42 SS.

Der Verf. plaidiert für folgende Abänderungen der bisherigen Rechtschreibung: 1. Für x in deutschen Wörtern und für stammhaftes chs steht ks; 2. für qu steht kw; 3. für anlautendes pf steht f (!); 4. für tz steht z; 5. der sanfte S-Laut wird durch das lange ſ, der scharfe durch das kurze s bezeichnet; 6. für äu und eu stehen aü und eü; für ai steht ei; 7. in zweifelhaften Fällen wird das reine e durch ĕ, das reine i durch ĭ bezeichnet; 8. die Substantive werden mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben; 9. keine Dehnungszeichen. Dadurch will der Verf. dem Überflusse an Buchstaben abhelfen.

Wien. Fr. Spengler.

Der Geschichtsunterricht auf höheren Schulen. Von Dr. F. Neubauer. Separatdruck aus Reins Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne 1896. 39 SS. Preis 1 Mk.

O. Jäger lehnt in seiner „Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichtes (angezeigt in dieser Zeitschr. 1896. S. 538 ff.) die theoretische Behandlung des Themas ausdrücklich ab und erklärt, dass er nur dasjenige darlegen wolle, „was er in seiner 40jährigen Praxis lehrend, forschend, irrend selbst gelernt hat"; demgemäß beschäftigt er sich auf allen Stufen besonders mit dem Lehrbuche, dem Lehrvortrage und der Wiederholung des Stoffes und berücksichtigt daneben noch hauptsächlich die Ausbeute, welche dem Geschichtsunterrichte aus dem Betriebe der anderen Gegenstände zufließt. Im Gegensatze zu Jäger behandelt Neubauer den Gegenstand mehr vom theoretischen Standpunkte aus und kommt den in neuerer Zeit an den Geschichtsunterricht gestellten Nebenanforderungen in culturgeschichtlicher, volkswirtschaftlicher, patriotischer Hinsicht bedeutend mehr entgegen, wenn er auch vor einem Übermaße warnt.

Die Schrift Neubauers zerfällt in sieben Abschnitte, und zwar: 1. Überblick der Entwicklung des Geschichtsunterrichtes; 2. Die Aufgaben des Geschichtsunterrichtes; 3. Der Gegenstand des Geschichtsunterrichtes; 4. Die Unterrichtsstufen und die Behandlung des Stoffes; 5. Anordnung des Stoffes; 6. Die Darbietung und Einprägung des Stoffes; 7. Lehrstoff und Lehrverfahren auf den einzelnen Unterrichtsstufen. Den einzelnen Abschnitten sind ausführliche Literaturnachweise beigegeben.

Der geschichtliche Überblick über die Stellung und Behandlung der Geschichte im Unterrichte beginnt mit der Reformationszeit und endet mit der Besprechung der gegenwärtigen Anschauungen, denen zufolge die einen besonders antike, die anderen mehr nationale und moderne Geschichte gelehrt sehen wollen, die einen diesen Gegenstand als Nebenfach betrachten, die anderen auch die Erörterung wirtschaftlicher Fragen und neben sorgfältiger Sichtung des Stoffes methodische Gliederung und Hervorhebung der typischen Elemente verlangen.

Im 2. Abschnitte führt der Verf. zunächst aus, dass der Geschichtsunterricht nicht ausschließlich receptiv sei, indem er durch Einordnung der einzelnen Thatsache in einen größeren Zusammenhang, durch Auffassung derselben als Ursache und Wirkung, durch Combinieren und Vergleichen mit anderen Thatsachen, endlich durch geordnete Erzählung bedeutende Anforderungen an die Urtheils- und Darstellungskraft des Schülers stelle. Wenn auch die Geschichte vor allem mit dem Staate sich beschäftigt, so soll der Lehrer doch auch auf die Belebung des nationalen, socialen und ethischen Sinnes des Schülers hinwirken.

Der 3. Abschnitt beschäftigt sich mit der Beantwortung der Fragen, ob beim Unterrichte vorzugsweise politische oder Culturgeschichte, nationale oder Universalgeschichte behandelt werden soll. Der Verf. nimmt diesen Fragen gegenüber einen vermittelnden Standpunkt ein. Die politischen Thaten und die großen Persönlichkeiten der Geschichte müssen nach seiner Ansicht in den Vordergrund gestellt werden, doch geht er nicht so weit wie Lorenz, sondern verlangt auch die Berücksichtigung der wirtschaftlichen, literarischen, kirchlichen Verhältnisse und der Kunst. Bei der letzteren führt er eigenthümlicherweise nur die Baustile des Mittelalters und die Renaissance an, erwähnt aber die künstlerischen Leistungen des Alterthums nicht, während er doch auch ausführliche Behandlung der antiken Geschichte mit Beschränkung der orientalischen auf die Culturgeschichte verlangt. Die Forderung Herbsts, dass das Mittelalter national und die Neuzeit universal zu behandeln sei, lässt er in dieser Allgemeinheit nicht gelten, obwohl die von ihm gegen die erstere These vorgebrachten Einwendungen zu ihrer Bekämpfung nicht ausreichen; andererseits würde die Erfüllung seiner Forderung, dass das deutsche Volk immer im Mittelpunkte der Darstellung zu stehen habe, der geschichtlichen Entwicklung Gewalt anthun.

Der kurze 4. Abschnitt betont, dass man bereits beim Beginne des Geschichtsunterrichtes Sagenhaftes und Geschichtliches scheiden und auch auf der obersten Stufe die Bedeutung der großen Männer der Geschichte entsprechend würdigen solle.

Für die einzige naturgemäße Anordnung erklärt der Verf. im 5. Abschnitte die chronologische; er wendet sich daher gegen das regressive Verfahren, für das Hermann Grimm eingetreten ist, ferner gegen den Vorschlag Biedermanns (und Willmanns), nur die Höhepunkte der Geschichte selbständig zu behandeln und die zwischen ihnen liegenden Ereignisse einzuschalten, endlich auch gegen das Biographische auf den unteren Stufen; doch wird das gegen die letztere Methode vorgebrachte Argument, „dass es in erster Linie die Völkerindividualitäten sind, deren Werden die Geschichte zu beschreiben hat“, für die untere Stufe nicht allgemeine Zustimmung finden. Dagegen kann man sich mit den Forderungen einverstanden erklären, dass der Stoff klar gegliedert werde, dass häufig die sachliche Anordnung an Stelle der streng-zeitlichen zu treten habe, dass die Ergebnisse der Entwicklung betont, dass Analogien und Gegensätze aufgesucht und auf das Typische in den Erscheinungen hingewiesen, dass endlich auch Volkswirtschaft, Länder- und Völkerkunde unter der Voraussetzung bescheidenen Maßhaltens berücksichtigt werden.

Hinsichtlich der Darbietung und Einprägung des Lehrstoffes (6. Abschnitt) entscheidet sich der Verf. dafür, dass der Lehrer den neuen Stoff erzähle, nicht vorlesen lasse, dass in jeder Stunde derjenige Stoff, welcher in der vorhergehenden gelehrt wurde,

wiederholt und außerdem etwa in Zwischenräumen von 3—4 Wochen größere Repetitionen vorgenommen werden. Schriftliche Extemporalien verwirft er mit Recht, dagegen ist er mit kurzen schriftlichen Bearbeitungen bestimmt begrenzter Themen, wie sie der neue preußische Lehrplan verlangt, einverstanden.

Wie sich auf Grund dieses Lehrplanes der Geschichtsunterricht zu gestalten habe, bespricht der Verf., im großen Ganzen mit den Bestimmungen des neuen Lehrplanes einverstanden, ausführlich im letzten Abschnitte seiner Abhandlung, in welchem der von Jäger abweichende Standpunkt Neubauers entschieden zum Ausdrucke kommt, wenngleich auch er bedauert, dass nunmehr der Unterricht in der antiken Geschichte auf ein Jahr eingeschränkt ist.

Deutsche Culturgeschichte von Dr. Reinhold Günther. (Sammlung Göschen Nr. 56.) Leipzig, Göschen 1896. 174 SS.

Der Verf. beginnt mit Karl dem Großen und endet mit der Gegenwart. Es ist ein überwiegend düsteres Bild, das er vom Leben des deutschen Volkes entrollt. Bei sehr gedrängter Darstellung enthält das Bändchen viel Stoff. Der letzte Abschnitt („Unsere Zeit") behandelt hauptsächlich die technischen Erfindungen, das wissenschaftliche und künstlerische Leben des 19. Jahrhunderts. Für unsere Schülerbibliotheken ist das Buch, das zahlreiche sachliche Verstöße enthält, nicht geeignet.

Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser von Otto Kaemmel. I. Theil. Das Mittelalter. Leipzig, Grunow 1896. 366 SS.

Der bekannte Leipziger Historiker stellt in diesem Buche die Schicksale des deutschen Volkes von der Zeit der germanischen Wanderungen an bis zum Jahre 1517 dar. Ohne die großen Herrscher des deutschen Volkes zu vernachlässigen, behandelt er doch besonders eingehend die Verfassungs- und die wirtschaftlichen Verhältnisse, die literarischen und Kunstbestrebungen desselben. Namentlich werden die volkswirtschaftlichen und Culturverhältnisse am Ausgange des Mittelalters ausführlich dargestellt (S. 332—366). Neben der Reichsgeschichte wird auch die territoriale gebürend berücksichtigt. Selbst der mit dem Stoffe vertraute Leser wird dem frisch geschriebenen Buche mannigfache Belehrung entnehmen können. Wohlthuend berührt es, dass auch der Deutschen in den österreichischen Ländern in entsprechend eingehender Weise gedacht ist.

Der Stoff ist in folgende vier Abschnitte gegliedert: 1. Die Wanderzeit, bis gegen 500 n. Chr.; 2. Die Stammeszeit unter der Herrschaft des fränkischen Reiches, 500—918; 3. Die deutsch-römische Kaiserzeit, 919—1273; 4. Die landesfürstlich-städtische Zeit, 1273—1517. Schon aus diesen Überschriften erkennt man, dass der Verf., dem Titel des Buches entsprechend, die Entwick-

lung des deutschen Volkes und nicht die Geschichte seiner Herrscher in den Vordergrund stellt.

Für eine zweite Auflage führe ich einige wünschenswerte Verbesserungen an.

S. 47 ist nicht genau bezeichnet, was die Westgothen an Chlodwig abtreten mussten. S. 49. Es ist mindestens nicht sicher, dass der Maior domus in seinem Ursprunge vom Seneschalk verschieden ist. S. 79. Es ist vorsichtiger zu sagen, dass die pseudoisidorischen Fälschungen um 850, als dass sie kurz vor dieser Zeit entstanden seien. S. 91 wäre noch zu bemerken gewesen, dass Wenzel I. von Böhmen ein Vasall Heinrichs I. wurde. S. 92. Auch nach dem Siege Heinrichs I. an der Unstrut ist noch ein Einfall der Magyaren in Norddeutschland bezeugt. S. 124. Die Gegend um Friesach und Villach kann nicht als „milde" bezeichnet werden. S. 149. Roger II. erhielt im Jahre 1130 die Königswürde. S. 150. Es lässt sich nicht nachweisen, dass Lothar III. seinem Schwiegersohne das Herzogthum Sachsen übergeben hat. S. 150 f. ist nicht klargemacht, warum Konrad III. keine Erfolge aufzuweisen hatte; es wird nämlich nicht auf den Mangel an Feldherrnbegabung, der ihm eigenthümlich ist, hingewiesen. S. 176. In Würzburg wurde die über Heinrich den Löwen bereits in Kaina verhängte Acht verkündet. S. 176. Die Stadt Steyr liegt nicht an der Traun. S. 179. Der Heerschild der Fürsten war in den der geistlichen und den der weltlichen getheilt. S. 204. Der erbitterte Kampf zwischen dem Kaiser Friedrich II. und den Päpsten war entschieden auch ein Principienstreit. S. 205. Da Gregor IX. mit 60 Jahren den päpstlichen Stuhl bestieg, so ist sein Alter zu hoch angegeben. S. 213. Hier ist an der Stelle, wo der Verf. von der Bildung des Landes Tirol spricht, Otto II. von Andechs mit seinem Schwiegervater Albert von Tirol verwechselt; denn jener starb 1248, dieser dagegen 1253, und nicht Otto, sondern Albert war der Schwiegervater Meinhards von Görz. S. 213. Österreich und Steiermark wurden im Jahre 1192 (nicht 1156) miteinander vereinigt. S. 228. Bela IV. von Ungarn kam im Jahre 1235 zur Regierung. S. 236. Der Verf. geht zu weit, wenn er den Kölner Dom als genaue Nachbildung des Domes von Amiens bezeichnet. (Vgl. Dohme, Deutsche Baukunst, S. 217.) S. 245 ist bei der Aufzählung der Länder, welche an die Habsburger kamen, Krain ausgelassen. S. 247. Die Urkantone gehörten nicht zum Thurgau, sondern zum Zürich- und zum Aargau. S. 261. Die Kurfürsten erhielten auch das Recht de non evocando. S. 266. In die Angaben über die von Karl IV. vorgenommene Ländertheilung haben sich mehrere Irrthümer eingeschlichen. S. 304. Der Verf. thut Friedrich III. unrecht, wenn er ihm den Sinn für persönliche Ehre abspricht. S. 305. Aus dem hier Bemerkten ist nicht zu entnehmen, wer die Annaten erhielt. S. 306. Der Titel „Grafen von Cilli" verdrängte die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Zeehe.

[illegible] Leitfaden der Geschichte für die mittleren Klassen [illegible] I. Teil. Geschichte des Altertums. Hannover. [illegible]

Der Verf. beschränkt sich auf die griechische und römische Geschichte und [illegible] zur Einleitung zu den Perserkriegen die Könige Cyrus, Cambyses und Darius auf, bei welcher Gelegenheit [illegible] ganz kurzen Blick auf die Culturverhältnisse der alten [illegible] und Ägypter wirft. Der Sage gewährt er, wie [illegible], einen großen Spielraum; aber wird sie bei den Römern mit der Geschichte [illegible] vermengt, aus dem Schüler gar häufig etwas als Thatsache [illegible], was eben nur Sage ist. Der Verf. führt [illegible] Vorworte das schöne Sprüchlein Kästners an: „Dem Kinde [illegible] die Hand zu meiner Zeit der Mann; da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm hinan: jetzt kauern bis zum lieben Kindlein die pädagogischen Männlein.“ Indem er aber Geschichte und Sage so bunt durcheinander wirft, diese auch ziemlich wahllos [illegible], gleichgültig, ob sich daraus etwas lernen lässt oder nicht, ja gerade Geschichten, wie die des Sp. Cassius, Cincinnatus, Manlius Torquatus usw., aus denen man die Eigenart des römischen Volkes so schön zu erkennen vermag, übergeht, „kauert“ er wohl selbst „zum lieben Kindlein“. So weiß er von der Veturia nur

ihr Jammern und ihre Thränen zu melden, nicht dagegen ihre strafenden, die Römerin charakterisierenden Worte. Dagegen erzählt er, dass Romulus allen Heimatlosen und Räubern in Rom eine Heimstätte geboten. Auf S. 25 wird gesagt, dass die Athener, um das Andenken des Königs Kodrus zu ehren, die Königswürde abschafften. Warum soll der Schüler entschieden Unrichtiges lernen? An Zahlen bringt der Verf. eine Überfülle, selbst solche, die geschichtlich gar nicht feststehen. So wird genannt das Jahr 1104 als das Ende der dorischen Wanderung, 1068 der Tod des Kodrus, 513 der Zug des Darius gegen die Scythen usw. Sehr überflüssig sind jedenfalls auch die Zahlen aus der athenischen Verfassungsgeschichte 682 und 620, das Jahr 416, in welchem Egesta von Athen Hilfe verlangte, die Jahre 327, 326, 324 aus der Geschichte Alexanders des Großen, das Jahr der Schlacht bei Tigranocerta, das des Todes des Königs Mithradates usw. Warum wird der Friede des Antalkidas entgegen der Überlieferung in das Jahr 386, die Abdankung Sullas in das Jahr 80 versetzt? Auf S. 73 kamen die Kelten schon im 6. Jahrhunderte, auf S. 91 im 5. Jahrhunderte über die Alpen in die Poebene. Eurypon wird der Sohn des Prokles genannt (S. 20), Antiochus hat alles Land westlich vom Taurus (sollte heißen Halys) abtreten müssen (S. 108). An wen? fragt der Schüler. Zwei Seiten später erfährt er, dass die Römer das Land im Jahre 133 von König Attalus III. testamentarisch zugesprochen erhielten.

Die Darstellung ist im ganzen zwar einfach und leicht verständlich, aber auch ziemlich trocken und wenig anregend. Wiederholt werden Namen oder Ausdrücke, die der Schüler nicht verstehen kann, ohne Erklärung gebraucht. So S. 40: „nach dem Ausspruche der Pythia". Wer ist Pythia? fragt er vergebens. Oder: der Malier Ephialtes (S. 42), der Telamonier Ajax, der König Ödipus (S. 49), Proletarier (S. 85) usw. Das bekannte Wort des Pyrrhus wird S. 98 folgendermaßen wiedergegeben: „Wenn wir noch einen solchen Sieg davontragen, so wird es unser völliger Untergang sein"; der Ausspruch Jugurthas in Rom (S. 114): „O wie feil ist diese Stadt! Wie bald wird sie untergehen, wenn sich einmal ein Käufer für sie findet!" Das ist nicht lebendige Geschichtserzählung, man glaubt eher nach berühmten Mustern geformte Sätze zu einer lateinischen Composition vor sich zu haben. — Dem Buche sind auch vier Karten beigegeben, die in Zeichnung und Schrift durch ein Übermaß von Unrichtigkeit und Unschönheit auffallen.

Nieberdings Schulgeographie, bearbeitet von Wilhelm Richter. 22. umgearb. Aufl. des „Leitfadens beim Unterricht in der Erdkunde". Paderborn, Schöningh 1896. 8°, 286 SS.

Nieberdings Schulgeographie behandelt den geographischen Lehrstoff, entsprechend den preußischen Lehrplänen, in drei Stufen:

Die erste gibt auf 45 Seiten die Grundbegriffe der physischen und mathematischen Erdkunde, sowie eine kurze Übersicht der Erdtheile. Die zweite behandelt auf etwa 200 Seiten in ausführlicher Weise die fünf Erdtheile mit Voranstellung des Deutschen Reiches. Die dritte endlich bringt auf 30 Seiten die Grundlehren der mathematischen und physischen Erdkunde. Wenn man auch im allgemeinen mit dem Umfange des Gebotenen und mit der Form, in der es geboten wird, einverstanden sein kann, so lassen sich doch in mancher Hinsicht schwerwiegende Bedenken nicht unterdrücken. Statt der Wissbegierde des Schülers, der überall nach der Ursache fragt, zu genügen, statt der in dieser Beziehung mustergiltigen Darstellung Kirchhoffs zu folgen und, wo es angeht, zu erläutern und zu begründen, beharrt der Herausgeber meist in dem ziemlich trockenen Tone des Aufzählens, der namentlich auf der ersten Stufe geradezu abschreckend wirken muss. Hieher gehört vor allem die ungewöhnlich große Zahl von Pflanzen- und Thiernamen, die dem Schüler der untersten Classe geboten wird. So erscheinen (S. 23) bei Amerika nicht weniger als 17 Pflanzen- und 36 Thierarten, bei Asien 30 Pflanzen- und ungefähr ebensoviele Thierarten (S. 33), bei Afrika 36 Thierarten (S. 28). Von den Pflanzen Südeuropas werden auf S. 112 in vier Zeilen über 20 Arten aufgeführt. Die Schilderung der Indianer geschieht (S. 23) mit etwa 20, die der Neger (S. 28) mit ungefähr 30 Attributen, wobei auf Beschäftigung und Lebensweise noch gar nicht Rücksicht genommen ist. Soll sich der Schüler das wirklich merken? Unmöglich! Dagegen hätten die klimatischen Verhältnisse Europas etwas eingehender geschildert und nicht bloß das Thatsächliche, sondern auch die Gründe der Erscheinungen klargelegt werden sollen. Auch der Abschnitt von den Niederschlägen auf S. 6 ist nicht sehr fasslich dargestellt; es fehlt vor allem der für das Verständnis nothwendige Satz, dass warme Luft eine größere Menge Wasserdunst aufzunehmen vermag als kalte. Andererseits finden sich unnöthige Wiederholungen, wie z. B. gleich auf den ersten Seiten, wo die Größe des Erdumfanges knapp hintereinander dreimal, die eines Äquatorgrades gar fünfmal gegeben wird. Die Zusammenfassung der Sammel-, Fischer- und Jägervölker als „Wilde“ (S. 16) hat sich wohl schon überlebt. Die Indianer Nordamerikas oder die Eskimo kann man doch nicht als „Wilde“ bezeichnen! Auf S. 25 wird gar von halbgezähmten Indianern gesprochen! Wie stellt sich wohl der zehnjährige Schüler eine „eckige“ Schädelform vor? (S. 16). Auf derselben Seite werden zur mongolischen Rasse in Europa nur die Finnen und Türken gezählt; auf S. 38 dagegen als Beispiele der in Europa lebenden Mongolen die Lappen und Ungarn angeführt. Nach der Darstellung auf S. 41 muss der Schüler den großen St. Bernhard und den St. Gotthard für Berggipfel halten. Wie kann man behaupten, dass Schlesien nicht zum alten Deutschen Reiche gehört habe?,

dass die Karpaten im SO die Naturgrenze des Deutschen Reiches bilden? (S. 46). Wenn man die wichtigsten Goldländer der Erde aufzählt, darf Südafrika nicht vergessen werden (S. 15). Auf S. 110 wird gesagt, dass die Seealpen bis zum Monte Viso reichen. Wie kann man einen Gipfel als Grenze einer Gebirgsgruppe ansetzen? Auf S. 119 heißt es: Ganz Italien hat, mit Ausnahme der sumpfigen Niederungen und der hohen Berge, ein mildes herrliches Klima. Warum wird die Malaria nicht erwähnt, die doch fast in ganz Italien herrscht und der „Herrlichkeit" des Klimas denn doch einigen Abbruch thut? Schweden hat Vorpommern nicht an Dänemark, sondern an Preußen abgetreten (S. 136). Eger wird neben Karlsbad als Badeort angeführt, Komorn ebenso mit Unrecht als eine der stärksten Festungen Europas (S. 156), die Hochebene von Quito als höchstes Plateau der neuen Welt bezeichnet (S. 174). Die pontinischen Sümpfe liegen nicht südwestlich, sondern südöstlich von Rom (S. 119), der Aspropotamos strömt nicht nach SW, sondern nach S (S. 124) usw. — Die deutschen Colonien hat der Verf. im Verhältnisse zu dem Übrigen wohl überreichlich bedacht. So wird Deutsch-Oceanien auf acht Seiten behandelt, das ganze übrige Australien und Oceanien auf nur fünf Seiten; Deutsch-Afrika auf 18, das ganze übrige Afrika dagegen auf nur 13 Seiten. Dem Bedenken, das der Verf. in der Vorrede über die Anwendung verschiedener Druckschrift aussprach, möchte sich Ref. vollständig anschließen. Das ist auch des Guten zuviel. Denn abgesehen von den zahlreichen Anmerkungen, verwendet er im Texte drei verschiedene Typen, von denen noch dazu zwei durch die Kleinheit und die Enge der Zeilen sehr unangenehm wirken und in österreichischen Lehrbüchern entschieden nicht vorkommen könnten.

Wien. L. Weingartner.

Lotheissen Ferdinand, Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert. 2. Aufl. I. Band. XLI (Biographie des Verfassers) u. 574 SS. II. Band. 532 SS. gr. 8°. Wien, Carl Gerolds Sohn 1897. Preis brosch. 15 fl.

Die Neuauflage eines Buches nach des Verfassers Tode ist der beste Beweis seiner Tüchtigkeit. Hätte es auch in vorliegendem Falle eines solchen nicht bedurft, so freuen wir uns doch, dass die Wertschätzung dieser Literatur- und Culturgeschichte gleichzeitig ihren Ausdruck in der großen Verbreitung gefunden hat.

Die neue Ausgabe ist im wesentlichen eine unveränderte,[1]) nur sind die ursprünglichen vier Bände infolge engeren Druckes

---

[1]) Wie es scheint, selbst in Druckfehlern. So soll (IV[1], 91 = II[2], 322) Donneau de Vizé im Jahre 1738 (l. 1638) geboren und (IV[1],

hier auf zwei zusammengeschmolzen. Der auf dem Titelblatte nicht genannte Herausgeber, Lotheissens Schwiegersohn, fühlte wohl, dass jede tiefergreifende Änderung dem eigenartigen Werke Eintrag thun würde, und er hatte recht: das Buch ist in allem ein Ausfluss der Persönlichkeit des Verfassers, so dass jede Besserung von fremder Hand als solche ersichtlich gewesen wäre. Die wenigen Änderungen und Zusätze stammen ausnahmslos aus dem Handexemplar Lotheissens, nur dessen Biographie und das erweiterte Register sind vom Herausgeber hinzugefügt worden. Für beides sind wir dankbar. So erfahren wir manches Neue über Lotheissens Leben, was uns sympathisch berührt. Der Bildungsgang des Jünglings, sein über das Fach hinausgehendes Interesse an allem Schönen und Großen, der freie Mannesmuth in der Bedrängnis, die Ruhe des Geistes trotz der Bitterkeit des Schicksals, das ihm eigentlich nie recht hold war, dies alles stimmt zu dem Bilde, das man bei der Lectüre seiner Werke von ihm gewinnt, und welches mir und einer ganzen Generation von Fachgenossen, wie jenen, die ihn persönlich kannten, zehn Jahre nach seinem Hingange noch lebhaft vor Augen schwebt. Der Herausgeber macht an mehreren Stellen Mittheilung von Lotheissens Tagebuch oder sonstigen Aufzeichnungen, unterlässt es aber, die einzelnen Züge zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. Vielleicht schien ihm bei dem engen Verhältnisse zum Dahingeschiedenen Zurückhaltung geboten; der Leser möchte aber eine directe Charakteristik vorziehen.

Dass in den 20 Jahren seit dem ersten Erscheinen des Buches sich in Einzelheiten manches andersgestellt hat, als in vorliegendem Neudruck zu lesen ist, bedarf keines Beweises. Wenigstens eine etwas ausführlichere Bibliographie — etwa in Gestalt von Fußnoten oder als Anhang — wäre erwünscht gewesen und hätte dem alten Werte nur neuen Preis hinzugefügt. Der Herausgeber dachte in der That einen Augenblick daran; aber weil meist auf anderen Gebieten thätig, mochte er sich hier nicht für genügend vorbereitet halten, und wir machen ihm deshalb keinen großen Vorwurf. Lotheissens Buch ist für weitere Kreise der Gebildeten geschrieben, welche die Gelehrsamkeit in angenehmer Form der nüchternen Wissenschaft mit ihrem schweren Apparate vorziehen; sie werden also die neueste Bibliographie nicht missen. Wer aber eingehendere Studien machen will, wird das Fehlende leicht von anderwärts ergänzen, ohne deshalb das Werk Lotheissens entbehren zu können. So darf man denn auch dieser 2. Auflage eine große Verbreitung in Aussicht stellen.

Wien. M. Friedwagner.

---

105 = II², 332) Boursaults »Esope à la Ville« im Jahre 1790 (l. 1690) verfasst worden sein. Doch ist das nicht von Belang, weil leicht zu bessern.

Grundzüge der Differential- und Integralrechnung von Dr. Otto Stolz, ord. Professor an der Universität zu Innsbruck. 2. Theil: Complexe Veränderliche und Functionen. Mit 33 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Das vorliegende Buch enthält fünf Abschnitte, von denen der erste der Betrachtung der complexen Veränderlichen und Functionen, den Derivationen von Functionen complexer Veränderlicher und den Kreisfunctionen für complexe Werte des Argumentes gewidmet ist. In diesem Abschnitte ist es die Lagrange'sche Darstellung dieser Lehre, welche vorgeführt wird, und die Kreisfunctionen für complexe Argumente werden als Beispiele herangezogen. Im folgenden Abschnitte werden die Differentialquotienten einer complexen Function einer reellen Veränderlichen und einer Function einer complexen Veränderlichen bestimmt; hierbei wird der Cauchy'schen Forschungen in eingehender Weise gedacht. Der folgende Abschnitt handelt von der Integration der einfachsten analytischen Functionen einer complexen Veränderlichen x, namentlich der rationalen Functionen von x und der rationalen Functionen von x und einer Quadratwurzel aus einem Polynom zweiten Grades bezüglich x. In diesen Abschnitt wurde das Verfahren von Weierstrass aufgenommen, welches sich auf die Integration der rationalen Function $F(x, y)$ bezieht, ebenso wurde auf die Forschungen auf diesem Gebiete von Aronhold Rücksicht genommen.

In den beiden letzten Abschnitten finden wir die Betrachtungen über bestimmte Integrale von complexen Functionen einer reellen Veränderlichen und von Functionen einer complexen Veränderlichen, sowie die Erörterung des Integraltheorems von Cauchy und die Heranziehung einiger wichtiger Anwendungen desselben. Den Mittelpunkt dieses Abschnittes nimmt der Integralsatz von Cauchy ein: Für jeden Punkt im Innern und auf der Begrenzung einer von regulären Rändern eingeschlossenen Fläche F sei eine Function $f(x)$ eindeutig definiert und stetig. Diese Function besitze in jedem Punkte innerhalb der Fläche einen vollständigen Differentialquotienten; in jedem Punkte x_1 der Begrenzung von F sollen wenigstens die Differentialquotienten von $f(x)$ nach jenen Halbstrahlen, die von x_1 aus in das Innere der Fläche eindringen, einen und denselben Wert $f'(x_1)$ haben. Wenn dann die so definierte Function $f'(x)$ in jedem Punkte von F (mit Einschluss der Begrenzung) stetig ist, so ist die Summe der Integrale von $f(x)$ längs der Ränder von F gleich Null. Recht entsprechend ist der hier angegebene Beweis dieses Satzes nach Goursat; der Satz selbst ist wohl der wesentlichste in der Theorie der Functionen einer complexen Veränderlichen und lässt eine Reihe von wichtigen Anwendungen zu, die im folgenden dargestellt werden. Von besonderem Interesse ist die Berechnung einiger bestimmten Integrale mittelst dieses Satzes, sodann die Darstellung der Anzahl

der Wurzeln der Gleichungen f (x) = 0 und 1 : f (x) = 0 innerhalb einer geschlossenen Linie, sowie ihrer symmetrischen Functionen durch bestimmte Integrale, weiter die Bestimmung der Anzahl der Wurzeln einer algebraischen Gleichung innerhalb einer geschlossenen Linie. Auch diese analytischen Betrachtungen wurden durch Cauchy inauguriert. Wichtige Folgerungen zieht der Verf. auch aus dem Theoreme von Laurent über die Darstellbarkeit einer eindeutigen Function einer complexen Veränderlichen durch eine Potenzreihe, in welcher auch negative Potenzen in unendlicher Anzahl vorkommen. Anhangsweise sind einige Sätze über die Rectification der ebenen Curven in der analytischen Geometrie dargestellt worden; dabei wurde auch die analytische Darstellung der convexen Curven vorgenommen. Als wichtigen Nachtrag zum ersten Theile können wir die Untersuchung von Pringsheim über die nothwendigen und hinreichenden Bedingungen der Darstellbarkeit einer Function einer reellen Veränderlichen durch die Reihe von Taylor, sowie die Nachträge zur Integralrechnung bezeichnen. Die zahlreichen Berichtigungen zum ersten Theile werden ebenfalls an dieser Stelle gegeben.

Die vorliegende Arbeit wird gewiss als für das Studium der neuesten Schriften über Differential- und Integralrechnung grundlegend bezeichnet werden müssen. Viele der in derselben enthaltenen Untersuchungen müssen als originell hervorgehoben werden.

Lehrbuch der Physik für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Im Anschlusse an desselben Verfassers Grundzüge der Physik bearbeitet von Prof. Dr. H. Püning. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung 1897.

Für die mittleren Classen höherer Lehranstalten hat der Verf. vor einiger Zeit seine Grundzüge der Physik verfasst. Das vorliegende Buch ist für die Oberstufe bestimmt und schließt sich an die erwähnten Grundzüge an, so zwar, dass es eine Erweiterung und Vertiefung der einzelnen Partien vorstellt, ohne auf Wiederholungen genügend erörterter Theile nochmals zurückzukommen. Anerkennend müssen wir hervorheben, dass der Verf. durchwegs bestrebt war, den neuesten Errungenschaften der Theorie und des Versuches Rechnung zu tragen, dass ferner die Darstellung des Ganzen eine sehr gelungene, einheitliche und übersichtliche ist. Das geschichtliche Moment hätte etwas intensiver betont werden können; die Rücksichtnahme auf die Elemente der mathematischen Geographie ist zu billigen; die Meteorologie ist zuwenig behandelt worden, und es kommen in dieser Beziehung nur die Luftbewegungs- und barischen Verhältnisse in dem Abschnitte über den Einfluss der Wärme auf die Erdatmosphäre zur Sprache.

Zu erwähnen ist im speciellen Folgendes: Die Berücksichtigung der Dimensionen wird gleich vom Beginne der Mechanik consequent

durchgeführt. Ebenso sind die Einheiten des Centimeter-Gramm-Secunden-Systems in den einzelnen Abschnitten verwendet. Die von Newton aufgestellten Bewegungsgesetze werden in Kürze auseinandergesetzt. Dass beim schiefen Wurfe der aufsteigende Ast dem absteigenden gleich ist, hätte bewiesen werden sollen. Recht ansprechend ist der Abschnitt über Arbeit und Energie behandelt. Für den Ausdruck „lebendige Kraft" wird der von Lommel vortheilhaft benützte „Wucht" gebraucht. Die Lehre vom Stoße elastischer Körper hätte übersichtlicher dargestellt werden können, wenn der Verf. den Ausgang von dem Energieprincipe genommen hätte. Die Präcessionsbewegung des Kreisels wird in recht instructiver Weise erklärt. Die Arbeit bei der Bewegung eines Massenpunktes in einem Gravitationsfelde wird berechnet und auf Grund derartiger Betrachtungen mathematisch abgeleitet, dass jeder um die Sonne kreisende Himmelskörper, wenn das Newton'sche Attractionsgesetz giltig ist, einen Kegelschnitt beschreiben muss, in deren einem Brennpunkte die Sonne ist; Ref. glaubt, dass derartige Rechnungen den dem Unterrichte in der Mittelschule zur Verfügung stehenden Zeitraum überschreiten.

Die Einleitung in die Lehre von der Capillarität wäre genauer zu nehmen gewesen; insbesondere hätte dem Schüler der Begriff der Wirkungssphäre eines Molecüls nicht vorenthalten werden sollen, und der Einfluss der Oberfläche einer Flüssigkeit auf die Kraftverhältnisse wäre eingehender zu betrachten gewesen. Die Beschreibung des Hygrometers von Regnault findet Ref. in der vorstehenden Fassung ganz unzureichend; die theoretische Seite dieses Instrumentes hätte nicht übergangen werden sollen. Die elementare Einführung in die mechanische Wärmetheorie, welche in dem Buche gegeben wird, kann eine ganz zweckentsprechende genannt werden; ausführlich ist der Carnot'sche Kreisprocess in Erwägung gezogen. In dem Abschnitte über den Einfluss der Wärme auf die Erdatmosphäre werden die regelmäßigen Luftströmungen, dann aber auch die Wirbelstürme eingehend betrachtet. Das barische Winddrehungsgesetz hätte abgeleitet werden sollen.

Die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität ist den neueren Anschauungen gemäß bearbeit. So werden in diesem Abschnitte die Kraftlinien, die Kraftröhren, die Grundbegriffe der Potentialtheorie in zweckentsprechender Weise vorgetragen. Die S. 114 angegebene Bestimmung der Horizontalintensität des Erdmagnetismus hätte als sehr ungenau weggelassen werden sollen. Zu betrachten wäre die Wirkung eines Magnetstabes auf einen Magnetpol gewesen. Das über Erdmagnetismus in dem Buche Gesagte kann nur als unzureichend betrachtet werden. Auf die elektroskopische Bedeutung des Potentials ist zu wenig Rücksicht genommen worden, obwohl dieselbe für die Schule am meisten geeignet ist, experimentell vorgeführt zu werden. Die Potentialvertheilung beim elektrischen Strome ist genügend ausführlich

auseinandergesetzt. Die Probleme der Stromverzweigung wären zu betonen gewesen. Wenig übersichtlich ist die Einleitung in die Lehre von der Magneto- und galvanischen Induction gehalten. Die wichtigsten Aufgaben der Elektrotechnik sind berücksichtigt; auch der Drehstrommotoren wird gedacht. Recht ansprechend sind die Ausführungen über elektrische Schwingungen und Strahlen.

Die Wellenlehre wurde mehr constructiv behandelt, womit Ref. sich nicht vollkommen einverstanden erklären kann, da dann die Gesetze der schwingenden Saiten, Stäbe, Luftsäulen auf zu schwacher Grundlage aufgebaut vorgetragen werden müssten. Das Huygen'sche Princip hätte auch auf die Reflexion der Wellen angewendet werden können. Die theoretische Optik ist wohl nur im wesentlichen berücksichtigt. Die Erklärung der Farben dünner Blättchen, die Behandlung der Beugung des Lichtes, der Polarisation desselben werden die meisten Fachgenossen unbefriedigt lassen. Gerade das Wichtigste, welches des Nachweises bedurfte, dass die Lichtschwingungen transversale sind, ist aus der vorgenommenen Darstellung nicht zu ersehen.

Die Elemente der Astronomie und der mathematischen Geographie wurden schulgerecht verfasst, wenn auch hier nicht verhehlt werden kann, dass mancherlei, so z. B. die rechtläufige und rückläufige Bewegung der Planeten, einer ausführlichen Besprechung würdig gewesen wäre. Anerkennenswert hervorzuheben ist der Umstand, dass in diesem Abschnitte der Geschichte der Forschung die ihr gebürende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Die in Verwendung gezogenen mathematischen Hilfsmittel sind auch hier sehr bescheidene.

Trotz mancher Mängel des vorstehenden Buches bleibt dasselbe eine immerhin beachtenswerte Erscheinung im Gebiete der physikalischen Schulbücherliteratur, da in demselben die neueren didaktischen Forderungen genügend verwertet erscheinen.

Grundriss der Physik für die drei oberen Classen der Gymnasien von Dr. H. Börner, Director des Realgymnasiums in Elberfeld. Mit 267 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896.

Das für höhere Lehranstalten sowie zur Einführung in das Studium der neueren Physik in zwei Stufen herausgegebene physikalische Unterrichtswerk von Dr. H. Börner umfasst in der ersten Stufe die Vorschule der Experimentalphysik für den Anfangsunterricht an Gymnasien und Realgymnasien, sowie an den entsprechenden Nichtvollanstalten, dann den Leitfaden der Experimentalphysik für Oberrealschulen, welcher gleichzeitig die erste Stufe des Lehrbuches der Physik darstellt. In der zweiten Stufe ist der Grundriss für die drei oberen Classen der Gymnasien, welcher nunmehr vorliegt, sowie das Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten aufgenommen. Das vorliegende Buch ist eine specielle

Bearbeitung des Lehrbuches für gymnasiale Zwecke, insbesondere trat in dem Grundrisse eine namhafte Stoffreduction gegenüber dem Lehrbuche ein, da die dem physikalischen Unterrichte an Gymnasien zugewiesene Zeit eine beschränktere ist. Auch die Darstellung wurde wesentlich vereinfacht. Bemerkenswert ist auch die an manchen Stellen vorgenommene Erweiterung, so z. B. durch Einführung der Dimensionen, durch die ausführlichere Entwicklung der Maßsysteme, durch Aufnahme der Kraftlinientheorie in die Lehre vom Magnetismus und von der Elektricität. In letzterer Beziehung können wir es nur gutheißen, dass der elementare Begriff des Potentiales aufgenommen wurde, da ja ohne Kenntnis desselben die Elektricitätslehre im modernen Sinne unverständlich bleibt und ein Verständnis der Elektrotechnik dann ausgeschlossen ist. Wir stimmen auch dem als trefflichen Didaktiker bekannten Verf. bei, wenn er den Satz ausspricht, dass es für den Erfolg des Unterrichtes in der Elektricitätslehre maßgebend ist, dass die Grundlage der Kraftlinientheorie, die consequent zur Anwendung gelangt, nicht nur aus theoretischen Erwägungen gewonnen wird, sondern hauptsächlich aus der unmittelbaren Anschauung der magnetischen und elektrischen Felder hervorgeht. Auch der Ref. hat dem von ihm geleiteten Physikunterrichte die neueren Anschauungen in der Elektricitätslehre mit großem Vortheile zugrunde gelegt und kann nur bestätigen, dass gerade die Kraftlinientheorie geeignet ist, das Interesse der Schüler wachzuhalten, ja noch mehr diese zu bethätigen, auf Grund derselben Erscheinungen, die dann durch den Versuch demonstriert werden, vorauszusehen und vorauszusagen. In den modernen Werken begegnet man den Dimensionen der Größen auf Schritt und Tritt, und auch das Lehrbuch kann derselben nicht mehr entrathen; die Grundbegriffe werden auf diese Weise immer wieder und wieder dem Schüler vorgeführt und die Gedankenarbeit, die wir von demselben beim Studium der Physik verlangen, wird dadurch rege gehalten; andererseits dient gerade die Lehre von den Dimensionen dazu, um die Correctheit von Ergebnissen der Rechnung im Gebiete der Physik zu erproben. Wir müssen daher dem Verf. danken, dass er auch diesem Gegenstande im vorliegenden Grundrisse seine vollste Aufmerksamkeit geschenkt hat. Der Grundriss lehnt sich an das Lehrbuch ziemlich eng an, und es wurde, damit beim Nebeneinandergebrauche der beiden Bücher keine Schwierigkeiten entstehen, den Paragraphenzahlen des Grundrisses die entsprechenden des Lehrbuches in Klammern hinzugefügt.

Ganz übereinstimmend mit den Anschauungen des Ref. ist der Verf., wenn letzterer behauptet, dass das Lehrbuch dem Lehrer in der Auswahl nicht vorgreifen soll, sondern vielmehr alle Theile, welche schulgemäß behandelt werden können, in gleich gründlicher Behandlung darbieten muss. Die Anschauung, dass der Lehrer sich knechtisch an das Lehrbuch halten muss, ist gerade im Physik-

unterrichte zu verwerfen, in welchem die Rücksicht auf die Beschaffenheit der Apparatensammlung ein nicht zu unterschätzender Factor ist. Formell und auch dem Sinne ganz zutreffend müssen wir die Hinweise auf die „Vorschule“ des Verf.s bezeichnen, wie es denn überhaupt die Ansicht des Ref. ist, beim Physikstudium in den Oberclassen die Schüler zu veranlassen, die Partien aus jenem Buche nachzulesen, welches im Untergymnasium in Verwendung stand; nur in diesem Sinne kann die Bifurcation des Unterrichtes ersprießlich wirken.

Mehrfach wurden für die Erklärung und die mathematische Deduction eines Gesetzes mehrere Wege eingeschlagen, und dem Lehrer steht es frei, den einen oder anderen derselben zu wählen. In außerordentlicher Klarheit sind die irdischen oder conventionellen oder technischen Maßsysteme, dann die absoluten Maßsysteme, endlich die Beziehungen derselben auseinandergesetzt. Dass auch beim schiefen Wurfe die Wurflinie eine Parabel ist (wenn der Luftwiderstand nicht in Rechnung kommt), hätte nicht unbewiesen bleiben sollen. Das wäre sehr leicht durch Verlegung des Coordinatensystems in den höchsten Punkt der Wurfcurve möglich gewesen. Sehr gelungen gearbeitet ist der über Arbeit und Energie handelnde Abschnitt. Die Drehung um freie Achsen mit Einschluss der Lehre von der Präcessionsbewegung der Erde wird in ausführlicher und überzeugender Weise abgehandelt. Zu billigen ist es, dass die Theorie der Maschinen auf das Princip der virtuellen Bewegungen basiert wurde. In einer den didaktischen Verhältnissen vollkommen entsprechenden Weise finden wir die Lehre von der Oberflächenspannung und der Capillarität der Flüssigkeiten behandelt. Die Wellenlehre wird in constructiver Art erörtert, was für den Schulgebrauch nur gebilligt werden kann. Wie in dem Lehrbuche ist auch in dem vorliegenden Grundrisse mit besonderer Sorgfalt und besonderem Geschicke die theoretische Optik behandelt, im Anschlusse an dieselbe finden wir die Erklärung der atmosphärischen Lichterscheinungen. Für den Unterricht bemerkenswert finden wir die Versuche über die Leitungsfähigkeiten von Flüssigkeiten nach Schwalbe und Lüpke und jene über die Leitungsfähigkeit der Gase nach Kundt. Die theoretische Calorik wurde in geistvoller Weise vorgeführt und die Erklärung und Ergänzung der im experimentellen Theile betrachteten Erscheinungen aus der mechanischen Wärmetheorie mit besonderer Rücksichtnahme auf die Dimensionen der calorischen Größen gegeben. Die Grundzüge der meteorologischen Lehren finden wir im engsten Anschlusse an die Wärmelehre aufgestellt. Bezüglich der Elektricitätslehre wurden die wesentlichsten Bemerkungen im Anschlusse an unsere Auseinandersetzungen im Eingange dieses Referates gemacht. Ganz besonders zutreffend finden wir den Abschnitt über Elektrostatik und über die galvanische und Magnetoinduction bearbeitet. Etwas dürftig sind die Anwendungen der Elektricität berücksichtigt worden;

insbesondere hätte auf die elektrische Kraftübertragung näher eingegangen werden sollen. Eine zweckentsprechende Zusammenfassung der Endergebnisse der physikalischen Forschung wurde dem Abschnitte am Schlusse des Werkes vorbehalten. Nützlich muss auch die Übersicht über die Dimensionen und die absoluten Einheiten bezeichnet werden.

Ref. kann das vorliegende Buch zum Unterrichtsgebrauche bestens empfehlen. An der Hand desselben wird es dem Lehrer möglich sein, den physikalischen Unterricht in streng wissenschaftlicher und doch dem Fassungsvermögen der Schüler angepasster Weise zu leiten; die stete Verbindung des Experimentes und der Theorie, die wir in dem Buche antreffen, fördert diesen Zweck.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Max Ebeling, Leitfaden der Chemie für Realschulen. Mit 237 Abbildungen. 2. verb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896. 176 SS.

Die Seitenzahl dieses hübschen Buches ist gegenüber der 1. Auflage um 11 größer geworden, von den 225 Abbildungen der 1. Auflage wurden 21 als „nicht ganz einwandfrei" entfernt, dafür 33 neu aufgenommen, so dass die Gesammtzahl um 12 höher ausgefallen ist.

Von Neuerungen können aufgeführt werden: Den Symbolen der Elemente sind die Wertigkeitszeichen durch Striche beigegeben. Auf die Formelgleichungen in den Fußnoten wird nicht mehr mit Sternchen, sondern mit Ziffern verwiesen. Abbildungen des Maugham'schen Hahnes und der Linnemann'schen Leuchtgas-Sauerstofflampe (S. 9), einer hübsch zusammengestellten Vorrichtung, um die Assimilation der Blätter zu zeigen (S. 13), Abbildung und Beschreibung eines Gasbehälters. Darstellung von Sauerstoff durch Erhitzen von „Baryumzweioxyd" (S. 6 f.). Einschaltungen beim Knallgasgebläse (S. 10). Abbildung einer Salzsäurefabrik sammt einer kurzen Beschreibung der technischen Gewinnung der Säure, ferner über den Gehalt der verwendeten Salzsäure (S. 27 f.). Einwirkung von Salzsäure auf Zinkoxyd nebst Verallgemeinerung dieser Reaction (S. 29). Nachweis von Salzsäure und ihrer löslichen Salze; Salzsäuregehalt des Magensaftes und tägliche Ausscheidung der Salzsäure beim Menschen (S. 30). Bildung des Salmiaks aus Ammoniak- und Salzsäuregas sammt Abbildung (S. 47). Notiz über die Ammoniak-Compressionsmaschine von Linde und über die Verwendung der Gaswaschwässer im großen (S. 48). Vermehrte Aufzählung der mit Salpetersäure anzustellenden Versuche (S. 49). Die Bemerkung, dass Sn und Sb von Salpetersäure zwar nicht gelöst, wohl aber oxydiert werden. Hinweis auf einige Tunnels, die nur durch Dynamit zu sprengen waren (S. 50).

Vermehrung der Verwendungsarten der Salpetersäure (S. 51) und der Angaben über natürlich vorkommende schwefelhältige Verbindungen (S. 53). Die wichtigsten physikalischen Eigenschaften und die Bereitung des „flüssigen Schwefelzweioxyds" mit zwei Abbildungen (S. 54 f.). Abbildung eines Apparates zur Darstellung von Schwefelsäure (S. 56). Ein Abschnitt über die Zündmasse der phosphorfreien Zündhölzchen und die Reibfläche für solche, dann über Superphosphat und Thomasschlacke (S. 63). Die Bemerkung, dass sich bei der langsamen Oxydation des Phosphors (Liegen an der Luft) „Phosphordreioxyd" bildet (S. 63). Anführung des „starken Farbenzerstreuungsvermögens" beim Diamanten (S. 65). Daten über den 1893 in Südafrika gefundenen Diamanten Excelsior (S. 66). Profil und Beschreibung der Kimberley-Mine; bildliche Darstellung der Wirkung des Diamantbohrers; Angabe über die tiefsten damit gebohrten Löcher, über künstliche Diamanten, über Silicium- und Borcarbid (S. 67). Für „Phosphorfünfoxyd" das Synonym „Phosphorsäureanhydrid", dann eine in Bezug auf die neueste Auflage abgeänderte, sowie eine ganz neue Bezeichnung der Phosphate (S. 64). Volumgewicht des Leuchtgases (S. 77). Namhaftmachung der schweren Kohlenwasserstoffe des Leuchtgases (S. 78). Versuche mit flüssiger und fester Kohlensäure unter Benützung einer eisernen Flasche (S. 72). Volumgewicht für feste Kohlensäure (S. 73). Ein kurzer Abschnitt über die Gährung. Abbildung eines Bierdruckapparates mit flüssiger Kohlensäure (S. 75). Erkennung der Carbonate „durch Betupfen mit Salzsäure" (S. 75). (Brausen alle Carbonate hierbei auf? Der Ref.) Graphische Darstellung der Kohlenförderung im Jahre 1890 (S. 69 f.). Einige gute Bemerkungen über das Acetylen und seine Zukunft und über das Petroleum (S. 79), über das Gasglühlicht von Auer (S. 80) und über die derzeitige Verwendung von Sicherheitslampen nach Davy in Steinkohlengruben (S. 82), endlich über die Verwendung des Flintglases zu optischen Zwecken (S. 87). Ein „Verticalschnitt durch einen Glasschmelzwannenofen mit Regenerativfeuerung nach F. Siemens" sammt kurzer Beschreibung eines solchen Ofens (S. 87 f.). Tabelle, Eintheilung und Formeln der wichtigsten Säuren und Salze enthaltend (S. 93). Angabe über die Förderung von Kalisalzen in Deutschland im Jahre 1893; über Trennung des Conversionssalpeters vom gleichzeitig gebildeten NaCl (S. 97). Trennung des $KClO_3$ und $CaCl_2$ bei der Darstellung des ersteren aus $Ca(ClO_3)_2$ und KCl, sowie Darstellung von $KClO_3$ auf elektrolytischem Wege unter Namhaftmachung der Fabriken! (S. 98). Beim NaOH recht wünschenswerte Angabe über Fette, Verseifung und Seifen (S. 99), Notizen über das Verhältnis der Leblanc- und Solvay-Soda und über die Wiedergewinnung des Schwefels aus den „Sodarückständen", Notiz über das Brausepulver (S. 103) und über das Helium (S. 105). Genauere Angaben über das Calciumchlorid (S. 109). Die Reaction des oxalsauren Ammo-

niums auf Calciumverbindungen (S. 113). Abbildung eines Schmelzofens zur Gewinnung von Aluminium durch Elektrolyse von Héroult und Angaben über die Gewinnung von Aluminium zu Neuhausen-Laufen (S. 115 f.). Production dieses Metalls für 1892 (S. 121). Gewinnung von Reinkupfer aus Schwarzkupfer mittels Elektrolyse sammt Abbildung der verwendeten Apparate (S. 130). Galvanostegie (S. 134). Die Formel SnO_2 für Zinnasche (S. 139). Notiz über das „passive" Eisen (S. 151) und über die Aufbereitung des Chromeisensteins (S. 155). Zahlentabelle der Gold- und Silberproduction für 1892 und Umarbeitung der begleitenden Worte (S. 164). Tabelle der specifischen Gewichte, Schmelz- und Siedepunkte der wichtigeren Elemente (S. 167). Specifische Gewichte einiger Verbindungen (S. 168). Löslichkeit einiger Salze und Gase in Wasser (S. 169). — Wie man sieht, eine stattliche Zahl von Neuaufnahmen, von denen fast alle zu billigen sind.

Auch die wenigen Weglassungen erscheinen gerechtfertigt: so z. B. die Notiz, in der Quarz zu den Silicaten gerechnet wurde; eine ziemlich complicierte Formelgleichung, die die Zersetzung des Schwarzpulvers verdeutlichen sollte, sowie eine ebensolche, auf die Darstellung des Hirschhornsalzes bezügliche.

Die bei der Besprechung der 1. Auflage vom Ref. angeregten Verbesserungen wurden sämmtlich in der coulantesten und treffendsten Weise durchgeführt.

Wünschenswert wäre es noch, dass 1. im letzten Absatze auf S. 67 „dicht" statt „derb" gesetzt würde; denn „derb" ist kein Gegensatz zu „blättrig und stenglig"; dass 2. S. 112 beim „Lithographenkalk von Solnhofen" der Mergelcharakter hervorgehoben würde; dass 3. beim Aluminium (S. 118) der Chromalaun wegbliebe; dass es 4. S. 28, letzte Zeile hieße: „die Salzsäure ist niemals wasserfrei" anstatt „concentriert"; dass 5. S. 49, letzte Zeile derselbe Worttauch vorgenommen würde; dass 6. an Stelle von „in den prismatischen Farben schillernden Haut" eine etwas andere Wendung gewählt, und endlich 7. die Behauptung berichtigt würde, dass „die Kupfervitriolkrystalle an der Luft verwittern und weiß werden" (S. 123).

Zum Schlusse soll die sehr hübsche Ausstattung auch dieser Auflage und die Anwendung von etwas größerem Druck hervorgehoben werden. Das ganze Buch ist beherrscht von einer wohlthuenden Sorgfalt der Bearbeitung, einer weisen Berücksichtigung der neuesten Errungenschaften unseres schönen Wissensgebietes und von einem kräftig pulsierenden Leben in der Darstellung.

Wien. Joh. A. Kail.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Epigraphik im Dienste des Gymnasialunterrichtes.

Nach August Boeckh, dem Begründer der griechischen Epigraphik, ist diese Wissenschaft als ein Aggregat von Kenntnissen ein wichtiges Hilfsmittel für alle Zweige der Alterthumswissenschaft. Und einer der bedeutendsten Schüler Boeckhs, Franz, thut in seinen Elementa epigraphices Graecae den Ausspruch, dass, je eifriger er sich mit den griechischen und römischen Inschriften beschäftigt habe, er desto mehr den Griechen und Römern selbst sich genähert habe. Schon diese beiden Aussprüche berechtigen zu dem Gedanken, die Epigraphik auch in den Dienst des Gymnasialunterrichtes, natürlich, wie schon an dieser Stelle betont sei, in einem bescheidenen Ausmaße, zu stellen. Allein für diesen Gedanken wollen die folgenden Zeilen nicht durch eine allgemeine Erörterung über den Wert der schon unübersehbaren epigraphischen Schätze — zählen ja die griechischen Inschriften für sich bereits an die 30.000 — eine Lanze brechen, sondern an einzelnen, im Anschlusse an den Lehrstoff des Gymnasiums gewählten Beispielen nachweisen, dass das Verständnis und Interesse für altclassische Lectüre und antike Geschichte durch Heranziehung der Epigraphik nicht minder gefördert werden könnte als durch die mit Recht immer eifriger verwendeten Anschauungsmittel. Über den Wert des letzteren pädagogischen Hilfsmittels noch viele Worte zu verlieren, hieße Holz in den Wald tragen. Doch sei hier folgende Bemerkung eingestreut.

Die lebendige Darstellung mannigfacher Scenen in der Ilias, nicht minder die farbenreiche-Ausführung homerischer Gleichnisse dürfte nicht selten den Lehrer zur allgemeinen Bemerkung veranlassen, Homer beschreibe so anschaulich und so meisterhaft, dass ein Maler leicht seine Bilder entwerfen könnte. Diese allgemein gehaltene Bemerkung wird für den Schüler an tieferem Gehalte gewinnen durch den Hinweis auf ein zu Bovillae gefundenes Gemälde, welches die wichtigsten Ereignisse des trojanischen Krieges darstellt und als Unterschrift die Verse trägt:

Ὦ φίλε παῖ, θεοδώρηον μάθε τάξιν Ὁμήρου,
Ὄφρα δαεὶς πάσης μέτρον ἔχης σοφίας (CIG 6125).

Dass der Maler Theodorus eine Reihe von Bildern der Darstellung der Ilias gewidmet habe, berichtet auch Plinius n. h. XXIV, 36, 40. Man wird nicht umhin können, der von Barthélemy (Mémoir. de l'acad. des inscr. 28, p. 579) aufgestellten Ansicht, dass derartige Bilder in den Schulen für die Belehrung der Jugend verwendet worden seien, sich anzuschließen. Man hat also bereits im Alterthume das Bedürfnis nach Anschauungsmitteln für die homerischen Gesänge gefühlt. Um wieviel mehr thut es heutzutage noth! Unseren Schülern aber wird durch die anregende Erwähnung eines antiken Anschauungsmittels der Nutzen der heute in so reichem Maße verwerteten unwillkürlich begreiflicher werden.

Nach dieser kleinen Abschweifung gehen wir an unsere eigentliche Aufgabe und wollen zunächst für die Erhellung einiger Homerstellen aus dem Bereiche der Epigraphik ein paar Strahlen auffangen.

1.

Ilias X, v. 67 richtet Diomedes folgende Worte an Athene:

σοὶ δ' αὖ ἐγὼ ῥέξω βοῦν ἦνιν εὐρυμέτωπον,
τήν τοι ἐγὼ ῥέξω χρυσὸν κέρασιν περιχεύας.

Dieselben Worte spricht Nestor Odyssee III, 384 ff. gleichfalls in einem Gebete zur Athene. Motz (»Über den Metallarbeiter der heroischen Zeit« S. 8) meint, der in Rede stehende *χρυσός* sei eine aus Goldblech bestehende Zierde gewesen, die während der Opferfeierlichkeit um die Hörner des Thieres gelegt, dann aber wieder abgenommen wurde: er sei also wiederholt verwendet worden. Dagegen wendet schon Buchholz (Hom. Realien III, S. 284) mit Recht ein, dass jenes Belegen mit einem schon fertigen Goldschmucke keine professionelle Geschicklichkeit erheische. Und doch wird laut Odyssee III, 432 der Metallarbeiter Laërkes mit seinem ganzen Handwerkapparat herbeigeholt, um seine Kunst zu üben. *Νέστωρ χρυσὸν ἔδωχ'· ὁ δ' ἔπειτα βοὺς κέρασιν περίχευεν ἀσκήσας κτλ.* Es kann also nur die Herstellung eines ganz neuen Schmuckes gemeint sein. Andererseits bezweifelt Schoemann (Gr. Alterthümer I, 73), dass, wie überhaupt die bei Homer vorkommenden goldenen Schmucksachen, so auch der Schmuck der Opferthiere wirklich von Gold gewesen sei; er meint, diese Vergoldung sei gewiss nur eine poetische. Indes ist an und für sich kaum anzunehmen, dass jeder homerische Goldschmuck nur »poetisches Gold« sei, da doch der Verkehr der Phoeniker mit Hellas in der heroischen Zeit feststeht. Allein die beiden Homerstellen erhalten Klarheit durch den Hinweis auf eine delische Inschrift (ungefähr aus dem Jahre 374 v. Chr.; CIG 158). Diese führt unter den Angaben über die Kosten eines Nationalfestes Folgendes an: für 109 Ochsen 8419 Drachmen, für Vergoldung (*χρυσωπῇ*) der Hörner derselben 121 Drachmen. So wird das Dunkel der homerischen Sitte durch die Heranziehung eines inschriftlich noch für historische Zeit verbürgten Brauches beseitigt.

Auch für manche Seite des im homerischen Zeitalter üblichen Todtenceremoniells bieten die griechischen Grabinschriften belehrende Analoga. Wie schon Achill dem auf dem Scheiterhaufen liegenden Patroklus ein *χαῖρε* zuruft (XXIII, 179), so senden auch gar viele Grab-

inschriften den gleichen letzten Gruß dem Dahingeschiedenen nach.[1]) Reiche Belege bieten Kaibels Epigrammata Graeca ex lapidibus conlecta, sowie Kumanudis' Sammlung attischer Grabinschriften. Weiters bezeichnet in der Odyssee (IX, 65) das *τῶν δειλῶν ἑτάρων τρὶς ἕκαστον ἀῦσαι* denselben dreimaligen Abschiedsruf an die Todten, wie später das dafür stehend gewordene *βοᾶν* oder *ἐπιβοᾶν*; vgl. Collitz, Dialectinschr. 3504 (Knidos, Zeit Trajans): *ἐπεβόασε ὁ δᾶμος τρὶς τὸ ὄνομα αὐτᾶς.* Wie ferner Achill (Ilias XXIII, 150) dem todten Patroklus seinen ganzen Haarschmuck weiht, so wurden nach einer erhaltenen Grabinschrift (Anth. pal. epigr., Dübner, Paris 1871, VII, 528) auch später zum Zeichen trauernder Liebe Haarlocken aufs Grab niedergelegt. Doch ist diese Ceremonie vom völligen Scheren des Hauptes wohl zu unterscheiden (vgl. Welcker, Rh. Mus. IX, 277).

Die homerische Poesie hat auf das griechische Leben späterer Zeit so tiefe Wirkung ausgeübt, dass die Grabschriften der Griechen vielfach in den homerischen Gedichten nach Inhalt und Ausdruck wurzeln. Macht sich schon in Homers Gesängen der Schmerz über theuere Dahingeschiedene in bitteren, zuweilen wilden Klagen Luft, so hallt ein gleiches Echo aus den griechischen Grabschriften, jenen »Stimmen der Gräber«, die uns in die Empfindungen der Volksseele einen schönen Einblick gewähren. Wie aber bei Homer, so mischt sich auch auf den inschriftlich erhaltenen Grabesgedichten ein Wort des Trostes versöhnend ein. Hektors Gedanke in der Abschiedsscene mit Andromache: *μοῖραν οὔ τινά φημι πεφυγμένον ἔμμεναι ἀνδρῶν* (Ilias VI, 488) kehrt in ähnlicher Form auf Gräbern wieder, vgl. Kaibel 282, 2: *ὁδῖτα, μή με κλαῖε, μοιρῶν γὰρ μίτος πάντας καλεῖ* oder 256 *κοινὸς θνατοῖς ὁ πλόος εἰς φθιμένους* oder CIA II, 2477: *καί με χθὼν ἥδε καλύπτει, ἣ πᾶσιν κοινὴ τοῖς ἀπογιγνομένοις*; besonders aber klingt an Homer an CIG 3557: *ἀλλ' οὔτοι μοῖραν γε θεῶν ἰότητι κραταίην θνητὸς ἀνὴρ ἔφυγεν.* Reminiscenzen an die homerische Sprache und an homerische Gleichnisse begegnen überhaupt öfters auf Grabinschriften. Bald »knickt der Tod das Menschenleben wie eine Blume«, bald »entwurzelt er wie der Sturm den Schössling«, ja auch der Vergleich des Menschengeschlechtes mit den Blättern der Bäume, die absterben und verwelken (Ilias VI 146 ff. und XXI, 464), findet sich bei Kaibel, Nr. 147 (vgl. Herckenrath Roland: Studien zu den gr. Grabinschriften. Feldkirch 1896).

Ganz im Sinne der homerischen Formel: *λιπὼν φάος ἠελίοιο* (Ilias XVIII, 11; Odyssee II, 181), die den schwer fallenden Abschied vom Leben ausdrückt, heißt es bei Kaibel, Nr. 62: *ἔλιπες ἠελίου λαμπρὸν φῶς.* Wie endlich Homer in euphemistischer Weise den Tod als »Schlaf« bezeichnet (Ilias XVI, 455, 672, 692), so meldet auch die Grabschrift bei Kaibel Nr. 202: *εὕδεις βαθὺν ὕπνον* oder Nr. 460: *πένθιμον ὕπνον ἰαύεις.*

Die Auszeichnung eines öffentlich gewährten Begräbnisses oder Denkmals für verdienstvolle Männer war schon Sitte des homerischen

---

[1]) Dieses *χαῖρε* geht allerdings nicht immer auf den Verstorbenen, sondern auch auf den vorübergehenden Wanderer, z. B. *χαῖρε παροδῖτα.*

Zeitalters; man erinnere sich an die von Homer erwähnten Gräber des Patroklos, Achilles, Aias usw. In historischer Zeit verbreitet sich der Brauch, öffentliche Denkmäler zu Ehren gefallener Helden zu errichten, in bedeutendem Maße. Simonides von Keos eröffnet die Widmung von Grabepigrammen mit seinen berühmten Versen auf die in den Perserkriegen gefallenen Söhne von Hellas. Auf den Grabstelen bei den Thermopylen las Herodot drei Epigramme von ihm, unter anderem das bekannte, auch von Schiller übersetzte Distichon:

Ὦ ξεῖν', ἄγγελον Λακεδαιμονίοις, ὅτί τῇδε
κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι.

Die Erwähnung dieses Epigrammes, sei es beim Geschichtsunterrichte, sei es bei der Herodotlectüre, setzt eine anregende Gedankenreihe im Kopfe des Schülers in Bewegung. Sie nimmt ihren Ausgang von einer Sitte des homerischen Zeitalters, gewinnt einen Übergang zu einer ähnlichen aus historischer Zeit und schließt mit einem Hinweise auf einen deutschen Dichter aus neuester Zeit.

2.

Die Heranziehung römischer Inschriften für den Unterrichtsstoff des Gymnasiums kann besonders ersprießlich wirken, wenn der Lehrer in erster Linie jenes epigraphische Material berücksichtigt, das auf unserem heimischen Boden glücklicherweise erhalten ist. Wenn z. B. von Cicero in Verr. IV, 145 der Beschluss der Syracusaner, betreffend das hospitium publicum, erwähnt wird, welchen die Brüder Cicero 'in aere incisum' eingehändigt erhalten, so stelle man die constitutiones veteranorum gegenüber, die zu Klosterneuburg und Petronell gefunden wurden (CIL III, 2, Nr. XI u. XXIV); der Wortlaut derselben wurde, auf Erz eingegraben, den verabschiedeten Veteranen übergeben und enthielt die Formel: descriptum et recognitum ex tabula aerea, quae fixa est Romae. Oder wenn Livius XXI, 62 und XXII, 1 Weihgeschenke mit Gewichtsangaben und Cicero in den Verrinen öfters kunstvolle Silbergeschirre und Gefäße aus Edelsteinen erwähnt, liegt es nahe, auf die nahe von Virunum gefundene Inschrift (CIL III, 2, 4806) hinzuweisen, laut der ein römischer decurio der Göttin Isis Noreia eine silberne Schale von zwei Pfund und goldene Emblemata von zwei Unzen weihte. Daran ließe sich die für den Schüler gewiss interessante Mittheilung anschließen, dass der Henkelansatz eines colossalen Bronzegefäßes, darstellend eine herrliche Bronzemaske, in Cilli erhalten ist. Auf diesem Wege erhält der Schüler eine Ahnung von den künstlerischen Schätzen selbst der Provinzialstädte, es dämmert in ihm auch etwas von dem Zusammenhange zwischen Cultus und Kunst bei den Römern auf, endlich wird ihm durch Heranziehung gerade der auf heimatlichem Boden erhaltenen Denkmäler des classischen Alterthums ein Einblick in die historische Bedeutung gewisser Theile der österreichischen Monarchie verschafft. Wie lehrreich für die Tacituslectüre die Verwertung des claudianischen Edictes und das berühmte, in Wien aufbewahrte senatus consultum de

bacchanalibus sowie die Wachstäfelchen aus Siebenbürgen sind, bed
wohl erst keiner eingehenderen Erklärung.

3.

Beim Unterrichte in der alten Geschichte bietet sich mannigfa
Gelegenheit, epigraphisches Material, wenn auch in bescheidenem A
maße, zur Belebung der betreffenden Partie zu verwenden, so z. B.
der Besprechung des athenischen Flottenwesens. Durch einen gl
lichen Zufall besitzen wir einige Überreste der Hauptbücher und Regi
des Marineamtes, dessen Verwaltung die Schiffswerften und das Arse
im Piräus unterstanden, mit anderen Worten, der Zustand der attisc
Flotte in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. ist uns durch mehr
von Boeckh im 3. Bande seiner »Staatshaushaltung der Athener« v
öffentlichten inschriftlichen Fragmente bekannt. Fast alle diese St
enthalten bis ins Kleine gehende Verzeichnisse der Schiffe und Vorrät
welche die Beamten ihren Nachfolgern übergaben. Den Namen je
einzelnen Schiffes, seines Erbauers, seine augenblickliche Vollständigk
oder Mangelhaftigkeit hinsichtlich der Masten, Segel usw., alles
findet man in den Urkunden verzeichnet. Die Erwähnung der λειτουρ
bei Demosthenes kann zum Hinweise auf eine Inschrift veranlassen,
belehrt, dass einst, um die Bereitwilligkeit zur Übernahme sol
Pflichten zu fördern, besondere Ehren demjenigen decretiert wurden,
in kürzester Zeit einen Dreiruderer ausstatten würde; ein goldener K
im Werte von 500 Drachmen war der erste, ein anderer von geringe
Werte der zweite Preis.

Aus den Archiven des athenischen Ministeriums für öffentl
Bauten sind drei bemerkenswerte Urkunden erhalten. Die eine ü
liefert den Bericht einer Specialcommission, die im Jahre 409 v.
durch Volksbeschluss wegen des Erechtheionbaues eingesetzt wu
Der von der Commission angetroffene Zustand des Bauwerkes ist bis
jeden Marmorblock so genau verzeichnet, dass eine Verschlepp
a limine undenkbar war. Die andere Inschrift enthält die Bauko
des Erechtheions und eine interessante Zusammenstellung der für
bildnerischen Schmuck des Erechtheions gezahlten Summen. Die
einzelne Figuren des Frieses gezahlten Preise steigen von 60 Drach
bis zu 120 Drachmen. Es wäre anregend, diese Sculpturpreise mit de
zu vergleichen, die man den Künstlern für die Ausschmückung
Frieses an modernen Staatsgebäuden, etwa dem Wiener Parlame
gebäude, zahlte.

Reichen Stoff zu Vergleichen mit modernen Lebensverhältni
bietet das edictum des Diocletian, welches der schmutzigen Habs
der Aufkäufer durch Festsetzung eines Maximums, welches die Pr
der einzelnen Waren nicht überschreiten dürfen, abhelfen wollte. W
der Schüler einige Daten jenes Preistarifes, z. B. 1 Liter Wein = 36
1 kg Rindfleisch = 70 kr., 1 kg Schweinefleisch = 1 fl. 10 kr.,
Arbeiterlohn auf dem Lande sammt Kost = 70 kr. usw. erfährt,
ihn dies gewiss mit lebhaftem Interesse erfüllen und unwillkürlich
Vergleiche mit der Gegenwart anregen.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch andere, für die Belebung und Vertiefung des Geschichtsunterrichtes schätzenswerte griechische und römische Inschriften aufzählen. Welch eine Ausbeute birgt in sich jenes gortynische Stadtrecht, das einen überraschenden Einblick in die altcretische Gesetzgebung gewährt, welche Fülle lehrreicher Bemerkungen lässt sich aus den neuesten inschriftlichen Funden von Delphi schöpfen, wie anregend vermag eine dem Verständnisse eines Gymnasialschülers angepasste Besprechung des monumentum Ancyranum zu wirken!

4.

Schon aus der ganz kleinen Auslese, die wir der epigraphischen Schatzkammer entlehnten, dürfte erhellen, dass die Epigraphik ein nicht zu unterschätzendes pädagogisches Hilfsmittel für den philologischen und historischen Unterricht am Gymnasium ist. Natürlich muss auch bei Verwendung dieses Hilfsmittels der für jeden pädagogischen Vorgang zu beachtende Grundsatz: Non multa, sed multum stets vor Augen gehalten werden. Eine Überbürdung des Schülers dürfte nie und nimmer erfolgen. Dies ist aber auch undenkbar, wenn die Verwertung der Inschriften mit wenigen Worten und unmittelbar an den Unterrichtsstoff angeschlossen wird. Selbstverständlich sind nur dankbare Stellen, d. h. solche, deren Verständnis thatsächlich oder nur durch die mitverwertete Inschrift gefördert wird, in Betracht zu ziehen. Es wäre wohl keine leichte, aber m. E. sehr dankenswerte Arbeit, aus unseren Schulautoren das gesammte Stellenmaterial, insoweit es durch Inschriften zu beleuchten wäre, zusammenzustellen. Bei einer solchen Zusammenstellung sollte nach Möglichkeit auf diejenigen inschriftlichen Belege Rücksicht genommen werden, welche sich auf vaterländischem Boden erhalten haben. Dadurch würde sich ja ungezwungen eine vortreffliche Gelegenheit ergeben, im Schüler die Vorstellung von der lebhaften Beziehung unserer Monarchie zur classischen Welt wachzurufen. Wenn von der Quinta bis zur Octava die angeregte Verwertung der Epigraphik sowohl bei der Behandlung der altclassischen Lectüre als auch beim Unterrichte der alten Geschichte auch nur innerhalb eines engen Rahmens zur Geltung kommt, werden die innerhalb vier Schuljahre erwähnten inschriftlichen Denkmäler ein stattliches Gebäude ausmachen. Auch eine maßvolle Pflege der Epigraphik im Dienste des Gymnasialunterrichtes würde das Dichterwort bestätigen:

„Pflanz' einen Baum
Im kleinsten Raum
Und pflege sein —
Er bringt's Dir ein!

Eger. Dr. J. Simon.

Griechischer Unterricht. Von Dr. O. Kohl, Professor am Gymnasium in Kreuznach. Separatabdruck aus Reins »Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik«. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer u. Söhne 1896.

Nach einer kurzen Skizze der Geschichte des griechischen Unterrichtes in Deutschland, die nicht uninteressant geschrieben ist, werden die Hauptpunkte seiner Methodik kurz und im ganzen zutreffend, leider nicht immer in ganz tadelloser Sprache[1]) besprochen. Man erkennt den tüchtigen Praktiker, der ein Urtheil hat, wie ein gediegener, durchgreifender Massenunterricht einzurichten ist, der auf der Höhe der modernen Didaktik und Methodik steht. Die Lectüre des mäßig starken, billigen Heftes kann bestens empfohlen werden; niemand wird es ohne Anregung und Befriedigung aus der Hand legen. Das Meiste ist ja bekannt; aber die Entschiedenheit des Urtheils wirkt erfreulich. Ich kann nur in aller Kürze auf Einzelnes hinweisen; möchte es hinreichen, die philologischen Lehrer an unseren Gymnasien anzuregen, das Heft selbst in die Hand zu nehmen!

Im 3. Capitel (Grammatiken) spricht er gegen das Paradigma *παιδεύω* und tritt für *λύω* ein; im folgenden heißt es: »Mit Recht ist der alte Schlendrian, nur immer einzelne Sätze des verschiedensten Inhaltes vorzuführen, fast allseitig verurtheilt worden. Andererseits liegt allerdings die Gefahr vor, minderwertige Erzählungen (Geschichten ohne Inhalt, wie sie Ref. gelegentlich genannt hat), denen man die Mühe und den Zwang anmerkt, zu bieten.« — S. 40: »Wichtig für die Einübung ist es, dass von einem Worte wie *ναῦς* und *Ζεύς* nicht bloß etwa zwei Formen zur Anschauung gelangen, sondern möglichst alle.« Das Perthes'sche System der Eintheilung der Vocabeln in wichtige und unwichtige verurtheilt der Verf. mit dem Zusatze: »Besser ... mag der einzelne Lehrer selbst aussuchen, welche er lernen lassen will, und soll nicht durch den Druck festgebunden sein.« Also doch eine Scheidung von Wichtigem und vorläufig wenigstens Nebensächlichem! S. 45: »Mit einem einzigen Schüler kann man durchweg inductiv arbeiten; je größer die Classe ist, desto maßvoller muss man ... mit dieser Methode in der Grundlage und ganz besonders im Anfange sein! Die Substantiva soll der Lehrer stets mit Artikel und Genitiv sagen lassen; zu declinieren ist nicht *ὁ ἡ τό, τοῦ τῆς τοῦ*, sondern *ὁ, τοῦ, τῷ, τὸν* usw. *γλυκύς, γλυκέος, γλυκεῖ, γλυκύν* usw.« S. 45 spricht sich der Verf. für das Accentschlagen mit dem Zeigefinger der rechten Hand beim Aufsagen der Vocabeln aus und, wie ich hinzufügen will, bei den Declinationsübungen; gewiss eine Zeitersparnis! Beachtenswert ist sein Urtheil über die Wichtigkeit der Privatlectüre (S. 50). S. 52 empfiehlt er besonders nachdrücklich häufiges Nachsehen des Präparationsheftes seitens des Lehrers; »der dies in jeder Stunde mit 5—10 [in schwach besuchten Classen womöglich mit allen; Ref.] und gelegentlich zu Hause mit allen thun kann. Freundlich nach-

---

[1]) Auch die Unkenntnis österreichischer Verhältnisse berührt manchmal unangenehm.

helfen muss er dabei, nicht strafen, außer bei grober Nachlässigkeit.“ „Wird zu Hause selbständig präpariert, so mag im Anfange der Stunde die Präparation von einigen Schülern vorgelesen werden, so dass Irrthümer rechtzeitig beseitigt werden, welche sonst in die Wiederholung übergehen.“ Sehr zutreffend spricht der Verf. über die Nothwendigkeit der Musterübersetzung und ihre Einrichtung, über das sinngemäße Lesen nach erreichtem allseitigen Verständnisse, also bei der Wiederholung; ferner über die Behandlung der Realien (S. 52 ff.), über das Memorieren u. a. m. Dagegen halten wir an unserem Stufengange, zuerst Ilias, dann Odyssee, mit Recht als dem natürlichen und dem jeweiligen Alter mehr entsprechenden fest, müssen dem Verf. aber wieder beistimmen, wenn er meint, das bei uns vorgeschriebene Ausmaß der Lectüre aus der Ilias und Odyssee (8 und 6 Gesänge) entspreche nicht der hohen Bedeutung dieser Epen; denn thatsächlich müssen beide Epen ganz oder zum größten Theile gelesen werden, wenn eine bleibende Wirkung erreicht und der Schüler dahingebracht werden soll, dass er sich im Homer heimisch fühle. Soll er sich anregen lassen, das Fehlende durch seine Privatlectüre zu ergänzen, so darf ihm die Lectüre keine Schwierigkeiten mehr bereiten; er muss also in den Dichter so eingelesen sein, dass ihm das Lesen einen Genuss bereitet, was nicht möglich ist, wenn er jedes zweite Wort nachschlagen soll, wenn ihm Vers, Sprache, Darstellungsweise des Dichters nicht geläufig geworden sind. Dass das auch bei unserem Stundenausmaße ohne Überbürdung der Schüler und ohne Beeinträchtigung der übrigen Gegenstände erreichbar ist, daran zweifelt der Ref. nicht im mindesten; dazu bedarf es aber großer Intensität des Unterrichtes bei Beginn der Homerlectüre (Auswendiglernen, fortwährende Wiederholung vom Anfang an, dann gründliches Lernen der wichtigeren Vocabeln, der formelhaften Verse, tüchtiges Herausarbeiten des Inhaltes, sorgfältige Vorpräparation, die den Schülern an Stellen, wo sich die Vocabeln häufen, das Nachschlagen seltener Vocabeln oder der *ἅπαξ εἰρημένα* durch Darbietung ihrer Bedeutung erspart, Betonung der Etymologie vom Anfange an), schließlich raschen Fortschritt der Lectüre, wobei in erster Linie der Inhalt, der Ausblick aufs Ganze in Betracht kommt. Eine gute Idee finde ich S. 59: „Für die stehenden Beiworte sollte sich jedes Collegium einigen.“ Ein bestimmtes Stück ist immer genau zu präparieren, wofür die festgesetzte häusliche Arbeitszeit des Schülers ausreicht. Im Anschlusse daran kann noch ex tempore weiter gelesen werden. Der Verf. tritt lebhaft für die Lectüre der Antigone in der Schule ein; man möchte aber auch den Philoktet nicht gerne missen, der inhaltlich unserer Jugend noch näher liegt. S. 61 werden gemeinsame Fehlerzeichen empfohlen. S. 62: „Ein volles Verständnis des altgriechischen Wesens ohne einige Anschauung von ihrer Kunst ist nicht möglich.“ Selbstverständlich! Aber selbst einiges Verständnis des altgriechischen Wesens verlangt einige Anschauung ihrer bildenden Kunst; daran möge sich bei uns das Gymnasium genügen lassen!

Wien. August Scheindler.

H. Ebbinghaus, Über eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1897.

Die Arbeit ist nach einem Vortrage erweitert, den Prof. Ebbinghaus 1896 auf dem III. internationalen Congress für Psychologie in München gehalten hat; die Untersuchung selbst nimmt ihren Ausgangspunkt und gipfelt schließlich in der Ermüdungsfrage. Ebbinghaus prüfte alle bisher angewendeten Untersuchungsmethoden, zunächst Burgersteins sogen. Rechenmethode und findet wie dieser, dass die Procentzahlen der dabei gemachten Fehler am niedrigsten beim Beginne des Unterrichtes sind, bei der zweiten Probe beträchtlich in die Höhe gehen und dann langsam weiter zunehmen, um in der Regel in der 4. oder 5. Stunde ihren höchsten Wert zu erreichen. Er bewertet jedoch die Ergebnisse dieser Methode aus dem Grunde nicht besonders hoch, da bei der Steigerung der gerechneten Ziffermenge die Übung eine wesentliche Rolle spielt. Auch der sogen. Gedächtnismethode, die in England und Amerika mit Schulkindern versucht worden ist und darin besteht, dass den Kindern kurze Reihen einsilbiger Zahlworte in verschiedenen Anordnungen und mit einer bestimmten Geschwindigkeit vorgesagt werden, und dass sie dann unmittelbar nach dem Anhören jeder Reihe niederschreiben, was sie davon behalten haben, misst er keinen besonderen Wert bei, da auch hier nach seiner Meinung wie beim Rechnen der Geist in relativ niedriger und einseitiger Weise bethätigt werde. Auch das bekannte Griesbach'sche Verfahren mit dem Tastzirkel findet seine Billigung nicht, da hierbei eine directe Prüfung der geistigen Fähigkeiten ausgeschlossen sei. Darnach entscheidet sich Ebbinghaus für folgendes Prüfungsmittel: Es werden den Kindern ihrer Fassungskraft angemessene Prosatexte vorgelegt, die in der mannigfachsten Weise durch kleine Auslassungen unvollständig gemacht sind. Bald sind einzelne Silben fortgelassen, und zwar sowohl am Anfang wie am Ende wie auch in der Mitte eines Wortes, bald Theile von Silben, bald auch ganze Worte. Jede ausgelassene Silbe (und ebenso jedes ausgelassene Silbenfragment) ist durch einen Strich angedeutet, und dem Schüler wird nun die Aufgabe gestellt, die Lücken eines solchen Textes möglichst schnell, sinnvoll und mit Berücksichtigung der verlangten Silbenzahl auszufüllen. Die Arbeitszeit an einer einzelnen Textprobe wird auf genau fünf Minuten bemessen, und hinterher wird dann jedesmal festgestellt, wie viele Silben richtig ausgefüllt, wie viele etwa übersprungen und wie viele sinnlos ausgefüllt sind. Ebbinghaus nennt dieses Verfahren Combinationsmethode. Seiner Abhandlung sind zwei solche Textproben und zwar eine schwerere für die oberen und eine leichtere für die unteren Classen beigegeben; die Ergebnisse seiner Prüfungen, die er mit dem von ihm erfundenen Mittel in verschiedenen Schulclassen angestellt hat, sind gewissenhaft in einer Anzahl von Tabellen verzeichnet und haben Ebbinghaus durchaus befriedigt. Er erblickt in der Combinationsmethode

ein einfaches, zu seiner Anwendung nur wenig Zeit forderndes Prüfungsmittel für die in Schule und Leben wahrhaft wichtige und wertvolle intellectuelle Bethätigung des Geistes, sie ermögliche eine eigentliche Intelligenzprüfung.

Hier ist natürlich nicht der Platz zu prüfen, ob Ebbinghaus' neues Verfahren allen Anforderungen an ein Prüfungsmittel geistiger Fähigkeiten wirklich entspricht: es wird dies auch gar nicht ohne weitausgreifende eigene Versuche möglich sein. Ob die Rechen-, Gedächtnis- oder Combinationsmethode sich am besten dazu eignet, wird sich vielleicht erst nach Jahren sagen lassen, wenn das Interesse für die ganze Frage, namentlich auch in den Kreisen der Mittelschullehrer ein regeres geworden und an verschiedenen Anstalten, in verschiedenen Schulclassen und unter immer wieder wechselnden Bedingungen Versuche ähnlicher Art angestellt sein werden. Möchten diese Zeilen wenigstens zur Lectüre dieses interessanten Schriftchens angeregt haben: ich bin überzeugt, dass dann gar mancher der Collegen Lust verspüren wird, sich auch einmal selbst auf diesem oder jenem Wege zu überzeugen, wie sich die geistige Kraft des Schülers im Laufe der Unterrichtsstunden zu der ihm zugemutheten Aufgabe verhält.

Mariastein (Tirol). Dr. J. Loos.

Verzeichnis von Glas-Photographien (Diapositiven) für Mittelschulen systematisch geordnet. Herausgegeben von R. Lechner (Wilh. Müller) in Wien, Graben 31.

Dieses Verzeichnis, dessen Erscheinen in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1897, S. 960) in Aussicht gestellt wurde, enthält auf Grund eingehender Conferenzen von Schulmännern eine Sammlung von Bildern für den Unterricht an Mittelschulen und erstreckt sich zunächst auf Archäologie und Geographie. Das Verzeichnis wird fortgesetzt werden; die Fortsetzung betrifft die Ethnographie und die Naturwissenschaften. Das vorliegende Heft enthält 718 Nummern. Die Bilder haben das Format 8·5 : 10 cm; der Preis jedes Bildes beträgt für Schulen bei Bestellung von 20 Stück 50 kr. Alle Bilder sind auf Lager vorräthig; das Verzeichnis wird auf Verlangen gratis zugeschickt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Eranos, Acta Philologica Suecana edenda curavit V. Lundstroem. 1. Jahrgang 1896, Upsala, 3 Kr. 75 Ö. schwedisch.

Nun haben auch die schwedischen Philologen, von dem Bestreben geleitet, einen Mittelpunkt für ihre Arbeiten zu schaffen, eine Zeitschrift begründet, welche den für uns Wiener anheimelnden Titel »Eranos« führt und von dem Privatdocenten der lateinischen Sprache an der Universität Upsala Dr. V. Lundstroem herausgegeben wird. Diese Zeitschrift erscheint jährlich in vier Heften und bringt neben Originalaufsätzen eine kritische Appendix, in welcher neue Erscheinungen auf dem Gebiete der classischen Philologie, besonders solche, die in Schweden erschienen sind, besprochen werden. Dieser Anhang ist besonders paginiert. Die Originalaufsätze sind lateinisch oder deutsch geschrieben und dadurch allgemein zugänglich. In der Appendix findet man die schwedische und deutsche Sprache vertreten. Dieser Anhang wird besonders denen willkommen sein, denen es nicht so leicht möglich ist, die neuen Erscheinungen auf dem Felde der classischen Philologie in Schweden selbst einzusehen. Der Inhalt ist reich und erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete des classischen Studiums. Wir wollen kurz die Originalaufsätze mit Angabe der Verfasser anführen: Hesiodea: O. Danielsson, Anmerkungen zur Oidipussage: J. Paulsen, Zur argivischen Bronzeinschrift der Sammlung Tyskiewicz: O. Danielsson, Emendationes in Columellam I et II: V. Lundstroem, Über die sogenannte attractio inuersa im Lateinischen: C. Lindskog, Damia-Amaia und Azezia-Aucesia: O. Danielsson, Ad Columellae codicem Sangermanensem qui uocatur: V. Langlet, Außen oder innen? Einige Bemerkungen zur Inscenierung der römischen Komödie: W. Lundstroem, Neue Prudentiushandschriften von hohem Wert und Alter: J. Bergman, Angelica Übersetzung der Elegie von Malstroem in lateinischen Distichen: R. Törnebladh, Zur Erklärung der Accusativ mit Infin.-Construction im Latein: Cl. Lindskog, Zu griechischen Inschriften I: O. Danielsson, Studien zu spätgriechischen und byzantinischen Chroniken I: W. Lundstroem; ferner Miscellanea: Einige Bemerkungen über Condicionalsätze im arch. Latein von Cl. Lindskog, data = munera von W. Lundstroem, Columella r. r. V 1, 1 von V. Langlet, Blattfüllsel von W. Lundstroem. Wir zweifeln nicht, dass der Eranos auch außer Schweden allgemeine Beachtung, die er im vollen Maße verdient, und fleißige Leser finden wird.

Fran Filologiska Föreningen i Lund. Språkliga uppsatser. Lund 1897. gr. 8°, 166 SS.

An der Universität in Lund besteht seit zehn Jahren eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch vereintes Wirken das

Studium der Philologie im weiten Sinne dieses Wortes zu fördern. Sie hat nun beschlossen, in diesem Jahre eine Probe ihrer Wirksamkeit vor die Öffentlichkeit zu bringen und zu diesem Zwecke einen Band, der Aufsätze ihrer Mitglieder enthalten soll, herauszugeben. So ist denn das vorliegende, schön ausgestattete Buch entstanden, das zehn Aufsätze aus den Gebieten verschiedener Sprachen, der schwedischen (und überhaupt der nordischen), der französischen und englischen und der classischen Philologie. Die Aufsätze sind in der Ordnung, wie sie dem Redactionscomité zugiengen, abgedruckt. Wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu leisten, wenn wir sie hier anführen: A. Kock, Etymologisk undersökning av några svenska ord, J. Paulson, In Lucretium aduersaria, A. Ahlberg, Adnotationes in accentum Plautinum, E. Rohde, Transitivity in modern English, Th. Hjelmquist, Petter, Per och Pelle, M. P. Nilsson, De republica Atheniensium a Clisthene constituta, E. Sommarin, Anteckningar vid läsnig af Kormaks saga, S. Berg, Bidrag till frågan om det attributiva adjektivets plats i modern franska, C. Lindskog, De usu pronominum personalium, quae subiecti uice funguntur, apud elegiacos poetas latinos observationes, H. Söderbergh, Rimstudier på basis af rimmets användning hos moderna svenska skalder. Wir können darnach nur wünschen, dass die Gesellschaft weiter gedeihen und nach einiger Zeit wieder so wertvolle Beiträge für die verschiedenen Gebiete der Philologie liefern möge.

Χαρίτων πόλις. **Die Stadt der Grazien.** Griechisch mit deutscher Übersetzung von Ludwig Mayr. Graz, Commissionsverlag von Paul Cieslar.

Das vorliegende Büchlein besteht aus 326 griechischen Hexametern, die mit Geschick, gutem Geschmack und Humor aus homerischem Sprachgute gebildet sind, und ebenso vielen deutschen Versen im gleichen Maße, und preist nach einem einleitenden Lobe der grünen Steiermark die Hauptstadt des Landes selbst, die »Stadt der Grazien«, ihre Vorzüge, die hervorragendsten Anstalten und Einrichtungen. Das mit großem Fleiße geschriebene Epyllion zeugt von einer nicht minder großen Beherrschung des epischen Sprachschatzes, aus dessen Elementen die Verse sich leicht und ungezwungen zu sinngemäßem Ausdrucke zusammenfügen. Von einem Homerocento im gewöhnlichen Sinne unterscheidet sich das Büchlein durch eine größere Selbständigkeit und die sehr geschickte Verarbeitung des gegebenen Stoffes. Die Verse sind mit wenigen Ausnahmen tadellos und fließend, von edler Gesinnung und harmloser Schalkheit beseelt; von allen Seiten aufgeboten ziehen sie an uns vorüber und grüßen uns als alte Bekannte, und ehe wir noch Zeit gefunden haben, sie nach Herkunft und Wohnsitz zu fragen, haben sie schon wieder anderen Platz gemacht. Vom Zauber der homerischen Sprache gefangen überlassen wir uns gerne ihrem anmuthigen Zuge. Es hat seinen eigenen Reiz, Dinge und Personen der nüchternen Gegenwart in heroischer Gewandung zu schauen und wie sich die sprödesten Stoffe ein episches Colorit müssen gefallen lassen. Ernste, mitunter weihevolle Stimmung (siehe die Beschreibung der Herz Jesu-Kirche) wechselt mit lächelndem Humor. Von letzterer Art sind z. B. die Stelle von dem freundlichen Verhältnisse zwischen den Herren Beamten i. R. und den Vögeln im Stadtparke, die Geschichte von den sieben Höhlenforschern im Lurloche und die Bemerkung über die radfahrenden Amazonen. Die anspruchslose Gabe des liebenswürdigen Rhapsoden wird jedem, der sich mit den ewig jungen und ewig schönen Dichtungen Homers beschäftigt hat, einen Genuss gewähren. So wünschen wir dem Büchlein, zumal da der Reinertrag einem wohlthätigen Zwecke gewidmet ist, eine recht große Verbreitung.

Reichenberg. Dr. Alois Fiegl.

Lehrbuch der ebenen Geometrie mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Th. Spieker. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Ausgabe A. 22. verb. Aufl. Potsdam, August Stein 1895.

Die rasche Aufeinanderfolge des vorliegenden Lehrbuches der ebenen Geometrie zeugt von der großen Brauchbarkeit desselben und von der freundlichen Aufnahme, welche dieses treffliche Buch in Lehrer- und Schülerkreisen gefunden hat. Gegen die 19. Auflage, welche im Jahre 1890 erschien, wurden an dem Buche nur unwesentliche Änderungen angebracht, die sich meist auf Verbesserungen des Ausdruckes, der Figuren und Erläuterungen, auf Kürzungen in den Bemerkungen und Beweisen und auf wenige Erweiterungen und Zusätze beziehen. So ist es möglich, dass die vorliegende Auflage gleichzeitig neben ihren Vorgängerinnen gebraucht werden kann, was im Interesse der Schule gelegen ist. Als ein großer Vorzug des Lehrbuches der Planimetrie von Prof. Spieker gegenüber anderen Lehrbüchern derselben Art ist wohl der zu betrachten, dass den einzelnen Theoremen viele und gut gewählte Übungsaufgaben beigegeben sind, denen auch unter dem Titel »Kurze Anleitung zum Lösen der Übungsaufgaben des Lehrbuches der ebenen Geometrie für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Th. Spieker« ein Hilfsbuch beigegeben ist, welches mit besonderem Vortheile jene gebrauchen werden, die das vorliegende Lehrbuch der Planimetrie beim Selbstudium gebrauchen, und aus demselben Vortheile ziehen werden, da diese Andeutungen der allmählich fortschreitenden Geübtheit und selbstthätigen Auffassung des Lernenden Rechnung tragen. Der geometrischen Constructionsaufgabe ist ebenso wie der Rechnungsaufgabe in diesem Lehrbuche im vollsten Maße Rechnung getragen; in ersterer Beziehung wäre zu erwähnen, dass namentlich die Aufgaben der geometrischen Örter mit besonderer Hingabe und Sorgfalt berücksichtigt wurden. Beide Arten der Aufgaben sind jedem Abschnitte einverleibt, nicht so wie es in vielen Lehrbüchern leider der Fall ist, in denen die Constructionsaufgaben an einer einzigen Stelle aufgenommen erscheinen und im weiteren Verlaufe des Lehrganges nicht weiter zur Sprache kommen. Die geometrische constructive Behandlung der Lehrsätze von den Quadraten beim rechtwinkligen Dreiecke, die mehrfache Lösung derselben verdient anerkennend hervorgehoben zu werden. Didaktisch vortheilhaft hält es der Ref., wenn an die Lehre von der Gleichheit der Figuren die Vergleichung derselben, beziehungsweise die Sätze von der Messung der Figuren eingeschaltet werden, dann erst die Lehre von der Proportionalität der Strecken zur Behandlung gelangt. Dieser Vorgang erscheint einheitlicher als der umgekehrte. Allerdings wird man in beiden Fällen der Lehre von der Commensurabilität und Incommensurabilität der Größen nicht entrathen können. Besonders schön wurde in dem vorliegenden Lehrbuche der von den Transversalen handelnde Abschnitt durchgeführt. Hier ist der Verf. weitergegangen, als die Autoren vieler anderer Schulbücher derselben Art: so finden wir den Lehrsatz von Euler, dass in jedem Dreieck der Höhenschnittpunkt, der Schwerpunkt und der Mittelpunkt des umschriebenen Kreises in gerader Linie liegen und dass der Schwerpunkt den Abstand der beiden anderen Punkte im Verhältnisse von 2 : 1 theilt, ebenso das Theorem vom Kreise der neun Punkte (Feuerbach'scher Kreis), die Sätze vom fünften merkwürdigen Punkte des Dreieckes und vom Schwerpunkte des Dreiecksumfanges aufgenommen und zahlreiche Anwendungen dieser Theoreme in den Übungsaufgaben gegeben. Auch die Lehre von der harmonischen Theilung, den Ähnlichkeitspunkten, den Chordalen und dem Tactionsprobleme, ferner den Kreispolaren (bemerkenswert ist in dem letztgenannten Capitel die Lösung der Castillon'schen Aufgabe: in einen gegebenen Kreis ein Dreieck einzubeschreiben, dessen Seiten durch drei gegebene Punkte

gehen) finden wir in einer Vollständigkeit, die nur selten anzutreffen sein wird; allerdings wird man im Mittelschulunterrichte kaum die Zeit finden, auf alle diese schönen Anwendungen eingehen zu können. Die Anwendung der Algebra auf geometrische Probleme enthält viele Aufgaben, deren Lösung auf mehrfache Art vollzogen werden kann. In den Schlusscapiteln finden wir die metrischen Relationen am Dreieck und an den Figuren am Kreise erörtert, sowie eine sachgemäße Berechnung der Ludolph'schen Zahl auf Grund der Beziehungen der dem Kreise ein- und umgeschriebenen Polygone gegeben.

Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn wir behaupten, dass das vorliegende Buch zufolge der an allen Stellen schulgerecht durchgeführten Behandlung des Lehrstoffes, zufolge des meisterhaft verarbeiteten umfangreichen Übungsmaterials zu den besten Lehrbüchern der ebenen Geometrie zu rechnen ist, über welche die mathematische Schulliteratur derzeit verfügt. Besonders anerkennend hervorgehoben werden muss der Fleiß bei der Zusammenstellung der in 20 Abschnitten und einem Anhange enthaltenen Übungsaufgaben theils constructiver theils rechnerischer Natur; ferner die durchwegs elegante Darstellung der einzelnen in dem Buche ausgeführten Probleme.

Das Licht. Sechs Vorlesungen von John Tyndall. Autorisierte deutsche Ausgabe bearbeitet von Clara Wiedemann. Mit einem Vorworte von G. Wiedemann. Mit einem Porträt von Thomas Young und 57 in den Text eingedruckten Abbildungen. 2. Aufl. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1895. Preis 6 Mk.

Die bekannten Vorlesungen über das Licht, welche Tyndall im Winter des Jahres 1872 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehalten hat, erscheinen in 2. deutscher Bearbeitung und zwar nach der 4. englischen Ausgabe, wobei die Wünsche Tyndalls Berücksichtigung fanden. Die vorgenommenen Verbesserungen sind überwiegend stilistischer Art, der Inhalt des Buches wurde in keinerlei Weise geändert. Es würde ein überflüssiges Beginnen sein, den populären Darstellungen Tyndalls neues Lob zu spenden; es ist genugsam anerkannt worden, dass gerade die Art und Weise, wie dieser geniale Forscher auch den sprödesten Stoff, auch theoretische Details klarzumachen verstand, von den Physikern nachgeahmt werden muss. Mit Recht hat Prof. G. Wiedemann behauptet, dass »Tyndalls sämmtliche Werke trotz ihrer elementaren und populären Form als Versuche angesehen werden können, die verschiedenen physikalischen Disciplinen in einer so streng logischen Aufeinanderfolge der einzelnen Thatsachen und ihrer Begründung vorzuführen, dass sie dadurch eine hohe didaktische, geistbildende Bedeutung erlangen«. Für die weitere Durchbildung des ganzen naturwissenschaftlichen Unterrichtes werden die Schriften Tyndalls von allgemeinen segensreichen Folgen sein. Anerkanntermaßen hat Tyndall als Forscher, als weitblickender und vielseitiger Naturforscher die Wissenschaft durch eine Reihe von wertvollen Untersuchungen bereichert, sein Hauptgewicht liegt aber in seinen populär-wissenschaftlichen Arbeiten, in welchen er als großartiger, unübertrefflicher Lehrer der Naturwissenschaften hervortritt. Diese Arbeiten, welche sich auf alle Zweige der Physik erstrecken, haben auch thatsächlich dazu beigetragen, den physikalischen Unterricht auch in den Schulen außerhalb Englands in jene Bahnen zu lenken, in denen er sich jetzt befindet. Die Methoden der objectiven Darstellung der Erscheinungen, wie sie von Tyndall gelehrt wurden, haben sich jetzt allenthalben eingebürgert.

In den sechs Vorlesungen über das Licht werden der Reihe nach die Lehren der geometrischen Optik, der Zerlegung und Zusammensetzung des Lichtes, die Erörterung der verschiedenen Lichttheorien mit eingehender Berücksichtigung der Wellentheorie des Lichtes vorgeführt.

Nebst den einfacher zu erklärenden Erscheinungen der Interferenz und Beugung des Lichtes werden auch jene der Polarisation und Doppelbrechung durch geradezu classische Versuche erläutert und eine Anwendung derselben auf compliciertere Phänomene (chromatische Polarisation, Circularpolarisation) gegeben. Wenn auch der Verf. sich keiner einzigen mathematischen Formel in seinen theoretischen Betrachtungen bedient, so muss doch anerkennend hervorgehoben werden, dass dieselben in keiner Weise die verlangte Schärfe missen lassen. Die Betrachtung der verschiedenen Strahlengattungen mit Einbeziehung der strahlenden Wärme und der chemischen Strahlen, ferner die Darlegung der Grundlehren der Spectralanalyse und der vielfachen Anwendungen des Spectroskopes wird in den beiden letzten Vorlesungen vorgenommen.

Ref. möchte es geradezu jedem Lehrer zur Pflicht machen, die Schriften Tyndalls zu studieren; aus denselben kann er — was physikalische Unterrichtsmethode betrifft — jedenfalls den weitestgehenden Gewinn schöpfen.

Bildungselemente und erziehlicher Wert des Unterrichtes in der Chemie an niederen und höheren Lehranstalten von Prof. Dr. Rudolf Arendt. 2. unv. Abdruck. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1895.

Prof. Arendt, bekannt durch seine ausgezeichnete „Technik der Experimentalchemie", welche die beste Anleitung zur Ausführung chemischer Experimente darstellt und ein nicht zu entbehrender Behelf für jeden Lehrer der Chemie geworden ist, hat das genannte Buch durch die vorliegenden Deductionen und Erörterungen, welche in didaktischer Beziehung von hohem Werte sind, eingeleitet. Dieselben erscheinen nun schon zum zweitenmale als Separatabdruck und werden ohne Zweifel dazu beitragen, den Unterricht in der Chemie an den Mittelschulen auch in erziehlicher und bildender Beziehung anzuerkennen. In der vorliegenden, sehr lesenswerten Schrift werden die Bildungselemente, welche die naturwissenschaftlichen Disciplinen für die intellectuelle und sittliche Erziehung darzubieten vermögen, fixiert und die Stellung, welche diese den Geisteswissenschaften gegenüber beim Unterrichte einzunehmen haben, zur Klarheit gebracht. Dadurch, dass man den Unterricht in der Chemie einen fortwährenden Anschauungsunterricht sein lässt, bei dem die Beobachtung mit der Erklärung auf das innigste verknüpft ist, der Schüler also gezwungen wird, die in der Natur sich darbietenden Vorgänge mit Sinn und Geist zu beobachten, die Schaffung klarer Vorstellungen auf dem Wege der Beobachtung und der Bildung, Begrenzung und Unterscheidung concreter Begriffe angebahnt wird, wird der Bildung und der Erziehung des menschlichen Geistes durch den genannten Unterricht mächtig Vorschub geleistet. Der Verf., welcher diesen Unterricht mit jenem in den Geisteswissenschaften einer objectiven Vergleichung unterzieht, beabsichtigte keineswegs den naturwissenschaftlichen Disciplinen in methodischer Hinsicht eine Überlegenheit in Bezug zu den Geisteswissenschaften beizumessen; seine Entwicklungen sind aber darnach angethan und überzeugend genug, zu zeigen, dass dem naturwissenschaftlichen Unterrichte eine Gleichberechtigung mit jenem in den Geisteswissenschaften zuzuerkennen ist. Dass die Chemie als eine Schule der logischen Induction zu betrachten ist, dass gerade in diesem Umstande ihr hoher didaktischer Wert zu suchen ist, wird vom Verf. in beredter Weise dargelegt.

Man wird sich wohl damit einverstanden erklären können, wenn der Verf. hervorhebt, dass „die Auffindung der Ursachen unser Causalitätsbedürfnis befriedigt, den Geist erhebt, welcher sich seiner eigenen Denkfähigkeit bewusst wird, und zur eigenen Kraft Vertrauen gibt. Die besonnene Handhabung der Induction und die stete Correctur derselben

durch die Erfahrung sorgt dafür, dass dieses Vertrauen nicht in Überschätzung ausarte.“ Dass der naturwissenschaftliche Unterricht im allgemeinen, jener in der Chemie im besonderen auch große Eignung besitzt, das Gemüth zu bilden, zeigt der Verf. im folgenden; namentlich werden jene Gefühle anregend geordnet, welche ihre unmittelbaren Wurzeln in der Intelligenz haben, es wird Klarheit in das Gefühlsleben gebracht, dasselbe mit der Intelligenz in Einklang gesetzt und abgeglichen.

Die weiteren Erläuterungen in dem vorliegenden Buche beziehen sich auf die Lösung der Frage, wie sich die Einfügung des Unterrichtes in der Physik und Chemie in den Lehrplan der Schule gestalten müsse, wenn er den in den vorigen Auseinandersetzungen entwickelten Einfluss auf das innere Leben der Schule wirklich erlangen soll. Bezüglich der Praxis des chemischen Unterrichtes geht der Verf. auf die Ausführungen Wilbrands in seiner Schrift „Über Ziel und Methode des chemischen Unterrichtes“ näher ein, welche in einigem Gegensatze zu den Erörterungen des Verf.s sich befindet.

Jedenfalls wird die interessante Lectüre dieser Schrift geeignet sein, der Ansicht, welche leider noch nicht allzuhäufig verbreitet ist, Geltung zu verschaffen, dass „der Unterricht in der Chemie eine bedeutsame Aufgabe in der Erziehungsschule zu erfüllen berufen ist“.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

110. Gassner Jos., M. Tulli Ciceronis librorum de natura deorum argumentum. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Salzburg 1896, 8°, 16 SS.

Der Zweck dieser Programmabhandlung ist mir nicht recht erfindlich. Irgendeinen neuen Aufschluss über den Inhalt dieser ciceronischen Schrift bietet sie in keiner Weise. Vorausgeschickt wird ein recht dürftiger Nachweis der benützten Literatur. Die sehr wichtige Ausgabe der Bücher de natura deorum, erklärt von Göthe, Leipzig, Teubner 1887, erscheint darunter nicht aufgeführt, obgleich bei Göthe gerade die Disposition und Gliederung jenes Werkes in ziemlich eingehender Weise erörtert wird. Doch werden die einzelnen Punkte bei Gassner etwas breiter ausgeführt. Und nur in dieser breiteren und wortreicheren Ausführung liegt der besondere Wert der vorliegenden Programmabhandlung. Eine Erhöhung ihres Wertes soll wohl darin liegen, dass sie lateinisch abgefasst ist. Doch ist immerhin die Latinität auch dort, wo die Darstellung etwas freier und nicht bloß in Paraphrasen des ciceronischen Ausdrucks sich bewegt, im wesentlichen einwandfrei. p. 1 sollte es *quarum una* heißen, nicht *quarum prima*. Unschön ist der Ausdruck *theoretice* et *practice* p. 2, der leicht zu meiden war; unlateinisch ist wohl auch die Wendung *quarta pars — refert*, die durch eine passivische zu ersetzen war. p. 3 soll es *duplici* heißen statt *duplice*. Einzelne Druckfehler sind recht störend.

111. Girardi G., Variae quaestiones de M. Tulli Ciceronis oratione, quae pro Marcello inscribitur. Progr. des k. k. Obergymn. in Rovereto 1896, 8°, 38 SS.

Der Verf. sucht in dieser Abhandlung in ziemlich eingehender, oft etwas breitspuriger Darstellung, die auch Wiederholungen des bereits Gesagten nicht immer vermeidet, den Nachweis zu erbringen, dass entgegen den Anfechtungen, welche die genannte Rede Ciceros insbesondere durch F. A. Wolf erfahren hat, sie doch als ciceronisch zu betrachten

sei. In der Widerlegung der Argumente Wolfs fußt G., soviel ich sehen konnte, wesentlich auf zwei Dissertationen von Hahne und Schwancke, in denen gleichfalls die Echtheit der Rede gegen Wolf verfochten wird. Wenn demnach auch gegenüber den genannten beiden Untersuchungen in der vorliegenden Programmabhandlung nichts Neues geboten wird, so sind doch nicht nur der Eifer und die Wärme anzuerkennen, mit denen G. für seine Sache eintritt, sondern es ist auch durch die das bisher Vorgebrachte zusammenfassende und vergleichende Darstellung G.s die Frage zu einem gewissen Abschlusse gebracht worden. In der That können weder die sachlichen noch die sprachlichen Argumente, die Wolf gegen eine so ausgezeichnet durch Citate und Zeugnisse beglaubigte Rede ins Treffen führte, als stichhältig bezeichnet werden. Hat ja doch ein Kritiker (Richter) sogar die Ansicht ausgesprochen, Wolf habe sein Urtheil gar nicht ernst gemeint, sondern habe vielleicht anfangs an der Echtheit der Rede wirklich gezweifelt, sei aber bei genauerer Prüfung anderen Sinnes geworden, habe jedoch nichtsdestoweniger den Angriff durchgeführt, um sich und seine Kunst zu persiflieren und jüngere Fachgenossen von einer voreiligen Hyperkritik abzuschrecken. Wenn wir nun auch Richter hierin nicht beistimmen werden, so können doch nunmehr Wolffs Angriffe gegen die Rede *pro Marcello* als abgethan bezeichnet werden. Der Verf. unserer Abhandlung schreibt ein recht fließendes, stellenweise elegantes Latein, das von Belesenheit in guten lateinischen Autoren, insbesondere in den Schriften Ciceros zeugt. Eigenthümlich ist seine Vorliebe für die sonst eben nicht allzuhäufige Construction *tantum abest, ut — ut*. Der Ton der Polemik hält die gebotenen Grenzen ein bis auf eine Stelle p. 29, wo ein *perperam effutit*, gegenüber F. A. Wolf gebraucht, als ganz ungebürlich zurückgewiesen werden muss. Als Unebenheit des Ausdrucks notierte ich mir p. 9 *commemoratae epistulae* statt eines Relativsatzes. Der Druck wurde ziemlich sorgfältig überwacht.

Wien. Alois Kornitzer.

---

112. Gutscher, Dr. H., Zur Behandlung der Realien beim lateinischen Unterrichte. Progr. des Gymn. in Leoben 1896, 8°, 34 SS.

Die Abhandlung ist in vier Theile gegliedert: 1. Anschauung und Vorstellung, 2. Die Auswahl der Textesstellen, 3. Die römischen Alterthümer auf heimatlichem Boden, 4. Die einzelnen Schriftsteller. Im 1. Theile setzt der Verf. auseinander, dass man zunächst durch Anknüpfungspunkte aus dem Anschauungskreise und der Erfahrung der Schüler die Vorstellung wecken und ihnen dann erst ein Anschauungsmittel bieten solle. Im allgemeinen wird man den wohldurchdachten Ausführungen des Verf.s nur beistimmen können. Die Bedenken, welche er S. 6 bezüglich eines 'zu weit gehenden, zu bequem gemachten Anschauungsunterrichtes' äußert, dass dieser 'vielfach mehr zur Erstickung der Phantasie als zu ihrer Anregung führen dürfte', möchte ich nicht theilen. Man muss freilich bestrebt sein, das rechte Maß einzuhalten und den Unterricht nicht 'bequem' zu machen; aber der Phantasie des Schülers in Bezug auf die richtige Vorstellung eines Gegenstandes dürfte besonders in kleineren Landstädten nicht zuviel zuzutrauen sein. Nachdem der Verf. im 2. Theile eine allgemeine Charakteristik der 'fruchtbaren' Stellen geboten hat, berührt er im 3. und 4. Theile einen Gesichtspunkt, der gewiss die größte Beachtung verdient. Es wird hier der wohlbegründete Wunsch ausgesprochen, dass beim Anschauungsunterrichte einheimische Denkmäler — der Verf. spricht von österreichischen Ländern — herangezogen werden mögen. Den S. 15 geäußerten Wünschen und Vorschlägen,

um solches zu ermöglichen, wird man vollinhaltlich beipflichten. Auch der Wunsch, es möge den Lehrern durch Verleihung von Stipendien der Besuch Dalmatiens, Istriens, Aquileias usw. zu Studienzwecken ermöglicht werden, wird gewiss in der Lehrerschaft lebhaften Anklang finden. Wie sehr das Interesse des Schülers durch den Hinweis auf Denkmäler aus der eigenen Heimat — in Wort oder Bild — belebt würde, braucht wohl nicht näher ausgeführt zu werden. Nur sollte freilich dem Lehrer Gelegenheit geboten werden, diese Denkmäler kennen zu lernen. Im 4. Theile endlich gibt der Verf. im allgemeinen an, welche Gebiete antiken Lebens bei jedem der gelesenen Autoren besonders in Betracht kommen, wobei er wiederum besonders auf das Leben in den römischen Provinzen Noricum, Pannonien usw. Rücksicht nimmt, soweit dasselbe in einheimischen Denkmälern verkörpert erscheint und mit der Lectüre der lateinischen Autoren in Zusammenhang gebracht werden kann. Die interessante Abhandlung, die eine Reihe guter Bemerkungen enthält, sei besonders den Lateinlehrern Österreichs zur Lectüre empfohlen.

Mähr.-Trübau. Dr. Jos. Kubik.

---

113. Tomasin Petrus, Die römischen Statthalter in der Stadt Triest und im Küstenlande. Progr. des k. k. Gymn. in Triest 1895, 8°, 28 SS.

Der vorliegende Aufsatz „ist nur (!) die Übersetzung eines Capitels aus der in italienischer Sprache von Dr. Petrus Tomasin verfassten, noch unedierten Geschichte der Stadt Triest“. Ich wünsche sehr, dass der Verf. die nach der Antike fallenden Ereignisse mit geringerem Vertrauen in späte Locallegenden und mit größerer Würdigung der Grundlagen und der Methode exacter historischer Forschung behandle, als er dies mit den „römischen Statthaltern“ gethan hat. Hier steht er seinen Hilfsmitteln hilflos gegenüber, notabene wo er sie überhaupt selbst nachschlägt. Zu diesem Zweifel glaube ich mich nur zu oft berechtigt zu sehen. Denn wer cod. Theod. VIII 8, 1 und XI 7, 10 so wie der Verf. (S. 19) citiert: 1 I 8. 8, resp. 1 X 11, 7, bekundet eine fatale Abhängigkeit von der Citierweise eines Juristen und ein Missverständnis dieser. Den 5. Band des Berliner Inschriftencorpus citiert der Verf. öfters, doch gleichfalls ohne ihn nachgeschlagen zu haben; sonst hätte er den (von Kandler irrig Petrus Honoratus genannten) Paetus Honoratus in V 2817 wiedergefunden und hätte ihn nicht 'nach langem Suchen' mit dem in der Pauly'schen Realencyklopädie V 1408 (nicht 1408 ff.) erwähnten Petronius Honoratus zusammengeworfen; dieser P. H., wirft der Verf. ein, 'war durchaus nicht Statthalter in unserer Provinz, er gehörte der tribus Quirina an und war procurator monetae'. So sehen Berichtigungen des Verf.s aus; übrigens ist P. H. der sattsam bekannte nachmalige Statthalter von Ägypten, und von ihm bringt der 5. Band des Corpus keine einzige Inschrift; vielmehr gedenken seiner VI 1625 a und b. Hätte der Verf. wirklich CIL V benützt oder auch nur die 2. Auflage von Marquardts Staatsverwaltung S. 234 eingesehen, so würde obendrein seiner Statthalterliste nicht Vetulenius Praenestius, *v. p., corr(ector) Venet(iae) et Hist(riae)* V 8987 (362 oder 363 n. Chr.) vollständig entgangen sein. Der Mangel an historischer Kritik und an ausreichender Stoffsammlung wird durch das blinde Vertrauen in eine historisch unbrauchbare oder an offenkundige Gebrechen und Barbarismen reiche Quelle, das aquilejensische Brevier, noch überboten. Daher prangen an der Spitze des vom Verf. entworfenen Verzeichnisses der „römischen Statthalter in Triest und im Küstenlande“, wie er „ganz einfach“ (S. 4) die nach seiner Vorstellung „mit der *vice Caesaris sacra potestate* be-

trauten Provincialstatthalter und ihre Stellvertreter in Istrien und Venetien„ nennt, ein — — Sevastus 67 n. Chr. und an zweiter Stelle nach ihm ein Artasius 130 n. Chr.

Der Aufsatz weist an vielen Stellen seltsame Versehen auf. Kaum dürfte sich so leicht dem etwas zur Seite stellen lassen, was darin an Ansichten über die Organisation der römischen Provincialverwaltung verstreut ist, oder was aus der römischen Geschichte gelegentlich erzählt wird. Einige Proben mögen genügen. Istrien, sagt der Verf. S. 4, bildete, mit Venetien und mit Triest vereinigt, seit des Kaisers Octavianus (!) Regierung, eine eigene Provinz (!) — die regio XI (vielmehr X!) Italiae — und hatte daher auch eigene Statthalter (!). 'Optimus war proconsul von Asia oder Asisia, einer Stadt im jetzigen Liburnien unweit Volosca' (S. 8). — Am meisten verdutzt hat mich die Bemerkung über den Kaiser 'Caro' (Italianismus für Carus), 'einen der Nachfolger des Aurelianus, welcher in einer Schlacht, die er gegen Carinus geliefert, seinen Tod fand' (S. 10); wen übrigens der Verf. unter 'welcher' und 'er' versteht, ob Aurelianus oder Carus, habe ich nicht herausfinden können.

114. Taurer R. v. Gallenstein Hans, Beiträge zur Kenntnis der römischen Glasindustrie nach Funden von Aquileia. Progr. der k. k. Oberrealschule in Görz 1895, 8°, 49 SS.

Diesen verständigen und instructiven Aufsatz habe ich mit vielem Vergnügen durchgesehen. Er enthält eine übersichtliche Darstellung der Glas- und Emailtechnik des Alterthums, bringt die Resultate der zahlreichen chemischen Analysen, die der Verf. an Glasfunden aus Aquileia, wie er wiederholt versichert, mit großer Genauigkeit durchgeführt hat, übrigens leider ohne ziffermäßige Angaben der quantitativen Wägungen, endlich ein Verzeichnis der in Aquileia aufgefundenen antiken Glasfabricate, die er aus den Beständen des Staatsmuseums in Aquileia und des landschaftlichen Museums sowie der Sammlung Ritter in Görz zusammengestellt hat. Aus diesem Verzeichnisse tritt einerseits neuerdings die Bedeutung und die Mannigfaltigkeit der Glasfabrication in Aquileia hervor, andererseits das geradezu stupende Anwachsen des Localmuseums in Aquileia. Ein Vorzug dieser Arbeit liegt in der Beschränkung auf das einzelne Fundgebiet oder, was hier so ziemlich damit zusammenfällt, auf das einzelne Fabricationsgebiet. Es wäre sehr zu wünschen, dass auch andere Gebiete der antiken Technik, insbesondere die Kupferlegierungen aus den alpinen und subalpinen Fabriken der Antike recht bald ähnlich monographische Darstellung erhalten.

Wien. J. W. Kubitschek.

---

115. Treixler, Dr. Gustav, Der nordöstliche Theil von Niederösterreich. Eine Monographie, I. Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Brünn 1895, 8°, 20 SS.

Die vorliegende Arbeit bildet den ersten Theil einer Monographie des ehemaligen Viertels unter dem Manhartsberge, welches, nach des Verf.s Meinung, obwohl vor den Thoren der Reichshauptstadt beginnend, „weiteren Kreisen bisher fast so unbekannt geblieben ist, als läge es im Innern Afrikas“ (!). Der Umfang des behandelten Gebietes erstreckt sich im O. und N. bis an die ungarische und mährische Grenze, im S. bis an den Hauptarm der Donau, im W. bis zum Schmidaflusse und zur Znaimer Straße. Das Hügelland dieser Landschaft wird in zwei Theile zerlegt. Der erste umfasst den niederösterreichischen Jura

mit den Leißerbergen, der Falkensteiner Gruppe, dem Rohrwalde und der Russbach-Bisamberg-Gruppe, der zweite das Untermanhartsberger Tertiärgebiet, welches, durch Flussthäler gegliedert, in seinem östlichen Flügel die Mistelbach-Poysdorfer-, Feldsberger-, Zistersdorfer- und Matzener-Gruppe, die Hochleiten- und die Kreuzstetten-Schricker-Gruppe, in seinem westlichen Flügel den Ernstbrunnerwald, die Schmida-Göllersbach-Gruppe, die Haugsdorfer Höhen und die Mailberger Gruppe enthält. In Verbindung mit dieser Darstellung der orographischen Verhältnisse werden die das Gebiet bewässernden Flüsse und Bäche vorgeführt und die wichtigsten Momente der Bildungsgeschichte desselben geboten. Daran reihen sich zwei Capitel, in denen der flache Theil der Landschaft beschrieben wird: die Ebene von Laa und das Marchfeld mit seiner nördlichen Fortsetzung, dem Marchthale. Den Schluss bildet eine Erörterung der klimatischen Verhältnisse des Gebietes. Als Resultat seiner Berechnungen und Beobachtungen theilt der Verf. unter anderem mit, dass das Viertel unter dem Manhartsberge zu den trockensten Gebieten Österreichs gehöre, dass also sein Klima schon dem Steppenklima der ungarischen Ebene ähnlich sei. Alle Monate seien im Durchschnitte kälter als im nahen Wien.

Die angezeigte Arbeit, in welcher der Verf. das vielfach zerstreute einschlägige Material fleißig gesammelt und seine eigenen, bei der Durchwanderung des beschriebenen Gebietes gewonnenen Beobachtungen verwertet hat, soll in einem zweiten Aufsatze mit der Schilderung der Anbau- und Besiedlungsverhältnisse der Landschaft ihre Fortsetzung finden. Die Beigabe einer Kartenskizze zu dem ersten Aufsatze wäre übrigens jedem Lesen desselben gewiss erwünscht gewesen.

116. Müllner, Dr. Johann, Die Temperaturverhältnisse der Seen des Salzkammergutes. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Graz 1895, 8°, 25 SS.

Der Verf. hat in diesem Aufsatze die zerstreut publicierten Untersuchungen Friedr. Simonys über die Temperaturverhältnisse der Salzkammergutseen in zusammenfassender Weise zur Darstellung gebracht und deren Ergebnisse mit jenen neuerer Forschungen auf diesem Gebiete verglichen. In den fünf Seiten füllenden Tabellen werden alle von dem verdienstvollen Geographen ausgeführten Messungen zusammengestellt, und aus den einzelnen Temperaturserien sind Mittelwerte der Temperatur von 50 zu 50 m Tiefe gebildet, durch welche die Mitteltemperatur der Seen von der Oberfläche bis zum Grunde bestimmt werden soll.

Sämmtliche Seen, nach Forel als »gemäßigte« charakterisiert, zeigen im Frühjahre fast in der ganzen Wassersäule eine mittlere Temperatur von 4° C. Infolge der Sonnenwärme entsteht dann an der Oberfläche eine Schichte warmen Wassers, und es dringt nun, während im Winter die kälteste Temperatur des Sees am Spiegel war und bis zur Tiefe eine constante Zunahme erfolgte, die Erwärmung von oben gegen unten vor, bis sie Ende Mai den Grund erreicht und dessen bisherige constante Temperatur steigert. So erhalten die unteren kälteren Schichten im Sommer Wärme von der Oberfläche her bis zu einer Stelle, bis zu welcher die Erwärmung durch die Sonnenstrahlung direct oder indirect durch Leitung oder Strömungen vorzudringen vermag. Hier tritt aber ein plötzliches Sinken der Temperatur ein. Simony ist bereits auf diesen sprunghaften Übergang aufmerksam geworden, und obwohl nahe aufeinanderfolgende Temperaturserien noch nicht zugebote stehen, ergibt sich doch nach des Verf.s Darlegungen zweifellos die von Prof. Richter näher verfolgte Existenz einer »Sprungschichte«, wenn auch mit verschiedenen Grenzen, in diesen Seen.

Der Verf. führt sodann aus, dass die von Simony angenommene Erklärung dieser Erscheinung durch die Intensität der Sonnenwärme und

Temperatur und durch die Menge des Zuflusses nicht ganz ausreiche, vielmehr werde zunächst der Gang der Temperatur und mithin auch die Lage der Sprungschichte durch zweierlei Vorgänge beeinflusst: die Erwärmung durch Leitung und die Abkühlung durch Strömung. Da diese viel rascher vor sich geht als jene, ist die mittlere Temperatur der Wassersäule in den verschiedensten Zeiten des Jahres eine sehr geringe, und so erweisen sich die Seen während des ganzen Jahres als kalte Wasseransammlungen, deren Mitteltemperatur rund 5° C. beträgt. Auch die Winde beeinflussen die Temperatur des Seewassers, indem sie das oberflächliche warme Wasser in Bewegung setzen und kleine Strömungen und Mischungen desselben in den obersten Schichten veranlassen oder durch das Treiben der Wellen an die Ufer Rückströmungen unter der Oberflächenschichte verursachen, worauf kälteres Wasser aufsteigen kann. Simony hat ferner eine Zunahme der Temperatur in den tiefsten Schichten der Seen constatiert, und so werden kleine Strömungen am Seegrunde erklärt, durch welche die an der Oberfläche der Erde erwärmten Wassertheilchen in kalte Schichten aufsteigen, diese wiederum sinken und erwärmt werden.

Was nun diese Erwärmung der tiefsten Schichten betrifft, so hat sie bekanntlich Simony als ein Product der Erdwärme erklärt; andere Forscher, so Schlagintweit, Forel, Richter, haben sie später durch neue Hypothesen zu erklären versucht. Der Verf. erörtert das Für und Wider zu diesen Annahmen und gelangt zu dem Schlusse, dass außer der Erdwärme und der durch Fäulnisprocesse am Seegrunde frei werdenden Wärme noch eine dritte Kraft, wenngleich nur in bescheidenem Maße, an der Erhöhung der Grundtemperatur mitwirke, nämlich der Druck der Wassersäule auf ihre Unterlage. Schon Simony hat auf diesen Wasserdruck in den Seen hingewiesen und Beobachtungen hierüber angestellt. Im Gmundnersee lastet z. B. ein Druck von 18—19 Atmosphären auf dem Seegrunde, weshalb die Temperatur der dichtesten Schichte eine etwas niedrigere sein wird als jene in höheren Regionen. Außerdem hält der Verf. daran fest, dass auch unterseeische Quellen die Temperatur des Seewassers in gewissem Grade modificieren. Der Hallstättersee besitzt sicher warme Quellen am Grunde.

Über das Eintreten der nahezu constanten Temperatur bemerkt der Verf., dass es in den einzelnen Seen in verschiedener Tiefe erfolgt. Es zeigt sich in dieser Hinsicht im allgemeinen ein Unterschied zwischen großen und kleinen Seen; entscheidend aber wirkt die Lage und das Einzugsgebiet, durch welch beide auch das Gefrieren der Seen im wesentlichen veranlasst wird. Er theilt die Seen in solche, welche jeden Winter sich mit einer Eisdecke überziehen, und in solche, bei denen dies nur vereinzelt, theils nach besonders nassen und kalten Sommern, theils infolge abnorm strenger Winter geschieht. Zu jenen zählen alle Seen des Hochgebirges und die meisten übrigen kleinen Becken, von den größeren nur die seichteren. Auch auf den Zeitpunkt des Zufrierens haben die Erwärmungsverhältnisse des Sommers und das Volumen der Seen großen Einfluss. Am frühesten gefrieren die Hochgebirgsseen, und immer später bildet sich die Eisdecke, je mehr sich die Seen dem Rande der Alpen nähern. Unter den großen gefriert der Attersee am frühesten, der Gmundnersee am spätesten. Hervorzuheben ist jedoch, dass der Mondsee trotz seiner geringen Tiefe und seines unbedeutenden Wasserquantums erst anfangs Februar vereist.

Die Dicke der Eisdecke erweist sich verschieden nicht nur in den einzelnen Seen, sondern selbst in einem und demselben See; sie ist variierend über tiefen und über seichten, über ufernahen und über uferfernen Stellen. Die tiefsten und wasserreichsten Seen überspannen sich mit der dünnsten, die seichten und wasserarmen mit der mächtigsten Eisdecke. Indem der Verf. an die von Richter nachgewiesene Erwärmung der obersten Schichten durch das Eis hindurch sowie an den Temperatur-

unterschied der ober demselben lagernden Luftschichte erinnert, macht er es erklärlich, dass selbst mitten im Winter eine Berstung der Eisdecke erfolgt, dass selbst die noch geschlossene Eishülle sich in fortwährender Bewegung befindet und dies durch ein eigenthümliches Krachen kundgibt. In der Regel aber hält die Eisdecke bis zum April stand. Der Hallstättersee freilich, der erst Ende Januar erstarrt, verliert seine Decke schon anfangs März. Am spätesten (Mai) thauen die Seen des Todten Gebirges auf. Am kürzesten ist neben dem Hallstätter- der Altausseer-, Toplitz- und Gmundnersee gefroren. Unter den großen Seen bleibt der Attersee am längsten geschlossen (bis Ende April), wie der St. Wolfgang- und der Mondsee.

Während die mittlere Jahrestemperatur der ganzen Wassermasse in fast allen unseren Seen sich auf 4—5° C. beläuft, wird die der Oberfläche durch locale und in den Temperaturverhältnissen der Atmosphäre gelegene Einflüsse bedingt. Für eine genaue Vergleichung der Luft- und Oberflächentemperaturen fehlten dem Verf. allerdings noch ausreichende Beobachtungsdaten; aus den vorhandenen, die sich auf die Monate Juni—September der Jahre 1888—1891 und nur auf den Gmundnersee erstrecken, kann er aber doch nachweisen, dass das Maximum der Erwärmung des Seewassers dreimal in den Juli, einmal in den August fiel. Mit diesem traf das Maximum der mittleren Lufttemperatur nur zweimal zusammen, indem es in zwei Jahren schon im Juni eintrat. Dagegen stimmten in Hinsicht auf das Eintreten des Minimums Wasser and Luft in drei Fällen überein. Aus dem Mittel dieser Jahre folgt jedoch, dass die maximale Temperatur der über dem See lagernden Luftschichten und der Seeoberfläche gleichzeitig auftreten, und dass im allgemeinen der höchsten Lufttemperatur auch der stärkste Grad der Erwärmung des Seewassers entspricht, dass also ein gewisser Parallelismus im Gange beider wahrnehmbar wird. Ferner zeigen alle Monatsmittel das bemerkenswerte Resultat, dass das Seewasser in den vier Monaten stets wärmer ist als die ober demselben schwebende Luft. Der Unterschied zwischen Wasser- und Lufttemperatur ist im September am größten, im Juni am kleinsten. Der Gang der Erwärmung in den einzelnen Monaten war folgender: Luft im Juni 16·02, Juli 16·42, August 16·35, September 12·62, Mittel 15·35; Wasser 16·6, 17·7, 17·2, 14·9, 16·6; sonach Differenz 0·58, 1·28, 0·85, 2·28, 1·25.

Die angezeigte fleißige und gründliche Arbeit ist sehr lesenswert.

Steyr. Edm. Aelschker.

---

117. Gmeiner J. A., Über die ganzen Zahlen im Rationalitätsgebiete der fünften Einheitswurzeln. Progr. des Staats-Gymn. in Pola 1896, 8°, 22 SS.

Die Wurzeln der binomischen Gleichung $x^5 - 1 = 0$ sind, von $x = 1$ abgesehen, complex und zwar diejenigen, welche der im Bereiche der rationalen Zahlen irreductibeln Gleichung vierten Grades:

$$x^4 + x^3 + x^2 + x + 1 = 0$$

genügen. Wird eine dieser vier Wurzeln mit j bezeichnet, so sind, wie die unmittelbare Ausrechnung ergibt, die anderen: j^2, j^3, j^4, und weil vermöge vorstehender Gleichung jede höhere Potenz von j als die dritte sich durch diese und die niedrigeren rational und ganz ausdrücken lässt, so folgt, dass sich jede ganze Function der fünften Einheitswurzeln mit reellen ganzzahligen Coefficienten in der Form: $a_0 + a_1 j + a_2 j^2 + a_3 j^3$ darstellt, wo die a also reelle ganze Zahlen bedeuten. Und lässt man die a alle möglichen rationalen Werte annehmen, so stellt der vorstehende Ausdruck die Gesammtheit aller rationalen Zahlen im Gebiete der fünften Einheitswurzeln oder nach der jetzt üblichen Bezeichnung einen „Zahlen-

körper mit den Basiszahlen 1, j, j^2, j^3 vor. Diese Zahlen bilden ein für sich vollständig abgeschlossenes Gebiet von der Art, dass sich dieselben durch alle möglichen rationalen Operationen reproducieren, überdies kommen ihnen verschiedene Eigenschaften zu, welche gerade für diesen Zahlenkörper charakteristisch sind und wodurch sich diese Zahlen von denen eines jeden anderen Zahlenkörpers unterscheiden. Diese Eigenschaften, insbesondere soweit sich dieselben auf die ganzen Zahlen beziehen, im Anschlusse an die von Dedekind begründete Theorie der algebraischen Zahlen bis zur Herstellung der Restensysteme in diesem Gebiete zu entwickeln, hat sich im vorliegenden Aufsatze der Verf. zur Aufgabe gemacht. Diese Entwicklungen sind mit großer Präcision und Klarheit durchgeführt.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

118. **Solla, Dr. R. F., Die Pflanze und ihre Umgebung.** Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Triest 1896, 8°, 39 SS.

Der lesenswerte Aufsatz bringt eine anziehend geschriebene Darstellung der bisherigen Kenntnisse über das Leben der Pflanze unter den äußeren Einflüssen, als da sind: Licht, Wärme, Verdunstungsverhältnisse, Windstärke usw., und bespricht die sinnige Anpassung des pflanzlichen Organismus an dieselben. Dadurch, dass der Verf. den aus bekannten Hauptwerken entlehnten Ergebnissen einige wertvolle eigene Beobachtungen aus Italien zufügte, dürfte der Aufsatz auch weiteren Fachkreisen manches Interesse bieten.

119. **Zermann Ch. A., Beitrag zur Flora von Melk.** III. Theil (Schluss). Progr. des k. k. Stiftsgymn. der Benedictiner in Melk 1895, 8°, 62 SS.

In vorliegender von uns an dieser Stelle im vorigen Jahre S. 1032, Nr. 121 ausführlich besprochenen Zusammenstellung werden die Choripetalae der Umgebung Melks mit ihren Standorten aufgeführt.

120. **Wurm F., Die Flechten der Umgebung von Böhmisch-Leipa.** Progr. der Staats-Realschule in Böhm.-Leipa 1895, 8°, 29 SS.

Es ist immer ein sehr erfreuliches Zeichen, wenn durch die im Lehramte meist überbürdeten Herren zusammenhängende Arbeiten, wenn auch nur über einen Theil der Flora eines Gebietes geboten werden, wie es in der vorliegenden Arbeit geschehen ist. In demselben werden freilich nur die Gallert-, Strauch- und Laubflechten der Umgebung von Böhm.-Leipa gewissenhaft zusammengestellt, doch ist damit immerhin Ersprießliches geleistet, umsomehr als den Arten auch kurze Beschreibungen beigefügt wurden, in denen freilich mikroskopische Details und die chemischen Reactionen des Flechtenhallus vermisst werden. Trotzdem kann diese Arbeit als wertvolle Ergänzung der über die Flora von Böhm.-Leipa bereits erschienenen Publicationen betrachtet werden.

121. **Plitzka A., Über vergrünte und umgebildete Blüten der Herbstzeitlose in der Umgebung von Neutitschein.** Progr. der mähr. Landes Oberrealschule in Neutitschein 1895, 8°, 2 SS. u. 1 Tafel.

Der Verf. beschreibt in diesem Aufsatze die von ihm im Frühjahre 1895 ziemlich häufig angetroffenen, vergrünten Frühlingsblüten der Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale* L.). Die aufgefundenen Formen

wurden abgebildet. Eigenthümlich ist es, dass der Verf. nur immer völlig vergrünte Blüten antraf, während in anderen Gegenden, wie z. B. in der Wiener Umgegend, normal ausgebildete, wenn auch nach ihren Dimensionen kleinere Frühlingsblüten recht häufig angetroffen werden. Die auf diesen Gegenstand (das *Colchicum vernale* Hoffm. oder v. *vernum* Schrank) Bezug nehmende Literatur kam nicht zur Berücksichtigung.

Wien. Dr. G. v. Beck.

VIII. allgemeiner deutscher Neuphilologentag.

(Wien, Pfingsten 1898.)

Vorläufiges Programm: Pfingstmontag 30. Mai 1898 abends: Zwanglose gesellige Zusammenkunft und Feststellung der Tagesordnung für die Verhandlungen. Dienstag 31. Mai und Mittwoch 1. Juni vormittags: Allgemeine Sitzungen; nachmittags: Veranstaltungen des Festausschusses. Donnerstag 2. Juni früh: Gemeinsamer Ausflug auf den Schneeberg mittelst der neuen Bergbahn. Ein ausführliches Programm wird zu Ostern 1898 bekannt gegeben werden. Anmeldungen von Vorträgen, Berichten oder Thesen wollen ehestens an die Adresse des I. Vorsitzenden, Herrn Hofrath Prof. Dr. J. Schipper, Wien, XIII./2, Penzingerstraße 66 gerichtet werden. Als Festgabe der österreichischen Mittelschulen wird eine zu einem Bande vereinigte Sammlung von Programmarbeiten germanistischen, anglicistischen und romanistischen Inhaltes vorbereitet. Jene Herren Professoren, welche in diesem Schuljahre eine in diese Fächer einschlagende Abhandlung zu veröffentlichen vorhaben, werden höflichst ersucht, dem Ortsausschusse zu genanntem Zwecke je 300 Stück Sonderabdrücke überlassen und eine diesbezügliche Mittheilung baldigst an Herrn Prof. Dr. M. Friedwagner, Wien, XVIII., Staudgasse 2 richten zu wollen. Es ist bloß gleiches Format (250 : 165 mm unbeschnitten), nicht aber gleicher Druck bedingt; alle den Verfassern hiedurch erwachsenden Auslagen werden sofort vergütet. Diese Sonderabzüge wären ungeheftet und ohne besonderen Umschlag bis längstens Ende April 1898 unter Beischluss der Rechnung an den Cassier Herrn Prof. Rud. Alscher, Wien, IV., Waltergasse 7 einzusenden.

Der Ortsausschuss.

Schenkl-Feier.

Am 11. December 1897 vollendete der hochverehrte Mitredacteur dieser Zeitschrift, Hofrath Prof. Dr. Schenkl, sein 70. Lebensjahr, das zugleich den Abschluss seiner 40jährigen akademischen Lehrthätigkeit bedeutet. Um an diesem Tage dem greisen Gelehrten und Schulmanne Verehrung und Dankbarkeit zu bezeugen, fand in dem kleinen Festsaale der Wiener Universität eine Festfeier statt, zu der erschienen waren: Se. Exc. Sectionschef R. v. Hartel, Vicepräsident des Landesschulrathes Dr. Wolf, Vicepräsident der k. Akademie der Wissenschaften Prof. Dr. Suess, Univ.-Rector Hofrath Dr. Toldt mit den Dekanen der Facultäten und vielen Universitätsprofessoren, Landesschulinspectoren, Directoren und Professoren der Mittelschulen, eine große Anzahl Studenten und mehrere Damen.

Nachdem der Jubilar in den Saal geleitet und das vom akademischen Gesangvereine vorgetragene Weihelied verklungen war, beglückwünschte Se. Exc. Sectionschef v. Hartel in glänzender Rede den Jubilar als einen Mann von erstaunlicher Arbeitskraft, Selbstlosigkeit

und Pflichttreue, dessen hervorragende Geistes- und Herzenseigenschaften Redner in seinem mehr als 40 Jahre umspannenden Verkehr kennen gelernt zu haben sich glücklich schätze. Auf die Zeit rastlosen und ersprießlichen Schaffens sei nunmehr die Zeit der Ernte gefolgt, der Ernte wohlverdienten Dankes, der sich mit dem Herzenswunsche aller verbinde, es möge der Jubilar noch recht lange der Wissenschaft wie seinen Verehrern und Freunden in unversehrter Frische erhalten bleiben.

Hierauf sprach einer der ältesten Schüler Schenkls, Landesschulinspector Dr. Kummer, im Namen der »Freunde, Amtsgenossen und Schüler«, die an dem heutigen Gedenktage ein sichtbares, wenn auch bescheidenes Zeichen freundschaftlicher Liebe, collegialer Treue und dankbarer Anhänglichkeit dem Jubilar zu überreichen sich vereinigten. Dieses Zeichen, eine Nachbildung einer antiken Athenastatuette, sei mit dem Bildnisse des Jubilars geschmückt, da zum Standbilde der Göttin das Bild des trefflichen Mannes gehöre, der sich in ihrem Dienste bleibende Verdienste um Wissenschaft und Schule erworben habe. Diese Verdienste zu würdigen, sei in einer Adresse versucht worden.

Hierauf verlas Prof. Dr. Jurenka die lateinisch verfasste Adresse. Diese feiert den Jubilar zunächst als Lehrer, dem eine schier unübersehbare Schar von Schülern schon vom Gymnasium her zu Dank verpflichtet sei, und hebt Schenkls warmes und förderndes Interesse an der Entwicklung des österr. Gymnasialwesens gebürend hervor. Nebst seiner langjährigen, höchst ersprießlichen Lehrthätigkeit an drei Universitäten habe Sch. eine ungemein reiche und fruchtbare wissenschaftliche Arbeit, besonders in der Herausgabe griechischer und lateinischer Autoren entfaltet und seinem Namen über die Grenzen des Vaterlandes hinaus Ansehen und Achtung erworben. Die Adresse schließt mit dem Segenswunsche, es möge sich an dem Jubilar das Wort Pindars bewahrheiten: *ὁ νικῶν λοιπὸν ἀμφὶ βίοτον ἔχει μελιτόεσσαν εὐδίαν ἀέθλων ἕνεκεν.*

Hierauf hebt Landesschulinspector Kummer noch hervor, dass diese Adresse nahezu 700 Unterschriften trage; vertreten seien 125 österreichische Gymnasien, darunter 30 mit nichtdeutscher Unterrichtssprache, 9 Realschulen, die Universitäten beider Reichshälften und des Deutschen Reiches, Gelehrte aus Griechenland, Italien, England und auch Frauen, einstige Schülerinnen Schenkls.

Im Namen des Professoren-Collegiums der Universität beglückwünschte sodann Hofrath Dr. Gomperz den Jubilar und im Auftrage der Gymnasial-Prüfungscommission in Wien Hofrath Prof. Dr. Schipper. Nachdem noch namens der Studierenden, insbesondere der Mitglieder des philologischen Seminars dessen Bibliothekar Penzl Dank und Segenswünsche ausgedrückt hatte, ergriff Hofrath Schenkl, mit einem Beifallssturme begrüßt, das Wort. Es falle ihm schwer, würdig zu danken bei solcher Fülle von Anerkennung, die, wie ihm scheine, nicht verdient sei. Tief gerührt nehme er die Weihegabe an, die ein kostbares Erbstück in seiner Familie bilden werde, mit der Versicherung, er wolle alles, was er bisher geleistet habe und etwa noch leisten werde, bescheiden der Athena zu Füßen legen, die, eine hohe, aber milde Göttin, die Gabe nicht verschmähen möge, die aus reinem, dankbarem Herzen komme. Nachdem der Jubilar allen Theilnehmern, insbesondere den Rednern des heutigen, ihm unvergesslichen Tages sichtlich bewegt gedankt hatte, schloss die Feier mit der Absingung des Gaudeamus.

Die oberwähnte Athenastatuette ist nach einem Originale der k. Antiken-Sammlung in Wien von Prof. Stefan Schwarz in Silber mit theilweiser Vergoldung kunstvoll ausgeführt und steht auf einem silberverzierten Marmorsockel, der unter dem sprechend ähnlichen Porträtmedaillon des Gefeierten die schlichte Inschrift trägt: Carolo Schenkl amici collegae discipuli III Id. Dec. MDCCCLXXXXVII.







NAME	DATE	NAME	DATE